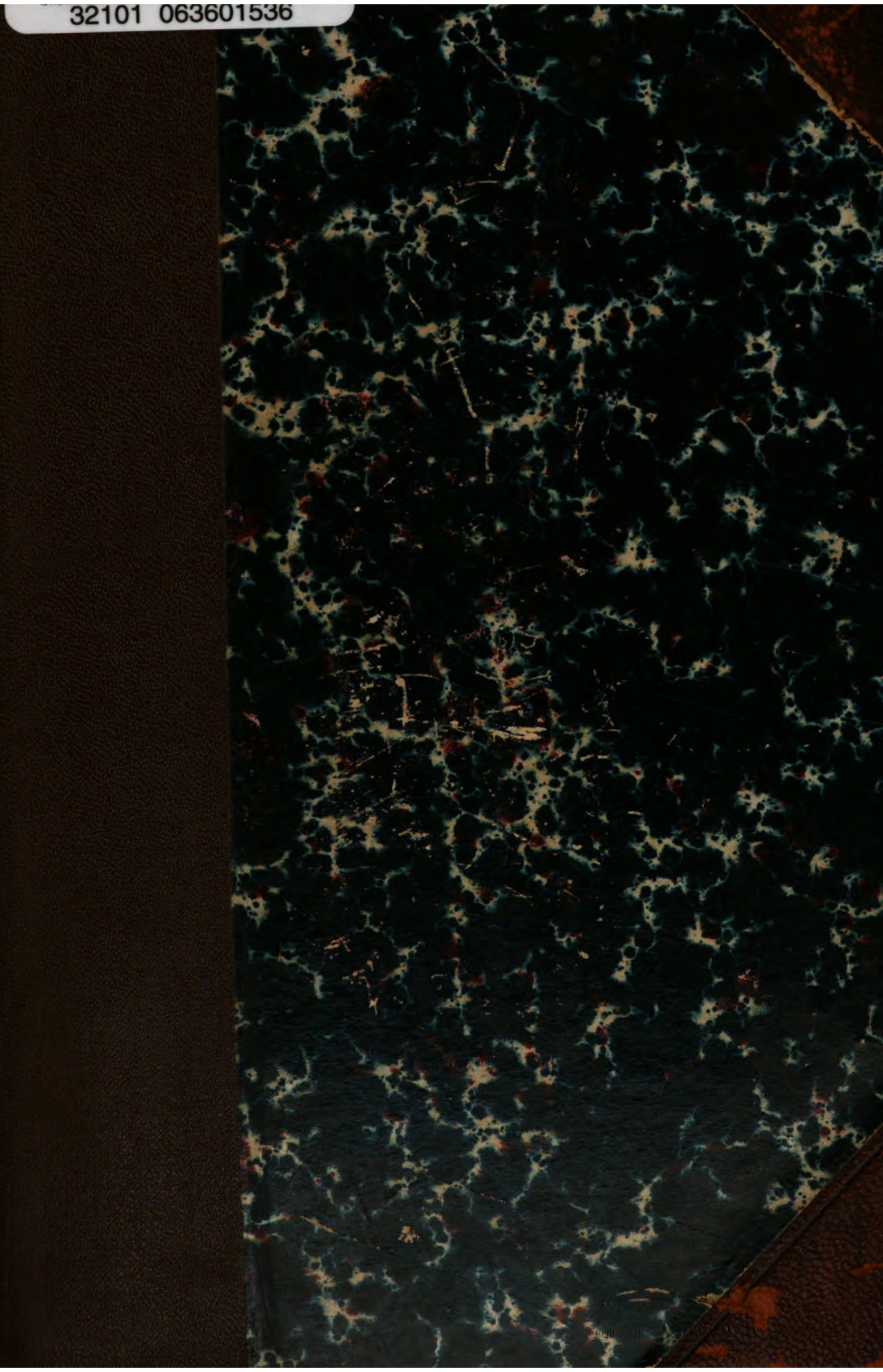
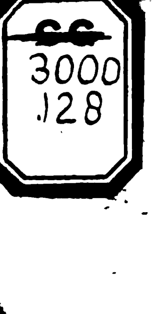

32101 063601536


3000
.128



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLII. JAHRGANG, 81. BAND.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1888.

Inhalts-Verzeichnis des LXXXI. Bandes.

Abhandlungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Charakteristik der deutschen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

Politische Dichtung vor Walther.

Walther von der Vogelweide — dieser Name wird in einer Charakteristik der deutschen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts mit Recht an erster Stelle stehen.

Allerdings beginnt seine politische Thätigkeit schon zwei Jahre vor Eintritt dieses Jahrhunderts; da aber eine eigentliche politische Lyrik erst mit ihr — zwar nicht in dem Leben des deutschen Volkes, aber doch wenigstens in seiner Litteratur — ihren Anfang nahm, so erscheint dieses Übergreifen um jenen zweijährigen Zeitraum genügend begründet.

„Er war der erste deutsche Poet, der mit schneidendem Ernst über den Liebessingsang hinausging, der ratend, warnend und strafend seine Stimme erhob im politischen Gewirr des Tages.“ [1] Diesem Urteil schliefst sich ein noch bestimmteres an, dahin lautend,[2] dafs diese poetische Gattung, „von keinem deutschen Dichter vor ihm gepflegt, eine freie Schöpfung seines Genius ist.“

Gab es vor Walther keine politische Dichtung?

Schon das Ludwigslied aus dem neunten Jahrhundert kann als politisches Gedicht bezeichnet werden; Scherer[3] nennt es

---

[1] Sugenheim, Geschichte des deutschen Volkes. Leipzig 1866. II, S. 660. [2] Menzel, Das Leben Walthers von der Vogelweide. Leipzig 1865. Vorwort S. III. [3] Geschichte der deutschen Litteratur. 1884. S. 61.

einen „Leitartikel, ein wohlgefülltes Weihrauchfafs, geschwungen vor dem gottbeschützten Königtume". Andere hervorragende Begebenheiten, wie die Aussöhnung Ottos des Grofsen mit seinem Bruder Heinrich, der Lechfeldsieg über die Ungarn u. ä., lebten in der Spielmannsdichtung des zehnten Jahrhunderts fort,[1] aber diese „anekdotenartigen historischen Lieder"[2] waren durchaus epischen Charakters.

Da blühte im elften und zwölften Jahrhundert die lateinische Vagantenlyrik auf, welche die Ereignisse des Tages mit ihrer Dichtung begleitete. Hat gleichzeitig mit dieser eine deutsche politische Lyrik der Fahrenden existiert? Hat Walther seine politische Lyrik von diesen überkommen oder sie, wie Menzel meint, sein Genius frei geschaffen?

Erhalten ist von einer deutschen politischen Lyrik der Fahrenden nichts. Gegen die Abfassung eines Gedichtes wenigstens, das dem ersten Anschein nach hierher zu gehören scheint, einer Klage über schlechte Zeiten, MF 244, 61 ff., gegen die Abfassung dieses Gedichtes im zwölften Jahrhundert und die Zuweisung desselben an den Anonymus Spervogel oder auch an Spervogel selbst hat Scherer[3] so gewichtige Einwände erhoben, dafs wir daran verzweifeln müssen, in ihm einen Rest politischer Dichtung von Fahrenden aus dem zwölften Jahrhundert erhalten zu sehen; vielmehr gehört es wahrscheinlich in die Zeit um 1240.[4]

„Den Kreisen deutsch dichtender Fahrender des zwölften Jahrhunderts, in welche uns Einblick vergönnt ist, scheint das Amt der Kritik öffentlicher Zustände noch fremd zu sein;[5] vom politischen Lied keine Spur; das leidenschaftliche Gefühl für Wohl und Wehe der Nation und des Reiches, die dichterische Beteiligung an der hohen Politik lag den Spielleuten gewifs[6] fern" — so urteilte Scherer über die Frage. So bestimmt derselbe aber hiermit die Existenz einer politischen Lyrik der Fahrenden vor Walther in Abrede stellt, so giebt er doch an anderer Stelle desselben Aufsatzes[7] der gegenteiligen Ansicht Raum. „Die Produkte der Kunstpoesie", sagt er, „erheben sich in jener

---

[1] Geschichte der deutschen Litteratur. S. 62, 63. [2] Ebd. S. 64. [3] Dtsch. Stud. I, S. 313. [4] Ebd. S. 314. [5] Ebd. S. 325. [6] Ebd. S. 349. [7] Ebd. S. 350.

ganzen Epoche nur wie einzelne Kirchturmspitzen über ein unendliches Häusermeer. Dieses Häusermeer ist für uns grofsenteils freilich in Nebel verhüllt, aber es war nichtsdestoweniger vorhanden, eine reiche, unaufhörlich gepflegte Volkspoesie, deren Träger die Spielleute",[1] und im Hinblick auf dieses „Häusermeer" spricht er die gerade entgegengesetzte Ansicht aus, dafs auch der politische Spruch bereits vor Walther existiert haben dürfte,[2] dafs es politische Lieder mehr persönlichen Charakters immerhin gegeben haben möge; mancher Spielmann werde seinem Gönner die Dienste eines Leibjournalisten zum Angriff auf politische Gegner geleistet haben.[3]

Welche Spuren führen nun zu der Annahme der Existenz einer deutschen politischen Lyrik der Fahrenden vor Walther?

Dieselbe patriotische Gesinnung wie bei Walther, bemerkt Wilmanns,[4] nehmen wir schon in einigen Gedichten des zwölften Jahrhunderts, z. B. dem lateinischen Osterspiel vom Antichrist, der Pilatuslegende und namentlich dem Grafen Rudolf, wahr.[5] Aufserdem hat Jakob Grimm[6] unter den lateinischen Dichtungen auf Friedrich I., wie z. B. dem Pantheon des Gottfried von Viterbo, dem Ligurinus von Günther, ganz besonders eine Reihe durch einfache Natur ausgezeichneter Gedichte hervorgehoben, die in die Jahre 1162—65 fallen[7] und deren Verfasser von dem Erzkanzler Friedrichs I. beauftragt, angestellt war,[8] die Thaten Friedrichs in Welschland zu besingen. Hieran reihen sich die von Schmeller herausgegebenen Carmina Burana, soweit sie politischen Inhalts sind. Ist die Handschrift der C. B. auch eine rechte Sammelhandschrift, in der Lieder aus ganz verschiedenen Zeiten und Gesellschaftskreisen bald nach schriftlicher, bald nach mündlicher Überlieferung zusammengebracht sind,[9] so scheint doch bisher unbestritten, dafs dieselben ihrem Hauptkern nach deutsche Erzeugnisse sind und dafs die politischen Dichtungen in ihnen dem zwölften Jahrhundert, und zwar der Zeit vor Walther, angehören.

---

[1] Dtsch. Stud. I, S. 350. [2] S. 334. [3] S. 349. [4] Leb. Walthers S. 248. [5] Ebd. III, 625. [6] Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit (Abh. d. Berl. Akad. 1843) S. 153—155. [7] Ebd. S. 161. [8] Ebd. S. 165. [9] Burdach, Reinmar d. Alte und Walther von der Vogelweide. Leipzig 1880. S. 155.

Das erstere schien schon Uhland[1] anzuerkennen, indem er sagte: „Mittellateinische Volkslieder deutschen Ursprungs zählen, soweit ihr Inhalt volkstümlich ist, nicht zu den fremden.“ Daſs aber die politischen Dichtungen der C. B. in die Zeit vor Walther zu setzen sind, das zeigen schon die in einzelnen Gedichten selbst enthaltenen Jahreszahlen, z. B. 1177 in XXIX und 1187 in XXVI. Die gröſste Kraft, urteilt Gervinus,[2] tritt in der geistlichen Polemik zu Tage. Die rebellischen Gedichte eifern in dem Tone, in dem Barbarossa zu den Päpsten redete, gegen Roms unersättliche Herrschsucht, gegen seine Unterdrückung von Wahrheit und Recht, gegen seinen Götzendienst vor Plutus' Altar, gegen seine Käuflichkeit und Bestechlichkeit, Simonie und „Giezie“, gegen den Verkauf des Chrisma und der Hostien — alles Themata, wie sie nachher Walther von der Vogelweide angeschlagen hat, so daſs schon Grimm[3] urteilte: „Wer nichts vom archipoëta wüſste und diese lateinischen Gedichte läse, würde ihm nicht die cithara Waltheri unbedenklich die unseres berühmten Sängers sein?“

In der That, der Geist jener rebellischen Lieder, jener grimmigen Ausfälle, wie z. B.:

Cum ad papam veneris,
habe pro constanti:
non est locus pauperi,
soli favet danti,[4]

oder:

O vos bursæ turgidæ,
Romam veniatis,
Romæ datur potio
bursis constipatis[4] —

ist derselbe wie in Walthers Gedichten, nur noch rücksichtsloser, heftiger, leidenschaftlicher. Engste Verwandtschaft der beiderseitigen Tendenz wird niemand leugnen. Was läſst sich aus dieser Verwandtschaft folgern?

Burdach[5] schlieſst daraus, die C. B. seien zum Teil lateinische Bearbeitungen Waltherscher Gedichte; Martin,[6] Walthers Dichtungen seien zum Teil deutsche Bearbeitungen von Carmina

---

[1] Schriften. 1866. III, S. 9. [2] Gesch. d. dtsch. Dichtung I, 497 f. [3] a. a. O. S. 180. [4] C. B. IX. [5] a. a. O. S. 154 ff. [6] Die C. B. und die Anfänge des deutschen Minnesangs (Ztschr. f. d. A. 20, S. 46 ff.).

Burana; leider beschränken beide ihre Beweisführung auf eigentliche Minnelieder, wenngleich Martin[1] seine Behauptung auch auf die gegen die römische Kurie gerichteten Lieder ausdehnt.

Gegen die Annahme Burdachs, dafs die C. B. Nachbildungen Waltherscher Dichtungen wären, spricht wenigstens bezüglich der politischen Lieder einmal der schon erwähnte Umstand, dafs in einigen Dichtungen historischen Inhalts Jahreszahlen angegeben sind, die vor Walthers politischer Dichtung liegen; ferner die mafslose Heftigkeit der rebellischen Lieder, welche die Angriffe Walthers, des vermeintlichen Originals, doch noch weit überbieten; der Umstand, dafs die Angriffe auf den Papst durchaus allgemeiner Natur sind, nicht wie bei dem vermeintlichen Original Walther, auf eine bestimmte äufsere Veranlassung zurückgehen; endlich aber und vor allem der das Zeitalter Barbarossas deutlich verratende Siegesübermut des über den Papst triumphierenden Kaisertums, der aus allen diesen rebellischen Gedichten untrüglich hervorleuchtet.

Gegen die entgegengesetzte Annahme Martins, dafs Walther seinerseits die C. B. nachbildete, spricht der Umstand, dafs Walther, soweit uns bekannt, kein Latein verstand. Wenigstens hat Grimm[2] darauf aufmerksam gemacht, dafs sich dies aus den Spuren lateinischer Kenntnisse, den Worten „in nomine Domini" und „libera nos a malo" — die z. B. Wilmanns[3] als Beweise für eine gelehrte Erziehung Walthers anführt —, nicht schliefsen lasse, da diese Formeln aus den kirchlichen Gebräuchen jedem Laien bekannt und geläufig waren; folglich müfsten die C. B. von Walther nicht direkt, sondern erst aus deutschen Übertragungen nachgebildet sein.[4] — Dann hätte es aber „rebellische Gedichte" in deutscher Sprache vor Walther gegeben. Führen zu dieser Annahme vielleicht noch deutlichere Spuren?

Gervinus[5] findet bezüglich der eigentlichen Minnelieder unserer höfischen Dichter und dieser C. B. einen seltsamen, befremdenden Unterschied. Wir könnten uns in so vielen vagen Minneliedern wie fremd fühlen, in diesen lateinischen Gedichten fühlten wir uns deutsch.

---

[1] a. a. O. S. 66. [2] a. a. O. S. 180. [3] a. a. O. S. 255. [4] Martin a. a. O. S. 66 nimmt dies an bei 39, 11. [5] a. a. O. I, 497.



Ähnliches empfinden wir bei diesen lateinischen Gedichten politischen Inhalts. Man mache nur die Probe und lasse sie auf sich wirken, wenn man z. B. hört:

Jam jus novum Simoniam
esse dicunt et sic viam
linquunt per dementiam,[1]

oder:

Principes et abbates
ceterique vates,
ceteri doctores
jura deposuerunt et mores
canones et decreta,
sicut scripsit propheta:
Deum exacerbaverunt
et sanctum Israel blasphemaverunt,[2]

oder:

Monachi sunt nigri
et in regula sunt pigri,[2]

oder:

Doctores apostolici
et iudices katholici
quidam colunt Albinum
et diligunt Rufinum,
cessant judicare
et student devorare
gregem sibi commissum:
hi cadunt in abyssum.[3]

Man sieht, diese lateinischen Gedichte sind ganz volkstümlich gehalten; sollte bei solchen Vorgängern den deutsch dichtenden Fahrenden des zwölften Jahrhunderts das Amt der Kritik öffentlicher Zustände wirklich ganz fremd geblieben sein?

Wie, wenn einzelne der fahrenden Kleriker, um noch volkstümlicher, um allem Volke verständlich zu sein, deutsche und lateinische Verse derartig mischten, dafs sie auch von einem nur deutsch redenden, niederen Publikum verstanden wurden? Ein solches rebellisches Gedicht in diesem deutsch-lateinischen Mischmasch haben wir wenigstens, es ist C. B. CXCII, wo die Kargheit der Geistlichkeit mit den Worten verspottet wird:

Sicut cribratur triticum,
also wil ich die hêrren tuon;
liberales dum cribro,
Die bösen rîsent in daz strô,
viles sunt ziçania,
daz sie der tievel alle erslahe!

---

[1] C. B. XVIII, 26. [2] C. B. XVII, 9. 10. 16. [3] C. B. XVII.

Rusticales clerici
semper sunt famelici,
Die geheizent und lobent vil
und loufen hin çer schanden zil.
Quisque colit et amat,
daz in sîn art geleret hat.
Natura vim non patitur,
hinvur, hinvur, hinvur, hinvur!

Ein derartiges Spottlied wird auch trotz der lateinischen Brocken das Volk auf der Landstrafse, auf den Märkten verstanden haben. Jene lateinischen Brocken dienten wie in Schillers Kapuzinerpredigt und deren Vorbildern, den Predigten eines Abraham a Santa Clara, wohl nur als Ruhepausen für den Zuhörer, der auf die dann folgenden pointenreichen, ihm verständlichen deutschen Sätze mit desto gespannterer Aufmerksamkeit lauschte.

Ein solches „rebellisches" Mischmaschlied ist erhalten — und es sollte keine anderen gegeben haben?

Wenn aber solche Mischmaschlieder im Munde des Volkes waren, wenn Berührungen zwischen weltlichen Spielleuten und Klerikern[1] unzweifelhaft stattgefunden haben und Spielleute von den Geistlichen zu lernen suchten[2] — wie hätten sich die deutsch redenden Spielleute einen so dankbaren Stoff, eine so unerschöpfliche Fülle von Motiven, wie sie der echt volkstümliche Spott auf das anstöfsige Leben der Geistlichkeit und auf die Habsucht der Kurie darbot, entgehen lassen?

Diese Ansicht, dafs die „rebellischen" Lieder der Carmina Burana nicht nur in lateinisch-deutscher Mischsprache, sondern auch bald in rein deutscher Sprache aus dem Munde der Fahrenden wiedertönten, findet eine merkwürdige Analogie in dem umgekehrten Vorgehen der Fahrenden in früheren Zeiten.

Früher hatten Spielleute unter ihr Deutsch das Latein gemischt und sich dadurch einem höherstehenden Publikum empfohlen.[3] Wie sie damals durch das beigemischte Latein zu den Rittern hinaufgestiegen waren, so stiegen sie jetzt durch das beigemischte Deutsch zum Volke herab, ja liefsen endlich die lateinischen Zuthaten gänzlich fallen.

---

[1] Wilm., Leb. W. S. 3. [2] Ebd. S. 254. [3] Scherer, Gesch. d. dtsch. Litt. S. 63. Müllenhof u. Scherer, Denkm. XVIII.

Demgemäfs wird die Vermutung, dafs eine deutsche politische Lyrik der Spielleute etwa in dem Genre der Carmina Burana, soweit dieselben politischen Inhalts sind, schon vor Walther existiert habe, nicht unbegründet erscheinen.

Es bleibt noch die zweite Frage zu prüfen, ob Walther seine politische Lyrik von ihnen, den Spielleuten, überkommen oder ob sein Genius dieselbe frei geschaffen hat.

„Wäre die Poesie der Spielleute der geistlichen überlegen gewesen, schwerlich hätte diese solchen Umfang erreicht, schwerlich wäre jene ganz verloren, sicherlich hätte die französische Litteratur seit dem zwölften Jahrhundert nicht eine so geradezu überwältigende Wirkung über Deutschland gehabt. Die Poesie der Spielleute trug den Keim einer höheren selbständigen Entwickelung nicht in sich."

Hier wird von Wilmanns[1] in Abrede gestellt, dafs eine weit verbreitete Liebeslyrik vor der höfischen Minnedichtung in Deutschland vorhanden war. Dieses letztere aber geht aus Liedern wie dem nachher von ihm selbst angeführten:

Swaz hie gât umbe
daz sint alles megede,
die wellent âne man
allen disen sumer gân,

oder dem bekannten

Du bist mîn, ich bin dîn,
des solt dû gewis sîn;
du bist beslozzen
in mînem herzen;
verloren ist daz sluzzelîn,
du muost immer drinne sîn —

deutlich hervor; hat demnach Burdach[2] mit Bezug auf das reizende Lied „Under der linden u. s. w." ein Recht zu behaupten, dergleichen könne auch der gröfste Dichter nicht, ohne sich an anderen Mustern gebildet zu haben, hervorzaubern,[3] so wird es sehr wahrscheinlich, dafs Walther seinen höfischen Liebesliedern frische Lebenskraft nirgend andersher zugeführt habe, als aus der volksmäfsigen Liebeslyrik.[4]

Vielfach findet bei Walther die gnomische Spruchpoesie An-

---

[1] Leb. W. S. 4. [2] a. a. O. S. 16. [3] Gödeke I, 48. [4] Burdach S. 15 ff., 128 ff., 154 f.

wendung, in welcher er einfache Lebensweisheit vorträgt, bald in ganz einfachen Formen, die dem volksmäſsigen Gesange offenbar nahe[1] stehen, z. B. „Nieman kan beherten u. s. w.“, bald in künstlicheren des höfischen Gesanges, wie „swâ guoter hande wurzen sint in einem grüenen garten u. s. w.“

Auf diesem Gebiete hatte Walther Vorgänger an Anonymus Spervogel (Herger) und seiner Schule gehabt.

Wilmanns[2] meint allerdings, Herger stehe allein mit seiner didaktischen Lyrik; mit Sicherheit könnten wir keinen Dichter des zwölften Jahrhunderts anführen, der auf seiner Bahn fortgeschritten wäre. Den Spervogel pflegte man als seinen unmittelbaren Nachfolger anzusehen, aber das sei mindestens ungewiſs; seine Poesie enthalte nichts, was zwänge, ihn schon in das zwölfte Jahrhundert zu setzen. — Aber die Existenz der Spruchdichtung des Anonymus Spervogel (Herger) allein genügt zum Beweise dafür, daſs in der Poesie des zwölften Jahrhunderts bereits der gnomische Spruch seine Stelle hatte. Setzt doch zum Überfluſs Wilmanns selbst hinzu: „Daſs diese Gattung der Poesie überhaupt keine weiteren Vertreter gefunden habe, folgt daraus natürlich nicht und ist ganz unglaublich.“

Aus Hergers eigenen Worten[3] kennen wir seine niedrige Herkunft; unzweifelhaft geht daher die von ihm vorgetragene Spruchweisheit auf den Kreis, in welchem er aufgewachsen war, zurück. Lediglich durch den Umstand, daſs um seine Zeit die Volkslitteratur erst Schriftlitteratur wurde, ist er also nach Scherers Urteil[4] der Ahnherr der deutschen Didaktik.

Wir sehen, Walther hat auf dem Gebiete des gnomischen Spruches einen dem Bauernstande entsprossenen Dichter als Vorgänger gehabt; auf dem Gebiete der Liebeslyrik hat er sich an volksmäſsige Dichtung angeschlossen; muſste sein Genius also, wie Menzel sagt, die politische Spruchdichtung durchaus frei erschaffen, während solche doch, wie oben gezeigt, bei den Spielleuten vermutlich längst schon gang und gäbe war? Er sollte an ihrem volksmäſsigen Gesange seine Liebeslieder und gnomischen Sprüche gebildet haben — und ihr Vorbild sollte ihm für

---

[1] Burdach S. 169. Anderer Ansicht ist Wilmanns Ausg. S. 324.
[2] Leb. S. 35. [3] Bartsch L. D. III, 46—48. [4] Dtsch. Stud. I, 297.

seine politischen Sprüche entgangen sein, in denen er so mächtig und so eindringlich, so echt volksmäſsig zu reden weiſs, daſs er „Tausende zu bethören“ verstand?

Sein Verdienst bleibt immerhin groſs genug.

Mit Recht hat man es eine befremdende Erscheinung genannt, daſs z. B. in den Liedern Friedrichs von Hausen nichts zu entdecken ist, was auf seinen Stand, seine Stellung, seine Ritterschaft, seinen Staatsdienst unter Friedrich I. könnte schlieſsen lassen;[1] daſs in der gewaltigen Liedermasse der ritterlichen Dichter vor Walther auch nicht ein hervorragendes politisches Ereignis der bisherigen politischen Geschichte Deutschlands von Karl dem Groſsen bis auf Friedrich I. erwähnt wird;[2] daſs das Rittertum nur für übersinnliche und unsinnliche Interessen gekämpft und sich stets ferngehalten hat von den wirklichen Lebensfragen des Vaterlandes.[3]

Walthers Verdienst ist es, daſs er die bisher auf die Kreise der Fahrenden beschränkte politische Lyrik nicht nur aufnahm und sie mit den künstlichen Formen des höfischen Minnesangs ausstattete, sondern auch diese dem höfischen Minnesang bisher fremden Stoffe auf den Burgen und an den Höfen der Adligen, der Fürsten, ja der Kaiser zur Geltung zu bringen wuſste.

So ging er mit schneidendem Ernste über den Liebessingsang hinaus, und auf seinen Schultern ruhte fortan die nun weiter sich ausbreitende politische Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Wenn daher Burdach[4] Walther den ersten nennt, der mit Bewuſstsein Volkstümliches in die höfische Minnepoesie eingeführt hat, so wird zu diesem Volkstümlichen ganz besonders auch die politische Spruchdichtung gezählt werden müssen.

Zweiter Abschnitt.

Die politische Dichtung Walthers.

Walther also ist der Chorführer auf dem Gebiete der deutschen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts. Eine Charakteristik derselben dürfte daher am geeignetsten von einer

---

[1] Gerv. I, 484. [2] Menge, Kaisertum und Kaiser bei den Minnesängern (Köln. Progr. 1880, S. 9, Anm. 36). [3] Burdach S. 125. [4] a. a. O. S. 128.

Charakteristik der politischen Lyrik Walthers ausgehen, da durch ihn die Kreise gezeichnet sind, in denen sich die gesamte deutsche politische Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts fortan bewegt, — übertroffen, ja auch nur erreicht hat ihn keiner seiner Nachfolger.

Welches sind also die Kreise, in denen sich Walthers politische Lyrik bewegt?

„Ir sult sprechen willekomen“ — so singt Walther „den Preis des deutschen Landes vor allen anderen, deren er viele durchwandert“. Pfeiffer giebt dem Liede die Überschrift: „Deutschland über alles.“ Es ist ein Preis des deutschen Landes, vorzüglich der deutschen Frauen; und Klänge, die noch heute alle deutschen Herzen entflammen, wie „Deutschland über alles“ und „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“, sind ihm abgelauscht. — Der „hochschwebende Jubel“ beim Anblick des gekrönten Königs Philipp zu Mainz[1] am 8. Sept. 1198, bei der Begrüfsung des Kaisers Otto auf dem Hoftage zu Frankfurt,[2] —

Hêr keiser, sît ir willekomen,
des küniges name ist iu benomen; —

seine beiden Aufforderungen an Friedrich II.[3] zur Unternehmung des Kreuzzuges: „Hêr keiser, ich bin frônebote u. s. w.“ und „Hêr keiser, swenne ir Tiuschen fride u. s. w.“, sind von derselben patriotischen Begeisterung getragen; das „farbenhelle Gemälde“ des Kirchganges des Königs Philipp mit seiner Gemahlin an dem Magdeburger Weihnachtsfeste 1199[4] mit gleichen Farben entworfen. Und seine Klagen, wie

[1] 18, 29. Ausg. v. Lachmann. Von Simrock, Ausg. S. 46 u. Nagele, Germ. 24, 152 f. auf das Magdeburger Weihnachtsfest bezogen; Wilmanns Ausg. S. 144 giebt die Möglichkeit dieser Beziehung zu — gegen Lachm. zu 18, 36 u. Rieger S. 8. Uhland V, S. 23 (Schriften 1870) —, ich glaube, mit Unrecht wegen der Beziehung auf „Philippe, setze en weisen ûf“, „die armen künige“ und „die ze hêren zirken“ in 9, 13—15; eine eingehende Begründung würde hier zu weit führen. [2] 11, 30. Eine Besprechung der von Wilm. Leb. S. 74 vorgetragenen Ansicht, dafs W. hier „falsches Zeugnis“ bez. der Treue des Meifsners und der Ergebenheit der Fürsten abgelegt habe, folgt später, S. 25 ff. [3] 12, 6. 18. Wilm. Ausg. S. 123 verlegt die beiden Sprüche auf den Frankfurter Reichstag 1212; Winckelmann, Philipp von Schwaben und Otto 2, 205 auf die Zeit bald nach der Krönung und vor der Bannung Ottos IV., 1209—1210, Paul-Braune, Beiträge 8, 170 weist sie — wie Uhland S. 135 schon gewollt — als auf Friedrich II. zu beziehen nach. [4] 19, 5.



Ich sach hievor eteswenne den tac,
daz unser lop was gemeine allen zungen,
swâ uns kein land iender nâhe gelac,
daz gerte suone oder ez was betwungen,[1]

oder

untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze,
frid' unde reht sint sêre wunt[2]

und andere[3] atmen denselben Geist.

„Die Vaterlandsliebe, dieses edle Gefühl, ist die Seele eines bedeutenden Teils seiner Dichtungen. Überall erregt es ihn zu der lebhaftesten Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Ihm gebührt unter den altdeutschen Sängern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Keiner hat wie er die Eigentümlichkeiten seines Volkes erkannt und empfunden.“[4]

Seine Liebe zum Vaterlande ist es, die ihn dazu treibt, in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst mit Eifer, ja mit Leidenschaft die Partei des ersteren zu ergreifen.

In diesem Kampfe lassen sich drei Stadien erkennen. Im ersten Stadium beklagt Walther, daſs der Papst in weltliche Gerechtsame übergreife, und bleibt wesentlich defensiv; im zweiten sucht er das Unrecht der Kurie, das Recht des Kaisers zu erweisen und deckt die Widersprüche in der päpstlichen Politik mit schneidender Ironie auf; er verbindet Defensive und Offensive; im dritten Stadium greift er zu den heftigsten Schmähungen auf die Kurie selbst und rät sogar zu Gewaltmaſsregeln, zur Temporaliensperre des neunzehnten Jahrhunderts; er geht zu schneidiger Offensive über.

In dem Spruche, der unbestritten in die Zeit des Thronstreites zwischen Philipp und Otto IV. verlegt wird,[5] kommt allerdings schon die Bemerkung vor:

Ze Rôme hôrte ich liegen
und zwêne künege triegen,

ferner:

si bienen, die si wolten,
und niuwet, den si solten;

aber der Schluſs enthält ziemlich resigniert die Klage des Klausners:

[1] 85, 25. [2] 8, 24. [3] 102, 15. 9, 8. [4] Uhland, Schriften 1870. Bd. V, S. 31 f. [5] 9, 16. Von Simrock in das Jahr 1198 verlegt wegen des „allze junc“, von Wilm. Ausg. S. 114 mit überzeugenden Gründen in das Jahr 1201.

Ô wê, der bâbest ist ze junc,
hilf, hêrre, dîner kristenheit —

wie zahm im Vergleich zu Walthers späteren heftigen Angriffen![1]

Ebenso resigniert lautet die Klage:

Daz sî dir, süezer got, gekleit
die pfaffen wellent leien reht verkêren.[2]

Der Spruch, dem diese Worte angehören, wurde nach dem Vorgange von Abel[3] auch von Wilmanns[4] auf Otto IV., von Paul-Braune[5] auf Friedrich II. und auf die Zeit von 1212—1215 bezogen, wogegen ihn Nagele[6] nach dem Vorgange von Lachmann und Simrock in das Jahr 1198 setzt. Entscheidend für die Kontroverse zu Gunsten von Nagele scheinen die Worte zu sein:

Alle fürsten lebent nû mit êren,
wan der hoehest' ist geswachet,
daz hât der pfaffen wal gemachet,

die Wilmanns auf die Doppelwahl des Jahres 1198 nicht für passend hält. Nun besagen doch aber die Worte des Spruches „alle fürsten lebent nû mit êren, wan der hoehest' ist geswachet“ nichts anderes als „die cirkel sint ze hêre“, und gerade der Spruch, in dem diese Worte vorkommen, wird von Wilmanns selbst in das Jahr 1198 gesetzt. Wenn derselbe aber — wie P.-B. a. a. O. — an dem Ausdrucke „der pfaffen wal“ Anstoſs nimmt, so hebt sich auch dieser Anstoſs durch die Worte des Spruches „Ich sach mit mînen ougen“, wo es heiſst:

dâvon huop sich der meiste strît,
der ê was oder iemer sît,
daz sich begonden zweien
die p f a f f e n u n d e l e i e n.

Wird nämlich dieser Streit zwischen pfaffen und leien auf Philipps Thronstreit bezogen, wie allgemein, auch von Wilmanns, geschieht, so bleibt kein Hinderungsgrund, auch dem Ausdrucke „der pfaffen wal“ gleiche Beziehung zu geben.

Wenn schlieſslich Abel und P.-B. in dem Spruche wegen der Erwähnung der Konstantinischen Schenkung einen zu starken Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papsttums sehen, als

---

[1] Gleiches Urteil bei P.-B., Beitr. 8, 168. [2] 25, 23, 24. [3] Zs. f. d. A. IX, 144. [4] Leb. S. 444. [5] P.-B., Beitr. 8, 167 f. [6] Germ. 24, 157.

dafs er nicht auf die Zeit der höchsten Macht des Papstes Innocenz zu beziehen wäre, so ist glücklicherweise zum Vergleich noch ein anderer Spruch vorhanden, worin ebenfalls der Konstantinischen Schenkung gedacht wird.[1] Derselbe gehört wahrscheinlich in das Jahr 1229, wo Papst Gregor IX. und Kaiser Friedrich II. sich so feindselig gegenüberstanden, wie nur je Innocenz III. und Otto IV. gestanden hatten. Da sagt Walther betreffs der Konstantinischen Schenkung, die Pfaffen wären nur dazu da, um zu singen und Almosen zu geben, hier: „daz sî dir, süezer got, gekleit, die pfaffen wellent leien reht verkêren“; da im Anschlufs an die Erwähnung der Konstantinischen Schenkung die bündige Abfertigung: „Singt und betet nur gefälligst, um die Welt sorgen wir!“ — hier im Anschlufs daran die — man möchte sagen sanftmütige — Klage: „O weh, dafs die Pfaffen Laienrecht verdrehen!“ — da energischer Protest, hier bescheidene Resignation, die — so viel wird der Vergleich gezeigt haben — durchaus nicht angemessen ist, auf die Zeit der höchsten Macht des Papstes Innocenz zu beziehen, vielmehr immer noch eine gewisse Mäfsigung zeigt und also in den Anfang des Streites zwischen Papst und Kaiser zu gehören scheint. Freilich, mit dem Erfolge der Kurie wuchs das Begehren — bald hatte Walther Veranlassung, entschiedener aufzutreten.

Im Laufe des Jahres 1211 zeigte Papst Innocenz III. in einem Schreiben an die deutschen Fürsten die gegen Kaiser Otto IV. ausgesprochene Exkommunikation und Eideslösung an.[2] Den Einwurf, dafs der Papst selbst Otto so weit habe kommen lassen, erhob Walther,[3] und die drei Sprüche[3] „Hêr babest, ich mac wol genesen; Gott gît ze künege, swen er wil; do gotes sun hie ’n erde gie“ bilden die Antwort auf jene päpstliche Anzeige.[4]

Man sieht also, dafs jene Sprüche durch den Angriff des Papstes gegen den Kaiser erst hervorgerufen, also insofern defensiv sind. Aber wie führt er die Verteidigung? „Herr Papst, ich will Euch gehorsam sein; einst gebotet Ihr, Kaiser Otto zu

---

[1] 10, 25. [2] Winkelmann 2, 256. [3] 11, 6. 12, 30. 11, 18. [4] Wilm. Leb. S. 111. Anders Uhland S. 136. Wackernagel, Rieger, Pfeiffer bei Menzel S. 191.

gehorchen, und sagtet, seine Freunde seien gesegnet, seine Feinde verflucht; daran denket jetzt! Wenn Ihr jetzt ihm flucht, so habt Ihr entweder früher oder jetzt gelogen; gebt vielmehr dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist." So hängen die drei Sprüche inhaltlich zusammen: der erste enthält den Thatbestand; der zweite zieht die Folgerung, daſs die Pfaffen Lügner seien; der dritte vergleicht sie deshalb mit den Pharisäern — der Dichter geht, nachdem er die Blöſse des Gegners erspäht hat, zum Angriff über.

Je verbitterter die Stimmung, desto heftiger der Angriff. Der Zauberer Gerbert als Inhaber des römischen Stuhles hat nur sich ins Verderben gestürzt; der jetzige Papst verkehrt Gottes Werke, verfälscht Gottes Wort, ist ein Hirt wie ein Wolf unter den Schafen.[1] Der Papst ist ein Genosse des Teufels, darum laſst von ihm, Bischöfe und edle Pfaffen![2] Die ganze Herde folgt dem Papste in Habsucht, Lug und Trug; aber der junge muſs schlieſslich mit dem alten Judas zu Grunde gehen.[3] Hat er früher dem Papste mit Ironie den Widerspruch in seinem Verhalten aufgewiesen, so sagt er jetzt mit Hohn: Wie lacht der Papst, wenn das Reich durch Verwirrung, Brand und Verwüstung leidet, das deutsche Silber aber in seinen welschen Schrein fährt;[4] Herr Stock, Ihr sucht im deutschen Lande Thörinnen und Narren;[5] der Papst ist schlimmer als die Heiden, welche wenigstens offene Feinde Christi sind.[6] — Am gefährlichsten für die Kurie, wenn schon die Zeit dazu gewesen wäre, ihn durchzuführen, war der Vorschlag zur Einziehung der Kirchengüter; Abnehmer würden sich schon finden.[7]

Man kann die zunehmende Verschärfung und Erbitterung während des langen Kampfes in keinem historischen Berichte anschaulicher dargestellt finden als in den angeführten Sprüchen Walthers von dem gemäſsigten „O wê, der bâbest ist ze junc" und „gote sî'z gekleit" an bis zu dem schneidigen „Ahî, wie kristenlîche der bâbest unser lachet" und „man swenke in lîhte engegene den vil swinden widerswanc!"

Friedrich I. hatte mit gewaltiger Hand die nach Erweiterung ihrer Territorialmacht und ihrer Rechte strebenden Fürsten nieder-

---

[1] 33, 21. [2] 33, 1. [3] 33, 11. [4] 34, 4. [5] 34, 14. [6] 10, 9. [7] 33, 1.

gehalten; nach seinem Tode schon wagte sich ihr Streben nach gröſserer Unabhängigkeit von der kaiserlichen Gewalt aufs neue hervor, und die Aufstellung von Gegenkönigen unter seinen Nachfolgern wirkte um so verderblicher auf die Zersplitterung der unter Friedrich I. so gesicherten Kaisermacht, als beide Prätendenten sich nur durch Erweiterung der Rechte der Fürsten Anhang unter denselben verschaffen konnten. Immer gefährlicher wurde die wachsende Macht der Fürsten für die Einheit des Reiches, und die Geschichte unseres Vaterlandes zeigt, wie die Kaisermacht durch die Fürstenmacht mehr und mehr zurückgedrängt wurde. Obgleich eine klare Erkenntnis der drohenden Gefahr dem ganzen Zeitalter und vor allem den staufischen Kaisern selbst gefehlt haben muſs, die sonst sicherlich mehr für die Festigung des Reiches im Innern gethan und nicht eine solche Fülle deutscher Kraft im Auslande verschwendet hätten, so führte doch die zunehmende Unsicherheit und Zerrüttung im Reiche manchen die Notwendigkeit einer starken Kaisergewalt gegenüber den Anmaſsungen der Fürsten vor Augen. Auch in Walthers politischen Sprüchen werden die Fürsten wegen ihrer Unbotmäſsigkeit gegenüber der kaiserlichen Gewalt wiederholt getadelt, und Walther ergreift demnach die Partei des Kaisertums nicht nur dem Papste, sondern auch den Fürsten gegenüber.

Er beklagt die Beeinträchtigung der kaiserlichen durch die fürstliche Macht in den schon bei anderer Gelegenheit[1] erwähnten Äuſserungen: „die cirkel sint ze hêre“.[2] und „alle fürsten lebent nû mit êren, wan der hoehest ist geswachet“.[3]

Ferner[4] bittet Walther um Gnade für seinen alten Gönner, den Landgrafen von Thüringen,[5] mit der Begründung, daſs dieser

---

[1] S. 25. [2] 9, 13. Die Vermutung von Wilmanns, Leb. S. 88, daſs Walther in einer Maiversammlung österreichischer Landherren diesen Spruch gesungen habe, entbehrt jedes haltbaren Grundes. Im Spruche selbst steht nichts davon. Die Meinung, daſs Walther schwerlich am Hofe Philipps selbst, sicherlich nicht vor einem Manne, der selbst den Fürstenreif trug, es wagen durfte, das Wort zu sprechen: „die cirkel sint ze hêre“, d. h. „die Fürsten sind zu übermütig“, widerlegt sich durch die Thatsache, daſs Walther in einem anderen — wie Wilmanns selbst annimmt — vor Otto vorgetragenen Spruche die treulosen Fürsten mit einer Diebesbande vergleicht und ihnen auch noch andere bittere Wahrheiten sagt. [3] 25, 11. [4] 105, 13. [5] Wilm., Leb. S. 111.

wenigstens ein offener Feind des Kaisers gewesen sei, wogegen die „zagen“ heimliche Pläne geschmiedet hätten. Er tadelt ihre heimlichen Umtriebe, denen zufolge sie sich von Rom au shätten zur Empörung anstacheln lassen, ja sagt am Schlusse: „seht, diep stal diebe“, vergleicht sie also mit Dieben, und zwar mit solchen, die nicht einmal untereinander Diebstreue hielten.[1]

Einen anderen Spruch[2] richtet er an die fürsten, die des küneges gerne wæren âne; er rät ihnen, den König Friedrich II. die Kreuzfahrt unternehmen zu lassen,[3] vielleicht bliebe er im Felde und sie würden ihn ganz los, wenngleich er das Gegenteil hofft; er stellt sich unter den friunden des Kaisers jenen Fürsten, die er geradezu als vînde bezeichnet, gegenüber, behandelt also die Fürsten, welche dem Kaiser beim Kreuzzuge Schwierigkeiten machten, geradezu als eine kaiserfeindliche Partei.

Auch der Spruch auf Engelbert von Köln, der von Friedrich II. im Reiche als alleiniger Gubernator oder, wie Walther sagt, als fürstenmeister zurückgelassen war, ist mit seinem Lobe wegen der kräftigen Wahrung des Landfriedens, seiner Aufforderung, trotz der erfahrenen Anfeindungen in dieser Richtung zu verharren, gegen die groſsen und kleinen Herren gerichtet, gegen deren Gewaltthätigkeiten Engelbert mit der unnachsichtlichsten Strenge eingeschritten war,[4] und in dem Lobspruche auf Engelbert nach dessen gewaltsamem Tode scheine es fast, meint Wilmanns,[5] als ob Walther mit den Worten „Swes leben ich lobe, des tôt den wil ich iemer klagen“ ein Ansinnen der Adelspartei,

[1] Unbestritten ist, daſs der Spruch an Otto IV. gerichtet ist. Wegen der Worte „von Rome fuor ir schelden“ gehört er wahrscheinlich in die Zeit nach Verhängung des Bannes (1210). Wilmanns Ausg. S. 364 verlegt ihn auf den Frankfurter Reichstag im März 1212 — mit Unrecht, wie sich nachher zeigen wird. Für die jetzt zu erörternde Frage bleibt die Jahreszahl gleichgültig. [2] 29, 15. [3] Unter der Aufforderung, doch dem Kaiser seinen Willen zu thun, sagt Wilm., Leb. S. 129, sei „natürlich“ die Wahl Heinrichs gemeint, und „sehr bezeichnend“ sei es, daſs Walther für diese Absicht „keinen bestimmten Ausdruck“ braucht. Also weil in dem Spruche von der Wahl Heinrichs keine Rede ist, sei „natürlich“ die Wahl Heinrichs gemeint? [4] Winkelm., Kaiser Friedrich II. S. 235. Bei fernerer Anführung von Winkelmann ist bei zugefügter Angabe des Bandes das Werk „Philipp von Schwaben und Otto“, bei fehlender Angabe des Bandes sein „Kaiser Friedrich II.“ zu verstehen. [5] Leb. S. 134.

durch sein Wort die Erregung gegen den Mörder nicht noch zu steigern, von der Hand weise.

In dem Liede endlich „Der anegenge nie gewan"[1] sagt Wilmanns[2] im Hinblick auf die Worte:

> Mit wem solte ich mich besprechen,
> ich wolte iuch hêrren ruowen lân —

sie zeigten, daſs Walther jemand im Auge habe, der, um Gott zu rächen — es handelt sich um Unternehmung des Kreuzzuges, 1227 —, sich mit widerstrebenden Herren zu benehmen hatte; er zweifle nicht, daſs der Vers eine Anspielung auf die Fürsten sei, die des Königs Plänen Hindernisse bereiteten.

Die angeführten Stellen werden genügend zeigen, daſs Walther wie im Kampfe zwischen Kaiser und Papst, so auch im Kampfe zwischen Kaiser und Fürsten zur Partei des Kaisers gestanden hat.

Daſs er trotzdem zeitweise am Hofe des Meiſsners und des Thüringers gelebt hat, wird man dagegen schwerlich geltend machen können. Der Aufenthalt bei beiden, als Beschützern der Kunst des Minnesangs, hat mit seiner eigenen Parteistellung und mit seiner politischen Dichtung nichts zu schaffen; und daſs er denen, welche ihm Gutes erwiesen hatten, dankbar war und z. B. mannhaft für den Thüringer eintrat, als demselben die Strafe des Kaisers drohte, gereicht ihm nur zur Ehre.

Schon längst lagen Ritter und Pfaffen, die beiden Stände, die sich zuerst aus dem Volke ausgesondert hatten, in heiſsem Ringen um die Herrschaft.[3] Auch Walther nahm als Angehöriger des ritterlichen Standes[4] in diesem Kampfe Stellung. Während er aber in dem Kampfe des Kaisertums wider den Papst sich fast ausschlieſslich auf das Feld der Politik beschränkt, greift er in dem Kampfe wider die Geistlichkeit auf das sociale und religiöse Gebiet über, ohne daſs jedoch eine scharfe Grenze zu ziehen möglich wäre. Nur werden diejenigen Sprüche als schon erledigt von der Behandlung auszuschlieſsen sein, in welchen Walther die Geistlichkeit mit der römischen Kurie identifiziert und seine Angriffe ausschlieſslich gegen ihre oppositionelle Stellung zur Kaisermacht richtet. Man wird sich zu beschränken haben auf die-

---

[1] 78, 24. [2] Ausg. S. 304. [3] Wilm., Leb. S. 248. [4] Gerv. I, 523; Koberstein-Bartsch I, 224; Gödeke I, 143 gegen Kurz I, 52b.



jenigen Sprüche, in welchen er die Geistlichkeit nicht als politische, sondern als sociale Macht, als Stand angreift. Besonders ist es das anstöfsige Leben und die Habgier des geistlichen Standes, wogegen er seine Angriffe richtet.

Die Pfaffen, so äufsert er sich, die uns den Weg zum Himmel weisen sollten, betrügen uns mit ihrem geistlichen Leben.[1] Die Christenheit mufs in Irrtum verfallen; ihre Lehrer sind ihrer Sinne beraubt wie kein simpler Laie. Sie sündigen ohne Furcht, zeigen uns den Weg zum Himmel und fahren selber zur Hölle; zur Keuschheit sind sie verpflichtet, welches schöne Weib aber ist vor ihren Nachstellungen sicher?[2] Wort und That der Geistlichkeit war beides früher rein, jetzt ist beides schlecht.[3] Sie, die Pfaffen, stören den Frieden des Reiches; deshalb sind die gerechten von den ungerechten zu scheiden, schlimmstenfalls sie samt und sonders aus ihren Pfründen zu jagen;[4] früher keusch und frei von Übermut, sind sie jetzt eine Last für das Reich; statt zu singen und ihre Verführungskünste bei Frauen unterwegs zu lassen,[5] mischen sie sich in weltliche Angelegenheiten.[6]

Ein wackerer und tüchtiger Charakter, der von der Kirche kein Dogma erträgt;[7] ein würdigerer Vorläufer der Hutten und Luther als jene geistlichen Lateiner des zwölften Jahrhunderts wird Walther von Gervinus[8] genannt. Wenn es richtig ist, dafs in der Zeit Friedrichs I. die Anfänge der deutschen Reformation liegen und deren Fortgänge in einer ununterbrochenen Kette von Erscheinungen bis auf Luther zu verfolgen sind,[9] so wird Walther ein würdiges und gewichtiges Glied in dieser Kette sein.

Wilmanns freilich meint,[10] indem er den in den Sprüchen hervortretenden Eifer der Parteileidenschaft rügt, man dürfe den Sänger keineswegs als Vorläufer der Reformation ansehen, da er alle geistlichen Rechte, welche die Kirche für sich in Anspruch nahm, vom Bann bis zur Verwaltung des Schatzes überzähliger guter Werke, anerkannt habe.

Hiergegen hat schon Uhland[11] darauf hingewiesen, wie Walther

[1] 21, 25. Das Jahr der Abfassung, nach Abel, Pfeiffer, Bartsch 1207, nach Zarncke u. Wilmanns 1201, nach Nagele 1198, ist hier ohne Belang. [2] 33, 31. [3] 34, 24. [4] 10, 17. [5] 10, 25. [6] So erklärt Wilmanns ritterlîche pfaffen 80, 19. [7] Gervinus I, 520. [8] Ebd. S. 523. [9] Ebd. S. 496. [10] Leb. S. 116. [11] a. a. O. S. 125.

Ansichten vom Ablafshandel vortrage, die man bei einem Dichter aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts nicht gesucht haben würde.

Aber ganz abgesehen von dogmatischen und theologischen Fragen, deren subtile Erörterung wir freilich in Walthers Dichtungen vergeblich suchen würden: schon dafs er die Entartung der Geistlichkeit, ihr Heraustreten aus den Grenzen ihres Berufs, die Verdorbenheit der Kirche mit scharfem Sange angreift,[1] genügt wohl, um ihn als würdigen Vorläufer von Hutten und Luther erscheinen zu lassen.

Aus diesem Grunde scheint eine Vorsicht von der Art, wie sie ihm Wilmanns zuschreibt, mit seinem sonstigen Auftreten völlig unvereinbar. Gerade deshalb nämlich habe er, glaubt Wilmanns,[2] seinen Leich gedichtet, der in die Jahre des Kampfes gegen Innocenz zu gehören scheine, um in dem bitteren Kampfe gegen die augenblicklichen Machthaber der Kirche doch keinen Zweifel an seiner frommen christlichen Gesinnung zu lassen.

Dann lassen sich aber seiner von wahrhafter Frömmigkeit zeugenden Selbstanklage, dafs ihm die Feindesliebe fehle und dafs er Gott nicht preise,[3] gleiche Beweggründe unterschieben; dann kann seine Begeisterung für den Kreuzzug mit demselben Rechte für unecht, mit demselben Rechte als ein Gebot der Vorsicht und Klugheit gedeutet werden. Wenn er ihn nun gar mitgemacht hätte?[4] Wäre das vielleicht auch nur geschehen, um keinen Zweifel an seiner christlichen, frommen Gesinnung zu lassen?

Den Widerspruch, dafs er ein ebenso erklärter Gegner der Priesterherrschaft als ein begeisterter Herold der Kreuzzüge war, hat schon Uhland als nur scheinbar nachgewiesen.[5] „Wenn der heilige Vater nach Rücksichten der Staatsklugheit heute segnete und morgen fluchte, wenn er Zwietracht im Reiche erweckte und nährte, wenn er Eidschwüre nach Gefallen löste, den Ablafs zu einer Erwerbsquelle machte, wenn die Geistlichkeit, statt zu singen und zu beten, sich in Fehden tummelte oder weltlicher Üppigkeit

---

[1] a. a. O. S. 120. [2] Leb. S. 116. [3] 26, 3. [4] Falch, der in den „Blätt. f. d. bayr. Gw.“ 1879, 251—256 das Gegenteil zu erweisen sucht, sagt, dafs Gervinus die Frage offen lasse, während derselbe I, 524 sich ausdrücklich für die betr. Annahme erklärt. Aus Walthers eigenen Worten scheint die Beteiligung am Kreuzzuge unzweifelhaft hervorzugehen. [5] a. a. O. S. 119.

frönte, so mufste solches Ärgernis schon die gläubigen Zeitgenossen entrüsten." So beurteilt auch Gervinus den Dichter als treu der Kirche, als einen frommen und heiligen Menschen, trotz seines Zornes gegen die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen und gegen das Unwesen des römischen Hofes.[1] Freilich ist sein Ideal der Kirche ein Reich nicht von dieser Welt, sein Ideal eines Priesters der mehrmals erwähnte „arme klôsenaere".[2] Gegenüber solchen Anschauungen des Dichters darf man kein Bedenken tragen, ihn als einen Vorläufer der Reformation zu bezeichnen, wenn er auch religiöse Fragen nur streift und dem Papste und der Geistlichkeit zwar nicht als Theolog, aber als Deutscher und Angehöriger des ritterlichen Standes zu Leibe geht.

So bestimmt Walthers Stellung gegenüber dem Papste, den Fürsten und der Geistlichkeit ist, so widersprechend ist dieselbe in Bezug auf die Vorrechte der Geburt. Legt er einmal hohen Wert darauf, so folgt er den Gesamtanschauungen der Zeit;[3] dagegen verficht er andererseits die Meinung, dafs nur in edler Gesinnung der Adel sich offenbare, dafs die Menschen bei der Geburt, im Tode und vor Gott völlig gleich seien, ja sogar „armen man mit guoten sinnen sol man für den reichen minnen",[4] also „die humanen, demokratischen Gesinnungen des Christentums".[5] Eine Vermittelung dieser Widersprüche sucht man vergebens, und seine Stellung zu den beiden entgegenstehenden Anschauungen bleibt widersprechend und unklar. Vielleicht dafs sein Verstand ihm die letztere Auffassung als richtiger erscheinen liefs; sein Herz führte ihn zu den Anschauungen seiner Standesgenossen oder vielmehr seines ganzen Zeitalters zurück, dem er doch sonst in manchen anderen Fragen voll reformatorischen Geistes vorausgeeilt war.

Auch ein anderer Mangel in der politischen Dichtung Walthers darf nicht verschwiegen werden. Walthers politische Lyrik bewegt sich nur auf dem Gebiete des kirchlichen Streites; eine Verherrlichung des kriegerischen Ruhmes der von ihm gefeierten Kaiser Philipp, Otto und Friedrich fehlt vollständig. Wenn Gervinus[6] es rügt, dafs unter Tausenden von Liedern unserer ritter-

---

[1] I, 523. [2] Wilm., Leb. S. 249. [3] Ebd. S. 246. [4] 20, 16. [5] Wilm., Leb. S. 246. [6] I, 483.



lichen Minnesänger, unter allen Erzeugnissen eines ausschliefslich kriegerischen Standes in Deutschland nicht ein Kriegslied ist, kaum ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre; viele Kriegslieder, die, zwischen Frauen- und Gottesminne geteilt, zu der heiligen Wallfahrt auffordern, aber keines, das es in dem begeisterten Feuer des kriegerischen Triebes thäte: so tritt dieser Mangel auch bei Walther hervor. Auch seine nationale Begeisterung reicht nicht hinein bis in das Getümmel des Kampfes. Im Gegensatz zu anderen Nationen hebt er die seinige nur einmal hervor in dem Spruche an den welschen Schrein; aber auch hier ist es mehr der Papst als der Welsche, gegen den er zu Felde zieht.

So auffallend die Erscheinung ist, dafs es den Deutschen in und nach der Zeit höchsten kriegerischen Glanzes, unter den Hohenstaufen, an einem Tyrtäus gefehlt hat — dieses Fehlen darf nicht allzusehr Wunder nehmen. Noch waren die Stammesunterschiede zu wenig überwunden, nur mit Gewalt hielten Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. die Widerstrebenden zusammen. Mit den Anstrengungen zur Erweiterung der äufseren Herrschaft des Reiches auch über Italien ging den Staufen Deutschland selbst mehr und mehr verloren. Für diese Kämpfe in Italien war eine nationale Begeisterung, der die Dichtung so sicher auf dem Fufse gefolgt wäre, wie Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert dem Kampfe von 1813/15, wie Gottschall, Rittershaus, Gerok und Geibel dem Kampfe von 1870/71 gefolgt sind, nicht vorhanden. „Für diese Kämpfe in Italien konnte niemand Sinn haben, der nicht die grofsen Entwürfe der ehrgeizigen Fürsten zu überschlagen verstand.“ [1] Was er aber von der Herrlichkeit des deutschen Kaisertums gegenüber dem Papsttum, der Fürstenmacht und der Geistlichkeit gesungen, damit gab er seiner innersten Überzeugung voll Mut und Mannhaftigkeit Ausdruck, „den Gewaltigen gegenüber unerschrocken, offen, in ihrem Preise voll Selbstachtung, ein Held des Gesanges unter den Helden der Geschichte. Die Kämpfe der weltlichen Macht gegen die mafslose Überhebung der Päpste bewegen ihn in der Tiefe.“ [2] „Seine Entrüstung ist eine sittliche.“ [3] „So machte er sich zum Herold von

[1] Gerv. I, 479. [2] Gödeke I, 145. 143. [3] Winkelm. II, 296.

allem, was seine Zeit bewegte.“ [1] „Denn von vielen wurde das Verfahren des Papstes einer ähnlichen herben Kritik unterzogen.“ [2]

Wenn daher Wilmanns [3] gleichfalls sagt, dafs dieser Streit ihm eine Herzensangelegenheit war, so ist es schwer zu verstehen, wie derselbe sich anderweitig [4] dahin äufsern kann, dafs das einzige äufsere Ziel, das Walther mit seiner Kunst verfolgte, Lohn und Ehre war; dafs dem feierlichen Fürstenlobe (12, 1: die fürsten sint iu undertân, si habent mit zühten iuwer kunft erbeitet) die Thatsachen nicht entsprachen, er es aber trotzdem vorbringe, weil er im Dienste der Fürsten stehe, die während Ottos Abwesenheit einen Umsturz des Reiches geplant hätten; [5] dafs er, obwohl ihm die darauf zielenden Verhandlungen der Fürsten nicht fremd geblieben seien, für Dietrich von Meifsen wissentlich das falsche Zeugnis abgelegt habe: der Missenære, derst iemer iuwer âne wân, von gote wurde ein engel ê verleit. [6] Das Eingeständnis hochverräterischer Pläne in dem Spruche für den Thüringer Landgrafen, der wegwerfende Blick auf die Fürsten, die sich, Verzeihung nnd Versöhnung suchend, in Frankfurt gestellt hätten, stimmen nicht [7] zu dem kurz vorher verkündeten feierlichen Fürstenlobe und zu dem Preise des Meifsners. Herbeigeführt sei dieser Umschwung in dem Verhalten des Dichters dadurch, dafs er für das unversäumte und rückhaltlose Lob unversäumten Dank hätte erwarten dürfen; die getäuschte Erwartung räche sich sogleich in einem Scheltliede. [8] Bei der Aufforderung an die Fürsten, den König nach dem heiligen Lande ungehindert ziehen zu lassen, stelle er seine Kunst ganz in den Dienst der persönlichen Politik Friedrichs. [9] Von Otto sei er zu Friedrich übergegangen; wie dem Meifsner gegenüber, entschieden als Freund, entschieden als Feind: der Vorwurf der Undankbarkeit und des mangelnden Lohnes gelte beidemal als Grund. [10] Der Dichter finde politische Gesinnungslosigkeit viel weniger anstöfsig als wir; wenigstens zeige sich nirgend eine Spur, dafs er Fürsten, welche ihr politisches Handeln von ihrem persönlichen Vorteil abhängig machten, gemieden habe. [11]

[1] Abel, Philipp d. Hohenst. S. 250. [2] Winkelm. II, 297. [3] Leb. S. 248. [4] Ebd. 242. [5] Ausg. S. 126. [6] Leb. S. 74. [7] Ebd. S. 111. [8] Leb. S. 77. [9] Ebd. S. 130. [10] Ebd. S. 118. [11] Ebd. S. 247.



Diese ganze Reihe von Anklagen, die, wenn sie begründet wären, auf Walthers Charakter ein höchst ungünstiges Licht werfen würden, gilt es näher zu prüfen.

Daſs Walther mit seiner Kunst Lohn und Ehre suchte, wird niemand in Abrede stellen. Das bedarf, da der Dichter nur an den Höfen den materiellen Lohn seiner Arbeit, nur an den Höfen die Wechselwirkung zwischen Gebenden und Nehmenden fand, welche die Grundbedingung aller menschlichen Arbeit ist,[1] keiner Rechtfertigung. Sagt doch Wilmanns[2] selbst von Walthers Liedern, sie zeigten den Zwang des Lebens, aber um so anerkennenswerter spreche aus ihnen das Bewuſstsein persönlicher Würde. Ist es also richtig, daſs Lohn und Ehre auch bei seiner politischen Dichtung sein einziges äuſseres Ziel war?

Aber Walther richtete schon damals, als er den Kaiser Otto weder kannte, noch ihm irgend etwas zu danken hatte, seine schärfsten Invektiven gegen die weltlichen Übergriffe des römischen Hofes.[3] Wenn er also da den Vorwurf erhebt, die Pfaffen redeten mit zwei Zungen, früher wären Worte und Werke der Pfaffen recht gewesen, jetzt bestehe das Gemeinsame in der Schlechtigkeit: was berechtigt zu der Annahme, er habe solches nur um Lohnes willen vorgebracht? Wurde doch Papst Innocenz zu Rom selbst in einer Predigt mit den Worten unterbrochen: „Dein Mund ist Gottes Mund, aber deine Werke sind Werke des Teufels.“[4] Wenn Walther demselben Gedanken in dichterischer Form Ausdruck gab, so lieh er nur der öffentlichen Meinung den Mund in der Stellung des altdeutschen Gelegenheitsdichters[5] und sprach das aus, was seiner Hörer und seine tiefste innere Überzeugung war.

Wäre es ihm wirklich nur um Lohn und Ehre zu thun gewesen — wie lange hat er darauf warten müssen! Wenn seine Sprüche wirklich den Eindruck machten, der ihnen nachgerühmt wird, und wenn er seine Kunst nur um Lohn und Ehre übte, beides aber dem Kaiserlichgesinnten vorenthalten wurde, warum suchte er nicht beides bei den Päpstlichgesinnten? Warum bleibt er sich von seinem ersten Auftreten bis zum letzten Atemzuge

[1] Wilm., Leb. S. 14. [2] Ebd. S. 45. [3] Gerv. I, 523. [4] Winkelm. II, 297. [5] Burdach, S. 28 f.

in seiner antipäpstlichen Gesinnung getreu? Er, der — wie Wilmanns meint — den Meifsner auf demselben Reichstage um Lohnes willen in den Himmel erhebt und nachher schmäht, weil der erwartete Lohn ausblieb — warum verherrlicht er nicht heute an diesem Hofe den Kaiser, morgen an jenem Hofe den Papst, wenn es ihm nur um Lohn und Ehre zu thun war? Seine Sprüche zeigen ihn in dem Kampfe zwischen Kirche und Reich durchaus unentwegt auf der Seite des Reiches; keinen Augenblick wankt er in seiner gegnerischen Stellung zum Papsttum.

Dafs er also für Otto gegen Innocenz auftrat, ehe er irgendwelchen Gewinn erwarten konnte, dafs er ferner seine antipäpstliche Gesinnung bewahrte, obwohl ihm so lange Lohn vorenthalten blieb: diese Gründe lassen es mit Sicherheit erkennen, dafs es ihm nicht nur um Lohn und Ehre, sondern um den Ausdruck innerster Überzeugung zu thun war.

Wie steht es weiter mit der Behauptung von Wilmanns, dafs Walther wider besseres Wissen die mit Umsturzgedanken sich tragenden Fürsten, besonders den Meifsner, wegen ihrer Treue um deswillen belobigt habe, weil er im Dienste derselben stand, ja vermutlich im Gefolge des Meifsners nach Frankfurt gekommen sei?[1]

Was zunächst den Meifsner anlangt, so weist Winkelmann[2] darauf hin, dafs Dietrich, eben vom Kaiser mit einem Machtzuwachs bedacht, nicht in eine Gemeinschaft gegen den Kaiser eingetreten sein würde, noch dazu mit König Ottokar I. von Böhmen, der die Schwester des Meifsners aufs schmählichste betrogen hatte und deren Kindern noch immer ihr Recht verweigerte; ferner, dafs Form und Inhalt des Vertrages, der auf dem Frankfurter Reichstage zwischen Dietrich und dem Kaiser Otto zu stande kam, Dietrich durchaus als Verbündeten des Kaisers erscheinen liefsen.

Bezüglich Dietrichs und der übrigen Fürsten meint Wilmanns ferner, dafs die auf den Sturz Ottos zielenden Verhandlungen Walther „nicht fremd geblieben" seien.[3] Einen Grund für diese Behauptung bringt er nicht bei, giebt vielmehr zu,[4] dafs über

[1] Wilm., Ausg. S. 126 zu 12, 1. [2] 2, 272. [3] Leb. S. 75. [4] Leben S. 105; vgl. Winkelm. 2, 272, Anm. 2.



diese Verhandlungen zu Naumburg, welche die Absetzung Ottos bezweckten, „tiefes Geheimnis“ bewahrt wurde. Wenn aber tiefes Geheimnis bewahrt wurde, wie kam Walther dazu, in dasselbe eingeweiht zu werden?

Daſs also Walther wider besseres Wissen, um Lohnes willen falsches Zeugnis abgelegt habe, ist durchaus unerwiesen.

Vielmehr zeigt der Umstand, daſs gegen achtzig Fürsten und Herren sich auf dem Frankfurter Reichstage vor Otto einfanden, klar genug, daſs der kaiserliche Name doch noch mehr galt als päpstliche Befehle und Bannflüche, und daſs mit den deutschen Fürsten während des Winters eine groſse Wandlung zu Gunsten des Kaisers vorgegangen war.[1] Folglich war Walthers feierliches Fürstenlob — seine Unkenntnis von Dietrichs Teilnahme an den Naumburger, tiefes Geheimnis gebliebenen Verhandlungen vorausgesetzt — ganz wohl begründet und entsprach — im Hinblick auf die glänzende Festversammlung — durchaus den Thatsachen. Man wende hiergegen nicht ein, daſs im September des vorausgegangenen Jahres der König von Böhmen u. a. zu Nürnberg Friedrich II. als Gegenkönig gegen Otto gewählt hatten; natürlich können mit den belobigten Fürsten nur die in Frankfurt erschienenen zahlreichen Anhänger, nicht die ferngebliebenen Gegner Ottos gemeint sein.

Noch eins kommt hinzu. Als keiner für den Thüringer Landgrafen einzutreten wagte, that es Walther, und zwar mit der Begründung, daſs dieser sich doch wenigstens als offener Feind dem Kaiser gegenübergestellt habe.

Mit welcher Stirn hätte er es wagen dürfen, nachdem er selbst — nach Wilmanns' Ansicht — den Hehler für den geheimen Feind des Kaisers, Dietrich von Meiſsen, gespielt, nun die Offenheit im Kampfe als mildernden Umstand für den Thüringer Landgrafen hervorzuheben?

Doch was that Walther nicht alles um Lohn und Ehre!

Er hätte von Dietrich von Meiſsen ungesäumten Dank für sein falsches Zeugnis erwarten dürfen. „Die getäuschte Erwartung rächt sich sogleich in einem Scheltliede.“ Daher gegenüber dem früheren Fürstenlobe jetzt das Eingeständnis hochverräteri-

[1] Abel, Philipp und Otto IV. S. 105.

scher Pläne, gegenüber dem früheren Preise des Meifsners der wegwerfende Blick auf die Verzeihung und Versöhnung suchenden Fürsten, „wie Markgraf Dietrich“.[1]

Also die Begrüfsung des Kaisers, worin es heifst: „Die Fürsten sind Euch treu geblieben“, und dieser Spruch, wo es heifst: „sie haben heimlich intriguiert“, dort: „der Meifsner ist treuer wie ein Engel“, hier: „er hat heimliche Ränke geschmiedet“ — alles, alles ist auf demselben Reichstage zu Frankfurt vorgetragen![2]

Nach Klarlegung dieser Widersprüche ergiebt sich folgendes.

Das Lob der Fürstentreue und das Eingeständnis hochverräterischer Pläne im allgemeinen wie in besonderer Beziehung auf Dietrich von Meifsen kann nicht zu gleicher Zeit aus Walthers Munde gegangen sein. Wenn also das erste in dem Begrüfsungsspruche enthaltene Lob auf dem Frankfurter Hoftage gesungen ist, so mufs auf Grund veränderter Thatsachen — natürlich später — jenes Eingeständnis verräterischer Pläne geäufsert sein. Wann dies nun geschehen, dies genau zu bestimmen, verbietet sich um so mehr, als Walther und nur Walther allein von einer gegenseitigen Denunziation der Fürsten untereinander berichtet, demgemäfs eine genauere Kenntnis der Sachlage bei dem Mangel jeglicher historischen Angabe über diese Denunziation sich unserer Forschung entzieht.[3] Dafs übrigens Walther in diesem Spruche mit seinem Tadel der „zagen“ und des „dûf“ gerade auf den Meifsner abzielt, ist auch nicht einmal erwiesen; wozu nämlich der Plural „die zagen“? Konnte damit nicht ebensogut Ludwig von Bayern, die Fürsten von Österreich, Mainz, Speier und wer weifs wieviel geringere gemeint sein?[4]

Freilich zeigt der Spruch mit zwei Sprüchen späteren Datums gegen den Meifsner (105, 27 u. 106, 3) gleichen Ton, woraus Wilmanns[5] ihre enge Zusammengehörigkeit und somit die Beziehung unseres Spruches auf Dietrich von Meifsen folgert. Sachlich spricht dagegen erstens, dafs Dietrich darin gar nicht erwähnt ist; zweitens, dafs, wenn das vorher erwähnte Lob des

[1] Wilm. Ausg. S. 365 zu 105, 18. [2] Ebd. S. 123 zu 11, 30 u. S. 360 zu 105, 13. [3] Vgl. Rieger S. 23, Menzel S. 200. [4] Rieger S. 22. [5] Leb. III, 208.



Meiſsners auf den Frankfurter Reichstag gehört, dieser Tadel des Meiſsners nicht in demselben Atemzuge vorgetragen sein kann, wie Wilmanns freilich annehmen will. Gegen den formellen Grund von Wilmanns läſst sich der Umstand geltend machen,[1] daſs z. B. ein Lied auf Gerhard Atze und das Lied auf Reinmars Tod gleichen Ton zeigen, ohne daſs jemand daraufhin ihre enge Zusammengehörigkeit behauptet hätte.

Übrigens kann gerade die Untreue des Meiſsners, für dessen Treue er so sicher bürgen zu können geglaubt hatte, Walthers Zorn hervorgerufen und neben anderen Gründen seine vollständige Lossagung vom Meiſsner herbeigeführt haben. Denn daſs jenes Lob der Treue vor dem Kaiser das einzige[2] gewesen wäre, das Walther dem Meiſsner gezollt hätte, wie Wilmanns meint, damit stehen die Worte Walthers selbst: „Ich hân dem Missenære gefüeget manec mære“ (106, 3. 4.) in direktestem Widerspruch.

Nur eins läſst sich gerade aus diesen gegen den Meiſsner gerichteten Sprüchen noch zu Gunsten Walthers ersehen: daſs ihm nämlich um Lohn nicht alles feil war; er verzichtet vielmehr ausdrücklich auf den Lohn für seinen Dienst (105, 29), nur sein Lob als Dichter will er von ihm anerkannt sehen.

Wenn Wilmanns ferner behauptet, daſs Walther wieder um Lohnes willen seine Kunst ganz in den Dienst der persönlichen Politik Friedrichs stelle und darum für die Wahl des jungen Königs Heinrich eintrete, so ist schon oben bemerkt,[3] daſs keinerlei bestimmte Angabe in dem betreffenden Gedichte selbst dieser Vermutung zu Grunde liegt.

Schwerer zu rechtfertigen ist der Übergang Walthers von Otto zu Friedrich, da er selbst hier mangelnden Lohn als Grund angiebt und somit Wilmanns' Behauptung, er singe seine Sprüche nur um Lohn und Ehre, nicht um politischer Thaten willen, selber zu bestätigen scheint.

Wilmanns bemerkt aber selbst,[4] daſs kein Lied Walthers eine persönliche Annäherung an Otto verrät, daſs sich nirgend eine Spur davon zeigt, daſs die Waffengenossenschaft mit ihm

[1] P.-B., Beitr. 8, 161 ff. [2] „Wir kennen nur das eine, eben jenes Lob unwandelbarer Treue gegen Kaiser und Reich.“ Leb. S. 76. [3] S. 17, Anm. 3. [4] Leb. S. 116.

freundlichere Beziehungen geweckt habe; nie ruhe das Auge des Sängers auf dem Kaiser mit jenem Wohlgefallen, mit dem er einst Philipp betrachtet habe.

In dem Spruche 26, 23 wirft er dem Könige Otto geradezu Wortbruch ihm gegenüber vor, was zu dem historischen Urteil über ihn[1] als magnificum promissorem et parcissimum exhibitorem stimmt. Da er ihn nun in demselben Spruche als den bösesten Herrn bezeichnet, den er je gehabt, so wird er in dem Spruche 29, 4 unter dem „bösen Manne“ gewifs ihn auch im Auge gehabt haben,[2] zumal er anderweitig (28, 31) mit völlig unzweifelhafter Beziehung auf Otto nach Empfang seines Lehens alle bösen Herren desto minder anzuflehen verspricht.

Bezieht man aber den Spruch 29, 4 richtig auf Otto, so ergiebt sich folgende Charakteristik desselben: ein böser Mann, freundlich ins Gesicht; aber wer ihm traut, den kratzt er mit giftigem Nagel.

Unter solchen Umständen ist ihm die Abwendung von Otto weniger zu verargen als die Zuwendung zu Friedrich; entschuldbar ist auch die letztere teils durch die äufsere Not, in der ihn Otto trotz seiner Verdienste gelassen hatte, teils durch die Erinnerung daran, dafs Friedrich längst die Krone bestimmt gewesen war; vor allem aber durch die Sympathien, denen Friedrich als Sprofs des staufischen Fürstenhauses von vornherein bei seinem ersten Auftreten begegnet war,[3] und die in immer weitere Kreise drangen;[3] endlich durch die gewinnende und einnehmende Persönlichkeit des jungen Fürsten, die eine neue Zeit des Glanzes, eine neue staufische Kaiserherrlichkeit für Deutschland verhiefs.[4]

Die ersten Sprüche übrigens, die er dem Staufer widmete, sind rein persönlicher Natur; einen politischen Spruch, der mit seiner bisherigen antipäpstlichen Gesinnung im Widerspruch stände, würde man vergebens suchen; er war kein gewöhnlicher Renegat, und als der Kampf von neuem begann, finden wir ihn aufs neue als Rufer im Streit wider die päpstliche Gewalt.

---

[1] Wilm., Leb. S. 117; Winkelm. 2, 154, Anm. 3. [2] Auf ihn auch gedeutet von Pfeiffer-Bartsch, Überschrift zu Nr. 146 Pf. [3] Kaiserchronik 17992; Winkelm. 2, 338. [4] Eine eingehende Rechtfertigung des Übertritts bei Menzel 195 u. 225.



Es bleibt noch die letzte Anklage von Wilmanns zu prüfen übrig: daſs er Fürsten, welche ihr politisches Handeln von ihrem persönlichen Vorteil abhängig machten, nicht gemieden habe, folglich politische Gesinnungslosigkeit viel weniger anstöſsig fand als wir.

Ersteres ist richtig, der daraus gezogene Schluſs falsch. Walther ist am Hofe des Thüringers wie des Meiſsners gewesen, er war eben als Dichter gezwungen, sich um den Lohn fürstlicher Gönner zu bemühen. Was steht der Annahme entgegen, daſs es seine Minnelieder waren, welche ihm den Zutritt bei ihnen verschafften? Also nicht, weil sie politisch gesinnungslos, sondern weil sie Beschützer der Kunst waren, und zwar solche Beschützer der Kunst, wie es späterhin keine mehr gab;[1] deshalb hat er ihre Wohlthaten erbeten und angenommen. Er hat, gewiſs in gutem Glauben, des Meiſsners Treue bezeugt, für den Landgrafen ein gutes Wort eingelegt; beiden gegenüber hat er gethan, was sein dankbares Herz ihm eingab, mehr nicht. Wäre er der Mann dazu gewesen, um Lohnes willen wider besseres Wissen falsches Zeugnis abzulegen, nun, so hätte er auch aus gleichem Beweggrunde im Interesse seiner Gönner zum Abfalle vom Kaiser auffordern müssen, was er in keinem seiner politischen Gedichte thut. Bei bloſsem Streben nach Lohn und Ehre hätte er aber nicht mit solchem Takt, mit solcher Sicherheit jene Scheidegrenze gezogen.

„Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde“; „der schîn nimt drâte ûf und abe“; „diu meiste menge enruochet wie si erwirbet guot; sol ich ’z alsô gewinnen, sô ganc slâfen, hövescher muot“; „des mannes muot sol veste wesen als ein stein“:[2] wer so sprechen konnte, der hat gewiſs nicht wider besseres Wissen falsches Zeugnis abgelegt, der hat seine politischen Sprüche nicht bloſs um Lohn und Ehre, sondern aus tiefster innerer Überzeugung gedichtet und gerade dadurch seine Zuhörer, ja seine Zeitgenossen mächtig fortgerissen.

Sämtliche Anklagen von Wilmanns sind also hinfällig, und

---

[1] Docen, Über die deutschen Liederdichter seit dem Erlöschen der Hohenstaufen u. s. w. (Archiv f. Geschichte u. s. w. Jahrg. 1821) S. 201.
[2] Ähnliche Stellen bei Wilm., Leb. S. 229; Uhland S. 49.



es behält das Urteil von Scherer[1] über den Charakter Walthers uneingeschränkte Gültigkeit. „Wenn der wandernde Spielmann, der von der Gnade seiner Gönner lebte und kaum lebte, unter dem Drucke der Not die Parteien wechselte, soweit es sich um Personen handelte, so hat er doch niemals die Partei gewechselt, soweit es sich um Principien handelte. Er war stets ein guter Patriot, ein frommer Mann, ein Feind des Papstes."

Mit Recht nennt Wilmanns[2] die politischen Sprüche Walthers recht eigentlich Gelegenheitsgedichte, da sie sich fast durchweg auf bestimmte politische Ereignisse zurückführen lassen. Ihre fast epigrammatische Kürze trug mit zu ihrer schnellen Auffassung und raschen Verbreitung bei. „Unter[3] drei Königen und Kaisern hat er an den öffentlichen Angelegenheiten teilgenommen; seine Bedeutung und sein Einfluſs war mit den Jahren gewachsen." Schon Uhland hat sich ähnlich über die Wirkung seiner politischen Dichtung geäuſsert.[4]

Die eine bekannte Stelle bei Thomasin[5] zeigt zur Genüge, daſs seine Worte nicht leerer Schall, sondern „gleich Thaten waren, mit denen er dem Papste viele Tausende abwendig machte."[6]

Dritter Abschnitt.

Die politische Dichtung des dreizehnten Jahrhunderts nach Walther.

Gervinus weist bezüglich der gesamten Spruchdichtung des dreizehnten Jahrhunderts auf ihre Abhängigkeit von Walther hin. Die flache Nachahmerei, sagt er, das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) ist unter den Spruchdichtern (bei Walther von Breisach, Günther von dem Vorste, dem Teschler u. a.) noch leichter nachweislich. Diese Ansicht könnte zweifelhaft erscheinen, da die drei von Gervinus als Spruchdichter angeführten Minnesänger zu Unrecht als solche bezeichnet sind. Von den erhaltenen Dichtungen Walthers von Breisach[7] ist keine ein

[1] Litteraturgesch. S. 198. [2] Leb. S. 83. [3] Ebd. S. 152. [4] a. a. O. S. 129 u. 91. [5] W. G. 11163 ff. [6] Wackernagel, Litteraturgesch. S. 106. [7] MSH II, 140 ff.



Spruch, sondern alle drei umfangreiche Lieder, und zwar II ein Tagelied, I und III religiösen Inhalts; die sechs erhaltenen Gedichte Günthers v. d. Vorste[1] und die fünf des Teschlers[2] sind durchweg Minnelieder. Wenngleich also die drei Beispiele von Spruchdichtern unrichtig gewählt sind, trotzdem scheint mir die Ansicht selbst in ihrer Allgemeinheit zutreffend; bezüglich der politischen Spruchdichter gehört eine nähere Prüfung dieser Ansicht hierher.

Da ist zunächst der Truchseſs von St. Gallen, der manches von Walther in Wort und Gedanken entlehnt hat;[3] er klagt mit Walther über die Veränderung der Zeit, da im Gegensatz zu früher die Jugend zuchtlos heranwüchse;[4] sein Spruch „Ez nam eine witewe einen man“ hat ähnlichen Inhalt wie Walthers „Swâ der hohe nider gât“:[5] Walther sagt von den nidern, „die selben brechent uns die reht“; Singenberg von der Rechtspflege am königlichen Hofe, daſs die unter ungerechten Urteilen leidenden Parteien doch nur mit eigenem Maſse gemessen würden;[6] Walther beschuldigt di nidern, daſs sie aus Mangel an Kunst sich mit Lug und Trug helfen und durch ihr Thun auch die Fürsten dazu anweisen; Singenberg klagt, daſs Könige und Fürsten seiner Tage in dem Spiele „dâ hin, dâ her“ ausgelernt seien.[6]

Wie Walther pfaflîche riter, riterlîche pfaffen, so tadelt Reinmar von Zweter hofmünche und klôsterritter.[7] Weitere Entlehnungen Reinmars zeigt ein Vergleich von MSH II, 200 b, Spr. 129, desgl.

---

[1] MSH II, 164. [2] Ebd. II, 125. [3] Gödeke S. 155; Bartsch, Dtsch. Liederdichter S. XLVI. [4] MSH I, 293. L. XV. [5] Rieger (Walther S. 51) bezieht den Spruch 83, 14 auf Heinrich und seine Umgebung, wozu aber die Schluſsverse „nu sehent wie die krône liege und wie diu kirche stê“ nicht passen; Wilm., Leb. S. 100 zieht den Spruch auf die letzte Zeit Philipps, bei dem doch kein Einfluſs der nidern, noch weniger infolge davon die im Spruche angedeutete Demütigung des Kaisertums unter das Papsttum eintrat; vielmehr lieſs der Papst 1207 Philipp durch seinen Legaten vom Banne lossprechen und bot ihm seine Vermittelung an, um Otto zur Abdankung zu bewegen; daher wird wohl Menzel S. 220 den Spruch richtig auf Otto und dessen Umgebung gedeutet haben. Daſs beide Sprüche „dieselbe Absicht“ haben und sich auf dieselben politischen Verhältnisse beziehen, läſst sich schwerlich nachweisen. [6] Rieger S. 52 f. [7] Meyer, Untersuchungen über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Basel 1866. S. 66.

MSH II, 212 b, Spr. 212 und Walther 9, 28; von MSH II, 221 a, Spr. 246 und Walther 124, 13; von MSH II, 212 b, Spr. 196 und Walther 8, 24.

Wie Reinmar hat auch Bruder Wernher von Walther mancherlei entlehnt,[1] desgl. der Marner, wie er selbst zugesteht[2] und wie ein Vergleich von Marner XII, 16[3] mit Walther 23, 11 oder von Marner XV, 201 mit Walther 23, 11 es zeigt.

Auch bei Meister Friedrich Sunburc sieht man die Einwirkung Walthers. Er äufsert sich gegen König Ottokar wegen des Wankelmutes des Fürsten:[4] „Ein wârez jâ stêt künegen wol und ist zuo êren guot; g e l o g e n e z j â daz krenket künege unde entfreuwet mir den muot“,[5] während Walther aus ähnlicher Veranlassung — wahrscheinlich gegen Kaiser Otto oder dessen Ratgeber wegen nichterfüllter Versprechungen — sagt: „swes munt mich triegen wil, der habe sîn lachen dâ, von dem næm' ich ein wârez nein für zwei g e l o g e n i u j â.“[6] Wie Walther dem Könige Philipp das Beispiel Saladins als Muster vorhält,[7] so vergleicht Sonnenburg den Böhmenkönig wegen seiner Freigebigkeit mit Saladin.[8]

Meister Sigeher braucht zur Schilderung des Elends im Reiche das vom Schachspiel hergenommene Bild: „bî dem roche kûme stêt ein vende“,[9] wie auch Reinmar seine Verlassenheit am böhmischen Hofe in gleichem Bilde darstellt: „ich hân den künic alleine noch und weder ritter noch daz roch: mich stiuret nicht sîn roche noch sîn vende.“[10] — Vielleicht hat Sigeher, der ebenso wie Reinmar am Hofe Wenzels I. von Böhmen sich aufgehalten hat,[11] den Spruch Reinmars gekannt und in dessen Nachahmung das Bild angewendet. Original war das Bild weder bei Reinmar, noch bei Sigeher; wahrscheinlich war Walther mit seinem „gast

---

[1] Beispiele bei Meyer S. 78, vgl. Lamey, Br. Wernher (Würzburger Diss.). Karlsruhe 1880. S. 9, Anm. 1. [2] Gervinus II, 148; vgl. Marner, Ausg. v. Strauch XIV, 288, wo Strauch „mîner sprüche bluomen lesen“ statt des überlieferten „und ir sprüchen bl. l.“ lesen will, nach dem Vorschlage von K. Hoffmann, Zs. f. d. A. 20, 127. [3] Marner ist citiert nach der Ausg. v. Strauch. [4] So fafst den Spruch auf Zingerle in der Ausg. des Sunburc S. 21. [5] MSH III, 73 a. [6] 30, 9. [7] 19, 17. [8] MSH II, 355 b, Spr. 4. [9] MSH II, 363 b, Spr. 3. [10] MSH II, 204 b, Spr. 152. [11] Gödeke S. 160.

unde schâch kumt selten âne haz: ir büezet mir des gastes, daz iu got des schâches büeze“ [1] ihr Vorbild.

Hatte Walther einst zum Preise der deutschen Frauen gesungen: „Von der Elbe unz an den Rhîn und her wider unz an der Unger lant mugen wol die besten sîn“,[2] und später über die Unbeständigkeit der Welt geklagt: „Ez ist ein wol gefriunder man, alsô die werlt nû stât, der under zweinzec magen einen guoten friunt getriuwen hât; der hæte man hie vor wol under fünfen funden drî“,[2] und hatte schon Bruder Wernher in engem Anschlusse an diese Aussprüche geäufsert: „die vrî von schanden sîn, der vinde ich leider vünve niht von Ungerlant ze berge unz an den Rîn“; so sagt ähnlich Raumsland der Sachse, er habe sein Leben lang nicht fünf Menschen recht leben gesehen, und wünscht nur drei ohne Habgier, Hafs und Neid anzutreffen; ja, wenn nur einer getroffen würde, so sollten Sonne und Mond sich neigen.[3] Ähnliche Wendungen, die aber, wie gesagt, zuerst von Walther gebraucht sind, finden sich noch beim Truchsefs von St. Gallen,[4] bei Meister Alexander [5] und beim Meifsner.[6]

Wie Walther die Freigebigkeit Saladins preist, so auch aufser dem schon angeführten Meister Sonnenburg,[7] Konrad von Würzburg [7] und der Tanhäuser.[7] Eine Schilderung der Wirren des Zwischenreiches von Konrad von Würzburg:[8] „gewalt ist ûf der strâze michel, gerihtes hât man sich verschamt; diu reht stânt krumber dan ein sichel, vride und genade sint erlamt“, stimmt zum Teil wörtlich mit Walthers Klage „untriuwe ist in der sâze, gewalt vert ûf der strâze“ u. s. w. überein.

Wenn Hellefiur [9] das von den Fürsten übel behandelte Reich mit der Maus vergleicht, der ein Schlegel angebunden werde, damit sie nicht zum Neste könne, ganz wie Walther seinen Tadel auf feile Hofschranzen mit den Worten beginnt: „In' weiz, wem ich gelîchen muoz die hovebellen, wan den miusen die sich selbe meldent, tragent sie schellen“, so ergiebt sich auch hier Nachahmung Walthers.

---

[1] 31, 23. [2] 56, 14; 38, 10. [3] MSH III, 66a, Str. 8; vgl. Marner v. Strauch 172, 44. [4] MSH I, 293a, Str. 49. [5] MSH III, 29a, Str. 20. 21. [6] MSH III, 89a. [7] MSH II, 324a, Str. XXIII, 2. IV, 653b. [8] MSH II, 312, Str. II. [9] MSH III, 34a, Str. 4.

Bei dem Schulmeister von Eſslingen hat v. d. Hagen[1] Nachahmung Walthers im Gebrauch von Tönen desselben erkannt; anderweitig findet sich zum Teil wörtliche Übereinstimmung des Schulmeisters mit Walther.[2]

Beim Meiſsner ist auſser an der schon erwähnten Stelle auch anderweitige Nachahmung Walthers offenbar.[3]

In Walthers Klage über die Pfaffen hinsichtlich ihres Gebrauchs auch weltlicher Waffen[4] stimmen nicht nur Reinmar und der Marner, sondern auch der Kanzler[5] zum Teil wörtlich ein.

Auch Frauenlob ist Nachahmer Walthers. „Dem münche zimt sîn klôster baz, den er ze hove sich ouche. Dem priester ist priesterschaft gegeben, dem ritter ritterlîchez leben.“ Hiermit[6] schlieſst er sich an Walthers Tadel gegen die ritterlichen Pfaffen und pfäffischen Ritter, vielleicht auch an Reinmars Verweisung der Mönche ins Klôster an. Wie Walther sagt:[7] „Solt ich den pfaffen râten an den triuwen mîn, so spræche ir hant dem armen zuo: ‚sê, daz ist dîn‘, ir zunge sunge“ u. s. w., so will auch Frauenlob[8] sie auf ihre kirchlichen Pflichten beschränken: „man darf der priester wol, dâ man die buoze nimt; ein bischof zimt, wâ man sol kirchen wîen“; ebenso stimmt Frauenlob in Walthers Klage über die Konstantinische Schenkung ein. Sein Spruch[9] „Ich sâz ûf einer grüene und gedachte an mancher hande dink, wie ich die werlt behielte und ouch gegen got iht wurde link: dô kunde ich niht erdenken daz“ u. s. w. ist eine ganz platte Nachahmung von Walthers „Ich sâz ûf eime steine“ ohne eine Spur eines selbständigen Gedankens. Gerade hieraus ersieht man die Anmaſsung Frauenlobs in ihrer ganzen Gröſse, wenn er sich anderweitig[10] mit Reinmar, Eschenbach, ja mit Walther gleichstellt oder gar auf sie herabsieht.

Die angeführten Beispiele zeigen ausreichend, daſs die Gedanken der politischen Spruchdichter mit Walther sich nahe berühren, oft geradezu von demselben entlehnt sind, diese Dichter

---

[1] MSH IV, 454. [2] MSH II, 137b (I, 2); vgl. Menge S. 7. [3] Uhland S. 57; Walther 80, 19; MSH III, 108a (Str. 13); Uhland S. 21. [4] 8, 4. [5] MSH II, 390b. [6] Frauenlob, Ausg. v. Ettmüller Str. 54. [7] 10, 25. [8] Frauenlob v. Ettmüller Str. 56. [9] MSH II, 351b, Spr. 7. [10] MSH II, 344a, Spr. 2.

also wenig original, sondern häufig blofse Nachahmer ihres grofsen Vorgängers Walther sind.

An Stelle des patriotischen Jubels, wie ihm Walthers „Ir sult sprechen willekomen“ Ausdruck giebt, treten in der folgenden Zeit Klagen über die zunehmende Bedrängnis und Zerrüttung im Reiche; immer und immer wiederholt, bilden sie das ständige Thema der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Ulrich von Singenberg klagt,[1] dafs alle Freude früherer Zeit durch Wüstheit, Rauben, Brennen und Übelraten verdrängt sei, was wohl mit Recht auf die wirre Zeit nach König Friedrichs II. Absetzung (1245) gedeutet wird;[2] jetzt lüge man um Leute und Land,[3] und mit ironischer Bitterkeit tadelt er die laudatores temporis acti: was früher klar auf der Hand lag, darüber sei jetzt grofser Streit, Untreue gelte für Treue; jetzt also stehe es besser![4]

Ihm schliefst sich Reinmar von Zweter an: „Die liute sint gelandet wol, diu lant niht wol geliutet, meines sint die liute vol;[5] diu werlt gelîchet sich dem mer, daz iemer tobet unde ündet über mâze und âne wer; so tobet unde ündet der werlte leben mit gelîcher gesellesehaft;[6] vor drîzec jaren stuont ez baz, nu leben wir mit haz unde ouch mit nîde.[7]

Hierin stimmt Bruder Wernher ein: „nu sih ûf, werlt, des gêt dich not, du bist mit jamer überladen;[8] die vrî von schanden sîn, der vinde ich leider vünve niht von Ungerlant ze berge unz an den Rîn“,[9] und der Marner: „Maneger wænet wîse sîn, der doch ist leider tump, dâvon sint die rehte in allen landen krump“;[10] oder wenn er in der Fabel von den Fröschen, die einen König haben wollen, den kläglichen Zustand des Reiches darstellt und seinen dringenden Wunsch nach dessen Beseitigung ausspricht: „Storche, wanne komestû? die des rîches erbe slindent, der ist vil, trîp si wider in eigen hol, der dû niht slinden wil“;[11] oder

---

[1] MSH III, 325b, Str. II. [2] MSH IV, 234. [3] Walther 107, 10. [4] Walther 107, 3. [5] MSH II, 215b, Spr. 214. [6] MSH II, 208a, Spr. 171. [7] MSH II, 221b, Spr. 246. [8] MSH II, 228a. [9] MSH II, 233b. [10] XV, 251 bei Strauch. Ähnliche Stellen bei Strauch S. 20. [11] XIV, 81 ff. bei Strauch.

wenn er das Bild von der Salvatio Romæ auf das Reich anwendet und bemerkt: niemand würde, auch wenn man in allen Landen die Sturmglocke zöge, dem Reiche zu Hilfe kommen, denn es gäbe keinen König.[1] Hawart rügt, daſs des Teufels Saat die Länder umher verwirre,[2] daſs kein rechtes Gericht sei und Witwen und Waisen weinten;[2] der Hardegger erinnert daran, daſs Karl der Groſse zu den Klagenden nicht gesagt habe: „Freund, was giebst du, um Recht zu bekommen?“ — wie es freilich anderswo geschehe; „nicht etwa bei uns,“ fügt der Dichter ironisch hinzu, „beileibe nicht, da richten die Herren ja nach Karls Gesetz!“[3] — Zu dieser ironischen Wendung stimmt dann seine Klage: Habgier herrsche überall, bei reichen Königen, hohen Fürsten, Grafen, Dienstmannen, Freien, Pfaffen![4]

Meister Sigeher bittet Gott, aus den zwei Königen einen zu machen, der Gericht und Christenrecht wieder zu Ehren bringe, jetzt, wo Kirchen- und Straſsenraub, Verheerung und Gewaltthat an der Tagesordnung sei und Witwen und Waisen klagten,[5] eine Schilderung, die wohl mit Recht auf die Gegenkönige Konrad IV. und Wilhelm von Holland bezogen wird.[6] Auch er wendet, wie der Marner, das Bild von der Salvatio Romæ an, vielleicht in Abhängigkeit von diesem,[7] und bemerkt, nie habe das römische Reich eine ähnliche Vorrichtung nötiger gehabt als gerade jetzt.[8] Jetzt gingen die Weissagungen der Sibylle in Erfüllung, daſs die Reiche der Fürsten bar würden und das Ende nahe.[9]

Raumslands politische Sprüche deuten ebenfalls zum Teil auf Wirren und Wehen des armen Reiches unter den sich bekriegenden Gegenkönigen und deren Anhängern vor Rudolf hin.[10] Wer Tag und Nacht aus Haus und Straſse rauben könne, der würde wohl in der Herberge empfangen; je mehr er bringe, desto mehr werde er als kluger Held geehrt;[11] jetzt, wo der

[1] XIV, 49 ff. bei Strauch. [2] MSH II, 162a. [3] MSH II, 134b. [4] MSH II, 137b, Str. IV. [5] MSH II, 361a. [6] MSH IV, 662. [7] Der Marner erzählt, daſs in Rom an einer Wand ein Bild jedes Landes aufgezeichnet war und bei jedem Bilde eine Glocke gehangen habe, die bei ausbrechender Unruhe alsbald ertönte; Meister Sigeher, daſs eherne Bilder der unterthänigen Fürsten dastanden, mit Glocken in der Hand, welche ertönten, sobald die Fürsten treulos waren. [8] MSH II, 361b. [9] MSH II, 363b. [10] MSH IV, 678. [11] MSH III, 57, Str. 7.

Bauer dem Pfluge entlaufe und Räuber werde,[1] wo man in den Landen bei Fürsten und Herren Friede und gut Geleit vergeblich suche.[2]

Bei Konrad von Würzburg finden wir ebenfalls die Wirren und Wehen des Zwischenreiches geschildert, nur — entsprechend dem Geschmack seiner Zeit — nicht mehr in unmittelbarem Ausdruck des Gefühls, sondern in spitzfindigem, allegorischem Rätseltone: Herr Mars und Frau Wendelmut haben durch Raub und Brand den Gott Amur vertrieben, der aber sein Reich wiedergewinnen solle.[3]

So beklagt der Hellefiur das römische Reich, um welches sonst Kaiser und Könige stritten und das jetzt niemand haben wolle, Andeutungen, die wohl die nächste Zeit vor König Rudolf bezeichnen.[4]

Meister Alexander vergleicht weltlichen und geistlichen Stand seiner Zeit mit zwei Königstöchtern, die, statt ihre Hochzeit abzuwarten, sich einem Bösewicht und dessen Gesellen hingäben;[5] Rauben und Brand sähe man überall, klagt der Unverzagte;[6] keine Sicherheit gebe es im Lande, die Hirten hätten den Schafen Fehde angekündigt, der Kanzler.[7] So klagt Frauenlob, wahrscheinlich mit Bezug auf den Kampf Adolfs von Nassau mit Albrecht von Österreich: Es giebt keine Könige und Fürsten mehr, die Frieden und Sühne machen. Der Herren Krieg will die Lande verderben. Die Schwerter gehen gegeneinander, die Kinder erheben sich gegen die Eltern.[8]

So allgemein ist diese Klage, dafs wir sie fast bei allen politischen Dichtern wiederholt finden. Daher urteilt Meyer[9] mit specieller Beziehung auf Reinmar von Zweter, die mittelalterlichen Dichter hätten überhaupt mehr ernste und betrübende Begebenheiten beklagt und die Gegner von Kaiser und Reich getadelt, als dafs sie freudenreiche Ereignisse zum Gegenstande ihrer Dichtung wählten; er zieht zum Vergleiche Aristophanes heran.

Dieser Vorwurf principieller Morosität und Tadelsucht geht

[1] Ebd. Str. 8. [2] Ebd. Str. 9. [3] MSH II, 312 (L. II). [4] MSH IV, 710. [5] MSH III, 29a und b (Str. 17—21). [6] MSH III, 44a, Str. 8. [7] MSH II, 389b, Str. II. 7. [8] Frauenlob, Ausgabe von Ettmüller Str. 22. 23. [9] a. a. O. Seite 21.



in seiner Allgemeinheit aber entschieden über das richtige Maſs hinaus.

Wilmanns[1] vermutet in einem Liede Reinmars von Zweter[2] ein Hochzeitgedicht zu Ehren des Markgrafen Heinrich von Meiſsen und der Konstanze, der Schwester Friedrichs des Streitbaren, mit dem Bemerken, daſs Reinmar bei diesem glänzenden Hoffeste gewiſs nicht gefehlt habe.

Bei demselben Hoffeste war nach der Vermutung Strauchs[3] auch der Marner zugegen, dessen Preislieder auf den Propst von Maria-Saal[4] und auf den Grafen von Henneberg[5] auch sonst zeigen, daſs er gar nicht abgeneigt war, freudige Ereignisse zu besingen.

Das erste frohe Ereignis nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit war die Wahl und Krönung Rudolfs von Habsburg. Auch hier hat die politische Lyrik sogleich frohe Klänge angeschlagen und den Kaiser, die neue Hoffnung der Deutschen, mit freudigem Zurufe begrüſst.

So singt Raumsland:[6] „Nun seht, was Wunder Gott vermag! Speer und Krone auf Trifels[7] waren gar manchen Tag behalten, eh sich ihrer jemand vermaſs. Nach Kaiser Friedrich II. wären fünf Könige[8] gewesen, deren keiner aber zu Aachen den Königsstuhl besessen habe, so daſs keinem von ihnen das Reich zu Diensten war. Jetzt aber habe es der Graf von Habsburg, dem gleich an Ehren niemals ein König erwartet wurde, und es komme Heil dem Gott auserwählten Schwaben!"

Man sieht, sagt Schlegel,[9] das Gedicht ist unmittelbar nach der Erwählung Rudolfs geschrieben, also noch im Jahre 1273, sehr glaublich bei Gelegenheit der Krönung in Aachen selbst,

---

[1] Chronologie der Sprüche Reinmars von Zweter, Zs. f. d. A. Bd. 13, S. 459 f. [2] MSH II, 218b, Str. 230. [3] a. a. O. S. 18. [4] Strauch X, 15 ff. [5] Ebd. XV, 61 ff. [6] MSH III, 61a, Str. 7. [7] Näheres über die historischen Beziehungen MSH IV, 671 ff. [8] Schlegel, Dtsch. Mus. Bd. I, S. 294, bemerkt hierzu: die Angabe, daſs keiner der fünf Könige auf dem Stuhl zu Aachen gesessen habe, sei nicht buchstäblich zu nehmen; denn allerdings seien Wilhelm und Richard zu Aachen gekrönt worden. Wohl wegen des Fehlens der Reichskleinodien seien aber diese Handlungen nicht für vollgültig gehalten worden. Daſs Schlegel als zweiten unter diesen fünf Königen Hermann Raspe statt Heinrich Raspe nennt, ist ein lapsus calami. [9] a. a. O. S. 296.

wo ohne Zweifel mehrere Dichter im Gefolge ihrer fürstlichen Gönner gegenwärtig waren.

So feierte Meister Friedrich Sonnenburg König Rudolfs Krönung,[1] wo als Wahrzeichen göttlichen Wohlgefallens zu Aachen über dem Münster ein schönes Kreuz hoch, lang, weit und breit geschwebt habe. An dieses unmittelbar nach Rudolfs Krönung abgefaſste Gedicht schlieſsen sich noch zwei andere,[2] die sich auf den Zeitraum zwischen der Zurückkunft der Gesandten von Lyon und der Zusammenkunft von Kaiser und Papst in Lausanne beziehen, wo Meister Sonnenburg Zeugnis für die allgemeine Freude über diese Königswahl und deren Anerkennung von seiten des Papstes ablegt.[3]

Auch Meister Stolle hat Lobgedichte auf König Rudolf verfaſst.[4] Wenigstens sieht man aus den Worten[5] „Erne gît ouch niht, der künic Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit", daſs Meister Stolle durch einige wahrscheinlich verlorene Lobgedichte dem Kaiser Geschenke abzulocken versucht hatte.[6] Ja, es ist ein Gedicht erhalten,[7] worin er sagt, ein Herr solle allezeit Löwenstimme haben und, um Gott wohlgefällig zu sein, der armen Christenheit Frieden schaffen. Man sieht, daſs diese Aufgabe für jeden beliebigen „Herrn" zu groſs war, vielmehr allein dem Kaiser zukommend, ganz besonders jetzt nach den Wirren des Interregnums zukommend genannt werden konnte. Da nun noch auſserdem von jenem Herrn gesagt ist, daſs er „Strauſses Augen haben" solle, eine Wendung, die einem Spruche Reinmars[8] entlehnt ist, welcher dieselbe auch mit Beziehung auf keinen geringeren als einen Kaiser gebraucht hatte, so scheint es mir ziemlich sicher, daſs wir hiermit wenigstens eines der Lobgedichte Meister Stolles auf Rudolf erhalten haben.

Ebenso verherrlicht Konrad von Würzburg den König Rudolf[9] und die Verdienste des Adlers von Rom, der die Krähen mit seiner Kraft bezwungen und Lob und Glanz errungen habe. Habicht und Falken habe er zu Osterland und Steier bezwungen, daſs es zu Pülle Raben und Geier erschrecke. Niemand komme

[1] MSH III, 73, Str. 29. [2] Ebd. Str. 27. 28. [3] Schlegel, D. M. I, 305. [4] MSH IV, 707. [5] MSH III, 5b, Str. 11. [6] Schlegel, D. M. I, 316. [7] MSH III, 5b, Str. 12. [8] MSH II, 202b, Spr. 139. [9] MSH II, 334b, Str. 24.

gegen ihn auf, der Löwe von Böhmen mufste sich unter seinen Klauen schmiegen; ohne Trug ist er, fest und hoher Ehren ganz.

So schwülstig diese Häufung von Vergleichen erscheint — bewundernswürdig nennt die Durchführung des Bildes Schlegel,[1] der die einzelnen historischen Beziehungen deutet und die Abfassung, gewifs richtig, in die Zeit von Ende 1276 bis 1278 (Ottokar † 26. Aug.) verlegt; während Kurz[2] das Unpoetische jenes Allegorisierens hervorhebt — die Tendenz aber ist die gleiche wie die seiner Genossen: freudiger Ausdruck der Anerkennung für Rudolfs Bemühungen um Herstellung rechtlicher und geordneter Zustände.

In einem Gedichte Boppes[3] wird Rudolf mit Karl dem Grofsen und dieser wieder mit den Helden, Königen und Propheten des Alten Testaments verglichen. Es beginnt mit dem Jubelrufe: „Zahy, was hoher Tugend hat Gott dem Könige gegeben!“[4]

Nach Rudolfs Tode aber noch, demnach gewifs ohne selbstsüchtiges Interesse, singt Frauenlob: „Ei, wer ergezzet uns von Rome eins künigs guot? Ruodolf, sîn muot was aller tugent neiger, der sælde und êre ein zeiger, er prîs an hohen fürsten pflac, der êr was er ein neiger.“[5]

Hiermit scheint der Beweis erbracht zu sein, dafs eine besondere Tadelsucht der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts wenigstens — Meyer a. a. O. spricht sogar von mittelalterlichen Dichtern überhaupt — fernliegt; dafs sie es sich nicht nehmen liefsen, freudige Veranlassungen zu besingen.

Meyer hebt also wohl mit Recht hervor, dafs die Dichter mehr betrübende als freudenreiche Ereignisse zum Gegenstande ihrer politischen Dichtung nahmen. Diese Erscheinung ist aber, scheint es, keineswegs einer besonderen Tadelsucht jener Dichter zuzuschreiben. Welche freudigen Ereignisse gab es denn zu besingen, während die Unsicherheit, das Raub- und Fehdewesen immer weiter um sich griffen, ein Gegenkönig nach dem anderen auftrat und die Zerrüttung im Reiche von Jahr zu Jahr schlimmer wurde? So finden die ewig wiederkehrenden Klagen durch die Zeitverhältnisse selbst ihre genügende Erklärung.

---

[1] D. M. I, 307. [2] I, 126. [3] MSH II, 383 (II). [4] Schlegel, D. Mus. I, 311. [5] Frauenlob v. Ettmüller, Str. 80.

Gerade der freudige Jubel, mit dem die Sänger nach erfolgter Wahl Rudolfs nicht zurückhielten, zeigt, dafs sie auch ganz gern freudige Ereignisse zum Gegenstande ihrer Dichtung nahmen; nur mufsten sie solche erleben.

Vielleicht wendet man dagegen ein, dafs gerade auch Rudolf nicht vor der Tadelsucht jener Sänger verschont blieb. So schalt Meister Stolle den König Rudolf bitter wegen seiner Kargheit,[1] so auch der Unverzagte.[2]

Meister Boppe, der vorher kein Bedenken getragen, Rudolf mit Karl dem Grofsen zu vergleichen, schliefst sich diesen Tadlern an. Zu seiner Benennung Rudolfs als des „giegen ûz Osterlant“ [3] bemerkt v. d. Hagen,[4] dafs der Ausdruck „giege“ unschicklich sei. In der That lag Rudolf gerade geckenhaftes Wesen bekanntlich völlig fern — man denke nur an die bekannte Anekdote von der Bäckerfrau, die ihn gerade wegen seiner schlechten Kleidung für einen gemeinen Soldaten hielt und mit Schelten vom Ofen wegwies —, daher wird statt des unschicklichen „der giege ûz Osterlant“ unzweifelhaft „der gîtege ûz Osterlant“ zu lesen sein, was auch dem sonstigen Zusammenhang des Spruches besser entspricht. Auch unter dem Menschenbilde, hager und lang, jungmutig und bejahrt, das gewaltig alle deutschen Lande ausschliefslich nutzt, raubt, brennt und verwüstet, wo es weilt, wie die Bürger der Städte bezeugen,[5] wird Boppe den Kaiser Rudolf verstanden wissen wollen. Hagen[6] würde diese Beziehung, eingedenk der anderen Schmähung Rudolfs als des „giegen“ — noch besser pafst sie natürlich zu „gîtegen“ —, annehmen, wäre die Schmähung nicht zu stark und unwahr. Die Truppen Rudolfs hatten es aber 1276 im Kriege mit dem Böhmenkönige Ottokar an Excessen nicht fehlen lassen,[7] und um sich zum Kampfe gegen Ottokar Geld zu verschaffen, hatte Rudolf in den ersten Jahren nach seiner Thronbesteigung ungewöhnlich starke Anforderungen an die Städte gestellt. Von allen Kaufleuten im Reiche liefs er sich bereits damals den achten Teil ihres Geschäftskapitals und ein andermal von den Bürgern der Reichsstädte den dreifsigsten

[1] MSH III, 5a. [2] MSH III, 45a, Str. III, 1. [3] MSH II, 384b (IV). [4] MSH IV, 693. [5] MSH IV, 380a, Str. 12. [6] MSH IV, 696. [7] Sugenheim, D. G. III, 56.

Teil ihres ganzen Vermögens entrichten, nicht zu gedenken der sehr bedeutenden Extraerpressungen, die er sich gegen die Gesamtheit wie gegen einzelne Bürgerschaften erlaubte.[1] Boppes Schmähung ist also, wie man sieht, stark, aber nicht unwahr.

Jedenfalls hatten sich die Dichter in ihrer Hoffnung, es werde mit Rudolf die alte Zeit wiederkehren, getäuscht,[2] und ihr Tadel Rudolfs wegen dessen Kargheit war thatsächlich begründet, so dafs sie auch dieserhalb kein Vorwurf besonderer Tadelsucht und Morosität treffen kann.

Soweit ich sehen kann, trifft dieser Vorwurf nur auf Bruder Wernher zu[3] und auf den Schulmeister von Efslingen. „Wol ab, der künic der gît iu niht" — so beginnt der Spruch, in welchem der letztere die Kargheit Rudolfs am bittersten tadelt.[4] Er hatte einen so grenzenlosen Hafs auf ihn geworfen, dafs unter den wenigen auf uns gekommenen Stücken von ihm die Hälfte in Schmähliedern gegen den grofsen Fürsten besteht. Einige Züge sind auf Wahrheit gegründet, z. B. die Vorsorge für die Vermehrung des Erbes seiner Kinder, aber ins Gehässige gezogen.[5] Er ist aber auch der einzige, der Rudolf gar kein Lob zugesteht, der ihn für seine Bemühungen um Herstellung von Ordnung und Recht nur mit einer Vogelscheuche im Gerstenfelde verglich.[6] Auf ihn, wie vorher auf Bruder Wernher, trifft also das Urteil Meyers über die mittelalterlichen Dichter und ihre Tadelsucht zu. — So allgemein aber, wie Meyer es ausspricht, war dieselbe der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts nicht eigen; auch sie hat sich freudige politische Ereignisse als Gegenstand der Dichtung nicht entgehen lassen, wenn nur solche vorlagen. Da aber die letzte Zeit der Hohenstaufen und des Interregnums eine Zeit des Schreckens, der Gewalt und der Friedlosigkeit war, so bildet allerdings die Klage darüber das Hauptthema der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Man mag Walther vorwerfen, dafs er von Philipp zu Otto, von Otto zu Friedrich herüberschwankte, in seiner Stellung zur römischen Kurie beharrte er unentwegt; bei dem Rufe „Hie Papst! hie Kaiser!" hat er ein für allemal unverändert seine

---

[1] Sugenheim III, 96. [2] Koberstein-Bartsch I, 94. [3] Kurz I, 82. [4] MSH II, 138 (III). [5] Schlegel, D. M. I, 310. [6] MSH II, 139, Str. 7,

Stellung genommen. Es fragt sich, wie sich die anderweitige politische Lyrik in diesem Kampfe verhalten hat. Wackernagel bemerkt, daſs Walthers Sprüche die Parteistellung der deutschen Dichter für das ganze Jahrhundert bestimmten; für den Papst sei von da an keiner aufgetreten, doch einer nach dem anderen gegen den Papst.[1]

Mit voller Entschiedenheit wie Walther spricht der Marner seine Gesinnung als kaiserlich und antipäpstlich aus.[2] Durch seine Worte:[3] „Sagt mir, der bâbst von Rôme, waz sol iu der krumbe stap, den Got dem guoten Sante Peter uns zenbinden gap? die werlt habt ir betwungen gar, iur muot stât anders niht wan: ‚gib eht her!‘“ — durch diese Worte wird man unwillkürlich an Walthers „Ahî, wie kristenlîche der bâbest unser lachet“ etc. erinnert; ganz gleichen Ton schlägt hier der Marner an und wirft der Kurie mit gleicher Bitterkeit ihre Habsucht vor. Da der Marner auch einen Spruch an Konradin gedichtet hat,[4] worin er ihn in seinen Bestrebungen, die Krone zu erringen, ermuntert, so kann an seiner antipäpstlichen und staufischen Gesinnung kein Zweifel obwalten. Geändert hat er dieselbe nicht, sondern ebenso konsequent wie sein Meister[5] an ihr festgehalten.

Ebenso war die politische Stellung des Tanhäusers. Er feiert Otto II., den Erlauchten, von Bayern,[6] der standhaft auf der Seite des Kaisers gegenüber dem Papste und den Gegenkönigen verharrte, tadelt die Partei des Thüringers gegenüber Konrad IV. bitter[7] und ignoriert zufolge seiner staufischen Gesinnung die auf Friedrich II. folgenden Scheinkönige gänzlich.[8]

Meister Sigeher singt nach der Wahl Wilhelms von Holland gegen Kaiser Friedrich II.:[9] „Ehemals stand es schön um des

[1] Gesch. d. dtsch. Nationallitt. I, 242; desgl. Meyer a. a. O. S. 66. [2] Strauch XIV, 61 ff. XV, 333. [3] Ebd. XII, 20. [4] Strauch XV, 5. So schon gedeutet von Docen a. a. O. S. 203. Nach Strauch S. 18 im Jahre 1267 verfaſst. [5] Gödeke I, 158 bestreitet ein persönliches Verhältnis des Marners zu Walther, wie es sich aber aus den Worten „mîn meister, her Walther“ (Str. XIV, 274), im Gegensatz zu den anderen nachher genannten Dichtern, die ebenso bekannt waren, aber nicht als seine Meister von ihm bezeichnet werden, ergiebt. [6] MSH II, 88a (V, 16). [7] Menge a. a. O. S. 3. MSH II, 95b (XIV). [8] MSH II, 89a. Menge S. 3. [9] MSH II, 361a (II, 2).

Kaisers Wahl, da Könige sich ihrer annahmen; jetzt nehmen sich ihrer welsche Pfaffen an, die Segen und Taufe verschachern.“ [1] Wie mit Puppen spiele der Papst jetzt mit den deutschen Fürsten und setze sie ein und ab.[2]

In dem angeführten Spruche nimmt Meister Sigeher für Wilhelm von Holland gegen den Staufer Konrad IV. Partei; dagegen erwähnt er in einem Lobliede auf König Ottokar[3] einen Staufer, der ebenso wie Ottokar hohe Ehren erringen werde, womit vermutlich Konradin gemeint ist, spricht sich also in einem für die Staufer günstigen Sinne aus. So widersprechend daher ihnen gegenüber seine Stellung erscheint, so bestimmt ist dieselbe bezüglich seiner Stellung zum Papsttum.

Er benutzt ein Gerücht, das über Unterhandlungen zwischen dem Papste und Konrad IV. wegen Jerusalems im Umlauf war, um seinem bitteren Unmute über welsche Pfaffen und die Käuflichkeit der Kurie Luft zu machen.[2]

An anderer Stelle[4] spricht er sich ebenso bitter über das Sinken des Reiches und die Erhebung der Kirche aus, und die Worte „Er ist geborn, bî dem in lambes munde wahsent wolbes zende, sînen zorn müezen künege vürhten“ enthalten zweifellos eine gröbliche Schmähung des Papstes selbst.

Endlich erwähnt er in der Erzählung von dem Geiste,[5] den Sigeher zwang, ihn in einem Schwerte die Zukunft sehen zu lassen, wie er zwei Päpste Recht zu Unrecht machen und Christenrecht gerade bei dem höchsten Würdenträger der Kirche verworfen sah.

Auch Meister Stolle richtet gegen den Papst als den Verkehrer der Christenheit seine Spruchdichtung.[6] „Wenn das Haupt siech ist, dann sind es auch die Glieder. Das ist aller Welt offenbar: das Haupt siecht gar zu sehr. Der Papst sollte ein Haupt sein in der Christenheit, sie vor Unrecht beschirmen und ihr Richter sein; aber er führt sie irre, wir Laien sind der Pfaffen Spott, sie helfen alle einander uns betrügen, sie fälschen Schrift und Glauben aus Habgier; wo ist das Recht, das man uns von Rom aus geben sollte?“ [7]

---

[1] Docen, Archiv, Jahrg. 1821, S. 203. [2] MSH II, 361 a, Str. II, 2. [3] MSH IV, 662. [4] MSH II, 363 b, Str. 3. [5] MSH II, 362 a (V, 2). [6] Gödeke I, 253. [7] MSH III, 5 b, Str. 13.



So eifert Frauenlob gegen die päpstliche Partei: „Die Pfaffenfürsten sind gestiegen, die Laienfürsten gesunken, dem Reiche zum Schaden.[1] Die Pfaffenfürsten sind zu mächtig, sie achten das Reich nichts, während Laienfürsten stets dessen Stütze waren.[2] König Konstantin hat übel daran gethan, daſs uns der Pfaffe zeigen soll, wie man des Reiches Stuhl bewahre.[3] Die weltliche Gewalt solle ihre Rechte wahren; nehme sie nicht das Schwert zur Hand, so werde man sie mit dem Krummstabe verjagen.[4] Solle der Wolf des Reiches Schafe von der Weide jagen? Feil ist zu Rom der Glaube, es glühen der „Simonîe koln“.[5] Die Pfaffen maſsen sich weltliche Rechte an und setzen Könige ein und ab.[6] Den Pfaffen vom römischen Stuhle ist der klare Quell Petri zum Pfuhle geworden, ihre Quelle heiſst Simonie.“[7]

Die bisher angeführten Dichter sind sämtlich Gegner des Papstes, und zwar, wie Walther, ohne Schwanken in ihrer politischen Stellung.

Aber so waren nicht alle!

Bei Bruder Wernher, Reinmar von Zweter und Sonnenburg läſst sich ein erheblicher Unterschied bemerken.

Bruder Wernher tadelt den Papst, der bei den Lombarden die Ketzer aufkommen lassen, nachdem ihm dieselben einen Trank von Gold geschenkt, und der gehässig gegen den Kaiser sei, statt im Verein mit ihm an die Befreiung des heiligen Grabes zu denken.[8] Er trotzt dem Banne, dessenungeachtet Kaiser Friedrich von seinem Kreuzzuge glücklich heimgekehrt sei, in der Fabel von dem Affen und der Schildkröte.[9] Er bezeichnet ferner das Mühselige und Gefahrvolle von Friedrichs Laufbahn in seinem rastlosen Ringen gegen die Anmaſsungen der Priesterherrschaft durch ein „schauerlich schönes Bild“,[10] wenn Friedrich einem Manne verglichen wird, der im Walde geht, während ein Wolf hinter ihm herschleicht, stets begierig, über ihn herzustürzen, sobald der Mann straucheln oder fallen würde.[11] Da aber im Anfange dieses Spruches davon die Rede ist, daſs die Fürsten, welche nur mit

[1] Ausgabe von Ettmüller Str. 299. [2] Ettm. Str. 300. [3] Ebd. 335. [4] Str. 336. [5] Str. 337. 338. [6] Str. 342. [7] Str. 343. [8] MSH II, 227b, Spr. 2; nach Meyer S. 87 im Frühling 1227 gedichtet. [9] MSH III, 16b, Spr. 26; nach Lamey S. 20 im Jahre 1229 gedichtet. [10] Uhland, Leben Walthers S. 115. [11] MSH II, 234b, Str. 3.

erheuchelter Treue sich an Friedrichs Seite stellten und dabei falschen Sinn hegten, Wölfen glichen — worauf dann der angeführte Vergleich folgt, so bezieht sich diese Strophe offenbar nicht auf die Treulosigkeit der römischen Kurie, sondern auf die der deutschen Fürsten, vielleicht besonders Friedrichs des Streitbaren.[1]

Aber auch schon die beiden vorher angeführten Strophen zeigen Bruder Wernher zur Genüge als Anhänger des Kaisers. Als solchen finden wir ihn, wie die Sprüche darthun, in den Jahren 1227 und 1229. Somit schloſs er sich, wie Gervinus[2] urteilt, an Walthers politische Tendenzen an.

Im Jahre 1245 scheint er, der bisherige Anhänger der hohenstaufischen Partei, sagt Lamey,[3] sich der päpstlichen einigermaſsen genähert zu haben; minder glimpflich bemerkt Meyer,[4] Bruder Wernher sei im Laufe der Jahre von Kaiser Friedrich II. abtrünnig geworden.

Man wird sich erinnern, daſs auch Walther erst für Otto Partei ergriff und nachher doch zu dessen Gegenkönige, Friedrich II., überging, ohne daſs dieser Wechsel der Personen einen Wechsel in seiner politischen Parteistellung zur Kurie herbeiführte.

Anders Bruder Wernher.

Hat er 1229 die glückliche Rückkehr des Kaisers aus Akkon trotz des Bannes gefeiert, so hebt er mit den Worten „diu sele vor dem banne in groszen riuwen stât, swen si der helle scherge hin vor sînen meister twinget“[5] die Schrecknisse des Bannes hervor, tadelt anderweitig[6] Papst und Kaiser, nennt sie beide Lucifers Genossen, sucht aber das gröſsere Unrecht auf seiten des Kaisers;[7] er lobt in einem Klageliede auf den Tod Ludwigs von Bayern diesen Fürsten, nennt ihn treu, stet, die Hilfe von Kaiser und König, obgleich er ohne Zweifel wuſste, daſs der Wittelsbacher mit dem Papste Gregor IX. im geheimen Einverständnis gewesen und dessen Versuche, die deutschen Fürsten gegen den Staufer Friedrich II. aufzuwiegeln, unterstützt hatte.[8]

Endlich lobt er an anderer Stelle[9] den Herzog Leopold VII.

---

[1] Beziehung auf Friedrich den Streitbaren nimmt Lamey S. 23 an, zur Evidenz erweisen läſst sie sich nicht. [2] Gerv. II, 134. [3] a. a. O. S. 32. [4] a. a. O. S. 97. [5] MSH III, 11a; nach Meyer S. 92 zwischen 1232—1234 zu setzen. [6] MSH III, 11b. [7] So urteilt wenigstens Meyer S. 98. [8] Sugenheim, D. G. II, 529. [9] MSH II, 233b.



von Österreich, der auf Gottes Fahrt gespart habe, gegenüber dem Kaiser oder vielmehr damals noch Könige Friedrich II., der sich in Sachsen mit Otto IV. herumschlage. Meyer[1] meint allerdings, man brauche aus diesem Lobe Leopolds VII. keinen Vorwurf gegen König Friedrich herauszulesen. Wenn aber in dem Spruche ausdrücklich des Königs Fahrt nach Sachsen und Leopolds Fahrt „gen Akers" einander gegenübergestellt werden, wenn die Frage aufgeworfen wird: „welcher dâ verdienen müge baz der sælden segen", wenn die Fahrt Leopolds ausdrücklich bezeichnet wird als eine „sæliclîchiu vart, die got mit hundert tûsent lônen giltet" — so kann doch kein Zweifel bleiben, daſs Friedrichs Kämpfe in Sachsen von dem Dichter geringer als diese „hundert tûsent lône" geachtet wurden, also das Lob des Kreuzfahrers Leopold auf Kosten des Königs erteilt ist.

Man sieht, daſs Bruder Wernher nicht wie Walther konsequent auf seiten des Kaisers gestanden, sondern in der Vertretung der Interessen von Reich und Kirche sich schwankend verhalten hat.

Gleiches Verfahren, nur noch offenkundiger, hat Reinmar von Zweter eingeschlagen.

In den politischen Sprüchen, sagt Gervinus,[2] tritt Reinmar in die Fuſsstapfen Walthers, da dieser von der Weltbühne abtrat. „Er setzte dessen Kampf gegen Rom und die weltlichen Übergriffe fort." In der Schärfe der Polemik kommt er Walther weit näher als Bruder Wernher, dessen Äuſserungen gegen den Papst im Vergleich zu Walther und Reinmar eigentlich zahm klingen.

Die Römer sind unheilig, äuſsert sich Reinmar,[3] wie könnten sie einen rechten Papst wählen? Ein rechter Papst zeigt mehr väterliche Gesinnung. — Mit Beziehung auf diesen Spruch urteilt Meyer,[4] Reinmar habe sich damals, als das Kaisertum in neue Gefahren kam, mit einer Würde und Kraft erhoben, welche hinter derjenigen Walthers nicht zurückblieb.

Gegen die Habgier der römischen Kurie eifert er:[5] Christus habe allen Menschen ein Beispiel mit seiner Armut gegeben. Die Päpste freilich hätten Städte, Burgen, Land und seien doch sündenfrei wie Christus — so gut wie die habe es freilich niemand.

---

[1] a. a. O. S. 86. [2] a. a. O. II, 131. [3] MSH II, 200 a, Spr. 127. [4] a. a. O. S. 15. [5] MSH II, 200 b, Spr. 128.

Er unterscheidet[1] den Bann, der mit und nach Gott sei, und den Bann, in welchem fleischlicher Zorn stecke, und macht es dem Papste zum Vorwurfe, daſs er gleichzeitig unter der Stola fluchen, schelten und bannen und unter dem Helme rauben, sengen und brennen, also mit beiden Schwertern streiten wolle.

Er tadelt[2] die Kurie — wie Bruder Wernher — wegen Duldung der Häresie bei den Lombarden, noch mehr der Simonie. Das Schwert Hügelins, d. i. Gregors IX., schneide nur,[3] wenn man es mit Golde wetzt. Unrecht und der Papst lachten einander an; das Recht stehe traurig dabei, werde aber doch endlich siegen;[4] der Papst lobe nur die Reichen, die Armen seien ihm nicht halb so lieb;[5] der Kaiser hüte sich vor Heuchelei, wie sie in Rom zu Hause ist;[6] die Bischöfe von Mainz und Köln lägen wie eine Rute dem Reiche auf dem Rücken, aber so wenig die Mücke dem Aare würden die Päpstlichen dem Reiche anhaben.[7]

Es kommt hinzu, daſs Reinmar den Kaiser bei dessen Anwesenheit in Deutschland mit Begeisterung begrüſste. Er nennt ihn der Treue Schatzkammer Hort, Anker der Stetigkeit, Zunge rechten Urteils, Hand des Friedens, Mund gewisser Worte, Haupt, würdig einer Krone, wie sie kein Schmied anfertigen könne, und schlieſst mit „Heil dem Kaiser Friedrich!“[8] Dessen Ohren hörten durch den Wald, seine Augen reichten über das Feld, seine That sei rascher wie die Windsbraut.[9] Der Thor, der ihm widerstehe, sei seiner Sinne beraubt.[10] Das Reich war so siech, daſs es schon auf allen vieren kaum noch kroch, bis ihm Gott den weisen Kaiser sandte, dessen Weisheit alle Weisen preisen sollten; der das Reich in seinem Siechtum aufgerichtet habe, so daſs es jetzt wieder gerade stehe.[11]

Wenn auch die Sprache dieser Sprüche im Gegensatz zu Walther gesucht, die Vergleiche und schmückenden Beiwörter übermäſsig gehäuft erscheinen, an seiner Gesinnung lassen die angeführten Sprüche keinen Zweifel; auf Walthers Schultern

[1] MSH II, 200 b, Spr. 129; Uhland S. 137. [2] MSH II, 200 b, Spr. 130. [3] MSH 202 a, Spr. 137. [4] MSH II, 201 b, Spr. 134. [5] MSH II, 201 a, Spr. 133. [6] MSH II, 203 a, Spr. 143. [7] MSH II, 218 a, Spr. 229. [8] MSH II, 202 a, Spr. 138. [9] MSH II, 202 b, Spr. 139. [10] Ebd. Spr. 140. [11] MSH II, 203 a, Spr. 142.

stehend, scheint er dessen würdiger Nachfolger, von gleichem Kampfeseifer gegen den Papst beseelt zu sein.

Wie aber hat er nachher gegen den von ihm verherrlichten Kaiser geeifert!

Ihn stellt er mit der ironischen Andeutung „In' weiz, ob ez ein Püllesch zouber tiute“ als den Verkünder einer Lügenkunst hin, von der er sagt: „Gesoten lüge, gebraten lüge, lüge ûz der galrei, lüge von barat, lüge von trüge, gebalsmet lüge, gebismet lüge, lüge mit safran überzogen, lüge swie man s' erdenken kan unt wil“;[1] ihm wirft er Simonie vor,[2] gegen ihn ruft er die ganze Allmacht Gottes an zu dem einen Zwecke: „Widerstant von Stoufen Friderîche!“[3] Was Rom tausendmal gebannt habe, könne es jetzt nicht zu dreien widerrufen; im Banne müsse der Kaiser bleiben, und er, der Dichter, wolle es laut von den Dächern schreien, daſs der Mohr schwarz bleibe[4] — man sieht, er ist in seinem Hasse päpstlicher als der Papst.

Freilich könnte man einwenden, es lasse sich in diesen Sprüchen nur Haſs gegen den Kaiser, kein Aufgeben seiner feindseligen Stellung gegen das Papsttum erkennen, zumal der Vorwurf der Simonie gleichzeitig auch gegen den Papst erhoben werde, etwa wie Walther zu dem Pfaffenkönige übergetreten, aber in seiner feindseligen Stellung zum Papsttum verblieben sei. Indes kommt seine Bekehrung zur päpstlichen Partei auch noch anderwärts zum Ausdruck.

So lobt er mit ganz denselben Ausdrücken wie früher den Kaiser[5] den Erzbischof von Mainz, denselben, welchen er vorher wegen seiner päpstlichen Gesinnung getadelt hatte. Wenn man erwägt, daſs sich der Erzbischof von Mainz 1245 nach Lyon begab, der wiederholten Exkommunikation des Kaisers beiwohnte, sich für den Fall der Absetzung zur unverzüglichen Erhebung eines mächtigen Gegenkönigs mit verpflichtete und im Juni am Rhein war, um in ganz Deutschland auf die allerfeindlichste Weise gegen den Kaiser zu wirken,[6] so kann kein Zweifel bestehen, daſs ein Lob dieses Kirchenfürsten eine totale Veränderung in

---

[1] MSH II, 207 b, Spr. 170. [2] MSH II, 218 a, Spr. 228. [3] MSH II, 203 b, Spr 145. [4] MSH II, 201 a, Spr. 132. [5] MSH II, 210 b, Spr. 186 a u. 186 b; vgl. hier S. 49, Anm. 8. [6] Schirrmacher IV, 140.



der politischen Stellung Reinmars zum Ausdruck bringt, ihn geradezu zum Anhänger der päpstlichen Partei stempelt.

Doch auch hier, wo er so offen für einen Anhänger des Papstes Partei ergreift, könnte immer noch jemand die Feindschaft gegen den Kaiser zugeben und doch die päpstliche Gesinnung bestreiten. Aber auch ihm wird die Veränderung der politischen Stellung Reinmars überzeugend einleuchten, wenn er daran denkt, dafs Reinmar es früher[1] dem Papste zum Vorwurf gemacht hatte, dafs er überhaupt das weltliche Schwert ergreife, jetzt aber — im Spr. 212 — beide Schwerter nebeneinander stellt, so dafs jedes auf die Unterstützung des anderen angewiesen sei, endlich aber — im Spr. 213 — den Kaiser „fullemunt der edlen kristenheit, sant Peters kempfen“ nennt, also unzweifelhaft dem Papste unterordnet.[2]

Wer die von Wilmanns gegebenen Festsetzungen der Chronologie der Sprüche Reinmars für richtig hält, mufs mit ihm folgende Veränderungen in Reinmars Stellung anerkennen:

1228/29 für den Kaiser gegen den Papst (Spr. 127—131);

1234/35 gegen den Papst und gegen den Kaiser für König Heinrich (Spr. 132—136);

1236 für den Kaiser gegen den Papst (Spr. 137—144);

1239 bz. 1240/41 gegen den Kaiser (Spr. 145 bz. 148/149);

1242 oder 1244 gegen den Kaiser (Spr. 229);

1245 gegen den Kaiser (Spr. 230).

Nach Meyer ergeben sich folgende Veränderungen:

1227—36 für den Kaiser (Spr. 127—131. 137. 133. 134. 212. 213. 138—140. 142);

1241—45 gegen den Kaiser (Spr. 228. 132. 148. 149. 145. 170);

1241—46 gegen den Kaiser (Spr. 186a u. b);

1246 für den Kaiser (Spr. 229).

Str. 245, deren Anführung man in beiden Aufzählungen vermissen dürfte, ist wegen ihrer sehr fraglichen Echtheit[3] unberücksichtigt gelassen.

---

[1] MSH II, 200b, Spr. 129. [2] Als Ansicht Reinmars entnimmt Meyer S. 27 Gleichstellung des geistlichen und weltlichen Schwertes aus dem Spr. 212 — mit Recht, aus dem Spr. 213 aber mit Unrecht, weil er die Worte „sant Peters kempfen“ unbeachtet läfst, die doch eine Unterordnung des Kaisers unter den Papst deutlich erkennen lassen. [3] Scherer, D. St. I, 300.

Auf die beiderseits aufgestellten chronologischen Festsetzungen näher einzugehen, erscheint überflüssig;[1] so viel ist klar, daſs der Dichter in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst zwischen beiden Parteien geschwankt, den Kampf Walthers gegen Rom, wie Gervinus[2] sagt, in mannigfaltigen Wechseln fortgesetzt habe.

Ebenso schwankend in seiner Haltung zwischen Kaiser und Papst war Meister Friedrich Sonnenburg.

„Unrechte Gewalt, wie spüre ich dich in der Christenheit! Allgemein werben die Pfaffen um Gut, machen Recht zu Unrecht des Gewinnes halber; auf Habgier steht ihr Sinn. Erbarme dich, Gott, gieb rechten Papst und rechten Kaiser; geschieht der Pfaffen Wille, wird nimmer ein Kaiser!"[3] So läſst er sich vernehmen. Den letzten Satz hält Zingerle[4] für eine Anspielung auf den allgemein verbreiteten Verdacht, daſs sowohl Friedrich II. als Konrad IV. auf Anstiften der päpstlichen Partei vergiftet worden seien. So viel geht aus dem Spruche klar hervor, daſs Sonnenburg eifriger Gegner des Papstes war.

Wenn nun derselbe Sonnenburg in einem jedenfalls früheren Spruche[5] mit Beziehung auf Friedrichs Tod äuſsert: „Was hilft das reiche Gut dem Kaiser, sein weiser Sinn? Hat er hier die Welt irre geleitet, so wird ihm dort saure Labe und — haben die Pfaffen nicht gelogen — ewige Verdammnis", so könnte man an seiner antipäpstlichen Gesinnung irre werden. Doch vielleicht hat Zingerle recht, der aus dem Zusatze „hânt die pfaffen niht gelogen" zu erkennen meint,[6] daſs der Dichter mehr Gehörtes referiert, als daſs er selbst davon überzeugt ist.

Wenn er aber in den schon erwähnten Lobgedichten auf Rudolf von Habsburg seiner früher gehegten Feindschaft gegen den Papst so sehr vergiſst, daſs er einen Brief desselben an Rudolf, worin diesem die Kaiserkrönung angeboten wird, jetzt

[1] Nur so viel mag hier bemerkt werden, daſs nur wenige Sprüche mit Bestimmtheit chronologisch zu bestimmen sind, so z. B. diejenigen, aus denen Friedrichs Anwesenheit in Deutschland erhellt (Spr. 138—142); bei den anderen kommt man über Vermutungen nicht hinaus, da die gegebenen Andeutungen zu unbestimmt sind und verschiedene Erklärungen zulassen, wie dies aus den Aufsätzen von Wilmanns und Meyer erhellt.
[2] a. a. O. II, 131. [3] MSH III, 76, Str. 43. [4] Sunburc, Ausg. v. Zingerle S. 20. [5] MSH II, 356 a (II, 7). [6] a. a. O. S. 11.

zum Preise des Habsburgers mitteilt;[1] wenn er Rudolf deshalb rühmt, weil der Papst seine Wahl gutgeheifsen und in Briefen an alle Fürsten u. s. w. belobigt habe; wenn er erklärt, kein Papst habe je einen König so lieb gehabt, alle sollten ihn anerkennen, einen Gegner werde der Papst für keinen rechten Christen halten — so ist ersichtlich, dafs Sonnenburg nicht mehr Gegner des Papstes, nicht mehr in seiner Parteistellung verblieben ist.

Wenn also Wackernagel bemerkt, dafs Walthers Sprüche die Parteistellung der deutschen Dichter für das ganze Jahrhundert bestimmten, für den Papst sei von Walther an keiner aufgetreten, doch einer nach dem anderen gegen den Papst — so wird aus dem nunmehr über Bruder Wernher, Reinmar von Zweter und Sonnenburg Gesagten ersichtlich, dafs deren Stellung durchaus nicht so bestimmt war wie diejenige Walthers, dafs sie wiederholt auch für den Papst Partei ergriffen haben. Aber auch aus anderen Thatsachen folgt, dafs die Behauptung Wackernagels übertrieben ist.

Zwar mag es wenig bedeuten, dafs Hugo von Werbenwac[2] seine Herrin, die ihn ohne Dank läfst, beim König Konrad verklagen, wenn dieser die Sache leicht nehme, an den Kaiser gehen, und wenn der ihm nicht gerechtes Urteil spreche, an den jungen König aus Thüringen, d. i. Heinrich Raspe, oder an den Papst sich wenden will.[3] Der Papst wird als höchste und letzte Instanz bezeichnet; die Worte „alder an den bâbest, dâ man ie genade an rehte vant" übersetzt Menge[4] gegenüber Stälins und Schmids geradezu sinnentstellenden Erklärungen gewifs richtig: „bei dem man Gnade mit Recht findet". Das hohe Lob, welches der Dichter hiermit dem Papste erteilt, zeigt ihn als päpstlich gesinnt. Dafs der Zusatz ironisch gemeint sei, wie Menge vermutet, erscheint deswegen unmöglich, weil eine solche ironische Herabsetzung der höchsten Instanz, die der Dichter anzurufen droht, um die Geliebte sich geneigt zu machen, gewifs ihren Zweck, Eindruck auf sie zu machen, verfehlt haben würde; spielte er mit der scherzhaften Anrufung des Papstes den letzten Trumpf gegen die Ge-

[1] MSH III, 73, Spr. 27. [2] MSH II, 68a. [3] Gödeke I, 159. [4] a. a. O. S. 3, Anm. 6.



liebte aus, so wird er den doch nicht selber als geringwertig haben bezeichnen wollen! Überdies zeigt die folgende Strophe des Liedes erst recht klar, daſs der Dichter bei der scherzenden Klage den Papst wirklich als höchste Instanz über Kaiser und König stellte, also der Zusatz „dâ man ie genade an rehte vant" keineswegs ironisch zu deuten ist, sondern des Dichters päpstliche Gesinnung verrät. Eigentliche politische Sprüche des Dichters haben sich aber nicht erhalten. Wenn also auch diese eine Anspielung in einem Minneliede genügt, um des Dichters päpstliche Gesinnung zu erweisen, so reicht sie doch nicht zum Beweise dafür aus, daſs er sonst als politischer Dichter hervortrat; möglich ist es immerhin, und seine politische Stellung wäre durch das erwähnte Gedicht ausreichend bezeichnet.

Dagegen zählen v. Wengen und der Meiſsner unbestritten zu den politischen Lyrikern, und ihre päpstliche Gesinnung läſst sich erweisen.

In die Zeit nach der Absetzung Friedrichs II. und nach der Gegenwahl Heinrich Raspes fällt[1] der Spruch,[2] wo der „vil werde künic" (Heinrich Raspe) zu guter Regierung ermahnt wird, im Gegensatz zu Friedrich II., von dem es ohne Namensnennung, aber ziemlich wegwerfend heiſst: „nu hât uns einer so gerihtet, des scheidet er (d. h. Got) in dann von sîner pflihte." [3]

Aber nicht nur indirekt durch Parteinahme für den päpstlichen Gegenkönig Heinrich Raspe gegen den staufischen Friedrich bekundet v. Wengen seine päpstliche Gesinnung, er tritt auch in demselben Spruche direkt für den Papst auf, indem er die Macht des Papstes ausdrücklich mit den Worten „Der Papst soll unsere Seele, der Vogt von Rom Leib und Gut schirmen" und „Friedrich habe Gottes Willen nicht gethan", über die des Kaisers stellt. — Womöglich noch schärfer spricht er sich in dem voranstehenden Spruche aus,[4] wo er ein Recht für Pfaffen und Laien überhaupt als unmöglich hinstellt, wolle man nicht den Papst ehren und sein Gebot. Was er gebiete, das wolle Gott, von ihm selbst habe der Papst seine Gewalt; verloren sei die Christenheit, die nicht seine Rechte als unverbrüchlich halte.

Der Meiſsner, von dem nunmehr zu reden ist, entnimmt in

---

[1] MSH IV, 460. [2] MSH II, 144 b. [3] Menge S. 9. [4] MSH II, 144 a.

seinem Spruche „Ban ist ein bant“ [1] u. s. w. mehrere Wendungen dem Spruche Reinmars von Zweter, in welchem dieser denjenigen Bann tadelt, der nicht von fleischlichem Zorne frei sei.[1] Reinmar sagt: „swer bannen wil unt bannen sol, der hüete daz sîn ban iht sî vleischlîches zornes vol“; der Meiſsner: „ban vleisches vul der kumt von zorne“; Reinmar sagt: „swes ban mit Gote ist unde in Gote, der wirbet wol nach Gote als ein gesanter Gotes bote; swer des bannes niht envürhtet, der ist niht ein wîser man“; der Meiſsner: „verdienter ban, vruht hoch geborne verdirbet sel und lîp, des schiuwet sülhen ban.“ — So vollständig einander gleich sind die Prämissen beider! Und nun der Schluſs? — Reinmar, damals eifrig antipäpstlich, sagt: „Folglich thut der Papst unrecht, wenn er zu weltlichen Waffen greift“; der Meiſsner: „der bâbes mak niht unrehten ban erlouben“, d. h. er thut kein Unrecht. Sollte es zu kühn sein, aus dem trotz gleicher Prämissen entgegengesetzt lautenden Resultate des Meiſsners auf seine päpstliche Gesinnung zu schlieſsen?

Heiſst es doch anderweitig:[2] „Der Papst hat dem Reiche geschworen, Unrecht abzuwehren. Nun soll er des Eides gedenken, da er alleiniges Oberhaupt der Welt ist.“ Ich denke, klarer kann der Dichter seine päpstliche Gesinnung gar nicht aussprechen, als indem er den Papst als obersten Richter über Deutschland, ja über alle Welt anerkennt.

Gegenüber der Behauptung Wackernagels, es sei keiner der Dichter politischer Sprüche nach Walther für den Papst aufgetreten, ergiebt sich also folgendes.

Walthers Sprüche bestimmten die Parteistellung zwar nicht aller, aber doch der meisten Dichter politischer Sprüche für das ganze Jahrhundert. Der Marner, Tanhäuser, Sigeher, Stolle, Frauenlob sind würdige und konsequente Nachfolger Walthers gewesen. Manche, wie Bruder Wernher, Reinmar von Zweter und Sonnenburg, haben den Kampf Walthers nicht ohne Schwanken zwischen den beiden Parteien fortgeführt; einzelne, wie Huc von Werbenwac — wenn man diesen überhaupt als politischen Dichter bezeichnen darf —, v. Wengen und der Meiſsner, sogar auf der Seite des Papstes gestanden.

[1] MSH III, 89, Spr. 7; II, 200, Spr. 129. [2] MSH III, 102a (XIV, 1).

Wie Walther als Kaisersänger auftritt gegenüber dem Papste, so auch gegenüber den Fürsten, gegenüber den Gelüsten nach Erweiterung ihrer Macht auf Kosten von Kaiser und Reich.

In den somit von Walther angegebenen Ton stimmen auch die anderen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts ein.

Wegen seiner Unterstützung der Empörung des jungen Königs Heinrich, seines Schwagers, war Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich in die Reichsacht erklärt worden, und zur Vollziehung derselben herbeigeeilt, residierte Kaiser Friedrich II. selbst drei Monate in Wien. Darauf bezieht sich Bruder Wernher in dem Spruche,[1] in welchem er den einen Thoren nennt, der ein Haus ohne Dach baue, und in dem er nachher sagt: „ich wæne ich ir einez (d. h. hûs âne dach) wîlent ze Wiene sach, daz nam dâvon vil lasterlîch ein ende.“ Ebenfalls mit Beziehung auf die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser Friedrich und Friedrich dem Streitbaren sagt er anderweitig,[2] lieber ginge er und folgte dem Kaiser bis nach Trapani, ehe er Land und Leute und die gute Stadt Wien verlöre. Bruder Wernher behält, wie Lamey[3] sagt, ein offenes Auge für des Fürsten Unrecht und wagt seiner Überzeugung lauten Ausdruck zu geben.

Lamey[4] bezieht zwei andere Sprüche Bruder Wernhers ebenfalls speciell auf Friedrich den Streitbaren. In dem einen[5] wird an das Wort Kaiser Ottos IV. erinnert, der zu den von ihm durchschauten Heuchlern zu sagen pflegte: „mir ist umbe dich, des setze ich mîne wârheit dir ze phande, reht als dir ist umbe mich, der stæte suln wir gegen ein ander walten“; der andere[6] enthält den schon oben angeführten Vergleich des gefahrvollen Weges des Kaisers mit dem eines Mannes, dem im Walde Wölfe nachschleichen. Sehr möglich, daſs sich beide Sprüche, wie Lamey annimmt, auf Friedrich den Streitbaren beziehen; genannt ist Friedrich nicht ausdrücklich, und es hindert also nichts, sie als eine Miſsbilligung der Treulosigkeit nicht nur Friedrichs, sondern auch anderer Fürsten aufzufassen. Hatten doch an dem verbrecherischen Aufstande des jungen Königs Heinrich auſser seinem Schwager Friedrich dem Streitbaren auch noch einige süddeutsche Bischöfe

---

[1] MSH II, 228 b, Spr. 7. [2] MSH II, 234, Spr. 5. [3] a. a. O. S. 25. [4] a. a. O. S. 23. [5] MSH II, 234 a, Str. 1. [6] MSH II, 234 b, Str. 3.

sowie der mittlere und niedere Adel Schwabens und Frankens teilgenommen;[1] pflanzten doch die Erzbischöfe von Mainz und Köln zuerst die Fahne der Empörung auf;[2] wurde doch am 22. Mai 1246 Heinrich Raspe von den Erzbischöfen von Mainz, Köln, Trier, den Bischöfen von Würzburg und Regensburg, den Herzögen Albrecht II. von Sachsen und Heinrich II. von Brabant zum Oberhaupte der deutschen Nation erkoren.[3]

In gleicher Gesinnung spricht sich Bruder Wernher für König Konrad IV. und gegen die Fürsten dahin aus: Als ob ein Blinder seinen einzigen Diener wegjagte und es nachher bereute, weil er nicht allein fortkann; so haben die thörichten Herren an König Konrad gehandelt, der durch schnöden Verrat im Jahre 1246 in der Schlacht bei Frankfurt seinem Gegenkönige Heinrich Raspe unterlag. „Si hânt in selben in den vuoz gestekket einen wessen dorn, nû hinket, liebe herren, sît wir haben den milten künic verlorn.“[4]

Wenn daher Bruder Wernher auch in seiner Haltung in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst schwankte, so scheint er doch bei der zunehmenden Zerrüttung im Reiche die Notwendigkeit einer starken Kaisermacht gegenüber den Fürsten erkannt zu haben. Sein Ausspruch „Hœrt ir die armen schrîen wê von ungerihte, wie stât daz dem rîche? ir rihtet hie, so tuot ir sælekliche, sît daz wir alle hœren von gerihte dâ ze Pülle sagen, sô rihtet ouch hie“[5] zeigt, wie wenig Bruder Wernher mit den Zuständen im Reiche und dem Regimente der Fürsten zufrieden war und wie notwendig ihm eine starke kaiserliche Gewalt über der fürstlichen erschien.

Viel derber hält der Marner den Fürsten ihre Sünden gegen das Reich vor. Er vergleicht sie mit den Fröschen, die einen König haben wollten, und bemerkt mit unverkennbarem Seitenblick auf ihr egoistisches Verhalten: „ûfe sint gesezzen arge frösche nû, die sint des reiches êren vient: storche, wanne kumestû? die des rîches erbe slindent, der ist vil.“[6] Er ermahnt

---

[1] Sugenheim, a. a. O. S. 530. [2] Ebd. S. 552. [3] Ebd. S. 557. [4] MSH II, 229a, Str. 8. Wenn Meyer S. 110 den Spruch auf den „Untergang“ König Konrads beziehen will, so ist dieser Ausdruck wenigstens unrichtig gewählt, da Konrad doch erst 1254 in Italien starb. [5] MSH II, 229b, Str. 10. [6] Strauch XIV, 92.

sie, wie einst Antäus[1] durch den klaren Schild seines tödlichen Gegners Herr wurde, so auch auf Ehre zu halten und durch sie die Falschheit zu bekämpfen.[2] Wie Nebukadnezar einst im Traum die vier Zeitalter und den Fall des letzten auf thönernen Füſsen stehenden sah, so war bei uns das goldene und silberne, herrscht jetzt das eiserne; schämen sollten sich die Fürsten, daſs sie die thönernen Füſse des sinkenden Reiches sein sollen.[3]

Ihnen legt auch Hawart[4] den üblen Zustand des Reiches zur Last, weil sie sich nicht über einen römischen König einigten; „Gott stürze die Ungerechten!" schlieſst er.[5] „Wehe!" ruft der Hardegger[6] über die Wahlfürsten, die statt des Königs Konrad einen schlechten wählen würden. Raumsland[7] bittet Christus, die Könige und Fürsten zur Herstellung von Friede und Freude in der Christenheit zu bewegen, und wirft ihnen vor,[8] bisher zu wenig auf strenges Gericht gehalten zu haben, da sich sonst Diebe, Räuber, Mörder bisher nicht so leicht losgekauft hätten. Das römische Reich, klagt Hellefiur,[9] sei jetzt arm; schwer hätte der Fürsten verkäufliche Kur dem römischen Reiche geschadet.

In diesen Chor stimmt auch der Meiſsner ein und eifert gegen die Habgier der Fürsten;[10] er mahnt sie zur Königswahl und wünscht, daſs die Welt über den schreie, der das Reich mit einem Könige betrügen wolle; in Bezug auf die Fürsten sagt er: „vür iuwer sünde vröuwet die werlt gemeine", wo statt des sinnentstellenden „vröuwet" wohl „dröuwet" oder „trûret" zu lesen ist;[11] endlich schreckt er sie mit ewiger Strafe:[12] „die vürsten unt die hêrren solten fride und reht nu minnen; unvride und unreht, swer iuch minnet, des sêle muoz ân' ende brinnen dort in der iemer wernden gluete."

Auch Frauenlob erhebt gegen die Fürsten den argen Vorwurf, sie nähmen schnöden Schatz für ritterliche That.[13]

Wenn hingegen Reinmar von Zweter auch gleichfalls bitter über die Zustände im Reiche klagt, wenn er neben den Grafen,

[1] Irrtümlich statt Perseus. [2] Strauch XIV, 201. [3] Strauch XV, 215. [4] MSH II, 162 a, Str. I, 2. [5] MSH IV, 476. [6] MSH II, 134, Spr. 9. [7] MSH III, 54 b, Spr. 9. Ähnlichen Inhalts ist III, 57 a, Spr. 8, 9; 58 b, Spr. 19. [8] MSH III, 64 a, Spr. 3. [9] MSH III, 34 a, Spr. 4. [10] MSH III, 102 b (XIV, 2). [11] MSH III, 102 a (XIV, 1). [12] Ebd. 105 a, Spr. 8. [13] Ettm. 329.

Freien, Dienstmannen auch den Fürsten ausdrücklich ihre Feilheit vorwirft;[1] wenn er sie wohl mit Beziehung auf zu lange Verzögerung einer Königswahl und die dadurch hervorgerufenen friedlosen Zustände mit trägen Schiffsleuten vergleicht, die das Schiff auf dem Flusse gegen die Mühle treiben lassen, und sie so verdrossen nennt: daz si niht ruodernt gegen dem stade, ê daz ûf in geliget der schade,[2] so äufsert er doch andererseits geradezu verhängnisvolle und bei der bestehenden Verwirrung und deren traurigen Folgen für die Entwickelung des Reiches völlig unbegreifliche Ansichten über das Verhältnis des Kaisers zu den Fürsten. Das Reich ist nicht des Kaisers; er ist sein Pfleger und Vogt; seht ihr Fürsten an ihm eine solche Schuld, dafs er das Reich verlieren soll, so nehmt euch einen, der euch und dem Reiche besser zieme als er.[3] Ja, in dem unmittelbar darauf folgenden Spruche sagt er vollends: „Weg mit dem Kaiser, setzt ihn ab und wählt einen anderen; pafst euch der nicht, wieder einen anderen!"

So findet er die fürstlichen Anmafsungen gegenüber dem Kaiser ganz berechtigt.

Er ist aber, und das ist gewifs kein schlechtes Zeugnis für die Einsicht der politischen Spruchdichter des dreizehnten Jahrhunderts, der einzige, welcher trotz der durch die Verminderung des kaiserlichen Ansehens hervorgerufenen Gesetz- und Friedlosigkeit sich der besseren Einsicht von der Notwendigkeit einer starken kaiserlichen Gewalt über den Fürsten verschliefst; soviel ich sehen kann, sind sonst alle anderen dem Beispiele Walthers gefolgt und haben also, wie er, in dem Kampfe zwischen Kaisermacht und Fürstenmacht auf seiten der ersteren gestanden.

Walther ist, wie wir oben gezeigt haben, wegen seiner Angriffe auf das anstöfsige Leben und die Habgier des geistlichen Standes mit vollem Recht von Gervinus ein Vorläufer Huttens genannt worden.

Hingegen zeigt Bruder Wernher, wie Burdach[4] hervorhebt, stark geistliche Tendenzen. Dafs er selbst ein Kleriker war, wie Burdach[4] vermutet, ist daraus nicht zu schliefsen. Die Bezeich-

[1] MSH II, 201 b, Spr. 135. [2] MSH II, 212 a, Spr. 193. [3] MSH II, 204 a, Spr. 148. [4] a. a. O. S. 135.

nung als „Bruder“ hat schon v. d. Hagen[1] mit dem Hinweise auf seine Teilnahme an einer Kreuzfahrt genügend erklärt,[2] und er selbst sagt ausdrücklich, dafs er Laie war.[3] Er wendet in dem betreffenden[3] Spruche dasselbe Bild von dem Blinden an, der seinen einzigen Diener verjage, welches er in dem Spruche gebraucht hatte, der das Verhalten der Fürsten gegen Konrad IV. tadelt, und fährt dann fort, und hier zeigen sich seine stark geistlichen Tendenzen ganz klar: „Wir leijen hân die wîsel vlorn, die unser solten phlegen, nu grifen selbe nach den pfaden, wir strûchen bî den wegen.“ Auch sonst[4] hebt er die Bedeutung des geistlichen Standes, seine Verdienste um die rechte Ordnung auf dieser und die Erlangung der ewigen Güter auf jener Welt hervor und schliefst mit dem unbedingten Anerkenntnis: „Wir wæren doch verirret gar, heten wir der pfaffen niht.“ Man sieht den schroffen Gegensatz zu Walthers „scheides alle von den koeren“, womit jener ihre völlige Entbehrlichkeit behauptet hatte.

Aber wie Reinmar allein unter den Nachfolgern Walthers die Fürstenmacht über die Kaisermacht erhoben hatte, so steht Bruder Wernher allein als Lobredner der Geistlichkeit. Alle anderen vertreten denselben Standpunkt wie Walther.

So tadelt Reinmar ihre Verweltlichung: Mönche gehörten nicht an die Höfe, sondern ins Kloster;[5] Primaten mit ihren krummen Stäben fischten nur nach Gelde und liefsen die Seele in grofsen Sünden;[6] die Pfaffen seien feil samt der Kirche.[7] Bemerkenswert ist hier auch ein Spruch,[8] in welchem er weit über Barfüfser-, Prediger-, Kreuzerorden, über graue, weifse, schwarze Mönche, über Hornbrüder und Märtyrer, über Schotten- und Schwertbrüder, Tumherren, Nonnen und Laienpfaffen den Orden der Ehe stellt, weil er gerade damit in seiner Bekämpfung des geistlichen Standes sich an Walther nicht unwürdig als neues Glied in der Kette der Erscheinungen vor der Reformation anschliefst.

Auch der Marner klagt über ihre Einmischung in weltliche

[1] MSH IV, 516. [2] Er machte Leopolds VII. Kreuzfahrt 1217—19 mit. Vgl. Gödeke I, 158. Näher begründet ist diese Ansicht bei Lamey, a. a. O. S. 17. [3] MSH II, 231 a (III, Str. 1). [4] MSH III, 11, Str. 1. [5] MSH II, 201 a, Spr. 131. [6] MSH II, 208 a, Spr. 171. [7] MSH II, 201 b, Spr. 136. [8] MSH II, 218 b, Spr. 230.

Angelegenheiten mit der Frage: „wie stât ez über drîzec jâr, sît man die pfaffen siht sô sêre strîten“,[1] und er hebt die Habsucht gerade der Pfaffenfürsten hervor: „sie malent ouch, dâ der keiser muol, des reiches sint die klîen, sô wirt in der kern.“[2] So wirft Meister Stolle der Geistlichkeit ihre Habgier und ihr lästerliches Leben vor;[3] weit heftiger noch sind die Angriffe in den unter Klingsors Namen überlieferten Strophen,[4] wo es heifst, die Geistlichkeit stehe auf der Höhe ihres Glücks; die Hölle sei ihr Pflug, Ablafs ihre Saat und Ernte; niemand sei ärger an Geiz; Gut, auch wenn es durch Diebstahl, Wucher, Raub erworben, wisse sie als heiliges Gut auszugeben; St. Peter sei ganz vergessen, Bistümer, Kirchen, Pfründen ständen feil für Geld.[5]

So befehdet der Kanzler die Geistlichkeit, weil Pfaffen das Schwert nähmen statt der Stola; um Mönches Platte ein krülle, um Nonnenhaupt eine Krone, das deute auf wahre Hoffart und falsche Heiligkeit.[6] Die Orden seien schwarz oder weifs: nach des Herzens Gesinnung richte Gott, und ein grauer Rock allein mache nicht heilig.[7]

So schilt Frauenlob die Höfe, welche die Klostergecken duldeten; wo man hinsähe, stünden bei den Fürsten die Kappen;[8] Bischöfe, Mönche, Nonnen trieben es in gieriger Glut um Gut so, wie mancher Laie nicht;[9] Neid und Hafs pflegten die Pfaffen, sie gingen voran in Völlerei, die Laien wären nur ihre Affen.[10] Endlich wendet er sich gegen die Orden: „Schamt iuch, müncher[11] orden“; alle Orden hinkten, trieben Simonie, lehrten gute und liebten falsche That;[12] Hafs und Neid trügen geistlich Gewand; gelîchsenheit, die Gott verbot, sei mit ihnen gekrönt.

Geradezu von prophetischem Geiste erfüllt aber ist das Gedicht auf die Zukunft[13] von Meister Regenbogen, worin er sagt: „Es wird eine Zeit der Zwietracht kommen, wo sich zwei Häupter

---

[1] Strauch XII, 18. [2] Ebd. XIV, 62. [3] MSH III, 7b, Spr. 23. [4] MSH III, 330. [5] Die Heftigkeit der Angriffe geht weit über die des Meister Stolle hinaus, und auch dieser Grund spricht gegen die auch sonst (MSH IV, 707 A. 2) angefochtene Identität Klingsors mit Meister Stolle. [6] MSH II, 390b. [7] MSH II, 397b. [8] Ettm. 53. [9] Ettm. 299. [10] Ettm. 24. [11] So ist ohne Zweifel zu lesen statt des überlieferten „minner orden“ MSH II, 351b, Str. 6. [12] Anlehnung an Walther 34, 24. [13] MSH III, 349, Str. 13—15.

der Christenheit bekämpfen und das ganze Land ins tiefste Elend stürzen werden. Dann aber wird Kaiser Friedrich erscheinen und seinen Schild an einen dürren Baum hängen. Er wird das heilige Grab ohne Schwertstreich nehmen, alle heidnischen Reiche unterwerfen, die Juden bekehren, die Pfaffen zügeln, die Klöster zerstören, die Nonnen verheiraten: dann kommen gute Zeiten!“ — Es ist geradezu überraschend, wie der ehrliche Meister bei all seiner Befangenheit in den Träumen des Mittelalters und der Kreuzzüge genau das prophezeit, was durch die Reformation und nach derselben in der Neuzeit verwirklicht worden ist, die Erschütterung der Hierarchie und der Mönchsorden, ihrer bedeutendsten Stütze.

Walther hatte sich über die Vorzüge edler Geburt widersprechend geäufsert, die späteren Dichter vertreten unbedingt in dieser Frage den demokratischen Standpunkt des Christentums im Anschlufs an die volksmäfsige Gnomik, die schon durch Spervogel es ausgesprochen hatte, dafs, „swer guoter witze hât, der ist vil wol geborn“.[1]

Ganz klar äufsert sich, obwohl selbst von adliger Herkunft,[2] Bruder Wernher: „Man jiht, daz nieman edel sî, niwan der edelîchen tuot, und ist daz wâr, des mügen sich wol genuoge hêrren schamen, die niht vor schanden sint behuot“,[3] und „ein armer, der ist wol geborn, der rehte vuore in tugenden hât; sô ist er ungeslahte gar, swie rîch er sî, der schanden bî gestât.“[3] Gleiche Anschauungen verrät Reinmar, gleichfalls ritterlicher Abkunft: „Edel ist der, der edel thut, dem nicht unedler Sinn seinen Adel zerstört;[4] niemand ist edel, er handle denn edel;[5] wer edel von Blut ist, nicht von Sinn, der schändet die Tugend der Ahnen;[6] mancher Edle ist hochmütig auf seine Abstammung, dem es doch an Tugend, Ehre, Zucht und Würde fehlt; ohne reine Sitten kein Adel.“[7] — „Kein Kaiser, kein König ist Herr über die Gedanken!“[8] — so ertönt der Ruf nach Gedankenfreiheit nicht erst im achtzehnten, sondern schon im dreizehnten Jahrhundert.

Auf jene Vorgänger beruft sich der Hardegger und sagt:

[1] Burdach S. 136. [2] Gervinus II, 134. [3] MSH II, 232 a (IV, Str. 1). [4] MSH II, 191 a, Spr. 79. [5] Spr. 80. [6] Spr. 81. [7] Spr. 82. [8] MSH II, 188 b, Spr. 64.

„Ist es wahr, was die alten Weisen gesagt haben, daſs niemand edel sei, als der seine Sache mit Tugend trägt, so wisset, daſs auch Zucht zur Tugend gehört.“ [1]

Dieselbe Ansicht vertritt Meister Boppe, indem er in seinem Spiegel der Ritterschaft [2] adliges Benehmen als erstes Erfordernis zum Beweise adliger Geburt hinstellt, und der Unverzagte mit seinem Ausspruche: [3] „Wir alle haben ein kurzes Leben; ein Herr ist wie ein anderer Mann, er thue denn edel.“

Viele aber begnügen sich damit nicht, sondern fallen aus dem Tone der Abwehr adliger Überhebung in denjenigen bitterer Feindschaft gegen den ritterlichen Stand.

So fallen Raumslands Sprüche über die Lotterritter und Raubherren her; [4] so giebt Meister Stolle eine ironische Anweisung zur Zuchtlosigkeit für Angehörige des ritterlichen Standes, den er damit tief herabsetzt. [5] Damit wohl in Zusammenhang steht der vorhergehende Spruch, worin er die Fürsten zu strengem Gerichte und, wie Walther, [6] den Kaiser zu fleiſsigem Gebrauche des Galgens für die Raubritter ermahnt. — Mit diesen beiden Sprüchen verglichen scheint bei ihm höchst widersprechend ein Lob des ritterlichen Standes, der mit Unrecht so miſsachtet werde. [7] Denkt man an die vorher erwähnte ironische Anweisung zur Zuchtlosigkeit, so kann wohl kein Zweifel bleiben, daſs Meister Stolles Lob durchaus ironisch gemeint ist, besonders da die an den adligen Stand gerichteten Worte „du hast gense ertrettet vil“ den Spruch unverkennbar ins Komische herabziehen. [8]

An die Kürze des Lebens wie Walther erinnernd, sagt Frauenlob: „Wo sind Recken, Könige, Fürsten? — Eine Stunde trug ihr Leben hinab auf des Todes Stufen!“ [9] — und ferner: „Früher wollten die Edlen, daſs Zucht, Treue und Bescheidenheit des Hofes Pflege waren; jetzt nicht mehr, darum geraten die Höfe in Schande. [10] Oft trägt ein edler Baum fahle Äste statt der Früchte, die ihm gemäſs dem Adel des Stammes zukämen. Tugend ist ein fester Hort, sie trägt oft in armer Kleidung

[1] MSH II, 134a (1, 1). [2] MSH II, 381b (I, 18). [3] MSH III, 45a. [4] MSH III, 52b, Str. 6; 57a, Str. 8, 9; vgl. Gervinus II, 135. [5] MSH III, 5a, Str. 10. [6] 12, 18. [7] MSH III, 10a, Str. 39. [8] MSH IV, 707 ist das Bedauern Stolles über die Miſsachtung des ritterlichen Standes für bare Münze genommen. [9] Ettm. 113. [10] Ettm. 251.



Reichtum, Glanz, hochstrebenden Sinn.[1] Weh, daſs die Edlen nicht bedenken, wie ihr Verhalten ihren Adel schände. Lug und Trug und falscher Sinn bringen nur Unart hervor, der wirklich Edlen Art ist edle That.“ [2]

Die Konsequenzen aus diesen Anschauungen zieht Regenbogen, der in einem Gedichte[3] die drei Stände als gleichberechtigt hinstellt und zeigt, daſs keiner ohne den anderen bestehen und nur aus ihrer Eintracht das Heil des Vaterlandes erblühen könne;[4] erinnert man sich hier an den ebenso treffenden Spruch desselben Meisters über die Zukunft des geistlichen Standes, so sieht man, daſs dem schlichten Handwerker ein richtiges politisches Urteil nicht abgesprochen werden kann.

Ein Teil der politischen Spruchdichter hatte sich demnach begnügt, den Adel vor Überhebung zu warnen und daran zu erinnern, daſs Nichtadlige doch auch gewissermaſsen Menschen seien; der andere Teil machte sich in den heftigsten Angriffen Luft und deckte die Blöſse des ritterlichen Standes schonungslos auf.

Das ist kein Zufall. Wie Burdach[5] zwischen den Fahrenden unterscheidet, sofern sie minnigliche Töne angeschlagen haben oder nicht, und die ersteren nach Ober-, die letzteren nach Niederdeutschland versetzt, so läſst sich unter den politischen Lyrikern eine doppelte Richtung wahrnehmen, die freilich nicht wie die von Burdach unterschiedenen durch geographische, sondern durch sociale und zeitliche Grenzen voneinander getrennt sind. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gehören die politischen Lyriker fast durchweg selbst dem adligen Stande an, so nächst Walther Ulrich von Singenberg, Bruder Wernher,[6] Reinmar von Zweter,[6] der Tanhäuser,[7] Hawart,[8] der Hardegger,[9] v. Wengen;[10] die einzige Ausnahme scheint der bürgerliche Marner[11] zu machen. In der zweiten Hälfte hören die adligen Namen auf: wir treffen auf Meister Friedrich Sunburg,[12] Sigeher,[12] Rumsland,[13] Stolle,[14] Konrad von Würzburg,[15] Boppe,[16] Hellefiur,[17] den wilden Alexander,[18]

---

[1] Ettm. 48. [2] Ettm. 374. [3] MSH II, 309a, Str. 1. [4] Kurz I, 154. [5] a. a. O. S. 134. [6] S. ob. S. 62, Anm. 2. [7] Bartsch LD, S. LV. [8] MSH IV, 476. [9] Bartsch LD, S. LIV. [10] MSH IV, 458. [11] LD, S. LII. [12] LD, S. LX. [13] LD, S. LXII. [14] MSH IV, 706. [15] LD, S. LXIII. [16] Nach MSH IV, 693 vielleicht adlig. [17] MSH IV, 710. [18] Ebd. 665.

den Schulmeister von Efslingen,[1] den Meifsner,[2] den Unverzagten,[3] den Kanzler,[4] Frauenlob,[4] Regenbogen.[5] Kein Wunder, dafs sich das bürgerliche Element zu fühlen beginnt und seine überdies wohlbegründeten Angriffe nicht spart. Strengbürgerlich wird der Charakter der Poesie im allgemeinen, so auch der politischen Lyrik im besonderen.[6]

Die Einmütigkeit, welche bei diesen bürgerlichen Dichtern in ihren Angriffen auf den Adel hervortritt, wird nur durch eine, aber auch völlig vereinzelte Stimme gestört. Meister Sonnenburg ist, soviel wir sehen, der einzige jener bürgerlichen Dichter, der, alles Stolzes und aller Selbstachtung bar, dem Adel, zu dem er selber doch schwerlich gehörte,[7] den unbedingten Vorrang vor dem bürgerlichen Stande einräumt, ja den bürgerlichen Stand gegenüber dem Adel tief herabwürdigt.

Der Edelgeborne strebt gern nach Ehren; der Bauer liebt Schande und Missethat: das ist ihm angeboren. Der Edelmann befleifsigt sich der Zucht und Würdigkeit; dem Bauer ist erst wohl bei schlechter That. Der Edelmann ist Gott durch Ehre, Treue, Milde wohlgefällig; der Bauer verachtet Gott und gewinnt sündliches Gut.[8]

Mit dieser Herabwürdigung des bürgerlichen Standes steht er als Lobredner des Adels unter seinen Genossen ganz ebenso vereinzelt da, wie Reinmar von Zweter als Vertreter der fürstlichen gegenüber den kaiserlichen Interessen, wie Bruder Wernher als Lobredner des geistlichen Standes. Alle anderen gehen bezüglich der natürlichen Gleichberechtigung in deren Anerkennung über Walthers unbestimmte Stellung hinaus.

Wenn es bei Walther immer noch auffallend gefunden werden konnte, dafs eine Verherrlichung kriegerischen Ruhmes in seinen Dichtungen fehlt, so ist dies bei den Epigonen nicht mehr der Fall. „Wenn sich die Ritterschaft Deutschlands noch einmal hätte zusammenraffen sollen, so hätten grofse Thaten sie beschäftigen müssen“, bemerkt Gervinus[9] von der Ritterschaft Deutschlands

[1] LD S. LXV. [2] MSH IV, 755 bleibt die Frage unerörtert. [3] Ebd. 713 gleichfalls unerörtert. [4] LD S. LXXVII. [5] LD S. LXXIII. [6] Scherer, Dtsch. Stud. I, 449. [7] Bartsch, LD S. LX. [8] MSH III, 73b, Str. 30. [9] a. a. O. II, 128.

im Vergleich zu derjenigen Frankreichs, Englands und Spaniens. Dieses Urteil trifft auch auf die vom Ritterstande ausgegangenen Minnedichter, speciell auf die Vertreter der politischen Lyrik zu. In einer Zeit, wo statt kriegerischer Thaten die Ritterschaft die gemeinsten Räubereien auszuüben begann, fehlte es an Stoff für eine derartige Dichtung, die nun einmal volkstümliches Gepräge haben und der die politische Thätigkeit der ganzen Nation zum Hintergrunde dienen mufs.

So sehr uns also auch die politischen Dichter sonst an den gemeinsamen und öffentlichen Interessen der Nation teilnehmen lassen, so sehr sie den verderbten Zustand des Reiches, so manche Angelegenheiten des Papst-, Pfaffen- und Kaisertums frei vor aller Augen hinstellen,[1] so fehlt doch bei ihnen jegliche Verherrlichung kriegerischen Ruhmes, sogar da, wo die Veranlassung dazu wirklich gegeben war.

Herr Konrad Schenk von Landegge singt einen Sang vor Wien, das König Rudolf mit Gewalt belagere, da er des Reiches Not bedenke — das ist aber auch die einzige politische Anspielung, die das betreffende Lied[2] enthält; im übrigen ist ihm am wichtigsten der Grufs, den „sô minneclîchen suoze gît ir mündel rosenrôt". Nur beiläufig[3] erwähnt er, dafs er vom Rhein und Bodensee nach Frankreich gekommen sei; aber auch hier keine Spur kriegerischen Mutes, wie er so gern im Liede ausklingt; vielmehr: „die vil süeze reine wandels frîe zieret Swabenlant: Hanegöu, Brabant, Flandern, Francrîch, Picardîe hât sô schœnes niht" — weiter hat es keinen Zweck.

Auch Steimar war im Heere König Rudolfs vor Wien; nimmer wolle er, sagt er, von Wien mit freudenreichem Mute kommen, wenn er falschen Sinn gegen die Geliebte hege;[4] und auf der Meifsener Kriegsfahrt König Rudolfs denkt er in kalter Nacht auf der Schildwacht der Geliebten;[5] über die Abenteuer des Krieges erfahren wir ebensowenig von ihm wie von Schenk von Landegge.

Auch der unbekannte Verfasser des Klageliedes auf Ottokars Tod in der Schlacht bei Dürnkrut[6] schweigt durchaus über die

---

[1] Docen, a. a. O. S. 203. [2] Bartsch, LD 232, 1 ff. [3] Ebd. v. 103 bis 143. [4] MSH II, 155a. [5] MSH II, 158b. [6] Bartsch, LD 98, 559 ff.

näheren Umstände von Ottokars Falle, durch die seine Tapferkeit wirksam und anschaulich hervorträte; er begnügt sich mit der Erteilung einer Reihe lobender Prädikate — von kriegerischer Begeisterung für den gefallenen Helden keine Spur!

Auch Frauenlob, der sonst so vielfach als politischer Dichter hervortrat, wurde durch seine Teilnahme an dem Zuge Rudolfs nach Böhmen in keinerlei Weise zu einer Verherrlichung von Rudolfs Kriegsthaten veranlaſst, sondern begnügt sich mit der kurzen Erwähnung, daſs er in dem Kampfe anwesend war, den König Rudolf gegen die Feinde streiten hieſs.[1]

Ein einziger Dichter findet den richtigen Ton für Verherrlichung kriegerischer Thaten. Meister Sonnenburg preist den siegreichen Böhmenkönig Ottokar, wie er binnen sieben Wochen wohl zwanzig gute Festen in Ungarn gewonnen, eine Brücke tausend Ellen lang über acht Donauarme geschlagen, Preſsburg und Altenburg zu Wasser und zu Lande erstürmt, das mächtige Miesenburg niedergebrochen und die Heunen in die Rebenzen gejagt habe, daſs ihrer wohl dreiſsigtausend ertranken.[2] Aber ein solches Gedicht steht unter den Hunderten von Minneliedern völlig vereinzelt!

Es ist oben gezeigt worden, wie konsequent Walther an seiner Stellung gegenüber dem Papsttum festgehalten hat, wie seine Sprüche als Ausdruck innerster Überzeugung erscheinen. Welches war die Stellung der übrigen politischen Spruchdichter?

Was Docen[3] von der Echtheit und Wahrhaftigkeit der Loblieder auf vornehme Herren sagt: „Wir können freilich nicht in jedem einzelnen Falle die Ehrlichkeit unserer Meister verbürgen; im übrigen war bloſser Eigennutz gewiſs nicht aller Fehler“ — dieses Urteil erscheint, auf die Nachfolger Walthers angewandt, noch zu günstig.

Freilich gab es solche, die, ihres Vorgängers Walther würdig, ihrer innersten Überzeugung Ausdruck gaben und nicht allein um Lohnes willen dichteten.

Bruder Wernhers Haltung in dem kirchlichen Streite ist, wie

---

[1] Ettmüller 135. [2] MSH II, 356 (III, 2); ebd. IV, 654. [3] a. a. O. S. 204.

oben bemerkt, sich nicht immer gleich geblieben. Wodurch Bruder Wernher zu seiner Sinnesänderung bewogen wurde, läfst sich höchstens vermuten. Vielleicht ist, wie bei vielen Menschen, in höherem Lebensalter eine gröfsere Nachgiebigkeit geistlichen Einflüssen gegenüber eingetreten; vielleicht hat die Gleichgültigkeit Friedrichs II. gegenüber den Wirren im Reich und besonders bei der Mongolengefahr ihn zum Gegner des früher Gepriesenen gemacht; eine unmittelbare Andeutung in seinen Sprüchen, die darüber Auskunft gäbe, fehlt. Dafs aber die Sprüche für und gegen den Kaiser nicht blofs, um Lohn von irgend einem Gönner zu erhalten, gedichtet, sondern Ausdruck einer wirklich erfolgten Änderung seiner politischen Gesinnung sind, das läfst sich aus der Unbestechlichkeit und Unerschrockenheit seines Charakters schliefsen, die er unter anderem durch seine offene Parteinahme gegen Friedrich den Streitbaren bewies, dessen Gunst er dadurch wirklich verscherzt zu haben scheint,[1] die auch in Äufserungen wie „ich wil ouch unervorhten[2] sîn“ [3] und „ob ich niht grôzer dörfer hân noch vil der guoten stete in wîten landen, sô bin ich doch des wol erlân, daz ich durch vorhte lützel ieman diene“ [4] unverkennbar zum Ausdruck kommt.

Des Marners konsequente Haltung auf seiten der antipäpstlichen Partei haben wir schon gerühmt, und wir haben keinen Grund, zu zweifeln, dafs er mit seinen Sprüchen seiner Überzeugung Ausdruck verlieh.

Auch des Tanhäusers staufische Gesinnung war echt. Ausdrücklich erklärt er: „Ich wære ê iemer âne guot, ê ich schiede von der krône; dem künege sprich ich wol, in' weiz, wenne er mir lône.“ [5]

Achtbar erscheint auch Meister Stolle, wenn er mit freiem und mutigem Ausdruck seiner Überzeugung das harte Verfahren Ludwigs des Strengen gegen seine unschuldige Gemahlin Maria von Brabant scharf rügt und erklärt, in allen seinen Tagen habe er von keinem so grofsen Morde gehört, als ihn der Bayern Herr verschuldet habe, der Tugend und Würde so sehr preisgegeben.[6]

---

[1] Lamey S. 27. [2] Ebd. S. 25 statt des handschriftlichen „unvurworfen“. [3] MSH II, 235 a, Str. 6. [4] MSH II, 234 b, Str. 5. [5] MSH II, 95 b, Spr. XIV. [6] MSH III, 6 b, Str. 17.

Aber die meisten politischen Spruchdichter — nicht blofs einzelne, wie Docen meint — liefsen sich nicht durch ihre Überzeugung, sondern durch selbstsüchtige Interessen leiten.

Besonders charakteristisch ist es, dafs z. B. der Hardegger sich gegen den Verdacht verwahrt, er trete um Lohnes willen für Kaiser Friedrich ein, vielmehr erklärt, nur sachliche Gründe hätten ihn zu seiner Parteistellung geführt, in einem Zusatze aber dann offen eingesteht, die Parteistellung der politischen Lyriker beruhe der Regel nach auf ihrer Abhängigkeit von diesen oder jenen Gönnern. „Wer mir verkehret, was ich von dem Kaiser sang, der singe etwas Besseres! Dafs einer seinen Gewalthabern und Freunden nach dem Munde redet, wie ich es auch thun würde, ist von geringer Bedeutung. Man frage vielmehr insgemein weise Leute, wer besser für das Reich passe." [1] Er erklärt also ausdrücklich, dafs er hier seiner Überzeugung Ausdruck gebe, nicht um Lohnes willen dichte, wie es gewöhnlich geschehe und wie er es auch zu thun bereit sei! — Was hier einer für alle eingesteht, dafs sie nämlich ihre politischen Sprüche nicht aus Überzeugung, sondern um Lohnes willen gedichtet haben, können wir auch bei manchen anderen noch nachweisen.

Bezüglich Reinmars hält Meyer[2] die Gesinnungsänderung desselben durch die Regierungsweise und den Charakter des Kaisers mehr als gerechtfertigt. Ja, wenn es sich um Bruder Wernher handelte, der zwar auch erst für und dann gegen den Kaiser war, aber dann doch wenigstens bei dieser Meinung blieb! Aber Reinmar, der zur Zeit, als der Bann gegen den Kaiser ausgesprochen wurde, auf der Seite des Kaisers, dann mit seinem Gönner, Herzog Friedrich dem Streitbaren, auf seiten von dessen Schwager Heinrich gegen den Kaiser war, nachher, da sein späterer Gönner, der wankelmütige König Wenzel von Böhmen, gut mit dem Kaiser stand, 1236 den Kaiser als Wächter der Christenheit, Grundfeste römischer Ehren u. s. w. pries, gleich darauf aber mit dem Böhmenkönige wieder Stellung gegen den Kaiser nahm, 1241, als Mainz und Köln in Waffen gegen das Reich standen,

[1] MSH II, 136a (I, 10). [2] a. a. O. S. 32. Gleiche Ansicht bei Gervinus II, 131; Tschiersch (Luckauer Gymnasialprogr. Görlitz 1872), S. 8.



die Seite des Kaisers hielt, nach dessen Absetzung aber, 1245, den Mainzer Erzbischof mit denselben Gleichnissen rühmte, die er neun Jahre vorher von Friedrich gebraucht hatte[1] — Reinmar mufs doch unzweifelhaft mit anderem Mafse gemessen werden als der charakterfeste und ehrliche Bruder Wernher. Daher scheint mir Gervinus mit vollem Rechte den häufigen Wechsel seiner Parteistellung mehr auf Rechnung der Zufälle seiner persönlichen Stellung als der Wechselfälle in den öffentlichen Verhältnissen zu setzen.

So sehr wir uns daher gegen die Annahme von Wilmanns verwahrten, dafs Walther seine politischen Sprüche nur um Lohn und Ehre, nicht aus innerer Überzeugung gedichtet habe, so wenig läfst sich, scheint es, gegen eine gleiche Annahme bezüglich Reinmars einwenden. Um davor zu warnen, dafs man Reinmar eine besonders tiefe Urteilsfähigkeit beimesse und vollends den Willen, eine eigene politische Meinung zu vertreten, führt Wilmanns[2] dessen eigene Worte[3] an, mit denen er seine Stellung selber charakterisiert: „Swâ ich die wol getriben strâze vünde ze miltes mannes hûs, in solcher künde, daz ein lop daz ander drünge, daz mir tûsent lobten vor und tûsent nach ûf mînem spor, sô welte ich wol, daz ich die wârheit sünge.“ Aber aufser diesem offenen Geständnis haben wir noch zwei andere Sprüche, welche darauf hindeuten, dafs Reinmar keine eigene, selbständige politische Meinung vertrat, sondern seine politischen Sprüche nur seinen Gönnern zuliebe dichtete.

In dem Lobspruche auf den Dänenkönig Erich VI.[4] sieht v. d. Hagen eine Empfehlung desselben für die deutsche Königswahl;[5] Meyer[6] macht dagegen geltend, dafs ein solcher Wunsch für Erich nirgend ausgesprochen sei. Nun ist der von Reinmar verherrlichte König von Dänemark Erich VI., der 1239 als Prinz auf Betreiben Albrechts des Böhmen in der That zum deutschen Könige erwählt werden sollte[7] und 1242 in Dänemark zur Regierung gelangte. Da nun Friedrichs letzte Absetzung zu Lyon in das Jahr 1245 fällt und Reinmar sich in dieser Zeit für die

---

[1] Gervinus II, 132; vgl. hier S. 50. [2] Leb. S. 449. [3] MSH II, 203b, Str. 146. [4] MSH II, 204a, Spr. 150. [5] MSH IV, 496. [6] a. a. O. S. 42. [7] Wilmanns, Leb. S. 448; Schirrmacher III, 110.

päpstliche Partei ausgesprochen hat, so ist eine nochmalige Empfehlung des nunmehrigen Königs von Dänemark gar nicht so unmöglich. Aber freilich ist diese Beziehung im Spruche selbst nicht mit völliger Bestimmtheit gegeben.

Mehr läſst sich aus dem Lobspruche auf den König von Böhmen [1] entnehmen. „Nicht besser ziemt die Sonne dem Tage, als er Gott und uns zu einem Fürsten; denn ihn dürstet so nach Ehren, daſs die Ehren von dreiſsig Fürsten ihm nicht genügten.“

Im Vergleich zu dem voranstehenden Lobgedicht auf Erich VI. von Dänemark sieht v. d. Hagen in diesem Spruche eine bestimmtere Empfehlung zur deutschen Königskrone. [2]

Meyer [3] bestreitet auch hier die Annahme einer direkten Empfehlung. Hier hätte der Dichter, sagt er, gewiſs nicht das Wort „Fürst“ gewählt, wenn er Wenzel die höchste aller Fürstenkronen zugedacht hätte. Allein er thue dies schon Zeile 7, und der ganze Spruch scheine keinen anderen Zweck zu haben, als die Freigebigkeit des Böhmenkönigs zu preisen und zugleich Reinmars persönliches Verhältnis zu demselben zu erwähnen.

Allein erstens wird der römische König auch sonst Fürst genannt, z. B. ausdrücklich bei Walther, wenn er sagt: „alle fürsten lebent nû mit êren, wan der hœhest' ist geswachet“, [4] zweitens steht Zeile 7 gar nicht „vürst“ — womit nach Meyer Wenzel als König von Böhmen, nicht als zukünftiger König der Deutschen bezeichnet wird —, sondern wörtlich: „wan daz in dürst nach êren also sêre“: „fürst“ statt „dürst“ zu lesen, ist an dieser Stelle geradezu sinnlos.

So beschaffen sind die Gründe Meyers — mit ihnen fällt der von ihm gezogene Schluſs.

Daſs vielmehr v. d. Hagen mit vollem Rechte in dem Spruche eine direkte Empfehlung des Böhmenkönigs für die deutsche Königswürde sieht, ergiebt sich aus folgendem.

Reinmar sagt, die Sonne zieme nicht besser dem Tage, als der König Gott und uns zu einem Fürsten. Welcher andere Fürst als der deutsche König lieſs sich mit der Sonne vergleichen? Welcher andere Fürst ist so einzig für das Reich wie die

[1] MSH II, 204 b, Spr. 151. [2] MSH IV, 496. [3] a. a. O. S. 43. [4] 25, 11.

Sonne für den Tag? — König, d. h. König von Böhmen, nennt er Wenzel schon im V. 1; wozu nun die Empfehlung: die Sonne zieme niht baz dem tage, danne der edele krône „trage“ uz Bêheim lant? Der Konjunktiv „trage“ zeigt doch deutlich genug, daſs es sich um eine Krone handelt, die Wenzel noch nicht besitzt. Wollte Reinmar bloſs ausdrücken: „Wenzel ist seiner böhmischen Krone wert“, so hätte er doch gewiſs sagen müssen: „diu sonne zimt niht baz dem tage, danne der edele krône treget ûz Bêheim lant“; zu einer so einfachen Belobigung brauchte er wirklich nicht die Sonne zur Vergleichung herbeizuziehen. Wie voll klingt dagegen das Lob: „Nicht minder als die Sonne dem Tage, ziemt der böhmische König Gott und uns zum deutschen Könige, zum römischen Kaiser!“

Daſs die Stelle so und nicht anders zu erklären ist, zeigt der Schluſs. Wenn der Böhmenkönig nach Ehren so dürstete, daſs ihm die Ehren von dreiſsig Fürsten nicht genügten — nun, welche Ehren standen denn über den Ehren von dreiſsig Fürsten? Die böhmische Königs- oder die deutsche Königs- und römische Kaiserkrone?

Dies alles erwogen, bleibt kein Zweifel, daſs es sich thatsächlich in unserem Spruche um eine Empfehlung des Böhmenkönigs zur deutschen Königswahl handelte.

Wenn Reinmar aber in diesem Spruche den König Wenzel dafür, daſs derselbe sein Gönner war, als würdig der durch die Absetzung Friedrichs erledigten deutschen Königswürde rühmte, warum nicht im vorigen Spruche aus gleichem Grunde den König von Dänemark?

Wenn er aber in den Lobpreisungen seiner Gönner so weit ging, zwei derselben als würdig der deutschen Königskrone zu bezeichnen, wenn er so und so oft für und gegen Kaiser Friedrich sich erklärte, je nachdem er im Solde des einen oder des anderen Gönners stand, so ist wohl erwiesen, was Gervinus behauptet, daſs der häufige Wechsel seiner Parteistellung mehr auf Rechnung der Zufälle seiner persönlichen Stellung als der Wechselfälle in den öffentlichen Verhältnissen beruht. Daher mag das Urteil Meyers,[1] Bruder Wernher stehe Walther und

[1] a. a. O. S. 110.

Reinmar von Zweter an Manneserust und sittlicher Kraft kaum nach, hinsichtlich des ersteren gelten und ein Lob sein, Reinmar aber kann mit Walther keineswegs auf eine Stufe gestellt werden.[1]

Einen noch ungünstigeren Eindruck als Reinmar macht Meister Friedrich Sunburg.

Viel zu günstig urteilt über ihn v. d. Hagen:[2] „In den geschichtlichen Gedichten nimmt Sunburg teil an Wohl und Wehe des Vaterlandes, und wahr und würdig ist Lob oder Tadel der höchsten Häupter desselben.“

Dem gegenüber ist schon hier[3] auf seine schwankende Haltung in politischer Beziehung hingewiesen worden, der zufolge er, erst eifriger Gegner des Papstes, nachher dessen Freundschaft für Rudolf rühmt. Erst lobsingt er dem Böhmenkönige Ottokar, nachher, um eines Königs Ja betrogen — sei es, dafs der Dichter eine versprochene Gabe nicht erhalten hatte oder wir einen politischen Hintergrund zu suchen haben —, im Jahre 1273 steht er auf Kaiser Rudolfs Seite.[4]

Wird somit die Vermutung rege, dafs der Wechsel seiner politischen Stellung gegen und für den Papst mit persönlichen Beziehungen zu Ottokar und Rudolf nicht aufser Zusammenhang stehe, so erhalten wir die Bestätigung für diese ungünstige Auffassung seines Charakters — die übrigens schon durch die früher erwähnte Herabwürdigung seines eigenen bürgerlichen Standes

---

[1] Völlig verfehlt erscheint bei der Verschiedenheit ihrer politischen Haltung die Annahme Gödekes von der Identität Reinmars mit dem Marner. Ausführlich widerlegt ist dieselbe bei Tschiersch (Luckauer Gymnas.-Progr.), Görlitz 1872. In der neuen Auflage seiner Litteraturgeschichte S. 158 hält Gödeke an seiner Behauptung fest, da die aus Raumslands Liede geschöpfte Kunde, es sei „ein marner, manches warner“ u. s. w. schändlich erschlagen, schwerlich auf den Marner gehe, über dessen Ende nichts Gewisses bekannt sei; die Annahme ihrer Identität sei angefochten, aber nicht widerlegt, während er S. 253 sagt, Meister Raumsland verspotte den Marner, klage aber, als der alte Mann ermordet wurde, über dessen Tod, also die Stelle aus Raumslands Liede doch auf unseren Marner bezieht — ein Widerspruch gegen seine eigene auf S. 158 gegebene Auffassung derselben Stelle, der seine Annahme von der Identität beider nicht gerade zu stützen geeignet ist. [2] MSH IV, 659. [3] S. 52 f. [4] Zingerle S. 21.

begründet ist — durch einen anderen Spruch,[1] worin er geradezu schamlos sagt: „Da für die Wahrheit niemand lohnt, so will ich um Gutes willen lügen, ärger lügen als irgend einer meiner Genossen.“ Das stimmt ganz zu der kriechenden Belobigung des adligen Standes.

Demnach ist das Urteil v. d. Hagens wirklich zu günstig und weit richtiger das von Zingerle,[2] er wäre besser darin geübt, das Lob der Freigebigkeit zu singen und andererseits kargen Herren zu Gewissen zu reden oder seinem Ärger durch eine Flut von Scheltworten Luft zu machen, als historische Thatsachen zu berichten. Kurz, seine politische Lyrik geht nicht aus innerer Überzeugung hervor, sondern bequemt sich den jeweiligen Gönnern an.

Auch Meister Boppes Lobgedichte auf Kaiser Rudolf[3] scheinen weniger aus politischer Überzeugung als aus der Hoffnung auf Belohnung hervorgegangen zu sein, ebenso wie sein Tadel[4] aus der Täuschung seiner Hoffnungen. Aufser dem schon in letzterer Beziehung Angeführten[5] ist hier noch eine Stelle zu erwähnen, worin er bei der Klage über seine Armut, die nicht eher aufhören werde als nach dem Werden natürlicher und sittlicher Unmöglichkeiten, unter diesen Unmöglichkeiten auch einen Sieg des Kaisers über den Sultan erwähnt, weil nämlich Rudolf niemals in das gelobte Land ziehen werde.[6] Wodurch aber dieser ironische Seitenblick auf Rudolf und aller übrige Tadel desselben nach dem vorausgegangenen überschwenglichen Lobe, ja einer Vergleichung mit Karl dem Grofsen zu begründen wäre, aufser durch getäuschte Erwartung in Bezug auf Rudolfs Freigebigkeit, sehe ich nicht.

Nicht anders wird der Schulmeister von Efslingen zu beurteilen sein. Seine Sprüche zeigen ihn als den erbittertsten Gegner Rudolfs. Schlegel[7] vermutet, dafs er in der Gunst eines der Herren stand, wider die Rudolf gerechte Kriege führte und welche daher die wilde, verworrene Unabhängigkeit des Zwischen-

[1] MSH III, 71 a, Str. 17. [2] a. a. O. S. 8. [3] MSH II, 382 a. [4] MSH II, 384 b. [5] Siehe oben S. 41—42. [6] Schlegel, Gedichte auf Rudolf von Habsburg von Zeitgenossen. Dtsch. Museum I, 311. [7] Dtsch. Museum I, 310. Gleiche Ansicht MSH IV, 449.

reiches der geordneten Freiheit seiner Regierung vorzogen. So war, fügt Schlegel hinzu, die Poesie schon damals die parteiische Stimmführerin blinder Leidenschaft. Wenn diese Leidenschaft nur wenigstens echt und nicht eine bezahlte gewesen wäre!

Oder sollte der Schulmeister von Efslingen wirklich aus politischer Überzeugung gegen Rudolf aufgetreten sein? Sollte er, wie Kurz meint,[1] vielleicht geahnt haben, dafs die Ländergier des habsburgischen Stammes dem Reiche ebenso verderblich werden müsse, als es die italienischen Züge der Hohenstaufen waren? Es war vorhin Veranlassung, den politischen Scharfblick des Meisters Regenbogen zu rühmen — sollte der Schulmeister von Efslingen auch mit prophetischem Blicke die Fehler der habsburgischen Politik, wie sie Rudolf eröffnet hatte und seine Nachfolger jahrhundertelang fortsetzten, erkannt haben?

Ja, wäre nur sonst der ganze Mann danach gewesen!

Wie schamlos aber prostituiert er sich bei der Klage, dafs Wein und gute Speise ihm fehlen, da er sonst die ἔργα Ἀφροδίτης üben würde! Nirgends tritt die Gemeinheit seines Charakters unverhüllter hervor; nur um Mittel zum Wohlleben war es ihm bei seiner Dichtung zu thun. Der weite politische Blick, den ihm Kurz zuschreibt, erscheint somit recht verengt und seine Dichtung vielmehr nur durch das eigenste persönliche Interesse bedingt. Dazu stimmt auch der Ton der Angriffe auf Rudolf; sie tragen, annähernd wenigstens, den Charakter gleicher Gemeinheit.

Mochte also auch die geringe Freigebigkeit Rudolfs gegen die Meister des Gesanges ihren Anteil an der Feindseligkeit gegen Rudolf haben, die Vermutung Schlegels, dafs der Schulmeister im Interesse eines der Rudolf feindlichen Herren gestanden habe und nur gegen Bezahlung dichtete, ist bei dem Charakter des Schulmeisters, wie derselbe in dem angeführten Spruche hervortritt, nur zu begründet.

Läfst sich auch demnach bei einzelnen Nachfolgern Walthers Mut und Kraft der Überzeugung nicht in Abrede stellen, so ist doch der Eigennutz gröfstenteils allein mafsgebend, „partikularistische und egoistische Verkommenheit“[2] die Hauptsignatur des

[1] I, 132. [2] Scherer, Dtsch. Stud. I, 449.

strengbürgerlichen Charakters der politischen Lyrik im dreizehnten Jahrhundert.

Die politische Dichtung Walthers als echte Gelegenheitsdichtung war von weitreichender Wirkung auf die Zeitgenossen. Wie steht es damit bei den Epigonen?

Meyer[1] ist geneigt, in das Lob, welches Leopold Hornburg von Rotenburg[2] (um 1350) Reinmar erteilt, einzustimmen, namentlich auch bezüglich seiner politischen Dichtungen, obgleich gerade diese bei Leopold Hornburg unerwähnt bleiben. Der Grund hierfür scheint weniger darin zu liegen, dafs das Zeitalter Leopolds sie nicht zu würdigen wufste, wie Meyer meint, als darin, dafs sie, wie Gervinus[3] sagt, den Charakter des Gelegenheitsgedichtes zu sehr verwischen.

„Herr Papst, ich will Euch gehorsam sein; Ihr gebotet uns, dem Kaiser zu gehorchen, und sprachet zu ihm: Wer dich segnet, sei gesegnet; wer dir fluchet, sei verflucht!“ Dieser Spruch und die beiden folgenden sind so frisch und andringlich, sagt Wilmanns,[4] dafs man sie als unmittelbare Antwort auf jenes Schreiben des Papstes auffassen möchte, in dem er den Deutschen den Bann anzeigt und sie von der Treue gegen Otto entbindet. — So dichtete Walther!

Damit vergleiche man Reinmar! Wäre der Papst der rechte Mann, er zeigte mehr väterliche Gesinnung;[5] das Schwert Hügelins schneidet nur, wenn man es mit Golde wetzt;[5] Heil dem Kaiser, dem Hort der Treue, Stete, Weisheit u. s. w.;[5] er ist auf seiner Hut;[5] das Reich war siech, des Kaisers Weisheit hat es geheilt; nur eine Gräte steckt ihm noch zwischen den Zähnen;[5] man wird den Unterschied von Walther wohl herausfühlen: statt bestimmter Thatsachen nur mehr oder weniger dunkle Andeutungen; statt in medias res, um sie herum; mehr und mehr tritt zum Schaden der Poesie der Charakter des Gelegenheitsgedichtes zurück und das lehrhafte Element hervor.

[1] a. a. O. S. 73—75. [2] MSH IV, 881 b ff. Wir haben übrigens nicht nur ein Gedicht zum Lobe Reinmars von Hornburg, wie Meyer S. 73 sagt, sondern drei. Das höchste Lob enthält der Anfang des dritten: „Reimar, dîn sin der beste was, hêr Walther dönet baz“, den Meyer S. 75 anführt. [3] II, 132. [4] Leb. S. 111. [5] Spr. 127. 137. 138. 139. 142.



Das gilt auch von Bruder Wernher. Mit welcher Kraft fährt Walther auf den welschen Schrein los; wie gesucht ist die Heranziehung der Fabel von Schildkröte und Affe[1] zum Ausdruck der Freude über die Rückkehr des Kaisers Friedrich von Akkon trotz des Bannes bei Bruder Wernher; wie weit hergeholt die Erzählung von der Salvatio Romæ mit ihrer Anwendung auf die Wirren im Reiche;[2] wie gelehrt und breit die Erzählung von Perseus, wofür er fälschlich Antäus setzt, und die darangeknüpfte Aufforderung an die Fürsten,[3] diesem Beispiele zu folgen, beim Marner!

An Stelle der frischen Unmittelbarkeit, der inneren Erregung, wie sie Walthers Sprüche verraten, war erkältende Reflexion getreten — kein Wunder, daſs die Wirkung ihrer Sprüche weit hinter derjenigen von Walthers Sprüchen zurückblieb.

So oft auch Reinmar[4] und der Marner[5] von zeitgenössischen und späteren Dichtern mit Anerkennung genannt werden — bei Bruder Wernher scheint es weniger der Fall zu sein, da er selber über mangelnde Anerkennung klagt[6] —, nirgend findet sich eine Andeutung von unmittelbarer politischer Wirksamkeit ihrer politischen Dichtung, wie diejenige Walthers war. Was Gervinus[7] von Reinmar sagt, die Wirkung seiner politischen Sprüche könne nicht sehr lebendig gewesen sein, wird man ohne Bedenken also auch auf Bruder Wernher und den Marner anwenden können.

Welche Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung klingt aus Walthers „hêr keiser, sît ir willekomen“ u. s. w.,[8] womit er den Kaiser Otto nach seiner Rückkehr nach Deutschland begrüſst, oder aus dem Preisliede auf Philipp: „Ez gienc eins tages, als unser hêrre wart geborn“[9] u. s. w., wo die begleitenden Umstände mit solcher Genauigkeit angegeben werden, daſs wir in der Lage sind, den betreffenden historischen Vorgang mit Sicherheit zu erkennen, ja Tag und Stunde desselben genau zu bestimmen.

Dagegen ist das Gedicht von Walthers jüngerem Zeitgenossen,

---

[1] MSH III, 16b. [2] Strauch XIV, 49 ff. [3] Strauch XIV, 194 ff. [4] Vgl. Meyer S. 64 bis 75. [5] Vgl. Strauch S. 2—6. [6] MSH III, 14a u. 19a (Str. II, 13 u. V, 1). [7] II, 132. [8] 11, 30 ff. [9] 19, 5.



Ulrich von Singenberg,[1] worin er sagt: „Eine Witwe nahm einen Mann, zur Hochzeit kamen viele Ritter und Frauen. Als der Bräutigam kam, begann der Streit, wie sie die Braut schmücken sollten. Zuletzt band sie ihren Kopfschmuck selbst“ — dieses Gedicht, das an Zwistigkeiten zu erinnern scheint, die 1220 bei der Wahl Heinrichs in Frankfurt ausbrachen,[2] ist schon „dunkel, wie nur eine echte Allegorie sein kann“.[3] — Dieselbe Dunkelheit herrscht in einem gleichfalls wohl auf König Heinrichs Regierung zu beziehenden Spruche desselben Dichters,[4] wo es heifst: Der König wird den Königsnamen in Ehren halten, wenn seine Pfleger ihn dazu anhalten. Wird er selbständig, so lohne er ihren Rat und strafe seine Feinde![5]

So sagt der Hardegger:[6] Nicht Mörder, Strafsenräuber, Königs Hafs, Strafe seitens der Fürsten, nicht Grafen, Freie, Dienstmannen hemmen „meine Fahrt“, die ich, wenn auch ungern, thun mufs. Was das für eine Fahrt sei, läfst sich wohl vermuten, aber eine bestimmtere Angabe, auf die man die Vermutung v. d. Hagens[7] von einer Fahrt nach Welschland im Dienste des Kaisers gründen könnte, sucht man vergebens.

In einem Gedichte des wilden Alexander[8] liest man: Ein Hirte band seinen tollen Hund los, so dafs viele Schafe geschoren und gebissen auf dürrer Heide gehen; ein Licht erlosch hierauf zu Mainz, und ein Adler flog traurig zurück; doch tröstete ihn, dafs in Pülle eine listige Schlange starb; der Rhein erwarb der Elbe Minne zu Braunschweig; der Wolf in Schwaben freute sich der Missethat, dafs in Bayern ein stätisches Maultier auf unrechtem Pfade geht. — So scharfsinnig die Vermutungen v. d. Hagens[9] zur Deutung der historischen Beziehungen in dem Spruche sind, es bleiben Vermutungen, und Sicherheit läfst sich gegenüber so dunklen Andeutungen nicht erreichen. — Dieselbe Dunkelheit herrscht bei dem wilden Alexander anderweitig,[10]

[1] Walther 106, 24 ff. Dem Ulrich von Singenberg zugeschrieben von Wackernagel-Rieger S. XV ff. gegen Lachmann, der die Strophe Walthers nicht unwürdig fand. Vgl. Menge S. 30 f. [2] Wilmanns, Ausg. S. 368. [3] Menge S. 30. [4] Wilmanns, Ausg. S. 367. [5] Walther 106, 31. [6] MSH II, 134 (II, 12). [7] MSH IV, 446. [8] MSH III, 27a, Str. 4. [9] MSH IV, 665 f. [10] MSH III, 27a, Str. 5 und 6; 30a, Str. IV, 1; vgl. IV, 666.

wenn er von dem Winde erzählt, der gegen die starke Burg Zion anstürme, dafs die Wände krachen und die Wächter in steten Sorgen sind; diese Wächter sollten aber getrost sein, denn Christus, der Wind und Wellen gebot, werde ihr fester Turm sein.

Auch der Schulmeister von Efslingen kann mit seinem Vorwurf wegen leerer Verheifsungen und unbelohnter Verdienste König Rudolf meinen;[1] aber auch hier sind die Andeutungen viel zu allgemein gehalten, als dafs sich eine so specielle Beziehung erweisen liefse.

Auch des Kanzlers Klagen,[2] dafs Pfaffen und Laien nirgend Sicherheit vor geistlichen und weltlichen Gerichten fänden, dafs Pfaffenfürsten Waffen führten, statt der Stola ein Schwert — lassen sich an keine bestimmte historische Thatsache anknüpfen.

Wie anders Walther, wenn er die gleiche Klage erhebt: „die pfaffen striten sêre, doch wart der leien mêre"[3] u. s. w., worin die Worte „si bienen, die si wolten und niuwet den si solten" sich auf den vom Kardinallegaten am 29. Juli 1201 über Philipp und seine Anhänger verhängten Bann[4] beziehen. So knüpft Walther unmittelbar und allen verständlich an die gegebene historische Thatsache an und macht dadurch auch den tiefsten Eindruck auf seine Hörer, während in der anderweitigen politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts mehr und mehr ein dunkler Rätselton herrschend wird, eben darum aber auch die Frische und Unmittelbarkeit des Eindrucks auf die Zuhörer schwindet, woher es sich auch erklärt, dafs die Wirkung der politischen Lyrik auf die Zeitgenossen nach Walther nicht sehr lebendig gewesen ist.

Nur etwa die Zeitgedichte auf Rudolf von Habsburg bringen die Hoffnungen der Zeitgenossen, die sich an die Erwählung des Habsburgers zum deutschen Könige knüpften, das endliche Aufatmen nach der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit unverhüllter zu unserer Kenntnis. Aber auch in ihnen wird die Kunst und die nachhaltige Wirkung Walthers nicht einmal annähernd erreicht, weil sich der Charakter der Gelehrsamkeit allzusehr breit macht.

---

[1] MSH IV, 432. [2] MSH II, 389b. [3] 8, 4. [4] Vgl. Pfeiffer zu Nr. 81.



Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, so fängt man an, Vergleiche mit dem Alten Testamente zu ziehen.[1] So kommt Meister Boppe in seinem oben[2] erwähnten Lobgedichte auf Kaiser Rudolf bei Karl dem Grofsen und von da bei den Königen und Propheten des Alten Testaments an. Nicht minder gesucht läfst Konrad von Würzburg in Rudolf den Adler von Rom über Habicht und Falken zu Osterland und Steier, über Raben und Geier zu Pülle, über den Löwen von Böhmen triumphieren; alle haben derartige Gleichnisse und Beziehungen als die höchste Aufgabe oder das glänzendste Hilfsmittel der Dichtkunst behandelt.[3] — Daher denn auch die mehr und mehr sich verflüchtigende Einwirkung auf ihre Zeitgenossen, weshalb von keinem auch nur annähernd wie von Walther von der Vogelweide gesagt werden kann, „dafs er Tausende dem Papste abwendig gemacht habe“. Eine so hervorragende Einwirkung auf die Zeitgenossen zu üben und sein Volk für immer von der „simonîe“ und „giezîe“ Roms zu befreien, war erst der gewaltigen Stimme der „wittenbergischen Nachtigall“ vorbehalten.

So weit die Charakteristik der politischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts.

Demnächst müfsten die didaktischen Dichtungen mit den in ihnen enthaltenen politischen Beziehungen in die Untersuchung hineingezogen werden; so erhielte man, mit Scherer[4] zu reden, eine Art Barometer des patriotischen Nationalgefühls der Deutschen im dreizehnten Jahrhundert.

Als Resultat der Untersuchung ergiebt sich folgendes:

1) Walther von der Vogelweide ist der erste uns bekannte politische Lyriker in deutscher Sprache. Seine politische Dichtung beruht auf derjenigen der Fahrenden, wie sie wahrscheinlich schon längst volkstümlich war. Sein Verdienst ist es aber, diese politische Dichtung der Fahrenden an die Höfe versetzt zu haben.

---

[1] Gervinus II, 141. [2] S. 41. [3] Gervinus II, 141. [4] Dtsch. Studien I, 349.

2) Voll vaterländischer Gesinnung preist Walther die Herrlichkeit von Kaisertum und Vaterland und beklagt die Zerrüttung des Reiches. Anhänger des Kaisers, bekämpft er das Papsttum und die aufstrebende Territorialmacht der Fürsten. Er geifselt die Mifsbräuche des geistlichen Standes; selbst ritterlichen Standes, lobt er dessen Vorzüge, jedocht nicht ohne inneren Widerspruch.

Gänzlich fehlt in seinen vaterländischen Gedichten eine Verherrlichung kriegerischer Thaten.

Seine politischen Dichtungen sind hervorgegangen nicht aus blofsem Streben nach Lohn, sondern aus seiner inneren Überzeugung, die er mannhaft und mutig ausspricht, zum grofsen Teil aus einer bestimmten politischen Veranlassung; sie sind also recht eigentlich Gelegenheitsgedichte und gerade deshalb, sowie wegen ihrer kurzen, epigrammatischen, sich dem Gedächtnis leicht einprägenden Form, von hervorragender Wirkung.

3) Die politische Lyrik nach Walther ist wenig original und beruht häufig auf blofser Nachahmung seines Vorbildes. Das von Walther angestimmte Lob auf Kaiser und Vaterland verstummt, und die schon von ihm erhobene Klage über des Reiches Zerrüttung wird ständig wiederholt, wohl nicht infolge besonderer Morosität und Tadelsucht der Dichter, sondern der Wirren und Not der Zeit. Wie Walther stehen auch die übrigen politischen Lyriker in dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst auf seiten des Kaisers, jedoch nicht ohne Ausnahme: manche schwanken, einige stehen auch auf seiten des Papstes; wie Walther erkennen fast alle die Notwendigkeit einer starken kaiserlichen Gewalt an und tadeln das selbstsüchtige Anstreben der Fürsten gegen den Kaiser; wie Walther eifern fast alle wider die Mifsbräuche des geistlichen Standes. Gegenüber Walther und seiner unbestimmten Stellung in betreff der Wertschätzung adliger Geburt beginnt sich bei den Epigonen das bürgerliche Element mehr zu fühlen; der Grundsatz natürlicher Gleichberechtigung gelangt zu unbedingter Anerkennung, und der adlige Stand wird heftig angegriffen. — Wie bei Walther fehlt auch bei den Epigonen Verherrlichung kriegerischen Ruhmes.

Mut und Kraft der Überzeugung, ein Vorzug der Waltherschen Sprüche, tritt bei den Epigonen, deren politische Stellung

fast durchweg vom Eigennutze bestimmt wird, in den Hintergrund. Nicht mehr Ausdruck unmittelbarer Empfindung, sondern erkältender Reflexion, entbehrt ihre Sprache mehr und mehr der Natürlichkeit, und Künstelei tritt an ihre Stelle. Daher schwindet die zündende Kraft Waltherscher Beredsamkeit, ihre populäre Wirkung, ihr nachhaltiger Eindruck auf „Tausende“ mehr und mehr dahin.

Brieg. Dr. Gustav Baier.

Proprium Sanctorum,

Zusatz-Homilien des Ms. Vernon fol. CCXV ff. zur nördlichen Sammlung der Dominicalia evangelia.[1]

Mitgeteilt von

C. Horstmann.

Nisi granum frumenti cadens in terra mortuum fuerit, ipsum solum manet (Joh. 12, 24—26).

But greine of whete *in* eorþe dye,
hit schal not newe. þis is to seie:
Whon grein of whete is cast to grounde,
But ȝif hit die, hit schal not newe.
Vre furste greyne wiþ deuȝ was bounde, 5
ffeole greynes þerof grewe,
Spires stoden vp In a stounde
And bar blosmes briht of hewe;
ffeole greynes growen rounde
Of o greyne þat we sewe. 10
whon greyn in grounde biginneþ falle,
But ȝif hit die, hit schal not sprede,
þe londus folk forte fede —
In Joh*an* gospel þus I rede,
þe apostles witen alle. 15
Whon greyne of whete is cast *in* grou*n*de,
hit liggeþ lowe vndur þe londe;
þerof springeþ spires I-nowe
Aȝein þe sonne vndur þe sonde,
wiþ bitter blastes hit is I-blowe, 20
To wagge wiþ wynd hit wol not wo*n*de;
And aftur is ropen and leid ful lowe,
Boistesliche bounden in a bonde,
And þenne in cartes cast,
þen hit is brouht hom til a Berne, 25
hard I-þrosschen in an hurne;
ffair bred, as ȝe schul lerne,
þerof comeþ atte last.
þe*n*ne is hit winewed wiþ þe wynde,
In Mesures mete*n* and grou*n*den to mele, 30
ffeire I-kneden, as ȝe may se
Bake Bred and feden fele.
þis whete-corn I haue in muynde
þat furst stod on a luytel stele.
Nou wol I preue bi wei of kuynde 35
þat o greyne won al vr wele,
whon greyne on grou*n*de was sowe
In Marie lond, þat Mylde croft;
þer-in com crist feire and soft
Out of heuene, þe heiȝe loft, 40
And greuh in grounde ful lowe.
Whon greyne of whete *in* grou*n*de was cast,
Quikliche hit quiked in a Qweene.
here hit liuede, for vs hit fast
ffourti dawes, as clerkes sene; 45
In eorþe hit dyed atte last,
And queyntely hit quiked aȝen —
þat made þe fend sore agast;
Nou greyne is brouht in bred to ben.
Bote for vre greyne gon dye, 50
Schulde neu*er*e Mayden ne wyf
Ones haue ete þe bred of lyf,
But eu*er*e ha liued in þe fendes strif,
fforsoþe, as I ow seye.

---

16 l. in grounde is sowe.

31 se st. fynde?

---

[1] Vgl. Altengl. Legenden, Neue Folge, Heilbronn 1881, p. LXXI—LXXVII, woselbst auch die Heiligenfeste, wofür die Homilien geschrieben sind, angeführt werden.

Whon þis spyr was sprad and spronge, 55
þritti wynter and al-most þre
wiþ fele wyndes hit (was) wronge,
Vre spir sprong al in pouerte.
he preched boþe olde and ȝonge,
And helede seke in mony cite. 60
Atte laste þe Jewes stronge
Scheren vr greyne ful lowe on kne —
þis me þinkeþ gret reuþe.
þe Jewes, þat (were) wikked and wrong,
Euere þei songen in heore song 65
And callede him false liȝere strong
þat was rote of treuþe.
his hondes þei bounden at his bac
And cariede him to sire Caiphas;
whos heued þei knelled wiþ moni a knoc, 70
þei Robbed him and hud his fas;
And aftur þei schoken a ful gret schak,
To proude pilate þei gon pas,
To heroude þei runne on rak
wiþ Jhesus þat diede for vre trespas — 75
þus was he driuen aboute.
heroude, þat wikked þing,
As a fool cloþud vr kyng,
And bad leden him to þreſſchyng
Of sire Pilatus Route. 80
þen was he þreſſchen þer on a tre,
On vre curnel knaues gon knoke,
Til his bodi bar a blodi ble,
Swete bred was out i-broke.
Of þis spyr I haue pite; 85
þorwh his woundes mon was spoke,
To buy hem heuene, þat hiȝe Cite,
þat lyȝen in helle ful lowe iloke.
ffleyles on hym gun flynge,
þey flapped on his feire flesch 90
þat whit was and swiþe nesch,
And as þe deuh doþ on þe gres
Spedly þe blod gon springe.
þen was he lad to an hulle,
To don him schome was heore delys, 95
To winewen him þer was heore wille
In wikked weder, boþe snowh and ys.
þe meke þing stod naked in þe chelle,
his cloþes þei wonnen atte dys,
And aftur leiden him doun ful stille
wiþ rode red so Rose on Rys.
þis Mayde seed was mete,
þe Rode-treo was heore Mesour;
On Crois þei cleynten vre Creatour,
On a schyd wiþ scharpe schour 105
þis mon was mad ful mete.
In writ as hit is founde,
þe Rode-treo þei liften vp anon,
Rampned hit harde in a ston;
his senewes brooken euerichon — 110
þus was vr greyne I-grounde.
On longe laddres vp þei trede,
þe Jewes þat weore wylde and wode,
Berien vre bred aȝeyn þe brede
Til al his bac to-brast on blode. 115
Vre Cake on Crois þei knede,
Rampned hit harde aȝeyn þe Roode,
þat made vre Meole swetter þen mede.
þus for us was greyþed vr gostly foode,
Molded in his oune bloode. 120
þer he heng I-Robed in Red,
In druye blood, whon he was ded —
þus spekeþ seynt Luc of vre bred
In his gospel goode.
þo was he marked wiþ a launce, 125
Don in þe ouene — such was heore lawe.
he Ros vp at his ordinaunce
On Aster-day, whon þe day gon dawe,
whon bred of lyf was forþ i-drawe.
his feire feste doþ vs a-vaunce, 130
his flesch vs fedeþ, we may be fawe
of his Blessed Ordinaunce.
þus seide seint Thomas of Inde
his bred of lyf couþe he not knowe,
whuch a Lof þat was I-sowe, 135
Til vch a fynger rikened on Rowe
þorw his bored breste gan fynde.
Keruеþ vr lof bi þe ouer syde,
ȝe þat ben Mylde makeþ ou þerwiþ wel atese,
And loke ȝe þenken In eueri tyde 140
what God haþ don ow wiþ to plese.
he bouhte blisse mon to abyde,
wiþ heuene-halle he gan ȝou sese,
But ȝe hit loste þorw pompe and pride:
To Bugge hit aȝeyn god gan prese, 145
To sauen ou from þe qued;
On a Rode he heng to-torn,
To lechen hem þat lay forlorn.
Ȝit is he God, as he was born,
And Mon in fourme of Bred. 150
þe neoþur croste mai þe fulle:
Cheuȝ þeron and ofte þenke
hou grim, hou hot hit is in helle,
fful of pich, þat euer schal stynke,
I-ȝoten, and Brimston welle; 155
In Bras þei brennen bi þe brinke,

99 Ms. wonnes.

118 Ms. moode.

In serwe and wo þei sweltere and swelle —
þer nis no clerk mai write wiþ Inke
half þe cumbring ne care.
þer is þe worm þat neuer schal dye, 160
Derknes and dym lyȝe.
þeih peter for a soule preye,
hit is not worþ a tare.
þenk hou gostes schul grede and grenne,
And hou deueles schul in hem dynge, 165
And hou bitterly þey schul brenne,
And þenk hou neddres schul in hem stinge,
þenk hou þei schul warien heuene-wynne,
fforsake crist and heore cristnynge;
þenk al is for vre sori synne, 170
And þenk þat serwe haþ non endynge.
þenk my tale is treuþe,
ffor Poule and Gregori
þus þei rikenen bi an bi,
In helle is al þis vileni, 175
And sixti so muche reuþe.
þenk how bemes schul blaste and blowe
And breke brinkes on domus-day,
Al vre þrouhwes þen schul ouer-þrowe,
vr kun schal comen out of þe clay; 180
Cursed and clene þen crist wol knowe,
þat Mon was marked In a May:
þe Corsede wol he caste lowe,
þe clene faste bi him, in fay,
In Joye þat lasteþ ay; 185
his face þenne schal vs fede,
Jhesus of whom I rede,
ȝif we him loue and drede
And serue him to his pay.
Joye and pyne schal laste longe 190
whon vr prince haþ mad vre partyng;
In helle schul dwelle þe wrecches wronge,
þe clene in Court wiþ heuene-kyng
Ben fed wiþ Joye and Angeles songe,
þer is loue and lyf and no longyng. 195
ffleo we helle, þat stinkeþ stronge,
And bugge we heuene, þat blisful þing!
fful Joyful is þat bour
þer mon mai sitten In heuene-des,
þer is preued þe place of pees, 200
þe Joye þat is endeles
hem þinkeþ not half an hour.
Penaunce wiþ his speres Ord
Schal come departe and spende.
þerfore beþ wyse and worcheþ godus word, 205
Of alle oure synnes ow amende!
þen may ȝe byde at godus bord
þat Bred þat furst in loue Brende.
þis bred is to my pay,
In heuene hit is kyng, as telleþ ȝor crede; 210
þis bred is broken vr frendes to fede
wiþ blessynges eueri day.
Eueri day þis bred is delt,
Broken in þre and al is on.
þat on is offret to him þat welt 215
his holy Angeles in heuene-tron.
þat oþur helpeþ him þat helt
ffrom þe fendes, vre soule fon.
þe þridde for-ȝiueþ gostes heore gult,
But hote helle haþ he non. 220
þis bred is broken on þreo:
þat on is offred to God in glorie,
þat oþur aleggeþ peynes In purgatorie,
þe þridde makeþ vs good Memorie;
Ac in helle þer may non beo. 225
Mon and Angeles feire ben fed
wiþ bred þat was in Marie born.
Goode gostes may beo ful glad
whon Messe amendeþ ow eueri Morn:
ffeole ben delyueret and feire i-lad 230
To þat riche feste I haue seid beforn.
But hote helle neuer helpyng had
þorwh þat Cake of Cristes Corn.
In helle pyne is piht,
weore hem loked eny leggaunce 235
In helpyng of heore harde chaunce,
Or eny þing mihte hem auaunce,
In ffoure þis bred were diht.
þis world is nouht, bote heuene is ouht,
whon deþ schal come wiþ his knyf. 240
Jhesus, þat vs lauht, kep vs in to þi frauht
And ay from vs stinte þe fendes strif.
þen schal beo rauht a Riche drauht
Out of þe wyse welle of lyf.
In to þat frauȝt Jhesus hire tauht 245
Samaritan, þat cely wyf.
he hiȝte hire drinke ful hende:
watur of lyf wiþ lyues bred
Schal sauen vs alle from þe qued.
God graunt vs þat whon we beo ded 250
To heuene þat we may wende Amen.

Stabat Johannes & ex discipulis duo (Joh. 1, 35—51).

Seint Jon vppon a tyme stoode,
And tweine of his disciples goode.
he biheold Jhesu comynge,
And seide þus of þat þinge:
„Seo here of God þe goode lomb, 5
þat was and Is wiþ-outen wrong.“
And þis ilke disciples tweyn
herden Jon so to hem seyn,
To Jhesu sone þei made heor pas
And suwed hym þat was ful of gras. 10
Jhesu torned aȝein ful trewe
And (say) þo men þen him suwe,
he seide to hem: „what seche ȝe?“
þei seiden aȝeyn: „Rabi, þe“ —
Rabi is to vndurstonde 15
Maister most in vch a londe.
„wher dwellestou?“ þen seide þei.
Jhesu aȝein to hem gon sei:
„Comeþ and seoþ“, he hem bad.
þei coomen and seȝen wiþ herte glad
where þat he schulde dwelle,
And wiþ him weren þat day to telle:
hit was forsoþe in þat stour
þe tyme of þe tenþe our.
þis Andrew in þis plas 25
Symound peter broþur was,
he was on of þe two
þat herde Jon speke so,
þerfore anon wiþ good wille
Jhesu þei suwed feir and stille. 30
his furste broþur he fond her,
þat Symound was cald fer and neer,
And to his broþur sone seide he:
„Messye I-founden nou haue we“ —
þat is þus muche forte mene 35
As crist, to schewe ow al atene.
Aftur Andreuȝ þus his Broþur kneuȝ,
he ladde him sone to goode Jhesu.
Jhesu biheold Symound vppon,
Siggyng þus to þat mon: 40
„þou art Symound in þis wone,
þe sone of þat wommon Jone:
Cephas cald schalt þou beo,
þat Peter is to knowe and seo.“
On þe morwen Jhesu hende 45
In to Galilee wolde he wende:
Philippe he fond, þat was ful trewe.
To him he seide: „þou me suwe!“
Philippe was, soþ to say,
Of Bethsaida, þat Cite gay; 50
Peter also and eke Andreuȝ
Of þat same men hem kneuȝ.
Philippe fond Natanael þon,
And þus he seide to þat mon:
„whom wrot Moyses in his lawes 55
And þe prophetes in heore dawes,
þat we schulde Jhesu fynde,
Joseph sone, of Naȝareth kynde.“
Natanael seide, þer he stod:
„Of Naȝareth may sum þing be good?“
Philip Natanael þo bad:
„Cum seo Jhesu, wiþ wille glad.“
Jhesus þen say Natanael
Touward him come, as hit þo fel;
he kneuh he schulde beo to him dere:
þus he seide, as ȝe schul here:
„Seo a verrey Israelyte,
In whom nis nouþur wo nor wyte.“
Natanael seide in þat þrowe
To Jhesu: „wher hastou me knowe?“
Jhesu onswerde, þat al walt,
And seide: „ar Philip hedde þe calt,
whon þow weore vndur þe ffyge-tre,
Bifore þat tyme sayȝ I þe.“
Natanael seide anon: „Raby, 75
þou art Godus sone on hiȝ,
Of Israel þou art þe kyng.“
Jhesu onswerde to þat þing:
„ffor I haue seid I haue þe sen
vndur þe ffyge-tre to ben, 80
And þou in me leeuest al,
More þen þis seo þou schal.“
Jhesu seide to him þat day:
„Siker forsoþe, wiþouten nay,
Ȝe schul seo þe heuene vndo, 85
And godus Angeles vp styȝe also,
Comen adoun schul þei eke
vpon þe sone of Mon so meke.“ —

Here breþren, here we rede
On þis gospel, seiþ seint Bede, 90
whi Jon, Cristes forgoer, here
Cald him þe lomb of god so dere:
ffor he him kneuh for Innocent
And vndefoulet þer present,
þat is to sei of alle synne 95
þat euer was þe world wiþ-Inne.
þe prophete seiþ a word honest:
Riht as a schep, þe meke best,
he schulde be take wiþ wolues badde,
And so forþ to his deþ beo ladde, 100
And as a lomb, meke of wille,
wiþ-oute noyse he schulde beo stille.
ffor Jon witnessed in þis plas
þat Crist þe lomb of God so was,
þeose tweye disciples trewe 105
Anon assented him to suwe,

14 Ms. Babi. 26 Ms. preter. 83 Ms. hem.

þei hoped þat he schulde hem make
More gostly grace for to take,
þenne Jon, þat was his fore-goere,
wiþ whom þei dwelled wiþ-outen dere; 110
þey leeued þat crist wiþ-outen drede
hedde most miht of þe godhede.
Jhesu torned to þo men
And asked what þei souhten þen,
Not only, for he kneuh not here 115
what-maner men þat þei were,
But for þei him so suwynge
Schulde haue a verrey knowlechynge
Of þe ffey wiþ-outen let,
þer-Inne stabliche to beo set; 120
he hem asked bi þat entent,
ffor þei schulde knowe wiþ whom þei went:
ffor sone he schewed hem good techyng
To knowen him for heuene-kyng,
ffor þei schulde haue þe more loue 125
To him and to his ffadur aboue.
Passyng þinges asked þei nouht,
But aftur his dwellyng sone þei souht.
þis com of a wilful kynde,
To wite wher þei schulde him fynde, 130
ffor þei wolde ofte þider come
To beo tauht of Godus sone.
Such as þei souhte þerfore
he ordeynd to hem for euermore,
he tauht hem, sikerliche for to sey, 135
In soþnesse to go þe heiȝe wey.
þeose disciples sone he bed
Cum sen his dwellyng out of dred.
his dwellyng was, wiþ-outen fable,
In heuenly techinges profitable, 140
By whuche to Joyes euerlastynge
þei schulde come in tyme comynge.
hit was comen in þat stoure
To tyme of þe tenþe oure:
þis is þat godus lawe presens 145
Is ȝiuen In Ten comaundemens.
þe parfytnesse of þat lawes
was wont to beo demed bi dawes
In þe noble Noumbre of Ten,
In scripture as we fynden hit þen. 150
Andrew þenne to Symound tolde:
'Messye we ha founde to holde.'
þis ilke word Messye clere
Is Ebreuȝ in þis Maneere:
hit is a name of gret vertu, 155
'Crist' hit is i-called In Gru;
In latyn also whon hit is Joynt,
fforsoþe hit is cald 'anoynt'.
Jhesus biheld Symound anone,
And seide he was þe sone of Jone. 160
Not only Jhesu ful of gras
Bodiliche him byheold in fas,
Bote wiþ-inne-forþ bi þe miht
Of his Godhede þat is so briht
he saiȝ þe sympelnes and þe quert 165
þat was in þat monnes hert,
þe heiȝnes of his soule also,
þat hit scholde to his blisse go;
he wuste him scholde wonte no Mes
Of alle þe vertuwes of holynes. 170
Symound is here for to say
'he þat is Boxsum euer and ay';
Jone is vndurstonden, dere,
'þe grace of god wiþ-outen pere'.
þer as Jhesu seide allone 175
'þou art Symound sone of Jone,'
þat is þus muche to seye nou:
'To Godus grace Boxsum artou;'
ffor he was ful of grace fuld,
þe blisse of heuene was to him buld. 180
Andreu is to sey ful wele
'Monly to be þe trouþe to fele.'
Androuȝ, wiþ goode wille he ron
To seo Jhesu whon he com.
Aftur, whon crist him calle wolde 185
To ben on of his disciples bolde,
his Nettes alle he forsok,
him to suwe, as seiþ þe Bok.
God us graunte þat ilke grace
So him to suwe to sen his face. 190

Ambulans Jh*esus* iuxta mare Galilee (Math. 4, 18—22).

Herkeneþ alle, Olde and ȝonge;
I rede ȝe þinke not her to longe,
but herkne nou what I schal telle,
As Matheu vs seiþ in vre gospelle.
As Jhesu wente forþ bi þe séé 5
þat is I-cald of Galiléé,
Two Breþeren sone þen saih he,
Symound, þat Petur cald scholde be,
And Andreuȝ he say also,
his broþur, þere wiþ him go; 10
Jhesu hem say doinde faste
heore Nettes In þe see to caste —
ffor þei þat ilke tyme were
ffischers, and þerbi liuede þere.
Jhesu þo to hem he come 15
And seide þus to hem sone:
„Comeþ," he seide, „and foleweþ me:
ffischers of Men schul ȝe be."

And þe Breþeren sone anon
Laft heore Nettes, wiþ him to gon. 20
And as þei wente al in-fere,
Tweyn oþur breþren sauȝ crist dere:
Sones þey weore of ȝebede þo,
James and Jon, breþeren two;
þe two breþeren weore þer ful ȝare 25
In a schip wiþ heore ffadur þare —
heore fadur hiȝt, as I haue tald,
Ȝebede his nome I-cald;
þer þei leyden heore Net(t)es þenne,
To take ffissches to helpe menne. 30
And Jhesus calde to hem ful sone
And bad þat þei schulde wiþ him come.
And þe breþeren þenne weore ful þro
And lafte heore nettes, heore fader also,
And folewede crist wiþ al heore miht,
him to serue boþe day and niht.
þis Is þe strengþe of vre gospel,
As men in Englisch tonge may tel. —

Þe wyse clerkes þat sum tyme were,
þus expounede þis gospel here. 40
þer Jhesu to him þis men calde riht,
And þei come wiþ al heore miht,
To his callyng þei come þo
And heore Nettes forsoke also,
fforþi wiþ him he dude hem take, 45
ffischers of Men he dude hem make.
Bote heore Nettes þat þei forsoke
To wite what þat is, good weore to loke.
þis Nettes beþ þus muche to telle
As hous and lond and oþur Catelle, 50
wyf and Child — at þis doing
þer þei forsoken al worliche þing;
þei forsoken also riht þere
Al fulþe of synne hat euer were,
And alle foule vices also, 55
Only wiþ god, heore lord, to go —
ffor wite we wel: hose ne doþ,
Crist may he not folwe, for-soþ.
ffor hose to crist wol him take,
þreo of his enemys he mot forsake: 60
þe world, his fflesch, þe fend þat is;
Or þeose wol make him bare of blis.
So dude þeos foure Men, soþ to say,
Of whom vr gospel spekeþ to-day.
Lord, what schal þenne of vs bifalle, 65
þat al day dost on vs calle
And we come not at þi callyng?
vnkynde, forsoþe, he may vs þink,
whon þeose apostles goode and hende
fforsoken alle þing wiþ him to wende. 70
And for Petur furst þe world forsook,
Petur is he cald in holy Book.
Petur is as muche to say
As 'ston of Sadnes euer and ay';
ffor-þi I-cald was petur so, 75
ffor he was sad and trewe euer-mo;
To cristes biddyng he was boun
An eode wiþ him from toun to toun.
ffor he was sad and eke good mon,
holy chirche was founded him on, 80
þat tyme þat he was mad in place
Pope ef Rome bi godus grace.
But forþer is vs good to telle
þat toucheþ to þis ilke gospelle.
þer as we scholde alle þing forsake 85
And only to vr lord vs take,
Mony of vs, forsoþe, þer ben
þat þe rihte wey cunne not sen;
þei onsweren and seyn 'we haue no þing
To forsaken and suwen vr kyng, 90
Of worldly possessiouns haue we nouȝt,
wyf ne child to vs I-brouht;
þerfore what scholde we forsake
þat nout to vs ȝit naue we take?'
fforsoþe, þeose gabben euerichon: 95
we haue take þat we schulde forgon;
whon vr lord schal vs deeme or saue,
Non excusaciun mou we haue.
vr self we moste forsake here,
And dispise þe world fer and neere. 100
Vre self Is þus muche to say
As vre fflesches wille euere and ay,
þe whuche flesch draweþ vs euer to synne
And al-wey wilneþ to beo þer-Inne.
ffor of vr self haue we no good, 105
But hit come of vre lordes mood.
we schul dispise þe world also,
þat is þus muche to seye ow to:
Seo we not þe world coueytyng
þat wol þe to þin ende bring? 110
ffor euere he is vre O ffo,
fforþ wiþ vr flesch forte go;
ffor alle synnes and vices þat beþ
Redi he is to acorde hem wiþ.
Ȝif þow þe world holly forsake, 115
Al dedly synne and to crist take;
Ȝif þow wolt do In þis wyse,
þus þe world þow may dispyse.
What schal we vnderstonde of þeos foure men
þat lafte þe world and suwede crist þen — 120
Petur and Andreu, Jame and Jon —
þeose dude so euerich on.

Bi hem is vndurstonden, I-wis,
ffour foundementes of holi chirche
þat is.
ffor Petur, as I schal ȝow telle, 125
þat in Crist wolde dwelle,
Al-holy chirche he doþ schewe,
wiþ his good lyuynge al on rewe,
And in crist he edefyed so
Al þat he on eorþe dude þo; 130
þerfore he was furst foundement
þat to holy churche was sent.
Andreu was 'Monliche' and feir
wiþ-Inne
Al goodnesse to holde and mo bi-
ginne,
Strong he was in alle þinge 135
Godus Comaundemens forþ to bringe.
James also, he was þen
'Supplaunter of vices fro men';
ffor he halp monye ferre and hende
Aȝeyn temptacioun of þe fende, 140
And schewed hem hou þat þay
heore lord God schulde serue and
pay.
Jon is vndurstonde to be
'þe grace of God of heiȝ degre',
þat is as muche forte mene 145
As Chast, sobre he was and clene;
Clene he was wiþ-oute and wiþ-Inne,
Defouled was he not wiþ synne.
wiþ þis foure foundemens of vr kyng
Crist was þe chirche atte beginnyng.
And hose scholde edefye wel
A place þer scholde beo Joye and
cel,
him bihouede þis to haue,
him to helpe and to saue,
And he moste seche feir and sone 155
þat in Crist his doyng beo done.
ȝe þat ben feir and stronge,
I rede ȝe þerof muche God þonke,
And loke þenne in alle þing
þat hit beo spendet in his worching. 160
And hose is chast of his bodi,
Loke he serue god Inwardli.
Loke wel also, I rede þe,
þat þou beo in ful Charite.
ffor al þe vertuwes of þis men 165
were dispendet in god þen,
þerfore þei were þonked atte ende,
whon þei to þe blisse of heuene
dude wende.
Bote þer crist seide 'comeþ aftur me,
ffiſſchers of men schul ȝe be', 170
heore Nettes schulde be heore
preching,
To make to crist soulus gederyng;
As vr lord to petur seide so
'what-so þou biddest in eorþe, be do
In heuene þer my kindom is, 175
þer euer is Joye and muchel blis;
And what bond in eorþe þou breke,
In heuene beo hit no lengore steke.'
þis seide he to þe Apostel Pere,
And to oþur mo þat lyk him were, 180
And bad hem bynde bi confessioun,
To breke þat bond wiþ penaunce
don.
ffor vche mon what werk he doþ,
Sone of þat werk he is, forsoþ.
hose serueþ Jhesu, þat al walt,
Sone of him he schal be calt;
And hose serueþ þe fend, vr fo,
his sone he is þe while also.
þerfore is good, whil we ben here,
þat we vs cheose þe beter mestere, 190
þat we forsake al vuel doinge
And serue crist þat is vr kynge.
ȝif þou haue wyf wiþ þe atom,
To þe schal heo ben as non,
As non to þe In þis manere: 195
Loke heo beo not to þe so dere
þat þou more bisy aboute hire beo
þen to loue þi lord so freo;
Bote loue furst god wiþ al þi miht
þat wol for þe such wyuyng diht; 200
þenk hou he maad ow boþe of nouht,
And also ow to-gedere brouht,
And al þe loue of ow bo-two
Loke hit beo hol to Jhesu do:
þen schal ȝe loue or eiþer oþur 205
ffor Godus loue as suster and broþur;
In alle maner of good clannes
Loke hou ȝe mouwe or lyf redres.
ȝif þou haue also, wite hit wel,
Mony possessions and gret Catel, 210
hit is to þe good hem to leue,
Leste hit muche vr lord greue.
Leue hem þus, I rede þe:
Loke þou neuer þe pruddore be,
Ne þe more In-Obedient 215
To him þat haþ þe al þat sent,
But muche more þou him plese
þat haþ þe maad so wel atese.
Plese him þenne In þis manere:
Loke what he haþ sent þe here, 220
And þenne þat þou bisi be
To dele aboute (to) his Meyne,
To alle þat þou maiȝt sen also
þat eny neode haue þerto.
ffor hit was take þe not þerfore 225
To kepe to-þin owne store;
Bote beo we bisy In alle þing
To do þerwiþ vr lordus biddyng;

Sette we not to gret loue þerto,
But lihtly loue to parte hit fro. 230
ffor þauh a Mon hedde a þousund pounde,
And dalt hit in a luytel stounde,
we mihte beo siker of good tresor —
he þat sende þat, wol sende mor.
And þus I rede we forsake 235
þe Richesse of þis worldus wrake,
þat we sette no prys þerto,
Bote only Godus wille do.
we ouhte leue al oþur þing
To come to crist at his callyng, 240
As dude þe Apostles þat I of telle,
Of whom we speke in þis gospelle:
þei forsoke al worldlich þing
To folwe crist, þat is vr kyng.
Biseche we to þe Apostles dere 245
þat þei for vs make preyere
þat we so here do his biddynge
þat to his Blisse he vs bringe,
þer as þe holye Apostles be,
AMEN AMEN alle sigge we. AMEN.

Liber generacionis Jhesu *Christi* fili Dauid (Math. 1, 1—16).

ÞE Bok of Jhesu cristes kuynde,
þe sone of Dauid, ha we in muynde.
he þat is verrey God and Mon,
þe sone is cleped Abraham.
Abraham gat Ysaak þo. 5
Ysaak gat Jacob also.
Jacob gat Judas anon
And his Breþeren euerichon.
Judas gat, as we beo war,
Phares and ȝaram, of Thamar. 10
Sone þeraftur þat Phares
Gat Efrom wiþ-outen lees.
Efrom, he þenne gat
Anoþur Child þat Aram hat.
Aram gat, wiþ-outen gabbe, 15
A child þat hette Amynadabbe.
Amynadab gat wiþ Riht
him þat in name Naȝon hiht.
Naafon sone þenne gat he
Salmon, þat was so fre. 20
Salmon, he gat þon
Bos of Raab, þat wommon.
Bos wente forþ in trouþe
And he gat Obeth of Ruthe.
Obeth gat Jesse, to telle, 25
As bereþ witnesse þis gospelle.
Jesse gat, wiþ-outen lesyng,
him þat was cald Dauid þe kyng.
And þe goode kyng Daui
Gat Salomon soone, þat was witti, 30
Of hire þat þo called was
Vries wyf in þat plas —
hire nome nis not here present,
ffor heo to monnes deþ asent.
Salomon, þat was so wys, 35
Gat Roboam of muche prys.
And he þat so Roboam hette,
he gat Abias wiþ-outen lette.
Abias, haue we no drede,
he gat Ason in his dede. 40
Ason þenne gat in game
þat Josephath hette bi name.
Josephath, þat I of say,
Joram he gat, wiþ-outen nay.
Joram aftur in a stounde 45
Oȝias gat, as hit is founde.
Oȝias, þat was bold,
Gat Joatan, as hit is told.
Joatan nas not to lat,
Sone þer-aftur he Achaȝ gat. 50
Achaȝ þenne in tyme schert
Eȝechias he gat in quert.
Eȝechias gat in pres
him þat hette Manasses.
Manasses, he gat þon 55
him þat was I-called Amon.
Amon þenne wiþ good wille
Josyas he gat ful stille.
Josyas, of whom we speke,
Jeconias he gat eke, 60
And his Breþeren bi certeyn stage,
Of Babilon in þat passage.
And aftur þulke passynge
Of Babilon, wiþ-oute lesynge,
Jeconias gat ful wel 65
hym þat hette Salatiel.
þis Salatiel heere
Gat ȝorobabel wiþ good chere.
ȝorobabel, as hit is seid,
Gat Abiuth in a breid. 70
Abiuth, þat was so grim,
he gat þenne Eliachim.
Eliachim also þerfor
In þat tyme he gat Asor.
Asor gat him, nis not nay, 75
Sadok, soþli for to say.
Sadok, þat was so good,
Gat Achim wiþ Milde mood.
Achim þenne wiþ his bodi
Gat Eliuth, sikerli. 80
Eliuth þenne, as we rede,
Eliaȝar he gat in dede.
Eliaȝar, he gat of his kynde
Mathan, forsoþe, as we fynde.

Mathan þenne wiþ his blood 85
Gat Jacob, þat was so good.
Jacob, to vndurstonde,
Gat Joseph, Marie hosebonde;
Of whuche Marie Jhesus is boren,
þat crist is cald vs biforen. 90
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Men in E(n)glisch may ou tel.

Þis ilke Joseph and Marie dere,
we fynde of o kinreden þei were;
þerfore hit is writen þus 95
In holi writ to rede to vs.
Matheu, þe goode Ewangelist
Of vre lord Jhe*su* Crist,
he wrot longe her-bifore
þis Bok of kuynde of cristes lore, 100
In whuche al Monkyndes hele
was bigonnen aboute to dele.
ffor in þis nome of Jhe*su*
Is bitokned muche vertu:
Jhe*su* is to vndurstonde 105
'Sauer of Mon out of bonde'.
Crist in to þis world com,
þat is soþfast God and Mon,
To buggen vs of helle fre —
So mihte non oþur do bote he; 110
þe nome of Jhe*su* her so hih
þus he folfulde as kyng mihti.
þe sone he was cald þo
Of Dauid and Abrah*am* also.
Dauid is as muche to say 115
As 'an hondstrong mon ay';
ffor he asayled, ouercom and slouh,
Soþliche, as I telle ȝou now,
þulke stronge false enemye
þat Godus pepel wolde distriȝe. 120
vre strengest Conquerour
was only Crist, vr saueour,
þat wiþ þe deuel foul and grym,
ffful of Atter and of venym,
ffauȝt here on eorþly lond 125
And ouercom him wiþ strong hond;
As mihti he him ouercom
And dampned him be Rihtwis dom.
Abraham is forte Mene
'ffadur of mony folk atene'. 130
Aftur þis victori to se
þe fadur of mony folk was he,
ffor he hem gat newe aȝeyn
þat weore in periſſchyng, soþ to seyn.
þat Abraham gat Ysaak, 135
And Ysaak Jacob gat,
And Jacob, þat we to calle,
Gat Judas and his breþ*er*en alle.
Spiritualy com Jhesus hende
ffor vre hele In to þis ende 140
Bi þeos patriarkes goode
þat we toforen of vndurstode.
þe nome of hem eu*er*ichone
Is vndurstonden Jhe*su* one,
þe vndurstondyng of alle hem 145
Is forto mene þe hele of Men.
Abrah*am*, as I haue seid,
To ffader of mony folk is leid,
Bitokneþ þat crist þe fader is
Of alle hem þat lyuen in þis. 150
And also þis Ysaak
þat we biforen of spak,
Is vndurstonde 'a lauȝwhyng'
Or a-noþur gret Joyng:
hit tokneþ hi*m*, wiþ-outen drede, 155
Of whom þe Angel spac in dede
whon he to þe schepherde tolde
'Joye I schewe ȝou monyfolde,
And þat schal euere-more beo
To alle pepul to here and seo.' 160
Jacob is vndurstonden her
verreily 'a supplau*n*ter':
þat was crist, vr aller bote,
þat caste and putte vndur foote
þe fend of helle fer beo-hynde 165
þat wastor was to al monkynde,
And his dwellyng-place he brac
And entred in at þat ȝat.
Judas is as muche to say
As 'blisfulliche to knowleche ay': 170
þis was crist God an hiȝ,
As witnesset þe Ewangely,
þer as he seide 'ffadur fre,
In heuene and eorþe I knouleche þe;'
Also þe salm good and dere 175
þus seiþ in þe sautere
'vr lord is blisful euer-more
In his holynesses' þerfore
his holynesses is to calle
þo þat ben his menbres alle. 180
he vs graunte of his grace
In his blisse to haue a place. Amen.

Thomas vnus ex duodecim (Joh. 20, 24—29).

Thomas didim*us* him-selue,
On of þe Apostles twelue,
he was not on a tyme wiþ hom
whon þat Jhe*su* to hem com.
Su*m*me of hem gan to hym say: 5
„we han I-seȝen vr lord verray."

131 Ms. vittori.

144 Ms. In.

he onswerde and seide aȝeyn,
ffor his bileeue nas not serteyn:
„Bote I seo in his hondes schalle
þe forme of þe nayles alle, 10
To puyte my ffyngres in þat plas
þer as þe nayles was,
And in his syde myn hond to do,
Elles nul I not leeue so.“
Whon eiȝte dayes past were, 15
þe disciples aȝeyn were þere:
And Thomas, of bileeue vnstrong,
was þat tyme hem among.
Jhesu com, as was his wille,
In at þe sperred ȝates stille; 20
Anon he stod hem amidde,
Pees to hem bigon to bidde.
Soone to Thomas seide he:
„puit in þy finger nou and se,
Grope and seo at þis tyme 25
hondes and eke feet myne,
Tac þin hond in þis tyde
And puyt hit here in to my syde:
Of mis-bi-leeue beo þou no more,
But leeue þou treweli in my lore!“ 30
Thomas putte his hond strong
In to his wounde, þat was so long;
Thomas onswerde and seide sone:
„Mi lord, mi God! what haue I done!“
„Thomas,“ he seide, „for þou hast sen, 35
þou leeuest þat hit mai so ben:
Blessed beo þei of me so heiȝ
þat leeuen hit and neuere hit seiȝ.“
þis is þe strengþe of þis gospel,
As Men in Englisch tonge may tel. 40

Thomas, þat we speke of here,
was not wiþ þe Apostles dere
whon þei furst seȝe Jhesu
Aftur his Resurexiun tru;
þerfore he was in muche doute 45
And wente faste þeraboute.
Bote Jhesu, heiȝe heuene-kyng,
ffolfulde his desiryng:
he schewede him openli in his siht,
As þis gospel witnesset riht. 50
he put his hond in to his syde
And feled þer his woundes wyde;
þen was he to bileeue i-brouht
whuch þat he hedde aftur souht;
'Mi lord, Mi God!' he seide an hiȝ —
þat was þus muche to discri:
God of pite he menede þo
And lord of Dampnaciun also.
'Thomas,' he seide, 'for þou hit syȝe
heere wiþ þi bodily eȝe, 60
þerfore þou leeuest in þis stounde
þat þou hast now þe soþe i-founde:
Blesset mote þei euer beo
þat leeuen hit wel and not hit seo.'
Mony a blesset prophete ȝore 65
Leeued, þat say him not bifore;
Bodili saiȝ þei him not here,
But nou þei don In heuene clere.
Also on þis eorþe þer is
Mony a Mon þat leeueþ þis 70
And neuer-þe-les bodili to loke
þei seon him not, as seiþ þe boke,
But hopen þer-aftur euer-more,
And seruen him nou here þerfore.
Blessed þei ben bi good record 75
Euer-more of vre lord;
þat blessyng schul þei fynden al
whon bodi and soule de-part schal:
þen þe spirit schal ful euene
knowe þe heiȝe wey to heuene; 80
And also in þe laste day
whon god him-self þus schal say:
'Comeþ hider alle ȝe
þat blessed ben of my fader and me!
fforsoþe, for ȝou hit is diht 85
þe kynedom of heuene briht.'
Leeue in him þat was ful boun
To payen his blood for vre raunsoun;
Let mis-bileeue from vs go,
ffor þat is ȝate of endeles wo. 90
ffor, and we vndurstonde hem wolde,
Mony ensaumples we haue to holde,
ffeole goodnesses dude Jhesus
To his disciples, for hem and vs.
Summe of hem I wole rehers — 95
Alle, were a long vers.
Neodful hit is to al Monkuynde
þeos to knowe and haue in Muynde;
ffor þei wole wiþ-oute strif
vs lede to euerlastynge lyf. 100
ffurst he was boren, sikerly,
wiþ-outen synne of Mayden Mari —
And so was þer neuer non
wiþ-outen synne but he alon.
To twelue ȝer age whon he rauht, 105
In þe temple he sat and tauht.
And he from pepel mony and fele
Cast out deueles and ȝaf hem hele.
he eode vpon þe watres won,
þei bar him vp as god and Mon. 110
To þe blynde in mony place
Siht he ȝaf of his grace:
Of Cleiȝ and of his spotel also
þe Blynde he made eȝen þo.
Mony he heled in þat tyme 115
þat weren in þe palesy pyne.

he made þe see, when hit was wood,
To stonde stille and sese mod.
Also he made mony a Doumbe
To here and beo ful hol and sounde. 120
Also a wommon þat was ful seke
In þe bodi flix þenne eke,
Bi his cloþus ones touchinge
he ȝaf hire hele, as mihti kynge.
Mony wymmen he heled mo 125
Of al heore seknesse and heore wo.
þe watur he tornde into wyn
And mad hit boþe fresch and fyn.
þreo dede men he reised blyue
ffrom þe deþ to þe lyue: 130
In þat hous hit was I-wis
Of Archisinagogis,
his owne douhtur heo was on;
þe wydewe sone in þe ȝate anon;
And Laȝer of his Monument 135
was vp rered and com present,
þat foure dayes hedde i-leyn
Ded stynkyng, soþ to seyn.
ffyf þousund men also he fedde
wiþ fyue loues þat he hedde, 140
And also ffissches þer weore two,
þe Bok telleþ þer weore no mo;
ffyue þousund weore þere of Men,
wiþ-outen children and wymmen þen,
And of þe Relef leid on hepes 145
þer lafte fulle twelue lepes.
his face he made sonne lyk
And his cloþing snouȝ-whit.
Meseles he touched moni on
And made hem forþ hol to gon; 150
whon he seide 'ȝor hele i wolle',
Anon þei heled at þe folle.
Al þat he tauhte euer-more,
he dude hit þe disciples to-fore.
he spac wiþ þe ffadur in heuene, 155
þat þei of him herde þe steuene.
he made Nettes to beo cast
In to þe se vnstudefast
And at his biddyng vp was drawe
An hondred ffissches and þre þat þrawe. 160
he made peter to take couþ
A peny of gold of a ffissches mouþ.
To his disciples he dude a-peere
In mony a dyuers maneere;
he ordeynte hem mete newe 165
whon þei him not þer knewe;
wiþ O lof þat he hadde
In schip he fedde hem alle gladde.
þe Olde lawe chaunged he
In to þe newe forto be. 170
he ros maugrey þe Jewes strif
Bodiliche from deþ to lyf.
Mony holy he made to rise
Aftur his passion in þis wyse;
To mony folk wiþ-outen were 175
þat same tyme þei dude apeere.
þe sonne he made waxen derk,
þe eorþe to quake at þat werk,
þe veil of þe temple also
he made hit euene cleuen atwo. 180
þe spoyled helle and out he tok
hem þat he louede, as seiþ þe Bok;
þe fend he bond, of synne þe Roote,
ffor euere to ben vndur foote.
Grace he made sone to falle 185
Among his disciples alle
whon he seide 'alle pouwer
Of heuene and eorþe is ȝiue me her',
he bad hem go in þis wyse
On eorþe heere to Baptiȝe 190
In nome of ffadur and of sone
And of þe holigost in wone;
he hem made alle a-Rowe
In Brekyng Bred him to knowe.
he entred In at þe sperred ȝate 195
whon he þere of pes spake.
he steih to heuene wiþ his miht
In alle hise disciples siht.
he sende wit and wisdom
In to þe world, god and mon. — 200
Alle þeose, and mony mo,
Goode dedes dude he þo;
And ȝit he is, ful sikerli,
To don vs goodnesse euer redi.
Leeue and knowe him we scholde 205
þat al þis goodnes schewe us wolde;
þen wol he vs make to wende
In to Joye wiþ-outen ende. Amen.

Dicebat Jhesus turbis (Math. 23, 34—39).

Herkneþ alle þe Mylde speche
þat Matheu here wol vs teche.
Jhesus spac, as he doþ telle,
To ffelawschipes of Jewes felle,
And to þe princes of prestes þo 5
þat weore in þat world also:
„Seo,“ he seiþ, „I to ȝou sende
propheetes, wyse, and lettred hende,
And ȝe of hem faste schul slo,
Crucifye hem and don hem wo, 10
Ȝe schul of hem scourge bi-dene
In ȝoure synagogus wiþ teone,
ffaste also ȝe schul hem suwe
ffrom Cite in to Cite newe

196 Ms. spes.

þen schal hit on ȝow falle 15
þe rihtful blod of hem alle
þat schal wrongfoly beo sched
And on þe eorþe wyde spred,
ffrom Abels blood Rihtwys
To Ȝakarias, luytel of prys, 20
þat ilke same Ȝakarie
þat was sone of Barachie,
whom ȝe slowe wiþ vnfeer
Bitwene þe temple and þe Auter.
And forsoþe to ȝou I say, 25
Al þis schal falle sum day
vppon þis ilke same kuynde,
þat I haue mad nou of muynde.
Jerusalem, Jerusalem,
þou slest and stonest *pro*phetes wiþ grem 30
whuche þat ben to þe sende
ffor þi *pro*fyt, þe to amende:
hou ofte wold I geder to-geder
þe sones of þe þat are so slyder;
As ofte-tymes as þe hen 35
Gedereþ hire Chikenes þen
To-gedere holliche vnd*ur* hire whynges,
wolde I gedere þe wiþ-outen lesynges,
And þou hit nult not of me take,
But al-to-geder hit forsake! 40
Seþþe þat ȝoure dwellynge
Schal in desert beo leuynge.
And þerfore I seye to ȝow,
Ȝe schul me seo no more from nou,
Til þat tyme come and þat day 45
þat ȝe schule vchone say
'Blessed beo he þat comeþ
In Godus nome and wiþ vs woneþ.'"
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Men in Englisch tonge may tel. 50

Breþeren, take we gode hede
To Poules word þat we rede,
how he wrot for þe bettre
To Men of Corinthi bi lettre:
he seide, Diuerse ȝiftus were 55
Ȝiuen to Godus Apostles here:
To beo *pro*phetus to su*m*me was ȝiuen,
here in eorþe so to lyuen
þinges forte telle bolde
þat weore to come mony-folde. 60
To su*m*me was ȝiuen wisdam boun,
ffor to knowe bi good resoun
In what tyme þei schulde teche
Godus wordus to *pro*fre and preche.
Su*m*me was ȝiuen scribes to be, 65
Cunnyng of lawe, as I sei þe.
Among þis noumbre acounted was
Steuene, þat stoned was in plas,
And poul also, þat was slawen,
And petur, on þe Cros drawen, 70
And mony disciplus of crist also
weore bitterli I-scourged þo,
As þe apostles in heore dedes
wol witnesse, hose redes.
þer as crist doþ vs telle 75
fforþur-more in þis gospelle
þat þei schulde su*m*me porsuwe
ffrom Cite in to Cite newe:
þe Jewes hem flemed, to vnderstonde,
ffrom toun to toun, from lond to londe, 80
ffrom heore kinraden weore þei þrowe,
þe Jewes wolde hem noþing knowe.
þei wente þe pepul forto preche
þat nolde not heore god knoweleche.
þerfore crist mad hit couþ 85
And seide wiþ his owne mouþ
þat al þe rihtful blod bi-sted
þat schulde on þe eorþe be sched
ffrom Abeles blod, muche of prys,
To Ȝakaries vnrihtwys, 90
þat was Barachies sone,
As holy writ hit telleþ in wone,
Schulde aske veniaunce of hem
ffor heore misdedes þen,
But þei amended and were meke 95
And wolde Merci ofte biseche.
Of Abel hit nis no drede
To speke of his deþ in dede,
whom Caym, his broþur, slouh,
As Genesis vs telleþ nou. 100
Of Ȝakarie is questiun gret,
As we fynden write ȝet,
þat was sone of Barachie,
As men hit rede openlye.
he is a-Counted on him-selue 105
Of þe *pro*phetus þat were twelue,
ffor on forsoþe told was he,
And þe elleueþe forte be.
But su*m* men vndersto*n*de wolde
In oþur maner beo hit scholde: 110
þat ilke Ȝakarie ffadur was
Of Jon Baptist, ful of gras.
But þis resun bi good likenes
In beter maner we may redres,
whil oþur þing Resonable 115
preueþ þe soþe wiþ-outen fable.
Oþur men þei seyn also,
þis Ȝakarie þat was þo
Slayn and mad ful vnfeere
Bitwene þe temple and þe Autere, 120
þat he schulde beo þe rihtful mon
Of whom vr speche is maked on.

---

101 **Ms.** þis.

But afturward holy writ
To vs apertly telleþ hit
hou we schulle in þis stour 125
kepe vs from þis errour.
Bote of þis ilke Ȝakarie
þat was þe sone of Barachie:
he was a prest of lawe badde,
his oþur nome was Joadde. 130
Neuer-þe-latur in þat gospelle
þa(t) Naȝarenes vsun to telle
ffor þis Barachie his sone
his fadur nome we fynde *in* wone.
þerfore schortli þus sei we 135
ffrom Abeles blod þat was so fre,
ffor he was rihtwys and trewe
Godus lawe for to suwe,
þe furste was his rihtful blod
þat was sched for god so good, 140
þerfore þis blod of Renoun
Is clept of vre generacioun
To Ȝakarie, sone in dede
Of Barachie, as we rede.
her-of muche muse we may 145
And þenke bi vr-self to say:
hou þeos kunrades tweyn
Schulde de-parted be, to seyn
Of whuche holy writ here
Ofte is muche in were, 150
whuche of þeos two tofore
Schulde ha be slayn ȝore.
Of holy writ þe Manere
þus de-parteþ hit hem here,
þe kyndes þat beo goode þen 155
ffrom þo þat beþ wikked men;
þerfore is þe de-partynge
So bi him-self vch a þinge.
þerfore he seide, from Abels kynde
To Ȝakaries, þat was beo-hynde, 160
þat blod schal on þe Jewes crie
veniau*n*ce bifore god openlye,
ffor þey þe gode blod spilt
In muche distaunce wiþ-oute gult.
Abels kuynde was rihtful blod, 165
And Ȝakaries no-þing good.
Bote of þe goode at þis tyme
Take we ensaumple fyne,
þat we may wiþ þe *pro*phete say
þat in his salm*us* seiþ al-day 170
,ho schal stiȝe in to þat hille
Of vr holy lord wiþ wille,
Or ho in þat hul holy
Euermore schal reste . forþi
Siþen mony men differuet han 175
þider for to wende þan
þat blesset hul for te come to
In diuers ages so
þis ilke kinraden hende
Alle schul þei þider wende 180
þat sechen to sen vr lordes face,
God of Jacob, ful of grace.
And in a-noþur place we fynde
Of seyntes þat ben not bihynde,
þe kinraden of holy men 185
Euer schal beo blesset þen.
Of wikked Men in þis stede
holy writ telleþ to drede
þat schrewed Men likned are
To Neddres kynde, of godnes bare, 190
þat euere are redi day and niht
To do wikkednes by heore miht,
heore Euencristen forte nuyȝe
And al-wey liuen in þat Envye.
þeose men, beo þei siker, 195
Bote þei amenden of þis biker,
wiþ Sathanas þei schul dwelle
Euer-more lastynge in helle.
Bote *pro*phete hose wol lok,
Telleþ In Eȝechiels bok: 200
þo þat are trewe I-fou*n*den,
þei schul be sparet and not bou*n*den,
As Noe, Job, I ow biheete,
And Daniel, þe goode *pro*phete.
þeos þre are to vndurstonde 205
To þreo-maner folk liuonde:
Noe is likned forte be
To widewes kept In Chastite;
Job to wyues trewe also
þat not out of heore ordre go; 210
And Daniel to Maydenes clene
þat trewe and louely are to mene.
And ȝif þis ilke peple sounde
Mai here in eorþe be founde,
Vre lord god wol us spare 215
And kepe us out of wo and care.
And riht on þe same prise
As Caym and Joaad vnwyse
Striuen eu*er*e wiþ heore Mayn
þe holi Apostles aȝayn, 220
þerfore þei beo þus i-told
Of on kinraden, beo ȝe bold,
To diffese þei ben put,
Euer þerto to beo knut.
Riht so Godus seyntes schal 225
Beo sauet from alle wo and þral,
lykyng of loue schul þei take,
Euer to lyue wiþ-outen sake.
þerfore he seide, from Abels blood
To Ȝakaries, no-þing good; 230
Abels kuynde is riht-wys,
þe toþur euer ful of vys.
But forþur-more is good to here
what vr gospel wol us lere,

As þeos holy Clerkes tel 235
And wol vs teche in þis gospel.
þat crist to Jerusalem spake,
In double wyse we hit take.
Twyȝe he seide 'Jerusalem,
þat prophetes slest and stonest hem
þat are for goode to þe iwent
And beo myn owne biddyng sent'.
Jerusalem cald he nouht
þe harde stones þat þer weore wrouȝt,
Nor of þe toun þe Buildyng 245
þat mad was of Real þing;
Bote to þe dwellers in þat toun,
On hem to crie crist was boun.
In oþur place, as we fynde
And ofte haue hit in vre mynde, 250
Crist seiþ Jerusalem eft-sone,
And wepte for synne þat hit hedde done.
he seide þus wiþ wille fre:
'ffful deore of ȝow wolde I be,
To gedre ȝou to-gedere dere 255
As hen hire chikenes doþ I-fere,
I wolde ow gedere to my kepynge
As hen hire chikenes vndur whinge';
Bote he seide, as he þouht,
þerof in no wey wolde þei nouht. 260
Bi þis word openly he schawes
þat mony prophetes in þo dawes
þat he in þis world send,
Mony of hem hyndward went.
But þen is heer a questioun 265
Meued, þat is of gret renoun.
þer he seiþ 'hou ofte-tyme
Mi wille weore to deuyne
þat I wolde þe so slyder
ha noriſched and gederet to-gider': 270
þe prophete in a place seiþ þus,
Is in þe Bok of salmus:
þat alle þing þat god wolde
he dude hit at his wille bolde.
þis is to sei wiþ-outen dere: 275
þeiȝ godus wille such were
þat vche mon schulde biginne
wel to do and leue synne,
Ȝit ofte-tyme mon forsakeþ,
As wrecche vnkuynde on he takeþ. 280
To him haþ god I-ȝiuen freo wille
To chesun þe goode from þe ille.
Alle oþur þing to mon is lant,
ffreo wille of ȝift to him stant;
þerfore he may þerwiþ chese 285
him-self to saue or to leose.
But god seide in þat place
To wrecches þat wolde take no grace
Ne folewe Merci in þat say,
But euere liuen In synne to stray; 290
he seide þat heore housus schal
Beo laft voyde and wasted al,
'No socur schal hit to ow ȝiue
At ȝor neode þerwiþ to liue.'
þeos wordus moste we more clerly 295
vndurstonde and telle why,
And seiȝe to hiȝe and to lowe
þat vr saueour doþ vs schowe.
whon þat we weore ful ȝonge
Out of vr Modur wombe Isspronge 300
And clansed of þe synne badde
þat we of þe Original hadde
Bi Adam, vre forme ffader,
Made clene we weore in watur;
þenne weore we godus hous, 305
Soþly, and his owne spous.
But whon we falle to synful pyne
Aftur þat in eny tyme,
vr oune desyr to don in hiȝe
And not to godus wille plyȝe. 310
þerfore þe heiȝe heuene-kyng
Called hem nout his housyng;
Crist seide not his hous,
Bote heoren, for þei weore tricherous,
heor owne bi þis enchesoun, 315
ffor hit schulde to dampnacioun;
And ȝif hit i-kept þenne wel were,
his hous schulde hit beo ful dere.
þerfore seide Jeremy
In Cristes persone Almihty 320
þat God forsok heore soules þo
ffor his hous for synne and wo.
he departed his heritage
On diuerse wyse in luytel stage.
he ȝaf his louers heuene at ene, 325
þat kept his hous veir and clene
And wiþ-draweþ hem from þat fuire
Of hem þat in synne duire.
God seiþ, þe oþur parti was
As an vuel best in plas 330
þat Iana is cald of man.
In sum-maner tonge þan
Iana is a best felle,
As þeos clerkes don vs telle,
þat diggeþ vp dede men 335
þer þei ligge in graue þen;
Non vnclannes nul he spare
Of þat ilke bodi bare,
But draweþ and eteþ þat he may fynde,
he leueþ neiþer Roote ne rynde. 340
Such was þis pepel als
Of þis Jewes þat weore fals,
þat vre lord, as seiþ þe bok,
ffor his hous hem forsok.
þei weore put for heore pride 345
To seche dwellynge in londes wyde;

þei haue no propur lond wiþ boundes,
But Crepen aboute as corsud houndes.
þus Godus wordus weore not fyled,
But þei hem-self foule bigyled. 350
þer vre lord seide to hem
wiþ his owne mouþ þen:
„ȝe schul not seo me til þat day
þat ȝe schule to me come and say
Blessed be þou, al in game, 355
þat comest vs to in godus name‘:
whi vr lord seide so
þat þei scholde him blesse so?
ffor he wolde ensaumple ȝiue
To tellen vs hou we schulde lyue. 360
we may neuer sen his face
Til we þis wordus seye of grace,
þat is, to knowen him in vr lyue,
To do penaunce and vs to schriue,
And euere in wille so to beo boun 365
To make satisfaccioun.
þus mote we do ful riht,
ȝif we wol seo his face in siht,
þer as he him-seluen is
In heuene, in his glorious blis. 370
þerfore þe Jewes of penaunce
haue tyme and of repentaunce:
To crist wer beter þei hem dresset,
þat euer is so good and blesset,
þat in þe holy ffader name 375
Com to eorþe for vre blame.
And þus his face wiþ-outen let,
þat euere in Joyfulnes is set,
we schul euer-more seo
And in his blisse wiþ him beo. 380
To þat blisse he us bringe
þat is kyng of alle kynge. Amen.

Dixit Jhesus Petro, sequere me (Joh. 21, 19—24).

Herkneþ alle for ȝor prou,
what goode Jon vs telleþ nou.
Jhesu seide to petur þo:
„ffolewe me, whodur I go!“
Petur tornde aȝeyn þat day 5
And sone þat disciple say
whuche þat Jhesu louede wel;
þe serteyn soþe for to tel,
Jon hit was wiþ-outen pride:
he folewed Jhesu in þat tyde, 10
he leoned aftur at þe sopere
To Jhesu breste, as ȝe schul here,
And as he leoned to þat brest
he seide to him, as he þer rest,
„Lord, I wolde I-wite who 15
Schal þe bitraye and do þat þo?“
whon petur saih þat disciple
Speke to Jhesu of þis title,
„Lord,“ he seide, „what schal he þis,
To folewe þe þat of good wille is?“ 20
Jhesu seide, godus sone:
„I wole he dwelle þus, til i come.
what,“ he seide, „is þat to þe?
Do nou so þat þow folewe me!“
þis ilke word sone sprong 25
þe breþeren þere alle among:
þat þulke disciple so good
Schulde neuere die, þei vnderstod.
Jhesus seide not þat þyng,
But he to dwelle to his comyng, 30
To Petur he seide wiþ wille fre.
þis same disciple is he
þat schal heraftur bere witnes
Of alle þeos þinges more and les;
And þis ilke same þing 35
Schal beo witnessed bi þis writyng.
we witen hit wel wiþ-outen drede
his witnessyng is soþ in dede.
þis is þe strengþe of þis gospel,
As men in Englisch tonge may tel. —

Ful openly weore þei seyde,
þe wordus þat crist to Peter leide,
þer he bad þat Apostel sleih
þat he schulde folewe him trewely;
þat was þus muche forte say, 45
þat he schulde dye sum day
vppon a Cros as Jhesus dere,
But not in þe same maneere;
þerfore he bad hym take hede
him to folewe, to dye nede. 50
Crist ros from þe mete anon
In to a-noþur place to gon;
To folewe him petur nolde not lete,
he suwed þe steppes of his feete;
þus was he asent to folfille 55
Al þat crist hedde I-seid him tille,
whon he seide to þim þo
‘Suwe me and wiþ me go.’
Also anoþur him suwed ȝare
þat crist louede eueri-whare. 60
Not only þis disciple heere
was loued of god þus syngulere,
Not only was he loued þere,
But mony oþure þat þer were;
Ac for he was Mayden wiþ-Inne 65
And kneuh not þe fulþe of synne,
þe more special loue-drinke
Crist let vppon him synke.
But Crist him-self preue wolle
Bi mony skiles atte fulle 70

þat he louede hem wel alle,
Ar he to þe deþ wolde falle;
he hem tolde of his diȝinge,
And also of his vprisynge,
he seide: „as my ffadur in wone 75
haþ me loued þat am his sone,
So haue I loued ow in querte
wiþ al þe wille of myn herte.
þerfore wiþ al myn herte I pray,
Dwelle ȝe in my loue euere and ay; 80
Loke þat ȝe not out weende
Neuer to ȝor lyues ende!"
Bote Jon was loued of god þore
Alle oþur men tofore;
he was his Mayden, chosen hende 85
So to dwellen wiþ-outen ende.
Sum storius þat we reden on,
Seiȝen Jon was a weddet mon;
Crist, þat is lord in trone,
Cald him from his weddyng soone, 90
And þat only was, for he wolde
ffrom flesches lust him take and holde;
he fulde hym wiþ swetnes aboue
ffulliche of his oune loue.
And afturward, whon crist schulde dye 95
vppon þe Cros, þat was so hiȝe,
To þis gode disciple dere
he bitok his modur to fere,
ffor Marie Mayden þat he chees,
þat was of alle synne wem-lees, 100
vndur þe kepyng of Jon
Schulde beo fro hire fon.
þis kepyng was of good entayle,
ffor Jon hire schulde neuer fayle.
O Maiden, wiþ-outen lesyng, 105
hedde heer anoþur in kepyng;
ffor eiþer schulde beo wiþ oþur
In clannes as suster and broþur,
Euer to-gedere forte wone
Aftur þe diȝinge of hire sone, 110
And aftur his vp-rist also
And his steiȝing to heuene þo —
whuch steiȝinge was ful euene
vp in to þe hexte heuene.
whos chast lyf schulde witnes bere 115
þe Chastite of vr ladi þere,
þat neuer synne he ne wrouhte,
Ne so muche as to his þouhte.
þer as he seiþ þat Jon Reste
vn-to Jhesu Cristes breste: 120
þat is bi-tokned holy writ.
þe gode Apostel witnesseþ hit
þat Jon hedde al oþur tofore
Plente of priuetes more
Of þe Godhede of Jhesu 125
þen ony oþur disciple kneuh.
þerfore he seiþ þen leoned he
To þat breste of gret pouste;
ffor in þat breste fulliche is knit
Al þe tresours of gostly wit, 130
ffor þer-Inne beoþ wisdames kud
And at his owne wille I-hud.
þerfore þat disciple þon
To þat breste reste con;
þat breste ȝiueþ folliche in place 135
Grettest ȝiftus and most of grace.
Ȝit neodeþ vs to haue lore
Of vr gospel forþur-more.
whon petur þis disciple say,
he seide to Jhesu at þat day, 140
„Lord," he seide, „what is he þis,
To folewe þe of such wille is,"
As hos seiþ, I wolde witen al
what þer schal of him bifal.
Jhesu onswerde feir and wel: 145
„þis mon I wole þat he dwel,
heere to dwelle schal he not schone
Til I my-self aftur him come,"
As hos seiþ, þis worldus fray
Schal him neuere of lyf stray. 150
„Petur, what is þis to þe?
Beo þou aboute and folewe me,"
þat was to sei, tac non hede,
But beo aboute þyn owne nede,
ffollich forte make þe ende 155
Of þat þou most to wende.
þeose wordus he seide bi seint Jon:
he schulde not dye bi Martirdom,
Bute wiþ-outen violence
In eorþe enden in his presence. 160
þerfore, breþeren heiȝe and lowe,
hit nis not wel for to trowe
þat Jon suffrede in his flesch
As oþur dude, hard and nesch;
þerfore god, vr goode lord, 165
Seide to him þis record
„I wole þat he heere abyde
Til my-self come in tyde."
whon oþur Apostles in distaunce
Diȝed her In gret penaunce, 170
he abod þe good comynge
Of Jhesu crist, heuene-kynge,
Not only for his suffryng sore
þat Jon suffrede þerbifore,
Bote for vr lord soþly wolde 175
þat in his pes diȝe he scholde.
ffor in eorþe nis no mon
þat wuste where his bodi beo-com,
But þat crist of heuene hit fette
And þer as he wolde hit sette. 180

þus weore folfuld at a breid
þe wordus þat crist of him seid.
he vs graunte of his grace
To come to heuene and sen his face.
Amen.

Angelus domini apparuit Joseph (Math. 2, 13—15).

Alle I rede þat we here
þat goode Matheu wol vs lere.
he seiþ þat Godus Aungel
Apeered, as þis tyme fel,
To Joseph in his slepynge, 5
þeos wordus to him seyinge:
„Rys and take þis blessede childe
And his Moodur, Meke and mylde,
fflеo in to Egipt Cuntre,
And beo þer til I warne þe. 10
ffor to come Is þis þinge
þat heroud, þat is heore kynge,
Schal seche þis child wiþ his mayn
And bisy him þat he weore slayn.“
Joseph ros vp, whon he wok, 15
þat child and his Mooder tok,
And in to Egipt hem dihte,
he fleih a-wey al bi nihte.
þer þei dwelled bi godus red
Til þat false heroude was ded: 20
ffor þat hit moste nede
Beo folfuld in eueri dede
þat of god was spoken hiȝe
Bi *pro*phetes in heore *pro*phecie,
þer as hit was seid in sawe 25
And out of *pro*phecyes drawe:
„Out of Egipte haue I cald
Mi sone of miht þat al walt.“
Whon heroud wuste he was bigyled,
And þat þe kynges had him wyled, 30
þat hette to bringe him warnynge
Of þat childes berynge;
whon he wust þei come nouht,
In muche wraþþe was he brouht:
he sende to sle in þat wood drem 35
Alle þe children In Bethleem
And aboute in mony cuntre,
þat of two ȝer old mihte be,
þei spared not for no synne,
Of two ȝer and wiþ-Inne 40
After he hedde I-spoke in wast
wiþ þo kynges and þei were past.
þus hit was folfuld þon
þat seide þe *pro*phet Jerom,
Seyinge: „an heih was herd a vois, 45
wepyng and serwyng wiþ gret nois:
Rachel bi-wep his sones bolde,
Cumfort take he not wolde,
ffor þat þei not ben“ —
þus Is hit writen to sen. 50
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. —

Clerkes, þat were of gret prise,
Expou*n*den þis gospel on þis wyse.
þei speken of þe deþ pressious 55
Of þeos Martires of godus hous,
þei were Innocens wiþ-Inne,
fful gultiles of alle synne.
Deore breþ*er*en, þis lessoun
Is, forsoþe, of gret renoun, 60
And is reherced at þis tyme
To vs alle here in Ryme;
Bi whuche we may vndurstonde
þat þis p*re*cious deþ in londe
Of godus Martires, ful of miht, 65
þat derworþ is in godus siȝt.
Bot bi þeos ȝonge children here
þat slayn at þis tyme were,
vndurstonde wel we may
Meknesse, þat grace bringeþ ay; 70
þei weore meke, wiþ-outen loþ,
wiþ heore fo-Men weore þei not wroþ
þe deþ for godus loue to take.
vche mon schulde him meke make,
þenne he schulde to Joye aboue 75
Come and reſſeyue Godus loue.
But forþer-more, as Matheu
In his gospel wol vs scheuȝ,
But ȝif we children be, he seiþ,
And torne vs from synne to feiþ, 80
we may not elles, soþ to telle,
In Joye wiþ Jh*es*u crist dwelle.
ffor as þeos children alle atene
wust not what was synne to mene,
So moste we fare bi North and South
Til synne weore to vs so vnkouth.
But þere as þis gospel good
Telleþ vs soþly hou hit stod,
þat þese ȝonge children weore slawe
In Bethleem Cite bi þat dawe, 90
And in mony Cuntres mo
Al aboute þei souȝte hem þo:
þat hit was in mony cuntre
As wel as in Bethleem Cite,
þis scheweþ þat not in Juweri 95
Al-holly churche schulde not onli
Take byginnynge þer bi grace,
Bote also wel in oþur place,

---

47 Ms. Bachel. 57 þei st. þat. 66 tilge þat? 72 Ms. worþ. 75 Ms. þe st. to.

In oþur Cuntres aboute wyde,
þer godus wordus wolde abyde. 100
ffor riht as þeos childre weore slayn,
Cursed wrecches weore aftur fayn
Bi persecussions to do dißese
To Godus peple and hem displese,
And aftur heor paciens I-holde 105
God hem aftur croune wolde.
þer Heroude bad ful of qued
þat alle þo children schulde beo ded
þat weore in elde of ȝeres two
And þei þat wiþ-inne dude go: 110
þis bitokneþ bi good wit,
As witnesseþ holy writ,
þat þei þat wolen ben parfyt
To loue god wiþ gret dilyt,
And desiren þenne ful euene 115
To haue þe gode kyngdom of heuene,
þei mosten ben of two ȝer old
In þis maner, beo ȝe bold:
þeos two ȝer moste wiþ hem wende
Techynge and worchynge ful hende;
Bi þeose two ȝer sone schal he
Parfyt to God of heuene be.
þo þat weore two ȝer wiþ-Inne,
þeos Innocens wiþ-outen synne,
Of whom in þis ilke speche 125
Muche good þei wole vs teche?
we vndurstonde þis lewed men,
vn-knowyng of lettre þen;
Ofte we seon, of olde and newe,
Studefast of feiþ þei ben and trewe. 130
þei ben cald wiþ-Inne two ȝere
ffor þis skil þat ȝe schul here:
Of teching and worchyng sikerli
þei ben not two ȝer old fulli.
But þe blisse schul þei wynne, 135
As Innocens þat weore wiþ-Inne.
But a wondur þing is þis
fforte vndurstonde, I-wis:
þey þat neuer trespast nouht,
ffor crist weore to deþe i-brouht, 140
And crist, þat is al-weldande,
Scaped þo from his enemys hande.
þis bitokneþ soþli þus
þat gode mennes bodius
þat are for godus loue i-slawe 145
And in þis world don of dawe,
Schul beo kept in eueri tyde
In blisse wiþ crist to abyde
And ben eyres to þat kyndom
þer as woneþ god and Mon. 150
But for þat verrey godus sone
Is lord of alle þinges in wone
And in his pouwer, out of drede,
weldeþ boþe þe quike and þe dede
And alle þing þat haþ lyf, 155
þat ben in londe and watur rif —
ffor as þe Apostel poul telleþ
And in his bokes þerof melleþ,
'wheþer we lyue or we dye,
God is vr lord, witterlye' — 160
þis is also muche to sey:
wheþer we go to pyne or pley,
he is vr lord, soþly to telle,
And lord of alle þe fendes in helle —:
Siþen he is lord of so gret miht, 165
wondre we nouȝt in vre insiht
þeih he wolde fle in his childhede
þe Deth þat mony men drede.
he wolde hit scape bi þis skil:
ffor oþur dedes he moste folfil; 170
þe dedes were not þo Complyed
þat hedden of him beo prophecied.
þerfore Joseph awey him stal,
ffor þei schulde beo folfuld al;
And whon þei come to ende were, 175
þen wolde he dye, þat Duyk so dere.
fforþermore Is good we say,
þat vr gospel spekeþ to-day,
As Jeremye þe prophete
Seide to-fore In wordus swete, 180
þat Godus vois was I-herd
On heiȝ, wiþ gret noyse hit ferd,
weop and waymentynge to make
wondurliche for Monnes sake:
þis was þe grete forþinkynge 185
þat god hedde for vre synne stynkynge,
ffor his Membres of holy churche
Liued not trewely ne wel wolde worche,
Godus pepel forte teche
wiþ heore good liuynge and to preche,
þat þei mihte to þat hul stih
þat is cald heuene on heih.
þerfore as hit askeþ veniaunce
þe blod of Abel for distaunce,
þe furste Martir and rihtful blod, 195
Til Ȝakaries comyng stod,
vppon þat wikked pepul al
Til God leete his veniaunce fal:
So schal þe blod of Rihtful men
Crie on hem þat nolde hem ken, 200
And for þe vuele ensaumple of lyf
þat þei ȝiue þe pepul Ryf.
Loke ȝe what þe wyse mon
In his Bokes sei ow con:
þat of þe faderles childe 205
Ne of þe trewe widewe Mylde,
heore preyer God wol not dispise,
Bote heere hem as heiȝ Justise;

146 Ms. sawe st. dawe.

he wol sende hem good cumfort
And in schort tyme gret disport. 210
ffor preyers of soules meke
Persen heuene and þorw þei seke;
heore preyer herd euer schal be
Bifore þe holy Trinite;
But þulke þat faste veniaunce crien,
To bi wroke in eorþe hiȝen,
Crist of hem haþ no likyng,
Nor he wole hem here no-þing;
þey schulde put hit in to his honde
And let him worche, al-weldonde. 220
But what þis widewe is to mene,
And þis ffaderles children at ene,
Good hit is wiþ-oute lettyng
To make hit in to ȝow synk.
Children ffadurles ben þay, 225
ffor faute of lore þat gon astray,
Siþen þe faders of holi churche,
þat schulde vs teche wel to worche,
Bote wiþ ensaumple þat þei ȝiue
þei make vs þe worse to lyue; 230
þus is he fadurles childe
þat is ilet han his wille wilde.
þat widewe is þe pepul alle
þat is to Cristendom I-falle,
ffor heore hosebondes schulde be 235
Techers of holy chirche fre,
þe goode þei leue and teche qued —
ffor þus is vre hosebonde ded;
þerfore men may in þis cas
Beo likned to a widewe in plas. 240
ffurþer-more in vre proces
Good is nou þat we vs dres.
þer Rachel wepte and made serwe
ffor his sones o Euen and Morwe
And nolde no cumfort to him take 245
On no wyse for heore sake,
ffor his children weore nouht
In to parfyt liuyng brouht:
þis is bitokned in þis dede
As we in þis stori rede. 250
we fynden hit writen for to proue:
hose wol dwelle in godus loue,
Striue wiþ þe world moot he,
Ȝif he wole good ende se,
fforte loke forþward euere 255
And beo-hynde to loke neuer.
Luyk in his gospel seiþ
þat no Mon is able, in feiþ,
To heuene-kyngdom forte wende
þat takeþ þe plouh bi þe ende 260
And, while he schulde worchen harde,
Stont and lokeþ hyndwarde.

227 Ms. Men þe faderles. 229 Ms. Boþe.

þeos beon þo, to telle wiþ mouþe,
þat vsen parfytnes in ȝouþe
And aftur bi wil and counseil badde
fforsaken þe vertuwes þat þei furst hadde.
But declare we forþur-more
Rachel nome I-spoke bifore.
Rachel soþli is to sei
'A schep', þat meke is al-wey, 270
Or elles 'a Mon þat God seo',
In gostli wyse, ȝif hit beo.
And þat may wel liknet beo
To al-holy churche freo:
we schulde euer-more disire 275
To seo god in gostli Empire.
þus Rachel is, wiþ-outen wene,
Al-holi churche bi-dene,
And holichurche is God him-selue,
And wiþ him ladde þe Apostles twelue. 280
þus he serewed for þe synne
þat his sones heere liued Inne,
ffor þei nolde not forsake
þe synne þat þei hedde take;
þei nolde haue no cumfortynge 285
þerof to make forsakynge.
ffor, as we reden In holi writ,
hose wol take tente to hit:
A Mon þer was, take we kep,
þat hedde fullich an hundred schep,
And on was lost, of Nynti and Nine;
And he þat hem ouhte at a tyme,
ffor pite þat he hedde of þat on,
he lafte þe Noumbre of euerichon
And dude his owne sone dresse 295
In to desert and wildernesse,
he sende his sone hider to seke,
wiþ þat schep for to mete.
þis is forte wite and knawe,
As Doctours seyn in heore sawe, 300
þat of þe ffadur þe wisdom
here in to eorþe hit com
And tok flesch of a Mayden þenne
þat fulliche was wiþ-outen wemme,
In eorþe fostred for vr goode, 305
And tok among vs erþly fode,
And siþen dyed deolful deþ
Bi þe Jewes wiþ-outen meþ.
he quit þat schep wiþ Raunsun good:
þat was his holy herte blod; 310
þus he brouȝte þat schep bi craft
To þat flok he was from raft:
þo weore Godus Angeles alle
whuche Adam fouliche was from falle.

280 And st. þat.

But þer as god, ful of meþ, 315
ffleih to Egipte from his deþ,
Bi ffadur and Modur sone he fleih
ffrom Bethleem to Egipte, we sey:
þis techeþ vs þat holy men,
þat holynes wol knowe and ken, 320
Schulde Coueyte to suffre here
Persecussions in mony manere,
And so to crist wiþ mekenesse hende
To come at vr laste ende.
þus crist him-self tauȝte 325
Bi þis goode ensaumple sauhte,
As Luyc in his gospelle
Opunly doþ vs telle;
To suffre serewes monyfold
he biddeþ vs to beo bold, 330
And euer aftur vre endyng
To Beo wiþ crist euer-lastyng. Amen.

Nisi granum frumenti cadens in terra (Joh. 12, 24—26).

Jhesu to his disciplus tolde
wordus gode forte holde,
þus he seide hem biforn:
„But ȝif þat a whete-Corn
ffalle in to þe eorþe lowe 5
And breke and dye, soþ to knowe,
Elles, I sey wiþ-outen lesynge,
No fruit may hit forþ bringe;
ffor, ȝif he dwelle hol al-on,
ffruit bringeþ he forþ non; 10
And ȝif he wel clouen beo,
Muche fruit bringeþ forþ he.
hose loueþ in world here
his owne wille þat is him nere,
he leoseþ þing of more prys — 15
þen is he noþing wys;
And hose wole his wille hate
In þis world, þat is so mate,
To euerlastyng lyf ceete (!)
þenne he doþ his soule kepe. 20
hose wole wel serue me to,
he schal me folewe þen so,
And wherso-euere þat am I,
Schal my seruaunt beo, sikerli.
And hose to me serueþ al, 25
honouren him my fadur schal,
þe whuche fader is ful euene
Abouen in þe hiȝe heuene.“
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. 30

Crist here him-self calde
A whete-Corn, to eorþe þat falde:
he clef also and was ded,
þorwh þe Jewes falsed;
ffruit he multipliȝed also, 35
þe feiþ, and cristen pepul þo;
And he fette, soþ to telle,
Muche fruit out of helle.
Whi he calde him-self a corn
In þis gospel here-biforn? 40
he fedeþ Angeles in heuene briht,
And men in eorþe wiþ his miht,
And also alle maner of Best
he fedeþ at his owne request.
he is þat corn, soþ to sey, 45
þat hunger from soules doþ awey,
And bodyes susteneþ in vch a plas,
And struyȝeþ hertes bi his gras.
whon þis corn wiþ deþ was souht,
Not only fruit to vs he brouht, 50
But al þe world he dude folfille
wiþ gostly corn, as was his wille.
þerfore þis blessed corn heere
seide to hem on þis maneere,
'he þat wole his wille heer loue 55
Schal hit leose in heuene aboue,
And he þat wole his wille her hate
And hold hit euere at louh state,
he schal fynde þe lyf hende
Euer-lastyng wiþ-outen ende': 60
vr lordus biddyng heere hit was
Of his passiun to suwe þe tras.
þeos wordus þat ȝe herd han,
On twey maners þei ben tan:
þe toþur maner is of þeose, 65
hose loueþ he schal leose.
þis is follich forte say:
'ȝif þou louest, leose þou may,
But ȝif þou wolt loue holde
to crist þat for þe diȝe wolde. 70
Drede þe not þenne baldelye
ffor his loue for to dyȝe;
But beo þou nouȝt aboute ryf
To loue þi wille in eorþli lyf,
Leste þou þerfore þi wille leose 75
Euer-lastyng lyf for to chese.
þerfore hit folweþ forþur-more,
As þis gospel seiþ byfore:
he þat hateþ bi good skil
þat is cald his owne wil, 80
And also his bodi likyng,
he takeþ his soule to good kepyng,
To þat lyf for to wende
þat euer schal laste wiþ-outen ende.
þis goode Thomas, as we fynde 85
And as þis day makeþ mynde,

48 l. strengþeþ.

his worldly wille forsok þat clerk
And put him al to godus werk;
he soffrede harde Martirdame
ffor Godus loue and for his name: 90
þerfore he is, wiþ-outen were,
vp an heiȝ in heuene cleere.
Bidde we to him niht and day
þat he wolde for vs pray
þat we may to þat blisse beo brouht 95
þat for goode men is wrouht. Amen.

Ecce nos relinquimus omnia (Math. 19, 27—29).

Simound Petur to Jhesus
vppon a tyme he seide þus:
„Seþþe, alle þinges we forsake,
And to suwe þe we han us take:
what þerfore schal ben vr mede?" 5
Jhesus onswerde anon in dede:
„fforsoþe, siker to ȝou i sei:
Ȝe þat me suwe and my wei,
In þe aȝeyn-makyng newe
Of alle þe Men þat euer grewe, 10
whon þe sone of Mon so hiȝ
Schal sitte in dom, sikerli,
vppon þat ilke blisful seete
Of his Mageste so meete,
Ȝe schul sitte at þat day 15
On twelue seges, hit nis not nay,
Juggyng, soþly for to tel,
þe twelfe kyndes of Israel.
And also i seie to alle þo
þat worldlich wele forsake also, 20
hous, Breþeren and sustren ryf,
his ffadur, Modur or his wyf,
his children also or his londe,
ffor my nome to vndurstonde,
he schal hit take an hundred-fold 25
And so beo ȝolden, beo ȝe bold,
And also he schal þerto haue
Euerlastyng lyf, him to saue."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As men in Englisch tonge may tel. 30

PEtur þe ffisschere, hit is seid,
was sadly in þe feiþ leid,
he nedde not, as we rede and se,
Of worldlich catel gret plente;
Mete and cloþ, we vndurstonde, 35
he gat wiþ trauayl of his honde:
here he spac ful feiþfully,
þer he seide to god Almihti
'we forsake al oþur þing
To suwe þe, heuene-kyng'. 40
heere he schewed þeose two:
ffeiþ and parfytnes also;
ffor ȝif a mon wol beo trewe,
he mot boþe forsake and suwe.
And also he asked what mede 45
þei schulde haue for þat dede.
Jhesu seide wiþ mylde chere:
'Ȝe þat me suwen here,
In þe Regeneraciun good
Of alle men to flesch and blod, 50
whon þe noble sone of mon
Schal sitte vppon þe dom þon
In þe seete of his Maieste,
On Twelf seetes sitte schal ȝe,
þe twelf kuyndes demynge 55
Of Israel wiþ-oute lesynge,
ffor þat þat ȝe han lyued wel' —
þei nolde hit leeue neuer a del.
vr goode lord, þat al wald,
Sweteliche þe sone of mon him cald, 60
And also he seide bi grace and wit,
whon he in Maieste schulde sit;
þat is to mene al in-fere:
he wol not at þe dom apere
In liknes of his Godhede, 65
But in Monhod, as we rede;
ffor in þat same liknesse semed
þat he was here him-self I-demed,
In þat liknesse schal he com
To deme þe dom al and sum. 70
Bi þat ilke holi seete
Of his Maieste so swete
Is vndurstonde þe cloudes euene,
Bi whuche he steih vp to heuene,
Bi whuche also he schal eft-sone 75
Come to deme þe dredful dome.
Also his seete likned is
To holy Angeles þat ben in blis,
And to his trewe chosene also,
þat þenne schulle toforen him go 80
whon he schal sitte, þat is so hende,
Of þe dom to maken an ende.
þe prophete Ysaias
Spekeþ þerof in a plas
And he likneþ his Maieste 85
A fflaume of fuir lyk to be,
As a wheol round aboute,
Lihtnynge boþe wiþ-Inne and oute.
þe seetes of þe Apostles alle
vndurstonde hem we not schalle 90
Bodiliche chayers, in to sit —
In no maner þink we hit —

3 Seþþe = seoþ. 20 Ms. wole. 54 Ms. he st. ȝe. 92 Ms. þing.

Bote raþer hit is þe pouwere
þat hem is ȝiuen to demen in-fere.
ffor þe Apostles wiþ-outen lesyng 95
Schullen deme in tyme comyng,
And wiþ hem holly of Renoun
þat folwe wole heore perfecciun.
And so as þeose kyndes twelue
Beon to deme hem-selue, 100
So alle folk sone a-none,
Jewes and Gentes euerichone,
To þe dom þei schul beo brouht
Bi miht of god at a þouht.
And in þat dom, as we may seo, 105
ffoure Ordres þer schal beo:
Of Rihtwys schal be þe two,
And vnrihtwys þe tweyne also.
þe ffurste ordre and þe best
Aposteles and heore folewers prest;
þeose schul deme, leue broþur,
And not be deemed bi non oþur.
þe secunde ordre schal beo þen
Of seculers and wedded men
whuche ha not knowen here 115
vuel felauschipes in none maneere;
of hem seiþ vr gode lord,
his owne word to Record:
'Comeþ to me alle in-feere
þat blessed ben of my fadur dere! 120
heuene kindam ȝe schul take,
þat is ordeynt for ȝor sake
ffrom þe biginnynge, soþ to say,
Of þis world, hit is not nay.'
þe two ordres her-bi-fore 125
Deemed schul þei beo neuer-more.
þe þridde ordre schal beo rad
Of hem þat knoulechyng her had
Of God boþe loud and stille
And nolde his lawes neuer folfille 130
In no werkes þat þei wrouht,
But euer set hem at nouht;
Al þat careful cumpany
Schul beo demet deolfoly.
þe feorþe ordre, hit beo schalle 135
Of þeos paynynus on and alle;
whuche schul not, as we rede,
Beo demet at þat dom in dede;
ffor to hem hit is leide
þeos wordus þat poul toforen seide:
'þo þat þus wiþ-outen lawe
Sunged han and stod non awe,
wiþ-outen lawe schul alle þei
Beon i-perisched, soþ to sey.'
fforþer-more to vre matere: 145
þer as crist seide here
'Alle þat han mad forsakyng
Of ffadur and Modur and al heor þing
ffor myn nome, beo ȝe bold,
he schal hit take an hundredfold, 150
And also þe euerlastyng lyf
þei schal hit haue wiþ-oute strif':
heer may we seo muche profyt
To forsake worldlich delyt;
ffor hose forsakeþ al þing worldli 155
ffor þe loue of crist an heih,
wiþ þe Apostles wel schal he
Beo loued and rewardet be.
þus to forsake alle þing,
þis is þe vndurstondyng: 160
In worldlich Riches not to (t)rust,
And euer to kepe vs fro foul lust.
whose his wyf wol forsake,
þat Joyned is to ben his Make,
ffor vuel wille, sikerlye, 165
Or for a feirore in his eiȝe,
Or for eny cause present
þat god him-self haþ to hire sent;
vndurstondeþ euerichon,
þerfore to helle he may gon; 170
ffor þis is not for godus nome,
But for his vuel wille and grome.
And hose haþ take no wyuyng,
And wol not haue, for heuene-kyng,
But lyuen of his bodi chast, 175
his tyme spendeþ he not in wast;
And he þat wyth a wyf mot be
And wol him kepe in his degre
ffrom foul lust of dedly synne,
In lecheri not delyte him Inne. 180
ȝif þeos don þus for godus sake,
An hundred-fold þei schal hit take.
ffor hose for crist, his saueour,
Leoseþ her al worldli honour,
he schal resseyue, beo ȝe bold, 185
Spiritual Joyes monyfold;
As þis word witnesseþ trewe:
'whon mon schal beo mad newe' —
þat is to sey on þis wyse,
ffrom deþ of Corupciun to rise 190
To lyf incorupt for ay,
þat neuer aftur dye may.
And he þat takeþ him vppon
To holy Religioun for to gon
And comeþ for ffraude to þat plas, 195
vnderstonden he is Judas;
Judas penaunce schal he bere,
ffor he is godus traytur þere;
ffor god he cusseþ wiþ tresun
whon he so entreþ Religiun. 200

---

128 Ms. heo st. her.

161 Ms. rust. 162 Ms. for st. fro.

he þat scheweþ hem in þis wyse
Religious, entred to godus seruise
And worldlych riches ben hem sende,
But al in Idel þei hem spende,
Al aftur heore owne wille, 205
And not, godus worschip to folfille:
Part of þat curs þei ha
Of Ananye and Saphi(r)a;
ffor he þat goþ to holi churche,
Not, Religiously to worche, 210
Riches for to croche and craue
þat in þe world he mihte not haue,
Sikerliche suffre schal þay
þe Lepre of Giesy, soþ to say:
ffor þat he suffred in bodi, 215
In soule schul þei serweli.
he þat was boren of Marie milde,
ffrom þat ilke serwe vs schilde.
Amen.

Postquam impleti sunt. Ewangelium quere in temporali.

Venit Jhesus in partes Cesareae Ph[ilipp]i (Math. 16, 13—19).

Herkeneþ now, I wol ȝow telle
As Mathew seiþ in þis gospelle.
Jhesus com þat tyme in heiȝ
To þe cuntre of Ceesar philippi,
Askinde his disciples þere 5
And seide to hem þat wiþ him were:
„whom sigge ȝe men of þis Cuntre
þat þe sone of mon scholde be?"
þen seide his disciples to crist:
„Summe seyen, Jon þe Baptist, 10
And summe seyen Elesye,
And summe forsoþe seyn Jeremye,
Or on of þe prophetes here
Men seyn hit is in alle manere."
þo seide Jhesus openly: 15
„whom wol ȝe seyn þenne ho am I?"
Symon Peter onswerde þon
And þus to seye he bigon:
„þou art crist, heuene-kyng,
þe sone of God, holy liuyng." 20
Jhesu onswerde wiþ feir mod
And seide to petur, þer he stod:
„I-blesset þou art and ma,
þat art cleped Symon Bariona:
ffor bi flesch ne blod, I sei þe, 25
Miht þis not to þe brouht be,
But þorw my ffader þat is in heuen
was hit þe brouht wiþ mylde steuen.
Soþly, nou to þe sei I:
þou art stedefast, trewe as ston is tri:
vppon þe, petur, trewe as ston,
I schal buylde my chirche anon,
Aȝeyn wȝuche chirche, I þe say,
þe ȝates of helle not stonde may.
And I schal ȝiue þe keyes euene 35
Of ȝates of þe kyndom of heuene.
And what þou euere In eorþe dost bynde,
In heuene bounde schal men hit fynde:
And what þou vnbyndest in eorþe here,
In heuene vnbounde beo hit clere." 40
þis is þe tixt of vre gospelle,
As seint Matheu doþ vs telle.

Grete clerkes doþ vs teche
what þis gospel is to preche.
þis phelip Cesar þat we of kenne, 45
was heroudes broþer, þe ȝongur, þenne,
In hos tyme, soþ hit is,
God suffrede his passiun, I-wis.
In his ffader tyme þon
was I-bore boþe god and mon, 50
As hit is in stories seid
And for witnesse in bokes leyd.
þat Philip in honour of Cesar forþi
Let make a Citee feir and heiȝ,
And in his nome and Cesar also 55
he clepte hit Cesar philip þo,
And in þat cuntre Bi North and Souþ
Cesar philip hit is cald wiþ mouþ.
þe kynges of Rome þat þo were newe,
þat forþur in þis storie suwe, 60
Alle kyngdomes weore þei wont to make
Tribut to hem to bringe and take.
þerfore vs þinkeþ worþi hit was,
þer eorþly kynges her tribut tas
Of al oþur þat heore sogettes be, 65
vchon in his owne degre,
þat þer þe kyng of heuene hiȝe
Tok tribut of his sogettes trye.
þat tribut is studefast bileeue,
þe soule to saue and not to greue. 70
þerfore he seide to hem þon
'whom siggen heo is þe sone of mon?'
he asked not þis of hem so
ffor vnknowen nas hit not him to,
Ne also he asked hit not of hame 75
ffor þen-haunsyng of his name,

216 l. sewerli.

62 Ms. Trubut.

But for men scholde bileeue sad
þe feiþ þat (he) hem tauhte and bad.
Bi þis ensaumple he techeþ to worche
Bisschopes and prelatus of holy churche, 80
þat of heore pepul þei schulde enquere
In what Opinions þei were,
So þat he mihte hem puite wel
In to þe feiþ trewe as stel.
ffor whon he seide to hem þus 85
'whom seye men is Jhesus',
þe pepul þo was wiþ-oute resoun
In monye diuerse opunioun.
þerfore he seide to hem freo
'whom wolde ȝe þat i calde beo?' 90
Petur onswerde in hiȝing
'þou art cristes sone, heuene-kyng.'
þenne seide Jhesus to hem in same
'þou art Blessed, Symound bi name,
ffor bi flesch and blod, certeynly, 95
hast þou not þis onswere sleih,
But of my fadur of miht most,
Sende bi þe holy gost.'
Bariona, þat we of mone,
hit is to mene 'a coluer sone.' 100
A Coluer sone he was bi riht,
þe gode Apostel þat peter hiht;
ffor mekelich and swetelich þat tym
he folwede and wente wiþ hym.
Euer was he godus sone to deuyne 105
wiþ-outen ende tofore þat tyme,
And Petur aftur Godus child he was
wiþ oþur chosen bi godus gras.
Petur was godus child from þat tyme þo:
þerfore he seiþ acordyngly,
þe ffadur of heuene him wissed forþi
And wisdam brouȝte to Coluer sone
þe priuetes of god, as was his wone;
ffor flesch and blod miht hit not do,
Bote from god hit moste come so.
ffor alle þe wisdam of blod ne flesch
To þe wisdam of spirit ne acordes,
But (is) euer aȝeyn þe spirites wille
And most acordyng in to ille. 120
Jhesu to petur seide anon
'ffor þi nome is cald a ston,
And on þe ston trewe and trie
Mi churche I wol edefye:'
þat is þat God, vr saueour, 125
þat ȝaf so to his knowelechour,
his louer and his confessor eke
And to partiner of his nome swete,
Grace, mihte and muche godnesse,
wiþ rihtful feiþ þe pepul to dresse. 130
Petur is a ston sad and trewe,
So cald he petur þerfore newe.
þer as vr lord seyde þat day
'þe ȝates of helle aȝeinstonde him ne may':
þe ȝates of helle beo cleped here 135
þe deueles limes þat ben and were,
þat him dude muche turmentrie,
To haue I-maad him leeue in Maumetrie,
And þus þei wolde haue mad discort
Bitwene Petur and his lord 140
wiþ turmentries and mony scourginges
And persecucions and schrewed þinges.
ffor þis doinges, as I þe telle,
þei ben cald þe ȝates of helle —
Bi heore doinges mony men 145
þe wey to helle þei hem ken.
þer vr lord seide 'I ȝiue to þe
þe keyȝes of heuene feir and fre':
þat is to seye, (for) Petur was
Most deuout and knowyng of graas
Bifore oþere þat weore him bye,
Touward þe kyng of heuene hiȝe,
þis keȝes of heuene weore him bitake
ffor his confession and contriciun sake.
wiþ-outen þe keiȝes, soþ to say, 155
No mon to heuene go ne may.
þe keiȝes also, I telle þe,
ffeiþ and Confession þei be;
wiþ-outen hem may no mon
Entre in to þe heiȝe kyngdom. 160
þe keyes also is of heuene
Bi wit and discrecion euene,
his wit and pouste boþe at on,
þat knoweþ hem þat þider schal gon,
And also hem þat vnworþi bene 165
Caste hem awey as vnclene.
þer god seide 'þat þou heer byndest,
In heuene bounde þou hit fyndest;
And þat þou vnbyndest here,
In heuene be hit vnbounden þere:' 170
þouh al þis pouwer and þis miht
weore ȝiue to Petur, as god him hiht,
To vnbynde and to bynde also
Or what he wolde þerwiþ do,
herof haue we no drede 175
Ouerseiȝen hit was bi godus dede.
Al-þouh to Petur ȝiuen hit were,
And to oþur Apostles I-feere,

94 bi name st. Barione? 126 tilge þat.

To Biſſchops and to þo of holy churche,
To oþere þat vndur hem schal worche 180
þe same pouwer hem graunted is,
So þei do treweli and not mis.
þei nol vnbynden hem, to bigynne,
þat nul not leuen heore dedly synne,
Bote hem to vnbynden soone in hiȝe 185
Meoke forþinkyng heore folye;
þeose from endeles deþ, to mene,
he schal vnbynde and make clene.
And heo þat wollen at heor owne wille
In fulþe of synne dwelle stille, 190
he schal hem bynde bi such waxing
þat to endeles pyne hit wol hem bring.
þerfore vche chosun to Churche,
þat serueþ God and wel wol worche,
þer is ȝiuen Auttorite 195
vnbynde and Bynde, as I sei þe,
After þe maner of mennes penaunce,
And of heore synnes wiþ-oute distaunce.
þerfore Blessede petur forþi
Took þe keyȝes speciali 200
Of þat noble kyngdom
þer as dwelleþ God and mon;
he tok as Apostel principal
Pouwer of suche dedes al.
prince of apostles was he cald 205
Of him þat al wot and walt,
ffor vche mon schulde vndurstonde
he mihte bynde and leese of bonde.
ffor hose departeþ him sikerliche
ffrom þe acord of ffeiþ þat is muche,
Or hem þat beþ in synne i-bounde
And nulleþ not out in none stounde,
þei may not entre at heuene-ȝate,
Ne non oþur bringe þer-ate.
þerfore, ȝif þat we wilne blis, 215
To vs ful neodful hit is
þat we lerne bi vre witynge
And bi al vre vnderstondynge
To fleo þe mony ȝatus of helle
þat of vr feiþ wolde vs felle, 220
To haue reward, and þenke vppon,
Of þe swete ȝate of Syon,
þer is þe euerlastinge Joye to seo,
þat we þider come worþi to beo.
In to þat ilke gloriouse blisse 225
he þat vs wrouhte us þider wisse.
Amen.

Confitebor tibi pater celi & terre (Math. 11, 25—30).

Vppon a tyme goode Jhesus
Onswering he seide þus:
„ffadur of heuene and eorþe fre,
her I knowleche me to þe,
þe wȝuche hast hud þeose þinges 5
ffrom wyse and sleiȝe at þi likynges,
And hast also hem schewed wyde
To smale children hem bisyde.
ffor so, ffadur, payinge hit was
Tofore þe, folfuld of graas. 10
Alle þinges,“ he seide, „here
Beon ȝiuen me of my fadur deore.
And no mon þe sone knoweþ,
Bote þe ffader, þat him oweþ:
And who knoweþ þe ffader in wone 15
Bote his owne deore sone,
And to whom þe sone wolde
Beon I-schewed, as hit is tolde?“
þenne seide Jhesu anon:
„Comeþ to me euerichon, 20
Ȝe þat trauayl and charge han take,
And al fresch I schal ȝou make.
Bereþ my ȝok for ȝor prow,
And lerneþ also at me now,
ffor I am here verrey meke 25
And also tender of herte eke:
Ȝe schul þenne fynde prest
To oure soules muche rest.
fforsoþe, my ȝok is swete bi riht,
And my burþen also is liht.“ 30

Gret meknes her we se
Of God þat noumbred may not be,
hit is schewed to vs ful wel
In þe lessun of þis gospel.
vre lord god, of mihtes most, 35
Seide here wiþ a glad gost
'ffadur, to þe I knoweleche,
Of heuene and eorþe, in þis speche':
Bi þeose wordus seo we may,
Openliche knowe hit ay, 40
þat knowelechyng, soþ to sey,
Nis not mad al-wey
ffor Excusaciun of synne,
Bote oþurwhile, to biginne,
worschipe to declare in cas, 45
As hit stod in þis plas.
þis knowleching of god so dere
Gladful hit is vs to here:
A dispensaciun hit þenne is
Of vre hele, forsoþe i-wis. 50
Crist dude his ffadur calle
Lord of heuene, eorþe and alle,

ffor to vs schewe wolde he
þe godnesse of his grete pyte.
Riht as þe ffader wiþ bisynes 55
Gouerneþ, Norisscheþ to redres
And techeþ his children of pris,
Riht so on þe same wis
Only lord god, þat is aboue,
lihtneþ and techeþ vs wiþ loue. 60
þer crist seide 'ffadur kud,
þou hast þeose þinges hud,
þat passen from my mouþ in hiȝ,
ffrom hem þat aren wys and sleih,
And hast schewed hem forte knowe 65
To luytel children and to lowe':
þis was to mene þe wisdom
þat þenne opened was to mon,
To alle þe apostles trewe
þat þenne wente him to suwe — 70
ffor luyȝel children weore þei told
ffor þei weore meke monyfold;
And þat hit was I-hud þo
þe wyse Philosofres fro.
he cald hem sleih and eke wyse, 75
ffor þei weore ful of fals queyntise,
To alle oþere þei made scorn,
wiþ bostyng set hem-self toforn:
ffrom hem he hudde hit, soþ to say,
ffor þei weore at þis aray. 80
hose wys him-self calle wolle,
A fol he makeþ him atte fulle.
þeose Apostles hedden wisdom,
Ȝiuen to hem of god and mon:
þerfore godus wordus of prys 85
ffolwed aftur on þis wys:
'Deore ffadur, on þis Manere
hit was to þe likyng and deore':
þis was of þe Apostles twelue,
ffor he hem ordeynt to him-selue; 90
Bifore þe world mad was
Or bigynnyng tok in plas,
Ordeynt hit was to beo put
wisdom in to heor hertus knut.
þe Monhed hit spac her 95
To þe godhede wiþ-oute per.
Crist seide þenne atte large
'Ȝe þat han trauayled and boren charge,
I schal ow fede wiþ milde steuene
wiþ þe foode þat is in heuene': 100
þeose beo þo þat trauayle þus
In eorþe here for Jhesus
And strongliche suffre wiþ heore miht
Persecussion for þe riht
And nulleþ not wiþ þe fend beo nomen 105
Ne in herte trauayle ouercomen.
þis is þe ȝok, soþ to sey,
þat crist on his meyne wol ley.
To Monnes soule hit is ful sééte:
þerfore he seide, hit was ful swééte; 110
þis burþen is ful liht also,
ffrom eorþe to heuene hit makeþ us go.
Bi him beo we þider lad
þat on þe Roode for vs was sprad.
Amen.

81 Ms. is wys.

106 l. here?

Missus est angelus Gabriel.

Non turbetur cor nestrum neque (Joh. 14, 1—13).

Jhesus, þat is ful of disport,
Ȝaf his disciplus heore cumfort,
In þis place he hem bad:
„Trouble not ȝor hertes, ne beo drad!
Leeueþ in god þat is an heiȝ, 5
þen leeue ȝe in me, sikerly.
Mony dwellyng-places þer ben
In my ffadur hous to sen.
Ofte haue I to ȝou tolde
þat to my fadur go I wolde, 10
To make to ow redi a place,
þer to wone in griþ and grace.
And ȝif I go, haue ȝe no drede,
I schal ȝou dihte a place in dede:
þenne schal I comen aȝeyn 15
And take ow to me, soþ to seyn,
ffor, where so þat I am,
Ȝe schul beo, wiþ-oute blam.
Ȝe schul witen whodur I go,
And knowe ȝe schulle þe wei also.“ 20
Thomas seide to him anon:
„Lord, we nute not whodur ȝe gon:
hou scholde hit þenne, Lord Jhesus,
þe wey ben knowe her to vs?“
Jhesu seide wiþ-oute strif: 25
„I am wey, soþnesse, and lyf.
No mon may to þe ffadur come
Bote bi me þat am his sone.
Ȝif ȝe me knowe, wiþ-outen dere,
Ȝe knowe my ffadur vche-where: 30
ffro þis tyme ȝe schul him knowe
And seon him, soþli, as ȝe owe.“
Philip seide þat ilke day:
„Schewh vs, lord, þi ffadur, we pray,
And þenne hit may folliche suffise 35
To vs vchon on alle wyse.“

Jhesu seide to Philip dere:
„hou long haue I beo wiþ ow here,
And ȝe ȝit here on þis molde
haue not knowe me as ȝe scholde? 40
Philip," he seide, „whose seoþ me,
Mi ffadur þenne doþ he se.
how biddestou þat I schulde schewe
Mi ffadur to ow al on-rewe?
Leeuest þou not þat I be 45
In my ffader and he in me?
þe wordus þat I speke ow to,
Of my-self come þei not so,
Bote my ffadur in me dwellynge
he makeþ þat ilke worchynge. 50
Leeuest þou not, as I þe telle,
Eiþer of vs in oþur to dwelle?
Ȝit i bede wiþ-outen greue
þat ȝe þis studefast bileeue.
fforsoþe, sikerly I ow teche: 55
hose leeueþ in þis ilke speche,
þe werk þat I am doinge
he schal hit do in tyme comynge,
And more schal he do þen þo:
ffor I now to my ffadur go. 60
And what ȝe asken my ffadur to done
In my nome feir and sone,
þat schal I do trewely to trie,
þe ffadur in þe sone to glorifye.
Ȝif ȝe out aske þat I ow wone 65
Of my ffadur in my nome,
þat þing schal I do ful hende,
To ȝoure profyt to make þe ende."
þis is þe strengþe of þis gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. 70

Bi þeos wordus forto telle
Of þis holy Gospelle
Gret ensaumple seo we may
þat godus help is redi ay.
ffor whon vr lord, þat vs wrouht, 75
And siþen wiþ his deþ vs bouht,
his disciples hertes knowyng
To beo dreri for his suffryng,
he hem ȝaf cumfort good
In mony wyse, þer he stood; 80
ffor, er vre lord for vre sake
þe deþ to him wolde take,
Bisy he was eueri-where
þe soules of hem vp to rere
wiþ his techinge, to haue trist 85
In þe Joyes of his vprist;
he cumfortede heor hertes hard
wiþ hope þat þei schulde afterward
wiþ-outen ende wiþ him dwelle —
þis and more he dude hem telle. 90
ffor gret wondur mas hit non
þouȝ þei weore druri euerichon —
ffor whon he was passed hem from,
þei wenden to ha perisched þon.
Bote whon þei þouht forte lende 95
And dwelle wiþ him wiþ-outen ende,
ffrom hard þei wenten þus to nesch —
þis was euer heore refresch;
whon þei weore dreri and wo,
þis hem made out to go. 100
ffor al-þeiȝ hit so were
þat on of þe apostles dere
weore strengor þen a-noþur leyd
In þe feiþ, as hit is seid,
Or more rihtwys in his dawes 105
þen a noþur of his felawes;
Crist seide to hem þerfore,
As ȝe schul heere aftur more,
þat in his ffadur hous of grace
þer was moni a dwellyng-place. 110
þis he seide to hem a-rowe,
ffor þei schulde wite and knowe
þat non of hem schulde beo put
Ne from þat holy Joyes flut;
ffor vche mon þat þider is schape, 115
his dwellyng-place þer schal take
After he haþ in world here
Deserued boþe fer and nere.
But let hit not come in ȝor þouht
þat eni of hem schal wonten ouht; 120
ffor vche mon þat þer is
Schal haue ful Joye and blis.
Envye schal þer beo non
Oon aboue a-noþur to gon,
Bote þe onhede of charite al 125
Euere in hem Regne schal.
þat hit so mote do in vs,
Prey we faste to goode Jhesus.

Erat homo ex phariseis Nichodemus. (Derselbe Text im Temporale Nr. 52, fol. CXCIIII.)

Dixit Jhesus Petro Sequere me.

Hoc est preceptum meum vt diligatis (Joh. 15, 12—16).

JHesus, þat is heuene-kyng,
To his disciplus seide þis þing:
„Mi biddyng, forsoþe, hit is
þat ȝe loue to-gedere, i-wis,
As I haue ȝou, to sen, 5
while I haue among ȝou ben.

No mon, forsoþe to say,
More loue haue ne may
þen he þat putteþ his lyf clere
ffor his frendes þat ben him dere. 10
Ȝif ȝe do þat I ow bidde,
þen beo ȝe for my frendes kidde.
I sey not to ȝow in þis chaunce,
Ow to clepe heer, seruaunce,
ffor he þat is a seruaunt so, 15
he not what his lord schal do.
fforsoþe, I haue i-seid to ȝou
Mi frendes in my place nou:
ffor al þing þat I herd haue
Of my fadur, ow to saue, 20
I haue mad hit ow to knowen,
And as my frendes in ow hit sowen.
ȝe ha not chosen me, to seyn,
Bote I haue chosun ȝou, serteyn,
And I haue put ow, forþ to go 25
ffruit to bringe forþ to mo,
And ȝoure fruit dwelle hit schal,
Sikerli forsoþe, to telle ȝou al;
And what ȝe asken euerichone
Of my fadur In my nome, 30
he schal hit sone to ow ȝiue,
And euer wiþ-outen ende to liue."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch tong mai tel.

ÞEr Crist seyde here present 35
'þis is my Comaundement
þat ȝe loue to-geder dere',
ffor vche Comaundement here
Is follich set in good louynge —
þis witnesseþ heuene-kynge. 40
þer may no mon wiþ-outen let
In no Comaundement wel beo set,
Bot loue and Charite mote and schal
Beo þe biginninge principal.
Riht as mony semely bowes 45
þat out of a good tre growes,
Passen furst out of þe Roote
And þer heore strengþe take mote,
Mony vertuwes, as we may se,
Springen of þe Rote of Charite; 50
vertu non may haue þe Bouh
Ne grenes of good werk nou,
But ȝif he from þe Roote come
Of Charite to beo out nome.
þerfore Godus Comaundemens 55
Are mony euere in vre presens,
And als, a-noþur wey to gon,
Alle þei ben bote on.
Mony beo werkes þat ben diuers,
In Roote of loue .on. to rehers. 60

he haþ charite, verreyli,
þat loueþ his frend and his Enemy —
þat is to seye, his frend to loue
In god þat is vs aboue,
And his enemy þenne also 65
ffor God þat bouht us from vr fo.
But moni þer ben nou in londe
þat louen þus, I vndurstonde,
More for fleschlich knoweleching
þen for eny oþur þing. 70
But oþur loue þer schulde be:
To louen bi wey of Charite —
And þat is þis þat i of tel
þat is comaundet in þis gospel;
And hose loueþ in þis manere, 75
In heuene he schal ben a peere,
And hose loueþ fleschly in dede,
þerof haþ he luytel meede.
Crist biddeþ hem ful sone
'Loue ȝe as I haue ow done': 80
his loue was euer gostly,
To bringe hem touward heuene an heiȝ.
Alle may we seo þe strif
Of vr olde fadres lyf:
þe olde enemy, vre fo, 85
To eorþly louyng drou vs þo,
he stured vs to pyne wende,
And mad vr fo of vr frende;
Erþly longyng, soþ to say,
hit melteþ euere to nouht a-way. 90
þe olde deuel, vr enemy,
þat haþ to Monkynde envy,
Stureþ vs to loue eorþly,
To haue vs in to his Baily,
And euer he is aboute in place 95
Charite from vs to chase.
In hattreden we fullich wone
But we vr flesch ouercome,
ffor we vr owne soule hate
But we wiþ vr flesch debate. 100
Ȝif we þis wiþ-outen vs witen,
wiþ-Inne we beo sone smiten;
whil we loue most worldli þing,
we leose þe loue of heuene-kyng.
Of Charite is a pref certeyn 105
Ȝif a Mon may loue, to seyn,
And hertlich wole preye for þo
þat don to him hate and wo.
No mon may haue loue more
þen he þat dieþ his frendes fore. 110
vre lord God for vre sake
þe deþ to him he dude take —
ho mihte þerfore more loue haue
þen he þat dyed vs to saue?

89 l. louyng. 110 Ms. doþ.

God com bodily anon 115
ffor his enemys euerichon,
And for his frendes also com he
Gostliche, as we here may se:
he com here in fleschly wede
þe fend to beo-gyle in dede, 120
And bodiliche wiþ him he fauht
whon he was on þe Roode strauht,
And þus he com for þat enemy
And ouercom him, sikerly.
ffor his frendus also he com, 125
he þat is verrei God and Mon,
þe Godhede in þe Monhede schut —
Euer þei weore to-gedere knut;
Beo miht of his Godhede þus
he com and wente to helle for vs, 130
And so he saued out of beendes
þat weoren and ben his folle frendes.
Jhesus seide wiþ-oute distauns
'I calle ow not heore seruauns,
ffor þe seruaunt, hit is soþ, 135
Not not what þe lord doþ;
ȝou I calle my frendes her,
ffor alle þinges feor and ner
þat I herde of my ffader stille,
I maad hit knowen to ȝoure wille.' 140
what beo þo þinges sete
þat he herde of his fadur meete?
To his seruauns he made a-rowe
ffolli þen forte beo knowe
þe Joyes of eorþli Charite, 145
Euer wiþ hem to dwelle and be;
And bi þis wey of gret noblay
he maad hem heuenly frendes ay.
Godus children of his asise,
þat chasten heore flesch on þis wyse, 150
þei strengþen þenne heor spirit god
And dispisen þen þe deuel so wood;
In vertuwes þei schyne also
þat eorþly þinges put hem fro;
þe cuntre of euerlastynge 155
Beo þat wey þei ben techynge.
And whon þei here dyen þus
ffrom alle worldly delytus,
Bi grace of þat diyng euene
Soone þei come to hiȝe heuene. 160
Crist seide, as I ow telle,
fforþur þenne in þis gospelle
'Ȝe naue not I-chosen me,
Bote I haue chosen ow ful fre,
And I haue put ow to delyt 165
To go and bringe forþ fruit':
þat is to sei in þis place:
I haue ou plaunted and put to grace
ffruit of good werk forþ to bringe
In willyng and in worchynge. 170
Al þat euere we here trauayle
worldly, may vs not avayle,
vnneþe hit is I-nouh, to say,
Til tyme of vr endyng-day.
Deþ þenne sodeynly comynge 175
þe fruit of worldly doynge
Sodeynly, þat trauayl al,
he struiȝeþ and makeþ vs from hit fal;
Al þat we don for eorþly lyf,
Aftur deþ comeþ to rikenyng ryf. 180
þerfore, whil we haue respyt,
Beo we bisy aboute such fruit
þat Deþ may not wiþ his pley,
whon he comeþ, do hit awey. —
'What-so ȝe aske my fadur nou, 185
In my name he schal ȝiue ow.'
Mony askynges þer ben, certeyn,
þat ben not fully to vr geyn.
Mony comen to churche prest,
kneolen and knocken on heore brest
And maken also heore preyer þore
And wepen þerto wondur sore,
But good hit weore for mony þinges
þei weore a-vised of heore askynges;
Ȝif þei þer eorþli Joyes craue, 195
weolþe and wynnyng forte haue,
þen seke þei not god so bolde
In Godus hous forte holde.
Ȝif we þerfore come to þe place
þer as grouweþ gostly grace, 200
Euer-lastynge lyf þen seche we,
þat is god in trinite.
Summe asken in heore preyere
A feir wyf to haue hem nere,
Oþur to aske þei ben ful boun 205
To beo lord of Tour and toun,
Summe asken for eny þing
To haue worschipful cloþing,
Summe also aske con
To beo worschupet of mony mon. 210
But furst to vche mon rede I
To asken Godus kingdam hiȝ,
And þat we may in eueri stude
worchen as he wolde we dude;
And for vr bodi aske we may 215
Euenliche sustenaunce, to say.
And ȝif we aske forsoþe þus,
Bi grace hit schal beo ȝeuen to vs;
ffor hose is godus seruaunt dere,
him schal neuere faile nout here, 220
And siker he may beo atte ende
To his blisse forte wende.
he vs graunte þat ilke way,
þat for vs diȝede a goode fryday.
Amen.

Venit Jh*esus* in partes Cesaree ph(ilipp)i.

Jussit Jh*esus* discipulos suos ascendere (Math. 14, 22—33).

Jhesu, vppon a tyme he bad
his disciplus, as þei weore stad,
Go vp a luytel schip into,
ffrom þat tempest (!) to passe so,
whil he lafte (þat) pepul strong 5
whuche he was þer among.
Soone he lafte þe folk þer stille
And wente hi*m*-self vp to an hulle;
To preye, þider was he gon.
Euen com, he was þer al-on. 10
þat luitel schip a-middes was
Of þat séé in þat cas,
þe schip was hogely I-þrowe
wiþ grete flodus heiȝe and lowe:
fforsoþe, þe wynd was risen heiȝ, 15
Contrarie to al þe cumpany.
þe ffeorþe vre of þat niht
Jhesu com to hem ful riht,
wondurliche to hem com he:
Goinge abouen vppon þe se. 20
whon þei him seiȝe wiþ-oute lesynge
So vppon þe séé goynge,
Aferd þei weore, sikerli,
And seiden hit nas but fantasi.
And for puire fere and drede 25
Alle þei criede anon god spede.
Jh*es*u com, hem to saue,
And seide: „feiþ loke ȝe haue:
I hit am, witeþ hit wel,
þerfore doute ȝe neu*er* a del.“ 30
Petur onswerde sone anon,
þus to seiȝe he bigon:
„Mi lord god, ȝif þou beo he,
Let me come on þeos watres to þe.“
Jh*es*u seide in þat stede: 35
„Cum on nou, as þou hast bede.“
Petur of þat schip went doun
And eode vppon þe watres broun;
ffor to go was his entent
To Jh*es*u, þer he was p*re*sent. 40
he sayh þe wynt hoge anon,
ffor fere he miht no forþur gon:
whon he bigon forte droune,
he cried wiþ a loud soune:
„Lor“, he seide, „mak me saf“. 45
And Jh*esus* sone his hond hi*m* ȝaf
And vp anon he him tok,
As witnesseþ holy Bok.
„Whi“, he seide, „artou in doute,
Luitel of ffeiþ al aboute?“ 50
Whon Jh*esus* wente, as was his wille,
vp in to þat schip ful stille,
Anon sesed þat hoge wynde
And com aȝeyn in to his kynde.
þei þat in þe schip were, 55
Come and worschiped hi*m* in-fere,
Seiȝinge al wiþ o cri:
„þou art godus sone on hiȝ.“
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch tonge mai tel. 60

Crist, þat eu*er*e is so hende,
In to þe schip he made he*m* wende,
whil he laft þat pepul al,
þat wiþ him was, gret and smal,
And went vp so In to þe hulle 65
ffor to preye al his fulle.
þe goode gospeller Jon
Declareþ openly her anon:
Jhesus alle þing wel kneuh
Of his owne grete vertu: 70
whon he þat Nou*m*bur of pepul
hedde I-fed wel and ful
wiþ so luytel biginnyng,
To hem hit was a gret wondri*ng*;
þei come, and chese him þei wolde 75
ffor to beo heore kyng bolde:
And he from þat p*ro*fre fleyh,
And so in to þe hul he steih.
here ensau*m*ple may we take
worldly worschupe to forsake. 80
whil crist in þat hul abod,
þe schip a-midde þe séé rod,
þe wynt wox þo contrarious,
þe séé aros anon ful crous;
þo þat in þe schip were, 85
In poynt were to periſſche in-fere.
So longe as þei Jh*es*u hedde left,
So longe laste þe tempest,
As heore schip (wolde) to-breke
And neuer a pece wiþ oþur steke. 90
þis is to mene, as we rede,
þe trauayl of þe disciples dede.
þe Rouwyng in Contrariusnesse
Of þeose wyndes more and lesse
Bitokneþ diuers trauayle 95
Of holi churche, wiþ-outen fayle,
whuche þat þe Apostles goode
hedden among þe worldus flode.
Ofte þei wente þe blastes among
Of vnclene spiritus, ful of wrong; 100
Bisiliche þei trauaylede heer
men to bringe to heuene cler
And to þe feiþ hem to redresse
Of euer-lastynge rihtwysnesse.

102 Ms. hem st. men.

whuche feiþ and brennyng loue 105
Petur hedde to god aboue.
he wende wel þat ilke niht
Bi kynde þat he do miht,
whon he seide 'lord, let me
On þeos watres come to þe; 110
And þou hit bidde, hit is no les,
Sone schal þeos watres sees,
Or elles þe bodi schal beo liht
To come at þi wille ful riht, —
ffor flesch of his owne kynde 115
Is heui and doneward, as we fynde.
whon peter wente doun anon
vppon þe watres forte gon,
Anon as he to synke bigon,
he cried 'saue me, god and mon'. 120
Brennyng loue and feiþ also
Maad him þenne saf to go;
But Monnes owne frelete
Maad him synke, as I sey þe,
Luttul and luttel, petur, ofte; 125
þus was he assayed softe.
To such assayes put he was
fforte encrese his feiþ in plas,
And for he schulde not vndurstonde
þat he was saaf I-brouȝt to londe 130
Beo wei of his liht preyere,
Ne for his bolde assay heere,
Bote bi þe grete pouwer so good
Of godus merci, þer he stod;
Nedde crist to him I-take kepe, 135
he hedde drenched In þe depe.
þenne hedde he not, soþ (to) telle,
Nedde crist ben, ascaped helle.
wondur also was hit nouht,
whon crist in to þat schip was brouht, 140
þen þe wynt wox al stille,
ffor hit was at his owne wille.
ffor in to what herte in place
þat he entreþ of his grace,
Alle vices for to mene 145
And aduersites vnclene,
wikked blastes þat forþ strikeþ
he struyȝeþ and secheþ, as him lykeþ.
his Mekenes Is wyde streuwed,
In vche pouwer of him schewed. 150
heo þat in þe schip þo were,
Coome and worschiped god ful dere,
Siggyng alle wiþ o Cri
'þou art Godus sone on hiȝ'.
þei wuste wel þat no mon 155
Mihte do þis dedes þon,
But ȝif hit weore, wiþ-outen drede,
þat in him weore þe godhede.
So be þe biseching dresset
Of þe holy Apostles blesset, 160
Petur, Poul, vr help þei be
þat we to heuene fynde entre,
To þe Joyes bi alle weies
wherof heore tonges ben made keies.

Simile est regnum celorum thesauro ab(scondito) (Math. 13, 44—52).

Jhesu crist, to whom we calle,
Seide to his disciples alle:
„heuene-kyngdam", he seide, „is liche
To tresur hud In feld riche:
And a Mon com ouer þat lond 5
And þat ilke tresur fond;
he hit helede harde so,
No mon wolde he telle hit to;
he wente forþ in þat stounde,
ffor Joye þat he hedde hit founde,
Al þat he hedde sone he solde
And bouȝte þat feld, for to holde.
heuene-kyngdom also lyk is
To a caffaryng mon, I-wis,
Goinge aboute for þe nones 15
To seche goode Margari-stones.
And as he wente aboute anon,
he fond a precious Margari-ston;
he wente and solde al þat he hadd,
And bouȝte þat ston wiþ wille glad. 20
heuene-kyngdom is lyk ȝut
To a Net in séé I-put,
þat of alle ffisches kuynde
Gedereþ in to him muche muynde.
Whon hit is fuld of þat þing, 25
Men anon hit vp drawyng,
þei sittinge on þe banke sone
Of þe séé, as is to done,
þe goode ffisches chese þei þere
In to heor vessel, forþ to bere, 30
þe wikked þei lete not wiþ hem rest,
Bote anon þei hem out kest.
Riht so schal hit wende
whon þe world comeþ to ende:
Aungeles schul go out þikke, 35
To parte þe goode from þe wikke,
And þe wikke sende þei schalle
To endeles fuir, on and alle;
þer as schal beo euer wepynge,
And of Teeþ Grisbatynge. 40
vndurstonde ȝe al þis?"
„Ȝe", þei seiden, „kyng of blis".
To hem he seide wiþ-outen dere:
„vche wys techere

---

148 l. schedeþ.

In heuene-kyngdom, to vndurstonde,
Is lyk a good hosebonde,
þat bringeþ forþ of his tresour
Old and newe wiþ gret honour.“
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge may tel. 50

DEre breþ*er*en, of Renoun
As ȝe han herd in þis lessoun
þe heȝe kyngdom of heuene
Beo liknet to eorþly þing euene,
ffor as muche hit is to schowe 55
As beo þe þinges þat we knowe
To knowleching we schul be brouȝt
Of þinges þat we knowe nouȝt.
þeos ensaumples haue we strong,
Bi þinges þat ben here among, 60
ffor we scholde ha good knowleche
To þinges abouen vs forte reche.
ffor founden sone hit was and kud
þis ilke tresur þat was hud.
þis same tresour founde 65
þat so was hud in þe grou*n*de,
Is monnes good liuynge al;
ffrom þe fend he huide hit schal.
And hou þat he schal hit huyde,
I wol ȝou telle in þis tyde. 70
he moste hit huyde in alle þing
ffrom eorþly monnes preisyng,
Leste he heere take his mede
And so leose al his good dede.
ffor in þis lyf þat nou is, 75
we þat go touward heuene-blis
Aren as we weoren In a wey
In wȝuche ben, soþ to sey,
wikked spiritus, ful of Envye,
As þeues liggen in a wey to spye, 80
Desyring euere, soþ to sey,
To let vs of vr goode Jurney.
þerfore is good þat alle we
ffrom Monnes preisyng kept be,
Leste þat preysyng bringe in pride, 85
To put vs vr goode wei bi-side.
ȝif þow of þi good dede boost,
þi Mede is luitel, wel þow wost.
þe goode Clerk seint Gregori
Seiþ þis word ful openli: 90
‘þat mon þat bereþ In eueri stour
Openly in þe wey his tresour,
he desireþ of þeues in plas
To beo Robbed of þat purchas.’
þerfore, breþeren, good hit is 95
þat we worche so, I-wis,
þat vr good entencion dwelle
Euere in priuite to telle.
But ȝit ensaumples schal we ȝiue
To vr neiȝebors, whil we lyue, 100
In alle-maner werkes goode
þat may beo þe soules fode —
But loke þat we not disire
worldlich preisyng for vr huyre.
þe feld in wȝuche þis tresur
briȝt 105
Is hud, as we radde nou riht,
hit is þe techinges more and les
Euer of heuenlich bisines;
wȝuche þyng a Mon bouȝte to holde,
And al his good þerfore solde. 110
þis Mon is he þat wolde forsake
þe lustes and þe likynges blake
Of his fleschliche desires heer,
Defoulyng hem bi his pouwer,
And wole bi good kepynge þe
roote 115
holde hem euere vndur foote,
And vndurstonde wol euer-more
And rule hem aftur gostly lore.
And he þat sulleþ his goodes
vchone
To buiȝe þerwiþ þis precious stone,
þat is he þat haþ take
And wole for godus loue forsake
Alle-Maner eorþli þing
þat he hedde to gret louyng,
And oþur likyng nul non haue 125
But in him þat may him saue.
he sulleþ his þing for þe best,
To bugge þat p*re*cious ston honest,
A Mariari-ston buiþ he
þat vseþ þe werkes of charite. 130
wiþ Charite is good to go,
And wiþ Chastite also;
ffor hose vsuþ þeose tweyn,
he schyneþ tofore god, certeyn.
Bi þis ston may we þus come 135
Euer-more wiþ crist to wone.
In þat blisse, briht schynynge,
Jhesu lord vs þider bringe. Amen.

(Schluſs folgt.)

Studien zu William Cowpers Task.

Die Geschichte der englischen Dichtung von 1730 bis 1832 hat man in zwei Abschnitte geteilt, die durch das Erscheinen von Cowpers Task (1785) getrennt werden. Dieser Umstand mufs an sich schon jenem Gedicht eine erhöhte Bedeutung verleihen. Die so entstandenen Abschnitte in der Geschichte der englischen Poesie sind denn auch sehr verschieden voneinander. Beim Beginn des ersten Abschnittes beherrscht den englischen Parnafs der „arch-versifier“ Pope und seine Anhänger. Die kritische Schule Popes und Johnsons mit ihrem gekünstelten Stil liefert die hauptsächlichsten Werke der englischen Litteratur jener Zeit. Bis auf Pope war das Hauptthema der Dichter der Mensch, aber dieser Stoff wird ohne Kunst behandelt, und natürliches Gefühl wird fast ganz vermifst. Allmählich drangen gänzlich neue Elemente in die englische Dichtung ein. Sowohl im Stoff selbst, wie in der Behandlung desselben, bemerken wir eine grofse Veränderung. Neben dem Menschen bildete nun die Welt der Natur eine Fundgrube für die dichterische Phantasie. Schilderungen aus der Natur nehmen bald eine hervorragende Stelle in den poetischen Erzeugnissen des achtzehnten Jahrhunderts ein, und ein wahres Naturgefühl macht sich bemerkbar. Thomsons Jahreszeiten, die Gedichte eines Gray, Goldsmith und vieler anderer enthalten eine Fülle von Schilderungen aus der Natur. Dazu kam das mit grofsem Eifer wieder aufgenommene Studium Elisabethanischer und älterer englischer Dichter. Das grofse Interesse an der romantischen Vergangenheit eröffnete der englischen Poesie neue Adern, so in Macphersons Ossian, Percys Reliques etc.

Alle diese neuen Elemente brachten eine vollständige Umwandlung hervor. Der unnatürliche Stil der kritischen Schule

wurde allmählich durch einen natürlichen verdrängt. Die Liebe zur Natur um ihrer selbst willen, die Liebe zu ländlichen Beschäftigungen und Vergnügungen wurde ein deutlich hervortretendes Element in der englischen Dichtung. Zur selben Zeit machte sich auch ein groſses philanthropisches Interesse an der Menschheit, am Menschen als solchem, bemerkbar. Dasselbe ward hauptsächlich durch die Schriften der französischen Aufklärungsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts hervorgerufen und bethätigte sich praktisch in dem Ankämpfen gegen sociale Übelstände, wie des Sklavenhandels, und in den Bemühungen, die Leiden der ärmeren Mitmenschen zu lindern.

Drei groſse englische Dichter bezeichnen am besten den Wendepunkt in der englischen Poesie. George Crabbe, William Cowper und Robert Burns müssen in die erste Reihe der Dichter ihrer Zeit gestellt werden. Es ist ein bemerkenswerter Umstand, wie die Veröffentlichungen ihrer Hauptwerke in der Zeit zusammentreffen: Crabbes Village 1783, Cowpers Task 1785 und Burns' Gedichte 1786.

Da Cowper in gröſserem Maſse als Crabbe oder Burns jene neu entstandene Poesie repräsentiert, so nimmt er mit Recht die erste Stelle unter seinen Zeitgenossen ein. Er stellt gleichsam das Verbindungsglied dar zwischen Pope und den groſsen Dichtern am Anfang unseres Jahrhunderts: Byron, Wordsworth, Shelley. Mit Johnson († 1784) schlieſst eine Periode der englischen Litteratur, mit Cowper beginnt eine völlig neue. Abgesehen von einigen kürzeren lyrischen Gedichten, die zu den Perlen englischer Lyrik gehören, beruht Cowpers Ruhm fast allein auf seinem groſsen Lehrgedicht The Task.

Zum vollen Verständnis desselben ist es nötig, einen kurzen Blick auf des Dichters Lebensgang zu werfen.

William Cowper stammte aus angesehener Familie. Sein Groſsonkel, nach welchem unser Dichter seinen Namen erhielt, war der whigistische Lordkanzler unter der Königin Anna und Georg I. Sein Vater, Rev. John Cowper, war Kaplan Georgs II. Geboren wurde unser Dichter am 26. November 1731 im Pfarrhause zu Berkhampstead. Mit hohen Geistesgaben ausgestattet, besaſs er schon frühzeitig einen auſserordentlich hohen Grad von Empfindsamkeit und Reizbarkeit, der ihn öfter an den Rand des Wahnsinns brachte. Sein ganzes Wesen war daher ein krank-

haftes und gedrücktes und erlaubte ihm nie, dauernd eine geistige Beschäftigung einzuschlagen. Daher lebte er fast stets in einsamer ländlicher Zurückgezogenheit.

In seinem sechsten Lebensjahre verlor er seine Mutter, der er sein ganzes Leben hindurch eine rührende Anhänglichkeit bewahrte. Nachdem er alle Übelstände und Mängel des damaligen englischen Privatschullebens durchgekostet hatte, wurde er auf die berühmte Westminster Schule geschickt, wo er eine gründliche klassische Bildung erwarb. Mit achtzehn Jahren verliefs er diese Anstalt, um sich dem Rechtsstudium zu widmen, das heifst bei einem Attorney die juristische Praxis zu erlernen. Zu diesem Studium wurde er nicht durch eigene Neigung, sondern durch den Wunsch seines Vaters veranlafst. Nach beendigtem Studium nahm er seinen Wohnsitz im Temple und begann hier nebenbei litterarisch und poetisch thätig zu sein. In diese Zeit fällt auch das unglückliche Liebesverhältnis zu seiner Cousine Theodora Cowper, die er unter dem Namen Delia besang. Der Vater der jungen Dame verhinderte die Heirat, wodurch Cowpers Geisteszustand nur noch verbitterter und sensitiver wurde und nach dem Tode seines Vaters sogar in völlige Geistesgestörtheit ausartete. In diesem beklagenswerten Zustand fafste er allen Ernstes Selbstmordgedanken. Er wurde in die Irrenanstalt des Dr. Cotton in St. Albans gebracht, wo er achtzehn Monate verblieb, um dann als geheilt entlassen zu werden. Dieser, Dr. Cotton, war ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann, der mit seinen Patienten viel religiösen und erbaulichen Verkehr unterhielt. Kein Wunder, dafs Cowpers tiefreligiöse Beanlagung sich immer mehr von der Welt abwandte und er zu selbständigen Produktionen zum Lobe Gottes in Gestalt von Hymnen etc. veranlafst wurde. Nach seiner Wiederherstellung nahm Cowper auf Veranlassung seines Bruders John in Cambridge seinen Wohnsitz in dem kleinen Städtchen Huntingdon an der Ouse, wo er sich bald an die Familie des dortigen Pfarrers Unwin anschlofs und seine Zeit am liebsten mit religiösen Übungen verbrachte. Nach dem Tode des Pfarrers zog Cowper mit Mrs. Unwin nach Olney in Buckinghamshire, auf Einladung des dortigen Dorfgeistlichen Mr. Newton. Hier führten Cowper und Mrs. Unwin, mit welcher ihn eine warm empfundene Freundschaft verband, ein beschauliches Leben in ländlicher Einsamkeit. Daneben beschäftigte sich der Dichter

gern im Freien mit Gartenarbeit und der Pflege seiner Haustiere, zu denen auch seine drei Hasen gehörten, welche ihm ein Freund zum Geschenk gemacht hatte. Er hat dieselben später in seinem Hauptgedicht besungen. — Indessen Mrs. Unwin erkannte recht wohl, daſs das, was Cowper am meisten bedurfte, eine seinem Geiste angemessene Beschäftigung sei. Daher riet sie ihm, sich auf dem Gebiet der Dichtkunst zu versuchen, und gab ihm als Thema The Progress of Error. Dies war zwar keineswegs eine glückliche Wahl, denn ein solch düster angelegter Geist wie der Cowpers konnte nur zu leicht in seine frühere Krankheit zurückfallen, wenn er über ernste religiöse und moralische Fragen nachgrübelte. Nichtsdestoweniger entledigte sich der Dichter seiner Aufgabe und schrieb eine Reihe moralischer Satiren, alle in gereimten Couplets. Ihre Titel lauten: Table Talk, Truth, Expostulation, Hope, Charity, Conversation, Retirement. Sie erschienen in einem Bande 1782 und erregten begreiflicherweise wenig Aufsehen. Nicht nur war der Stoff an sich uninteressant — die Critical Review nannte Cowpers Satiren „a dull sermon in very indifferent verse on grave subjects“ —, auch die Form ist nichts weniger als ansprechend. Abgesehen von den häufig fehlerhaften Reimen ist Cowpers Satire an sich oft ungerecht und verfällt in Tadelsucht, ein Fehler, den wir auch in seinem Hauptgedicht wahrnehmen werden.

Das einsame Leben unseres Dichters wurde im Jahre 1781 unterbrochen durch den Besuch der Lady Austen. Diese heitere, lebhafte Dame, welche lange Zeit in Frankreich gelebt hatte, kam zu ihren Verwandten bei Olney zu Besuch und machte die nähere Bekanntschaft Cowpers, mit welchem sie bald täglich zusammenkam, da sie eine groſse Zuneigung für ihn gefaſst hatte. Wenn düstere Stimmung sich des Dichters bemächtigte, scheuchte sie dieselbe durch ihre lebhafte Unterhaltung hinweg. So wurde sie auch durch ihre Erzählungen die Veranlassung zu Cowpers Ballade John Gilpin, welche ihn in ganz England berühmt machte. Derselben Lady Austen verdanken wir auch Cowpers Hauptwerk The Task. Öfters hatte sie ihn aufgefordert, etwas in Blankverse zu dichten, und als er sie um ein Thema ersuchte, nannte sie ihm The Sofa, daher der Titel des Ganzen The Task. Der Dichter hat den Titel seines Werkes gerechtfertigt in einem Briefe an Mr. Newton, unterm 13. Dezember 1784: „As to the title

I take it to be the best that is to be had. It is not possible that a book including such a variety of subjects, and in which no particular one is predominant, should find a title adapted to them all. In such a case it seemed almost necessary to accomodate the name to the incident that gave birth to the poem."

Lady Austen war unstreitig weit glücklicher in der Wahl eines Stoffes für Cowper gewesen als Mrs. Unwin, zumal Sofas zu jener Zeit noch nicht sehr üblich waren. Cowper befolgte den Rat, und da er sich immer mehr in sein Werk vertiefte und weiter abliegende Dinge in den Kreis seiner Besprechung zog, so entstand schliefslich ein sehr umfangreiches Werk. Das Gedicht wurde im Sommer 1783 begonnen und innerhalb eines Jahres vollendet. Es verschaffte dem Dichter sofort den ersten Rang unter den Schriftstellern seiner Zeit. Das neue Werk wurde im Juni 1785 veröffentlicht, zugleich mit kleineren Gedichten, nämlich seinem Tirocinium or a Review of schools und seiner berühmten Ballade John Gilpin. Es hatte einen glänzenden Erfolg, und schon 1786 wurde eine zweite Auflage nötig, welcher Cowpers moralische Satiren beigefügt waren. Diese letzteren würden zweifellos nicht die Ehre einer zweiten Auflage erlebt haben, wenn nicht The Task dieselben vor dem Vergessenwerden gerettet hätte.

Noch während der Abfassung seines Hauptwerkes kam es zwischen dem Dichter und der geistigen Urheberin des Werkes, Lady Austen, zu einem plötzlichen Bruch, infolgedessen letztere Olney gänzlich verliefs.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen über das Leben des Dichters und die Entstehung seines Hauptwerkes können wir uns diesem selbst zuwenden. Das Gedicht zerfällt in sechs Bücher: The Sofa, The Timepiece, The Garden, The Winter Evening, The Winter Morning Walk, The Winter Walk at noon. Natürlich beziehen sich diese Titel nur auf kleine Abschnitte jedes Buches. Der Dichter behandelt in ihnen eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Gegenständen, indem er, oft ohne den geringsten Übergang, von einem zum anderen überspringt. Religion, Politik, sociale und philosophische Fragen, selbst Gartenbaukunst behandelt der Dichter in gleich eingehender Weise. Man kann nicht sagen, dafs sich ein durchgehender Faden in dem ganzen Werk verfolgen läfst, obwohl die Tendenz, ein beständiges Lob

des zurückgezogenen Lebens auf dem Lande, „as most friendly to piety and virtue", nicht zu verkennen ist. Cowper selbst sagt: „If the work cannot boast a regular plan (in which respect, however, I do not think it altogether indefensible), it may yet boast, that the reflections are naturally suggested always by the preceding passage, and that, except in the 5th book, which is rather of a political aspect, the whole has one tendency, to discountenance the modern enthusiasm after a London life, and to recommend rural ease and leisure as friendly to the cause of piety and virtue." Es läſst sich allerdings kaum behaupten, daſs die Betrachtungen des Dichters sich immer notwendig aus dem Vorhergehenden ergeben. Die Benutzung von Sofas durch gichtbrüchige Leute führt ihn zu denen, welche frei von Gicht keine Sofas nötig haben, und weiter zu ländlichen Spaziergängen und zum Landleben im allgemeinen. Die amphitheatralische Aufstellung der Pflanzen in einem Gewächshause bringt ihn auf die Theater zu sprechen. Auch kann man es keinen natürlichen Übergang nennen, wenn der Dichter von den Eiszapfen am Dach eines Hauses übergeht zu dem von einer russischen Kaiserin erbauten Eispalast in St. Petersburg und dann fortfährt, sich über Despotismus und Politik im allgemeinen auszulassen.

Überhaupt verweilt der Dichter nie lange bei einem Gegenstand. Sein Thema schwindet ihm unter der Hand, und alle möglichen Gegenstände, besonders aber Naturobjekte, werden von ihm besprochen, ohne daſs er sich an sein eigentliches Thema wieder erinnerte. The Task führt uns hauptsächlich des Dichters eigenes Leben vor. Sein Leben auf dem Lande, sein Haus, seine Freunde, seine Gedanken auf seinen Spaziergängen, die friedliche Landschaft an der Ouse, das Leben der Armen in seiner nächsten Umgebung — alles das wird uns in lebendiger Weise vor Augen geführt. Dazu kommen Erörterungen über politische und sociale Dinge und schlieſslich eine Prophezeiung über den Sieg des Himmelreichs.

Cowper ist recht eigentlich der Sänger des häuslichen Lebens und häuslichen Glückes. Wir finden in seinen Gedichten zahlreiche hübsche Genrebilder, welche Ereignisse und Beschäftigungen des alltäglichen Lebens, ländliche Scenerien etc. in anschaulichster Weise schildern. Neben den vielen Stellen der Task, welche von ländlichen und häuslichen Dingen handeln, enthält das Gedicht eine starke Beimischung von Satire und moralischer

Betrachtung. Es enthält einen ununterbrochenen Protest nicht nur gegen die gebräuchlichen Laster und religiöse Gleichgültigkeit, sondern auch gegen die Hartherzigkeit der Welt. Cowpers empfindsame Natur offenbart sich nicht nur in einer intensiven Liebe zur Menschheit, sondern erstreckt sich auch auf die Tierwelt. So führt der Dichter ein neues Element in die englische Litteratur ein, die Liebe zu den Tieren und ihre Beziehungen zum Menschen.

> The heart is hard in nature, and unfit
> For human fellowship, as being void
> Of sympathy, and therefore dead alike
> To love and friendship both, that is not pleased
> With sight of animals enjoying life,
> Nor feels their happiness augment his own. (VI, 321 ff.)

Und an einer anderen Stelle:

> I would not enter on my list of friends
> (Though graced with polished manners and fine sense,
> Yet wanting sensibility) the man
> Who needlessly sets foot upon a worm. (VI, 560.)

Einsamer Verkehr mit der Natur und warme Liebe zu ihr ist der Grundzug in Cowpers Task. Er ist der erste Dichter, welcher die Natur um ihrer selbst willen liebt. Wir erfahren aus seinem Gedicht die geringfügigsten Einzelheiten seines ländlichen Stilllebens in Olney. Wir begleiten den Dichter gleichsam auf seinen Spaziergängen mit Mrs. Unwin und glauben selbst alle Gegenstände, welche der Dichter schildert, mit eigenen Augen zu sehen. So gewinnt die ganze Landschaft um Olney, die sonst zu den reizlosesten Gegenden Englands gehört, Leben von der Hand des Dichters. Ländliche Töne treffen unser Ohr. Der Gesang vieler tausend Vögel, besonders der Nachtigall, das Gekrächze der Raben, sogar das Geschrei der Eule, welche den aufgehenden Mond begrüßt, übt auf den Dichter einen besonderen Reiz aus. Vergl. I, 197 ff., VI, 315 ff.

Auf einem kleinen Hügel stehend, schildert der Dichter die vor ihm sich ausbreitende Landschaft in anschaulicher Weise. Die zur Weide ziehende Schafherde, der schwerbeladene Erntewagen — alles erregt des Dichters Interesse und Teilnahme. Wir begleiten ihn in den schattigen Wald, der mit seinem grünen Laubdach einen angenehmen Zufluchtsort vor den Strahlen der

Sonne gewährt. Der Landmann bei der Arbeit regt den Dichter zu Betrachtungen auf socialem Gebiete an. Er vergleicht ihn mit dem Reichen, dem all sein Reichtum keinen gesunden Schlaf schaffen kann. Eingedenk des Wortes „Im Schweiſse deines Angesichts sollst du dein Brot essen“, ruft er aus:

> Come hither, ye that press your beds of down
> And sleep not; see him sweating o'er his bread
> Before he eats it. (I, 362.)

Keine Gelegenheit läſst der Dichter vorübergehen, seine satirische Geiſsel über die Schäden und Gebrechen der Welt zu schwingen. Durch das ganze Gedicht hindurch finden wir Schilderungen von Naturscenerien, vermischt mit satirischen und didaktischen Stellen, aber immer kehrt der Dichter zu seinem Lieblingsthema, dem Lob der Reize des Landlebens, zurück.[1]

Von Jugend auf liebte es Cowper, in Feld und Wald umherzustreifen, und er freut sich, daſs das Alter nicht im stande gewesen ist, seine Liebe zur Natur und zu Arbeiten im Freien zu vermindern.

> scenes that soothed
> Or charmed me young, no longer young, I find
> Still soothing and of power to charm me still. (I, 141.)

Unbegreiflich scheint es ihm, daſs es Leute giebt, welche die Werke eines Künstlers denen der Natur vorziehen.

> Lovely indeed the mimic works of Art,
> But Nature's works far lovelier ...
> ... Imitative strokes can do no more
> Than please the eye — sweet Nature every sense. (I, 420 ff.)

Aus dem dritten Buch, The Garden, erfahren wir, wie der Dichter seine Zeit hinbringt. Alle seine kleinen Gartenarbeiten, wie das Beschneiden der Pflanzen, die Pflege der Blumen und Tiere etc. werden sorgfältig aufgezählt. In dem Bewuſstsein, daſs das Leben nur ein Darlehen ist, welches wir mit Zinsen zurückzahlen müssen, will er den gröſstmöglichen Nutzen daraus ziehen. Auch ein so einförmiges, zurückgezogenes Leben, wie es Cowper führte, verlangt doch die Erfüllung so mancher kleiner Pflichten und gewährt eine hohe Befriedigung, wenn auch andere

[1] Vergl. auch Retirement 190 ff.



ihn träge schelten mögen. Bei schlechtem Wetter, wenn kein Aufenthalt im Freien möglich, wird der Tag mit religiösen Übungen, mit Lektüre etc. verbracht. Cowper besitzt eine ausgedehnte Pflanzenkenntnis. Er ist ein aufmerksamer Beobachter alles dessen, was in der Natur vor sich geht. Nicht nur beschreibt er uns Blumen und Bäume, wenn er sie in Blüte sieht, sondern im „Winter walk at noon“ sieht er sie in seinem Geiste ganz so, wie sie im kommenden Sommer sein werden.

Indessen nicht nur im Sommer ist das Landleben schön und angenehm, sondern ebenso sehr im Winter. Die drei letzten Bücher der „Aufgabe“ sind voll von Schilderungen des Landlebens im Winter. Wiederum begleiten wir den Dichter auf seinen Spaziergängen und beobachten die Natur am Morgen um Sonnenaufgang, wie am hellen Mittag. Die alltäglichsten Dinge erregen unser hohes Interesse, während wir mit dem Dichter weiterschreiten. Feld und Wald werden von den Strahlen der aufgehenden Wintersonne vergoldet, die Tierwelt beginnt sich zu regen, das Federvieh — the feathered tribes domestic — eilt auf den wohlbekannten Ruf der Hausfrau zum Füttern herbei. Wir sehen die Rinder, welche ihr Futter erwarten

> In unrecumbent sadness, not like hungering man,
> Fretful if unsupplied, but silent, meek,
> And patient of the slow-paced swain's delay.
> He from the stack carves out the accustomed load,
> Deep-plunging, and again deep-plunging oft,
> His broad keen knife into the solid mass. (V, 30—36.)

Weiter gewahren wir den Förster dem Walde zuschreitend

> with pipe in mouth and dog at heels.

Alles um uns herum ist mit Schnee bedeckt. Die Flüsse tragen eine dicke Eiskruste, und die Bäume des Waldes gewähren mit ihren zahllosen Eiszapfen einen gar seltsamen Anblick. In diesen grotesken Gebilden ist die Natur bewundernswerter als alle Schöpfungen von Menschenhand, selbst als der im Jahre 1740 erbaute prächtige Eispalast in Petersburg. — Je weiter sich die Sonne ihrem höchsten Stande nähert, desto mehr weicht der helle, klare Morgen einem prächtigen Mittage. Der Himmel ist wolkenlos; die Wälder, obgleich ohne ihr gewöhnliches Aussehen, haben

dem Dichter doch einen Pfad übrig gelassen, dessen Ruhe ihm zu allerlei Betrachtungen Mufse gewährt.

No noise is here, or none that hinders thought. (VI, 76.)

Der alleinige Bewohner des Waldes zu dieser Zeit ist das zwitschernde Rotkehlchen, aber dieses stört den Dichter nicht.

Stillness, accompanied with sounds so soft,
Charms more than silence. (VI, 83.)

Die in der Ferne ertönenden Glocken der Dorfkirche erinnern den Dichter an vergangene Zeiten. Gern möchten wir Zeiten, von denen wir einen schlechten Gebrauch gemacht haben, zurückrufen, um sie mit besseren Vorsätzen von neuem zu durchleben und das Glück zu gewinnen, das wir durch eigene Schuld verloren haben. Gern möchten wir einen lieben Vater oder eine teure Mutter von den Toten zurückrufen. Vielleicht enthalten die Verse VI, 30—42, eine Anspielung auf des Dichters eigenen Vater, der im Jahre 1756 starb. Cowper scheint zu bedauern, dafs er seinen Vater nicht so geliebt, wie er ihn hätte lieben sollen.

Die uns umgebende Natur kann uns mehr lehren, als es Bücher im stande sind, denn Bücher üben oft einen schädlichen Einflufs aus auf einen gedankenlosen Menschen.

But trees, and rivulets whose rapid course
Defies the check of winter, haunts of deer,
And sheepwalks populous with bleating lambs,
And lanes in which the primrose ere her time
Peeps through the moss that clothes the hawthorn root,
Deceive no student. (VI, 109 ff.)

Auf dem Lande kann die Natur am besten erfafst werden. Ein aufmerksamer und sorgfältiger Beobachter der Natur wird immer etwas Neues finden, das sein Interesse erregt. In seiner ländlichen Einsamkeit wandert der Dichter unbelästigt einher, unbekümmert um Frost und Hitze. Hier stört kein Unberufener seine Freude, seine einzigen Gefährten sind Glieder des Tierreichs. Der Hase, die wilde Taube, das Eichhörnchen fürchten ihn nicht, denn sie wissen, dafs er ihr Freund ist. Cowpers warme Liebe zur Tierwelt ist bereits erwähnt worden. Er giebt uns einen Bericht über das Verhältnis zwischen Mensch und

Tier. Bei der Schöpfung machte Gott den Menschen zum Herrn und Herrscher der Erde, unumschränkt in seiner Macht, nur dem Gesetz der allgemeinen Liebe unterworfen. Furcht war unbekannt, da die Tiere gern ihrem Herrn gehorchten. Aber die Sünde zerstörte die Eintracht, und der Mensch ward aus dem Paradiese vertrieben. Die Tiere flohen nun vor dem Aufenthaltsort des Menschen oder trotzten ihm, um ihm Furcht einzujagen. Damals wurde der Same der Grausamkeit in die menschliche Natur gelegt.

> Hence date the persecution and the pain,
> That man inflicts on all inferior kind. (VI, 384.)

Vögel und vierfüſsige Tiere wurden getötet oder gemartert, um des Menschen Lust und Gier zu befriedigen. Die Erde seufzte unter den Schrecknissen eines Krieges gegen die waffenlose Unschuld. Die glücklichsten Tiere sind diejenigen, deren Aufenthalt dem Menschen unbekannt ist, die in der Wildnis hausen, wo der Fuſs des Menschen nicht eindringen kann.

> In measure, as by force of instinct drawn,
> Or by necessity constrained, they live
> Dependent upon man. (VI, 412.)

Doch der Mensch verkauft seinen Schutz teuer. Zeugen hierfür, sagt der Dichter, sind der Hund, der um eines leichten Vergehens willen gemartert wird; der Ochse, der zur Schlachtbank geführt wird, und das schnelle Rennpferd, das vor Ermattung zusammenbricht, wenn es das Ziel erreicht. Aber wenn auch der Mensch mit den armen Tieren kein Erbarmen hat, Gott im Himmel macht ihn für seine Grausamkeiten verantwortlich, um ihn daran zu erinnern, daſs auch die geringsten Tiere in seiner Hut stehen. Wenn auch Gott dem Noah, und durch ihn der ganzen Menschheit, das Recht gab, sich von dem Fleisch der Tiere zu nähren, so begünstigte er doch nicht ein sinnloses Morden zur Befriedigung der Lust.

> Carnivorous through sin,
> Feed on the slain, but spare the living brute. (VI, 457.)

Die Tiere verdienen unsere Liebe und Sorge. Sie hängen nicht in höherem Maſse vom Menschen ab als wir von ihnen. Ihr Leben sollte nicht nutzlos vernichtet werden; nur die durch ihr Gift gefährlichen Tiere mögen getötet werden.

If man's convenience, health,
Or safety interfere, his rights and claims
Are paramount, and must extinguish theirs.
Else they are all — the meanest things that are —
As free to live and to enjoy that life,
As God was free to form them at the first. (VI, 581.)

Wenn wir nicht zu stolz wären, könnten wir viel nützliche Eigenschaften von den Tieren lernen: Zuneigung, unverbrüchliche Treue und Dankbarkeit für geringe Wohlthaten „lasting as the life and glistening even in the dying eye". (VI, 630.) Cowpers Gefühl empört sich bei dem Gedanken, dafs es Leute giebt, welche Felder und Wälder nur der Jagd halber lieben, ein Vergnügen, das er aufs heftigste verdammt. Detested sport, that owes its pleasures to another's pain! (III, 326.) Er ist stolz darauf, seine Hasen vor der Verfolgung des Jägers gerettet zu haben. In reizender Weise erzählt er uns, wie es ihm gelungen ist, diese furchtsamen Tiere an die menschliche Gesellschaft zu gewöhnen und sie zu seinen häuslichen Gefährten zu machen. (III, 334 ff.) Seine grofse Liebe zu den Tieren ist durch das ganze Gedicht wahrnehmbar. Während andere ihre Mitmenschen verherrlichen, preist unser Dichter die Natur und ländliche Freuden.

And I, contented with an humble theme,
Have poured my stream of panegyric down
The vale of nature, where it creeps and winds
Among her lovely works with a secure
And unambitious course, reflecting clear
If not the virtues, yet the worth, of brutes.
And I am recompensed, and deem the toils
Of poetry not lost, if verse of mine
May stand between an animal and woe,
And teach one tyrant pity for his drudge. (VI, 719 ff.)

Wahrhaftig! Solche Poesie ist des gröfsten Lobes wert, und der Dichter verdient in vollem Mafse die hohe Stelle, welche er unter den Dichtern seiner Zeit einnimmt.

Noch eine andere Seite ländlichen Stilllebens führt uns Cowper in höchst anziehender Weise vor Augen, nämlich die Winterfreuden im Zimmer, und vor allem die Reize eines Winterabends. Wenn auch der Winter die Stunden des Sonnenscheins verkürzt, so entschädigt er doch den Menschen für diesen Verlust durch einen längeren geselligen Verkehr am Abend. O Win-

ter! ... I love thee, all unlovely as thou seemest And dreaded as thou art. (IV, 128.) Er freut sich des gemütlichen Winterabends, wo er mit seinen Freunden am traulichen Herd sitzt und seinen aufmerksamen Zuhörern aus der Zeitung vorliest, welche der Postbote hineingeworfen hat.

> Now stir the fire, and close the shutters fast,
> Let fall the curtains, wheel the sofa round,
> And while the bubbling and loud hissing urn
> Throws up a steamy column, and the cups
> That cheer but not inebriate, wait on each,
> So let us welcome peaceful evening in. (IV, 36 ff.)

Welch ein lebendiges, anschauliches Bild ist dies!

Eine Reihe ganz neuer Bilder beginnt mit dem vierten Buch, vielleicht dem besten von allen. Das Interesse an der lebendigen Schilderung des Dichters erschlafft nie. Die Ankunft des Postboten „with spattered boots, strapped waist, and frozen locks", das trauliche Wohnzimmer mit den dicht zugezogenen Gardinen, der dampfende Theekessel, das Vorlesen aus dem Buch, die Zeitung, durch welche wir einen Blick in die unruhige Welt werfen — alles dies sind einzelne Bilder, die uns der Dichter mit freudigem Behagen vorführt. Leicht erkennen wir den kleinen Familienkreis in Olney: Cowper in seine Zeitung vertieft, Mrs. Unwin mit Handarbeit beschäftigt und Lady Austen auf dem Klavier spielend. Dann nach dem Abendbrot vereinigen sich alle drei zum gemeinsamen Gebet und singen Hymnen zum Lobe Gottes, gerade so, wie es uns Cowper in seinen Briefen an seine Cousine Lady Hesketh erzählt.

Durch die Zeitung wird der Dichter von den Vorgängen in der Aufsenwelt unterrichtet, ohne doch im Bereich ihrer Gefahren zu sein. Der Lärm des Krieges erreicht ihn nicht in seiner stillen Abgeschlossenheit.

> 'Tis pleasant through the loopholes of retreat
> To peep at such a world; to see the stir
> Of that great Babel, and not feel the crowd;
> To hear the roar she sends through all her gates
> At a safe distance. (IV, 88 ff.)

Die gewöhnlichen Abendunterhaltungen der Welt, wie Theaterbesuch, Kartenspiel etc. sind für Cowper kein Bedürfnis. Er verbringt die Winterabende in angenehmer Weise mit seinen

Freunden, mit Büchern, mit Musik und Dichten; auch hilft er wohl den Damen in ihren häuslichen Angelegenheiten.

Natürlich nimmt der Dichter auch Veranlassung, sein einsames Landleben mit dem Stadtleben im allgemeinen zu vergleichen. Hiermit kommen wir auf das satirische und didaktische Element in der Task zu sprechen, welches in dem Gedicht einen mindestens ebenso grofsen Raum einnimmt als die Schilderungen ländlicher Scenerie und ländlichen Stilllebens. Des Dichters satirische Ader öffnet sich, sobald sich auch nur die geringste Gelegenheit bietet. Cowpers Satire entspringt aus dem innigen Wunsch, die menschliche Gesellschaft besser zu machen. Wohl ist er sich bewufst, dafs er — to fame so little known, Nor conversant with men and manners much (III, 23) — nicht viel Aussicht hat, die Welt durch seine satirischen Streiche zu bessern; dafs es besser für ihn wäre, seine ländliche Zurückgezogenheit ohne Rücksicht auf die Welt draufsen zu geniefsen; aber er wünscht wenigstens alles zu thun, was in seiner Macht steht, um einen besseren Zustand herbeizuführen.

Cowpers Satire ist im ganzen zu hart und streng. Er verurteilt fast alles, was nicht dieselbe Einfachheit und Sittenreinheit besitzt wie der kleine Kreis, der seine Umgebung bildet. Cowper besitzt zweifellos ein grofses satirisches Talent, aber er wendet es häufig falsch an und verfällt leicht in kleinliche Tadelsucht. Ein Hauptfehler Cowpers ist es, dafs er sich anmafst, über seine Mitmenschen zu Gericht zu sitzen. Dies hätte er noch eher thun dürfen, wenn er die Welt und die Menschen aus eigener Erfahrung kennen gelernt hätte. Allein dies war durchaus nicht der Fall.[1] Er sah, was in der Welt vorging, nur „through the loopholes of his retreat", durch die Spalten seiner Zeitung. Dafs die Welt draufsen schlecht und verderbt ist, dafs die Städte die Schlupfwinkel von allerhand Lastern und Übeln sind, und dafs deshalb das Stadtleben für den Menschen nachteilig ist — sind Behauptungen, denen wir sowohl in Cowpers moralischen Satiren, wie auch in der Task fortwährend begegnen. Der Vergleich zwischen dem Landleben und dem Leben in der Stadt

[1] Ein Hauptbiograph Cowpers, Goldwin Smith, sagt von ihm p. 72: To him the world was little more than an abstraction, distorted, moreover, and discoloured by his religious asceticism.



wird häufig von dem Dichter angestellt und endet natürlich immer zu Gunsten des ersteren.

> The tide of life, swift always in its course,
> May run in cities with a brisker force.
> But nowhere with a current so serene,
> Or half so clear, as in the rural scene. (Retirement 453.)

Ähnliche Stellen in der Task III, 721—740, und die berühmte Stelle I, 749 ff.: God made the country, and man made the town. Letztere Behauptung ist sehr charakteristisch für unseren Dichter. Er schliefst daraus mit Notwendigkeit, dafs Tugend, Gesundheit, alles was das Leben angenehm macht, hauptsächlich auf dem Lande zu finden sei; dafs dagegen Laster und Verbrechen meist in den Städten zu Hause seien. Vor allem wendet sich der Zorn des Dichters gegen London, the great Babel, welches er für verderbter hält, als Sodom in alten Zeiten war. Wenn er auch eingesteht, dafs z. B. Philosophie und Naturwissenschaft am besten in London gedeihen, dafs London der Mittelpunkt des Handels und durch die Vervollkommnung der Künste die schönste Hauptstadt der Welt ist, so ist es doch by riot and incontinence the worst. (I, 699.)

> O thou! [London] resort and mart of all the earth,
> Chequered with all complexions of mankind,
> And spotted with all crimes; in whom I see
> Much that I love, and more that I admire,
> And all that I abhor. (III, 835 ff.)

Alle Laster finden sich in London. Es herrscht keine Zucht dort, und die Gesetze werden umgangen. Die kleinen Diebe werden strenge bestraft, während die grofsen Betrüger frei ausgehen. Der Dichter spielt dabei (I, 737) auf Lord Clive, den berühmten Eroberer Indiens, an. Wenn auch das Stadtleben seine grofsen Übelstände hat, so kommt doch gerade aus der Stadt alles, was das Landleben angenehm macht und verfeinert. Sehr viele Annehmlichkeiten würden ohne die Stadt nicht existieren. Cowper selbst wäre gewifs nicht gern ohne seine Bücher, ohne die Zeitung oder ohne seinen Morgentrunk — the fragrant lymph (III, 391) — gewesen. Seine Behauptungen, dafs ein zurückgezogenes Leben der Tugend günstiger sei als ein thatenreiches Leben, dafs Gott das Land schuf und der Mensch die Stadt — diese Behauptungen sind unwahr. Im Gegenteil, ein

thatenvolles Leben ist einem unthätigen Leben in der Einsamkeit weit vorzuziehen, und die Kultur ist weit mehr entwickelt in der Stadt als auf dem Lande.

Cowper beklagt den schlimmen Zustand der Welt, und besonders Englands.

> My ear is pained,
> My soul is sick with every day's report
> Of wrong and outrage with which earth is filled. (II, 5.)

In früheren Zeiten herrschten Tugend und Ehrlichkeit unter den Menschen, aber jetzt sind diese von dem Laster und der Lüge verdrängt worden. Vergnügungs- und Gewinnsucht sind jetzt die regierenden Götter auf Erden. England hat seine frühere Sittenreinheit verloren; selbst englische Tapferkeit ist erloschen, und das Land ist verderbt von oben bis unten. Trunkenheit, Mord, Laster, von denen man früher nie gehört, sind jetzt alltägliche Dinge geworden.[1] Verschwendung und Verweichlichung üben verhängnisvolle Wirkungen auf die öffentlichen Angelegenheiten aus.

Cowpers Zusammenhang mit den philanthropischen Bewegungen seiner Zeit zeigt sich in seiner glühenden Verteidigung der Freiheit und seiner energischen Verurteilung des Sklavenhandels. Er beklagt die vielen Kriege, welche unter den Völkern geführt werden. Die Menschheit sollte eine grofse Brüderschaft bilden. Allein der Mensch hält sich für berechtigt, seinen Mitmenschen, von anderer Hautfarbe wie er selbst, als Sklaven zu benutzen. Er legt ihn in Ketten und zwingt ihn, die Arbeit der Tiere zu verrichten. Cowpers ganze Natur empört sich gegen solche Grausamkeiten.

> I would not have a slave to till my ground,
> To carry me, to fan me while I sleep,
> And tremble when I wake, for all the wealth
> That sinews bought and sold have ever earned.
> No: dear as freedom is, and in my heart's
> Just estimation prized above all price,
> I had much rather be myself the slave
> And wear the bonds, than fasten them on him. (II, 29 ff.)

Der Dichter ist stolz darauf, dafs es in seinem Vaterlande keine Sklaven giebt, aber er verlangt auch, dafs England seinen

[1] Vergl. IV, 553 ff. V, 492 ff.

Einfluſs behufs Abschaffung der Sklaverei auf der ganzen Erde geltend mache,

> that where Britain's power
> Is felt, mankind may feel her mercy too. (II, 46.)

Sein Wunsch wurde sieben Jahre nach seinem Tode (1807) teilweise erfüllt, als der Sklavenhandel in allen englischen Kolonien abgeschafft wurde. Cowpers Gedichte enthalten zahllose Stellen, in denen das Lob der Freiheit gesungen und der Entrüstung über die Sklaverei Ausdruck gegeben wird.

> Religion, virtue, truth, whate'er we call
> A blessing, freedom is the pledge of all.[1] (Table Talk 282.)

Im fünften Buch der „Aufgabe" legt der Dichter seine politischen Ansichten dar. Man hat ihn einen unrevolutionären Whig genannt. Er kämpft gegen Despotismus und Tyrannei, gegen Könige, wenn sie der Freiheit ihres Volkes hinderlich sind. Er verlangt, die Franzosen sollen ihre Bastille zerstören, welche eine Schande für die Menschheit sei. Indessen würden die schrecklichen Ereignisse, die wenige Jahre später in Frankreich sich abspielten, sicherlich nicht den Beifall Cowpers gefunden haben. Jeder Zwang hindert die Entwickelung der Geisteskräfte des Menschen und erzeugt eine niedrige Gesinnung „unfit to be the tenant of man's noble form". (V, 455.) Wenn auch alles auf Erden vergänglich ist, so giebt es doch eine Freiheit — nicht von Dichtern besungen —, die dem Menschen nicht genommen werden kann. Es ist die durch das Blut Jesu erkaufte Freiheit des Herzens, die reichste und wertvollste göttliche Gabe.

Als einen Ort, welcher sich der Freiheit erfreut, preist der Dichter sein Geburtsland, sein England. Wenn auch sein Klima rauh und unbeständig ist und die Herzen trübe stimmt, wenn es auch sanfter Sitten und höflicher Umgangsformen entbehrt, so ist es doch frei, „and being free I love thee". (V, 473.) Cowpers glühende Vaterlandsliebe bricht in den prächtigen Versen hervor:

> England, with all thy faults, I love thee still;
> My country! and, while yet a nook is left
> Where English minds and manners may be found,
> Shall be constrained to love thee. (II, 206 ff.)

[1] Ähnliche Stellen: Table Talk 294 ff. Charity 163, 180, 216. Task II, 129. V, 287, 446 etc.

Eine wahre und echte Liebe ist es, die der Dichter für sein Vaterland fühlt. Er wird nicht von einseitigem Nationalstolz geblendet, sondern ist ebenso empfänglich für die Fehler, wie für die Vorzüge seines Landes.

And I can feel
Thy follies too, and with a just disdain
Frown at effeminates, whose very looks
Reflect dishonour on the land I love. (II, 221.)

Nie wird er müde, den Krieg zu verdammen und die Segnungen des Friedens zu preisen. Er freut sich über das Ende des amerikanischen Krieges (1783), und obgleich Frankreich schuld ist an dem Verlust der amerikanischen Kolonien, so hegt doch der Dichter, da der Friede wiederhergestellt ist, keinen Groll gegen den früheren Feind.

A brave man knows no malice, but at once
Forgets in peace the injuries of war,
And gives his direst foe a friend's embrace. (II, 268 ff.)

Es ist selbstverständlich, dafs Cowpers Menschenliebe sich auch einer Aufbesserung der Lage der ärmeren Klassen mit grofsem Eifer zuwendet. Nicht nur hilft er ihnen durch Verteidigung ihrer Interessen in seinen Schriften, sondern in viel wertvollerer Weise. Er selbst ist ein leuchtendes Beispiel der Nächstenliebe, indem er all seine Ersparnisse unter die Armen verteilt. Im „Winterabend" (IV, 334 ff.) haben wir eine schöne, wahre Schilderung seiner Besuche unter den Kranken und Armen in Olney.

Anspielungen auf zeitgeschichtliche Ereignisse sind häufig. So werden z. B. im ersten Buch Cooks Entdeckungen der Südseeinseln (1775) erwähnt. Die grofsen Erdbeben auf Jamaika und Sicilien (1782), vulkanische Ausbrüche und andere Naturerscheinungen werden besprochen und ihre verhängnisvollen Wirkungen als das zerstörende Werk des Allmächtigen hingestellt, der die Menschen für ihre Sünden strafen will. Angesichts solch grofser Unglücksfälle, die Gottes Hand uns schickt, fordert der Dichter die Völker auf, von ihrem Zank und Streit abzulassen und in Frieden zu leben.

'Tis but seemly that ...
... there should be peace
And brethren in calamities should love. (II, 73.)

Namentlich im zweiten Buch, the Timepiece, läſst Cowper seiner Satire freien Lauf. Ohne Erbarmen geiſselt er die Laster dieser Welt, „this prison-house“. Von allen Übeln sind Zügellosigkeit und Ausschweifung die schlimmsten, denn sie lösen alle Bande, welche die Menschheit zusammenhalten. Sogar die Universitäten sind verderbt und haben längst aufgehört, Sitze der Disciplin zu sein. Die Studenten haben keine Lust am Lernen, sondern bringen ihre Zeit lieber mit allerhand schädlichen Vergnügungen hin. Cowper schreibt die Schuld den Universitäten selbst zu, da sie sich der ihrer Obhut anvertrauten jungen Leute nicht annehmen. Freilich, das College, welchem sein Bruder John († 1770) angehört — Benet College, Cambridge —, wird als eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Verderbtheit hingestellt. Es ist überhaupt charakteristisch für Cowpers Satire, daſs sein Urteil durch den geringsten persönlichen Anlaſs sogleich entwaffnet und gemildert wird. Ursprünglich hatte er in sein Gedicht einige schroff gehaltene Verse gegen das Papsttum einflieſsen lassen. Allein sobald der Dichter die Bekanntschaft der katholischen Familie Throckmorton gemacht hatte, vernichtete er diese Verse wieder. Seine Bemerkungen über die Universitäten gewähren einen anderen Beweis einer starken Beeinflussung seiner Satire durch persönliche Beziehungen.

„Man praises man.“ [1] Cowper tadelt heftig die übermäſsigen Lobeserhebungen, welche hervorragenden Mitmenschen, die zu hohem Ruhm und Ansehen gelangt sind, entgegengebracht werden. Er protestiert gegen die Verherrlichung des „statesman of the day“, den das Volk wie einen Gott verehrt. Er tadelt die dem groſsen Komponisten Händel bei der Aufführung seines Messias (1784) dargebrachten Huldigungen und rügt die bei dem Shakespeare-Jubiläum (1769) dem groſsen David Garrick erwiesenen Auszeichnungen. Bei dieser Gelegenheit verdammt der Dichter überhaupt alle theatralischen Aufführungen. Als des höchsten Lobes würdige Gegenstände empfiehlt Cowper die Tiere, die Natur und vor allem Gott, den Schöpfer aller Dinge.

Die am wenigsten ansprechenden, ja fast abstoſsenden Partien des Gedichtes sind diejenigen, welche gegen einige harmlose Vergnügungen und nützliche Beschäftigungen der Menschen ge-

---

[1] Vergl. VI, 632 ff.

richtet sind, so z. B. gegen das Schachspiel, Billardspiel, den Theaterbesuch und das Studium der Naturwissenschaften. Es erklärt sich diese Abneigung zum grofsen Teil durch die methodistischen und puritanischen Anschauungen Cowpers. Dazu kommt, dafs die englische Bühne jener Zeit in der That viel Anlafs zu Ärgernis darbot. — Das Studium der Geschichte, der Geologie, der Astronomie, der Chemie sind Dinge, welche der Dichter rücksichtslos verwirft.[1] Er verspottet den Physiker, welcher die Ursachen der Naturerscheinungen zu erforschen bestrebt ist und der es verschmäht, die wahre Ursache aller Dinge kennen zu lernen. Die grofsen Entdeckungen Priestleys auf dem Gebiet der Chemie, die Erfindung des Blitzableiter durch Franklin und andere wichtige Entdeckungen, welche zu Cowpers Zeit gemacht wurden, ziehen den Tadel des Dichters auf sich, weil sein beschränkter Verstand sie nicht zu fassen vermag. Besonders die Astronomen müssen seinen scharfen Spott über sich ergehen lassen, weil Cowper ihr Studium für unnütz hält.

God never meant that man should scale the heavens
By strides of human wisdom. (III, 221.)

Wenngleich die Astronomen durch ihre sinnreichen Instrumente Sterne und Planeten entdecken können, so sind sie doch niemals im stande gewesen, den Schöpfer des Weltalls zu entdecken. Diese Geringschätzung unschuldiger Unterhaltungen und naturwissenschaftlicher Studien beruht auf dem dritten Element, welches in dem Gedicht vorherrscht, nämlich auf Cowpers religiösen Anschauungen. In seinen Moralischen Satiren wie in der Task finden wir ein tiefreligiöses Gefühl, wurzelnd in den Lehren der evangelischen Partei, deren Mitglied Cowper war. In allen Dingen erblickt der Dichter die mächtige Hand des Schöpfers, überall sieht er

the footsteps of the God
Who gives its lustre to an insect's wing,
And wheels His throne upon the rolling worlds. (V, 813.)

Die Seele aller Wunder in der Natur ist Gott. Er hat die Ordnung des Jahres festgesetzt, so dafs jede Jahreszeit zu gehöriger Zeit wiederkehrt. Von der sturmgepeitschten Eiche bis herab zu dem unscheinbaren Grashälmchen auf dem Felde offen-

[1] III, 150—180.

bart alles die Gröfse und Allmacht des Herrn. Cowpers innige Liebe zu Gott zeigt sich besonders in den Schlufsversen des fünften Buches. (V, 896 ff.) „Acquaint thyself with God, if thou wouldst taste His works.“ Dies ist der beständige Rat, welchen der Dichter seinen Mitmenschen giebt. Solange der Mensch an irdischen Freuden hängt, ist er nur zu leicht geneigt, den Schöpfer zu vergessen. Diejenigen, welche an ein seit Beginn der Welt vorhandenes oberstes Gesetz glauben, täuschen sich selbst. Denn, sagt unser Dichter, wie könnte es ein oberstes Gesetz geben, welchem alle Dinge unterworfen sind, wenn Gott es nicht gemacht hätte.

Nature is but a name for an effect
Whose cause is God. (VI, 223.)

Cowpers frommes Gemüt hält die grofsen verderblichen Erdbeben für Ausbrüche des göttlichen Zornes, um die Menschen für ihre Sünden zu strafen. Alle menschlichen Versuche, den Grund der Natur zu erforschen, sind nutzlos. Die Entdeckungen der Ursachen jener furchtbaren Naturereignisse werden sie weder ungeschehen machen, noch sie in Zukunft verhindern. Die Philosophie, welche den Grund dieser Welt und alles menschlichen Seins ergründen will, welche die Wahrscheinlichkeit eines Lebens im Jenseits untersucht, kann nicht zur Offenbarung Gottes führen. (II, 527 ff.) Als hervorragende Beispiele von Männern, in denen Wissenschaft und wahre religiöse Empfindung eng verbunden waren, preist der Dichter Newton (childlike sage! III, 252), Milton und Sir Mathew Hale, den berühmten Oberrichter unter Karl II.

Des Dichters religiöse Anschauungen sind allerdings streng und asketisch, allein dies waren die Anschauungen einer grofsen religiösen Partei jener Zeit. Es war eine Zeit grofser religiöser Strömungen in England, die namentlich von Wesley und Whitfield ausgingen. Übrigens wird niemand, welcher Cowpers Lebensgang kennt, überrascht sein, wahrzunehmen, dafs ein so kränkelndes, empfindliches Gemüt, wie das seinige, seine gröfste Lust in der Anhänglichkeit an seinen Herrn und Heiland fand, dessen Liebe und Güte er ja an sich selbst, besonders in den Anfällen von Geistesgestörtheit, so sehr erfahren hatte. Wir haben des Dichters eigenes Geständnis in der Task.

I was a stricken deer that left the herd
Long since; with many an arrow deep infixed
My panting side was charged, when I withdrew
To seek a tranquil death in distant shades.
There was I found by One who had Himself
Been hurt by the archers. In His side He bore,
And in His hands and feet, the cruel scars.
With gentle force soliciting the darts,
He drew them forth, and healed and bade me live.
(III, 108 ff.)

Ihm ist Gottes Wort die einzige Quelle der Wahrheit. „All truth comes from the sempiternal source of light divine.“ (II, 499.) Er lobt den wahren Geistlichen, welcher sein Amt ernsthaft nimmt, dem es ein Herzensbedürfnis ist, das Evangelium zu predigen und die Segnungen der Religion unter dem Volke zu verbreiten. Energisch wendet er sich gegen die mannigfachen Mifsbräuche in der Geistlichkeit und weist sie auf den Apostel Paulus hin als den wahren Diener Gottes. In der That war das Leben der englischen Geistlichen jener Zeit nichts weniger als frei von Vorwurf und Tadel in der Ausführung ihres Amtes. Sie werden bezeichnet als „the most lifeless in Europe, the most remiss of their labours and the least severe in their lives“. Erst die evangelische Bewegung, an welcher Cowper keinen geringen Anteil hatte, bewirkte eine Wendung zum besseren und erwerkte eine neue sittliche Begeisterung.[1]

Gegen Ende seines grofsen Gedichtes wird der Dichter von einer prophetischen Begeisterung ergriffen. Er prophezeit, dafs eine Zeit kommen wird, wo alle Tiere in Frieden miteinander leben werden. Der Löwe und der Bär werden mit den Lämmern zusammen weiden, und die Schlange wird nicht länger ein Feind des Menschen sein.[2] Die ganze Menschheit wird einen Vater verehren, und es wird ein Hirt und eine Herde sein. Alle Völker werden in den gemeinsamen Ruf einstimmen: „Worthy the Lamb, for He was slain for us!“ (VI, 792.)

[1] Eine gute Darstellung der religiösen Bewegungen in England in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts findet sich bei Green: A short history of the English people. (p. 716 ff.)

[2] Vergl. Jesaiah, Kap. 65, v. 25: The wolf and the lamb shall feed together, and the lion shall eat straw like the bullock.

The dwellers in the vales and on the rocks
Shout to each other, and the mountain-tops
From distant mountains catch the flying joy,
Till, nation after nation taught the strain,
Earth rolls the rapturous Hosanna round.

— — — — — — — — — — — — — — —

From every clime they come
To see thy beauty, and to share thy joy,
O Sion! an assembly such as earth
Saw never, such as Heaven stoops down to see.
(VI, 792, 814 ff.)

Jerusalem wird wieder aufgebaut und als die heilige Stadt verehrt werden. Zum Schlufs wünscht sich der Dichter einen sanften Tod, „a safe retreat beneath the turf he has so often trod.“

Man kann nicht umhin, die Anmut und Schönheit dieser Stellen zu bewundern, welche die bereits erwähnten Mängel des Gedichtes weit aufwiegen. In einem Briefe an Unwin vom 10. Oktober 1784 sagt Cowper: „What there is of a religious cast in the volume, I have thrown towards the end of it, for two reasons — first, that I might not revolt the reader at his entrance; and secondly, that my best impressions might be made the last.“

Wenn wir nun unser Urteil über Cowpers Task zusammenfassen wollen, so müssen wir gestehen, dafs dieses Gedicht eines der besten, vielleicht das beste Lehrgedicht in englischer Sprache ist. Des Dichters Absicht, die Liebe zur Natur und zum Landleben unter dem englischen Volke zu beleben, ist völlig erreicht worden. Gröfsere Dichter haben denselben Stoff nach Cowper behandelt, allein sie haben auf den Grundlinien, die er dargelegt hat, weiter gebaut, und er ist ihr Führer. The part which Cowper performed, sagt Macaulay in seinem Essay on Moore's life of Lord Byron, was rather that of Moses than that of Joshua. He opened the house of bondage; but he did not enter the promised land. Der Hauptreiz der Task besteht in des Dichters Originalität und in dem Ernst, mit welchem er zu Werke gegangen ist. Seine Poesie wurzelt in seinem Herzen. Seine Liebe zur Natur, im Verein mit einer schönen und edlen Sprache, macht einen mächtigen Eindruck auf den Leser. Cowper hatte kaum irgend welche Vorgänger, die er hätte nachahmen können, aufser

vielleicht Milton, dessen Werke er gründlich studiert hatte. Seine Lieblingsdichter waren, wie er selbst erzählt (IV, 708 ff.), Milton und Cowley, aber Cowper ist durchaus selbständig.

> No bard could please me but whose lyre was tuned
> To Nature's praises. (IV, 704.)

Wir müssen jedoch auch Cowpers Verdienst nicht überschätzen. „With the exception of Shakespeare," sagt Mr. Willmoth,[1] „Cowper is the English poet who has given the greatest happiness to the greatest number. It has been the rare fortune of Cowper to obtain the votes of the crowd; the tasteful read him for his grace, and the serious for his religion." Mit diesem Urteil können wir uns im allgemeinen einverstanden erklären. Wenn aber derselbe Kritiker weiter behauptet, daſs The Task zu den vier Gedichten gehöre, welche überall gelesen werden; wenn er es somit auf eine Stufe stellt mit Miltons Paradise Lost, Thomsons Seasons und Youngs Night Thoughts, so können wir ihm nicht beipflichten. Es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob Youngs und Thomsons Werke in der That überall gelesen werden — sicherlich nicht in Deutschland. Das einzige unter jenen drei Gedichten, mit welchem Cowpers Task überhaupt verglichen werden kann, ist Thomsons Seasons, allein hier fällt der Vergleich zu Gunsten Cowpers aus. Cowper behandelt allerdings zum Teil dasselbe Gebiet wie Thomson, doch ist ein groſser Unterschied zwischen beiden. Cowper beschreibt nur das, was er wirklich sieht. Er schildert nicht die Natur in all ihrer Mannigfaltigkeit zu allen Jahreszeiten, aber seine Schilderungen sind durch und durch englisch und gänzlich frei von aller falschen Hirtenpoesie. Bei ihm finden wir keinen mythologischen Apparat wie bei Thomson. In Cowpers Gedicht nehmen wir keine Anstrengung wahr; alles erscheint und ist vollkommen natürlich. Seine Landschaften werden von wirklichem Landvolk, nicht von erdichteten Gottheiten belebt. Ein Vergleich zwischen Milton und Cowper wäre völlig unangebracht. Cowpers schlichte und kunstlose Poesie — wie sie sich in The Task darstellt — kann man nicht mit der groſsartigen und majestätischen Diktion der Miltonschen Muse vergleichen, wenn auch Cowper in seinen kleineren Gedichten Milton nachzuahmen versuchte. The Task kann sich durchaus

[1] Vorrede zu Cowpers Werken (Routledge) p. XLV.



nicht zu den grofsen Kunstwerken rechnen. Dazu fehlt es ihr viel zu sehr an Einheit und Zusammenhang. Der Dichter springt von einem Gegenstand auf einen anderen über, bald ländliche Scenerie malend, bald seiner satirischen Laune sich überlassend, oder von religiöser Begeisterung fortgerissen. Cowper besafs nicht in hervorragendem Grade die schöpferische Kraft, the vision and the faculty divine. Indessen die eigentümliche, originelle Art des Dichters zieht uns mächtig an in der Task und verhindert jeden Vergleich mit anderen poetischen Erzeugnissen.

Ein paar Bemerkungen über die Sprache und den Versbau unseres Gedichtes mögen mir noch gestattet sein. Wir haben bereits gelegentlich auf die grofsen Schönheiten in der Form des Gedichtes hingewiesen. „Purer, sweeter, simpler English never was written,“ sagt ein englischer Kritiker. Cowper kannte sehr wohl die packende Kraft der englischen Sprache, besonders ihres germanischen Elementes. Mit Ausnahme einiger schleppenden und uninteressanten Stellen ist der Stil des Gedichtes sehr durchsichtig und lebendig, wie überhaupt der Dichter bestrebt ist, einen der gewöhnlichen Umgangssprache möglichst entsprechenden Ton anzuschlagen. Das Gedicht ist im Blankverse geschrieben, während seine Moral Satires in heroischen Couplets abgefafst sind. Wie Cowpers Task die englische Poesie inhaltlich von künstlerischer Geschraubtheit zur Natur zurückführen wollte, so bezeichnet sie auch in der Form einen grofsen Fortschritt. In heftigen und bitteren Worten drückt Cowper seine Verachtung aus, welche er für „the creamy smoothness“ der damaligen üblichen Dichtungsweise empfand,

> Where sentiment was sacrificed to sound,
> And truth cut short to make a period round.
> (Table Talk 516.)

Er bedauert tief, dafs Pope

> Made Poetry a mere mechanic art,
> And every warbler has his tune by heart.
> (Table Talk 654.)

Cowper erzählt uns, wie die Natur in den Dichtungen seiner Zeit behandelt wurde.

> Nature indeed looks prettily in rhyme;
> Streams tinkle sweetly in poetic chime:
> The warblings of the blackbird, clear and strong,

Are musical enough in Thomson's song;
And Cobham's groves, and Windsor's green retreats,
When Pope describes them, have a thousand sweets;
He likes the country, but in truth must own,
Most likes it when he studies it in town. (Retirement 567 ff.)

Seine wahre und innige Liebe zur Natur veranlafste auch den Dichter, nach einer natürlicheren Form zu suchen als jener geschraubte Stil, welcher die Poesie seiner Zeitgenossen kennzeichnet. Er verschmähte den Gebrauch des Reimes, weil der Gegenstand seiner Dichtung das Lob Gottes ist, wie wir aus den letzten Versen des Gedichtes erfahren.

'Tis not in artful measures, in the chime
And idle tinkling of a minstrel's lyre,
To charm His ear, whose eye is on the heart;
Whose frown can disappoint the proudest strain,
Whose approbation prosper — even mine. (VI, 1020.)

Man hat behauptet, Cowper sei hinsichtlich des Versbaues in seiner Task in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Von dem glatten Flufs der Verse, welcher ein wesentliches Merkmal der Poesie sei, wäre bei ihm nichts zu finden. Seine Verse seien rauh und holperig. Allerdings enthält das Gedicht eine ganze Anzahl schlecht gebauter Verse, Unregelmäfsigkeiten im Rhythmus, welche das Ohr unangenehm berühren, allein im ganzen ist der Versbau ein glatter und der Rhythmus ein wohlgefälliger. Jedenfalls ist Cowpers Behandlung des Verses in der Task eine weit bessere als die in seinen Moralischen Satiren. Seine Reime sind häufig fehlerhaft, was wohl zum Teil einer mangelhaften Beschaffenheit seines Gehörs zuzuschreiben ist.

In Anbetracht des beträchtlichen inneren Wertes der Task können wir die wenigen angedeuteten Mängel gern mit in Kauf nehmen. Wenn das Werk auch keine Dichtung ersten Ranges ist, so hat es doch dauernde Verdienste und wird immer eine angesehene Stelle als eines der bemerkenswertesten Erzeugnisse in der englischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts einnehmen, da es dem Strom der englischen Dichtung eine neue und natürlichere Richtung gegeben hat, in welcher dann viele und bedeutendere Dichter als Cowper nachgefolgt sind.

Bremen. A. Beyer.

Untersuchungen
zu der

mittelenglischen Romanze von Sir Amadas.

Erster Teil.

Die Fabel des Gedichtes.

Die Fabel des „Sir Amadas“ ist eine Version der Sage vom dankbaren Toten, gehört somit jenem weitverzweigten Sagenkreise an, dessen Spuren sich in fast allen Ländern Europas, ja über die Grenzen unseres Erdteils hinaus und zeitlich bis ins griechisch-römische Altertum, sogar bis in biblische Vorzeit hinauf, verfolgen lassen.* Freilich begegnet der in Rede stehende Stoff als Gemeingut so vieler Völker und Zeiten hier und da in seltsamer Form, vielfach entstellt durch Verkürzungen und Erweiterungen mannigfacher Art — durch Verquickung mit fremden Sagenstoffen, — durch volkstümliche Umdeutung und Modifikation gewisser Züge der Sage infolge von Mifsverständnissen oder auf Grund specifisch nationaler Eigenart, — durch Einmischung mythischer, religiöser, possenhafter Elemente u. dgl. mehr, so dafs es nicht immer leicht ist, denselben Kern unter der fremdartigen Schale zu erkennen.

Die Idee der Totenbestattung, werden wir sehen, ist das Wesentliche in unserer Sage, das treibende Motiv, aus dem sich in den reineren Formen der Überlieferung die einfache Handlung, welche den Gegenstand der Sage bildet, entwickelt. Der Gedanke, die Verstorbenen durch ein Begräbnis ehren zu müssen, zumal wenn man ihnen dadurch, wie der naive Volks-

* Vgl. Sepp, Altbayerischer Sagenschatz zur Bereicherung der indogermanischen Mythologie, München 1876, p. 678 ff. — Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden in den Rheinlanden, XXV, 172.

glaube alter und neuer Zeit meint, die Ruhe im Tode sichern kann, ist von allgemein menschlicher Bedeutung. Dementsprechend finden wir jene Idee immer und immer wieder als Mittelpunkt gemütstiefer Sagen, welche eindringlich an jene heilige Pflicht erinnern und die Art, wie ihre Erfüllung sich selbst belohnt, in helles Licht setzen.

Seit im Jahre 1856 Simrock sein Büchlein „Der gute Gerhard und die dankbaren Toten. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenkunde“ veröffentlichte, haben verschiedene Forscher Nachträge zu der von Simrock gebotenen Sammlung von hierhergehörigen Sagen geliefert und die Diskussion über den Kreis im allgemeinen fortgeführt, so daſs zur Zeit ein nicht geringes Material über den Stoff der Sage vom dankbaren Toten vorliegt. Dasselbe ist indessen meines Wissens noch nie im Zusammenhange dargestellt oder zum Ausgangspunkt einer zusammenfassenden Untersuchung über das in Frage stehende Sagengebiet gemacht worden. Die folgenden Zeilen wollen dies versuchen und sollen sich auf der Grundlage der in einer leider sehr zersplitterten Litteratur gebotenen Quellen mit der Verbreitung und der inneren Entwickelung der Sage beschäftigen.

I.

Die Verbreitung der Sage.

Bei weitem die meisten Fassungen der Sage vom dankbaren Toten gehören der abendländischen Welt an. Nur wenige orientalische Vertreter, denen sich einige osteuropäische Versionen zugesellen, sind hier zu nennen. Zuerst werde erwähnt das Buch Tobias, dessen Stoff ohne Zweifel in unseren Sagenkreis gehört. Der fromme, mit seinen Stammesgenossen von Salmanassar in Gefangenschaft weggeführte Tobias begräbt nachts die Toten und Erschlagenen, welche unbeerdigt auf der Gasse liegen. Raphael, der Engel des Herrn, belohnt ihn für sein Gott wohlgefälliges Thun, indem er seinem Sohne ein Mittel anzeigt, dem greisen Vater das verlorene Gesicht wieder zu verschaffen. Dem Sohne selbst aber führt Raphael ein Weib zu, mit welchem sich dieser zu einer glücklichen Ehe verbindet, nachdem es ihm mit Hilfe des Engels in der Hochzeitnacht gelungen ist, den bösen Geist zu vertreiben, welcher das Weib früher besessen und demselben bereits sieben Verlobte getötet hatte. — Nicht unwesentlich weichen von

dieser Fassung die anderen orientalischen Versionen ab, so ein armenisches Märchen, A. v. Haxthausen, Transkaukasia, Leipzig 1856; I, 333 f. Vgl. Germania III, 202 f.; Theodor Benfey, Pantschatantra, Leipzig 1859, I, 219, Anm.; Archiv f. slav. Philol. V, 43 f. Ein wohlhabender Mann bezahlt Schulden und Begräbnis einer beschimpften Leiche. Als er nach Jahren verarmt ist, bietet ihm ein Reicher seine Tochter zur Frau an, welcher in der Hochzeitnacht bereits fünf Männer gestorben sind. Dessenungeachtet heiratet er das Mädchen. In der Brautnacht hält sein Diener, der sich ihm vorher freiwillig, ohne Anspruch auf Lohn, nur mit der Bedingung einstiger Teilung alles Gewonnenen zur Verfügung gestellt hat, Wache im Gemach, tötet eine Schlange, die der Braut aus dem Munde kriecht, um den Bräutigam zu stechen, und rettet so seinem Herrn das Leben. Als der Diener später auf Grund seines Vertrages die Teilung der Frau verlangt und diese mit dem Kopfe nach unten aufhängen will, um sie mitten durchzuspalten, da gleitet ihr die zweite und letzte Schlange aus dem Munde, worauf der Diener sich als Geist des einst beerdigten Toten zu erkennen giebt und verschwindet. — Ein hierhergehöriges Zigeunermärchen enthalten die Études sur les Tschinghianés ou Bohémiens de l'Empire Ottoman par A. G. Paspati, Constantinople 1870, p. 601 ff. Conte 2[me], raconté par une vieille Tschinghianée des environs d'Andrinople. Vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 43. Der wohlthätige Sohn eines Reichen giebt seine letzten 12 Piaster hin für den Loskauf eines von Juden mifshandelten Leichnams. Der Geist des Toten folgt ihm und führt ihn in ein Dorf, wo er ein Mädchen heiratet, dessen Männer bis dahin sämtlich in der Hochzeitnacht gestorben sind. Der Tote hält in der Brautnacht Wache am Bette des jungen Paares und tötet den aus dem Munde der Braut fahrenden Drachen. Als die Frau alsdann auf das Verlangen des Geistes geteilt werden soll und dieser bereits das Schwert zückt, um sie zu durchhauen, da schreit die Geängstete, und aus ihrem Munde fährt noch ein Drache. Der Geist des Toten giebt sich nun als solcher zu erkennen, erklärt, dafs stets die Drachen die Männer des Mädchens getötet hätten, und verschwindet. — Ein jüdisches Märchen, welches unlängst bekannt geworden ist, steht den genannten orientalischen Formen ziemlich fern. Wir verdanken dasselbe einem hebräischen, über Palästina handelnden Werke: Reischer, Schaare Jeruschalajim, Lemberg 1880, worin 16 palästinensische Märchen mitgeteilt werden, von denen das uns interessierende M. Gaster (Germania XXVI, 199 ff.) weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Sein Inhalt ist folgender. Der Sohn eines reichen Kaufmanns in Jerusalem zieht nach dem Tode seines Vaters in die Ferne, um die Welt kennen zu lernen. Auf seinen Reisen

kommt er nach Stambul, wo ein eiserner, in Ketten hängender Kasten seine Aufmerksamkeit erregt. Auf seine Fragen erfährt er, daſs in diesem Kasten sich die Leiche eines jüdischen Wechslers befinde, der des Sultans Geldgeschäfte 20 Jahre zur Zufriedenheit seines Herrn besorgt habe, bis der Sultan ihn eines Tages in dem Verdachte, er sei von ihm um eine Summe betrogen worden, töten und in jenen Kasten legen lieſs, wo die Leiche so lange bleiben solle, bis die Juden das fehlende Geld ersetzt hätten. Der Jüngling deckt des Toten Schuld und läſst den Leichnam ehrenvoll bestatten. Auf seinen weiteren Reisen kommt er bei einem Sturm auf hoher See in Lebensgefahr, wird indessen von einem Stein unversehrt ans Land getragen, worauf er, auf einem Adler reitend, in seinen Hof nach Jerusalem gelangt. Hier erscheint ihm ein weiſsgekleideter Mann, der sich als Geist jenes jüdischen Wechslers zu erkennen giebt, erklärt, daſs er ihn als Stein und Adler hierher geführt habe, und ihm für seine fromme That reichen Lohn in diesem und im zukünftigen Leben verheiſst.

Von slavischen Versionen sind zunächst zu erwähnen drei russische Märchen. (I) Afansjew, Russische Volksmärchen, 6. Heft, p. 323 f. (Vgl. Schiefner, Or. u. Occ. II, 174 f.) Ein Soldat erfleht für den toten Bruder, der einst die Eltern schwer gekränkt hatte, die Verzeihung der zürnenden Mutter und verschafft ihm so die im Grabe noch nicht gefundene Ruhe. Als der Soldat hierauf die ihm angebotene Kaufmannstochter, deren zwei erste Männer ein böser Drache in der Hochzeitnacht getötet hat, heiratet, stellt sich der Geist des toten Bruders in der Brautnacht mit einem Schwerte am Bett seines Wohlthäters auf und tötet den gefährlichen Drachen. Nun lebt der Gerettete noch lange glücklich mit seiner Frau. — (II) Chudjakow, Groſsrussische Märchen, 3. Heft, p. 165—168. Aufgezeichnet von Chudjakow im Rjäsanschen Gouvernement, übersetzt von Schiefner. (Vgl. R. Köhler, Or. u. Occ. III, 93 ff. und Archiv f. slav. Philol. V, 43.) Hans, ein armer Jüngling, erhält von seinem Oheim das Erbteil seines Vaters im Betrage von 300 Rubel, die er darauf verwendet, einen Ungläubigen loszukaufen, dem die Adern ausgezogen werden sollen. Er läſst ihn taufen; der Unglückliche aber stirbt schon nach drei Tagen infolge der bereits erlittenen Qualen. Als der Jüngling seines Weges dahin geht, gesellt sich ein vom Himmel herabsteigender Engel zu ihm, der sich erbietet, ihn als sein Oheim zu begleiten. Er weist Hans an einen König, dessen Tochter dieser heiratet, von der man aber sagt, sie habe bereits sechs Männer erwürgt. In der Brautnacht erschlägt der Wache haltende Oheim den nahenden Drachen, welcher den jungen Ehemann töten will. Als sich nach längerer Frist der die Rolle des Oheims spielende Engel von dem Schwiegersohn des Königs trennen will, besteht er vorher noch auf der einst ausbedungenen Teilung. Im Einverständnis mit dem Gatten wird die junge Frau in zwei Teile zer-

sägt, wobei aus ihrem Inneren Drachen geflogen kommen. Nach Reinigung und Waschung ihrer Eingeweide steht sie wieder lebendig da. — Eine weitere (III) russische Version verdanken wir den Publikationen der Gesellschaft der Freunde des alten Schrifttums in St. Petersburg (Nr. 49 vom Jahre 1880), welche die Reproduktion einer illustrierten Volksausgabe unseres Märchens enthalten (vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 480). Der jüngste von drei Brüdern, welcher auf seiner Reise einen schwimmenden Sarg auf sein Schiff nimmt, erhält durch den Mann, welcher in weißem Hemde aus dem Sarge kommt, eine Prinzessin zur Frau. Dieselbe hatte durch einen sechsköpfigen Drachen bisher jeden Neuvermählten in der Brautnacht verloren. Der Jüngling aber bleibt dank den guten Ratschlägen des Geistes erhalten. Letzterer befreit vor der Abschiednahme noch die Frau von der bösen Drachenbrut.

Vier serbische Fassungen unserer Sage entnehme ich der reichhaltigen, mit wertvollen Nachträgen versehenen Sammlung südslavischer Märchen im Archiv f. slav. Philol. Das erste (I) dieser Märchen, „die guten Werke gehen nicht verloren“ (vgl. Archiv f. slav. Philol. II, 632), entstammt dem der zweiten Auflage der serbischen Märchen von Vuk Stefanović Karadžić (Wien 1870) beigegebenen Anhange und ist von Frau Mijatovics (Serbian Folk-Lore, p. 96: „Good deeds are never lost“) ins Englische übersetzt worden. Es erzählt von einem Kaufmannssohn, welcher auf einer ersten Reise eine schöne Sklavin (Kaisertochter), die er heiratet, auf einer zweiten arme Bauern loskauft, welche dem Kaiser die Abgaben nicht zahlen können und darum ins Gefängnis geschleppt werden sollen. Auf einer dritten Reise kommt er zum Vater seiner Frau, welcher seine Tochter alsbald holen läßt. Unterwegs von dem einstigen Verlobten der Kaisertochter ins Meer geworfen, rettet sich der Kaufmannssohn auf eine einsame Insel, wo er 15 Jahre lebt, bis ein Greis (ein Engel) ihn unter der Bedingung, die Hälfte seines Vermögens zu bekommen (worauf er schließlich verzichtet), an den kaiserlichen Hof bringt und mit seiner Gemahlin vereint. — Ein anderes (II) Märchen „Vlatko und der dankbare Tote“ (vgl. Archiv für slav. Philol. V, 40 f.) nähert sich mehr der russischen Form. Vlatko bezahlt die Schuld eines Toten, den seine Gläubiger ausgraben wollen, um den Leichnam zu schlagen, und vermählt sich später mit einer Kaisertochter, welcher schon 99 Männer in der Brautnacht gestorben sind. Ein Mann, dessen Freundschaft Vlatko früher erprobt hat, hält in der Hochzeitnacht Wache und schneidet drei Schlangen, welche aus dem Munde der Braut kriechen und den Bräutigam bedrohen, die Köpfe ab. Als später der Freund die Teilung des Vermögens vorschlägt, verlangt er

scherzweise auch, die Frau in zwei Hälften zu teilen. Aber er verbindet dem Vlatko nur die Augen und schüttelt dreimal die Frau, welche den Kopf senken und den Mund öffnen muſs. Als hierbei drei tote Schlangen aus ihr herausfallen, verschwindet der Freund. — Nahe verwandt ist diesem ein weiteres (III) südslavisches Märchen (vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 41 f.). Hier spielt die Geschichte von der Heirat mit einem Mädchen, aus dessen Munde in der Brautnacht Schlangen kriechen und den Bräutigam töten, die Rolle einer selbständigen Erzählung, in welche das Motiv vom dankbaren Toten eingeflochten ist. — Jagić hat a. a. O. V, 42 f. noch ein anderes (IV) serbisches Märchen mitgeteilt, welches den verwandten Fassungen gegenüber eine Sonderstellung einnimmt. Ein armer Jüngling hatte ein Goldfischlein, welches er dreimal fing, dreimal wieder in Freiheit gesetzt. Als er dann, aus dem väterlichen Hause verstoſsen, in die Welt zieht, gesellt sich ein Mann zu ihm, mit dem er Freundschaft schlieſst. Sie kommen in eine Stadt, in welcher sich das Gerücht verbreitet hat, daſs bei der Tochter des Kaisers kein Mann lebend übernachten könne. Der Jüngling unternimmt das Wagnis, sein Freund aber hält Wache im Schlafgemach und schneidet einer aus dem Munde der Prinzessin herauskriechenden Schlange den Kopf ab. Als die Kaisertochter und der Jüngling am Morgen gesund aufgefunden werden, giebt der Kaiser letzterem seine Tochter zur Frau. Nachdem dieser sein ganzes Vermögen mit dem Freunde geteilt hat, soll auf dessen Verlangen auch die Frau noch halbiert werden. Sie wird zu diesem Zwecke von zwei Dienern festgehalten, und während der Freund den Säbel schwingt, bricht die Frau vor Schrecken zwei Stücke und zuletzt den Schwanz der Schlange aus, worauf der Freund ins Meer springt; denn eben er war jenes Goldfischlein. — Mit fremden Elementen vermischt und hierdurch teilweise entstellt ist ferner ein böhmisches Märchen; Waldau, Böhmisches Märchenbuch p. 213 (vgl. R. Köhler, Or. u. Occ. II, 329). George Stephens (Ghost-Thanks, p. 10) nennt „two Bohemian copies“ in Národni (Prague V, 24—40; XI, 20—23).*

Mannigfache Entstellungen zeigt auch ein polnisches Märchen, K. W. Woycickis Polnische Volkssagen und Märchen. Aus dem Polnischen von Lewestam, Berlin 1839, p. 130 ff. (vgl. R. Köhler, Germania III, 200 f.). Ein armer Schüler bezahlt mit seinem Letzten das Begräbnis einer am Wege liegenden beschimpften Leiche. Unter einer Eiche eingeschlafen findet er beim Erwachen seine Taschen voll Geld. Die Fährleute aber, die ihn dann über einen Fluſs

* Vgl. auch Benfey, Pantschatantra I, 221 und Or. u. Occ. II, 328, Anmerkung.

setzen, rauben es ihm und werfen ihn selbst ins Wasser. Er wird von dem Geiste des einst bestatteten Toten (welcher in Gestalt eines Brettes erscheint) aus Lebensgefahr gerettet und mit der Kraft ausgestattet, sich in Tiere zu verwandeln. Bald als Hase, bald als Jäger verschafft er sich nun aus einem wunderbaren Schlosse ein Schwert, welches die Kraft besitzt, alle Feinde zu besiegen, und für dessen Erlangung ein König die Hand seiner Tochter feilgeboten hat. Nachdem er als Hase erschossen worden ist und der dankbare Tote ihn wieder ins Leben zurückgerufen hat, gelangt er endlich in den Besitz der Königstochter, welche soeben im Begriff ist, mit seinem Mörder Hochzeit zu feiern. — Als nahe verwandt mit diesem nennt R. Köhler noch a. a. O. ein littauisches Märchen (I), A. Schleicher, Littauische Märchen, Sprichwörter, Rätsel und Lieder, Weimar 1857, p. 100 ff. Zwei andere littauische Märchen, von denen das erste (II), mitgeteilt von L. Geitler, Littauische Studien, Prag 1876, p. 21—23, dem russischen Littauen angehört, hat gleichfalls R. Köhler (Archiv f. slav. Philol. II, 633 f.) als hierhergehörig bezeichnet. (II) Ein Königssohn bezahlt mit seinem gesamten Besitz die Schuld eines Toten, welcher von seinen Gläubigern wieder ausgegraben wird, um verbrannt zu werden. Er findet auf einer Insel eine vom Sturm verschlagene Königstochter, welche von ihrem Vater gesucht wird, heiratet dieselbe, wird von ihr getrennt u. s. w. — Das zweite (III) stammt aus dem preufsischen Littauen und war bis zu seiner Veröffentlichung durch R. Köhler a. a. O. nur handschriftlich vorhanden: Ein Fürstensohn läfst einen Mann, der wegen unbeglichener Schulden auf der Strafse von Schweinen zerrissen wird, ehrenvoll begraben und kauft zwei schöne Frauen los, deren eine, eine Königstochter, er ihrem Vater zuführen will, um sie von diesem als Gemahlin zu erhalten. Auf der Reise aber wird er von einem der Grofsen, die ihn begleiten, ins Meer gestofsen, vom Geist des Toten jedoch gerettet und noch rechtzeitig an den Hof des Königs gebracht, um den Übelthäter, welcher eben mit der Prinzessin vermählt werden soll, zu entlarven und selbst deren Hand zu erhalten. Auf den Besitz des erstgeborenen Sohnes, den sich der dankbare Tote einst ausbedungen, verzichtet letzterer später, indem er sich zu erkennen giebt. — Dem genannten polnischen stehen auch nahe (vgl. Germania III, 202) ein ungarisches Märchen (I) — Ungarische Sagen und Märchen. Aus der Erdélyischen Sammlung, übersetzt von G. Stier, Berlin 1850, p. 110 ff. — und ein rumänisches Märchen aus Siebenbürgen, Ausland 1858, p. 117. George Stephens (a. a. O. p. 10) erwähnt ein wallachisches Märchen, mitgeteilt von A. Schott in Hackländer, Hausblätter 1857, Nr. 24, p. 470. — Weniger fern als diese steht unserem Sagen-

kreise ein anderes ungarisches Märchen (II), Ungarische Volksmärchen. Nach der aus Georg Gaals Nachlafs herausgegebenen Urschrift, übersetzt von G. Stier, Pest 1857, p. 153 ff. (vgl. Germania III, 199 f.). Ein Kaufmannssohn bezahlt in der Türkei Schulden und Begräbnis einer geschändeten Leiche und kauft in England eine französische Prinzessin los, auf deren Rat er dem Könige zu Paris Kunde von der Rettung seiner Tochter giebt. Als er sie nach ihrer Heimat bringen will, um mit ihr in Paris vermählt zu werden, wird er von einem General, der sich in die Prinzessin verliebt hat, auf einer wüsten Insel ausgesetzt, von einem alten Manne, dem Geiste des Toten, indessen gerettet und nach dem Festlande gebracht. Er geht nun nach Paris, wo die Erkennung und Verbindung der beiden Liebenden erfolgt. — Bemerkenswert ist in diesem Märchen die Erkennungsscene, in welcher der Kaufmannssohn die Liebe der Königstochter prüft, indem er das Schwert auf sie zückt, welchem sie nicht ausweicht. Mit Recht hat R. Köhler darauf hingewiesen, dafs wir in diesem Zuge nur eine Entstellung oder eine Reminiscenz an die in anderen Formen der Sage vorkommende Teilungsepisode zu erkennen haben. — In dieses Gebiet gehört ferner ein siebenbürgisches Märchen aus Haltrich, Nr. 9. Vgl. Or. u. Occ. II, 326. Ein Kaufmannssohn läfst einen Toten beerdigen und kauft für 100 Gulden eine in ihrer Verkleidung irrtümlich von der Wache verhaftete Königstochter los, welche er später durch die Unterstützung eines alten Mannes — d. i. der Geist des Toten — zur Frau erhält. Als der Greis nach sieben Jahren erscheint, um, wie vorher ausbedungen, die Hälfte alles Gewonnenen, worin er auch Weib und Kind begreift, in Empfang zu nehmen, der Kaufmann aber Frau und Kind lieber ganz als geteilt geben will, verzichtet jener solcher Treue gegenüber auf seine Ansprüche und verschwindet. — Auch in Esthland lebt, wie Schiefner (Or. u. Occ. II, 175 f.) erzählt, eine ihrer Idee nach hierhergehörige Sage. Ein Mann, der den allnächtlich in einer Schlucht (bei dem Dorfe Aruküla bei Wesenberg) ruhelos umhertanzenden Knochen eines hier von Räubern ermordeten, nicht begrabenen Königs priesterlich einsegnen läfst und beerdigt, findet an der Stelle, wo er das Grab gräbt, einen kostbaren Schatz. — Ein finnisches Märchen hat F. Liebrecht (Germania XXIV, 131 f.) aus dem vierten Bande der Sammlung „Suomen Kansan Satuja etc.“, Helsingfors 1866, mitgeteilt. Ein Kaufmannssohn deckt mitleidig die Schulden eines Mannes, dessen Leichnam an die Kirchenmauer genagelt ist und vom Volke beschimpft wird. Auf dem Wege nach seiner Heimat gesellt sich ein Reisegefährte zu ihm, der ihm Nahrung und Geld verschafft, und auf dessen Rat er die jüngste von den drei dreigehörnten Töchtern des Königs zur Frau nimmt. In der Hoch-

zeitnacht bringt ihm der Gefährte frischgeschnittene, dünne Zweige, mit denen der Neuvermählten das „Blut ausgepeitscht“ wird, worauf die Hörner abfallen und sie bildschön ist. — Zu erwähnen bleibt aus dem östlichen Europa noch ein griechisches Märchen. J. G. v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen, Leipzig 1864, Nr. 53: Belohnte Treue. Ein armer Mann verkauft an einen Pascha seinen Sohn, um für den Erlös das Öl für die Lampe kaufen zu können, die er seinem Heiligen zu Ehren unterhält. Der Knabe gefällt dem Pascha so gut, daſs er ihn seiner Tochter zum Manne bestimmt. Als aber ein mächtiger Pascha für seinen Sohn um die Hand des schönen Mädchens werben läſst, da verlobt man sie dem letzteren. Eine Probe, welcher beide Bewerber auf den Wunsch der Paschatochter unterworfen werden, fällt dank der Beihilfe eines Alten (d. i. der genannte Heilige) zu gunsten des armen Jünglings aus, welcher nun die Hand des Mädchens erhält. Nach der Hochzeit erscheint im Brautgemach der Alte und verlangt die Teilung der jungen Frau, die jener doch nur durch seine Unterstützung gewonnen habe. Der Jüngling willigt ein, und als er das Messer erhebt, um sie zu töten, da fällt ihm der Alte in den Arm, indem er ihm sagt, er habe nur seine Treue prüfen wollen und dieselbe erprobt gefunden. Dann giebt er sich als einen Gesandten Gottes zu erkennen und verschwindet.

Auch mehrere keltische Versionen unserer Sage sind bekannt. Ein bretonisches Märchen (I) hat Simrock nach Émile Souvestre, Le foyer breton, contes et traditions populaires, nouv. éd. Paris 1853, II, 1—21, mitgeteilt. Vgl. Gut. Gerh. p. 94 ff. Mao, ein armer Jüngling, läſst für seine ganze Barschaft den Leichnam eines Bettlers beerdigen, dessen Geist ihm die schöne Tochter eines Reichen verschafft, ihn aus der Feuersgefahr, in die ihn der neidische Neffe des Reichen gebracht, rettet und schlieſslich ihn, seine Frau und sein Kind in den Himmel einführt, als der Neffe, gestützt auf ein diesbezügliches Versprechen, die Hälfte des Kindes verlangt. — Zwei andere Märchen der Bretagne,* welche A. v. Weilen in der Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch. u. Renaissance-Litteratur, N. F. I, 105 (Nr. XIX) citiert, finden sich bei François Marie Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne. Das erste (II) derselben (Luzel I, 68—90) hat folgenden Inhalt. Ein Jüngling, der le fils de S. Pierre genannt wird, will seinen angeblichen Vater im Paradies besuchen und übernachtet unterwegs bei einer armen Alten, deren Mann seit drei Wochen unbeerdigt in ihrer Hütte liegt, weil der Pfarrer ihn nicht umsonst begraben will. Er läſst ihn begraben und zahlt eine Messe für ihn. Er kommt an einen Meeresarm und weiſs nicht, wie

* Die Inhaltsangaben derselben verdanke ich der Güte R. Köhlers.

er ans andere Ufer gelangen soll. Ein nackter Mann kommt aus dem Meer, giebt sich als den zu erkennen, den er am Morgen hat begraben lassen, und trägt ihn über das Meer und später auch wieder zurück. — Das zweite (III) (Luzel II, 40—58) ist die Übersetzung eines bretonischen „cantique spirituel sur la charité que montra S. Corentin envers un jeune homme qui fut chassé de chez son père et sa mère sans motif et sans raison.“ Der verstoſsene Gentilhomme empfiehlt sich dem Schutze S. Corentins, des Erlösers und der heil. Jungfrau. Er giebt einer alten Frau 30 Thaler — sein einziges Geld —, damit sie ihren Mann, den der Pfarrer nicht umsonst begraben will, begraben und ihm Messen lesen lassen kann. S. Corentin und die heil. Jungfrau bringen ihn zu einem Edelmann, dessen Tochter er heiratet. Ein eifersüchtiger Onkel der Frau stürzt ihn auf der Jagd ins Meer, als die Frau guter Hoffnung ist. Er wird über Wasser gehalten und auf eine Insel gebracht, il ne savait comment. Fünf Jahre lang bringt ihm S. Corentin Nahrung. Dann kommt eines Tages ein Alter übers Meer gegangen und trägt ihn auf dem Rücken nach Hause, nachdem er ihm die Hälfte seiner Güter hat versprechen müssen. Nach Jahresfrist kommt der Alte und verlangt auch die Hälfte des Kindes. S. Corentin und die heil. Jungfrau erscheinen, als eben der Alte das Kind zerschneiden will, und erklären, Gott sei mit dem guten Willen zufrieden. Sie und der Alte geben sich zu erkennen und verkünden dem Edelmann, daſs er und sein Söhnchen alsbald ins Paradies kommen werden; Vater und Sohn fallen tot um, die Mutter geht ins Kloster. — Auf ein gaelisches Märchen aus J. F. Campbells Sammlung gaelischer Märchen hat R. Köhler (Or. u. Occ. II, 322 f.) anläſslich eines eingehenden Berichtes über die ganze Sammlung aufmerksam gemacht. Jain, der Sohn einer armen Witwe, bezahlt in der Türkei Schulden und Beerdigung eines gemiſshandelten Leichnams und kauft ein Christenmädchen, die Tochter des Königs von Spanien, los, welche entflohen war, um nicht einen ihr verhaſsten General heiraten zu müssen. Nachdem beide nach England zurückgekehrt sind, giebt Jain dem Könige von Spanien Kunde von dem Loskauf seiner Tochter. Jain soll die Prinzessin zum Vater bringen; aber auf der Reise nach Spanien wird er auf Betreiben des genannten Generals, der sich auf das Schiff geschlichen hat, auf einer öden Insel zurückgelassen, infolge wovon die Königstochter wahnsinnig in Spanien anlangt. Der Geist des Toten rettet Jain in einem Boote und bringt ihn nach Spanien, wo die Prinzessin ihn erkennt und gesund wird. Lange nach ihrer Hochzeit, als sie bereits drei Söhne haben, kommt der Retter und verlangt die Hälfte alles Gewonnenen. Als aber Jain zur Teilung bereit ist, verzichtet der Fremde und giebt sich als Geist des Toten zu erkennen.

Die romanischen Länder besitzen unsere Sage in sehr mannigfaltiger Form. Aus Spanien kennen wir zunächst ein

katalanisches Märchen, welches Felix Liebrecht (Heidelberger Jahrbücher der Litt. 1872, p. 894) mitgeteilt hat aus Lo Rondollayre: Quentos populars catalans, collectionats por Francisco Maspons y Labrós. Barcelona. Llibreria di Alvar Verdaguer. Segona Seria 1872. Nr. 31: L'estandart. Ein junger Mann, der auf Reisen gegangen ist, bezahlt Begräbnis und Seelenmessen eines Armen und kauft eine gefangene Königstochter los. Mit einer Flagge, die sie gefertigt und in welche sie ihren Namen gestickt hat, kommen einst Schiffer zu ihren Eltern, welche dieselbe als von ihrer Tochter herstammend erkennen. Die Schiffer, welche die Prinzessin holen sollen, werfen auf dem Rückwege den Jüngling ins Wasser; er wird aber durch den dankbaren Toten gerettet, an den Königshof gebracht und erhält die Hand der Prinzessin. — Zwei spanische Romanzen (Duran, Romancero general, Madrid 1849—51, II, Nr. 1291 und 1292) behandeln den gleichen Stoff. Vgl. Or. u. Occ. II, 323 ff. Ein junger venezianischer Kaufmann bezahlt in Tunis Schulden und Begräbnis eines Christen, kauft eine Sklavin los und nimmt sie in Venedig zum Weibe. Als beide auf die Einladung eines Kapitäns dessen Schiff besuchen, läſst dieser den jungen Kaufmann ins Meer werfen, führt das Mädchen davon und bringt es — es ist die Tochter des Königs von Irland — in seine Heimat. Der Venezianer wird, von dem Geiste des Toten gerettet, nach Irland gebracht, wo sein Anblick die kranke Königstochter heilt und ihre Wiedervereinigung erfolgt. — Nach einer Bemerkung Durans gründet sich die Romanze auf eine sehr alte fromme Volkslegende, welche im 17. Jahrhundert den Stoff zu verschiedenen Dramen geliefert haben soll, unter diesen „Don Juan de Castro“ von Lope de Vega und „El mejor amigo el muerto“ De tres ingenios Luys de Belmonte, Francisco de Rosas, Calderon. Das Drama erzählt — nach R. Köhlers Analyse (Or. u. Occ. III, 100 f.) — von Don Juan de Castro, dem Prinzen von Galicien welcher an der englischen Küste Schiffbruch leidet und nur wenig von dem Seinigen rettet. An der Küste findet und begräbt er den wegen Schulden unbeerdigten Leichnam des Schiffspatrons Lidoro, dessen Geist ihn später in London aus dem Gefängnisse befreit und ihm die Hand Clarindas, der Königin von England, verschafft.

Italien besitzt die Sage in vier verschiedenen Formen. Die interessanteste und älteste dieser Versionen ist die Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto, herausgeg. von D'Ancona, Pisa 1868, wieder abgedruckt in dem Catalogo dei novellieri italiani in prosa etc. da Giovanni Papanti, Vol. I, Livorno 1871, p. XXXVIII. Novella ventesima prima. Vgl. Felix

Liebrecht, Heidelberger Jahrbücher d. Litt. 1868, p. 449 ff., woselbst sich eine kurze Analyse der Novelle findet.* Der Inhalt ist folgender. Dianese, ein edler Ritter in der Mark Trevigi, hat in verschwenderischem Leben seine Reichtümer vergeudet. Als er hört, dafs der König von Cornwales (Chornualglia) die Hand seiner Tochter und die Hälfte seines Reiches dem Sieger in dem von ihm ausgeschriebenen Turnier verspricht, wird er von seinen Verwandten und Freunden gehörig ausgerüstet, so dafs er sich mit seinem Gefolge alsbald auf den Weg machen kann. Einst, als er bereits vierzehn Tage unterwegs ist, nimmt er wahr, wie eine Menge Volks den geraden Weg verläfst, um eine schmale Strafse zu gehen. Auf seine Fragen erfährt er, dafs dies geschehe, weil auf jenem Wege die Leiche eines vor einer Kirche auf der Bahre liegenden edlen Ritters einen unerträglichen Geruch verbreite.** Er hört weiter, dafs der Ritter wegen unbezahlter Schulden unbeerdigt sei und es so lange bleiben werde, bis seine Gläubiger befriedigt wären. Da läfst Dianese bekannt machen, dafs er die Schulden des toten Ritters Gigliotto bezahlen wolle. Um allen Forderungen gerecht zu werden, verkauft er seine Pferde — bis auf eins — und seine ganze Ausrüstung. Nachdem er alle Schulden bezahlt hat, läfst er den Leichnam ehrenvoll beerdigen, nimmt Abschied und zieht weiter — er zu Rosse, seine Begleiter zu Fufs. Als er zwei Meilen zurückgelegt hat, gesellt sich ein Kaufmann zu ihm, der ihn höflich grüfst, ihn nach seinen Geschäften fragt und sich ihm als Begleiter anbietet mit dem Vorschlage, er wolle ihm Geld, Rosse und Waffen geben, wenn er alles, was er dereinst gewinnen würde, mit ihm zu teilen bereit sei. Gern geht Dianese auf diesen Vertrag ein. In der nächsten Stadt rüsten sich beide mit allem Notwendigen aus und kaufen Waffen und Rosse, um, in der Stadt des Königs angelangt, in der vornehmsten Herberge Quartier zu nehmen und durch ihre ritterliche Freigebigkeit viel Aufsehen zu machen. Am Tage des Turniers wird alles glanzvoll hergerichtet. Dianese bleibt Sieger und erhält mit Freuden vom Könige die Hand der Prinzessin und das halbe Königreich. — Nach längerer Zeit treten Dianese, seine Gemahlin und der Kaufmann die Rückreise an. Als sie nur noch einen Tag von ihrem Ziele entfernt sind und an einen Kreuzweg kommen, bittet der Kaufmann Dianese, das ihm einst gegebene Versprechen hinsichtlich der Teilung des Gewinnes nun zu halten. Vergebens stellt der Ritter seinem Begleiter

---

* Vgl. Romania III, 191 f. = A. D'Ancona, Studj di critica e storia letteraria, Bologna 1880, p. 353 ff., woselbst D'Ancona verweist auf Ive, Novelline popolari rovignesi, Vienna 1877, p. 19, „ove sono degne di osservazione le dotte illustrazioni dell' editore."

** „Se voi andaste per la diritta istrada, a voi e chi andasse, voi trovereste si grande il puzzo d'uno gentile chavaliere ch'è làe morto dinanzi a una chiesa in una bara, che morebe dal puzzo chi v'andasse." Derselbe Zug findet sich im „Sir Amadas"; vgl. bei Robson Str. VI ff.

vor, er solle doch für immer in seinem Hause bleiben.* Der Kaufmann besteht auf seiner Forderung und wird schliefslich von Dianese aufgefordert, die beiden Teile nach seinem Gutdünken zu bemessen. Er teilt nun so, dafs die Dame mit ihrem Zelter die eine, alle Güter die andere Hälfte bilden. Dianese, der nun die Wahl zwischen diesen beiden Teilen hat, entscheidet sich für die Dame und überläfst alles übrige dem Kaufmann. Dann nehmen sie Abschied voneinander, und Dianese reitet betrübt davon. Nach kurzer Zeit aber kehrt der Kaufmann zurück und eröffnet ihm, er freue sich, dafs er sein Wort so treu gehalten, und gebe ihm alles, was er dem Vertrage zufolge an ihn abgetreten, zurück. Nachdem er sich endlich als den Ritter zu erkennen gegeben, dessen Schulden Dianese einst so hochherzig bezahlt und dessen Leiche er habe beerdigen lassen, verschwindet er ins Paradies. (E fue isparito, detto questo, ed andossine in paradiso.) Dianese aber kehrt mit seiner Gattin heim und belohnt alle seine Freunde reich.

D'Ancona erwähnt Romania III, 191 f. als hierhergehörig ein volkstümliches Gedicht: „Istoria bellissima di Stellante-Costantina, figliuola del gran turco, la quale fu rubata da certi cristiani che teneva in corte suo padre e fu venduta a un mercante di Vicenza presso Salerno, con molti intervalli e successi, composta da Giovanni Orazio Brunetto.“ Dieser Titel schon läfst ersehen, dafs es sich auch in diesem Gedicht um den Loskauf einer Prinzessin handelt, wie in dem Märchen bei Strapparola: Notti piacevoli, Venezia 1573. XI, 2, von welchem Simrock (Gut. Gerh. p. 98) eine kurze Analyse gegeben hat, und zwar nach W. Grimm (Kinder- und Hausmärchen III, 275). Bertuccio bestreitet mit 300 Dukaten, seinem ganzen Besitztum, den Loskauf und die Beerdigung einer Leiche und befreit eine Prinzessin, welche er, aus Räubershand gerettet, an den Hof ihres Vaters bringt. Als er heim reitet, schenkt ihm ein Ritter, der Geist des einst von ihm beerdigten Toten, gegen das Versprechen, alles Erworbene dereinst zu teilen, ein schönes Rofs und prächtige Kleider. Bertuccio gefällt nun dem Könige so, dafs er ihm seine Tochter zur Frau giebt. Als der Geist die Teilung der Prinzessin verlangt, Bertuccio aber die Frau lieber ganz als geteilt geben will, steht jener von seinem Verlangen ab und giebt sich zu erkennen. — Endlich verdanken wir der Märchensammlerin Laura Gonzenbach ein sicilianisches Märchen, welches unserem Sagenkreise angehört. L. G.: Sicilianische Märchen etc. II, 96. Von den drei

* „O perchè none venite voi cho' me, chè io vi terrò sempre orevolemente a chasa mia, e non è bisongnio di pensare di nulla, e starete molto bene e orevolemente sì come io?“ Auch dieser Zug hat im „Sir Amadas“ seine Parallele; vgl. bei Weber v. 650 ff.

Söhnen eines Reichen suchen die beiden älteren vergeblich durch den Bau eines Schiffes, welches zu Wasser und zu Lande fahren kann, eine Königstochter zu gewinnen. Der jüngste der drei Brüder, welcher keine von den sich zur Arbeit meldenden Personen, auch nicht ein altes Männchen (d. i. der heil. Joseph) zurückweist, bringt das Schiff glücklich zu stande und gelangt durch die Hilfe des heil. Joseph in den Besitz der Prinzessin. Nach der Verbindung der beiden fordert Joseph die gleich anfangs ausbedungene Teilung alles Gewonnenen. Als der Jüngling all sein Gut geteilt hat, verlangt der Heilige auch die Hälfte seiner Frau. Da ist der Jüngling tief betrübt, aber bereit, sein Versprechen zu halten, und erhebt sein Schwert, die junge Frau zu zerhauen. In diesem Augenblicke segnet der heil. Joseph seine Treue und verschwindet.

Auch Frankreich besitzt die Sage vom dankbaren Toten in mehrfacher Gestalt. Zuerst ist zu erwähnen der altfrz. Roman von Herpin de Bourges, der uns, cirka 55000 Verse lang, in einer Hs. des 15. Jahrhunderts in Alexandrinertiraden überliefert ist. Die von P. Paris (Manuscrits de la bibliothèque du roi, III, 1—4) behandelte Version ist nach W. Förster (Rich. li Biaus p. XXVII) wahrscheinlich ein Auszug aus diesem grofsen Roman. Nach dem von v. d. Hagen (Gesamtabenteuer I, XCVII; vgl. auch Simrock, Gut. Gerh. p. 104) gelieferten Auszug aus einer späteren deutschen Prosabearbeitung ist der Inhalt folgender. Löw, der Sohn des Herzogs Herpin de Bourges, vom Ritter Badwin v. Montlin bei Florenz in einer Löwengrube gefunden und adoptiert, verschwendet seines Pflegevaters Vermögen durch Stechen und Turnieren. Als Löw davon hört, dafs König Heinrich von Sicilien die Hand seiner Tochter dem Sieger in dem von ihm ausgeschriebenen Turnier verheifst, macht er sich auf den Weg nach dem Hofe des Königs. Mit dem unterwegs gewonnenen Gelde begräbt er eine wegen unbezahlter Schulden im Rauche hängende Leiche eines Ritters. Schon vor dem Turnier gewinnt er in Montlisan der Königstochter Gunst. Das ihm noch fehlende Streitrofs verschafft ihm ein weifser Ritter unter der Bedingung gemeinschaftlichen Gewinnes, wovon Löw aber die Prinzessin ausnimmt. Der weifse Ritter hilft ihm in den Turnieren, und als Löw endlich die Königstochter erhält, verlangt der Ritter seinen Anteil am Gewinne, entweder die Frau oder das ganze Königreich, welch letzteres ihm Löw feierlich giebt. Als der Ritter Löws Treue erkennt, entdeckt er sich ihm als Geist des beerdigten Ritters und verzichtet auf seine Forderung.

Noch zwei andere altfrz. Romane gehören hierher, „Richars li Biaus“ und „Olivier et Artus“. — „Richars li Biaus“, herausgegeben von W. Förster, Wien 1874, ist ein Abenteuerroman, welcher nach des Herausgebers Ansicht an der belgisch-französischen Grenze entstanden ist und dem letzten Viertel des

13. Jahrhunderts angehört. Der Roman hat, wie „Herpin de Bourges“, nicht die Sage vom dankbaren Toten allein zum Gegenstande; nur der letzte Teil desselben behandelt diesen Stoff. R. Köhler hat anläſslich der Besprechung der Casatischen Publikation von Fragmenten der Dichtung in der Revue Critique, 1868, p. 412 ff., eine gedrängte Analyse des gesamten Romans geliefert. Der Inhalt des zweiten in unseren Sagenkreis gehörigen Abschnittes ist folgender (v. 4137 ff.). Der König von Friesland schenkt dem Vater des Richars, Loeis, die Landschaft Mangorie. Richars verschwendet in vornehm ritterlichem Leben seines Vaters Vermögen, welcher schlieſslich alle seine Besitzungen bis auf die chité de Mangorie verpfändet, während sein Sohn leichtfertig alles hingiebt. Als Richars hört, daſs der König von Montorgueil die Hand seiner Tochter dem Sieger in einem Turnier zusage, ist er untröstlich, daſs ihm die Mittel zur Teilnahme am Turnier fehlen. Ein Prevost indessen verschafft ihm ein Roſs und das nötige Geld, und mit drei ihm zur Verfügung gestellten Knappen macht sich Richars freudig auf den Weg nach Montorgueil. Nach viertägiger Reise herbergen sie in der Stadt Osteriche, wo Richars allen Bürgern, Bürgerinnen, Rittern und Söldnern ein glänzendes Fest giebt. Auf dem Dache eines Hauses sieht er auf zwei Balken einen Leichnam liegen, welcher, wie er auf seine erstaunten Fragen erfährt, der des tüchtigsten Ritters ist, aber von dem Wirt des Hauses wegen einer unbeglichenen Schuld von 3000 Pfund nicht freigegeben wird. Richars ist entrüstet und giebt sofort alles, was er besitzt, auch seine Ausrüstung, her, um die Schuld zu decken und die Bestattung der Leiche zu ermöglichen. Nachdem dies geschehen, zieht er auf einem schlechten Rosse, das der Wirt ihm gegeben hat, weiter zum Turnier und befindet sich, von seinen Knappen verlassen, in der traurigsten Stimmung, als sich ein weiſser Ritter zu ihm gesellt, der ihm seine Hilfe für das Turnier anbietet und sein edles Roſs zur Verfügung stellt. In dem sehr ausführlich geschilderten Turnier bleibt Richars Sieger über alle Gegner und erhält die Hand der Prinzessin Rose, welche ihm bereits vorher ihre Liebe erklärt hat. So in den Besitz der Königstochter gelangt, fragt Richars den weiſsen Ritter, was er nun lieber wolle, die Frau oder das Erbteil. Der weiſse Ritter aber steht von einer Teilung ab und verschwindet, nachdem er sich zu erkennen gegeben.

Gleichfalls mit fremden Elementen versetzt ist der Roman „Olivier de Castille et Artus d'Algarbe“. Die Mélanges tirés d'une grande bibliothèque (Paris 1780) E. V., welche p. 78 ff. eine Inhaltsangabe dieses Romans geben, schicken derselben die Notiz voraus: Philippe Camus, Flamand, traduisit ou composa, à la requête, dit-on, du Sire de Croy, le Roman d'Olivier de Castille et d'Artus d'Algarbe. Il y en a eu deux éditions de

Genève; la première sans date, et la seconde de 1482. — Dieser Roman ist eigentlich eine Version des Sagenstoffes von Amicus und Amelius, in welche die Geschichte vom dankbaren Toten verflochten ist. Wenn man diesen unserer Sage angehörigen Bestandteil aus dem Zusammenhange des Ganzen herausschält, so ergiebt sich etwa folgende Form der Erzählung. Olivier, der Sohn des Königs von Kastilien, bezahlt auf seinen Reisen, auf welche ihn eine Liebeserklärung seiner Stiefmutter gedrängt hat, die Schulden und das Begräbnis Talbots, eines englischen Ritters, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte, und welcher aus Gram über die unaufhörlichen Belästigungen seitens seiner Gläubiger gestorben ist. Der dankbare Geist desselben liefert ihm Rofs und Gefolge zu einem glänzenden Turnier, welches der König von England ausgeschrieben hat, und dessen Preis die Hand der Königstochter sein soll. Olivier siegt im Turnier, hält sich noch ein Jahr lang am englischen Hofe auf, schlägt in einem glücklichen Kriege den König von Irland und darf endlich Helene, die englische Prinzessin, heiraten, welche nach einem Jahre Zwillinge zur Welt bringt. Mit Hilfe des weifsen Ritters (d. i. der Geist Talbots) wird Olivier später aus der Gefangenschaft des irischen Königs erlöst, in die er auf einer Jagd geraten war. Als einst der weifse Ritter erscheint, um das ihm früher versprochene Halbteil alles Gewonnenen zu fordern, ist Olivier bereit, sein Töchterchen Clarice zu teilen, worauf der Ritter Verzicht leistet, sich zu erkennen giebt und verschwindet.

R. Köhler hat (Germania III, 203 ff.) uns noch von einem neueren französischen Roman, Histoire de Jean de Calais, Kunde gegeben, welcher aus der Feder der Novellenschriftstellerin Madame de Gomez (1691—1771) stammt und 1723 in der wiederholt aufgelegten, auch ins Deutsche übertragenen Novellensammlung „Les journées amusantes“ erschienen ist. Über ihre — übrigens noch nicht aufgefundene — Quelle sagt Madame de Gomez: „Ce que je m'engage à vous conter est tiré d'un livre qui a pour titre: Histoire fabuleuse de la Maison des rois de Portugal.“ Der Roman erzählt: Jean, der Sohn eines reichen Kaufmanns in Calais, der sich durch Bekämpfung der Korsaren um seine Vaterstadt sehr verdient gemacht hat, kommt auf seinen Reisen zu der blühenden Insel Orimanie, in deren Hauptstadt Palmanie er Schulden und Begräbnis eines von Hunden zerfleischten Leichnams bezahlt. Er kauft dort ferner zwei Sklavinnen los, mit deren einer, Konstanze, er sich vermählt und heimkehrt. Diese ist die Tochter des Königs von Portugal, von welcher er, als er sie ihrem Vater zuführen will, durch einen verräterischen General getrennt wird. Der dankbare Tote aber rettet Jean und bringt endlich seine Wiedervereinigung mit Konstanze zu stande. Als der Fremde (d. i. der helfende Geist des Toten) später auf Grund eines

früheren Versprechens von Jean die Hälfte seines Sohnes verlangt, giebt dieser sein Kind hin, damit jener es mit dem Schwerte zerteile. Der Fremde aber giebt Jean das Kind zurück als Preis seiner Tugend und Treue und verschwindet. — R. Köhler hat a. a. O. bemerkt, dafs es noch eine neuere französische Bearbeitung der Histoire de Jean de Calais gäbe, und zwar in Drucken aus den Jahren 1770, 1776, 1787, welche auf dem Titel den Zusatz trägt: Sur de nouveaux mémoires. Der Hauptzug der alten Sage hat sich in dieser späteren, übrigens anonym erschienenen Redaktion bereits verflüchtigt. Der dankbare Geist des Toten ist nämlich durch einen Engel ersetzt, der nicht aus persönlicher Dankbarkeit, sondern in Ausübung seines himmlischen Berufes den tugendhaften Jean unterstützt und rettet. Sogar französische Volksromane von 1849 und 1856 haben noch die Geschichte des Jean de Calais zum Gegenstande, freilich in einer Form, deren wesentlicher Kern nur noch der Loskauf zweier Mädchen ist. — J. B. Andrews erzählt in seinen „Stories from Mentone“ auch ein „John of Calais“ betiteltes Märchen. Danach scheint es, als ob die Geschichte noch heute — Andrews hat die Stories im Frühjahr 1879 von einer Frau aus Mentone erzählen hören — im Volksmunde jenes Gebietes an der Grenze Italiens und Frankreichs lebendig wäre. Vgl. The Folk-Lore Record, Vol. III, Part I, 3 und Englische Studien V, 158 unten. — Ein lothringisches Märchen, welches Cosquin (Contes populaires de Lorraine, comparés avec les contes des autres provinces de France et des pays étrangers et précédés d'un essai sur l'origine et la propagation des contes populaires Européens I, No. XIX, Le petit bossu) erzählt, ist, wie R. Köhler mir freundlich mitteilt, eine Variante von Grimm Nr. 57, aber kombiniert mit dem Motiv des dankbaren Toten. Der Held bezahlt die Schuld eines Toten und läfst ihn begraben. Dafür hilft ihm dann der Geist des Toten in Gestalt eines Fuchses. Cosquin verweist auf das baskische Märchen bei Webster p. 182, das bretagnische bei Sébillot I, Nr. 1, das brasilianische bei Roméro Nr. 10, das toskanische bei Nerucci Nr. 52. — Endlich sei noch auf ein gascognisches Märchen hingewiesen, auf welches R. Köhler (Or. u. Occ. II, 329) aufmerksam gemacht hat. Es stammt aus Cénac Moncaut, Contes populaires de la Gascogne, Paris 1861, p. 5, und zeigt arge Entstellung des Stoffes, indem der Schuldner

sich nur tot stellt, um sich so den Quälereien seiner Gläubiger zu entziehen.

Am reichsten entwickelt zeigen die Sage vom dankbaren Toten, soweit mir die Versionen bekannt geworden sind, die germanischen Länder. Eine Fassung der Sage aus Schweden, welche bereits George Stephens (Ghost-Thanks p. 8) erwähnt hat, findet sich in Bäckström, Svenska Folkböcker (Stockholm 1845) II, 144 ff.: Pelle Båtsman. Vgl. Germania XXIV, 130 ff. Pelle Båtsmann bezahlt auf einer Reise die Schuld eines Toten und verschafft ihm so die Ruhe, die er bisher im Grabe nicht finden konnte, weil ihn sein gleichfalls bereits gestorbener Gläubiger allnächtlich aus dem Grabe jagte und durchpeitschte. Pelle gerät dann unter die Räuber, unter denen er eine Prinzessin, die Tochter des Königs von Armenien, findet. Mit dieser flieht er an Bord eines Schiffes, um sie ihrem sie suchenden Vater zuzuführen. Der neidische Schiffsführer aber setzt Pelle aus, und nur durch die Hilfe des dankbaren Toten gelingt es diesem, nach Armenien zu kommen und die Hand der Prinzessin zu erlangen. — George Stephens hat a. a. O. p. 73 f. als „afterword" zu seinem Abdruck des „Sir Amadas" eine altschwedische, zwischen 1265 und 1270 geschriebene Version der Sage im Urtext mit gegenüberstehender englischer Übersetzung mitgeteilt: Om Pipinus Franka Konung eller Sagan om det Jordade Liket. Dieselbe stammt aus Ett Forn Svenskt Legendarium, innhållande Medeltids Kloster-sagor om Helgon, Påfvor och Kejsare ifrån det 1 sta till det 13de århundradet. Efter gamla handskrifter af George Stephens, Esq., 8vo. Vol. 2, Stockholm 1858, p. 731. Die Tochter des Königs von Frankreich, die Erbin des Reiches, verspricht als vielumworbene Prinzessin, demjenigen ihre Hand zu reichen, der in einem von ihr ausgeschriebenen Turnier Sieger bleiben werde. Auf die Nachricht hiervon macht sich Pipin, der Herzog von Lothringen, auf den Weg zum Turnier. Er nimmt die erste Nacht Herberge bei einer Witwe, welche den Tod ihres noch auf der Bahre liegenden Gatten beweint, der — einst ein mächtiger und frommer Mann — so arm gestorben ist, daſs sie ihn nicht nach seinem Willen bestatten lassen kann. Hochherzig veranstaltet Pipin dem Toten ein ehrenvolles Begräbnis. Als er seine Reise fortsetzt, trifft er einen Mann auf stattlichem Rosse, welcher ihm sein mit dreifachen Vorzügen ausgestattetes Pferd gegen das Versprechen der Teilung des einstigen Gewinnes abtritt. Pipin zögert nicht, auf den Vertrag einzugehen, und gewinnt mit Hilfe des Rosses die Königstochter. Als später sein Helfershelfer die versprochene Teilung alles Gewonnenen fordert, bietet ihm Pipin zuerst das halbe, dann, als jener auf die Königstochter hinweist, das ganze König-

reich. Da erklärt der Mann, dafs er die Seele jenes Toten sei, den er einst begraben habe, und dafs in dem Rosse ein Engel Gottes ihm geholfen habe für seine grofsmütige Nächstenliebe. — Aus Norwegen kennen wir zwei Märchen, welche wir beide P. Chr. Asbjörnsens Yaletraeet, Christiania 1866, verdanken (Nr. 8 u. 9). Vgl. Felix Liebrecht, Heidelberger Jahrbücher der Litteratur 1868, p. 451 ff., sowie Germania XXIV, 131. (I) Nr. 8: „Krambodgutten med Gamelostlasten“ erzählt von einem Ladendiener, welcher einen Toten bestattet und eine Prinzessin loskauft. Von dieser wird er durch einen früheren Bewerber derselben, der ihn ins Meer stürzt, getrennt, als er im Begriff steht, die Gerettete ihrem Vater zu bringen. Der Geist des Toten führt die Liebenden am Schlusse glücklich zusammen. — (II) Nr. 9: Fölgesvenden. George Stephens (a. a. O. p. 8) sagt über das Märchen: „It was taken down from the mouth of the people in Aadalen and Aamot by P. Chr. Asbjörnsen, and was printed in Illustreret Kalender for 1855, Christiania. 8vo, pp. 32—39.“ Ein junger Bauer zieht in die Ferne, um — nach der Weisung eines Traumes — die Hand einer schönen Prinzessin zu erlangen. Auf seinem Wege bestattet er in einer Stadt die Leiche eines betrügerischen Weinzapfers, welcher hingerichtet worden war und dessen Leichnam nun von allen Vorübergehenden bespien wird. Auf seiner weiteren Reise gesellt sich des Weinzapfers Geist zu ihm und verschafft ihm durch wunderbare Mittel die Hand der Prinzessin. — Ein isländisches Märchen aus Jón Árnason: Íslenzkar Þjódsögur og aefintýri, Leipzig 1864, II, 473—479, auf welches bereits F. Liebrecht a. a. O. hingewiesen hatte, hat R. Köhler (Or. u. Occ. III, 101 ff.) mitgeteilt. Vgl. auch Felix Liebrecht, Germania XXIV, 131; Poestion, Isländische Märchen, Wien 1884, p. 276. Thorsteinn, ein Königssohn, der durch Verschwendung seinen Reichtum verloren hat, verkauft sein Reich und zieht mit dem Erlös in die Welt. Er bezahlt die Schuld eines Toten, der zwar beerdigt, dem aber der Frieden des Todes versagt ist wegen der vom Gläubiger auf sein Grab geführten Schläge. Auf seinen weiteren Fahrten erwirbt er in einem Riesenschlosse eine Prinzessin, die er nach Hause zu führen gedenkt. Der Schiffskapitän Raudr indessen wirft ihn in die See. Vom Geiste des Toten gerettet, kommt Thorsteinn an den Hof des Königs, dessen Tochter, seine Geliebte, ihn in dem Augenblicke erkennt, als sie mit Raudr vermählt werden soll. Der Nebenbuhler wird für seine verbrecherische That, welche jetzt erst ans Licht kommt, bestraft, und Thorsteinn erhält die Prinzessin zur Frau. — Auch in Dänemark ist unsere Sage heimisch. R. Köhler hat (Or. u. Occ. II, 327) ein dänisches Märchen, „Der Reisekamerad“, aus Andersen, Gesammelte Märchen, Leipzig 1847,

III, 85, besprochen. Es zeigt Verbindung mit der Sage von den zu erratenden Gedanken, die sich noch in einigen anderen hier zu besprechenden Märchen findet. — Gleichfalls von fremden Stoffen beeinflufst sind die von R. Köhler (Or. u. Occ. III, 99) erwähnten beiden Märchen aus Grundtvig: Gamle danske minder i folkemunde, Kjøbenhavn 1854, deren erstes, p. 77, Anlehnung an die Sage vom gestiefelten Kater zeigt, deren letztes, p. 105, in einem Punkte an das oben genannte sicilianische erinnert.

In England ist die bedeutendste Gestaltung der Sage die im „Sir Amadas“, einer Schweifreim-Romanze, welche uns in zwei Handschriften des 15. Jahrhunderts überliefert ist. Eine Analyse der Romanze, welche von H. Weber (Metrical Romances III, 241—275) und von J. Robson (Three Early English Metrical Romances, London 1842, p. 27—56) herausgegeben, von George Stephens (Ghost-Thanks or the grateful unburied etc., Cheapinghaven 1860) wiederabgedruckt wurde, ward nicht, wie W. Förster vermutete, zum erstenmal von ihm selbst, sondern bereits 1864, also zehn Jahre vor der von Förster in seiner Einleitung zu Richars li Biaus gelieferten, von R. Köhler (Or. u. Occ. II, 325) gegeben. Der uns erhaltene Teil der Romanze beginnt damit, dafs Sir Amadas mit seinem Steward über seine schwierige finanzielle Lage berät. Der Steward macht ihm den Vorschlag, bei seinen Gläubigern eine Verlängerung der Rückzahlungsfrist seiner Schulden zu erbitten, sich vor allem nach Möglichkeit einzuschränken und sein Gefolge thunlichst zu verringern. Amadas ist damit nicht einverstanden. Er müfste, sagt er, zu lange sparen, ehe all seine Schulden bezahlt wären. Zudem würde er es nicht ertragen, in Spott und Schande da zu leben, wo er geboren und so gut gekannt sei. Er trägt daher seinem Steward auf, sein Land auf sieben Jahre zu verpfänden und seine bedrängte Lage geheim zu halten. Er selbst will so lange in die Fremde ziehen, bis er sich wieder in besseren Verhältnissen befinde und schuldenfrei sei (Str. III). Vor dem Abschiede aber will er sich noch einmal freigebiger und fürstlicher zeigen denn je. Bevor er daher aufbricht, spendet er Rittern und Knappen reiche Gaben, schenkt ihnen Rosse, Falken, Hunde. Dann macht er sich auf den Weg und läfst in seiner Kasse nur 40 Pfund (Str. V). Als er seines Weges dahin reitet, kommt er an eine Kapelle, in welcher er ein Licht brennen sieht. Er schickt seinen Knappen hinein, um zu erfahren, was es mit diesem für eine Bewandtnis habe; derselbe thut, wie ihm befohlen, kann aber wegen eines sehr üblen Geruches die Kapelle nicht betreten, wirft nur einen Blick durch das Fenster und sieht eine Bahre mit zwei brennenden Lichtern, neben welcher trauernd eine Frau sitzt (Str. VII). Nachdem er zurückgekehrt, um seinem Herrn zu melden, was er gesehen,

schickt Amadas behufs genauerer Information seinen Squier nach der Kapelle, der dem Ritter wesentlich dasselbe berichtet und nur hinzusetzt, daſs die Frau die Hände ringe und zu Gott schreie, sie wolle den Leichnam, der auf der Bahre liege, nicht verlassen, bis sie selbst sterbe (Str. X). Nun macht sich Amadas selbst auf den Weg, geht in die Kapelle und fragt die Trauernde, weshalb sie bei dem Leichnam Wache halte. Sie erzählt dem Ritter, daſs der, dessen Leiche vor ihr läge, ihr Mann gewesen sei, daſs er als wohlhabender Kaufmann jährlich eine Einnahme von 300 Pfund gehabt habe, dennoch aber wegen unbeglichener Schulden hier unbeerdigt liege. Es sei nämlich, so fährt sie fort, seine Gewohnheit gewesen, Ritter und Lords in fürstlicher Weise zu beschenken, auch habe er nicht selten glänzende Feste gegeben und die Armen alltäglich gespeist. Keinem, der ihn um ein Darlehen anging, konnte er seine Hilfe versagen (Str. XIII). Um diesen ungeheuren Aufwand zu bestreiten, muſste er natürlich Schulden machen; und er habe deren so viele gehabt, daſs sie sich schäme, es auszusprechen. Als nun der Tod sie von ihrem Gemahl trennte, da seien alle Gläubiger gekommen, hätten ihr Geld verlangt und in Ermangelung desselben Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine weggenommen. Sie habe alles, was ihr Mann hinterlassen, hergegeben, auch ihren Witwenanteil hingeopfert. Er schuldete indessen noch viel mehr (Str. XV). So war er einem Kaufmann noch 30 Pfund schuldig. Als dieser gehört hätte, erzählt die Witwe weiter, daſs ihr Mann gestorben, sei auch er gekommen, habe sein Geld gefordert und, da sie zahlungsunfähig gewesen, die Bestattung der Leiche untersagt. Um dieselbe nun vor Beschimpfung zu bewahren, hüte sie bereits seit 16 Wochen den teuren Leib und werde ihn hüten, bis der Tod sie von ihrer Pflicht entbinde. — Nachdem Amadas die Trauernde nach dem Namen des grausamen Gläubigers gefragt, verabschiedet er sich (Str. XVII). Nachdenklich über sein eigenes Treiben, das dem des unglücklichen Kaufmanns genau gleicht, reitet er von dannen und befiehlt seinem Sompterman, nichts bei der Tafel fehlen zu lassen, da er den Kaufmann, den Gläubiger des Toten, zum Abendessen bitten wolle. Dieser folgt mit seiner Frau der Einladung des Ritters; aber Amadas ist bei der Tafel verstimmt; er denkt fortwährend an den unglücklichen Schuldner auf der Bahre (Str. XX). Endlich erzählt er seinem Gaste, was er im Laufe des Tages erlebt hat. Der Kaufmann, der sofort den Sachverhalt durchschaut, hält mit der Eröffnung nicht zurück, daſs der Tote sein Schuldner sei, und daſs er zur Bestattung desselben unter keinen Umständen seine Einwilligung geben könne. Auch die dringendsten Bitten seines Gastgebers, dem Toten zu verzeihen und die Leiche freizugeben, weist er entschieden zurück (Str. XXII). Da läſst Amadas von seinem Steward 30 Pfund holen und bezahlt die Schulden des Verstorbenen. Als der Gläubiger ihm nun erklärt, daſs er befriedigt sei, läſst der freigebige Ritter für die noch in seinem Besitz befindlichen 10 Pfund den Leichnam beerdigen und bittet alle Geistlichen und Leidtragenden, die am Begräbnis teilnahmen, zu sich zum Mahle (Str. XXVII). Nach demselben reitet Amadas

davon, obwohl er nicht weiſs, wo er die Nacht zubringen soll, da er all sein Hab und Gut verausgabt hat. Als er sechs Meilen von der Stadt entfernt ist, eröffnet er schweren Herzens seinem Gefolge, daſs er es entlassen müsse, da ihm die Mittel zur Unterhaltung fehlten. Sollte ihm aber dereinst noch ein besseres Los beschieden sein, so wären sie ihm alle wieder herzlich willkommen (Str. XXXI). Nachdem seine treuen Diener unter Thränen von ihm geschieden sind, steigt Amadas von seinem Rosse und ergeht sich in verzweiflungsvollen Selbstanklagen wegen seiner leichtsinnigen Freigebigkeit. Er bittet Gott, ihn nie wieder dahin zu führen, wo man ihn als Ritter gekannt habe, ihn entweder sterben zu lassen oder ihm recht bald Hilfe zu senden (Str. XXXVI). — Da naht sich ihm unversehens ein Ritter in weiſsen Kleidern auf weiſsem Rosse, den er höflich grüſst. Der Fremde ermahnt ihn, seine Klagen einzustellen, da irdisch Gut nur erborgtes Gut sei und es so viele Menschen gäbe, die solches nicht besäſsen. Er solle nur sein Vertrauen auf Gott setzen; dieser allein werde ihm helfen (Str. XXXIX). — Der weiſse Ritter erzählt Amadas auch, daſs in der Nähe ein König wohne, der eine reizende Tochter habe, die ihr Vater über alles liebe und nur demjenigen Ritter zur Frau geben wolle, der sich im Felde am besten schlüge. Er (Amadas), der schönste Ritter, den er je gesehen, möge daher zu jenem Könige gehen, frohen Mutes, ohne Gefolge. Er solle dem Könige sagen, seine Leute seien bei einem furchtbaren Sturme, der ihn auf dem Meere überrascht, ertrunken. Auch möchte er sich bei Hofe recht freigebig und ritterlich zeigen; er selbst, der weiſse Ritter, werde für alles Nötige Sorge tragen. Am Hofe des Königs werde er nämlich Ehren und Güter, dazu auch die liebliche Königstochter gewinnen. Eine Bedingung aber stellt der Fremdling: Amadas müsse mit ihm dereinst alles teilen, in dessen Besitz er durch seine Hilfe gelangen werde (Str. XLII). — Amadas geht gern auf diesen vorteilhaften Vorschlag ein und verspricht dem weiſsen Ritter beim Abschiede Treue und Dankbarkeit. Als er an den Meeresstrand kommt, findet er wunderbarerweise Trümmer von gestrandeten Schiffen, Kisten und Kasten, gefüllt mit kostbaren Schätzen. Er legt ein goldgewebtes Kleid an, besteigt das schönste Roſs und reitet an den Hof des Königs. Dieser schickt ihm Boten entgegen, welche ihn empfangen und ihm mitteilen sollen, daſs der König ihn willkommen heiſse und bereit sei, für sein Gut, wenn er es wünsche, Sorge zu tragen (Str. XLVII). Als die Gesandten ihren Auftrag ausgerichtet haben, teilt ihnen Amadas mit, er habe mit einer glänzenden Ausstattung und reichem Gefolge hierher kommen wollen; in einem furchtbaren Sturme aber habe sein Fahrzeug Schiffbruch gelitten und sein Gefolge den Tod gefunden. Der König nimmt ihn, als die Gesandten ihn zur Burg geleitet haben, gastlich auf und beglückwünscht ihn, den herrlichsten Ritter, der ihm je erschienen, zu seiner glücklichen Rettung aus Sturmesnot. Auf einen öffentlichen Aufruf des Königs sammeln sich viele Herren um Amadas, die ihm dienen und folgen wollen. Bei einem Turnier findet der ritterliche Gast bald Gelegenheit, seine mannhafte Tüchtigkeit zu zeigen.

Er trägt ehrenvolle Siege davon und gewinnt Güter und Rosse, deren eine Hälfte er dem Könige schenkt, während er die andere für seinen unbekannten Freund reserviert (Str. LI). — Nachdem sich bereits bei dem Festmahle, das dem Turnier folgte, Amadas und die Königstochter ineinander verliebt haben, bietet der König dem Ritter sein Kind an und stellt ihm schon bei Lebzeiten sein halbes Königreich in Aussicht. Amadas zögert nicht, die Hand der Prinzessin anzunehmen, und bald feiern die Verlobten Hochzeit, welcher 14 Tage lang glänzende Feste folgen. — Eines Tages, als aus ihrer Ehe schon ein schöner Knabe erblüht ist, kommt jener Freund des Amadas, der ihm einst den Weg zum Glück gewiesen (Str. LV). Er läſst sich melden als einer, den der Herr sehr gut kenne, und als der Pförtner Amadas nur sagt, daſs ein Freund ihn besuche auf weiſsem Rosse und in weiſsem Gewande, da erkennt er, ohne ihn noch gesehen zu haben, in ihm jenen Fremdling wieder und ist hoch erfreut über sein Erscheinen. Nachdem er allen Dienern eingeschärft, dem Gaste die gleichen Ehren wie ihm selbst zu erweisen, geht er mit seiner Gemahlin dem Freunde entgegen (Str. LVIII). Dieser aber will von einem ehrenvollen Empfange, wie Amadas ihn beabsichtigt, nichts wissen; er bittet nur um das ihm einst Versprochene und will sich bald wieder verabschieden. Amadas ist bestürzt. Er erklärt dem Gaste, er könne seine weit auseinanderliegenden Länder nicht einmal innerhalb 14 Tagen teilen, geschweige denn, wie er verlange, in wenigen Augenblicken, und bittet den weiſsen Ritter, doch für immer bei ihm zu bleiben und wie sein Bruder mit ihm zu leben (Str. LX). Dieser geht hierauf indessen keineswegs ein, verlangt auch nicht, daſs Amadas ihm die Hälfte aller seiner Länder, Wälder, Seen, Schätze gebe, beschwört ihn aber, sein Weib und sein Kind mit ihm zu teilen. Auf Amadas' flehentliche Bitten, von solch unmenschlichem Ansinnen abzustehen, erinnert ihn der Ritter kurz an sein einstiges Versprechen im Walde. Die Dame, welche ihren Wortwechsel hört, mischt sich jetzt in ihre Unterhandlung und mahnt ihren Mann dringend, sein einst gegebenes Wort zu halten (Str. LXIII). Sie stellt ihm hochherzig vor, daſs, wenn es Gottes Wille sei, sie beide zu trennen, er auf sie keine Rücksicht nehmen dürfe. Sie läſst bereits ihren zärtlich geliebten Knaben holen, und als Amadas auf eine Frage des weiſsen Ritters erklärt, daſs er sein Weib noch mehr liebe als sein Kind, da verlangt der Grausame, daſs er sein Weib zuerst teile (Str. LXV). Keiner der Anwesenden giebt sich nun noch einer Täuschung darüber hin, daſs es unmöglich sei, den weiſsen Ritter von seinem entsetzlichen Verlangen abzubringen. Alle fallen in Ohnmacht. Nachdem die Dame von Amadas zärtlich Abschied genommen, wird ein Tisch geholt, auf den sie sich mit verbundenen Augen legen muſs (Str. LXVI). In dem Augenblicke aber, als Amadas sein Schwert erhebt, um auf sein Weib den Todesstreich zu führen, fällt ihm der weiſse Ritter in den Arm, übergiebt ihm unversehrt sein Weib und seinen Knaben und erklärt, er habe ihn nun genügend geprüft, er hätte nur seine (des Amadas) Ehre wahren wollen (thy worship thus to save), so wie er dereinst die seinige gewahrt habe. Der weiſse Ritter giebt sich

so als Geist jenes verschuldeten Kaufmanns zu erkennen, dessen Leiche einst Amadas hatte begraben lassen; denn er eröffnet ihm beim Scheiden, daſs er, als Amadas einst das letzte, was er besaſs, für ihn hingegeben, Gott gebeten habe, seinem Freunde und Wohlthäter aus allem Kummer zu helfen. Nach kurzem Abschiede verschwindet er (Str. LXIX). — Alle danken Gott für den glücklichen Ausgang; aber Amadas und sein opferwilliges Weib leben in Freude und Glück bis an ihr Ende. — Amadas sendet Boten in sein früheres Land, welche dasselbe aufkaufen, so daſs es wieder in seinen Besitz übergeht. Sein einstiges Gefolge aber läſst er holen, um es reich zu belohnen und wiederum an seinen Hof zu ziehen. Nach dem Tode des Königs wird Amadas an seiner Statt gekrönt (Str. LXXII).

Ein englisches Märchen aus Halliwell, Popular rhymes and nursery tales, London 1849, p. 67 (vgl. R. Köhler, Or. u. Occ. II, 327 f.), zeigt starke Beeinflussung durch fremde Elemente, namentlich aber eine erweiternde Verbindung mit der Sage von Jack the Giantkiller. Zudem ist es hier nicht mehr ein Geist des Toten, welcher sich dankbar erweist, sondern ein Riese, dem die That des Helden der Erzählung gefallen hat.

In Deutschland ist die Sage wohl in den zahlreichsten Versionen nachgewiesen. Die interessanteste Form unter denselben ist ein mhd. Gedicht des 14. Jahrhunderts, „Ritter-triuwe“, welches v. d. Hagen (Gesamtabenteuer I, Nr. 6) herausgegeben hat. Vgl. Simrock, Der gute Gerhard p. 100 ff. Graf Willekin von Montabaur, der in ritterlichem Leben viel verschwendet hat, hört von einer schönen, reichen Jungfrau, welche ihre Hand dem Sieger in einem von ihr ausgeschriebenen Turnier verheiſst. Er macht sich auf den Weg nach dem Orte des Turniers, und als er zur Stelle kommt, will ihn der Wirt, bei dem er herbergen möchte, nur aufnehmen, wenn er (der Graf) gewillt ist, die Schulden eines bei ihm verstorbenen, im Keller verscharrten Ritters zu tilgen. Willekin geht darauf ein, giebt für die pomphafte Beerdigung des Ritters fast seine ganze Barschaft hin, erhält jetzt von dem Wirt ein erhebliches Darlehen zur Bestreitung des Aufwandes beim Turnier und macht Aufsehen durch seine verschwenderische Freigebigkeit. Am Morgen vor dem Turnier erhält er von einem Ritter ein prächtiges Roſs gegen das Versprechen, alles Gewonnene später zu teilen. Willekin siegt im Turnier und erhält die Hand der Jungfrau. Als er in der zweiten Nacht nach der Hochzeit mit ihr zu Bette gehen will, tritt ins Schlafzimmer der bewuſste Ritter mit seinem Anspruch auf Teilung, auf Grund dessen er ein gewisses Besitzrecht an der Frau zu haben vermeint. Vergeblich bietet Willekin all sein Gut für die Frau. Als er endlich weinend aus der Kammer geht, um das Feld zu räumen, und so seine Treue bewährt, giebt sich ihm der Ritter

als Geist des Toten zu erkennen und entschwindet, „ein Engel, zu Gottes Thron". — Ein anderes altes Gedicht (a. a. O. Nr. 64), Der Jungherr und der treue Heinrich, zuletzt herausgegeben von Karl Kinzel, Berlin 1880, zeigt nur noch schwache Spuren von den Elementen unserer Sage (vgl. Simrock, Der gute Gerhard, p. 103).

Aufser diesen beiden Gedichten sind hier zu erwähnen eine gröfsere Anzahl deutscher Märchen, von denen die meisten Simrock in seinem „Gut. Gerh." gesammelt und mitgeteilt hat. Eine ganze Reihe von ihnen sind nur Varianten eines und desselben Typus, der sich etwa so darstellt: Ein Kaufmannssohn bezahlt, auf Reisen geschickt, Schulden und Beerdigung eines beschimpften Leichnams und kauft eine Königstochter los, in welche er sich bald verliebt. Der Jüngling kommt an den Hof des Königs, bringt diesem Kunde von seiner Tochter und holt sie auf dessen Wunsch. Auf der Rückreise aber wird der Kaufmannssohn von einem früheren Bewerber der Prinzessin in die See geworfen, von dem Geiste des Toten gerettet und in dem Augenblicke an den Hof des Königs gebracht, als seine Braut bereits mit dem verbrecherischen Liebhaber vermählt werden soll. Meist beim Hochzeitsmahl — ein auch vielen nicht hierhergehörigen Sagen eigentümlicher Zug — erfolgt die Entlarvung des letzteren und die Verbindung der beiden Liebenden.

Das ist, abgesehen von manchen Modifikationen, der wesentliche Inhalt folgender Märchen bei Simrock: 1) Des Toten Dank (p. 46), J. W. Wolfs Deutsche Hausmärchen, Göttingen 1851, p. 243 ff. — 2) Des Toten Dank (p. 51), von W. Plönnies veröffentlicht in der Zs. f. d. Myth. II, 374, und zwar nach der Aufzeichnung eines Nagelschmieds in Weinbach im Odenwalde. — 3) Der Sohn des Kaufmanns (p. 54), Dr. Ernst Meier: Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Stuttgart 1852, Nr. 42. — 4) Die rote Fahne und der Ring der Königstochter (p. 58), Kinder- und Volksmärchen, gesammelt von Heinrich Pröhle, p. 239 ff. — 5) Der tote Schuldner (p. 62), Joseph Zingerle, Zs. f. d. Myth. II, 337. — 6) Der dankbare Tote (p. 65), aus dem Munde eines Xanteners. — 7) Der gläserne Berg (p. 68), mündlich aus Xanten. Hier ist anstatt des Loskaufs der Königstochter ihre Befreiung vom gläsernen Berge eingeführt. — 8) Der weifse Schwan (p. 75), im Dialekt der Grafschaft Mark, mitgeteilt von Fr. Woeste, Zs. f. d. Myth. III, 46 ff. — 9) Der blinde König (p. 80), brieflich mit-

geteilt von Ignaz Zingerle. George Stephens (Ghost-Thanks p. 9) bemerkt hierzu: This is, properly, quite another tale — The land of Youth. See „G. O. H. Cavallius och G. Stephens: Svenska Folk-Sagor och Äfventyr", Vol. I. Stockholm 1844, p. 151. Ungdomslandet. — 10) Gedanken erraten (p. 89), mündlich am Fufse des Tomberges. — Nr. 9 und 10 zeigen Verbindung mit der Sage vom Vogel Phönix, bezw. mit der von den zu erratenden Gedanken. Eine Variante zu letzterem bietet (R. Köhler, Or. u. Occ. III, 93 ff.) ein Märchen in A. Ey: Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharze, Stade 1862, p. 64 ff. In derselben Sammlung, p. 113, ist ein Märchen unseres Sagenkreises mit der Sage von den Sechsen, die durch die Welt kommen, kombiniert. Endlich stimmt ein oldenburgisches Märchen (aus L. Strackerjan: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, Oldenburg 1867, II, 308: „Der dankbare Tote") in allen wesentlichen Punkten mit der oben gegebenen typischen Analyse überein.

Zum Schlusse sei noch auf die beiden von Simrock (Gut. Gerh. p. 106, bezw. 110) mitgeteilten, der Scala celi s. v. elemosina und castitas entnommenen Erzählungen St. Nikolaus und St. Katharina hingewiesen. Bei der ersten der beiden tritt für die Totenbestattung eine milde Spende zum Wiederaufbau der zusammengestürzten Kirche des heil. Nikolas, bei der letzterwähnten die Gründung eines Spitals ein. In beiden Erzählungen kann daher nicht der Geist eines Toten die Rolle des Dankbaren spielen; diese übernimmt vielmehr der durch die bezüglichen milden Stiftungen geehrte Heilige.

II.

Die Entwickelung der Sage.

Bei dem Versuche, die zahlreichen unserem Sagenkreise angehörenden Versionen nach ihrer Verwandtschaft, bezw. der Reinheit der Überlieferung, wenigstens soweit dies bei der Eigenart der Materie thunlich ist, zu gruppieren, wird es gut sein, die verschiedenen Fassungen in Bezug auf die sich etwa ergebenden wesentlichen Züge der Sage zu prüfen. Die Untersuchung wird hierbei vorzugsweise darauf zu richten sein, in welcher Art

sich diese als echt zu betrachtenden Momente der Sage hier und da modifizierten, wo sie ganz fehlen und durch andere, verwandte Momente ersetzt wurden, oder wo endlich nur eine scheinbare Verwandtschaft gewisser Versionen mit unserem Sagenstoffe besteht.

Alle in unseren Kreis gehörigen reineren Sagenformen weisen drei Momente auf, auf welche der ganze Stoff der Sage, wenn er allen ausschmückenden Beiwerkes entkleidet wird, im wesentlichen zurückzuführen ist. Es sind dies: die einem Toten vom Helden erwiesene Wohlthat — der Dank des Toten — die Teilung der Frau.* Wenn man hiernach ein — so zu sagen — typisches Bild der Sage entwerfen will, so wird dasselbe sich etwa folgendermafsen gestalten. Ein Jüngling zeigt sich menschenfreundlich gegen die Leiche eines Unbekannten (indem er dieselbe vor Schimpf bewahrt, bestattet etc.). Der Geist des Toten gesellt sich darauf zu ihm und erweist sich ihm dankbar, indem er ihm zu Reichtum und zum Besitze des von ihm zur Frau begehrten Mädchens verhilft, jedoch unter der Bedingung, dafs er dereinst alles durch ihn Gewonnene mit ihm teile. Der Jüngling geht auf diesen Vertrag ein, und der Geist stellt sich nach einer gewissen Zeit wieder ein, um das Versprochene entgegenzunehmen, verlangt aber nicht die Hälfte des gewonnenen Gutes, sondern die der Frau. (Schlufs variabel.)

Die Totenbestattung.

Was nun das erste der soeben erwähnten drei Momente, „die einem Toten vom Helden der Sage erwiesene Wohlthat", anlangt, so ist gleich hier zu sagen, dafs dieser Zug ohne Bedenken von vornherein als Totenbestattung hätte specialisiert werden können. In fast allen Sagen nämlich, die streng zu unserem Cyklus gehören, erscheint diese Wohlthat nur in der Form der Bestattung einer Leiche. Wo dies nicht der Fall ist, hat sich für das Motiv der Totenbestattung ein anderer Zug eingestellt, der aber für den Verlauf der Erzählung wesentlich die gleiche Bedeutung hat. In dem von Afansjew mitgeteilten russischen Märchen (I) bittet ein Soldat für den toten Bruder die beleidigte Mutter um Verzeihung, um ihm so den bisher im Tode

* Hierzu gesellt sich in zahlreichen Fassungen ein neues Motiv: der Loskauf der Königstochter.

nicht gefundenen Frieden zu verschaffen, während es sich in dem bei Chudjakow überlieferten russischen Märchen (II) gleichfalls nicht um die Beerdigung eines Gestorbenen, sondern um den Loskauf eines Ungläubigen handelt, welcher gemartert wird, nach erfolgter Befreiung aber seinen Wunden erliegt. Ähnlich erzählt das Zigeunermärchen von einem Königssohne, der seine letzten 12 Piaster hingiebt, um einige Juden, welche den Leichnam eines Mannes schlagen, der ihnen noch 12 Piaster schuldete, von ihrer Unmenschlichkeit abzubringen. Auch die Aufnahme des schwimmenden Sarges aufs Schiff in dem letzten russischen Märchen (III) hat offenbar keinen anderen Sinn als den einer dem Toten erwiesenen letzten Ehre. In dem isländischen Märchen bezahlt der einst reiche, dann verarmte Königssohn mit seiner letzten Barschaft die Schuld eines Toten, der zwar begraben ist, aber keine Ruhe findet wegen der vom Gläubiger auf sein Grab geführten Schläge, und nach einer anderen nordischen Version (dem schwedischen Märchen „Pelle Båtsman“) wird durch die Schuldbezahlung der Beerdigte aus dem Banne eines gleichfalls schon gestorbenen Gläubigers erlöst, welcher allnächtlich seinen Schuldner aus dem Grabe jagte und durchpeitschte. Zwei weitere Fassungen (das serbische Märchen II und das littauische Märchen II) erzählen, wie durch die Deckung der Schuld die Leiche vor dem Schimpf bewahrt bleibt, von den Gläubigern wieder ausgegraben, bezw. verbrannt zu werden. Wie man sieht, handelt es sich in den meisten dieser Fassungen um eine dem Toten erwiesene Wohlthat, welche dahin zielt, ihm den Frieden zu erkaufen, der ihm bisher selbst im Tode versagt war. Offenbar ist auch die Totenbestattung in dem Gros der Sagen nur als eine Handlung gefaſst, welche diesem Zwecke dient.

Da auch in dem russischen Märchen (II), welches die Totenbestattung nicht hat, der losgekaufte Ungläubige bald an seinen Verletzungen zu Grunde geht, so haben die genannten Gestaltungen auch das mit allen übrigen gemeinsam, daſs es im weiteren Verlauf der Sage der Geist des Toten ist, der sich seinem Wohlthäter dankbar erweist.* Gerade in diesem Punkte weichen —

* Daſs in dem serbischen Märchen (I) der dankbare Tote durch einen Engel ersetzt ist, erklärt sich aus der mangelhaften Überlieferung der Fassung; vgl. Archiv f. slav. Philol. II, 632.

der ganzen Anlage der Fabel zufolge — von dem allgemeinen Typus das sicilianische und das neugriechische Märchen wesentlich ab, welche beide legendarischen Charakter tragen und eine starke Beeinflussung des Stoffes von christlich-kirchlicher Seite her erkennen lassen. Der später Helfende ist nämlich hier nicht der Geist eines Toten, sondern ein Heiliger, der sich dankbar erweist für eine ihm vom Helden erwiesene Ehre. So bringt in dem sicilianischen Märchen der jüngste der drei Söhne des Reichen den Bau des wunderbaren Schiffes glücklich zu stande, da er alle Personen, welche ihn um Arbeit beim Schiffsbau angehen, auch ein altes Männchen (d. i. der heil. Joseph), nicht, wie seine älteren Brüder es thaten, schroff von sich weist, sondern zweckmäſsig beschäftigt. Der heil. Joseph ist es dann auch, welcher dem Jüngling die Geliebte gewinnen hilft. Ganz entsprechend ist es auch in der griechischen Fassung ein Heiliger, welcher sich dankbar erweist, weil der Vater des Helden der Erzählung diesen verkauft hatte, um aus dem für den Sohn erhaltenen Kaufgelde die Mittel für die Unterhaltung der Lampe zu gewinnen, welche er dem Heiligen zu Ehren brennen läſst. Ein Heiliger, nicht der Geist eines Toten ist es endlich in den zwei von Simrock aus der Scala celi (s. v. elemosina und castitas) mitgeteilten Erzählungen, welcher dem Helden zum Besitz der Gattin verhilft. In diesen vier zuletzt erwähnten Märchen erscheint sonach die Fabel dahin generalisiert, daſs es sich nicht um die Bestattung eines Toten, sondern um irgend eine fromme oder menschenfreundliche That* handelt, für welche der Held der Erzählung aus der Hand eines Heiligen seinen wohlverdienten Lohn empfängt. Jedenfalls aber haben wir in dieser Form der Überlieferung nichts dem Original irgendwie Näherstehendes zu erkennen, wie die weitere Untersuchung ergeben wird.

Man könnte, wenn man diese vier Märchen auſserhalb der Entwickelung der ganzen Sage betrachtet, leicht geneigt sein, zu meinen, daſs sie überhaupt nicht in unseren Kreis gehören, da ihnen gerade das Kennzeichen der übrigen Versionen, die Dank-

* Entsprechendes ist von dem serbischen Märchen (IV) zu sagen, welches von der Dankbarkeit eines Goldfisches erzählt, welcher wiederholt gefangen und wieder in Freiheit gesetzt worden war. Zu den dankbaren Tieren vgl. Benfey, Pantschatantra I, 210 ff.

barkeit des Toten, abgeht. Doch lassen eine Reihe von bezeichnenden einzelnen Zügen, die sich hier erhalten haben, keinen Zweifel über die Zugehörigkeit dieser Sagenformen zu unserer Gruppe. Überdies zeigt uns die Entwickelung des französischen Romans von Jean de Calais, welche wir dank den Mitteilungen R. Köhlers genau verfolgen können, aufs deutlichste, wie sich gerade der Zug des dankbaren Toten aus dem Zusammenhange einer Sage verlor, deren Mittelpunkt anfangs offenbar gerade dies Motiv gewesen war.

Der Dank des Toten.

Der Teil der Sage, welcher von dem Dank des Toten handelt, giebt zu besonderen Erörterungen wenig Veranlassung, da er keinen Ansatzpunkt für eine Fortbildung des Stoffes bot. Nur eins ist zu erwähnen. Wie schon hervorgehoben wurde, äufsert sich die Dankbarkeit des Toten in weitaus den meisten Sagen darin, dafs der Geist seinem Wohlthäter eine Frau gewinnen hilft. In einer Reihe von Versionen, welche eine Weiterbildung des ursprünglichen Sagenstoffes darstellen und bald des näheren zu betrachten sind, wird der Held der Erzählung von dem Geiste des Toten noch aus drohender Lebensgefahr (aus der Gefahr zu ertrinken) gerettet. Aus eben diesen Sagengestaltungen, welche also eine doppelte Bethätigung der Dankbarkeit des Geistes enthalten, hat sich eine Form der Überlieferung entwickelt, in welcher sich das Thema von der Gewinnung einer Frau bereits verflüchtigt hat, wo infolgedessen des Toten Dank nur noch darin besteht, dafs dieser dem Jünglinge, der seine Leiche einst bestattet hatte, Hilfe und Rettung in Wassersnot bringt. Zwei derartige Fassungen sind das jüdische Märchen und das bretonische bei Luzel I, 68.

Der Loskauf der Königstochter.

In einer nicht geringen Anzahl unserer Märchen und Sagen finden wir neben der Totenbestattung, bezw. dem ihr gleichwertigen Motive, einen Zug, welcher der Sage ursprünglich nicht eigentümlich gewesen zu sein scheint: es ist dies der durch den Helden vollzogene Loskauf einer Königstochter, derselben, welche er später zur Frau nimmt und nach längerer Trennung durch die

Beihilfe des Toten wiedergewinnt. Dies Motiv fehlt in den orientalischen, russischen und in zwei serbischen (II, III) Märchen gänzlich; auch den der mittelalterlich-romantischen Dichtung angehörenden Versionen unseres Sagenkreises (Amadas, Herpin de Bourges, Richars li Biaus, Olivier de Castille, Novella di Dianese, Rittertriuwe, Pipinus Franka Konung), sowie dem sicilianischen und griechischen Märchen ist dies Element fremd.

Ein Vergleich der eben genannten Fassungen mit denjenigen, welche von einem solchen Loskauf der Königstochter erzählen, ergiebt nun, daſs an die Aufnahme dieses Motivs eine ganze Reihe neuer Züge gebunden ist, die, in sich zusammenhängend, eine eigene Fabel bilden und, thunlichst losgelöst von den übrigen Sagenbestandteilen, schematisch sich etwa folgendermaſsen darstellen lassen: Ein Jüngling (derselbe, der einst mitleidig einen Toten beerdigt hatte) kauft eine in Gefangenschaft geratene Königstochter los und verlobt sich mit derselben. Die Eltern der Prinzessin erhalten durch geschickte Arbeiten (meist Stickereien oder Webereien) von der Tochter Hand Kunde von dem Verbleib und der Rettung derselben und lassen sie durch den Jüngling, den ihnen ein günstiges Geschick zugeführt hat, herbeiholen. Auf dem Wege nach ihrer jenseit des Meeres gelegenen Heimat wird die Königstochter durch einen früheren Bewerber, der ihren Bräutigam in die See wirft, von diesem ihrem einstigen Wohlthäter getrennt. Derselbe gelangt aber, durch des Toten Geist glücklich gerettet, nach der erst beim Hochzeitsmahl erfolgenden Entlarvung seines verbrecherischen Nebenbuhlers in den Besitz seiner Verlobten.

Simrock, dem freilich ein viel geringeres Material zu Gebote stand, namentlich aber auſserdeutsches fehlte, hat auf Grund der ihm vorliegenden Fassungen in seinem „Guten Gerhard" die Ansicht verteidigt, daſs es sich in allen dem Sagenkreise des dankbaren Toten angehörenden Erzählungen um die Erfüllung zweier Pflichten seitens des Helden handele, um die Totenbestattung und den Loskauf der Gefangenen, und daſs, wo nur noch einer dieser beiden Züge erhalten sei, die Überlieferung gelitten habe. Infolgedessen hat Simrock auch solche Versionen in den Bereich unseres Sagengebietes gezogen, welche von der Totenbestattung oder von einem dieser verwandten Zuge gar nichts wissen, und

sogar eine derartige Fassung, nämlich den mhd. „Guten Gerhard“, zum Ausgangspunkt seiner interessanten Erörterungen über unseren Sagencyklus gemacht. Seine Beweisführung (Der gute Gerhard, p. 117 ff.) stützt sich namentlich darauf, dafs, trotz der in die Augen springenden Differenz zwischen dem „Guten Gerhard“ einerseits und den Märchen vom dankbaren Toten andererseits, gewisse Momente deutlich die Zusammengehörigkeit beider Sagenstoffe dokumentierten. Diese Momente waren: Der von einem Kaufmann bewirkte Loskauf der Gefangenen (Königstocher) — die Geschicklichkeit der Königstochter im Anfertigen von Schmucksachen — die beim Hochzeitsmahl erfolgende glückliche Entscheidung über das Los der Braut — der Umstand, dafs der rechte Bräutigam kaum dem Ertrinken entgangen ist.

In der That finden sich diese Züge sowohl im „Guten Gerhard“ als auch in den meisten von Simrock angezogenen Sagen, die der Gruppe des dankbaren Toten angehören. Trotzdem war Simrocks Folgerung nicht richtig. Denn bei näherem Zusehen bemerkt man, dafs die vier als beweisend angeführten Züge sämtlich nur demjenigen Bestandteil der fraglichen Fassungen angehören, welcher von dem Loskauf einer Königstochter handelt. — Freilich lag Simrock, z. B. in dem altfranzösischen Roman „Herpin de Bourges“ und in dem mhd. Gedicht „Rittertriuwe“, eine Form der Sage vor, in welcher nur die Totenbestattung, nicht auch der Loskauf der Gefangenen die vom Helden erfüllte menschenfreundliche Pflicht war; doch deutete er sich die in diesen Fassungen vorkommende Turnierepisode in dem Sinne, dafs er sie als Rest einer Art von Befreiung (d. i. Loskauf) auffafste.* Entsprechend interpretierte Simrock auch eine Reihe von Versionen, wo die Überlieferung gleichfalls nichts mehr von einem eigentlichen Loskauf wufste, so dafs es also für seine Auffassung

* Dafs diese Deutung der Gewinnung der Prinzessin durch einen Sieg im Turnier als ein Loskauf im Sinne der diesen Zug unverfälscht besitzenden Sagen unrichtig ist, erhellt aus der Erwägung, dafs der Loskauf der Prinzessin aus der Gefangenschaft als eine dankenswerte That des Helden nur darum erscheint, weil dieser, um ihn zu bewirken, sein gesamtes Besitztum hingiebt, weil er hier ohne fremde Hilfe, in rein menschenfreundlicher Absicht handelt, während der turnierende Ritter stets bereits vom dankbaren Geiste unterstützt wird. Der Sieg im Turnier läfst überdies nichts von einer Art Befreiung der Königstochter erkennen, welche sich etwa in Gefangenschaft oder sonstwie beklagenswerter Lage befindet.

nur Sagen gab, in welchen entweder beide Momente, Totenbestattung und Loskauf, oder nur der Loskauf zu finden waren. Auf Grund dieser Anschauung kam er zu dem Schlusse, daſs die ursprüngliche Form der Sage beide Züge enthalten, daſs aber im Laufe der Tradition sich einer derselben, nämlich die Totenbestattung, verflüchtigt habe. Hätte Simrock auch die anderen mittelalterlichen Fassungen, namentlich aber die orientalische und russische Gestalt der Sage gekannt, so hätte es ihm nicht entgehen können, daſs, da gerade diese Gestaltungen, die sich auf den ersten Blick als der Originalform nahestehend erweisen, von einem Loskauf nichts wissen, und da dies Motiv auch, wie im „Guten Gerhard", selbständig den Inhalt einer Sage bildet,* gerade dieser Zug erst später zu dem ursprünglicheren Motiv der Totenbestattung hinzugekommen sein muſs.

Eine willkommene Stütze für diese Ansicht bietet sich mir in einem wendischen Märchen, in welchem das Motiv vom Loskauf der Königstochter gleichfalls eine selbständige Erzählung bildet, ohne daſs das Thema vom dankbaren Toten irgendwie berührt wird. Der Inhalt dieses Märchens, welches ich der Sammlung von Edm. Veckenstedt, Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche, Graz 1880, p. 145, 6, entnehme, stimmt im wesentlichen überein mit dem am Anfange dieses Abschnittes gegebenen, von mir vor der Bekanntschaft mit dieser wendischen Erzählung aus kombinierten Formen erschlossenen Typus der Sage und ist in Kürze folgender: Der Sohn eines Riesenkönigs befreit auf einer Reise ein schönes Mädchen, welches in Amerika Sklavendienste verrichten muſs, nimmt es mit in seine Heimat und macht es zu seiner Frau. Als diese ihm eines Tages erklärt, sie sei die Kronprinzessin von England und einst nach Amerika entführt worden, begiebt sich der Sohn des Riesenkönigs sofort an den englischen Hof, um dort die Rechte seiner Frau geltend

* Übrigens ist nicht zu verkennen, daſs die Fabel von der losgekauften Königstochter im „Guten Gerhard" bereits in modifizierter Gestalt vorliegt. Wie Simrock schon hervorgehoben hat, wird hier nicht der die Prinzessin loskaufende Wohlthäter zum Danke für solche That mit ihr vereint, sondern er tritt sie hochherzig ihrem ersten Verlobten zu ungunsten seines Sohnes ab. Die Wendung der Erzählung in diesem Sinne beruht gewiſs darauf, daſs im „Guten Gerhard" die Loskaufsepisode nur die Rolle einer eingerahmten Erzählung spielt.

zu machen, findet indessen bei niemandem Glauben und soll bereits als Lügner das Schafott besteigen, als der König und die Königin auf einem von ihm gezeigten Tuche das englische Wappen erkennen. Nun soll er sofort seine Frau holen. Auf der Rückreise wird er von dem Schiffskapitän, der mit der Prinzessin nach Amerika flieht, ins Meer geworfen; er rettet sich indessen schwimmend auf eine Insel nahe bei England, von wo er bald an den Königshof gelangt. Hier erzählt er sein Mifsgeschick, veranlafst die sofortige Verfolgung des Kapitäns und wird, nachdem dieser eingeholt und bestraft ist, mit der Königstochter von neuem zu langer, glücklicher Ehe verbunden.

Es kann daher auch bezüglich des „Guten Gerhard" von der von Simrock besprochenen Umbildung der Sage in dem Sinne, dafs die Totenbestattung sich aus dem Zusammenhange der Fabel herausgelöst habe und nur noch der Loskauf von Gefangenen als dankenswerte That des Helden übrig blieb, keine Rede sein. Vielmehr werden wir anzunehmen haben, dafs in die Sage vom dankbaren Toten in späterer Zeit der Loskauf von Gefangenen als neues Motiv hineingetragen wurde, welches bereits in anderen Sagen, so im „Guten Gerhard" * und in dem eben genannten wendischen Märchen, mit gröfserer Selbständigkeit aufgetreten war. **

Zudem läfst sich unschwer erkennen, wie man dazu gelangte, beide Sagen zu verschmelzen. Im zweiten Teil der Sage vom dankbaren Toten handelt es sich bekanntlich darum, dafs der Geist seinem Wohlthäter die Geliebte gewinnen hilft. Ganz ähnlich mufs in der Sage von der losgekauften Königstochter der Held eine Reihe von Schwierigkeiten überwinden, ehe er in den

* Ein rabbinisches Märchen, „Der fromme Metzger oder der Genosse im Paradies", welches in allen wesentlichen Punkten Übereinstimmung mit dem „Guten Gerhard" zeigt, hat R. Köhler (Germ. XII, 55 ff.) mitgeteilt.

** George Stephens (Ghost-Thanks p. 9) äufsert sich über Simrocks Buch folgendermafsen: „This is a curious and interesting work, but, *more Germanico,* sometimes sufficiently fanciful and fantastical. I cannot see that „Der gute Gerhard" has any direct connection with „Die dankbaren Toten" or ought to have been placed first in Simrock's series of parallels. Many other independent sagas and arbitrary adventures might have been admitted on grounds equally strong." Dafs diese Beziehung zwischen der Fabel im „Guten Gerhard" und der in der Sage vom dankbaren Toten dennoch besteht, dafs sie indessen wesentlich anderer Art ist, als Simrock wahrscheinlich machen wollte, hoffe ich in Vorstehendem gezeigt zu haben.

Besitz der Verlobten gelangt. Die Übereinstimmung der beiden Stoffe bezüglich dieser Situation, deren schliefsliche Entwickelung zum guten Ende (d. h. zur Verbindung der Liebenden) wiederum beiden Sagen gemeinsam ist, konnte zweifelsohne leicht zur Verschmelzung beider an sich verschiedenen Sagen führen. Überdies lag auch in dem Totenbestattungsmotiv etwas dem Loskauf wenigstens Verwandtes. Die Totenbestattung nämlich geht, wie eine Durchsicht der bezüglichen Sagen ergiebt, sehr häufig Hand in Hand mit einem Loskauf der Leiche, deren Beerdigung wegen unbezahlt gebliebener Schulden untersagt ist. In manchen Versionen ist sogar, wie oben gezeigt, nur von einem Loskauf der (schon beerdigten) Leiche die Rede, welcher erfolgt, um die Gläubiger, die ihrem toten Schuldner die Ruhe des Grabes nicht gönnen, zu befriedigen. Auch hierin also zeigt sich zwischen beiden Sagenstoffen ein gewisser Parallelismus, der eine Verbindung nahe legen mochte. Endlich aber bot gerade das Motiv des Loskaufs der Königstochter in seiner weiteren Entwickelung reiche Ausbeute im Zusammenhange der Sage vom dankbaren Toten, insofern es neue Mittel lieferte, die Dankbarkeit des Geistes durch die Rettung des Helden aus Lebensgefahr, durch Versetzen desselben an den Königshof u. s. w. drastisch zu illustrieren.

Hiernach ist also der „Gute Gerhard" nicht als ein altes Glied in der Entwickelungskette der Sage vom dankbaren Toten zu betrachten, sondern er enthält ein neues, fremdes Element, von dem sich nicht wenige Versionen noch frei gehalten hatten, das aber weiterhin in unsere Sage eindrang und hier, wie wir sehen werden, sogar alte Elemente verdrängte.

Die Teilung der Frau.

Das dritte der namhaft gemachten Elemente der Sage ist die Teilung der Frau, ein auf den ersten Blick in sämtlichen occidentalen Versionen gleich überraschender Zug. Der Geist des Toten nämlich, dessen Leiche der Held der Sage einst (losgekauft und) begraben hatte, bedingt sich, als er ihm später erscheint und hilfreich zur Seite steht, als Lohn für seine Dienste die Hälfte alles dessen aus, was der Jüngling mit seiner Hilfe

gewinnen würde. Auf Grund dieses Vertrages erscheint der Geist später von neuem und verlangt nicht sowohl Anteil an Gut und Geld, als vielmehr die Hälfte der Frau seines einstigen Wohlthäters, welche zu diesem Zwecke also geteilt werden soll.

Simrock hatte gemeint, daſs des Geistes Wunsch sich nur auf den Besitz des Kindes, und zwar des ganzen, nicht des geteilten, richte, wie dies in der That einige Sagen erzählen, und daſs es eine Entstellung sei, wenn der Geist die Braut verlange, obgleich — wie Simrock sich nicht verhehlte — gerade dieser Zug den ältesten Überlieferungen eigentümlich ist. Die ganze vom Geiste gestellte Bedingung aber hat in Simrocks Augen nur den Sinn einer Würze des Schlusses der Erzählung. Auch hierin ging und muſste Simrock füglich fehl gehen auf Grund des dürftigen Materials, mit dem er arbeitete. Nachdem uns nämlich heute einige orientalische, russische und südslavische Versionen zugänglich geworden sind, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daſs nur diese geeignet sind, auf die ganze Schluſsepisode der Sage das rechte Licht zu werfen. Aus diesen Fassungen geht hervor, daſs nach der im Orient und im Osten Europas lebenden Überlieferung der Sage die Teilung der Frau ein nicht bloſs den Schluſs der Erzählung würzender, sondern durchaus notwendiger Zug ist. In den orientalischen Versionen nämlich ist die Frau, zu deren Besitz der dankbare Tote dem Helden verhilft, mit bösen Geistern behaftet, die, in ihrem Inneren sitzend, nachts aus ihrem Munde fahren und das Leben des Gemahls bedrohen. Als daher in dem armenischen Märchen die Frau, zum Zwecke der Teilung mit dem Schwerte, mit dem Kopfe nach unten aufgehängt wird, da gleitet ihr die Schlange, von der sie eben befreit werden sollte, aus dem Munde, so daſs die beabsichtigte Teilung nun unterbleiben kann. Ganz ähnlich im Zigeunermärchen. Hier erhebt der Tote, während er den einen, der Jüngling den anderen Fuſs des Mädchens hält, das Schwert, um die mit Geistern behaftete Braut zu zerhauen. In der Angst öffnet das Mädchen den Mund zum Schreien, wobei ihr ein Drache aus dem Munde fährt. Entsprechendes erzählen auch das russische (III) und die serbischen (II, III, IV) Märchen. Unzweifelhaft klar aber wird der Sinn des Ganzen erst aus dem von Chudjakow mitgeteilten russischen Märchen aus

dem Rjäsanschen Gouvernement. Hier nämlich wird die Teilung der Königstochter thatsächlich ausgeführt. Nachdem der Geist des Toten sie in zwei Hälften zersägt hat, kommen aus ihrem Inneren junge Drachen geflogen, welche so durch die Teilung entfernt werden. Nachdem die Eingeweide gereinigt und gewaschen sind, steht das Mädchen wieder lebendig da. Sicherlich haben wir in dieser Fassung diejenige Form der Sage, welche dem Original relativ am nächsten steht. Denn erst hier wird die — sonst nur verlangte, hier wirklich ausgeführte — Teilung der Frau zu einem unabweislichen Erfordernis, ohne welches ein befriedigender Schlufs der Fabel, nämlich eine glückliche Verbindung der beiden jungen Gatten, nicht möglich ist.*

Schon Benfey meinte, als er Pantschatantra I, 219, Anm., auf das armenische Märchen zu sprechen kam, dafs die armenische Fassung der Sage das Original sei, auf welches die occidentalen Fassungen zurückgingen. Diese Ansicht, der sich R. Köhler (Or. u. Occ. II, 328) angeschlossen hat, wird weiter bestätigt durch die von Chudjakow mitgeteilte russische Version, das Zigeunermärchen u. s. w., welche sich alle der armenischen Überlieferung an die Seite stellen. Da indessen das Chudjakowsche Märchen ohne Zweifel den Thatbestand des Originals noch treuer überliefert enthält, so wird es sich empfehlen, nicht die armenische Erzählung im einzelnen als die ursprünglichste Form hinzustellen, sondern die Gesamtheit derjenigen Versionen, in denen die Teilung der Frau noch ein notwendiges Glied in der Entwickelung der Handlung ist, zu einer Gruppe zusammenzufassen, welche im allgemeinen als die dem Original der Sage am nächsten stehende zu betrachten ist. — Hiermit fällt natürlich auch Simrocks Versuch — den bereits R. Köhler (Or. u. Occ. II, 323) als vorschnell bezeichnet hat —, der ganzen Sage auf Grund mythologischer Daten rein germanischen Ursprung zuzusprechen. Gewifs mögen die mythologischen Aufstellungen Simrocks zu Recht bestehen; doch sind die germanisch-mythologischen Elemente der Sage nicht ursprünglich eigen, sondern erst bei ihrer Verpflanzung auf deutsches Gebiet in dieselbe hineingetragen

* Im finnischen Märchen ist die Braut durch Hörner entstellt, welche abfallen, als sie in der Hochzeitnacht ausgepeitscht wird.

worden, genau so, wie z. B. die höfischen Elemente in die der ritterlichen Sphäre angehörenden Versionen des Mittelalters.*

Beim Übergange der Sage in die abendländische Welt war es gerade dieser Zug — die Teilung der Frau —, welcher die bedeutsamsten Modifikationen erlitt. In keiner einzigen occidentalen Fassung finden wir dies Teilungsmotiv noch in dem Sinne vor, in welchem es den orientalischen und osteuropäischen Völkern geläufig war. Zwar hat es sich in einer nicht geringen Anzahl von westeuropäischen hierhergehörigen Sagen noch erhalten, aber der Sinn, den die Sage ursprünglich hineinlegte, ist nicht mehr lebendig geblieben, vermutlich weil die ganze Idee von den im Leibe der Frau lebenden Geistern (bösen Drachen, Schlangen), welche durch den Mund herausfahren oder nur durch Zerteilung der Frau zu beseitigen sind, der abendländischen Welt weniger vertraut war. Wir finden daher an Stelle dieser eigenartigen Vorstellung eine Umdeutung des ganzen Teilungsmotivs in dem Sinne, daſs der Schluſs der Erzählung, in welchem der Geist die Forderung der Teilung stellt, nur dazu dient, den Helden zu prüfen, seine Hochherzigkeit und Treue in helles Licht zu stellen. Es steht zu vermuten, daſs diese Umdeutung sich in Anlehnung an das alttestamentliche Motiv von der Opferung Isaaks vollzog, welche in ihrer ganzen Bedeutung und Darstellung frappante Ähnlichkeit mit der Teilungsepisode in einigen unserer Sagen aufweist.

Nur wenige der abendländischen Fassungen sind dem orientalischen Typus darin treu geblieben, daſs es sich bei der geforderten

---

* Bereits Simrock (a. a. O. p. 131) hatte gefühlt, daſs auch die Erzählung von Tobias in unseren Sagenkreis zu ziehen sei. Freilich muſste er sich mit der bloſsen Erwähnung der alttestamentlichen Version und dem Hinweis auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges dieser Erzählung mit der Sage vom dankbaren Toten begnügen. Auch ich wage zur Zeit noch nicht, den Sachverhalt eingehender zu behandeln, namentlich also zu entscheiden, welcher Art die Beziehungen zwischen dem Tobias-Buche und den anderen orientalischen Versionen sind. Nur so viel darf — als ein kleiner Fortschritt Simrock gegenüber — heute als gesichert gelten, daſs ein solcher Zusammenhang thatsächlich besteht. Es wird hier vorläufig genügen, auf die Episode von den sieben Freiern hinzuweisen, welche von dem bösen Geiste in der Brautnacht getötet werden. Gerade die Teilung aber — das charakteristische Merkmal der orientalischen Versionen — fehlt dem Tobias gänzlich. Vgl. R. Köhler, Germania III, 203; Sepp, Altbayerischer Sagenschatz, München 1876, p. 678 ff.

Teilung* noch um die Frau handelt, so der „Sir Amadas", das sicilianische und das griechische Märchen. Andere Fassungen (so der Roman von Olivier de Castille, von Jean de Calais, das bretonische Märchen [I] und die von Simrock angezogenen deutschen Märchen Nr. 1, 2, 8) haben mit noch treuerer Anlehnung an die biblische Erzählung als Teilungsobjekt das Kind des jungen Paares eingeführt, und zwei dieser Versionen, die soeben genannten Romane von Olivier de Castille und von Jean de Calais, haben sogar den Zug des auf das Kind gezückten Schwertes, welcher zu einer Parallele mit der Situation in Isaaks Opferung geradezu herausfordert. Wieder andere, und zwar schon der älteren Stufe angehörende Formen der Überlieferung (Dianese, Herpin de Bourges, Richars li Biaus) fassen die Teilung in anderem Sinne auf, nämlich als eine Teilung des gesamten Besitzes des Jünglings, welcher als aus zwei Teilen — der Frau und dem Gute, bezw. dem Reiche — bestehend gedacht wird, so daſs eine Teilung der Frau von vornherein ausgeschlossen ist. In noch anderen Darstellungen, wie bei Strapparola, bei Haltrich, bei Campbell, in der Rittertriuwe u. s. w., zeigen sich wiederum andere Modifikationen der Teilungsepisode.

Es liegt auf der Hand, daſs gerade die Mannigfaltigkeit in der Darstellung dieses Motivs und die geringe Widerstandsfähigkeit der Form, welche dasselbe innerhalb der abendländischen Überlieferung der ganzen Sage zeigt, auf Kosten des Umstandes zu setzen ist, daſs die occidentale Umbildung des Teilungsmotivs im Sinne einer Prüfung der Treue des Helden nur ein schwacher Notbehelf war, welcher diesen Zug der Sage — jetzt in der That nur als eine Würze des Schlusses — zwar noch eine Zeit lang lebendig erhielt, aber nicht hindern konnte, daſs er bald genug verschwand, da er, streng genommen, nicht mehr in organischem Zusammenhange mit dem ganzen Verlauf der Erzählung stand. So ist denn die Teilung der Frau thatsächlich in einer ganzen Reihe von Erzählungen nicht mehr vorhanden, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diejenigen Fassungen, in denen dies

* R. Köhler hat in seiner Anmerkung zu L. Gonzenbach, Sicilianische Märchen II, 96, die Teilungsepisoden in den ihm damals bekannten Versionen zusammengestellt. Zur Richtigstellung eines Druckversehens a. a. O. p. 250, Z. 13 vgl. Archiv f. slav. Philol. V, 44, Anm. 2.

der Fall ist, als die von dem ursprünglichen Typus der Sage sich am weitesten entfernenden ansehen. Es sind dies eine Reihe nordischer und deutscher Märchen, die katalanische Erzählung und die spanischen Romanzen.

Gesamtergebnis für die Entwickelung der Sage.

Wenn wir nach dem Gesagten es nun versuchen, ein schematisches Bild der Entwickelung der Sage vom dankbaren Toten, wie die nebenstehende Figur es veranschaulicht, zu konstruieren, so werden wir zunächst als die vergleichsweise älteste Stufe derselben diejenige Form der Sage (I) anzusehen haben, welche durch das unentstellte Teilungsmotiv (im Sinne der Befreiung der Frau von bösen Geistern) und durch die noch fehlende Loskaufsepisode charakterisiert ist. Auch diese Gestalt der Sage aber deutet in der Kombination des Themas vom dankbaren Toten mit der Geschichte von der Frau mit den Drachen im Leibe bereits auf eine Verschmelzung ursprünglich wohl getrennter Stoffe. Hierher gehören neben (dem Tobias-Buche) dem Zigeunermärchen und der armenischen Sage die drei russischen und zwei serbische (II, III) Märchen. — Das nächste Glied in der Entwickelungsreihe bilden die mittelalterlich-romantischen Fassungen (II), denen zwar der Loskauf der Königstochter gleichfalls noch fremd ist, die aber die Teilung bereits zu dem Prüfungsmotiv umgebildet zeigen. Es sind dies der mittelengl. Sir Amadas, der altfrz. Herpin de Bourges, Richars li Biaus, Olivier de Castille, die italienische Novella di Messer Dianese, das mhd. Gedicht Rittertriuwe und die altschwedische Erzählung von Pipinus Franka Konung. — Auf der anderen Seite steht dieser Gruppe von Fassungen eine Form der Überlieferung (III) gegenüber, die nicht ganz eng mehr an unser Sagengebiet geknüpft ist, weil sich in ihr durch Übertragung der Fabel auf das kirchliche Gebiet die Totenbestattung verlieren mufste. Zu dieser legendarischen Gruppe gehören das sicilianische und das griechische Märchen, bei denen der helfende Geist nicht der dankbare Tote, sondern ein Heiliger ist.

In der weiteren Entwickelung der Sage zeigt sich nun ein fremdes Element, der Loskauf der Königstochter, welcher sich

I.

Sage vom dankbaren Toten und der Frau mit den Drachen im Leibe.

(Tobias;) armenisches Märchen; Zigeunermärchen; drei russische Märchen; serbische Märchen II, III.

II.

Mittelalterlich-romantische Form.

(Teilung im Sinne der Prüfung. Loskauf fehlt.)

Amadas; Dianese; Richars li Biaus; Herpin de Bourges; Olivier de Castille; Rittertriuwe; Pipinus Franka Konung.

III.

Legendarische Form.

(Teilung im Sinne der Prüfung. Loskauf fehlt.)

Sicilianisches Märchen; griechisches Märchen.

Sage von der losgekauften Königstochter.

Wendisches Märchen; Guter Gerhard; Frommer Metzger.

IV.

Versionen mit Teilung im Sinne der Prüfung und Loskauf.

Strapparola; Jean de Calais; bretonische Märchen I, III; gaelisches Märchen; Simrock Nr. 1, 2, 8; littauisches III, siebenbürgisches, ungarisches, serbisches I Märchen.

V.

Legendarische Formen mit Loskauf.

St. Nikolaus; St. Katharina; spätere Formen der Histoire de Jean de Calais.

VI.

Versionen mit Loskauf ohne Teilung.

Isländisches, norwegisches I, schwedisches, littauisches II, oldenburgisches Märchen; Simrock Nr. 3 bis 7, 9; katalanisches Märchen; spanische Romanzen.

VII.

Versionen mit nur schwachen Spuren des Loskaufsmotivs.

Jüdisches Märchen; bretonisches Märchen II.



durch Einwirkung einer selbständigen Sage erklärt, die uns z. B. in einem wendischen Märchen, in dem mhd. „Guten Gerhard“ und in dem rabbinischen Märchen „Der fromme Metzger“ entgegentritt. Beide vorhin namhaft gemachten Gruppen der Sage, die romantische und die legendarische (II und III), zeigen sich von diesem neuen Elemente affiziert und verschmelzen mit ihm zu neuen Gebilden (IV und V). Aus der legendarischen Sagenform ergiebt sich unter dem Einflufs des neuen Stoffes diejenige Gestaltung der Sage (V), welche wir z. B. in den beiden Erzählungen St. Nikolaus und St. Katharina aus der Scala celi kennen, während die Verschmelzung auf der romantischen Seite eine Form (IV) erzeugt, welche die wesentlichen Elemente der Gruppe II mit Hinzutritt des Loskaufsmotivs zeigt. Hierher sind zu rechnen die Erzählung bei Strapparola, der Roman von Jean de Calais, das siebenbürgische Märchen aus Haltrichs Sammlung, ein ungarisches, ein serbisches (I), ein littauisches (III) Märchen, die deutschen Erzählungen Nr. 1, 2, 8 bei Simrock und drei keltische Märchen, das von Campbell mitgeteilte gaelische und die bretonischen (I und III), welch letztere freilich die Loskaufsepisode nicht mehr ungetrübt erhalten haben.

Während wir nun weitere Entwickelungsformen der Sage auf der legendarischen Seite nicht kennen, zeigen sich innerhalb der Entwickelung der auf die romantische Gruppe zurückgehenden Gestaltungen noch zwei fernere Glieder VI und VII, in deren erstem sich die Teilungsepisode am Schlusse der Erzählung, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen, verflüchtigt hat, und deren letztes sogar das Motiv des Loskaufs der Prinzessin, welches bereits in zwei Formen der Gruppe VI stark modifiziert war, im wesentlichen eingebüfst hat, so dafs hier die Tradition nur noch von einem Toten erzählt, welcher bestattet wird und sich seinem Wohlthäter durch Hilfe, bezw. Rettung in Wassersgefahr dankbar erweist. Zur Gruppe VI zählen drei dem Norden Europas angehörende Formen (das norwegische Märchen I „Krambodgutten“, das isländische, das schwedische „Pelle Båtsman“), eine Reihe deutscher Märchen (das oldenburgische und die von Simrock angeführten Nr. 3—7, 9), eine littauische Erzählung (II), sowie zwei Versionen der pyrenäischen Halbinsel, das katalanische Märchen und die spanischen Romanzen. — Die letzte Gruppe VII endlich

umfaſst die jüdische Erzählung aus Palästina und das bretonische Märchen (II). Diese beiden Formen der Sage erzählen, wie bereits angedeutet, im Gegensatz zu allen anderen Fassungen nichts mehr von einer Gewinnung der Frau, ein Mangel, der ihre Einreihung in die angegebene Klassifikation einigermaſsen erschwert. Doch ist ihre Lokalisation an der erwähnten Stelle der Entwickelungstafel dadurch gesichert, daſs sie noch einen, wenn auch unscheinbaren Rest der Loskaufsepisode — Hilfe beim Überschreiten des Meeresarms, bezw. Rettung beim Schiffbruch — zeigen, der ihnen die letzte Stufe unter den betrachteten Entwickelungsformen anweist.

Die hier verfolgten Entwickelungsreihen enthalten übrigens, wie ich nicht unterlassen will zu erwähnen, nicht alle früher verzeichneten, zu unserem Sagenkreise gehörigen Stoffe. Gewisse Versionen sind nämlich von Zügen aus anderen Sagengebieten so stark durchsetzt und zeigen infolgedessen eine so weitgehende Modifikation der Elemente unserer Sage durch fremde Motive, daſs sie in ihrer Stellung zu den reineren Fassungen nicht sicher zu beurteilen sind, sich somit einer exakten sagengeschichtlichen Konstruktion im Sinne des angegebenen Entwickelungsschemas entziehen.

Breslau. Max Hippe.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 20. September 1887.

Herr Bischoff macht auf Modersohns Realien in den Chansons de geste, Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies aufmerksam. Das über das gewöhnliche Mafs einer Dissertation weit hinausgehende Buch stellt das kulturgeschichtliche Material aus diesen Dichtungen gut zusammen.

Herr Michaelis sprach über die neueren Resultate der von Oakley-Coles 1871 zuerst angewandten Stomatoskopie, und im besonderen über die Abhandlung von R. Lenz, Zur Physiologie und Geschichte der Palatalen (Zeitschr. für vergleichende Sprachforschung Bd. 29). Lenz giebt getreue Abbildungen der Gaumenartikulationen in natürlicher Gröfse und führt eine genaue Einteilung des Gaumendaches und des Zungenrückens ein. Unter dem Einflufs der palatalen Vokale werden die Artikulationen von *k* und *g* vom Gaumensegel ab vorgeschoben bis zum Präpalatum, wo die mouillierten k′ und t′ gebildet werden, indem die starke Krümmung des Präpalatum einen breiten Verschlufs herbeiführt und bei der Lösung des Verschlusses durch Rinnenbildung ein frikativer Nachlaut entsteht. Bei der Unterscheidung der *t*- und *k*-Laute tritt besonders der Gegensatz zwischen der Artikulation der Zungenmitte und der der Seitenteile der Zunge hervor, wobei auch das Zungenbändchen eine Rolle spielt. Rückschreitende Palatalisierung findet bei der Mouillierung von *n* und *l* statt, sowie bei den Assibilationen von *t* und *d* vor *i*, welche besonders im Polnischen am reichsten entwickelt sind. Im Spanischen sind *nn* und *ll* wahrscheinlich durch dorsale Bildung in mouillierte Laute übergegangen.

Herr Wätzold verliest eine Arbeit von Puls in Flensburg über den zweiten Teil von Brandes, Hauptströmungen der Litteratur im 19. Jahrhundert. Es wird darin nachgewiesen, dafs etwa drei

Vierteile dieses Bandes aus deutschen Quellen mehr oder weniger wörtlich abgeschrieben sind, ohne daſs der Verfasser es auch nur der Mühe für wert gehalten hätte, seine Gewährsmänner zu nennen.

Sitzung am 25. Oktober 1887.

Herr Arnheim spricht über James Shirley. Der 1596 zu London geborene Dichter studierte in Oxford und Cambridge, war kurze Zeit Pfarrer in Herefordshire, ging aber, nachdem er vorher zum Katholicismus übergetreten war, bald nach London. Dort und während eines längeren Aufenthalts in Irland verfaſste er seit 1624 dreiunddreiſsig fünfaktige Dramen, von denen ihm das 1635 erschienene The Traitor mit Unrecht abgesprochen wird. Die eine ziemlich reiche Erfindungsgabe bekundenden Stücke enthalten keine tiefen Reflexionen, zeichnen sich aber durch Lebendigkeit und Wärme des Dialogs aus. Als Proben teilt der Redner darauf den Inhalt zweier Stücke (The Cardinal und The General) mit. Herr Vatke macht darauf aufmerksam, daſs auch Ben Jonson zur katholischen Kirche übergetreten sei, ohne daſs sich dies jedoch in seinen Dramen bemerkbar mache, was Herr Zupitza dadurch erklärt, daſs bei ihm der Rücktritt sehr bald erfolgt sei. Von einem Einfluſs des Religionswechsels auf die schriftstellerische Thätigkeit hat Herr Arnheim auch bei Shirley nichts entdeckt.

Herr Rödiger berichtet über den von ihm herausgegebenen zweiten Band der deutschen Altertumskunde von Müllenhoff, der sich mehr mit eigentlich germanischen Dingen beschäftigt als der erste Band, aber doch auch viel Fragen behandelt, die andere Zweige der Philologie hätten erörtern sollen. Besonders handelt es sich darum, die historischen Grenzen Germaniens in den ältesten Zeiten festzustellen, vorzüglich nach Norden und Osten hin. Das mit den schwierigsten Fragen sich beschäftigende Buch bietet seinem ganzen Inhalte nach durchweg Neues, von dem manches auf allgemeine Anerkennung allerdings nicht wird rechnen dürfen. Herr Appel führt an, daſs Montelius auf dem Wege antiquarischer Forschung zu ganz anderen Resultaten über die Ausbreitung der Finnen in Skandinavien gelangt sei als Müllenhoff.

Herr Förster empfiehlt darauf von E. Dorer Abhandlungen zur spanischen Litteraturgeschichte und poetische Sachen.

Sitzung am 8. November 1887.

Herr Goldbeck sprach über den portugiesischen Dichter Anthero Quental, aus dessen tief und wahr empfundenen Sonetten er in deutscher Übertragung eine Reihe von Proben mitteilte, um daran zu zeigen, wie der Dichter sich aus düsterer, verzweiflungs-

voller Stimmung allmählich zu einer Art Versöhnung mit Gott und der Welt durchgerungen hat.

Herr Wätzold gab Bemerkungen zum französischen Volksliede. Der germanische Charakter des altfrz. Heldenliedes erhält sich lange im geschichtlichen Volksliede, wie z. B. das Lied auf die Pavier Schlacht bei Leroux de Lincy, Recueil de Chants historiques français II, XX und das Lied vom König Renaud (Haupt-Tobler S. 132) beweisen. Ebenso finden sich reichliche Beziehungen zum germanischen Mythus im französischen Volksliede. Eine ganze Anzahl formelhafter Eingänge, wie Là haut sur la montagne u. ä. sind dem deutschen und dem französischen Volksliede gemeinsam. Zahlreich sind die Lieder gleichen Inhalts, wie z. B. das Lied von den zwei Königskindern. Auffallend ist die schlagende metrische Übereinstimmung einzelner französischer und deutscher Volksliedstrophen, besonders im 16. Jahrhundert, die auf gemeinsame Melodien schliefsen läfst. Im französischen Volksliede läfst das Metrum sich indessen schwer bestimmen, da nach dem Bedürfnis der Melodie Zerdehnungen und Kürzungen vorgenommen werden, die im Druck nicht immer hervortreten. Jedenfalls sind im französischen Volksliede Reim und Silbenzahl nur für das Ohr vorhanden. Das Volkslied kennt den Widerspruch zwischen den modernen Sprachsilben und der historischen Silbenzählung des Verses nicht. — In sehr vielen Fällen geht die auffallende Ähnlichkeit zwischen den französischen Liedern der östlichen und nördlichen Landschaften und deutschen Liedern hervor aus der Ähnlichkeit der Zustände und der Kultur des Landvolkes. Doch enthält das französische Volkslied ein Stück germanischen Wesens zweifellos noch heute.

Herr Tobler besprach, ausgehend von dem, was im Neufranzösischen und hier und da bereits im Altfranzösischen bezüglich des Gebrauches von piéça und von naguères sich bemerken läfst, einige Fälle, wo auch das Präsens est die zeitliche Bestimmtheit, die ihm zukommt, eingebüfst hat, indem es unter Umständen auftritt, wo die Analyse des Ausdrucks nur ein Imperfektum gutheifsen kann.

Sitzung am 22. November 1887.

Herr Müller machte einige Mitteilungen über gewisse holländische Einflüsse auf den Westen Ostfrieslands. Sowohl in der Erscheinung von Land und Leuten, als auch in der Volkssprache ist die Ähnlichkeit zwischen Groningerland und West-Ostfriesland unverkennbar, besonders nähert sich der Reiderländer dem Holländer in Wesen und Sprache. Von dem Altfriesischen haben sich nur noch Reste erhalten, bereits seit dem 14. Jahrhundert wurde es in Ostfriesland durch die niedersächsische Mundart sowohl in Sprache wie in Schrift verdrängt. Heute herrscht die alte Sprache noch im

holländischen Westfriesland, in dem oldenburgischen Saterlande und an der schleswigschen Westküste. Einzelne alte Wörter, wie Hilk (Heirat), Fohne (Mädchen), biester (häfslich), tüddern (anbinden) werden noch gebraucht. Die alten friesischen Familiennamen, wie Tadema, Poppinga, Mennenga, Ykema u. s. w., wie sie sich auch in Groningerland und Westfriesland finden, erinnern an die Herkunft der Bewohner.

Aufser der Nachbarschaft und Stammesverwandtschaft hat die frühere politische Zugehörigkeit zu Holland in West-Ostfriesland Wurzeln geschlagen, die bis heute noch nicht ganz aus dem Boden verschwunden sind. Durch den Einflufs Hollands nahm der Westen das reformierte Bekenntnis an, während im Osten die lutherische Lehre sich befestigte. Hier gewann das Hochdeutsche die Oberhand, während dort in Schule und Kirche das Holländische herrschend wurde; unter der hannoverschen Regierung erfreute sich dieses Idiom besonders auf dem Lande noch einer gewissen Pflege beim Nachmittagsunterricht und an manchen Sonntagen in der Kirche. Erst seit den letzten Jahrzehnten ist die hochdeutsche Sprache Alleinbesitzerin von Katheder und Kanzel geworden.

Wie im 16. und 17. Jahrhundert Groningerland und West-Ostfriesland als zusammengehörig betrachtet wurden, bezeugen mehrere Landkarten aus dieser Zeit, die teils in Amsterdam, teils in Emden herausgegeben wurden, und zwar in holländischer Sprache. Als Autoren seien erwähnt: Ubbo Emmius, Professor in Groningen, und Martinus Faber in Emden. Die Dollartfluten seit dem 15. Jahrhundert haben Groninger und Ostfriesen durch das Bestehen gemeinschaftlicher Gefahren auch einander genähert; die Berichte über diese schrecklichen Naturereignisse sind teils in holländischer, teils in niederdeutscher, holländisch gefärbter Sprache verfafst. Beim Einzuge Friedrichs d. Gr. in Emden am 12. Juni 1751 hatte man eine Ehrenpforte errichtet, an welcher die Inschrift prangte:

O Koning groot van Macht, van Eeer en van Verstand,
Meer vader in ous Hart, als Koning in ous Land.

Ein Schullehrer Namens Sievers zu Pilsum giebt in einem „Memorial van eenige aanmerkelike voorvallen (1741—1789)“ in niederdeutsch anklingendem Holländisch eine anziehende Beschreibung des königlichen Einzugs.

Das Museum in Emden besitzt manche Merkwürdigkeiten aus der Zeit der Herrschaft der holländischen Sprache, mehrere Häuser weisen noch holländische Spruch-Inschriften auf, die Bauart der Stadt mit ihren den holländischen Grachten ähnlichen Delften ist ganz die des Nachbarstaates.

Bei der Fahrt auf der Unter-Ems eilt das Schiff an Ortschaften vorbei, deren Namen auf deutschem Gebiete denen in Groningerland

genau entsprechen in den Endungen dorp, siel (bezw. zyl), um, ard. Auf ostfriesischer Seite seien noch erwähnt die echt holländischen Namen der Landzunge „de Knok“ (Knochen), der Sandbänke Paap (Pfaffe) Zand, „Schuiten (Kähne) Zand“ und „de Ranzel“ (Ranzen). Die tieferen Stellen des Emsfahrwassers führen den Namen Gat (Loch) oder Gatje. Die Stelle eines früheren Seedurchbruchs durch die Borkumer Dünen heifst heute noch „Tusschen door“ (Zwischen durch).

Auf Borkum, welches von den ostfriesischen Eilanden am weitesten vom Festlande gelegen ist, zeigt sich das holländische Element ganz besonders unter den älteren Leuten, welche meist auf holländischen Schiffen im Matrosendienst waren. Es finden sich dort fast ausschliefslich holländische Familiennamen, wie Bakker, Sleeboom, Elderts, Teerling, Bekaan, Wybrands. Die Alten freuen sich, wenn die holländische Sprache an ihr Ohr klingt, in ihrer Jugend hörten sie dieselbe in Kirche und Schule; die gehobene Sprache der jetzigen hochdeutschen Predigt verstehen sie, der Versicherung des alten Seemannes Teerling zufolge, nur zum Teil.

Die Groninger und ostfriesischen Ems-Anwohner verstehen einander leicht, eine besondere Eigentümlichkeit beider ist das geringe Öffnen des Mundes beim Sprechen. So finden sowohl die „Dütskers“ (wie die hochdeutsch Redenden von den Ostfriesen genannt werden) wie auch die Amsterdamer, Haager oder Leidener, in deren engerer Heimat das volltönendste und beste Holländisch gesprochen wird, während der ersten Zeit des Aufenthalts bei den Ostfriesen resp. Groningern Schwierigkeiten beim Verstehen ihrer Landsleute.

Herr Rödiger berichtete über den zweiten Teil des neu erschienenen zweiten Bandes von Müllenhoffs deutscher Altertumskunde.

Mr. Bourgeois behandelte in Form einer Causerie die Jugendjahre Bérangers.

Sitzung am 13. Dezember 1887.

Herr F. Müller machte einige Mitteilungen über Westfrieslands Volk und Sprache.

Die holländische Provinz Friesland (Westfriesland ist deutsche Bezeichnung) mit den dazugehörigen Inseln Ameland und Terschelling hat im Gegensatz zum deutschen Ostfriesland die Sprache der Vorfahren bewahrt. Allerdings gebührt dieses Verdienst in erster Linie den Landbewohnern. In den grofsen und kleinen Städten herrscht die holländische Sprache, nur die Sprache der niederen Klassen, das sogenannte „stedfrysk“ (stadtfriesisch) hat einen friesischen Beigeschmack. Als Beispiele seien folgende Wörter angeführt, Reihenfolge: friesisch, holländisch, stadtfriesisch:

Bauch — bûk — buik — buek
teuer — djûr — duur — duer
rauschen — rûze — ruischen — roeze
wuchern — woekerje — woekeren — woekere
schmieren — moezje — morsen — moeze

Wenn auch im Mittelalter die Friesen ihre Selbständigkeit und Eigenart gegen die Oberherrschaft der holländischen Grafen hartnäckig verteidigten und in blutigen Kämpfen dafür eintraten, wenn sie auch heute noch von ihren Landsleuten ob ihres eigensinnigen Wesens „de friesche stijfkoppen“ genannt werden, die Pflege der altehrwürdigen Sprache, wie sie sich beispielsweise der in ähnlichem Verhältnisse sich befindende Provençale angelegen sein läfst, findet sich in Friesland nicht.

Die „Selskip for fryske tael en skriftenkennisse“ in Leeuwarden (friesisch Liouwert) hat sich der alten Volkssprache zwar aufs wärmste angenommen, ohne jedoch derselben aufserhalb des Bauernstandes eine ernstliche Pflege sichern zu können, indem der Städter das Friesische mehr als „aardigheid“ betrachtet, das ihm also höchstens zur Kurzweil dient.

Für das friesische Landvolk fehlt es nicht an litterarischen Erzeugnissen in Prosa und Poesie. Ein Kalender, „De Bije Koer“ (Bienenkorb), enthält die bemerkenswertesten Ereignisse aus der friesischen Geschichte dem Kalendarium beigedruckt, der Anhang enthält humoristische, gemütvolle und patriotische Gaben für den biederen Bauersmann. Für Liebhabertheater giebt es zahlreiche Stücklein (toanielstikken) im Charakter des Schauspiels (toanielstik), des Lustspiels (blijspil) und der Posse (kluchtspil).

An Liederbüchern ist auch kein Mangel. Erwähnt sei das Werk von van Loon en de Boer: „It Lieteboek“ (Fryske sang in kraeftige, swietluwdige, oerâlde spraek). Als Merkwürdigkeit sei angeführt, dafs ein Loblied auf Friesland nach der deutschen Studentenmelodie: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude“ gesungen wird.

Sonntäglich erscheint in Leeuwarden eine Zeitung: „Friesch Volksblad“, welche halb holländisch, halb friesisch gedruckt wird, und zwar ist der unterhaltende Teil in letzterem Idiom verfafst.

Die alten friesischen Volkstrachten sind dem modernen Kleiderschnitt zum Opfer gefallen. In Hindeloopen an der Zuiderzee gab es vor wenig Jahren noch eine einzige Familie, welche der alten Tracht treu geblieben war; jetzt müssen die Hindelooper zum friesischen Museum in Leeuwarden pilgern, um die Kleidung ihrer Grofseltern und auch die frühere Einrichtung der Zimmer kennen zu lernen. Ein Rest aus alten Zeiten ist noch der Kopfputz, die sogenannten „oorijzers“ (Ohreisen). Beiläufig sei hier bemerkt, dafs die Provinz Zeeland sich in der Anhänglichkeit an die Volkstracht vor allen anderen Landesteilen auszeichnet. Die abgeschlossenere

Lage der Eilande an den Scheldemündungen hat dabei günstig gewirkt.

Im Jahre 1876 warf der Vorstand der „Selskip for fryske tael en skriftenkennisse“ die Frage auf, ob man nicht eine feststehende Schreibweise annehmen sollte, um in die verschiedenen Schreibarten Einheit zu bringen. Es wurde eine Kommission gewählt zur Beantwortung der vorliegenden Fragen, bestehend aus den Herren van Loon, van Bloom, Dykstra, van der Veen, Colmjon. Die Frucht der Beratungen erschien am 22. Mai 1879 in Gestalt eines Büchleins von 51 Seiten im Verlage von N. A. Hingst zu Heerenveen (fries. Hearenfean), welches des Interessanten vieles enthält. In die Augen fallend sind die bedeutenden Unterschiede zwischen Holländisch und Friesisch, sowie die Ähnlichkeit mit dem Altenglischen. [Man spricht in Friesland auch wohl von der Volkssprache als „plat engelsch“. Fünf Wochentage lauten beispielsweise: Moandei, Tiisdei, Woansdei, Tongersdei, Freed; Sonnabend und Sonntag weichen von den Bezeichnungen der übrigen germanischen Sprachen ab: Snjeun und Snein.]

Auf 40 Blattseiten geben die Verfasser eine gedrängte, aber sehr umfassende Lautlehre. Das friesische Alphabet hat 27 Bestandteile: a, bie, sie, die, e, effe, gie, ha, i, ij, je (j), ka, el, im, in, o, pie, kû oder kjou, ar, esse, tie, û oder ou, fé, dûbeld-û oder -ou, exet, yet, seddet. Diphthonge und Triphthonge sind: ai, aei (= langes ai), au, ea, eau, ei, eu, ie, ieu, iu, oa, oai, oe, oei, oi, ou, ui. Als Beispiele von Vokalhäufungen seien erwähnt: oanklaeije (ankleiden), ik skreau (ich schreibe), lieuwen (Löwen), koai (Koje), moaije (schöne), boekstoaije (buchstabieren). Als Konsonantenhäufung die Wörter: spjeldtsje (kleine Nadel), spjeldsjen (mit Nadeln feststecken).

Die Bearbeiter sagen, daſs sie von dem Grundsatze ausgingen: Schreibe so, wie du sprichst. Bei dem Bestreben, das gesprochene Wort durch die Schrift so gut wie möglich wiederzugeben, ist zu berücksichtigen, daſs dieselben Buchstaben in den verschiedenen Sprachen anderen Wert haben, und so ist auch der Ansicht entgegenzutreten, daſs das Friesische nach holländischer Art zu schreiben wäre. Der Unterschied zwischen beiden Sprachen ist groſs, das Friesische besitzt besonders volle Laute, welche sich im Holländischen nicht finden, und die gewöhnlichen holländischen Buchstabenverbindungen würden für das Friesische nicht ausreichen. Man muſs also nach neuen Zusammensetzungen sich umsehen, um ein bequemes Lesen zu ermöglichen, und zwar sind die Buchstaben so zu gebrauchen, daſs sie dem Werte genau entsprechen, den sie im Friesischen haben.

Die friesischen Schriftsteller haben im Laufe der Zeiten jedoch für die Werte keine gleichmäſsige Auffassung bekundet. Der allgemeine Charakter des Friesischen aus ältester Zeit ist kurz und ein-

fach, von jedem fremden Einfluſs frei. Auſser ai und ei hat man eigentlich keine Diphthonge und gar keine Triphthonge oder Doppelvokale. So steht grata für das neuere greate (groſse), an für oan (ein), sten für stien (Stein), god für goed (gut). Im 15. Jahrhundert bekam die Sprache ein anderes Aussehen. Gysbert Japiks Schriftweise weicht wohl von der heutigen noch bedeutend ab, doch schrieb er schon boeck statt des älteren bok, langh statt lang. Mit ihm begann die neuere friesische Litteratur.

In der Jurisprudentia Frisica von De Haan Hettèma und den Gesta Fresonum, welche Anfang des 16. Jahrhunderts von der „Frysk Genoatskip for skied- åldheid- en tealkinde“ herausgegeben wurden, finden wir wieder eine abweichende Schreibart, so huus für das ältere hus, Christenheed für Kerstenede, fyaerde für fiarde, graet für grat (great), sprieck für spreke.

Mit dem 17. Jahrhundert kommen die Verbindungen oa, ou und uw auf und in der Folge wird die Sprache stets klangreicher. 1834 veröffentlichte Joast Halbertsma einen Aufsatz im Friesch Jierboeckjen, worin er die Schreibart, auf derjenigen Gysberts fuſsend, weiter entwickelte.

Danach machte sich Harmen Sytstra als Sprachkundiger und Wegweiser für die Orthographie geltend. Er verehrte das älteste Friesisch, wie es der Hauptsache nach auch jetzt noch gesprochen wird, welches er aber in der herrschenden Schriftsprache nicht wiederfinden wollte. Er verwarf die Neuerungen Gysbert Japiks und Halbertsmas und kam zurück auf die Schreibart des 13. Jahrhunderts. Doch hierbei hatte er kein Glück, seine Sprache wurde nur schwerer verständlich, selbst für das Volk, das sie sprach, es konnte sie nur mit Mühe lesen.

Im Nachwort meinen die Verfasser, daſs wohl mancher seine eigene Meinung über das Gebotene haben werde, sie betonen dabei, daſs ihr Streben nur darauf hinausging, Einheit in die Sprache zu bringen. Durchaus so zu schreiben, wie man spricht, halten sie für so unmöglich, wie mit der Hand an den Himmel zu reichen. Sie wollten nicht weiter gehen, als zur Regelung des Bestehenden, ohne Einführung eigentlicher Neuerungen, als Hauptzweck die Erbreiterung des Vermittelungsweges zwischen alter und neuer Schreibart in richtiger Würdigung der geschichtlichen Entwickelung.

Herr Schwan spricht über die älteste Geschichte des Wortes Baron. Das aus gallischem Latein stammende, schon bei Cicero sich findende baro oder varo ist nach ihm dem Germanischen entlehnt, und zwar aus barn. Herr Zupitza meint dagegen, daſs baro nur aus einer schwachen germanischen Form zu erklären wäre, daſs dagegen der vom Vortragenden gegebenen Bedeutungsentwickelung nichts im Wege stände.

Herr Tanger spricht in einem ersten Vortrage über die Reform

des neusprachlichen Unterrichts vorzugsweise über die Überbürdungsfrage und sucht nachzuweisen, dafs die der Schule beizumessende Schuld an der faktisch vorhandenen Überbürdung eine sehr geringfügige sei und dafs vor allem der fremdsprachliche Unterricht nicht mehr als alle anderen Unterrichtsfächer die Schuld daran trägt. Herr Werner behielt sich eine eingehende Entgegnung darauf vor.

Sitzung am 10. Januar 1888.

Herr Förster spricht über den Don Carlos von Enciso. Der 1585 in Sevilla geborene Dichter hat verhältnismäfsig wenig Stücke geschrieben, von denen die beiden besten, Don Carlos und Die gröfste That Karls V., von A. Scheffer ins Deutsche übertragen worden sind. Dafs er der Erfinder der Mantel- und Degenstücke gewesen sei, ist unrichtig; sie sind Lope de Vega zuzuschreiben. Encisos Stücken mangelt oft der innere Zusammenhang, aber der Dichter ist grofs in der Charakteristik. Sein Don Carlos ist mit dem Schillerschen verglichen mehr historisch, ja fast als Geschichtsquelle brauchbar. Die Hauptperson ist Philipp II., der, vielleicht willentlich, am wenigsten getreu gezeichnet ist. Nach ihm tritt Don Carlos in den Vordergrund, ein genaues historisches Porträt. Dafs eine mit Kraft der Entschliefsung begabte Frau schwachen Männern gegenübergestellt wird, ist ein auch von Schiller beliebtes Motiv. Nach dem Stücke zu urteilen, ist der Ton am spanischen Hofe nicht so steif gewesen, wie wir es uns gewöhnlich vorstellen. Der Schlufs des Dramas, das ursprünglich einen weniger ernsten Ausgang hatte, stammt von einem Bearbeiter aus dem Jahre 1773. In dem zweiten Stücke ist besonders das Verhältnis Karls V. zu Don Juan d'Austria interessant. Die Übersetzung scheint nicht schlecht zu sein; doch stand dem Vortragenden der spanische Text nicht zu Gebote.

Herr Tanger wendet sich in einem zweiten Vortrage gegen die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Sache der Schule sei nicht Ausbildung, sondern Vorbereitung; sie solle den Zögling vielseitig befähigen, sich nach der Schule Kenntnisse für seinen Beruf anzueignen. Ihr Zweck sei allgemeine Geistesbildung, und diese setze auch eine gewisse Fertigkeit im Gebrauche der fremden Sprachen voraus. Aber das Verständnis fremdsprachlicher Werke nach Form und Inhalt sei das Höhere, und wenn das Studium der Form schon an sich für die Ausbildung des Verstandes grofsen Wert habe, so sei auch nur durch die Kenntnis der Form zum Inhalt zu gelangen. Bedauern müsse man, dafs die Frage vor das grofse Publikum gebracht worden sei, das nur nach Utilitätsrücksichten urteile. In Fachkreisen dauere der Streit über die Methode fort; man sage, die alte Methode könne nichts leisten. Aber die Behörden hätten, obgleich sie dem Streite Beachtung schenkten, eine Entscheidung zu

gunsten der neuen Methode, die noch nirgends lange genug erprobt sei, nicht getroffen. Die Grammatik, deren Wert die Reformer zu gering anschlügen, werde um ihrer selbst willen nirgends mehr getrieben.

Ein zweiter Punkt, gegen den der Vortragende sich wenden zu müssen glaubt, ist die natürliche Spracherlernung. Dafür, dafs Sextaner ihr Hirn als unbeschriebene Tafel mitbrächten, sei Franke den Beweis schuldig geblieben. Wie man als Kind lerne, könne man überhaupt nur einmal lernen. Es sei nicht möglich und auch nicht wünschenswert, die für die Muttersprache geltenden Principien auf die Schule zu übertragen, in der sie nur in beschränktem Mafse anwendbar seien. In einem weiteren Vortrage verspricht der Redner Einzelheiten über die Behandlung der Aussprache, der Lektüre etc. bei einzelnen Reformern zu geben.

Herr W ä t z o l d t will mit einer ausführlicheren Entgegnung auf die Erörterungen über die Praxis, die für den dritten Vortrag in Aussicht gestellt sind, warten. Unter natürlicher Spracherlernung verstehe man, dafs man das Kind von vornherein mitten in die Sprache hineinführe. Das Lehrziel, das wohl nicht sehr verschieden gefafst werde, sei die Einführung in den Geist eines grofsen Kulturvolkes. Bei der alten Methode werde die Lust zum Lesen fremder Schriftsteller nicht gewahrt. Nicht zu sprechen sei unnatürlich. Franke baue allerdings auf sehr offenem Grundirrtume auf. Die Behörde habe nicht die Aufgabe, die auf Perthes zurückzuführende neue Methode einzuführen, bevor sie genügend erprobt sei.

Herr T a n g e r freut sich, in der Hauptsache eine Übereinstimmung mit dem Vorredner feststellen zu können. Bierbaum aber wolle den Anfangsunterricht wie beim Kinde, so auch in der Schule. Ein vierzeiliges Stück führe übrigens in die volle Sprache nicht ein, es sei nur ein Aushängeschild, und es würden daran dieselben Übungen geknüpft wie bei der alten Methode. Auch werde die Begeisterung für den Inhalt des Stückes überschätzt.

Herr B a h l s e n meint, dafs an dem Stücke Einzelheiten der Grammatik nicht klar gemacht werden dürften. Der Knabe lerne, ohne die Schwierigkeiten zu merken.

Herr T a n g e r erwidert darauf, dafs, wenn Schwierigkeiten nicht mitgeteilt würden, vokabelmäfsig eingeprägt werde, was man gerade der alten Methode immer zum Vorwurf mache.

Sitzung am 24. Januar 1888.

Herr I m m a n u e l S c h m i d t hielt einen Vortrag: „Byron im Lichte unserer Zeit.“ Nachdem er darauf hingewiesen, dafs uns Miltons Leben genauer bekannt sei als das Lord Byrons, und dafs sich mit der Persönlichkeit des letzteren vielfache falsche Vorstellungen verknüpft haben, führte er einzelne Beispiele zum Beweise an.

Er gab darauf einen Überblick über das Leben des Dichters, worin er die auf seine Jugend geübten Einflüsse nachwies und festzustellen versuchte, was uns unbekannt oder dunkel geblieben sei. Byrons Satire English Bards and Scotch Reviewers wurde der gewöhnlichen Überschätzung gegenüber trotz des Witzes im einzelnen als unbedeutend bezeichnet, insofern es ihr an poetischer Einkleidung fehlt. Die anderen Werke fanden nur kurze Erwähnung bei der Schilderung der verschiedenen Lebensperioden des Dichters. Die nun folgende Charakteristik seines ganzen Wesens hob die vielfachen Widersprüche und Gegensätze desselben hervor. Bei Beantwortung der Frage, welcher Rang Byron in der englischen Litteratur anzuweisen sei, ging der Vortragende von den Worten Elzes aus: „Die englische Litteratur hat in den vier Hauptgattungen der Poesie vier unerreichte Genien hervorgebracht: Shakespeare in der dramatischen, Milton in der reflektierenden — soweit diese als eine eigene Gattung angesehen werden kann —, Scott in der epischen und Byron in der lyrischen — die Lyrik im weitesten Sinne als subjektive Poesie aufgefaſst —." Ohne diesen Kanon gelten zu lassen, fand er ihn bequem, um eine Parallele Byrons sowohl mit Milton als mit Scott anzuknüpfen. Genauer ging der Vortrag auf Byrons Bilder und Schilderungen ein. Er schloſs mit den Worten: „Es liegt in Byron etwas Vulkanisches; er ist eine gewaltige Natur, die uns zur Bewunderung hinreiſst. Wir können ihn den Mirabeau der Dichtung nennen, groſsartig durch seinen Schwung und seine Leidenschaft, aber nicht rein in seinen poetischen Motiven. Darum kann er nicht als Dichter höchsten Ranges gelten."

Herr Türck zieht eine Parallele zwischen Shakespeares Hamlet und Byrons Manfred. Der Vortragende versuchte es, mit einer Analyse des genialen Wesens zugleich eine Erklärung des Hamlet-Charakters und der Gestalt des Manfred zu geben. Bestimmend für das Wesen des Genies in seinem Denken, seinem Empfinden wie in seinem Wollen ist die Freiheit von der eigenen Person und damit von allem, was auf diese Person bestimmend einwirken kann. Diese Freiheit zeigt sich im Denken des genialen Wesens als Fähigkeit zur objektiven Beurteilung der eigenen Person wie der ganzen Umgebung, im Empfinden als Fähigkeit zur ästhetischen Auffassung, indem die Dinge losgelöst von allen Zweckbestimmungen sub specie æterni angeschaut werden, im Wollen endlich als Fähigkeit, mit höchster Konsequenz ein einziges Ziel zu verfolgen, ohne durch Nebenrücksichten abgelenkt zu werden. Das Denken des Genies also ist wahr, sein Empfinden ästhetisch, sein Wollen energisch. Nur der innerlich freie Mensch sieht die Dinge in ihrem richtigen Verhältnis, weil nicht von einem subjektiven Standpunkte aus, bei ihm wird sich daher Begriff und Ding decken, sein Denken wird wahr sein; nur der innerlich freie Mensch wird in seiner Empfindung die

Dinge rein für sich wirken lassen, für ihn tritt die Freiheit in die Erscheinung, sind die Dinge schön (Schiller: Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung); nur der innerlich freie Mensch ist in seinem Wollen im letzten Grunde unbeeinflufst von allen Dingen und wird daher ein Ziel mit aller Energie verfolgen können, da nichts im stande ist, ihn davon abzulenken.

Wenden wir dies auf Hamlet an, so finden wir erstens unerbittliche Wahrheit gegen sich und andere und Verachtung alles blofsen Scheins: III, 1. Hamlet: ... I am myself indifferent honest etc.; III, 1. Hamlet: I have heard of your paintings etc.; I, 2. Hamlet: Seems, Madam! nay, it is etc. Zweitens finden wir eine ausgeprägte ästhetische Auffassung: II, 2. Hamlet: I heard thee speak me a speech etc. Drittens finden wir bei Hamlet eine eminente Energie des Willens, die nur durch den Zusammenbruch seiner idealen Weltanschauung, welcher infolge der nach dem Tode des Vaters gemachten Erfahrungen eingetreten ist, für eine Zeit lang an einer konsequenten Entfaltung gehindert ist, die sich aber in der ganzen Art des Auftretens, in der Ausdrucksweise wie auch in einzelnen Entladungen mit gröfster Evidenz nachweisen läfst: III, 4. Hamlet: How now! a rat? etc.; V, 2. Hamlet: 'Swounds! show me what thou'lt do etc. Hamlet und Fortinbras sind gleiche Naturen: daher Hamlets Sympathie mit Fortinbras IV, 5 Hamlet: ... Examples, gross as earth, exhort me etc., daher giebt Hamlet sterbend dem Fortinbras seine Stimme.

Die Gestalt des Manfred entspricht gleichfalls der Beschreibung des genialen Wesens. Es deuten darauf hin: die Selbsterkenntnis, die über den beschränkten gewöhnlichen Menschenverstand hinausreichende Erkenntnis der Dinge I, 1, die grofsartige ästhetische Auffassung II, 2, endlich das selbstmächtige Wollen, die Selbständigkeit und Eigenart des Strebens, die sich selbst erhält und sich selbst vernichtet: III, 4.

Da Herr Türck der Versammlung als Gast beiwohnte, so wurde eine Debatte über seinen Vortrag nicht eröffnet.

Sitzung am 14. Februar 1888.

Herr Schleich erzählt ein japanisches Märchen von einer Wasserschlange und einem Wurm. Diese Märchen sind uns jetzt dadurch leicht zugänglich, dafs sie in englischer Sprache von Kobunsha in Tokio einzeln herausgegeben und so ausgestattet werden, dafs sie als kleine Geschenke verwendbar sind.

Herr Zupitza giebt einen Zusatz zu § 272 oder 273 von I. Schmidts Grammatik der englischen Sprache. Unser auf das Subjekt bezügliches „selbst“ wird im Englischen bekanntlich im allgemeinen durch *myself* u. s. w. ausgedrückt. Der Vortragende findet

aber nirgends die Bemerkung, daſs diese Regel nicht gilt für solche Sätze, in denen von dem Prädikat unmittelbar oder mittelbar ein Hauptwort abhängt, vor welchem ein besitzanzeigendes Fürwort steht, das sich auf die handelnde Person bezieht. In diesem Falle wird nämlich das, was das Deutsche durch „selbst" ausdrückt, im Englischen meistens durch ein zu dem Possessivpronomen tretendes *own* bezeichnet, was der Vortragende durch eine Anzahl von Stellen belegt, die sämtlich modernen Prosaikern entlehnt sind, zuerst durch solche, wo auch das Deutsche ein Possessivpronomen anwendet, dann solche, wo das Deutsche statt desselben den Dativ des persönlichen Fürwortes braucht, endlich zum Schluſs eine solche, wo das Deutsche sich ganz anders ausdrückt. 1. *Scott annotated* his own *poems so fully that it must appear presumptuous in any one to add to the elucidation of the text* Minto, Scott's Lay S. 119. — 2. *It was absurd to oppose her. She was her own mistress. She had shown herself competent to manage* her own *affairs* Anthony Trollope, Lady Anna (Tauchnitz) 2, 204. — 3. *Pray permit me to manage* my own *affairs* Braddon, Cut by the County 153. — 4. *Mrs. Shelfer, I shall feel obliged by your leaving me to manage* my own *affairs* Blackmore, Clara Vaughan (Asher) 1, 145. — 5. *"Yes, Grace, you can send for him now."* — *Grace went off to deliver* her own *message* Braddon, Cut 278. — 6. *My son, I think I can trust you to look after* your own *interests without assistance from me* Melville, Katerfelto (Tauchnitz) 223. — 7. *"It won't do her any harm"* [wenn nämlich Kate ihr altes Musselinkleid trägt], *Lady Margaret smiled: "but if you* [Lady Margarets zwei Töchter] *really care about it, you may wear* your own *old white muslins instead of your new frocks"* Erroll, An Ugly Duckling (Tauchnitz) 279. — 8. *I have not called him the hero of my story, because he has done nothing heroic — because he seems to stand in the way of* his own *success* Besant and Rice, Ready-Money Mortiboy (Chatto & Windus 1886) 240. — 9. *I have never objected to supplying my nieces with trousseaux; but really they must choose* their own *husbands, or accept the choice made for them by a fond mother* Norris, Graphic, Christmas Number 1887, S. 4 a. — 10. *"Which is Mr. Robinson?" I asked, a little cruelly; for the contrast was striking, and I could have answered* my own *question without much difficulty* ebenda S. 4 c. — 11. [Einem alten Manne ist ein Reisigbündel aufgegangen, Kate ist ihm behilflich; da redet sie eine Freundin an:] *"Now, Kate, why do you do that? Let the old fellow pick up* his own *sticks; it's not your place to do so"* Erroll a. a. O. 149. — 12. *He thought her a model of good sense and economy because she made* her own *gowns* Braddon, Ishmael (Tauchnitz) 2, 117. — 13. *"Who made your dress ...?"* — *"I always make* my own *dresses"* Blackm. a. a. O. 1, 134. — 14. *Many thought that he had altogether cut* his own *throat* Trollope a. a. O. 2, 99. — 15. *He relit his fire, made* his own *tea, trifled over*

it for half-an-hour; then cleared away u. s. w. Murray, Rainbow Gold (Tauchnitz) 2, 161. — 16. *The lawyer would rather make your will for you gratis than let you make* your own (= es dir selbst) Anthony Trollope, John Caldigate (Tauchnitz) 3, 69. — 17. *You have as poor an opinion of the man as I have, or you would have set* your own *cap at him* Reade, Woman-Hater 1, 86. — Aus neueren Werken hat sich der Vortragende nur ein Beispiel eines dem Deutschen analogen Gebrauchs angemerkt: *The date which Allan had* himself *fixed for his return* Collins, Armadale (London 1881) S. 601, aufserdem wies er hin auf William Congreve (ed. Ewald), The Double-Dealer 4, 2 (S. 158) *Deuce take me, I believe you intend to marry your daughter* yourself! Eine Verbindung beider Ausdrucksweisen findet sich ebenda 3, 3 (S. 148) *She* herself *makes* her own *faces*.

Herr Wätzoldt spricht über Byrons und Goethes gegenseitige Beziehungen. Der Redner geht von Medwins Buch über Byron aus, zu dem Goethe einen Beitrag lieferte. Seit 1816, wo Goethe mit den English Bards and Scotch Reviewers von Byron bekannt wurde, wendete er dem Dichter eine lebhafte Aufmerksamkeit zu, die sich bis über seinen Tod ausdehnte und besonders im zweiten Teile des Faust Ausdruck gefunden hat. Andererseits sah Byron in Goethe die ehrwürdigste litterarische Gröfse Europas. So kam es zu der Widmung des Werner an Goethe und schliefslich zu einem einmaligen direkten Austausch schriftlicher Mitteilung, indem Goethe 1823 ein Gedicht an Byron sandte, das von diesem sofort erwidert wurde.

Im Anschlufs daran findet Herr Vatke die von Goethe bewunderte Motivierung des Totschlags im Cain innerlich hohl, was Herr Wätzoldt bestreitet. Nachdem Herr Förster zur Geschäftsordnung gesprochen, knüpft Herr Rödiger an eine Äufserung Goethes über Byrons Bilder an. Im Anfang mufs ein tertium comparationis vorhanden sein, dann mag die Einbildungskraft fortgerissen werden, doch dürfen die Worte mit dem Dichter nicht so durchgehen, dafs eine Vermischung der Bilder eintritt. Herr Vatke führt einen dahingehenden Ausspruch von Moritz Haupt an.

Herr Bourgeois fährt in dem neulich begonnenen Vortrage über Béranger fort. Er verweilt besonders bei der eigentümlichen Erziehung des Dichters.

Sitzung am 28. Februar 1888.

Herr Rödiger sprach über den Mythus vom Dichtermet, indem er dabei ausging von der in den Bragarædur erhaltenen Form desselben, weil sie, obgleich sie jünger ist als die in den Hávamál auftretenden, durch ihre Vollständigkeit allein eine Deutung des Mythus ermöglicht. Versucht haben eine solche u. a. Uhland, Simrock, Petersen, ohne aber zu befriedigenden Ergebnissen gelangt zu sein.

Ad. Kuhn und E. H. Meyer haben wenigstens in einzelnen Punkten das Richtige getroffen. Man hat bei Kvásir einzusetzen, dessen Blut den Hauptbestandteil des Metes bildet. Die Art seiner Entstehung und der Name des Gottes „Flüsterer“ führen auf leise rinnendes Wasser: er ist die Personifikation des herabrieselnden Regens, der im Wolkengewande umherzieht, als Wassergottheit mit besonderer Weisheit begabt. Die Zwerge, welche ihn töten, sind Winde, die die Regenwolke zerreifsen und ihren Inhalt in die Vertiefungen des Bodens sich ergiefsen lassen. Gillingr, der brausende Bergstrom, will das angesammelte Regenwasser mit sich fortführen, aber die Winde treiben ihn ins Meer, wo er ertrinken mufs, weil sein Gewässer sich in dem des Oceans verliert. Seine Gemahlin machen sie unschädlich, indem sie durch hineingewälzte Steine ihr Bett versperren. Der Sturmriese Suttungr reifst aber die minder mächtigen Winde ins Meer hinaus, saugt ihren Met auf und entführt ihn in die Gebirge. Jetzt nimmt der Windgott Odinn den Kampf mit ihm auf, um das der Natur unentbehrliche Nafs dem ihm feindlichen Riesen abzugewinnen. In einer Episode, welche nicht von Anfang an zum Mythus gehört, macht er neun Windriesen, die Knechte des verderblichen Wirbelwindes, unschädlich. Dann bohrt er sich, selbst Wirbelwind, in die engen Bergschluchten ein, verführt die Wächterin des Metes und bringt ihn glücklich zu den Asen. Der Mythus ist demnach ursprünglich ein rein physischer, der erst auf spekulativem Wege zum geistigen umgedeutet worden ist, nachdem sich Odinn selbst aus dem Windgott zum Repräsentanten alles geistigen Strebens und Könnens umgestaltet hatte. Die Heimat des Mythus ist die norwegische Küste, wie die in ihm sich abspiegelnde Natur ergiebt, dort hat er wohl auch seine Umwandelung erfahren. Nach Norwegen weisen auch die Anspielungen in den Hávamál.

Auf diese ging in der sich anschliefsenden Diskussion Herr Hoffory genauer ein.

Herr Wetzel erzählt im Anschlusse an Herrn Schleich ein anderes japanisches Märchen, und zwar von dem Manne, der die abgestorbenen Bäume wieder blühen liefs. Er findet, dafs eine Bereicherung unserer Märchenlitteratur von dieser Seite nicht zu erwarten sei und dafs die fremdartige Ausstattung in künstlerischer Beziehung zu wünschen übrig lasse.

Sitzung am 13. März 1888.

Im Anschlufs an die von Herrn Wetzel in der vorigen Sitzung gemachte Bemerkung, dafs in den bei Mayer & Müller käuflichen japanischen Märchen die Bilder schlecht ausgeführt seien, meint Herr Rödiger, dafs dieselben, wenn auch mit starken Strichen, Gemütsbewegungen gut wiedergeben.

Herr Tanger geht in seinem Schlufsvortrage zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Einzelfragen ein. Zunächst erklärt er sich dagegen, beim Anfangsunterricht sofort mit einem zusammenhängenden Lesestück zu beginnen, wenngleich auch er möglichst bald, d. h. etwa nach einjährigem Unterricht, dazu übergegangen wissen will. Fange man mit Lesestücken an, so stürme eine Überfülle sprachlicher Erscheinungen auf den Anfänger ein und verwirre ihn; der Inhalt als solcher wirke auf den Schüler nur in seiner deutschen Fassung, sei für den fremdsprachlichen Unterricht zunächst also nur Lockspeise. Wochenlange Beschäftigung mit demselben Stück behufs gründlicher Einübung führe notwendig zum Überdrufs. Wenn gleichwohl die Reformer die gröfsere Freudigkeit bei ihren Schülern rühmen, so sei das nur der Reflex der Stimmung des Lehrers, der Kampfesstimmung, der Begeisterung für die neue Idee. Begeisterung aber sei ihrem Wesen nach unbeständig, und ruhige Stetigkeit für den Unterricht erspriefslicher. Nur das bleibe übrigens haften und werde vollständig vom Schüler verstanden, was auch grammatisch erklärt werde; solche Erklärungen im Anschlufs an die vielen bunt gemischten Erscheinungen in einem Lesestück laufen dem obersten Grundsatz aller Unterrichts- und Erziehungskunst zuwider: vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Wenn man meine, der Zusammenhang erleichtere das Behalten und unterstütze etwaige Erinnerungsversuche, so werde doch die Garantie vermifst, dafs die von den Schülern dabei zu durchlaufenden Ideenreihen auch wirklich vollständig durchlaufen werden: zu oft nur werde dabei auf halbem Wege Halt gemacht, und das „Besinnen“ fördere Falsches zu Tage. Wenn Einzelsätze auch leichter vergessen werden, so schade das wenig; im Anfange sei die Aneignung der Formen die Hauptsache, der Inhalt durchaus Nebensache; aber keinesfalls werde mit den Sätzen zugleich das sprachliche Verständnis entschwinden, welches die Schüler daran erworben haben. Auf die Forderung vieler Reformer, der Schüler solle sich seine Grammatik selber abstrahieren und zusammenstellen, sei zu erwidern, dafs das ohne entscheidende Beihilfe des Lehrers gar nicht möglich und denkbar, mit seiner Beihilfe eine blofse Farce sei. Bei der bisherigen Methode fühle sich der Schüler auf dem jeweilig eröffneten Gebiete ganz zu Hause, bei der neuen aber quäle ihn das Gefühl der Unsicherheit und Verwirrung. Die bunte Abwechselung im Inhalt der Einzelsätze widerstrebe dem neuerungssüchtigen jugendlichen Geiste durchaus nicht und biete den Vorteil reichlicherer Beispiele und häufigerer Übung derselben Gruppe sprachlicher Erscheinungen.

Ein zweiter Punkt sei das Verhältnis von Laut und Schrift. Für die Schule sei nun einmal das Lesen wichtiger als das Sprechen; die schriftlichen Leistungen verdienen den Vorrang vor den münd-

lichen, die in ihrem Rechte freilich auch nicht verkümmert werden sollen. Nicht vor, sondern mit und neben der Schrift solle der Laut geübt werden, allerdings auf das sorgfältigste und unermüdlichste. Die Schrift sei kein Notbehelf für mangelnden mündlichen Verkehr mehr, sie sei eine zweite Verkörperung der Sprache, wie das Hornemann sehr treffend ausgeführt habe: sie stände also nicht unter, sondern neben dem Laute.

Die Hauptankläger gegen die schlechte Schulaussprache seien Süd- und Mitteldeutsche. In Norddeutschland sei die Aussprache, wenn auch noch nicht tadellos, so doch viel besser als im Süden. Phonetik sei auf der Schule überflüssig, daher auszuschliefsen; mit ihr auch die Lautschrift; die phonetischen Eiferer übersehen oder leugnen die trotzdem dadurch eintretende Mehrbelastung und Verwirrung. Der Lehrer müsse fähig und willens sein, unausgesetzt als Vorbild zu wirken; er müsse unermüdlich im Vorsprechen und Verbessern sein, dann brauche man die für Schüler viel zu schwere Phonetik nicht in der Schule. Für den Lehrer jedoch sei sie jetzt ebenso unentbehrlich geworden wie die historische Grammatik. Der taktvolle Lehrer könne freilich nicht nur ohne Gefahr, sondern hier und da, d. h. im Notfalle, sehr wohl auch einzelne Lichtstrahlen von diesen beiden Leuchten in die Schulstube fallen lassen, nur verschone man uns mit jedem Versuch, Phonetik und historische Grammatik systematisch mit unserem Unterricht zu verquicken. Der Lehrstoff müsse vor dem Forum dieser beiden Wissenschaften bestehen können; in betreff der Methode haben sie uns nichts zu sagen.

Auch beim Lesen sei vom Leichten zum Schwereren überzugehen. Auf die nötigen Artikulationsübungen folge das fliefsende Lesen ganzer Sätze. Sinngemäfses Lesen gröfserer Abschnitte sei schon in der Muttersprache schwer; es müsse darauf hingearbeitet werden, könne in den Fremdsprachen aber erst auf den oberen Stufen mit einigem Erfolg geübt werden. Zum guten Lesen sei das Verständnis des Textes unerläfslich; daher empfehle es sich, erst zu übersetzen und dann zu lesen. Beim Lesen selbst bilde sofortige kurze Verbesserung von Lesefehlern allerdings eine Unterbrechung, doch lassen sich solche ohnehin nicht ganz vermeiden; und durch sofortige Richtigstellung verhindere man, dafs sich die Fehler in der Klasse festsetzen. Längere Erklärungen hätten sich natürlich erst nach beendetem Lesen anzuschliefsen. Mit der Zeit werden die Unterbrechungen seltener und es könne sehr wohl zu dem rechten Leseflufs gebracht werden.

In Bezug auf den Lesestoff würde Redner eine wesentliche Beschränkung der von den Behörden so sehr bevorzugten historischen Lektüre empfehlen. Die Darstellung in den neueren historischen Werken aller Kulturvölker sei eine im ganzen sehr gleichförmige und die strenge Objektivität gerade der besten Historiker komme

weniger dem Herzen und Gemüte der Schüler als dem Verstande zu gute, für den doch in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter wahrhaftig auch auf der Schule genug geschehe.

Die Sprechübungen sollten keine freien Konversationsübungen sein, sondern sich an die Lektüre anschliefsen; auch aus diesem Grunde sei zu wünschen, dafs Lesestoff aus dem alltäglichen nationalen Leben der fremden Völker einen Teil der historischen Lektüre verdrängen möchte, dann werden unsere Abiturienten auch im stande sein, sich in London oder Paris „um die nächste Strafsenecke zu fragen“. Je weiter nach oben, desto erspriefslicher werden die Sprechübungen sein, denn da erfülle der Inhalt des Gelesenen den Schüler so weit, dafs er sich leichter darüber äufsern könne.

An die Stelle des bei den Reformern so viel gebrauchten, recht verschwommenen Ausdrucks „Sprachgefühl“ möchte Redner lieber drei andere setzen: Spracherfahrung, Sprachnachahmung und Sprachgewöhnung; daraus lasse sich alles bei der Erlernung von Sprachen erklären und man könne auf die drei Dinge praktisch hinarbeiten, während das „Sprachgefühl“ gar leicht zur leeren Phrase werde.

Auf die Frage, ob die angefochtenen Übersetzungen aus der Muttersprache und in dieselbe beizubehalten seien, geht Redner absichtlich nicht ein, da er an eine ernstliche Gefährdung dieser unentbehrlichen Übungen durch die Reformbestrebungen nicht glaubt. Auch sei an den bisher beliebten Arten von schriftlichen Übungen: Exercitium, Extemporale, Diktat festzuhalten; nur möge man stets auf durchaus genügende Vorbereitung aller Arbeiten bedacht sein; dann werden auch die ihnen nachgesagten Mängel grofsenteils verschwinden, die Vorteile aber bleiben.

Zum Schlufs spricht Redner die Ansicht aus, dafs ein Bedürfnis für eine Umgestaltung des Unterrichts, wie er zur Zeit von tüchtigen Lehrern erteilt werde, nicht vorliege.

Nach einer Erwiderung des Herrn Bahlsen, der es dem Redner zum Vorwurf macht, dafs er die Reformer lächerlich zu machen versucht habe, antwortete Herr Tanger, er sei keineswegs in den zum Teil wenig feinen Ton mancher Reformer verfallen, auch habe er die Stellen, die lächerlich geklungen haben, wörtlich aus gewissen Reformschriften citiert.

Sitzung am 10. April 1888.

Der Vorsitzende gedenkt mit warmen Worten des verstorbenen Herrn Pariselle, eines langjährigen Mitgliedes der Gesellschaft, zu dessen Ehren sich die Versammelten von den Sitzen erheben.

Die ganze Sitzung wird durch die Besprechung der Tangerschen Vorträge ausgefüllt. Zuerst ergreift Herr Wätzold das Wort, der es bedauert, dem letzten Vortrage nicht haben beiwohnen zu können.

Er findet die sogenannte neue Methode besonders im Anfange und in den oberen Klassen anwendbar, während es in den mittleren auf die Einprägung der Grammatik ankomme, die aus der Lektüre des Semesters nicht zu gewinnen sei. Oben könne man anders verfahren. Zusammenhängende Stücke, besonders von Ausländern für solche Zwecke geschriebene, böten für den Anfang den Hauptvorzug, dafs der Schüler ihnen Interesse entgegenbringe. Auch könne man an denselben die Aussprache besser einüben. Das Bleibende dieser Methode sehe er darin, dafs die Lektüre und deren Inhalt in den Vordergrund gerückt werde. Nur an sie dürften Sprechübungen angeschlossen werden. In den oberen Klassen empfehle es sich, einzelnen Schülern gröfsere Abschnitte zur Präparation zuzuweisen, da sie sich, wenn der Zufall des Gefragtwerdens wegfiele, Gutes zu leisten bemühten. Das von den Behörden geforderte Übersetzen in die fremde Sprache müsse zurücktreten. Fliefsendes Lesen und schnelles Erfassen des Inhalts sei die Hauptsache, woneben einzelne Mifsverständnisse weniger in Betracht kämen. Setze man den Schüler in den Stand, ein fremdsprachliches Buch mit Leichtigkeit zu lesen, so ermutige man ihn, weiter zu lernen.

Herr Tanger bedauert, dafs die Ansichten des Herrn Vorredners weiter von den seinigen abweichen, als er dachte. Gerade für den Anfang sei die neue Methode nicht geeignet. Das zusammenhängende Stück verliere auf dieser Stufe seinen Wert, sobald die ernste Arbeit beginne. Auch sei die Aussprache dabei zu schwer. Auch er wolle die Lektüre in den Vordergrund gerückt, aber nicht zum Ausgangspunkte gemacht wissen. Sie solle den Schwerpunkt bilden, sobald man wirkliche Lektüre treiben könne. Das Übersetzen in die fremden Sprachen trete schon jetzt zurück, da die Lektüre einen breiten Raum einnehme und in den Grammatikstunden zur Hälfte aus denselben übersetzt werde. Im übrigen gingen gute Extemporalien und sonstige gute Leistungen Hand in Hand.

Herr Wätzold erwidert, dafs man beim Ausgehen vom Laute erst oben zum Lesen komme, während, wenn man von Anfang an ganze Sätze gebe, die sonst endlose Schwierigkeiten bereitende Bindung leicht eingeprägt werde.

Herr Müller meint nach eigenen Erfahrungen im Auslande annehmen zu müssen, dafs ein musikalischer Mensch ein praktisch guter Phonetiker sei, und dafs es ein angeborenes Talent sei, Sprachlaute zu erfassen und richtig wiederzugeben. Auch er erklärt sich gegen zu viel historische Lektüre.

Herr Bahlsen ist der Ansicht, dafs jeder Schüler unter dem Wortbilde leide. Die Grundlage in der Aussprache sei aber wichtiger als das richtige Schreiben. Ihm sei es lieber, wenn der Schüler *sait* = *sé* schreibe, als wenn er es falsch ausspreche. Die Übungen in der Aussprache wirkten auch auf das Deutsche günstig. Als Farce

dürfe man Stücke aus Lafontaine u. s. w., wie sie z. B. bei Ulbrich bald gegeben würden, nicht bezeichnen.

Herr Tanger verwahrt sich gegen mehrere Mifsverständnisse des Herrn Vorredners. Er habe nicht die Stücke als Farce bezeichnet, wohl aber sei es eine solche, wenn man behaupte, diese Schüler trieben Lektüre. Auch habe er nicht gesagt, es sei besser, das Buch gleich aufschlagen zu lassen, sondern dafs es wenig ausmache, ob man den Stoff erst mündlich einübe oder gleich das Schriftbild vorführe. Wenn der Schüler richtig *sait* gelernt habe und es dann lese, werde der Eindruck schwankend und der Fehler trete doch wieder auf.

Herr I. Schmidt fafst den Eindruck der Besprechung dahin zusammen, dafs die neue Methode, die er erst durch Herrn Tangers Vorträge will kennen gelernt haben, sehr alt und z. B. schon von Robertson angewendet sei, worauf Herr Tanger erwidert, dafs er den Namen nur der Kürze halber gewählt habe.

Herr Lamprecht meint, dafs der Begriff des Faden dem Schüler doch nicht fehle, wie man bei Plötz leicht merken könne. Schon nach einem halben Jahre sei es möglich, mit der Lektüre zu beginnen, falls man mit den Verben auf *er* den Anfang mache. Er halte es für richtiger, Fehler gegen die Aussprache nicht sogleich zu verbessern, sondern sie von den Schülern verbessern zu lassen. Historiker seien nur im Wintersemester zu lesen. Neben den an die Lektüre anzuknüpfenden Sprechübungen lasse sich durch Erzählen des Lebens der Schriftsteller von seiten der Schüler ein freierer Gebrauch der fremden Sprache anbahnen. Auch möge man sich von den Schülern Entschuldigungen u. dgl. nur in der fremden Sprache sagen lassen.

Herr Tanger findet eine Verbesserung der Aussprachefehler durch die Schüler zu zeitraubend, da von ihnen gewöhnlich viel zu viel für falsch gehalten werde.

Herr Tobler begrüfst es mit Freuden, dafs so viele Lehrer eine Änderung der Methode wünschten, da sie merkten, dafs jetzt das Wissenswerte nicht erreicht werde, wie auch er bei Ermittelung der allgemeinen Bildung der Lehramtskandidaten oft erfahre. Wäre nichts Besseres zu erreichen, so möchte man für fakultative Betreibung des Französischen stimmen. Anzuerkennen sei, dafs man Wege zu besseren Resultaten suche. Diese könne man schwerlich durch ein Buch erreichen, sondern durch gröfsere Befähigung der Lehrer. Dafs die Verfechter der neuen Methode ein grofses Gewicht auf das Sprechen legten, billige er, während Herr Tanger zu bereit sei, auf Erfolge darin zu verzichten. Der Lehrer, der selber sprechen könne, werde sicher etwas erreichen. Hier könne man dem Schüler etwas zeigen, was er gebrauchen kann, wodurch bei ihm eine gröfsere Freude geweckt werde. Das gehe auch ohne elementare Lesestücke, z. B. nach B. Schmitz' Anleitung zu den ersten Sprechübungen, die sich an die den Schüler umgebenden Dinge anschliefsen. Bei Ver-

wendung der Lektüre zu Sprechübungen handle es sich meist einseitig um die Vergangenheit und die dritte Person. Man könne diese Übungen auch an ein Vocabulaire anschliefsen und Definitionen und Beschreibungen geben lassen. Das Sprechen sei von gröfstem pädagogischen Werte und von besonderer Wichtigkeit für die Entwickelung der Beweglichkeit des Geistes. Für das Lateinische, das man nicht mehr sprechen lerne, müsse das Französische eintreten, an dem mehr als die dem Lateinischen oder auch Deutschen zuzuweisende formale Bildung zu lernen sei. Dafs mit dem Sprechen ein praktischer Nutzen sich verbinde, komme erst in zweiter Linie in betracht. Im übrigen gebe es eine Reihe von Wegen, und es bleibe die Hauptsache, dafs der Lehrer Befähigung besitze und sein Ziel klar vor Augen sehe.

Herr Herrig bezeichnet auch das Können des Lehrers als das Wichtigste.

Herr Giovanoli führt an, dafs er bei den Sprechübungen seit langen Jahren Anschauungstafeln angewendet habe.

Mit der Bemerkung des Herrn Herrig, dafs sich gegen den mündlichen Gebrauch nur die nicht Könnenden und Trägen erklärten, schliefst die Debatte.

Der Vorsitzende weist noch hin auf das Erscheinen der neuen Auflage des Index zu Diez.

Sitzung am 24. April 1888.

Herr Förster bespricht mehrere Lehrbücher des Spanischen. Das spanische Lesebuch von Ungaro de Monteiase ist für Erwachsene zu empfehlen. Bearbeitet ist es nach der sogenannten neueren Methode; die vorgeführten Stücke sind leicht, bieten eine Steigerung und sind mit Geschmack ausgewählt. Aus der ebenfalls zu empfehlenden Chrestomathie von Sauer und Röhrich teilt der Referent Proben der Redeweise Castelars mit. Auch auf das Wörterbuch von Tollhausen, von dessen deutsch-spanischem Teile jetzt die erste Lieferung vorliegt, wurde hingewiesen.

Herr Michaelis spricht über die Verhandlungen des Kongresses, der im September in London tagte, um das dreihundertjährige Bestehen der englischen Stenographie und zugleich das fünfzigjährige Jubiläum des Pitmanschen Systems zu feiern. Pitman, den man nicht nur als Stenographen, sondern auch als Phonetiker pries, hat letzteres bescheiden abgelehnt. Bei dieser Gelegenheit hat er eine eigentümliche Übersicht über die Entwickelung der Phonetik im Zusammenhange mit der Geschichte der englischen Litteratur gegeben, indem er zeigt, wie jedesmal in der Mitte des Jahrhunderts grofse Phonetiker auftreten, während um die Wende des Jahrhunderts ein Aufblühen der Litteratur stattfindet.

Herr Werner spricht über die Lektüre Byrons in der Schule. Dem Dichter werde die Stellung noch nicht eingeräumt, die ihm als erstem englischen Dichter zukomme. Dabei biete sein Leben vielfache Gelegenheit, den Schüler mit englischen Einrichtungen, Eigenheiten und Vorurteilen bekannt zu machen. Auch sei bei der Würdigung, die ihm von deutschen Dichtern zu teil geworden, auf die deutsche Litteratur hinzuweisen. Byrons Dramen seien zu unbedeutend oder für die Schule ungeeignet. Häufig gelesen würden nur der Prisoner und Mazeppa; dagegen berücksichtige man den Childe Harold zu wenig, aus dem, da das Ganze zu lang für ein Semester sei, eine Auswahl gegeben werden müsse, die besonders die auf das klassische Altertum bezüglichen Stellen zu beachten habe. In der Ausgabe von Krummacher, der den Zusammenhang für überflüssig erkläre, sei zu viel ausgeschieden. Mommsens Ausgabe sei sorgfältig, aber da jeder Fehler des Dichters mit Behagen aufgezählt werde, könne der Schüler zu einer rechten Freude nicht kommen. Die Ausgabe von Brockerhoff wurde als schlecht erklärt, dagegen die englische von Tozer empfohlen.

Herr Schmidt ist der Meinung, daſs der Childe Harold als Ganzes sich zur Schullektüre nicht eigne, da der Schüler wegen der Lockerheit der Komposition den Eindruck eines Kunstwerkes nicht gewinne.

Herr Herrig weist auf den Giaour als zur Schullektüre wegen der Verherrlichung Griechenlands sehr geeignet hin.

Herr Werner führt als Vorzug des Childe Harold an, daſs er schwer sei. Für poetische Erzählungen genüge auch Scott. Childe Harold aber sei lyrisch in epischer Form. Auch lerne man aus ihm die Entwickelung des Dichters kennen: in den ersten Gesängen spreche der Jüngling zu uns, in den letzten der Mann.

Herr Schmidt erwidert, Childe Harold sei kein Kunstwerk, sondern ein Tagebuch mit schönen Versen. Kritik dürfe und müsse geübt werden, und Mommsen habe bei seiner Ausgabe wohl auch an Studenten gedacht.

Herr Herrig ist auch der Ansicht, daſs die Gesichtspunkte, von denen aus eine Auswahl gemacht werden könne, nicht beschränkt werden dürften. Den gegen die Krummachersche Ausgabe von Herrn Werner ausgesprochenen Tadel glaubt derselbe zurückweisen zu müssen.

Herr Tanger hält es für einen Fehler, in der Schwierigkeit der Lektüre einen Vorzug zu sehen.

Herr Herrig meint, daſs man, um dem Schüler Schwieriges zu bieten, nicht gerade zu Childe Harold zu greifen nötig habe.

Gegen Benutzung des Childe Harold in der Schule spricht nach Herrn Schmidts Ansicht noch, daſs die Jugend zur Rhetorik neige.

Herr Hirsch hält es nicht für angemessen, an die Biographie

Byrons eine eingehende Erörterung allgemeiner englischer Verhältnisse zu knüpfen, welche der Primaner bei anderer Gelegenheit kennen lernen soll. Die Lebensgeschichte Byrons an sich ist aber pädagogisch nicht gerade fruchtbar; es wäre hier vornehmlich über den Weltschmerz und über die griechischen Freiheitskämpfe zu sprechen.

In einem Schlufsworte spricht sich Herr Werner dahin aus, dafs man für die Schullektüre schwierige, für die Privatlektüre leichte Schriftsteller wählen müsse.

Sitzung am 8. Mai 1888.

Herr Koch sprach über Chaucer im Verhältnis zu seinen Quellen. Nachdem der Vortragende die Bedeutung der Quellenforschung für die richtige Beurteilung eines Dichters hervorgehoben und kurz die Verdienste von Tyrwhitt, Warton, Sandras, Ebert, Kifsner, Herzberg und ten Brink in der Auffindung und Vergleichung der Originale zu Chaucers Poesien gewürdigt, wendet er sich zu einer übersichtlichen Zusammenstellung derjenigen Arbeiten auf diesem Gebiete, welche seit 1870 erschienen sind. Er berichtete kurz über P. Meyers Ausgabe von Deguilevilles Hymne (Chaucer Society, I Series, XXIV, 1871) als Vorlage zu Chaucers ABC und über die Originals and Analogues (Ch. S., II Series, 1872, 1875, 1878, 1886), welche teils die direkten Quellen des Dichters, teils andere Versionen derselben — letztere meist von W. Clouston gesammelt — enthalten. Im Anschlufs hieran werden die eingehenden Untersuchungen E. Kölbings über die Cäcilienlegende (Engl. Stud. I, 215 ff.) und H. Varnhagens über die Erzählung des Kaufmanns (Anglia VII anz. 155 ff.) und die des Verwalters (Engl. Stud. IX, 240 ff.) erwähnt. Zu den Publikationen der Ch. S. gehören dann ferner Skeats Ausgabe des Astrolabiums (1872) nebst dem als Anhang mitgeteilten lat. Text Messahalahs, den Chaucer benutzte; Rossettis Vergleich der im Troylus verwandten Abschnitte aus Boccaccios Filostrato (I, 1875; II, 1883); Sundbys Ausgabe des Albertano da Brescia, das Original zum Meliböus (1873) und Rev. Woollcombes Nachweis der Benutzung des Traktats des Hieronymus adv. Jovinianum im Prolog des Weibes von Buch (Essays on Chaucer, Part III). In den späteren Heften der Essays etc. erschienen dann Übertragungen ursprünglich deutsch veröffentlichter Abhandlungen; so des Vortragenden „Ein Beitrag zur Kritik Chaucers“ (Engl. Stud. I) unter dem Titel „On an Original Version of the Knight's Tale“ (Part IV), und W. Eilers' Dissertation: Die Erzählung des Pfarrers und die Somme de Vices et de Vertus des Frère Lorens (Erlangen 1882; s. ebd. Part V). Endlich werden A. Rambeaus Aufsatz über das Hous of Fume im Verhältnis zur Divina commedia (Engl. Stud. III), M. Langes Dissertation über

das Boke of the Duchesse (Halle 1883) und M. Bechs Untersuchungen über die Legend of Good Women (Anglia V) kurz besprochen. — Auf Grund der Ergebnisse dieser Schriften etc. entwirft der Vortragende dann ein Bild, wie Chaucer seine Quellen zu behandeln pflegte: er folgte ihnen getreu in den Hauptzügen, häufig schliefst er sich ihnen in fast wörtlicher Übersetzung an; doch läfst er fort, was seinem Geschmack nicht zusagt, schaltet gern Gespräche und Erläuterungen ein und sucht vor allem seine Personen treffend zu charakterisieren, seiner Darstellung dramatisches Leben zu geben. Zum Schlufs weist der Vortragende auf einige Stellen im Boke of the Duchesse hin, welche für die Unechtheit des überlieferten Fragments des Romans von der Rose sprechen, und begründet seine früher ausgesprochene Ansicht, dafs Chaucer Boccaccios Dekameron nicht gekannt und noch weniger benutzt habe. Viel wahrscheinlicher sei es, dafs Chaucer im Prolog der C. T. der Eingang von Piers Plowman vorgeschwebt habe, worin sich mehrere Anklänge finden.

Herr Hahn sprach über den Dialekt von Robert Burns. — Im Sommer 1786 erschien zu Kilmarnock im westlichen Schottland die erste Ausgabe seiner Gedichte. In dem seitdem verflossenen Jahrhundert sind zahllose Ausgaben veröffentlicht worden. Die von Mr. James McKie in Kilmarnock herausgegebene — in Deutschland nur wenig bekannte — Burns-Bibliography führt die Burns-Litteratur von 1786—1879 fast vollständig auf. Das erste Hundert war schon im Jahre 1815 vollendet, das zweite 1832, das dritte 1855, das vierte 1870, das fünfte war 1879 bereits über das erste Drittel vorgerückt und dürfte seitdem überschritten sein. Die vollständigste Sammlung der Burns-Litteratur ist wohl die in dem Burns-Museum zu Kilmarnock enthaltene, welche von dem genannten Herrn herrührt. In allen Ländern englischer Zunge bestehen zahlreiche Burns-Klubs, welche unter dem Namen Burns Federation zu einem Kartellverbande vereinigt sind. In das Französische ist Burns mehrfach übertragen, z. B. durch Léon de Wailly, zweimal ins Schwedische, oft ins Deutsche, wo wir eine Reihe recht gelungener Einzelübersetzungen von Freiligrath u. a. und zahlreiche mehr oder weniger vollständige Gesamtübersetzungen besitzen, so von Baisch, Bartsch, Gerhard, Heinze, Kaufmann, Laun, Pertz, v. Winterfeld u. a. Auch plattdeutsche Übersetzungen einzelner Gedichte sind vorhanden, z. B. von Klaus Groth; eine solche von Kommerzienrat Bader in Borghorst soll demnächst erscheinen. Eine gute Übersetzung ins Schweizer-Deutsche ist die von Corrodi. Trotz solch grofser Verbreitung ist ein allgemeineres Verständnis doch nur für die in englischer Sprache verfafsten oder doch nur mit wenigen mundartlichen Ausdrücken gemischten Gedichte vorhanden. Wortschatz und Grammatik bilden demnach die Hauptschwierigkeit. Der schottische Dialekt, welcher sich von dem nordenglischen nicht erheblich unterscheidet, zerfällt nach der Eintei-

lung James A. H. Murrays, des bekannten englischen Lexikographen, in drei Gruppen: die der südlichen Grafschaften, welche sich als ein Streifen von mäſsiger Breite längs der englischen Grenze hinzieht; die der Ausdehnung nach gröſste, welche — Glasgow und Edinburgh einschlieſsend — von Südwest nach Nordost sich erstreckt, und die nordöstliche, nördlich von Dundee, also Aberdeen, Banff, Caithness u. s. w. enthaltend. Die erstgenannte Gruppe ist von dem eben genannten Gelehrten in der trefflichen Darstellung „The dialect of the Southern Counties of Scotland“ zur Darstellung gebracht, eine Grammatik der Untermundart der nordöstlichen Gruppe wurde von dem Rev. Dr. Walter Gregor in Pitsligo erwartet, welcher u. a. ein Glossar über die Mundart von Banffshire verfaſst hat. Der mittlere Zweig des Schottischen ist grammatisch noch nicht behandelt worden.

Am 24. März 1863, also vor einem Vierteljahrhundert, sprach Lord Neaves in der Society of Antiquaries of Scotland sein Bedauern darüber aus, daſs noch kein Schotte sich der Aufgabe unterzogen habe, das Schottische grammatisch zu bearbeiten, und gedachte dabei der Arbeit des Schweden Zacharias Collin (1862), welche einen erfreulichen Anfang in dieser Beziehung bildete. Der Forscher ist auch heute noch — wenn man von Murrays Arbeit absieht — auf die allerdings zahlreichen Glossarien und Anmerkungen zu den Ausgaben schottischer Autoren alter und neuer Zeit angewiesen, auf einige Einzelarbeiten, sowie auf die schottischen Wörterbücher, von denen die kleineren, in Deutschland erschienenen von Motherley und Hierthes nur bescheidenen Ansprüchen genügen, während das auch in seiner neuesten Auflage noch auf einem veralteten Standpunkte verharrende groſse Wörterbuch von Jamieson doch eine reiche Fundgrube für Forschungen auf dem Gebiete des Schottischen ist.

Die Beantwortung der Frage nach dem von Robert Burns in seinen Gedichten verwendeten Dialektes muſste der Vortragende der vorgerückten Zeit wegen vertagen, nachdem er kurz darauf hingewiesen, daſs der Dichter bei Ayr, also in der mittleren Gruppe des Schottischen, geboren und aufgewachsen sei, also diese Untermundart gesprochen habe. Der Mangel einer Lautschrift und die Verwendung englischer Orthographie, wo der Laut bedeutend abweiche, mache die Erkennung des Dialektes oft recht schwierig. An einer bekannten Stelle aus Burns wies der Vortragende nach, daſs man der Behauptung Murrays, „Scots wha hae wi' Wallace bled“ sei „fancy Scotch“, wohl zustimmen könne.

Im Anschlusse daran las Herr Tobler aus der Corrodischen Übersetzung in Schweizerdeutsch ein Gedicht vor.

Herr Bourgeois fährt in seinem Vortrage über Béranger fort, indem er das Leben des Dichters bis zu dem Zeitpunkte erzählt, wo seine ersten Chansons gedichtet wurden.

Jahresberichte
der
Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie.
1886/88.

Die bereits im Januar 1878 von Professor Dr. Scheffler ins Leben gerufene Gesellschaft für neuere Philologie zu Dresden besteht zur Zeit aus 25 ordentlichen und 6 auswärtigen Mitgliedern. Der gegenwärtige Vorstand besteht aus: Professor Dr. Scheffler als Vorsitzendem; Dr. Thiergen, Stellvertreter; Oberlehrer Sahr, Schriftführer; Dr. Zschalig, Kassenwart. Ehrenmitglied ist Professor Dr. Kade.

In der Zeit von Oktober 1886 bis März 1888 wurden folgende gröſsere Vorträge gehalten, an die sich Besprechungen anschlossen:

Den 14. Januar 1887: Dr. Zschalig über *Altfranzösische Dichterinnen.*

Eine weit wichtigere Rolle als in Deutschland spielen und spielten in Frankreich die Frauen in der Litteratur, und zwar nicht zum mindesten als Dichterinnen. Zahlreich und von hoher Bedeutung sind auch die altfranzösischen Dichterinnen, unter denen zunächst Marie de France (zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts) zu nennen ist. Leider sind wir über die Einzelheiten und über die Zeit ihres Lebens — das höchst wahrscheinlich zum Teil in England verfloſs — sehr im unklaren. Weder zeitgenössische noch spätere Zeugnisse, noch Äuſserungen in ihren eigenen Schriften geben uns einen genauen Anhalt. — Marie de France wurde von ihren Zeitgenossen viel gelesen, viel bewundert und viel beneidet. Ihre 103 Fabeln „Ysopet" erhielten sich in ihrer unverwüstlichen Frische noch bis zu den Zeiten des Lafontaine lebendig, der sie las und benutzte. Von groſser Anmut und Frische, also von bedeutendem dichterischen Werte, sind ihre Lais (= Sang), die Prof. W. Hertz, Stuttgart, übersetzte. Sie sind in paarweis gereimten Achtsilbnern gedichtet und bewegen sich stofflich in dem Kreise der Artussage. Klarheit der Gedanken, naiver Ton, rascher Fortschritt der Erzählung sind — wie

die vorgetragene Probe einer selbstverfafsten Übersetzung des Lais del Chevrefoil zeigte — ihre Hauptvorzüge.

Christine de Pisan (1363—1403) verbrachte den gröfsten Teil ihres Lebens in Frankreich. Früh vermählt und bereits mit 25 Jahren verwitwet, ward sie durch die Not zur Schriftstellerin gemacht. Sie starb auch in bitterer Not, nachdem sie ihr sauer erworbenes Vermögen eingebüfst hatte. Sie schrieb sehr viel. Ihre 100 Balladen, unter denen sich 20 auf den Tod ihres Gatten beziehen, zeigen, dafs sie vielseitige dichterische Begabung mit treuem ernsten Sinn paarte. Vortreffliche Lebensgrundsätze enthält ihr didaktisches Gedicht: „Notables moraulz à son filz", welches, dem Zeitgeschmack entsprechend, reiche Reime enthält. — Nun müssen wir auf das 16. Jahrhundert übergehen, da die wissenschaftliche Forschung die Lebensgeschichte und Werke einer angeblichen Dichterin des 15. Jahrhunderts, Clotilde de Surville (1802 „entdeckt"), bald als moderne Fälschung erweisen konnte.

Im 16. Jahrhundert sind Marguerite de Navarre (1492 bis 1549), die neben dem berühmten Heptaméron auch Gedichte verfafste, sowie die hochbegabte Schottenkönigin Mary Stuart (1542—87) vorübergehend zu erwähnen. Maria Stuart erhielt im Kloster St. Germain eine vortreffliche Erziehung und fühlte sich ganz als Französin. Rührend und ergreifend ist ihr Abschied von Frankreich, als sie nach Schottland abreiste. Dem bekannten Bérangerschen Liede liegt folgendes Gedicht der Maria Stuart zu Grunde:

Leb wohl, du herrlich Land der Franken,
O Heimaterde!
Vor allem werte!
Der ich der Kindheit Glück zu danken!
Leb wohl, du Land, du schöne Zeit;
Das Schiff, das unsre Lieb entzweit,
Trägt nur die eine Hälfte fort;
Mein ander Teil will dir ich schenken,
Will dir's vertraun, der Freundschaft Hort,
So wirst du auch des andern denken!

Die gröfste Dichterin des 16. Jahrhunderts ist Louise Labé (1525—65), „die schöne Seilerin". Sie stand in hohem Ansehen bei ihren Zeitgenossen; die namhaftesten Dichter und Gelehrten von Lyon verkehrten in ihrem Hause. Verleumdung und Gehässigkeit haben nicht vermocht, ihren reinen Charakter in Zweifel zu stellen. Ihr dichterisches Empfinden ist überaus frisch und leidenschaftlich und, wie folgendes Sonett bezeugt, unserer Zeit verwandt:

Solang des Auges Thränen nicht versagen,
Zu trauern um das Glück, das weit entrückt;
Solange noch, von Seufzern nicht erdrückt,
Die Stimme leis es mag den Lüften klagen;

Solang die Hand die Laute noch mag schlagen,
Damit dein Lob ich sing, von dir entzückt;
Solange noch die Seele, still beglückt,
Nach dir nur mag, dich zu ergreifen, fragen:

So lang bin ich zu sterben nicht gewillt.
Doch wenn der Thränenquell einst nicht mehr quillt,
Die Stimme bricht, die Hand mir kraftlos bliebe;

Und meine Seel in diesem Sterbehaus
Nicht fähig mehr, zu zeigen ihre Liebe:
Dann lösch der Tod des Lebens Fackel aus!

Gleichzeitig mit ihr lebte in Lyon die frühverstorbene Pernette du Guillet (1520—45), aus vornehmer Familie stammend. Zuletzt haben wir zu nennen Mme et Mlle Desroches, Mutter und Tochter, aus Poitiers. Etienne Pasquier (1529—1615), ein urteilsfähiger Zeitgenosse und eine wichtige Quelle für die Dichtung der damaligen Zeit, stellt sie sehr hoch. Beide lebten, durch innige Liebe verbunden, dem Studium und dem Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen. Die Pest raffte beide 1587 an demselben Tage dahin. Ist Louise Labé leidenschaftlich und glühend, so herrscht in den Werken dieser beiden Dichterinnen mehr eine ruhige Stimmung und eine milde Klarheit, die sich aber, wie in folgendem Sonett in Alexandrinern, zu hoher Schönheit und Wahrheit der Gedanken aufschwingt:

Ich glaube, daſs das Glück von uns abhängt allein,
Und daſs ein jeder Mann sein eignes Glück mag schmieden;
Der Thor, zu unbedacht, verscherzt es sich hienieden,
Der Weise geht mit ihm behutsam um und fein.

Vom Schauplatz dieser Welt der Menschen Thun und Sein
Vermag von diesem Satz klar den Beweis zu bieten,
Es ist der Menschheit so hier unterm Mond beschieden:
Sie trägt ihr Wohl und Weh, trägt ihre Lust und Pein.

Drum wer sich glücklich fühlt zur Zeit als Unvermählte,
Nicht wen'ger wird sie's sein, wenn später sie erwählte
Sich Hymens heilig Band; und wenn die Liebe glüht'

Im keuschen Ehebund mit holder Fackel Brande,
So ist sie glücklich noch dereinst im Witwenstande;
Weil alles Glück entsprieſst dem eigenen Gemüt!

Das Gebiet aller dieser Dichterinnen ist freilich nur ein eng umgrenztes: die Kleinepik, Lyrik und Didaktik. Aber wir können gern gestehen, daſs sie hier, teils weil diese Gebiete dem weiblichen Gemüt nahe liegen, teils aus der Kraft eigener dichterischer Begabung viel Schönes und zu Herzen Gehendes geleistet haben.

Den 4. Februar 1887 sprach Dr. Thiergen über das *Englische Schulwesen.* Bezüglich des Inhaltes dieses Vortrages verweisen wir auf das Pädagogische Archiv, Centralorgan für Erziehung und Unter-

richt, herausgegeben von Direktor Dr. Krumme, Braunschweig, woselbst der Vortrag vollständig wiedergegeben ist (Heft 9, Oktober 1887).

Dr. Stern über die *Methode Lehmann*. Seit zwei Jahren wird am Vitzthumschen Gymnasium nach der Methode Lehmann Französisch gelehrt. Die Lehrbücher und die Methode von Plötz, Knebel-Probst u. a. — an denen eingehend Kritik geübt wird — erzielen zu wenig Sicherheit im Gebrauch der Sprache. Mündliche und schriftliche Übungen darin, also das eigentlich Belebende, werden erschwert. — Die Methode Lehmann umfaſst sechs Übungsstufen, wovon freilich Stufe 2—6 nicht zu benutzen ist. Der erste Teil enthält die Formenlehre und einiges aus der Syntax. Die Methode bezweckt, dem Schüler das Wortbild zugleich mit dem Sachbilde vorzuführen und dieses innig mit jenem zu verbinden. Sie beruht daher erstens auf der direkten Anschauung, d. h. es werden — und zwar gleich in kleinen Sätzen — zunächst alle französischen Bezeichnungen für die den Schüler umgebenden Gegenstände, die Teile des Körpers u. s. w. gelernt und in einem fortwährenden Frage- und Antwortspiel geübt. Zweitens gründet sich die Methode auf die Anschauung im Bilde, so daſs der Schüler die in der Fabel benannten Gegenstände sogleich auf dem Bilde sehen und zeigen muſs. Allmählich flieſsen in diese Unterrichtsweise die wichtigsten Regeln mit ein, wie der Vortragende an Beispielen zeigte. So wird die alte, tote Übersetzungsmethode beseitigt und der Schüler sogleich in das volle Leben der Sprache selbst geführt. Es fangen so die mündlichen und schriftlichen Stilübungen im Gebrauch der französischen Sprache sogleich auf der untersten Stufe an. Dieser Punkt ist, nach der Ansicht des Vortragenden, an dieser Methode weit wichtiger als die Zuhilfenahme der Anschauung. Eine frische fröhliche Mitarbeit aller Schüler ist dabei zu beobachten. In vier Jahren wird so das ganze Gebiet der Grammatik erledigt. Die Mängel der Methode bezw. des Buches von Lehmann sind folgende. Die Lautphysiologie ist gar nicht berücksichtigt. Das im Buche gebotene Französisch verstöſst hier und da grob gegen Korrektheit; die Grammatik tritt zu sehr zurück; die Aussprache- und grammatischen Regeln sind oft schwankend angegeben; die Fragen sind vielfach geistlos und stumpfsinnig; die Vokabeln stehen auf jeder Seite unten zusammen; das Wörterbuch der Akademie von 1878 ist nicht berücksichtigt, das Buch wimmelt von häſslichen Druckfehlern, ist teuer und die Bilder sind schlecht. Trotzdem überwiegen die Vorteile die Mängel, wie die seit zwei Jahren damit erzielten Erfolge deutlich beweisen. Dr. Stern besprach sodann noch die nach ähnlichen Grundsätzen abgefaſsten Lehrbücher von Ducotterd u. Mardner und von Huſs, die ebenfalls beide in mehrfacher Hinsicht zu empfehlen seien.

Die Erörterung über diesen Vortrag gestaltete sich sehr lebhaft und ging zum Teil auch sehr auf wichtige Einzelheiten ein. Es wurde besonders der Nutzen der Anschauung lebhaft mit Für und Wider erwogen, sodann hervorgehoben, dafs in der Methode Lehmann bei ungenügender Hervorhebung des Grammatischen, in Regeln und Übungsstücken zum Übersetzen ins Französische, sowie bei Vernachlässigung des alten vielverschrienen Vokabellernens zu wenig Gewähr für Sicherheit und Festigkeit im Grammatischen gegeben sei, dafs aber andererseits das Belebende, Frische, Anregende der neuen Behandlungsweise, die Betonung der Lektüre sowie des mündlichen und schriftlichen Gebrauches der französischen Sprache sich auch recht gut mit der alten Lehrweise, z. B. Plötz, verbinden lasse, dessen Übungsstücke immer noch die brauchbarsten seien. Dr. Mahrenholtz empfiehlt das Lehrbuch von Mangold und Coste.

Folgende Sätze, die Dr. Stern unter der Voraussetzung gründlicher und wissenschaftlicher Behandlung der Sprache in höheren Schulen an seine Darlegung der neuen Methode anschliefst, wurden durch Abstimmung, meistens einstimmig, angenommen:

1) Ziel des französischen Unterrichts ist der freie mündliche und schriftliche Gebrauch der Sprache.

2) Um dieses Ziel zu erreichen, ist es notwendig, vom ersten Unterrichtsjahre ab mit Sprechübungen zu beginnen; diesen haben sich möglichst bald die ersten schriftlichen freien Arbeiten anzuschliefsen.

3) Der Gegenstand der Übungen mufs den dem Schüler naheliegenden Begriffskreisen entnommen sein und ist, soweit möglich, durch direkte oder indirekte Anschauung zu vermitteln.

4) In der Gewinnung des Sprachschatzes ist eine genaue Stufenfolge, die vom Näheren zum Entfernteren, vom Konkreten zum Abstrakten führt, innezuhalten, wobei die beständige Wiederholung zur Befestigung der gewonnenen Kenntnisse wesentliches Erfordernis ist.

5) Die Erwerbung grammatischer Kenntnisse nach einem bestimmten Plane hat mit diesen Übungen Hand in Hand zu gehen.

6) Zur Vertiefung der grammatischen Kenntnisse empfiehlt sich die mündliche (bezw. schriftliche) Übersetzung zusammenhängender deutscher Stücke in die fremde Sprache.

7) Beim Unterricht in der Aussprache sind die Ergebnisse der Phonetik (Lautlehre) zu berücksichtigen.

8) Sichere Erfolge dieser Methode lassen sich nur an der Hand guter Lehrbücher erreichen, welche den gesamten grammatischen Stoff behandeln (z. B. Ducotterd u. Mardner).

Den 18. März 1887: Dr. Mahrenholtz über *Wycherley und sein Verhältnis zu Molière.* Leben Wycherleys. Wycherley, aus

altadeligem Geschlecht, wurde 1638 in Shropshire geboren und royal erzogen. Er verlebte seine Jugend zum Teil in Frankreich, wo er durch Julie de Rambouillet in die vornehmen preciösen Kreise eingeführt wurde. In Paris, wo er die Précieuses ridicules mit hat aufführen sehen, wurde er katholisch. 1660 kehrte er nach England zurück, wo er wieder protestantisch wird (Presbyterianer). Er studiert in Oxford Philosophie. Dann lebt er in London. Erst seit 1669 ist er litterarisch thätig. Er erfreute sich der Gunst des Königs, beteiligt sich 1672 an einem Gefecht in dem Kriege in Holland, verscherzt jedoch die königliche Gunst durch seine Heirat mit einer der Geliebten des Königs (um 1680). Nach dem Tode seiner Gemahlin († 1681) kommt er ins Schuldgefängnis. Aus seinen späteren kümmerlichen Verhältnissen erlöste ihn der Tod 1715; kurz zuvor ging er eine zweite Heirat ein. — Seine Dichtungen wurden, ehe sie erschienen, vielfach von Pope durchgesehen und korrigiert. Ältere Quellen: Geschichte der Universität Oxford von Anthony Wood 1729 (bietet nur wenig!); Briefwechsel Wycherleys mit Pope (in dessen Werken gedruckt, wichtig für die Zeit von 1704 bis 1715); Briefwechsel mit Dennys 1721; Spences Anekdoten sind von geringem Werte, sie beruhen auf Dennys; aus Spence schöpfte Pack. Ältere Charakteristik von Lord Landsdowne. Neuere: Leigh Hunt 1840, Ausgabe der dramatischen Werke von Wycherley, Congreve u. a. hat keinen Quellenwert; Macaulay, Januar 1841, in seinem Aufsatz über Leigh Hunts Ausgabe jener Dichter; Klette, Dissert., Münster 1883; Krause, Dissert., Halle 1883; Sandmann in Herrigs Archiv 1885.

Charakter Wycherleys. Macaulay war Whig und mufste als solcher der grimmigste Gegner des Dichters sein. Daher auch die mitleidlose Härte und Schärfe seines Urteils. Schlimmer könnte kein Feind über Wycherley aburteilen. Doch ist alles Thatsächliche, was Macaulay sagt, wahr und bleibt unumstöfslich bestehen. Macaulay nun schliefst aus den Komödien Wycherleys auf dessen persönlichen Charakter. Freilich ist nichts dem Inhalte seiner Dichtungen Ähnliches über Wycherleys Charakter wirklich verbürgt und überliefert: wir wissen nichts über sein Wesen als Mensch. Klette spricht Macaulay das Recht ab, aus den Komödien auf den persönlichen Charakter des Dichters zu schliefsen. Er vertritt die Anschauung, dafs Wycherley bis zu seiner Schuldhaft (1681) als ein Mann von noblen Gesinnungen und unanstöfsigem Charakter, später aber als alberner Geck aufgetreten sei. Doch kann er diese psychologisch wenig wahrscheinliche Umwandlung keineswegs erweisen. Macaulays Urteil bleibt vorläufig voll bestehen.

Werke Wycherleys. Spence giebt, ohne jede Gewähr, die Entstehungszeit der Werke des Dichters um zehn Jahre zu früh an. Der Irrtum ist durch ein Versehen des Schreibers entstanden.

Macaulay setzt daher mit Recht den Anfang seiner litterarischen Laufbahn in sein 30. Jahr. Seine Lustspiele sind: Love in a Wood, The Gentleman Dancing-Master, The Country Wife und The Plain Dealer. Das erste ist der École des maris oder École des femmes nachgeahmt. Nach Klette soll Wycherly sich Sedleys „The Mulberry Garden“ zum Vorbild genommen haben, ein Stück, welches mit Ausnahme von ein oder zwei dem Molière nachgeahmten Scenen Original sein soll. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist das ganze Stück von Sedley dem Molière nachgebildet. Plain Dealer: Misanthrope; Country Wife: École des femmes. Wie Wycherley nachahmt, hat Krause dargelegt. Sandmann, der das Country Wife behandelt, hat einfach die ähnlichen Stellen aus Molière und Wycherley zusammengestellt, womit freilich wenig gedient ist, denn es ist erst noch festzustellen, ob Wycherley den Molière direkt oder indirekt, und in diesem Falle, ob er eine Übersetzung Molières oder eine freie Bearbeitung desselben benutzt hat. Schon Voltaire hat übrigens auf die Beziehungen zwischen Molière und Wycherley hingewiesen. — Die nun folgende genauere Schilderung der Handlung und der Charaktere bei Wycherley zeigt, daſs er frei, verschlechternd, vergröbernd nachahmt. Die psychologisch feinen Züge und Gestalten von Molière werden ins Rohe, ins Gemeine, in den Schmutz gezogen. Der Plain Dealer, ein Schiffskapitän, ein grober Flegel, der alles in gleicher Weise mit Füſsen tritt — wie weit ist er von dem feinen Alceste des Molière entfernt! Die Zeichnung der Geliebten des Manly ist eine grobe Farbenkleckserei gegen Molière. Alle anderen Gestalten ebenso: sie sind abgefeimte Heuchler, Schurken gemeinster Art u. s. w. Natürlich finden sich auch eine Anzahl Ähnlichkeiten zwischen Molière und Wycherley. Der letztere zeigt aber auch ganz moderne Züge, z. B. den, daſs Manly seine Besuche zu einer Zeit machen will, wenn die Leute nicht zu Hause sind, um nur seine Karte abgeben zu brauchen. Noch gröber ist das Country-Wife. Hier hört jeder Vergleich zwischen Molières Charakteren und Pinchwife z. B. auf!

So unheimlich das Bild der Sitten ist, das Wycherleys Komödien entwerfen: es ist leider wahr. Die Verhältnisse waren damals, sowohl am Hofe, wie in den höheren Bürger- und den Adelskreisen, unglaublich schmutzig. Es war eben eine rohe, gänzlich verderbte und verkommene Zeit, der der Dichter den Spiegel vorhielt. Man kann daher dem Dichter keinen Vorwurf daraus machen, daſs er die Verhältnisse schilderte, wie er sie fand. Er wuſste, für wen er schrieb, und fand auch mit seinen Komödien den lebhaftesten Beifall der Höflinge. Daher ist der kulturgeschichtliche Wert seiner Werke entschieden bedeutend, und es verlohnt sich der Mühe, sich mit ihm zu beschäftigen.

Berichte und kleinere Besprechungen:

Den 7. Oktober 1886: Prof. Dr. Scheffler über die Bestrebungen um eine höhere Einheitsschule.

Den 5. November 1886: Dr. Peter Bericht über verschiedene Anzeigen aus der Zeitschrift für neufranzösische Spr. und Litt. von Dr. Körting und Dr. Behrens, VIII, Heft 2. Prof. Dr. Scheffler über die Bemühungen Wermanns, Werke der neuesten französischen Litteratur zum Lesen in den Schulen einzuführen (Herrigs Archiv).

Den 3. Dezember 1886: Dr. Thiergen über Hornemann: „Von der einheitlichen höheren Schule“, und „Über den französischen Aufsatz in der Schule“. Kandidat Mehner über Lord Byron, von Kirchbach, besprochen von Bleibtreu (Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes 1886, Nr. 41, 42). Dr. Börner über die Vorsilben ré- und re- im Französischen, nach Gerlach (Herrigs Archiv Bd. LXXVI). Oberlehrer Sahr Übersetzung einer Stelle aus Schillers Abfall der Niederlande, und Vergleich mit Regniers Übersetzung.

Den 14. Januar 1887: Dr. Mahrenholtz über die Schrift „Verhandlungen des Neuphilologentages zu Hannover, Pfingsten 1886“.

Den 4. März 1887: Oberlehrer Hercher Bericht des Mr. Bigot über das City-College zu New-York (Revue bleue).

Den 6. Mai 1887: Kandidat Mehner über Dr. Pfalz: „Über den Einfluſs des Erlernens fremder Sprachen auf die Entwickelung der Muttersprache“ (Mag. f. d. Litt. des In- u. Auslandes 1887, Nr. 4 f.).

Prof. Dr. Scheffler bespricht eine neue *Elementargrammatik der französischen Sprache* von Aymeric und de Beaux. Leipzig, Fock. Das Büchlein ist für die Schule zu empfehlen, es schält aus dem reichen Stoff geschickt alles das heraus, was für die Schule nützlich ist. Die Lehre von den Lauten und der Rechtschreibung ist vortrefflich. Zuerst sind diejenigen Laute behandelt, welche dem Französischen eigentümlich sind, darauf die übrigen und zwar im Vergleich mit den norddeutschen Sprachlauten. Bilder, welche die Sprachwerkzeuge darstellen, erleichtern das Verständnis der Lautregeln. Die Bezeichnung „stummes e“ ist durch die bessere „flüchtiges e“ ersetzt; statt durch oa ist der französische oi-Laut richtiger durch ua wiedergegeben. In betreff der französischen Betonung knüpfte Prof. Scheffler hieran einige Ausführungen, die, zusammen mit den in der gemeinsamen Besprechung auftretenden Gedanken, etwa folgendes ausführten: Auch in der französischen Rede ist Betonung in der leidenschaftslosen Rede, Betonung im Affekt und Betonung in rednerischem Vortrage zu unterscheiden. Nur damit die zu starke Betonung der Stammsilbe im

Französischen vermieden wird, haben wir das Recht, für die Schule die Regel aufzustellen, der Franzose betone stark die letzte deutlich hörbare Silbe jedes Wortes. Streng genommen betont er jede Silbe fast gleich stark — aber in der leichten Konversation zeigt sich bereits vielfach das Streben, die Endsilben zu verflüchtigen. Da alle mafsgebenden Fachmänner und Grammatiker dies aber noch nicht billigen, ist im Unterricht die alte Regel festzuhalten. Im ganzen Satze wird die letzte volltönende Silbe betont. — Im Affekt wird naturgemäfs, um den Inhalt stärker hervorzuheben, die Stammsilbe stärker betont: hier ergiebt das augenblickliche Bedürfnis für jeden einzelnen Fall die Betonung. — Bei dem rednerischen Vortrag tritt in der Betonungsweise darum eine Veränderung ein, weil der Vortragende bei der gewöhnlichen Betonung nicht überall verstanden werden würde: er mufs daher auch die am wenigsten tönenden Silben klar und kräftig aussprechen und zu diesem Zwecke das eigentlich nationale Gepräge in Satz- und Wortbetonung vielfach auflösen. Diese Betonung darf mithin nicht als die allgemein übliche gelernt und studiert werden. Diese Betrachtung hat für jede andere Sprache auch Geltung.

Oberlehrer Sahr über Dr. Paul Schumanns *französische Lautlehre für Mitteldeutsche,* insbesondere für Sachsen, ein Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Aussprache. Dresden 1884. 8°. 27 Seiten. Das Büchlein sucht durch Anknüpfung des Unterrichts in der französischen Aussprache an die sächsisch-thüringische Mundart eine bessere Aussprache des Französischen zu erstreben. Die sächsische Aussprache des Französischen ist meist die schlechteste in ganz Deutschland, erstens weil die sächsische Mundart, und daher vielfach das in Sachsen gesprochene Hochdeutsch, keine saubere, scharfe, reine Aussprache der Konsonanten und Vokale aufweist, und zweitens weil die in den Lehrbüchern üblichen Ausspracheregeln und ihre Anknüpfung an einen deutschen Laut für unsere Mundart nicht passen. Denn um mit Bewufstsein eine fremde Sprache richtig zu sprechen, mufs man kennen: 1) die Sprachwerkzeuge, ihren Zweck und ihre Bewegung; 2) die Art ihrer Anwendung in der Muttersprache; 3) die Art ihrer Anwendung in der fremden Sprache. Zu dieser dreifachen Kenntnis soll das Büchlein an der Hand der Mundart aus Dresden und Umgebung verhelfen. Hierbei weicht freilich des Verfassers Ansicht über unsere Mundart mehrfach von der landläufigen ab. Nachdem auf Seite 6—9 eine Beschreibung der Sprachwerkzeuge, die nach Ansicht des Berichterstatters hier und da für Schulzwecke zu weit geht, gegeben ist, folgt auf S. 9—18 der Hauptteil, die Besprechung der Konsonanten: Verschlufs-, Reibelaute, Liquida und Nasenlaute im An-, In- und Auslaut. Zuerst wird stets die Entstehung des betreffenden Lautes angegeben, dann der entsprechende sächsische und endlich der entsprechende franzö-

sische Laut beschrieben; passende Beispiele aus beiden Sprachen werden zusammengestellt. In der Beschreibung der Laute und ihrer Bildung folgt der Verfasser den Werken von Sievers und Vietor. Diese Ausführungen, zu denen Prof. Sievers in einer gedruckten Beilage hier und da Ergänzungen und Berichtigungen gegeben hat, enthalten viel Vortreffliches und für den Lehrer Brauchbares; so seien nur die durchaus praktischen und einfachen Mittel erwähnt, die der Verfasser anführt, um den Schülern das Wesen des französischen Stimmtons begreiflich und sie selbst in der Beurteilung desselben sicher zu machen. Viele einzelne Beobachtungen und Bemerkungen, sowie praktische Zusammenstellungen von sächsischen und französischen Wörtern wird der Lehrer ohne weiteres mit großem Nutzen in der Klasse verwenden können. Die Vokale sind mit Recht weniger eingehend behandelt S. 19—22; vor allem ist hier auf reine Aussprache, d. h. darauf zu achten, daſs die entsprechende Mundstellung scharf eingehalten wird. Besondere Sorgfalt ist den fünf verschiedenen e-Lauten im Französischen gewidmet. Auch hier sind die Beispiele gut gewählt. Zum Schluſs kommt noch eine Zusammenstellung langer, kurzer und schwankender Silben in häufig vorkommenden französischen Worten. Wenn man hier dem Verfasser nicht überall beistimmen kann, ist er dafür nicht verantwortlich, da dies, wie er angiebt, eine Zusammenstellung aus Plötz, Benecke u. a. ist, welch letzterem er vor anderen Büchern derart den Vorzug geben möchte. Der Verfasser will durch seine Schrift anregen und erreicht allerdings seinen Zweck vollkommen. Das Schriftchen ist wissenschaftlich tüchtig und vieles darin für die Schule brauchbar, wenn auch freilich weit mehr für den Lehrer als den Schüler, was Verfasser in der Besprechung auch als seine Absicht aussprach. Es ist daher warm zu empfehlen. Den Grundgedanken, von dem der Verfasser ausgeht, hat Prof. Sievers vortrefflich in den Worten ausgesprochen: „Aller Ausspracheunterricht muſs mit vollem Bewuſstsein an die natürliche Mundart des Schülers anknüpfen.“ Neu ist dieser Gedanke nicht; es sei nur kurz erwähnt, daſs dieser Gedanke schon vor 40 bis 50 Jahren auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts viel von sich reden gemacht hat und daſs auch Prof. Hildebrand denselben in besonnener Weise vertritt.

Den 10. Juni 1887: Prof. Dr. Scheffler berichtet eingehend über den zweiten deutschen Neuphilologentag zu Frankfurt a. M. (Pfingsten 1887), dessen Verlauf ebenso günstig, wie seine Leitung vortrefflich war. Hieran schlieſst sich die Mitteilung, daſs Dresden als Ort der nächsten Zusammenkunft — Herbst 1888 — gewählt sei. Den Ausschuſs für das Jahr 1888 bilden die Professoren Dr. Wülker-Leipzig, Dr. Scheffler-Dresden, Dr. Sachs-Brandenburg.

Dr. Thiergen über die *Neuerungsvorschläge des Dr. Schöpke im französischen Unterricht* (Progr. der Stollberger Realschule).

Schöpke denkt sich den Aufbau des französischen Unterrichts folgendermaßen:

1. Stufe: Lautlehre, aber nicht besonders zu lehren, sondern nur an der Hand der Formenlehre.
2. Stufe: Formenlehre ist zu beenden. Keine Lektüre.
3. Stufe: Lektüre beginnt und herrscht. An ihr und durch sie soll die Syntax gelernt werden.

Dr. Thiergen gab sein Urteil darüber so ab: Es ist unmöglich, im Französischen — noch viel mehr freilich im Englischen — die ganze Lautlehre an die Formenlehre anzuschließen; nicht alle Laute kommen in den französischen Formen vor, die für den Anfangsunterricht nötig sind. Ein besonderer Unterricht in der Lautlehre ist unentbehrlich. Was Schöpke in der Formenlehre kürzen will, ist etwa der Stoff für zehn Stunden: bei einem vier- oder fünfjährigen Unterricht im Französischen eine Kleinigkeit, die gar nicht in Betracht kommt. Der Verfasser will die Syntax nur an der Lektüre lernen lassen; dadurch kommen die Schüler aber nicht zu einer genügenden Sicherheit in selbständiger Anwendung der Regeln. Statt der Lektüre schlägt Schöpke auf der ersten und zweiten Stufe zusammenhängende Beispielssätze vor. Diese müssen aber entweder erst vom Lehrer selbst gemacht werden, oder er schneidet ein französisches Stück zu dem Zwecke zu. Stets werden solche Sätze das Gepräge des Gemachten tragen, und nie die Lektüre, diese Oase im französischen Unterricht ersetzen.

In dem lebhaften Meinungsaustausch wurde sowohl der besondere Unterricht in der Syntax, wie deren Erlernen aus der Lektüre verfochten.

Den 16. September 1887: Prof. Dr. Scheffler berichtet über: *Chrestomathie française* von Joseph Schwob, herausgegeben von Th. Droz, Zürich 1885, 8°. Das Werk ist nicht zu umfangreich. Die Stücke sind modernen Schriftstellern entnommen. Es wechseln prosaische und dichterische Stücke, die inhaltlich verwandt sind, miteinander ab. Die Wahl ist sehr hübsch und geschmackvoll getroffen — auch stofflich glücklich. Für denselben Gegenstand sind oft zwei Schriftsteller ausgesucht und zwar so, daß manche Verfasser dadurch von einer neuen Seite gezeigt werden. Das Büchlein ist warm zu empfehlen.

Derselbe über: *Folk-Lore* par Le Comte de Puymaigre. Der Verfasser ist kein Neuling in diesem Gebiete: er trat für das Volkslied zu einer Zeit ein, als die Teilnahme an solchen Studien noch sehr gering war. Daher glaubte er damals seine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Volkslied rechtfertigen zu müssen. Jetzt findet das Volkslied und Studium darüber allenthalben offene

Herzen. Das vorliegende Buch ist eine Sammlung früherer Aufsätze des Verfassers über den Gegenstand. Neu ist eine sehr wertvolle Einleitung mit bibliographischen Angaben über das Volkslied-Studium. Nur Norwegen, wo Moe und Asbjörnsen Volkslieder gesammelt haben, ist nicht erwähnt. — Ein Aufsatz handelt über die italienische Volksdichtung — einer über das Thal von Ossan, wo er nur mehr Varianten fand, nach langem Suchen; z. B. sehr lehrreiche Abweichungen von dem bekannten Liede über König Franz bei Pavia. Der Stoff wird hier mit anderen geschichtlichen Thatsachen vermischt. Dann sind die vlamändischen Lieder, dann die von Nizza behandelt. — Sehr schön sind deutsche, besonders lothringische Volkslieder auf die Treue, aber z. B. auch — was merkwürdig genug ist — auf Napoleon I., dessen Bedeutung ohne jeden Parteihaſs anerkannt wird. — Auch die Sage von Blondel, deren geschichtliche Berechtigung Verfasser angreift, ist behandelt. — Der deutschen Genovevasage entspricht die Sage von dem Mädchen mit den abgehauenen Händen. In dem französischen Volkslied ist der Verräter schlauer: er läſst ihr die Hände abhauen. Mit den Stümpfen rettet sie das Kind aus dem Flusse, und mit neuen Händen versehen, zieht sie die Arme wieder aus dem Wasser. — Über Virgil den Zauberer und über die Karlssage wird ebenfalls gehandelt. — Bemerkenswert ist auch folgende Sitte im französischen Volke. Der Bursche klopft ans Fenster des Mädchens. Sie öffnet und jetzt findet, gewissermaſsen als Prüfung des Wertes, zwischen beiden ein poetisches Wettgespräch mit Rätselfragen statt. Hat es den gewünschten Verlauf, so findet die Vereinigung statt. — Ähnliche Wettkämpfe kennt auch das italienische Volkslied. — Puymaigre bringt auſser diesen ungemein vielseitigen und lehrreichen Aufsätzen noch eine Menge von Lesarten für ein und dasselbe Lied aus verschiedenen Ländern.

Dr. Mahrenholtz und Oberlehrer Sahr schlieſsen einige Bemerkungen an das Gehörte an.

Prof. Dr. Scheffler berichtet noch über *Marelle: Manuel de lecture, de style, et de composition.* Berlin 1886. Auch Marelle ist einer von denen, die früh für die französische Volksdichtung gekämpft haben. Er hat etwas ungemein Anregendes in seinem ganzen Wesen, ihm verdankt Prof. Scheffler die Anregung, auf diesem Gebiete zu arbeiten. In einer Einleitung läſst der Verfasser die verschiedenen Vertreter pädagogischer Richtungen auftreten und sich über die Art, wie die volkstümlichen französischen Sagen und überhaupt das Französische auf der Schule anregend behandelt werden kann, unterreden. Die Sammlung bietet eine Auswahl meist in Anschauung und Ton ganz volkstümlich gehaltener Stücke: Fabeln, Märchen, kleine Gedichte. Marelle hat selbst die Hey-Speckterschen Fabeln ins Französische übersetzt, einige Proben davon bietet sein Buch. Hin und wieder wird eine Leçon modèle gehalten, wobei

der Verfasser die Sprache so bezeichnet, wie sie gesprochen wird: die verschluckten Silben z. B. läfst er weg. Das Werk zerfällt in drei Teile: 1) den kindlichen: Fabeln, Märchen von Perrault u. s. w. 2) Auch Briefe sind hier herangezogen: kindliche und Familien-Briefe; Correspondance de société, c. commerciale. 3) Erzählungen und Gedichte. Was hier gegeben ist, ist vertiefter und entspricht einem reiferen und höheren Verständnis.

Dr. Schumann wirft die Frage nach der Zeitenfolge im Subj. auf und was dafür wohl mafsgebend sei. Im allgemeinen läfst sich deutlich eine Abneigung gegen das Pass. déf. und den Subj. imp. erkennen, in der Schweiz wie in Frankreich. Dr. Mahrenholtz, Dr. Thiergen, Prof. Scheffler und Oberlehrer Hercher teilen ihre Erfahrungen aus Schriftstellern und dem mündlichen Verkehr über diesen Punkt mit.

Dr. Mahrenholtz über *Kreitens Molière-Biographie.* Der Verfasser, aus Kirchart in Holland, ist der Litterarhistoriker des Ordens Jesu. Sein Werk geht in derselben Richtung wie die 1878 veröffentlichte Voltaire-Biographie: es sucht für katholische Kreise die übrigen Molière-Biographien zu verdrängen und zu ersetzen. Es ist dies wieder ein neues Glied in der grofsen Kette von Veröffentlichungen, die gegen die deutsche Wissenschaft gerichtet sind. Die Voltaire-Biographie 1878 war ein Pamphlet, das neue Werk ist mit grofser Vorsicht und Schlauheit abgefafst. Es beruht nicht auf den Originalquellen, sondern auf dem „Glaubwürdigsten“, was bisher über Molière erforscht ist. Ein möglichst vollständiges Verzeichnis der Molière-Litteratur mit lobenden Bemerkungen wird gegeben; aber was hier mit einer Hand gespendet wird, wird anderswo wieder durch Tadel aufgehoben. So ist das Werk auch offenbar gegen Mahrenholtz gerichtet; es sind aber etwa 60 Druckseiten aus Mahrenholtz angeführt und als Text verwertet. Die Citate gehen gleich seitenlang fort. Auch Mangold ist benutzt. Lotheifsen ist nicht angeführt: er scheint ihn nicht für wissenschaftlich gelten zu lassen. Nach Kreiten ist Molière ein gläubiger Katholik. Ein Jesuitenfeind sei Molière am allerwenigsten gewesen. Alle Schuld an Molières Unglück wird den Jansenisten zugeschrieben. Affektierte Prüderie in sittlichen Dingen ist die geschickt vorgehaltene Maske des gewandt schreibenden Verfassers. — Wo die „Autoritäten“ dem Verfasser nicht passen, macht er vom christlich-katholischen Standpunkte und dem der zehn Gebote seine Bemerkungen. — Da das Buch gewandt abgefafst und für seinen Umfang billig ist, ist eine grofse Verbreitung desselben vorauszusehen, und die deutsche Wissenschaft hat die Pflicht, sich gegen solche unter dem Gewande der Sachkenntnis arbeitende Feinde kräftig zu wehren.

Den 14. Oktober 1887: Dr. Zschalig über die *provençalische Poetik des Raimons Vidal:* „La dreita maniera de trobar“ aus dem

13. Jahrhundert. Nach einer Rechtfertigung, warum er über diesen Gegenstand handelt, giebt der Verfasser einen Bericht über die Art, wie die Troubadours dichteten. Dabei will er weder vollständig in Bezug auf Umfang, noch erschöpfend in Bezug auf Tiefe, noch überall unumstöfslich und unanfechtbar in seinen Meinungen sein. Einige Dichtungsarten werden nur erwähnt. Er erteilt zuletzt den Rat, dafs jeder Dichter sich seiner heimatlichen Mundart bedienen soll. Der Hauptteil behandelt die Sprachgesetze: die Flexionslehre. Zu jeder Regel bietet er Beispiele aus den provençalischen Dichtern. Über das Wesen der heiteren Minnekunst äufsert er sich so:

1) Lied und Gesang sind der Ausdruck lebhafter Gemütsbewegungen und erheitern das Leben;
2) Jedermann liebt und übt sie.
3) Lieder zu ersinnen (trobar) ist aber eine Kunst. Nicht jeder, den die Menge lobt, ist ein guter Dichter, denn die Menge ist zum Teil zu kritiklos, zum Teil zu milde. Daher folgen die Dichterregeln: Mifstraue der Menge — Lerne deine Sprache zu beherrschen — Richte dich in allen Stücken nach dem Vorbilde guter Meister.

Den 5. November 1887: Dr. Thiergen über seinen *Aufenthalt in Genf und Südfrankreich, Sommer 1887.* Die Zeit war für Genf nicht günstig, denn die Theater, Schulen und Universität waren geschlossen. So blieb der Verkehr mit den früheren Studiengenossen und befreundeten Familien, sowie die Predigten und Plaidoyers, unter welch letzteren der Vortragende einige sehr schöne und bedeutende anhörte. Doch ist er von seinem Aufenthalt in Genf nicht befriedigt, da sich dort die Verhältnisse sehr zu ungunsten der Deutschen verändert haben. Genf ist ganz verwelscht. Die Deutschen und die, welche ihnen nicht unfreundlich gesinnt sind, ziehen sich zurück und hüten sich meist, ihr Deutschtum zur Schau zu tragen. Dieser Wandel zeigte sich besonders, wie Redner eingehend schilderte, bei dem grofsen eidgenössischen Schützenfest, das weit mehr den Eindruck eines französischen als eines schweizerischen Festes machte und wobei die Feindschaft gegen alles Deutsche klar und rücksichtslos zu Tage trat. Die Lobhudeleien, womit in den etwa 100 Reden, die Vortragender mit anhörte, die Franzosen überschüttet wurden, waren widerlich. Durch alle Klassen der Bevölkerung geht diese Verwelschung Genfs. — Gern wandte daher der Redner Genf den Rücken und ging über den grofsen St. Bernhard nach Italien. Traurig waren die Verwüstungen, die ein Wolkenbruch im Rhonethal angerichtet hatte. Der Aufstieg zum Bernhard, sowie die oben verlebte Zeit war herrlich. Von grofsem Interesse waren oben die zwei Leichenhäuser, in denen sich etwa 200 Leichen dort Verunglückter infolge der Kälte dauernd frisch erhalten haben und

einen grausenerregenden Anblick darbieten. Nun ging's über Aosta, Turin, Genua und von da an der Riviera di Ponente bis Marseille. Diese Fahrt an dem tiefblauen Thyrrhenischen Meere, den zauberisch schönen Landschaften mit üppigem Pflanzenwuchs und mit dem klaren, lachenden Himmel über dem Ganzen, sowie der Aufenthalt in Marseille war der Glanzpunkt der Reise. Der Redner entwarf lebendige Schilderungen von der von Erdbeben heimgesuchten Gegend: Mentone, Oneglia, Porto Maurizio, von Monte Carlo und Monaco, wo er einige Zeit in der Spielhölle verweilte, von Nizza, dem Golf Juan, Cannes, der Insel Ste. Marguerite, deren berühmtes Gefängnis er besuchte und wo er mit zwei Landsleuten zusammentraf, die sich in die Fremdenlegion hatten aufnehmen lassen — von Toulon und seinen grofsartigen Befestigungen, die ihm uneinnehmbar erschienen. In Toulon hatte die letzte Pest aufserordentlichen Schaden angerichtet und eine Menge Reicher hinweggerafft. — Marseille hat eine ähnlich befestigte Lage wie Toulon: Forts und drei kleine befestigte Inseln im Hafen. Auf einem Hügel mitten in der Stadt liegt Notre Dame de la Garde. Ein Bild echt morgenländischen Lebens entwickelte sich im Hafen, als ein Schiff aus dem Orient ankam. Marseille hat eine Altstadt: eng, schmutzig im höchsten Grade, armselig — und eine Neustadt: schön, geräumig, mit aufserordentlich breiten Strafsen und palastartigen Gebäuden. Redner schilderte weiter das Palais Longchamps. — Die Gesinnung in Marseille ist natürlich auch deutschfeindlich, wie besonders ein Bild bewies, das Redner dort kaufte und welches die Abtretung von Elsafs-Lothringen mit allem Hafs gegen die Deutschen darstellte. Die Sprache, d. h. Mundart der Provence ist für uns gar nicht zu verstehen. — Die volkswirtschaftlichen Verhältnisse dort sind aufserordentlich drückend durch hohe indirekte Steuern einerseits und die Verwüstungen der Weinberge durch die Reblaus andererseits. Redner gab über beides weitere Einzelheiten. — Das französische Militär macht noch genau denselben schlaffen Eindruck wie früher. — Zum Schlufs wirkte noch ein Abenteuer erheiternd, das leicht hätte verhängnisvoll werden können: Der Vortragende fiel noch auf der letzten französischen Station einem Geheimpolizisten in die Hände, der ihn jedoch nicht weiter behelligte.

Den 2. Dezember 1887: Baron v. Locella über *neuere italienische Lyrik.* Der Vortragende berührte in der Einleitung den Umstand, dafs merkwürdigerweise die Beschäftigung mit der italienischen Sprache und Litteratur in Deutschland zurückgeht, obwohl die Teilnahme für Land und Leute von Italien keineswegs abnimmt, denn alljährlich erscheint eine grofse Menge neuer Werke über Italien. Dante, Goldoni, Silvio Pellico, Manzoni, nur diese werden gelesen, und doch geniefst z. B. Manzoni eines nicht ganz verdienten Rufes,

während ebenso bedeutende oder bedeutendere Dichter als er unbekannt sind. Die Ursache davon ist, daſs im ganzen die Hilfsmittel zum Studium des Italienischen sehr mangelhaft sind. So sind T. C. Lions Grammatik und Sauers italienische Litteraturgeschichte ohne Wert. Besser ist die Grammatik von Baragiola, Lektor in Straſsburg. Auch in Sammelwerken und allgemeinen Litteraturgeschichten kommt Italien schlecht weg. Das 17. und 18. Jahrhundert sind beispielsweise keineswegs in dem Maſse Zeiten des Verfalls, als man gewöhnlich hört. Neue Keime setzen da an. Die Revolutionszeit und der Anfang unseres Jahrhunderts überhaupt sind freilich die Wiege der neueren italienischen Litteratur, die stark und glühend für Italiens Einheit und Freiheit eingetreten ist. Leopardi, Cantù u. a. sind begeisterte Prediger dieses Gedankens. Nach der Einigung Italiens nahm die Litteratur neue Wege, und neben der Novelle blühte nun die Lyrik besonders empor. Unter allen neueren Lyrikern ist Giosuè Carducci der bedeutendste. Die gröſsere Dichtung Inno a Satana (1865) giebt kühn und unerschrocken sein Glaubensbekenntnis. Sie stellt den Sieg der Vernunft über das pfäffische und papistische Wesen dar und zeigt, daſs Carducci ein Anhänger des hellenischen Pantheismus ist. Die abermalige Veröffentlichung der scharfen Schrift zur Zeit des ökumenischen Konzils 1869, die ein Spaſsvogel gewagt hatte, erregte ungeheures Aufsehen und zog dem Dichter, der sein Werk in einer Schrift verteidigt und auslegt, viele Feinde zu. Tiefe Sehnsucht nach der reinen Menschlichkeit bildet den Grundzug seines Denkens und Dichtens. Carducci stammt aus den Maremmen, wo er 1836 zu Val di Castello bei Pisa als Sohn eines Arztes geboren wurde. Seine Mutter konnte sehr gut Griechisch und Lateinisch. 1860 wurde Carducci Professor der italienischen Litteraturgeschichte zu Bologna, einen Ruf auf den Lehrstuhl für Dante zu Rom schlug er aus. An seiner Heimat hängt er mit inniger Liebe und weiſs ihre eigenartigen Reize in den Maremmen-Idyllen meisterhaft darzustellen. Aber auch seine inneren Kämpfe spiegeln sich hier wieder. Carducci ist moderner Klassiker, das heiſst, er sucht die antike Silbenmessung und die antiken Versmaſse wieder in die italienische Dichtung einzuführen. Frühere Versuche derart seit dem 15. Jahrhundert von Alberti, Dati, Claudio Tolomeo, Annibale Caro, Chiabrera gewagt, waren gänzlich miſslungen, weil der Grundzug auch der italienischen Dichtung der rhythmische Wechsel betonter und unbetonter Silben ist — genau wie auch im Lateinischen, wo die griechische Silbenmessung, von Ennius eingeführt, vergebens versucht hatte, die accentuierende Poesie aus dem Volke zu verdrängen. Seit dem 12. Jahrhundert ging der Sinn für die Silbenmessung im Italienischen vollends verloren, da die lateinische Volkspoesie des Mittelalters durchaus accentuierend war. Auch Carduccis oft meisterhaft geformte Odi barbare, die antiken Formen

folgen, werden nie populär werden und sind sehr schwer wohlklingend zu lesen. Carducci ist aufser als Dichter noch als Litterarhistoriker, besonders als Dante-Kenner bedeutend. Seine Polemik wird gefürchtet, ein neues Werk von ihm ist ein litterarisches Ereignis. Durch zahlreiche Proben aus der vortrefflichen Übersetzung: „Ausgewählte Gedichte von Giosuè Carducci, von B. Jakobsen“, mit ausgezeichneter Einleitung von K. Hillebrand, Leipzig 1880, wurde des Dichters Art veranschaulicht.

Schon Carducci ist der modernen Schule des Verismus zuzurechnen, dessen andere hervorragende Vertreter von Julius Litten meisterhaft verdeutscht wurden in seinem Büchlein „Panzacchi, Stecchetti, d'Annunzio“ (Leipzig, Reifsner). Der Verismus schildert die Dinge, wie sie wirklich sind; gesunde Sinnlichkeit und Sentimentalität, soweit sie nicht zur Unnatur wird, begegnen sich darin. Stecchetti ist geradezu als Meister des heutigen litterarischen Geschmackes in Italien anzusehen. Stecchetti oder Olindo Guerini, wie sein wirklicher Name lautet, ist Bibliothekar in Bologna und hat sich auf höchst eigenartige Weise bekannt gemacht. Er veröffentlichte nämlich seine Gedichte unter der Aufschrift: Poesie posthumi, und gab in der Einleitung eine genaue Schilderung seines Lebens, Todes, Grabmals u. s. w. Alle Welt beklagte den Tod des bis dahin unbekannten, aber offenbar bedeutenden Dichters und feierte ihn; er wurde sofort ein berühmter Mann. Seine Auffassung weicht weit von der gewöhnlichen ab und ähnelt der Heines einigermafsen, ist aber durchaus gesund. Auch Stecchetti tritt scharf und geistreich für die Rechte des italienischen Volkes ein, für seine Bildung und gegen die Herrschaft der Geistlichen. Auch hier wurden zahlreiche Proben gegeben.

Dr. Zschalig über seine *Wanderungen auf dem Père Lachaise.* Um diesen berühmten Kirchhof aufzusuchen, geht man über den Bastillenplatz und durch die enge Rue de la Roquette. Je mehr man sich dem Kirchhof nähert, um so stiller wird es; Werkstätten für Grabdenkmäler und Friedhofschmuck deuten die Nähe des Kirchhofes an. Eine tiefe Scheu ergreift den Wanderer beim Anblick der unermefslichen Gräberstadt. Man steigt einen breiten Weg hinauf zur Höhe, die etwa in der Mitte des Ganzen liegt und von wo man das Ganze überschaut. Die Anlage ist ganz unregelmäfsig: Zwei Teile, ein alter und ein neuer, heben sich klar voneinander ab. Der neuere Teil ist, unserer Zeit entsprechend, regelmäfsig und mit breiten und geraden Gassen und Wegen angelegt — der alte zeigt krumme, mannigfach verschlungene Wege und weist noch deutlich auf seine frühere Bestimmung hin: er war einst der Garten, den Ludwig XIV. seinem gefürchteten Beichtvater Père Lachaise geschenkt hatte und der zu dessen Landhaus Montlouis gehörte. Erst im Anfange unseres Jahrhunderts wurde er in einen Kirchhof um-

gewandelt. Nun folgte eine stimmungsvolle Schilderung mehrfacher ausgedehnter Gänge durch den Père Lachaise, die den Vortragenden zu den Gräbern sehr vieler bedeutender Künstler, Dichter und sonst berühmter Persönlichkeiten führten.

Den 27. Januar 1888: Dr. Franz über *Prof. Dr. Körtings Neuphilologische Essays.* Das Werk enthält nicht, wie man nach dem Titel glauben könnte, Untersuchungen aus dem Sprach- oder Litteraturgebiete der neueren Sprachen, sondern Gedanken und Betrachtungen, Vorschläge und Pläne betreffend das Studium und den Betrieb der neueren Philologie auf Universität und Schule. In dieser Form bietet das Buch eine Fülle feiner geistvoller Beobachtungen und Äufserungen, Vorschläge zu Verbesserungen u. s. w., schweift aber hier und da zu weit von seinem Gegenstande ab, wird zu breit und ist nicht ganz frei von Widersprüchen. Der Verfasser führt aus, dafs Neuphilologie nur ein Name sei, und zwar für Unvereinbares — aber kein Begriff, es mufs getrennt werden, wissenschaftlich: romanische Philologie (Französisch u. s. w. nebst Latein), englische Philologie (Englisch und die nordischen Sprachen nebst Deutsch). Die Lautphysiologie in gröfserem Umfange in die Schule einzuführen, hält Verfasser für verfrüht. Das Wichtigste für das Studium der neueren Sprachen bleibt für den Verfasser nach wie vor die wissenschaftliche Seite des Studiums. — Auf den Universitäten verlangt er die Errichtung eines zweiten Lehrstuhls für romanische Philologie, einer Professur für Volks- und Spätlatein und die völlige Trennung des Englischen vom Französischen. Anglisten müssen mehr Nordisch treiben. — Für Realgymnasial-Abiturienten müssen griechische Kurse eingerichtet werden. Die Staatsprüfung mufs in eine fachwissenschaftliche und spätere praktische zerlegt werden; die Anforderung einer allgemeinen Bildung fürs Examen soll fallen, die Prüfung in der Pädagogik durch ein Kolloquium am Ende des Probejahres ersetzt werden. Das Doktorexamen abzulegen wird aus praktischen Gründen und als Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten empfohlen. Der neusprachliche Unterricht auf dem Gymnasium soll nicht Sprech- und Schreibfertigkeit bezwecken, sondern nur Lesefertigkeit und Einführung in die Litteratur dieser Sprachen. Das Englische soll als Nebenfach auch auf den Gymnasien Zwangsfach sein. Das Französische und Englische gut zu schreiben, sei überhaupt schwerer, als Lateinisch zu schreiben. Die Prosalektüre ist zu bevorzugen.

Den 10. Februar 1888: Professor Dr. Scheffler über *Dr. E. Franckes französische Stilistik.* Das Buch giebt eine genaue Vergleichung der Art und Weise, wie einerseits die deutsche, andererseits die französische Sprache vorgeht, um einen und denselben

Begriff, ein und dieselbe Sache auszudrücken. Der Stoff ist ungemein sauber angeordnet, vielleicht geht aber Verfasser in der Schematisierung doch etwas zu weit. Vielfach bestehen die Ausführungen darin, daſs die grammatischen Lehren, jedoch vom Standpunkte der Stilistik aus, betrachtet werden. Besonders wichtig ist der zweite Teil des Werkes, der den Stil in Bezug auf die Satzglieder behandelt. Als Hauptsätze werden angezogen: der Deutsche liebt den abstrakten Ausdruck; der Franzose, der den konkreten vorzieht, unterscheidet scharf die verwandten Begriffe, liebt Anschaulichkeit, Deutlichkeit und Genauigkeit des Ausdrucks. Kürze, Knappheit und Einfachheit sind Eigentümlichkeiten des französischen Stils. Der dritte Teil enthält gegenüber Schmitz' rhetorischem Teil, der Phraseologie, nichts wesentlich Neues. Es wird kaum möglich sein, nach diesem Buche allein französisch schreiben zu lernen, für den Lehrer beim Verbessern der französischen Aufsätze ist es aber unentbehrlich, auch dürfte es als Unterlage für Universitätsvorlesungen sehr brauchbar sein.

Berichte und kleinere Besprechungen.

Den 14. Oktober 1887: Dr. Mahrenholtz über die Grundsätze und Einrichtung der durch Dr. Dickmann geleiteten neuen Bibliothek von Schulausgaben französischer und englischer Werke. Prof. Dr. Scheffler und Major Dielitz über die Verbreitung volkstümlicher Sagen und Adventslieder in Frankreich und Italien. Dr. Töpel syntaktische Untersuchungen zu Rabelais.

Den 5. November 1887: Dr. Mahrenholtz über Dr. Foot, „Der französische Unterricht auf dem Gymnasium“.

Den 27. Januar 1888: Dr. Peter Berichte aus dem Litteraturblatt für romanische und germanische Philologie.

Die wissenschaftlichen Zusammenkünfte der Gesellschaft wurden mit der Sitzung vom 10. Februar 1888 vorläufig abgeschlossen, da infolge des Ablebens Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm die Märzsitzung ausfiel und in der Versammlung vom 13. April beschlossen wurde, bis Michaelis 1888 alle Sitzungen den Vorarbeiten für den dritten Neuphilologentag zu widmen.

Dresden, Mai 1888. Julius Sahr, Schriftführer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

H. Bulthaupt: Dumas, Sardou und die jetzige Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne. Berlin, R. Eckstein, 1888. 42 S. gr. 8. Preis 50 Pf.

Das schmucke Büchlein bildet die vierte Nummer der seit dem vorigen Jahr erscheinenden, gewandt geschriebenen „Litterarischen Volkshefte“, welche sich die Aufgabe gestellt haben, den Kreis der Gebildeten über die in Fluſs befindlichen litterarischen Fragen zu orientieren.

Ohne Zweifel ist die Abhängigkeit der Dramatiker des modernen Deutschland von den weltbeherrschenden französischen Vorbildern eine der brennenden Fragen des geistigen Lebens. Das deutsche Schauspiel steht unter dem Sterne der Franzosen, wie vor einem Jahrhundert. Spielhagens „Gerettet“ liebäugelt mit dem Laster und will die „teutsche Tugend“ schonen, Philippis „Daniela“ ist ein jammervoller Abklatsch von Sardous Rezepten, die „Gräfin Lambach“ von Lubliner ein schwächlicher Aufguſs des französischen Thee aus dem Gendre de M. „Poirier“ etc., von Lindau zu schweigen. Dumas' Eigenart wird vom Verfasser an der „Kameliendame“ und der „Fremden“, die des witzigeren und gewandteren Sardou zunächst an „Dora“, „Fernande“ und „Fedora“ gezeigt, hierauf beide mit dem ungleich bedeutenderen Augier — hierin stimmen wir dem Verfasser freudig zu — verglichen, dessen ehrlicher Zorn und rücksichtslose Konsequenz uns mehr anmutet wie die Gauklerkunststücke der zwei jüngeren und fruchtbareren Dichter. Doch läſst sich Bulthaupt von der vorgefaſsten Meinung zu weit hinreiſsen, wenn er „Odette“ mitleidlos zerpflückt. Das beste, was Augier bietet, findet sich bei Björnson und Ibsen. Die Luft, die aus den Fjords herüberweht, ist gesunder als die Pariser Atmosphäre und könnte dem kränkelnden deutschen Drama rote Backen bescheren. Der lebhafte und malerische Stil Bulthaupts fesselt den Leser auch da, wo er ihn nicht überzeugt. Aber noch eine Kleinigkeit: der Dramaturg Bulthaupt zieht gegen eine Schwäche der neuesten deutschen Dramatiker zu Felde und verfällt selbst in einen Fehler der deutschen Philister, nämlich Latein zu citieren und falsch: Das Horazische „Iliacos intra muros peccatur et extra“ giebt er pag. 10 in unmetrischer Verrenkung wieder. Dies wird aber die überwiegende Mehrzahl der Leser des interessanten Büchleins nicht merken. Joseph Sarrazin.

Premiers exercices de lecture et de récitation par E. Burtin. Berlin, H. Sauvage.

Der Herausgeber hat hier eine Sammlung von Lese- und Memorierstoff für die ersten Leseübungen im Französischen zusammengestellt, welcher unzweifelhaft sich grofsen Beifalls erfreuen wird. Es sind, wie Herr Burtin mit Recht behauptet, ganz einfache, den Anschauungen des kindlichen Gemütes entsprechende Gespräche, Erzählungen, Fabeln, Märchen, Rätsel, Spiele und Gedichte. Die Quellen, aus denen er geschöpft hat, sind die in Frankreich anerkannt besten Lesebücher für das jugendliche Alter, das vortreffliche Marellesche Werk „Le petit Monde“ und die ausgezeichnete Arbeit von Kuhff: „Les enfantines du bon Pays de France.“ Man fühlt sich bei der Lektüre dieser kurzen, lieblichen Stücke wahrhaft erfrischt und angeheimelt, und jeder Leser wird gern zugeben, dafs sich Inhalt und Ausdruck dem Gedächtnisse leicht und sicher einprägen werden. Recht zweckmäfsig erscheint es, dafs den einzelnen Stücken die nötigen Vokabeln beigegeben sind und die Zahl der letzteren nach und nach immer geringer wird. Das hübsche Büchlein empfiehlt sich nicht nur zum Gebrauche beim Privatunterrichte, sondern es wird sich auch in einer Klasse mit grofsem Nutzen verwenden lassen.

S. de Chiara, La „Pietra“ di Dante e la „Donna gentile“. Caserta 1888. pp. 33. Edizione di 150 esemplari fuori commercio.

Unter den Kanzonen des Dante fallen vier in der Weise auf, dafs sie durchaus von einer wirklichen heftigen Liebe herzustammen, einer allegorisch-philosophischen Deutung sich zu widersetzen scheinen und das Wort „Stein“, pietra, in hervorstechender Weise wiederholt enthalten. Nach diesem letzten Abzeichen nannte dieselben Imbriani canzoni pietrose; es sind diese, welche anfangen: Così nel mio parlar voglio esser aspro; Amor, tu vedi ben che questa donna; I' son venuto al punto della ruota; Al poco giorno ed al gran cerchio d' ombra. Auch insofern scheinen alle vier zusammenzugehören, als in allen immer auf ein und dieselbe Frau hingedeutet zu werden scheint. In dem immer wieder angebrachten pietra, meinte Carducci, dürfte man wohl, wie in dem selvaggia des Cino, in dem lauro des Petrarca, eine Hindeutung auf den Namen eben jener Frau vermuten. So erkannte Ant. Maria Amadi hier eine Pietra Scrovegni aus Padua, Imbriani eine Pietra di Donato di Brunaccio, die Schwägerin Dantes.

Diese canzoni pietrose verfafste Dante vor seiner Verbannung, wie Carducci und Imbriani bemerkten, da sich in ihnen keine Anspielung auf dieselbe finde, welche nicht unterblieben sein würde, schon um sich der Geliebten anziehend zu machen. Sie würden wohl, meint unser Verfasser, im Sommer gedichtet sein, da Sehnsucht nach Schatten und Beschreibung des Sommers vorkomme.

> Quand' ella ha in testa una ghirlanda d'erba,
> Trae dalla mente nostra ogni altra donna,
> Perchè si mischia il crespo giallo e il verde
> Si bel, che Amor vi viene a stare all' ombra.

Der Dichter, meint ferner unser Verfasser, scheine diese seine Liebe sehr geheim zu halten: gerade wie jene mit der Donna gentile Vita nuova 34 bis 40. Da nun diese letztere, etwa ein Jahr nach Beatrices Abscheiden, auf dieselbe Zeit als jene fallen müfste, so liege es nahe, beide Fälle als einen zu setzen, zumal noch vieles hierzu stimmen dürfte.

Der Gedanke mehrerer, dafs die Donna gentile die nachmalige Frau Dantes sei, scheint dem Verf. verkehrt: wie hätte Dante diese Liebe vilissimo und malvagio nennen können? Alles von der Donna gentile Gewufste, im Sommer, Verheimlichung, sie empfindet Mitleid, keine Liebe, pafst auf die Frau der Canzoni pietrose. Beatrice im Purgatorio wirft dem Dante eine pargoletta vor, welches auffällig stimmt zu der Zeile aus den Pietrose:

Se in pargoletta fia per core un marmo.

Wenn nun aber gar Beatrice dort Purg. 33, 73 fortfahrend auch noch die Pietra bitter anspielend vorbringt,

Ma perchè io veggio te nello intelletto
Fatto di PIETRA ed in PETRATO tinto
Sì che t'abbaglia il lume del mio detto,

so kann es schwer deutlicheres geben. Und doch giebt es noch mehr. In einer Pietrosa heifst es:

Dagli occhi tuoi mi vien la dolce luce,
Che mi fa non caler d'ogni altra donna.

Und Beatrice sagt, Purg. 30, 135: „Ich habe ihn zurükgerufen, er hat sich nichts daraus gemacht,“ Lo rivocai: sì poco a lui ne calse.

Warum finden sich nun die Pietrose, wenn sie doch auf die Donna gentile der Vita nuova gehen, nicht in der Vita nuova? Witte hat eine Lücke in derselben nach Kap. 40 gezeigt, und dort sind sie von dem Dichter später, gegen 1300, herausgenommen, weil er sich nicht ihrer schämen wollte und das Werk, die Vita nuova, doch halten wollte.

Will man nun, meint der Verfasser abschliefsend, dafs diese Donna gentile und zugleich die Frau der Pietrose die Filosofia des Convito und die Matelda der Commedia sei, so gefalle es ihm, wenn man nur nicht vergesse, dafs die wirkliche heftig geliebte Frau das erste ursprüngliche sei.

Stanislao de Chiara, der Calabrier aus Cosenza, seit kurzem in Caserta bei Neapel ansässig, dessen Gedichte „Fumo“ wir neulich zu behandeln und zu bewundern Gelegenheit hatten, giebt hiermit einen schönen, ich glaube wohl, dauernden Beitrag zum Verständnis von Dante, seinem Leben und seinen Werken.

Friedenau. H. Buchholtz.

Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders. Erstes und zweites Heft. Hamburg, J. F. Richter, 1887.

Der unermüdlich thätige Herausgeber dieser neuen Zeitschrift beabsichtigt, in derselben von der reichen Fülle des Stoffes, die sich bei seinen Studien ihm ergab und in seinen wissenschaftlichen Werken keine Verwendung hatte finden können, den besten Gebrauch zu machen, indem er das, was für die deutsche Lesewelt von besonderem Werte ist, in derselben veröffentlicht. Hier ist ihm nun Gelegenheit geboten, auf zahlreiche Fragen über sprachliche Gegenstände, die ihm fortwährend von allen Seiten entgegenkommen und nicht blofs für die wifsbegierigen Fragesteller anziehend sind, Belehrung zu geben; denn es kommt ihm darauf an, dem weiten Kreise der Gebildeten zu dienen, die sich gut, gewandt, richtig deutsch auszudrücken und die Gründe, warum sie so sprechen müssen, zu erkennen wünschen. Gewifs, ein höchst lobenswertes Streben, und wie will der Verf. diese Aufgabe lösen? Nicht durch nackte Aufstellung von

Regeln etwa, sondern auf eine erfrischende Weise, durch Anknüpfung an bestimmte Stücke aus guten Schriftstellern, dadurch gewinnt die einzelne Bemerkung einen sicheren Halt, an sie schliefsen sich Beispiele und Belege von anderwärts, an denen der Verf. bei der Fülle des Stoffes, über den er zu gebieten hat, nicht Mangel leiden wird. Dieser Reiz der Abwechselung mufs fesseln, und wir finden uns in der Erwartung nicht getäuscht, denn die Zeitschrift wird eröffnet durch die Besprechung des „Sammlers“ von Goethe. Von diesem sind in den dem Ref. vorliegenden zwei ersten Heften der Zeitschrift nur die Paragraphen 1 bis 5 des ersten Briefes abgedruckt, aber die Erläuterungen und Bemerkungen dazu nehmen zwanzig Seiten engen Druckes ein; Sinn und Gedankenzusammenhang wird erklärt, hauptsächlich aber machen sprachliche Bemerkungen den Inhalt aus, scheinbar abschweifend, aber nur scheinbar, denn der Verf. will eben über Punkte, die sich dem denkenden Leser leicht aufdrängen, belehren, nirgends langweilend; und hierbei ist auf eine Eigentümlichkeit aufmerksam zu machen: der Verf. hat bei dem Abdruck der Musterstücke die etwa darin vorkommenden Fremdwörter sofort durch deutsche ersetzt, erst in den Anmerkungen angegeben, für welche Fremdwörter die deutschen Stellvertreter eingetreten sind, und in der That, man fühlt beim Lesen gar nicht, dafs etwa das deutsche Wort das fremde nicht vollständig decke. Auf den grofsen Reichtum sprachlicher Belehrungen bei diesem Lesestück kann nur kurz hingewiesen werden, die scheinbaren Tautologien in Anfang von Lücke und Leere, das scheinbar überflüssige „wieder“ bei „erinnert“, die sinnverwandten Ausdrücke „empfinden“ und „fühlen“, der Unterschied von „überein“ und „zusammen“ bei Zeitwörtern, „binden“ und „befestigen“ u. s. w. werden besprochen. Man hat nur den einen Wunsch, dafs die einzelnen Aufsätze in gröfserer Vollständigkeit in einem oder zwei Heften könnten gegeben werden, denn eben dieser Anfangsaufsatz wird sich wohl noch eine Reihe von Heften hindurch fortziehen. — Sehr anziehend ist auch der Aufsatz: „Spracheigentümlichkeiten bei Lessing“, der die bekannte Stelle in Minna von Barnhelm II, 2, wo „Schuldner“ statt „Gläubiger“, im Nathan I, 2: „viele zwanzig Jahr“, Emilia Galotti III: die Gnade haben statt das Glück, als sächsisch-lausitzischen Sprachgebrauch nachweist. Ferner die Bemerkungen zu Keller-Hauffs „deutschem Antibarbarus“, von G. Hauff selbt die entschiedene Antwort auf des Kanzlers Rümelin übertriebene und unberechtigte Bevorzugung der Fremdwörter, und eine grofse Anzahl einzelner Besprechungen sprachlicher Sünden oder Unbesonnenheiten, auf die beim Schreiben und Sprechen nicht genügend geachtet wird. Aber solche grammatische und stilistische Anmerkungen führen auch weiter zum Eingehen auf dieses oder jenes Schriftwerk, wohin die kurze, aber völlig erschöpfende Behandlung des Sängers von Goethe gehört, die wie aus dem Unterrichte hervorgegangen zu sein scheint. Nach alle dem ist für die Zeitschrift ein glücklicher Fortgang nicht blofs zu wünschen, sondern auch zu hoffen.

Entgegnung.

Herr Anton Nagele hat im 79. Bande dieser Zeitschrift die zweite Auflage meines Buches „Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte“ in recht ausführlicher, aber nichts weniger als gründlicher, vielmehr in höchst eigentümlicher, um es kurz zu sagen, in unreeller Weise besprochen. Dieser Umstand, sowie die Erwägung, dafs die wenigsten Leser dieser Zeitschrift Herrn Nageles Ausführungen an der Hand meines Buches nachprüfend zu beurteilen in der Lage sein dürften, und demnach von

dem Stande der Dinge eine verkehrte Anschauung gewinnen müssen, veranlassen mich und legen mir unter einem als Autor des durch jenen Vorgang in eine falsche Beleuchtung gerückten Buches die Pflicht auf, zur Klarlegung des ganzen Sachverhaltes das Wort zu ergreifen.

Zunächst sei konstatiert, dafs der Herr Recensent keineswegs als Sachkkundiger, als kompetenter Richter, vielmehr als Dilettant in des Wortes schlimmster Bedeutung seiner Aufgabe sich entledigte. Die leidige Sucht, überall mitsprechen zu wollen und mit seinem Urteile unbescheiden sich vorzudrängen, ohne auch nur entfernt das nötige wissenschaftliche Rüstzeug dazu zu besitzen, tritt bei der in Rede stehenden Recension überall, nirgends aber in so drastischer Weise hervor, als wo Herr Nagele sich den Anschein giebt, meine Ausführungen zu ergänzen oder ihnen thatsächliche Bedenken entgegenzustellen. Um diese handelt es sich hier in erster Linie, weil damit sein ganzes Raisonnement steht und fällt, denn was er sonst vorzubringen für gut findet, sind nichtssagende subjektive Exklamationen, unbewiesen hingestellte Behauptungen, naive Nergeleien, journalistische Trivialitäten, aufdringliche nationale Einseitigkeiten und Schrullen und was dergleichen mehr ist. Darauf irgend einzugehen, verlohnt sich der Mühe wahrlich nicht, dagegen ist es unbedingt notwendig, auf die scheinbaren Ergänzungen und die sachlichen Einwendungen zu reagieren und dieselben, zumal auf ihre Provenienz und Stichhaltigkeit, einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Das eigentlich Meritorische der Beurteilung nun setzt sich aus zwei Elementen zusammen: aus Ausführungen, von denen der Leser, nach Art wie sie vorgebracht werden, annehmen mufs, sie seien im Buche nicht vorhanden, und aus Darlegungen, die als Antithesen zu dem in meiner Schrift Angeführten zu nehmen sind. Da es in dem einen wie in dem anderen Falle nicht etwa auf rein Subjektives, vielmehr so gut wie ausschliefslich auf *Quellen* und *Litteratur* abgesehen ist, setzt dies notwendig und naturgemäfs voraus, dafs der Herr Rec. wieder und wieder auf Dinge aufmerksam zu machen in der angenehmen Lage war, die mir völlig entgangen sind, und sicherlich wird der uneingeweihte Leser aus der Lektüre der Recension keinen anderen Eindruck als diesen gewonnen und über mein Buch, das ja an einem so grofsen Übel krankt, kein besonders günstiges Urteil gefällt haben. Nun, um die in Frage kommenden Quellen, die Litteratur und damit Zusammenhängendes hat es bei meinem Herrn Rec. ein ganz eigenes Bewandtnis, so eigen, dafs es den Satz, es gebe nichts Neues unter der Sonne, schlagend widerlegt. Dafs man fremdes Gut für sein eigenes ausgiebt, kommt häufig vor und wird vorkommen, solange es unehrliche Menschen geben wird, dafs man aber dieses Fremde nicht nur als Eigenes zu Markte bringt, sondern es überdies gegenüber demjenigen, dem man es ohne Umstände entwendet hat, als Eigenes vorzugaukeln und gegen ihn auszubeuten nicht zurückschreckt, das ist ein Unikum und verdiente, sofern es nicht lediglich ein pathologisches Interesse besäfse, patentiert zu werden. Um es kurz zu sagen, *alles was Herr Nagele in den beiden obenerwähnten Richtungen in merito vorbringt, ist von A bis Z dem Buche nachgeschrieben, welches er einer so seltsam originellen Beurteilung zu unterziehen für gut fand.* Da kann ich denn nur mit Vergil ausrufen: hos ego versiculos feci, tulit alter honores. Nirgends ein neuer Quellenbeitrag oder ein eigener Gedanke, aber im Zusammenhange auf Schritt und Tritt eine solche Drapierung und Wendung des Vorgebrachten, dafs der Leser über die Dupierung spielend hinweggetäuscht wird. Da wird im pathetischen Tone dociert, aus allerlei Quellenwerken — in einer Weise, als ob man sie zur Hand gehabt und selbst auf selbe verfallen wäre — fleifsig citiert, mit Thesen und Namen aller Art aufgewartet und geprunkt, nur um sich einen hochgelehrten Anstrich zu geben und zu zeigen, wie gründlich man in allen diesen Dingen bewandert ist, wie

viel Neues zu bieten und wie selbständig aufzutreten man vermag — aber, o Jammer! dieses alles ist flinker Hand ausschliefslich aus dem Buche zusammengeklaubt, welchem man just damit allerlei am Zeuge zu flicken so freundlich ist. Kann es eine gröfsere Ironie geben? Indes, der Leser wird dem Gesagten kaum Glauben schenken wollen, wenn ich ihm dem Prozefs nicht an ein paar Beispielen wenigstens verdeutliche. Wohlan denn, es geschehe.

Herr Nagele erwähnt, dafs ich es für ansprechend finde, in der Sprachbildung von der *Wurzelperiode* auszugehen, und fährt dann selbstbewufst fort: „Dieser Meinung steht bekanntlich diametral die geniale Hypothese A. H. Sayces gegenüber, der das sentence-word für die Urform ansieht, eine Hypothese, die an dem ihm geistesverwandten deutschen Gelehrten A. Fick einen begeisterten Anwalt fand.“ Sollte ich das übersehen haben? Nein, es findet sich, und zwar genauer als hier ausgeführt, auf Seite 18, Note 1, nur fehlt der Phrasenflitter, welcher überhaupt neben einer einfältigen Überhebung und einer beispiellosen Dreistigkeit Herrn Nageles einzige starke und originelle Seite bildet, wie wenn er z. B. Victor Hehn mit dem Ephitheton ornans „burschikos“ auszeichnet oder in der Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der arischen Sprachen „vielen Schweifs konsumieren“ läfst oder H. Kiepert mit theatralischem Pathos empört zuruft: „Die Bergfexerei ist eben nicht jedermanns Sache, es mufs auch Thalfexe geben.“ Zu welcher Sorte von Fexen sich wohl Herr Nagele rechnen mag? — Der Herr Rec. möchte mich aufklären, dafs es Linguisten giebt, welche in der Frage nach den Verwandschaftsverhältnissen der arischen Sprachen der Sprachwissenschaft die entscheidende Stimme absprechen, und verweist auf eine Abhandlung von H. von der Pfordten im Ausland 1883, S. 41 ff. Recht hübsch, aber wieder meinem Buche S. 77, N. 2 entnommen, woselbst noch anderes Einschlägige erörtert ist. Herr Nagele findet meinen Hinweis, dafs dem heutigen Bulgarisch unter allen anderen slavischen Sprachen ein eigener Name für „Birke“ fehle, interessant und meint weiter: „Freilich ist die Birke in Bulgarien auch nirgends anzutreffen (vgl. J. A. Voráček in Jelíneks Slovanský sborník III. 257).“ Da citiert der Herr etwas, was er bestimmt niemals zu Gesicht bekommen; aber dessen bedurfte es ja auch nicht, wozu wäre denn sonst die lange Ausführung in meinem Buche auf S. 136, N. 1 und darunter auch die angezogene Stelle? — Meine gegen Perwolf und andere gerichtete Bemerkung, dafs die Völker in ihrem Jugendalter gerade fremden, tapferen und gefürchteten Nationen den Namen Hünen, Riesen beilegen, findet die Billigung meines Herrn Rec., aber er glaubt etwas Neues zu sagen, wenn er hinzufügt: „Man mufs sich da wohl auch an Grimm Myth. p. 436 (494) erinnern.“ Nun, ich habe mich auf S. 252, Anm. 1 daran erinnert, und habe überdies auf Bernh. Schmidts Werk „Das Volksleben der Neugriechen“, I, 203, Leipzig 1871, diesbezüglich verwiesen, was mir natürlich auch wieder Herr Nagele getreulich nachgeschrieben hat. — Als Beweis für den normannischen Ursprung des russischen Staates und Namens wird nur auf die Annales Bertiniani zum J. 839 (cf. MG. SS. I, 434) und auf Liudprand (ibid. III, 277, 331) verwiesen, und auch dies wieder in gewohnter Weise des Ausschreibens aus meinem Buche, allein diesmal nicht einmal präcis, eine Emancipation, welche sehr zum Nachteile des Herrn Rec. ausschlug. Er schreibt: „Die Annales Bertiniani sagen, *gestützt auf einen Bericht des Prudentius von Troyes,* zum Jahre 839: comperit eos (sc. Rhos) gentis esse *Sueorum,* wodurch das *schwedische* Volkstum der Russen aufser Zweifel gesetzt wird.“ Bei mir (vgl. S. 340) lautet die entsprechende Stelle folgendermafsen: „Alles andere beiseite gelassen, spricht für dieselbe (das ist für die Normannentheorie) mit aller Deutlichkeit *die vom Bischofe Prudentius von Troyes herstammende Nachricht* der Annales Bertiniani unter dem Jahre 839 (MG. SS. I,

434), woselbst die Russen als Rhos (das ist Ῥῶς) zuerst und mit einer Erläuterung erwähnt werden (comperit eos, scil. Rhos, gentis esse *Sueonum*), die an dem *skandinavischen* oder genauer *schwedischen* Volkstum derselben keinen Zweifel offen läfst.“ Unser Germanist und Historiker weifs also nicht, dafs der die Jahre 835 bis 861 umfassende Teil der Annales Bertiniani von Prudentius herrührt und ebensowenig, dafs *Suevi* und *Sueones* (Suiones bei Tacitus als germanische Bewohner von Skandinavien; cf. Germ. cap. 44) ethnologisch auseinander zu halten sind. In völliger Verkennung dieses letzteren Umstandes hielt Herr Nagele offenbar die Schreibung „*Sueonum*“ für verkehrt und dokumentierte just damit seine lückenhafte Kenntnis der Geschichte selbst seines eigenen Volkstums, und zog aus dem auf diese Weise korrumpierten Texte eine verkehrte Schlufsfolgerung, denn Sueven und Schweden (oder Suevi und Sueones) ist ja doch zweierlei und nicht, wie es ihm anzunehmen beliebte, identisch miteinander. Im übrigen ist die Form *Sueorum* ein *Unding* und braucht kaum daran erinnert zu werden, dafs ein Suevi oder Suebi einen Gen. *Suevorum* oder *Sueborum* und nicht *Sueorum* bedingt. Nach dieser Probe nimmt es mich nicht Wunder, wenn des Herrn Rec. germanistische Leistungen abgelehnt werden und er nunmehr als Slavist sein Glück zu versuchen bestrebt ist. Die Lorbeeren für ihn dürften auch hier auf sich warten lassen. — Auch das wenige über die Gastfreundschaft der alten Slaven aus Schriftstellern Beigebrachte ist wieder, wenn auch hier wieder verkappt, aus meinem Buche genommen. „In besonderer Weise wird die Gastfreundschaft der Slaven gerühmt. Aufser einer *berühmten* Stelle in Ebonis Vita Ottonis episc. Bab. III, 7 *wäre wohl zunächst an ein Diktum Adams von Bremen*, Gesta Hamab. eccl. II, 19 *zu erinnern*.“ Man vergleiche dazu meine Schrift auf S. 357, Anm. 2, woselbst neben diesen zwei Stellen noch andere beigebracht sind und die Frage im Zusammenhange behandelt wird. Herr Nagele glaubt vielleicht, auf die Stelle in Ebonis Vita Ottonis damit ein Anrecht zu haben, dafs er sie „berühmt“ nennt, ich wüfste aber nicht, wodurch sie diese Auszeichnung vor mehreren anderen ihresgleichen verdiente, und sicherlich weifs Herr Nagele dies ebensowenig. Derartiges gehört eben auch zu seinen nichts weniger als empfehlenswerten Geistesattributen, und wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Doch genug mit dieser *Auslese*. *Ähnlich geht es durch die ganze Beurteilung fort* — wobei die Abhängigkeit Herrn Nageles von mir selbst auf die Abbreviaturen von Büchertiteln und auf stereotype Redewendungen sich erstreckt — und *wird derartiges zumeist durch Stellen unterbrochen, deren Autorschaft mir durch Anführungszeichen vorderhand noch in Gnaden gewährt wird*. Bei Citaten aus mittelalterlichen Schriftstellern mufs es auffallen, dafs sich dieselben auf die *Byzantiner* nicht erstrecken, obgleich auch in dieser Richtung meinem Buche leicht Wertvolles hätte nachgeschrieben werden können. Wer nun aber die Wiedergabe des einzigen in der Beurteilung vorkommenden griechischen Ausdruckes *ϱωσιστί* (bei Konst. Porphyrog.; vgl. meine Einleitung S. 341; die griechische Schrift in meinem Buche ist die geradestehende im Gegensatze zu der in Druckwerken gewöhnlich gebrauchten Kursivschrift) genauer ansieht, wird den Grund dieser Enthaltsamkeit sofort herausfinden.

Schon oben ist an einem Beispiele gezeigt worden, dafs Herr Nagele, sobald er sich nicht sklavisch an mein Buch anklammert, allsogleich einen Fehltritt macht. *Aber nicht nur läfst er sich allerlei Fehler zu schulden kommen, er spielt diese seine Fehler in frivoler Weise gegen das Buch selbst aus*. So weifs er z. B. aus meinem Buche (siehe S. 86, Anm. 1), dafs A. Leskien und R. Hassencamp Preisschriften über das Verwandtschaftsverhältnis der nordeuropäischen Sprachen veröffentlichten, setzt aber aus eigenem bei, die beiden Schriften seien auch derart gehalten, dafs der

erste und zweite Abschnitt meiner Schrift (das ist also, wenn ich recht verstehe, S. 1—93) danach überflüssig erscheint. Natürlich hat Herr Nagele diese beiden Arbeiten *niemals von innen gesehen*, denn unmöglich könnte er sonst einen so haarsträubenden Unsinn von sich gegeben haben. In der That citiert er wenige Zeilen voraus Leskiens Schrift nur nach einer *Recension*, was seiner sonstigen Gründlichkeit bestens entspricht. Überhaupt macht gar manches von ihm Vorgebrachte den Eindruck, als ob es nicht ernst genommen werden solle. Da heifst es auf S. 96: der *erste Abschnitt* des Buches hätte *fortbleiben* können; auf der folgenden Seite dagegen: der *erste Abschnitt* wäre einer *„energischen Beschneidung" zu unterziehen, damit für den zweiten Abschnitt mehr Raum bleibt;* und auf derselben Seite weiter: *der erste und zweite Abschnitt sind überflüssig.* Wie man sieht, die Recension wird nicht nur dem Buche, sondern auch schon der Logik gefährlich. Bei solch einer Schlamperei ist es kein Wunder mehr, dafs Herr Nagele auch da, wo er aus dem Buche *wörtlich* citiert, die Genauigkeit aufser acht läfst, wodurch meine Ausführungen erheblich alteriert werden. Er läfst mich sagen, dafs die slavische Spracheinheit wohl ein *Jahrhundert* dauerte, und giebt dies mit durchschossenen Lettern, damit es ja nicht übersehen werde. Ein Jahrhundert als Fixierung der Dauer einer Sprachperiode, wie das Gemeinslavische eine es ist, das klingt ja geradezu komisch, wird man mit Recht ausrufen. Nun, in meinem Buche (vgl. S. 212) steht nicht *„ein Jahrhundert"*, sondern *„ein Jahrtausend"*. Ist das Absicht oder angeborene Nachlässigkeit? Das absichtliche Verdrehen ist nicht ausgeschlossen, wenn man etwas voraus folgende holperige Tirade zu lesen bekommt: „Wir finden es begreiflich, dafs Krek, der bei diesem Kapitel manchmal recht spitze Bemerkungen macht, aus *nationalen Motiven sich für die Annahme begeistert*, dafs die *Skythen und natürlich die königliche Horde inbegriffen — nicht nur die ackerbautreibenden und unterthänigen — Slaven gewesen sind.*" Im Buche ist von den *Skythen* zwar wiederholt und zum Teil in ausführlicher Weise die Rede, *aber nirgends reklamiere ich sie für das slavische Volkstum.* Bei seiner beispiellosen Flüchtigkeit ist vom Herrn Nagele ja nicht zu erwarten, dafs er die einschlägigen Stellen durchgenommen hätte, aber wenigstens das Register s. v. Skythen hätte er sich doch ansehen sollen, und da hätte er (S. 882) folgendes gefunden: *„Skythen* 97; — *sind nicht Slaven* 98; — *wahrscheinlich Iranier* 98$_1$, 260$_1$, 446." Ich finde keinen Ausdruck stark genug, um diese suffisante Frivolität nach Gebühr zu brandmarken. — Nicht wesentlich anders steht es damit, was er über die Bezeichnungen *Serben* und *Veneter* vorzubringen im stande ist, nur dafs hier das *Chaos* mit seiner ganzen Wucht sich Bahn bricht und Zeugnis ablegt dafür, *dafs derartige Fragen dem Verständnisse des Herrn Recensenten völlig entrückt sind.* Es dürfte einem halbwegs normal funktionierenden Gehirn schwer fallen, in so wenigen Zeilen so viel Ungereimtes fertig zu bringen. Auch anderes Derartige liefse sich noch markieren, doch dürfte das Vorgebrachte genügen und schon dieses klargelegt haben, mit welch phänomenaler Unkenntnis und Talentlosigkeit der Herr Rec. an seine Aufgabe herantrat und sich derselben entledigte. Kurz, *sobald er die Unvorsichtigkeit begeht, bei seinen Ausführungen von dem bekritelten Buche sich zu emancipieren und selbstbewufst auf eigene Beine sich zu stellen, wird er für den Einsichtigen sofort entweder komisch oder trivial, oder beides zugleich.* Niemals vermag er einer wissenschaftlichen Materie eine neue Seite abzugewinnen oder überhaupt Thatsächliches und Stichhaltiges den Anschauungen anderer entgegenzusetzen. Da ihm der notwendige Geistesfonds abgeht, um abgegebene Urteile auch wissenschaftlich begründen zu können, mufs er sich mit seinem subjektiven Geschmack, der für niemand mafsgebend sein kann, allein begnügen. Unüberlegt hingeworfene Plattheiten genügen Herrn Nagele vollkommen, von einer Be-

weisführung ist nirgends eine Spur zu entdecken. Zum Beispiel: „Die Ausführungen sind meist recht anmutend, wenn auch nicht immer etymologisch unbestritten.“ Das ist alles; welche Etymologien bestritten werden könnten und aus welchen Gründen, das wird einfach verschwiegen, und doch wäre das Urteil eventuell erst dann zutreffend, wenn man solche angeblich unrichtige Etymologien durch richtige ersetzt hätte oder wenn die Unrichtigkeit der ersteren mindestens aufser Zweifel wäre gestellt worden. Oder ein anderer Fall: „Der Kommentar, den der Verfasser zu Nestors und Cosmas' Chronik giebt, befriedigt wenig.“ Ich wüfste mich an einen Kommentar, den ich zu Nestors und Cosmas' Chronik in ihrer Ganzheit, wie es hier gefafst ist, sollte gegeben haben, nicht zu erinnern, wenn aber Herr Nagele in dieser elastischen Form die Heranziehung und Deutung von ein paar Stellen aus den genannten zwei Chronisten darunter versteht, dann ist es mit dem obigen Schlager nicht genug, es mufs doch mindestens angedeutet werden, in welcher Richtung und aus welchen historischen oder anderen Gründen meinen Ausführungen nicht zu folgen ist. Aber statt solchen in der Natur der Sache begründeten Anforderungen auch nur in bescheidenstem Mafse Rechnung zu tragen, zieht es Herr Nagele vor, konsequent in tiefes Schweigen sich zu hüllen, aber dafür allsogleich wieder Dinge und Namen, die mit dem Buche in gar keinem Zusammenhange stehen, als eine Art Ersatz herbeizuzerren und sie in seiner Art breitzutreten.

So ist denn diese Kraftleistung von Anfang bis zu Ende *das vortrefflichste Muster einer Recension, wie eine solche nicht sein soll. Trotz ihrer Ausführlichkeit hat sie auch nicht* **ein** *reales Moment, welches für das Buch verwendbar wäre, zu Tage gefördert, und trotz aller Redseligkeit ebensowenig auch nur* **eine** *seiner Darlegungen durch stichhaltige Gründe erschüttert.* Was da noch im einzelnen zur Litteratur der Märchen und der Ortsnamen beigebracht wird, ist für das Buch selbst völlig irrelevant und teils aufser dem Bereiche der betreffenden Litteratur stehend, teils unbrauchbar oder durch andere derartige Arbeiten längst überholt. *So sieht es denn auch hier mit Berichtigungen und Ergänzungen recht schlimm aus, wie in allen anderen Fällen.* Doch, Pardon! — nicht so ganz und gar, was ich ausdrücklich hervorzuheben nicht unterlasse. Zu der Volkssage vom dreifarbigen Veilchen (Viola tricolor L.) führe ich auf Seite 526, Note 1 unter anderem auch das Citat: Globus XV, 200 an. Herr Nagele belehrt mich, dafs es richtig XVI, 200 zu heifsen hat. Nur meinem ruhigen Gewissen habe ich es zu danken, dafs ich mich an dieser epochalen wissenschaftlichen Errungenschaft auch recht innig erfreuen kann, denn die Richtigstellung ist mit dem zarten Nachsatze versehen, ich scheine die angezogene Abhandlung nur aus Citaten zu kennen. *Aber wer wird denn einen anderen ohne weiteres nach sich selbst beurteilen?* Übrigens wüfste ich nicht einmal und sicherlich Herr Nagele ebensowenig, ob sich jene Abhandlung überhaupt noch sonstwo als in meinem Buche citiert findet. Nein, jede derartige Bequemlichkeit überlasse ich Leuten, die es mit der Genauigkeit weniger ernst nehmen. Wie ich es damit gehalten, ist in der Vorrede genügend präcisiert und wäre von einem Recensenten am allerwenigsten zu übersehen gewesen.

Um nicht den Vorwurf der Einseitigkeit auf mich zu laden, will ich schliefslich noch erwähnen, dafs der Herr Rec. es doch auch für angezeigt findet, das Buch mehrfach zu loben, ja dasselbe am Schlusse als ein Werk zu bezeichnen, welches „warm zu empfehlen ist und die gröfste Anerkennung verdient“. In der Sache ändert das nichts, und ist Lob wie Tadel aus solchem Munde in gleichem Mafse wertlos.

Dr. Gregor Krek.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Münch, Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. (Berlin, Gärtner.) 6 Mk.

J. Gutersohn, Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. (Karlsruhe, Braun.) 60 Pf.

Schöpke, Ein Wort zur Reform des neusprachlichen Unterrichts unter besonderer Berücksichtigung des Französischen an Realschulen. (Progr. der Realschule in Stollberg i. E.)

R. Mahrenholtz, Die deutschen Neuphilologentage. (Heilbronn, Henninger.) 60 Pf.

Fr. Kern, Die fünfte Direktorenversammlung in der Provinz Sachsen und die deutsche Satzlehre. (Berlin, Nicolai.) 80 Pf.

Wolfs linguistisches Vademecum. III. Deutsche Philologie. (Leipzig, Wolf.) 3 Mk. 50 Pf.

G. Weitzenböck, Zur Reform des Sprachunterrichts. Mit einem Anhang über die österreichischen Realschulen. (Wien, Gräser.)

E. Wilke, Über mündliche Übungen beim neusprachlichen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen des Realgymnasiums. (Leipzig, Hinrichs.) 1 Mk.

G. W. Wade, Elementary Chapters in comparative philology. (London, Rivingtons.) 2 sh. 6 d.

W. Vietor, Einführung in das Studium der englischen Philologie. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 80 Pf.

Laboulaye, Trente ans d'enseignement au collége de france (1849—82). Cours inédits de M. E. Laboulaye, publiés par ses fils avec le concours de M. Marcel Fournier. (Paris, Larose et Forcel.) 4 fr.

Grammatik.

Chr. Sigwart, Die Impersonalien. Eine logische Untersuchung. (Freiburg i. Br., Mohr.) 2 Mk.

R. Scherffig, Beiträge zur französ. Syntax. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

C. Delon, La grammaire française d'après l'histoire. (Paris, Hachette.) 3 fr.

L. Meigret, Le tretté de la grammere françoese. Nach der einzigen Pariser Ausgabe (1550) neu herausgegeben von W. Förster. (Heilbronn, Henninger.) 3 Mk. 80 Pf.

R. Fricke, Das altenglische Zahlwort, eine grammatische Untersuchung. (Göttingen, Dissert.)

C. Lüttgens, Über Bedeutung und Gebrauch des Hilfsverbs im früheren Altenglischen, Sculan und Willan. (Kiel, Lipsius.) 1 Mk. 80 Pf.

Lexikographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. VII. Bd., 11. Lfrg. Bearb. von M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
O. Lyon, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. (Leipzig, Grieben.) 1 Mk.
C. Villatte, Parisismen. II. Aufl. (Berlin, Langenscheidt.) 4 Mk.
G. Tanger, Englisches Namen-Lexikon. (Berlin, Haude & Spener.) 5 Mk.
E. Mätzner, Altenglische Sprachproben. II. Bd. Wörterbuch, 10. Lfrg. (Berlin, Weidmann.) 4 Mk. 80 Pf.
H. M. Selby, The Shakespeare Classical Dictionary, or Mythological allusions in the plays of Shakespeare explained. (London, Redway.)

Litteratur.

H. Schramm, Über die Einheit des 20. Liedes von den Nibelungen. (Progr. des Gymn. zu Freistadt.)
W. Ch. Berghöffer, Martin Opitz' Buch von der deutschen Poeterei. (Frankfurt, Knauer.) 4 Mk. 50 Pf.
O. Schultz, Die provençalischen Dichterinnen. Biographien und Texte nebst Anmerkungen und Einleitung. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.
Goethes Werther in Frankreich. Eine Studie von F. Grofs. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.
F. v. Westerholz, Die Griseldis-Sage in der Litteraturgeschichte. (Heidelberg, Groos.) 2 Mk. 40 Pf.
Borges, Über Schillers Einflufs auf Goethes Dichtung. (Progr. d. Realschule in Reudnitz.)
F. G. Muncker, Klopstock, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. (Stuttgart, Goschen.)
B. Suphan, Friedrichs des Grofsen Schrift über die deutsche Litteratur. (Berlin, Besser.) 1 Mk. 80 Pf.
H. Lindenberg, Emanuel Geibel als religiöser Dichter. (Lübeck, Quitzow.) 50 Pf.
M. Holzmann, Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken. (Berlin, Oppenheim.) 5 Mk.
G. Steinmüller, Tempora und Modi bei dem Troubadour Bertran de Born. (Progr. des Gymn. in Würzburg.)
G. Osterhage, Über einige chansons de geste des Lohengrinkreises. (Progr. des Humboldt-Gymn. in Berlin.)
La chanson de Roland. Traduction archaïque et rythmée, accompagnée de notes explicatives par L. Clédat. (Paris, Leroux.) 5 fr.
W. Determann, Epische Verwandtschaften im altfranzös. Volksepos. (Göttingen, Dissert.)
Le lai du Cor, restitution critique par F. Wulff. (Lund, Gleerup.) 3 fr.
La noble leçon. Texte original d'après le manuscrit de Cambridge, avec les variantes des manuscrits de Genève et de Dublin. Publié par Ed. Montet. (Paris, Fischbacher.) 12 fr.
J. de Mairet, Sophonisbe. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von K. Volmöller. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.
E. Seidel, Montesquieus Verdienst um die römische Geschichte. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.
Chauvin et Le Bidois, La littérature française, par les critiques contemporains. Du règne de Louis XIV à 1830. (Paris, Vve Belin & fils.) 4 Mk.
Oudin de la Brenellerie, Histoire de Beaumarchais. (Paris, Plon.) 6 fr.
Le comte de Haussonville, Études biographiques et littéraires. Prosper Mérimée. H. Elliot. (Paris, Levy.) 3 fr. 50 c.

E. Lintillac, Beaumarchais et ses œuvres. Précis de sa vie et histoire de son esprit d'après des documents inédits. (Paris, Hachette.) 10 fr.
M. Dembski, Montaigne und Voltaire. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der französischen Syntax des 16. und 17. Jahrhunderts. (Königsberg, Gräfe & Unzer.) 2 Mk.

Publications nouvelles de la librairie H. Lecène & H. Oudin, Paris.

Nouvelle bibliothèque littéraire.

J. Lemaitre, Les Contemporains, Études et Portraits Littéraires. Première série: Théodore de Banville. — Sully Prudhomme. — François Coppée. — Edouard Grenier. — Mme. Adam. — Mme. Alphonse Daudet. — Ernest Renan. — Ferdinand Brunetière. — Emile Zola. — Guy de Maupassant. — J.-K. Huysmans. — Georges Ohnet. 3 fr. 50 c.
Deuxième série: Leconte de Lisle. — José-Maria de Hérédia. — Armand Silvestre. — Anatole France. — Le Père Monsabré. — M. Deschanel et le romantisme de Racine. — La comtesse Diane. — Francisque Sarcey. — J.-J. Weiss. — Alphonse Daudet. — Ferdinand Fabre. 3 fr. 50 c.
Troisième série: Octave Feuillet. — Les frères de Goncourt. — H. Rabusson. — J. de Glouvet. — Pierre Loti. — Le duc d'Aumale. — Henry Fouquier. — Henri Rochefort. — J. Soulary. — Richepin. — Paul Bourget. 3 fr. 50 c.
E. Faguet, Études littéraires sur le XIX[e] siècle: Châteaubriand. — Lamartine. — Victor Hugo. — Alfred de Vigny. — Alfred de Musset. Th. Gautier. — Mérimée. — Michelet. — George Sand. — Balzac. 3 fr. 50 c.
E. Faguet, Les Grands maîtres du XVII[e] siècle. Études littéraires et dramatiques. 3 fr. 50 c.
E. Dupuy, Victor Hugo. — L'Homme et le Poète. Les Quatre Ages, les Quatre Cultes, les Quatre Inspirations. 3 fr. 50 c.
P. Stapfer (prof. à la Faculté des Lettres de Bordeaux), Shakespeare et les Tragiques grecs: Antigone. — Roméo et Juliette. — Œdipe. — Le Roi Léar. — Les Euménides. — Spectres, Sorcières et Démons. — Macbeth. — Hamlet. — Oreste. 3 fr. 50 c.

Ph. Frucht, Metrisches und Sprachliches zu Cynewulfs Elene, Juliane und Crist. (Greifswald, Dissert.)
J. Fuhrmann, Die allitterierenden Sprachformeln in Morris' Early English alliterative poems und in Sir Gawayne and the green knight. (Kiel, Dissert.)
H. Leiding, Die Sprache der Cynewulfschen Dichtungen Crist, Juliane und Elene. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 80 Pf.
Franz Kaim, Shakespeares Macbeth. Eine Studie. (Stuttgart, Kohlhammer.) 60 Pf.
Fotheringham, Studies in the poetry of Robert Browning. (London, Paul.) 6 sh.
Life and times of Oliver Goldsmith. By John Forster. (London, Ward & Lock.)
English and Scottish popular ballads. Edited by Prof. F. J. Child, of Harvard. (New-York, Houghton, Mifflin.) 5 doll.
H. Morley, An attempt towards a history of English literature, vol. 2. (New-York, Cassells.) 1½ doll.

Hilfsbücher.

Afsfahl, Hundert Übungsstücke für die französische Komposition. 2. Auflage. (Stuttgart, Bonz.) 1 Mk. 20 Pf.

G. Luppe und J. Ottens, Elementarbuch der französischen Sprache. (Zürich u. Leipzig, Orell Füfsli.)
I. Teil 1 Mk. 50 Pf., II. Teil 1 Mk. 80 Pf., III. Teil 2 Mk.

C. Schäfer, Französische Schulgrammatik für die Oberstufe. II. Teil: Syntax. (Berlin, Winckelmann.) 1 Mk. 40 Pf.

De Beaux, Schulgrammatik der französischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Phonetik. (Leipzig, Hirzel.)

Voltaire, Tancred. Für den Schulgebrauch erklärt von R. Mahrenholtz. (Leipzig, Renger.) 1 Mk.

Ségur, Napoléon à Moscou und Passage de la Bérésina, erklärt von A. Hemme. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 50 Pf.

H. W. Longfellow, Tales of a wayside inn. Mit deutschen Erklärungen von H. Varnhagen. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk.

L. Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache nach der analytischen Methode bearbeitet. I. (Karlsruhe, Bielefeld.) 1 Mk.

L. J. Alonso, Nouvelle grammaire espagnole. IIe Éd. (Genf, Burkhardt.) 4 Mk.

Heinrich Viehoff.

Aus persönlichem Umgange.

Von

Viktor Kiy.

„Einen guten Mann haben wir begraben“, so hörte man allenthalben sagen, als sich am 7. August des Jahres 1886 auf dem Friedhofe zu Trier das zahlreiche Gefolge zu zerstreuen begann, welches den sterblichen Überresten Heinrich Viehoffs das letzte Geleit gegeben hatte.

Die Trierische Zeitung hatte ihm einen warmen Nachruf gewidmet, in welchem Viehoff ein wahrer Pädagoge mit aufsergewöhnlicher Begabung zum Unterrichten und Erziehen der Jugend genannt wurde, der es verstand, sein eminentes und auf tiefen eigenen Studien basiertes Wissen seinen Schülern zugänglich zu machen und insbesondere durch Erschliefsung der reichen Schätze unserer deutschen Litteratur auf das Gemüt seiner Schüler einzuwirken, die ihm alle ein gesegnetes Andenken bewahren werden. Zu deh letzteren rechnet das erwähnte Blatt nicht blofs diejenigen, die das Glück hatten, von dem verdienten Gelehrten und Lehrer persönlich unterrichtet zu werden, sondern einen sehr grofsen Teil der jetzigen Generation in ganz Deutschland; erfreuen sich doch die Werke, in denen Viehoff das Ergebnis seiner Studien auf litterarischem Gebiete niederlegte, und in denen er mit aufserordentlichem pädagogischem Geschick zu dem Verständnis unserer Litteratur und zum eigenen Produzieren zu befähigen suchte, seit langen Jahren einer grofsartigen Verbreitung in ganz Deutschland.

Der Artikel schliefst: „So hat denn der Tod, der in diesem Jahre eine so aufserordentlich reiche Ernte unter den bedeutendsten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts hält, auch in unsere unmittelbarste Nähe mit seiner rauhen, kalten Hand gegriffen und einen Mann aus unserem Kreise gerissen, dessen Tod in ganz Deutschland, besonders bei allen Freunden und Kennern unserer Litteratur beklagt werden wird. In dem Verstorbenen ist ein wahrhafter Säemann des Guten, Edlen und Schönen dahingegangen."

Heinrich Viehoff ist geboren den 28. April 1804 zu Büttgen bei Neufs und zwar er — der echt deutsche Mann — als französischer Bürger. Sein Geburtsschein ist in französischer Sprache ausgefertigt.

Sein Vater war ein nicht unbemittelter Hofbesitzer, dessen Name nach des Sohnes Erzählung von einem noch in jener Gegend existierenden Hofe, dem „Viehhof", abgeleitet worden sein soll. Die Anhänglichkeit an den heimatlichen Niederrhein und seine Sitten hat Viehoff sich bis in sein hohes Alter bewahrt. Den Vater verlor er frühzeitig. Die Mutter verheiratete sich wieder mit einem gewandten Manne, der neben der Bewirtschaftung des Gütchens noch mehrere Gemeindeämter bekleidete.

Schon in frühester Jugend zeigte sich des jungen Heinrich Lerneifer. Das Elternhaus mufs nicht gar geräumig gewesen sein; aber der fleifsige Schüler fand selbst unter den plaudernden Knechten und spinnenden Mägden ein Plätzchen, an welchem er — dem Aufsenleben abgewandt — seine Schularbeiten anfertigte, ja in späteren Jahren sogar ernsteren Studien oblag. Vorgebildet auf dem Kollegium zu Neufs und dem Gymnasium zu Düsseldorf, widmete er sich auf der Universität Bonn (1824 bis 1827) philologischen und naturwissenschaftlichen Studien. Hier war August Wilhelm Schlegel sein Lehrer. Dafs derselbe auf Viehoff besonders anregend gewirkt habe, kann nicht behauptet werden. Der Anstofs zu seiner litterarisch-kritischen Thätigkeit sollte, wie wir später sehen werden, von einer ganz anderen Seite kommen.

Eingehenden Studien hingegeben, beteiligte er sich wenig an dem eigentlichen Burschenleben der rheinischen Musenstadt. Wie sein ganzes Leben hindurch, lebte er mäfsig; doch erzählte er gern in alten Tagen, wie er einmal als Student mit einem bedenklichen Spitz nach Hause gekommen sei.

Im Herbste 1827 bestand er das Examen pro facultate docendi, worin er seine Unterrichtsbefähigung in den heterogensten Disciplinen, in der klassischen Philologie wie in den neueren Sprachen, in der Geschichte und Geographie wie in den mathematisch-naturhistorischen Fächern nachwies. Hierauf trat er sein Probejahr am Gymnasium zu Düsseldorf an und wurde zu Ostern 1828 an das Progymnasium zu Ürdingen berufen. — Schon nach einem halben Jahre legte er diese Stelle nieder und wurde Erzieher im Hause des Grafen Westphalen, der in der Provinz gleichen Namens wie in Böhmen begütert war. Viehoff hatte hier Gelegenheit, seinen Gesichtskreis im Umgange mit der feingebildeten, liebenswürdigen Familie des Grafen wie auf Reisen zu erweitern. Auch eignete er sich in diesen Kreisen jene Beherrschung der gesellschaftlichen Formen an, die ihn vor manchen seiner altersgleichen Kollegen so vorteilhaft auszeichnete.

Im Jahre 1833 wurde er als ordentlicher Lehrer an das neu gegründete Gymnasium zu Emmerich berufen, dessen interimistischer Dirigent sein Vetter, Peter Viehoff, war. Am 15. Februar 1835 verlobte er sich hier mit Wilhelmine Graccher und heiratete dieselbe am 14. Oktober 1837.

Mit einem Gehalte von nur 350 Thalern hatte Viehoff es gewagt, sich sein eigenes Heim zu gründen. Die Ehe war durchaus glücklich. Derselben entsproſsten vier Söhne und vier Töchter. Das gesellschaftliche Leben unter den durchweg noch jungen Emmericher Kollegen, von denen Viehoff als letzter heimgegangen ist, muſs nach seinen Schilderungen ein recht anmutendes gewesen sein. Daſs hierdurch jedoch Viehoffs ernstes, wissenschaftliches Streben nicht gelitten habe, dafür zeugen seine ersten litterarischen Veröffentlichungen, namentlich die Abhandlung: Wie malt der Dichter Gestalten, ein Beitrag zu Ästhetik. Emmerich, bei Joh. Lambert Romen 1834, deren Bedeutsamkeit von der Gelehrtenwelt wie von Viehoffs Vorgesetzten allgemein anerkannt wurde. Hierauf folgten: Die Erläuterungen ausgewählter Stücke deutscher Dichter. Zwei Bände. Emmerich, Romen 1836 und 1837. Auf beide Werke werde ich später noch zurückkommen. 1838 wurde Viehoff als erster Lehrer an die Realschule zu Düsseldorf berufen; 1842 wurde er Oberlehrer und erhielt 1848 das Prädikat „Professor“. Es scheint

ihm in Düsseldorf aufserordentlich behagt zu haben; auch hier stand er in freundschaftlichstem Verkehr mit seinen Kollegen, namentlich dem Direktor Heinen. Auch die Akademie wirkte anregend auf den angehenden Ästhetiker. Wilhelm v. Schadow war es namentlich, dem er näher trat, trotz der Verschiedenheit ihrer Geistesrichtung. „Einst," so erzählt Viehoff, „kehrte ich mit Schadow in einer hellen Mondnacht aus einer Gesellschaft heim; letzterer brachte das Gespräch auf die konfessionellen Gegensätze und suchte vor mir, dem Katholiken, seinen Übertritt zur römischen Kirche zu rechtfertigen. Das Gespräch wurde immer lebhafter, wir gingen auf und ab, und es war fast schon Morgen, als wir uns trennten." Auch mit Kühlwetter, dem späteren Märzminister, der damals Oberprokurator in Düsseldorf war, stand Viehoff in freundschaftlichen Beziehungen. Das Jahr 1848 rifs übrigens auch ihn vorübergehend in die politische Bewegung hinein; er wurde Mitbegründer einer liberalen Zeitung, ja sogar eine Zeit lang stellvertretender Redacteur. Im Frühjahr 1850 brachte er mehrere Wochen als Abgeordneter in Erfurt zu. Alles dieses wirkte störend auf seine litterarische Thätigkeit. Er selbst sagt darüber im Vorwort zu dem dritten Teil seines Goethe-Kommentars: „Der gröfste Teil dessen, was ich hier bringe, war schon zu Anfang des Jahres 1848 ausgearbeitet, als die politische Sündflut, über uns hereinbrechend, auf eine Reihe von Jahren jedes Interesse für die schöne Litteratur zu ersticken drohte und mir alle Lust und Ruhe zur Weiterarbeit raubte. Dazu kam, dafs ich wider Neigung und Beruf in eine thätigere Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten in Gemeinde[1] und Staat hineingezogen ward; und als ich endlich aus dem Volkshause zu Erfurt, unerfreulichen Andenkens, heimkehrte und mich den gewohnten Studien wieder hinzugeben gedachte, erging an mich der Ruf zur Übernahme der Leitung einer Schule, die, aus zwei Lehranstalten zusammengesetzt und noch in ihrer Entwickelung begriffen, für die beiden nächsten Jahre meine Kräfte ganz in Anspruch nahm." Es war dies die vereinigte höhere Bürgerschule und die Königliche Provinzialgewerbeschule zu Trier, deren Direktorat durch Druckemüllers Berufung als Direktor des

[1] Viehoff war zum Stadtverordneten gewählt worden.

Königlichen Gewerbe-Instituts in Berlin erledigt worden war. Viehoff wäre gern in Düsseldorf geblieben, und nur der ausdrückliche Wunsch des damaligen Kultusministers v. Ladenberg, der ihn persönlich kannte, bewog ihn, nach Trier zu gehen. Hier mufste er sich seinen Weg erst zu ebnen suchen. Es gelang ihm jedoch, alle feindlichen Gegenbestrebungen siegreich zurückzuweisen. Bald war er eine der geachtetsten Persönlichkeiten und hinterliefs bei seinem Rücktritt vom Direktorate der Realschule I. O. diese in dem Zustande vollster Blüte.

Viehoff, der ein so hohes Alter erreichte, hatte trotz seiner kräftigen Konstitution vielfach mit Krankheit zu kämpfen, so dafs er schon früher in Düsseldorf, dann in Trier noch einmal dem Tode nahe war. Tief störend griff auch der frühe Tod seiner Gattin in ein glückliches Familienleben; dieselbe starb am 1. April 1856, als die älteste Tochter noch nicht vierzehn, der jüngste Sohn anderthalb Jahre alt war. Das Andenken an die geliebte Tote verhinderte ihn, ein zweites Eheband zu knüpfen, so sehr er auch die Lücke im häuslichen Kreise empfinden mochte.

Die Erziehung seiner Kinder, denen er nach seinen humanen Grundsätzen möglichst freien Raum zur Entfaltung ihrer Kräfte und Anlagen gab, der Umgang mit wenigen Getreuen, die Leitung der ihm unterstellten beiden Schulen und vor allem der Dienst der Wissenschaft erfüllten ihn nun ganz; hier suchte er Trost für das entschwundene Eheglück. Oft griff er auch zur Leier und besang in kunstvollen Weisen, was ihn quälte oder begeisterte.[1] So stammt von ihm unter anderem auch das Gedicht, das in prächtigem Album als Begleitschrift der dargebrachten Geschenke die rheinischen Städte dem damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm im Januar 1859 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der Prinzessin Viktoria von England überreichten. Düsseldorfer Freunde hatten Viehoff dazu veranlafst; gern kam er dieser Aufforderung nach, sein Name jedoch ist nie genannt worden; so hatte er es selbst in seiner Bescheidenheit gewollt.

In demselben Jahre wurde er hart vom Unglück heimge-

---

[1] Ein Teil von Viehoffs Gedichten ist von mir herausgegeben unter dem Titel: Drei Bücher erzählender Gedichte. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1888.



sucht. In Trier war der Typhus ausgebrochen und forderte namentlich viele Opfer unter der heranwachsenden Jugend. Auch zwei seiner Töchter erkrankten, ja die eine erlag der schrecklichen Seuche. Seiner Trauer um deren Hingang gab er Ausdruck in einem Gedichte, dessen Anfangs- und Schlufsstrophen ich hier mitteile, weil sie nicht allein den Vaterschmerz und die Vaterliebe Viehoffs schildern, sondern auch einen Beweis liefern von der Innigkeit seiner religiösen Empfindung.

Meiner Tochter Adelheid.

Wenn auf der Mutter Grab die kleine Waise
Die Blumen mit der Thränen Strom betaut,
Wenn an des Jünglings Totenhügel leise
Mit bleich gehärmten Wangen weint die Braut —
Teilnehmend horcht ihr auf die Klageweise
Und fühlt ergriffen euch vom Schmerzenslaut.
O gönnt dem Vater auch, dafs er dem Kinde
Als Grabesschmuck ein einfach Kränzlein winde.

Ach! hätte nicht, mein Kind, im schönsten Sprossen
Den Lebenstraum dir rasch der Tod zernagt,
Hätt ich des Anschauns Lust so lang genossen,
Als ich es mir zu träumen oft gewagt —
Ich hätte still mein Glück in mir verschlossen
Und nie der Welt, was ich besafs, gesagt.
Nun aber mag sie, was du mir gewesen,
In meiner Klag, in meinen Thränen lesen.

Nicht Gaben, in der grofsen Welt zu glänzen,
Nicht kecker Geist und Witz war dir beschert.
Was in des Hauses engen, trauten Grenzen
Das Glück des Daseins lieblich mehrt und nährt,
Das gab der Himmel dir, dafs du mit Kränzen
Der Freud umschlängst des Vaters stillen Herd.
Holdseligkeit im Blick, im Busen Frieden
Und Liebesfülle hatt' er dir beschieden.

Es ist ein kühnes Wort, doch darf ich's sagen:
Soweit mein Geist zurück erinnernd denkt,
Nie hast du mich in deines Lebens Tagen
Mit einem Wort, mit einem Blick gekränkt.
Nur über eins mufs ich mit Thränen klagen,
Wodurch du mich in tiefes Leid versenkt —
Dafs du des Vaters Hoffen so betrogen,
Im ersten Jugendblühn dich ihm entzogen.

Vergieb, was ich im herben Gram gesprochen!
Auch du empfandest tief des Abschieds Qual.
In deinem Aug, vom Tode schon gebrochen,
Erglänzte hell mir noch der Liebe Strahl,
Und deines Herzens letztes schmerzlich Pochen,
Der letzte Laut, der sich der Brust entstahl,
Sie galten minder bittern Todeleiden,
Als einem langen, bangen, schweren Scheiden.

(Schlufsstrophen:)

Auf Nimmerwiedersehn? — O Himmelsglaube,
Du hellest dieses Graungedankens Nacht.
Nein, nein! mir sagt das Herz, dafs wir dem Staube
Nur, was des Staubes war, zurückgebracht.
Der Gotteshauch wird nicht dem Tod zum Raube,
Den Himmelsstrahl verschlingt nicht Grabesnacht;
Hinauf, hinauf, von wannen sie entsprungen,
Hat ihre freie Seele sich geschwungen.

O du, in einem Leib aus edlern Stoffen
Jetzt wandelnd auf des Himmels Sternenaun,
Erhalt in mir das gläubig fromme Hoffen,
Beleb in mir dies selige Vertraun,
Dafs ich dich einst, die Arme für mich offen,
In schönern Räumen darf aufs neue schaun,
Dafs dort uns einst ein neues Dasein einet,
Wo nie ein Aug der Scheidung Thränen weinet.

Über das nächste Decennium können wir schnell hinfortgehen, weil in Viehoffs Lebensverhältnissen sich wenig änderte. Seine Kränklichkeit dauerte fort; nichtsdestoweniger feierte er nicht, wie wir bei Betrachtung seiner litterarischen Thätigkeit sehen werden. Hier sei nur erwähnt, dafs er im Jahre 1870 seinen Patriotismus auch nach aufsen hin dadurch dokumentierte, dafs er zu den „Liedern zu Schutz und Trutz“ wie zu der Gedichtsammlung: „Für Strafsburgs Kinder. Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern“ mehrere anmutige Lieder beisteuerte.

Im Jahre 1875 nahm er, wie die Seinigen schon lange gewünscht, seinen Abschied. Se. Majestät der Kaiser verlieh ihm bei dieser Gelegenheit den Kronenorden dritter Klasse, nachdem er schon 1852 bei Anwesenheit Friedrich Wilhelms IV. in Trier den Adler der Ritter des Hohenzollernschen Hausordens erhalten

hatte. Aufserdem war er nebst Gervinus aus Anlafs der Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers im Jahre 1859 mit dem Ritterkreuz erster Klasse des Grofsherzoglich Weimarschen Falkenordens dekoriert worden. 1865 war Viehoff auf Grund seiner Verdienste um die Goethe-Forschung auch zum Ehrenmitglied und Meister des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. ernannt worden.

Wenige Monate nach seiner Pensionierung wurde er durch den jähen Tod seines zweiten Sohnes auf das heftigste erschüttert, den er vielleicht um so schwerer ertrug, weil er — der Greis — ganz allein stand. Die Söhne weilten in der Ferne, die Töchter waren verheiratet. Es trat bei ihm ein so offenbarer Verfall auch seiner körperlichen Kräfte ein, dafs man schon damals das Schlimmste befürchtete. Auf das Zureden seiner Kinder entschlofs er sich deshalb, in mein Haus überzusiedeln, der ich damals seit etwa zwei Jahren mit seiner zweiten Tochter verheiratet war. Hier erholte er sich bald und verblieb daselbst fast neun Jahre bis zu meiner Versetzung nach Elberfeld um Ostern 1885.

Nachdem wir so Viehoffs äufsere Lebensbezüge in kurzen Umrissen kennen gelernt haben, wird es nötig sein, zurückzugreifen auf seine Wirksamkeit als Direktor und Schulmann überhaupt. Eine treffliche allgemeine Schilderung derselben giebt mein verehrter Trierer Kollege, Herr Professor Dr. Keller, in seiner Festschrift zu der Gedenkfeier des sechzigjährigen Bestehens des Realgymnasiums zu Trier. Er läfst sich folgendermafsen darüber aus: „Bedeutungsvoller, weil tief einschneidend in das Leben der Anstalt, war der Rücktritt des Herrn Professor Viehoffs, des bisherigen Direktors. Während 25 Jahren hatte die Schule das Glück, von seiner umsichtigen Hand geleitet, durch die schwierigsten Phasen hindurchgeführt und zu einem so gesunden Organismus entwickelt zu werden, dafs sich von Tag zu Tag das Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit steigerte und die Eltern aus weiter Ferne ihre Söhne derselben zuführten. Schüler und Lehrer verehrten ihn wie einen liebreichen Vater, legten ihr Wohl und Wehe rückhaltlos in seine Hände, weil sie wufsten, dafs mit aufrichtigerer Teilnahme niemand sich ihres Schicksals annehmen könne. Wo er erschien,

sei es auf dem Hofe unter der spielenden Jugend, sei es in der Klasse zur Revision des Unterrichts, sei es auf dem Katheder bei öffentlichen Festen: augenblicklich war die Stimmung eine gehobene, eine feierliche, die aller Blicke ihm zuwandte und selbst in den Reihen der jüngsten Knaben als Geist der Ruhe und Ordnung wirkte; alles nicht Folge pädagogisch erkünstelter oder gewaltsam erzwungener Zucht, sondern einer unwillkürlichen Verehrung, der sich niemand zu entziehen vermochte. Die Persönlichkeit Herrn Viehoffs wirkte so unmittelbar, daſs kein Vater ihm nahte, der nicht mit dem Eindruck, sein Kind in sicherer Hut zu wissen, sein Zimmer verlieſs. Hohe sittliche Würde, seltenes Wissen, gewinnende Bescheidenheit, vertrauenerweckendes Entgegenkommen, liebevolle Teilnahme am Schicksal seines Nächsten: das sind die Eigenschaften, welche Herrn Viehoff die Herzen gewannen und heute noch gewinnen. Dazu der poetische Hauch, der sein ganzes Wesen umweht und allem, was er spricht und thut, ein ideales Gepräge giebt. Daher der Kultus seines Namens bei allen, welche das Glück hatten, ihm nahe zu stehen, und heute, nach 30 Jahren, gedenken die bereits ergrauten Schüler seiner Person mit nicht geringerer Wärme, wie zu jener Zeit, da sie ihn als blondlockige Knaben spielend umhüpften.

Leider war der Entschluſs Herrn Viehoffs, sein Amt niederzulegen, begründet in seinen Jahren und der gebieterischen Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit. Die Nachricht davon erweckte natürlich die regste Teilnahme in weitesten Kreisen. Behörden, Lehrer und Schüler, alles beeiferte sich, noch einmal dem verehrten Manne zu nahen und dem aufrichtigsten Gefühle des Dankes und der Liebe Ausdruck zu geben. Und so gestaltete sich denn der Abschied ganz von selbst zu einem Feste, erhebend und glänzend, getragen von jener eigentümlichen Weihe, die stets seine Erscheinung umgab. Die Symbole seiner Lieblingsarbeit, dem deutschen Volke den Genius seiner gröſsten Dichter zu vermitteln, von Meisterhand in edlem Metalle künstlerisch ausgeführt, wurden ihm verehrt, damit sie seinen spätesten Nachkommen Zeugnis ablegten von der Begeisterung, welche ein edles Menschenherz zu erwecken im stande."

Ich habe absichtlich diesen ganzen Abschnitt mitgeteilt, weil Herr Professor Keller während der ganzen Zeit von Viehoffs

Direktoratsführung sein thätigster Mitarbeiter und Freund gewesen ist, der es am meisten verstanden hat, auf seine pädagogischen Ideen und die Eigentümlichkeiten seines Wesens und Geistes einzugehen.

Wie Viehoffs Verhältnis zu Schülern und Lehrern war, ist oben zur Genüge angedeutet worden; es ist jedoch noch besonders sein psychologischer Scharfblick hervorzuheben. Scheinbar schien er sich um den einzelnen Lehrer nur wenig zu kümmern, und doch war er über denselben, über seine ganze Thätigkeit, seine Vorzüge und Mängel auf das genaueste orientiert. Oft genügte dazu ein einziges Zusammensein. So hat Viehoff mir gegenüber einen Mann eingehend charakterisiert, nachdem er mit ihm eine halbe Stunde gesprochen. Im Laufe der darauf folgenden Jahre bestätigten sich jene Wahrnehmungen Zug für Zug. Dabei faſste er immer den ganzen Menschen ins Auge, gestattete jedem der ihm unterstellten Lehrer möglichst freien Spielraum je nach der Eigentümlichkeit seines Wesens; selbst die Probekandidaten suchte er nicht durch Vorschriften einzuengen, indem er von dem Grundsatze ausging: Die pädagogische Methode, welche der junge Lehrer — wenn auch auf Irrwegen — selbst findet, ist immer noch besser für ihn und ersprieſslicher als die vorzüglichste fremde, in die er sich nur widerstrebend und mit Aufgabe der eigenen Individualität hineinfindet, sofern dies überhaupt geschehen kann. — So milde und human sein Auftreten gegen Lehrer und Schüler auch war, so fehlte es ihm übrigens — wo es nötig war — auch nicht an der notwendigen Energie. Dies erfuhr besonders ein Kollege, der in auſserpreuſsischen Dienst trat und sich in dem Glauben befand, er könne seinem bisherigen Direktor zum Abschiede noch einen kleinen Possen spielen.

Wie nach unten, stand Viehoff auch nach oben, den vorgesetzten Behörden gegenüber, welche letztere seine Verdienste gern anerkannten. So erhielt er einen Ruf als Regierungs- und Schulrat nach einer östlichen Provinz. In treuer Anhänglichkeit an sein schönes rheinisches Heimatland lehnte er diesen jedoch dankend ab, ebenso die Aufforderung, das Direktorat des Pädagogiums in Wien zu übernehmen. Besonders günstig und freundlich waren seine persönlichen Beziehungen zu seinen nächsten Vorgesetzten. Im Anfange seiner Wirksamkeit in Trier standen beide Anstalten unter der Königlichen Regierung, die Gewerbe-

schule bis zu ihrer Auflösung. Dies gab Veranlassung, dafs Viehoff nacheinander den Präsidenten derselben, namentlich den Herren Sebaldt, v. Gärtner und v. Wolff näher trat. Mit dem verstorbenen Provinzialschulrat, Geh. Regierungsrat Landfermann verband ihn langjährige innige Freundschaft. Von den Ministerialräten kannte ihn Brüggemann schon von Düsseldorf her, da er das dortige Gymnasium zu der Zeit als Direktor leitete, als Viehoff Schüler desselben war. Ihm, „seinem unvergefslichen Lehrer“, hatte er auch sein erstes gröfseres Werk, „die ausgewählten Stücke deutscher Dichter, erläutert“, gewidmet, als Brüggemann noch Provinzialschulrat in Koblenz war. Besondere Anerkennung wurde ihm von dem Geheimen Oberregierungs- und Ministerialrat Herrn Dr. Wiese zu teil, welcher am 2. und 3. August des Jahres 1858 die höhere Bürgerschule zu Trier einer eingehenden Revision unterzog und nach derselben die Erklärung abgab, dafs diese Anstalt eine von den wenigen sei, welche schon damals dem neuen Reglement für Realschulen entspreche, und dafs daher ihrem Übergange in eine Realschule erster Ordnung nichts im Wege stehe. Als im Jahre 1875 Herr Minister Dr. Falk diese mit seinem Besuche beehrte, empfahl Viehoff, der seinen Abschied schon eingereicht hatte, die Schule der Fürsorge des Staates. Er, der an dem Kulturkampfe keinen thätigen Anteil genommen, wohl aber sich die Achtung seiner Gegner erzwungen hatte, konnte sich die Genugthuung nicht versagen, dem Herrn Minister zu bemerken, dafs gerade, während die Wogen jenes Kampfes hoch gingen, die Trierer Realschule unter seiner Leitung zu ihrer damaligen Blüte erstarkt sei.

Viehoff, welcher ja gröfstenteils nur an Realanstalten thätig gewesen, war selbstredend ein warmer Freund derselben. Schon unter dem Ministerium Bethmann-Hollweg hatte er wiederholentlich Reformvorschläge gemacht. Wenn er nun auch in der neueren Zeit sich weniger an der offenen Agitation für jene Schulen beteiligte, so hat er doch nach seiner Pensionierung mehrere Aufsätze in dem Pädagogischen Archiv von Krumme und in der Deutschen Revue von Richard Fleischer[1] zu Gunsten

[1] Eine Sammlung dieser und anderer Abhandlungen beabsichtige ich in nächster Zeit herauszugeben.



derselben veröffentlicht. Seine Ansichten hierüber gingen zunächst dahin, daſs Gymnasien und Realgymnasien einen gemeinsamen gleichen Unterbau haben sollten, und zwar hätte er diese Gleichheit der unteren Klassen an beiden Anstalten lieber noch etwas weiter ausgedehnt gesehen, als dies jetzt der Fall ist. Ferner wünschte er nicht eine Gleichstellung der Berechtigungen beider, sondern eine Teilung derselben. Den Gymnasien sollte die Berechtigung für die Universitätsstudien im engeren Sinne bleiben, dagegen die für das Polytechnikum, d. h. für Baufach, Bergfach, sowie für Mathematik, Naturwissenschaften, neuere Sprachen u. s. w. entzogen werden, welche alsdann dem Realgymnasium ausschlieſslich zufielen. Wollte der Realgymnasialabiturient jedoch Theologie, klassische Philologie oder Jura studieren, so muſste er nach Viehoffs Ansicht eine Nachprüfung in den alten Sprachen, sowie umgekehrt der Gymnasialabiturient eine solche in den neueren Sprachen, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften machen, falls er sich dem Studium des Baufachs u. s. w. widmen wollte. Auſserdem hatte Viehoff die Überzeugung, daſs die Schule der Zukunft den Realschulen um ein bedeutendes näher stehen würde als den Gymnasien. Gern citierte er dafür den Grafen Platen, der an irgend einer Stelle gesagt hat, auch für die Deutschen müſste einmal die Zeit kommen, in der sie die Krücken wegwerfen und wie die Griechen auf den eigenen Füſsen gehen lernen würden. Übrigens ist er, wie das bei seiner Humanität und weitgehenden Toleranz auch nicht anders zu erwarten war, kein eigentlicher Gegner der Gymnasien gewesen; kann man doch für das eine eintreten, ohne das andere zu verwerfen.

Viel erfolgreicher und gröſser als Viehoffs pädagogische Wirksamkeit ist seine schriftstellerische gewesen; hier erscheint er als der Lehrer seines Volkes, der demselben das Verständnis der Werke und der geistigen Entwickelung seiner beiden gröſsten Dichter vermittelt hat.

Die Betrachtung der Natur war es, die ihn auf den Weg ästhetischer Kritik führte, indem er meinte, daſs hier wie auch da feste Gesetze maſsgebend sein müſsten. Während die meisten Ästhetiker in ihren Systemen, von allgemeinen Ideen ausgehend, von oben her zum einzelnen hinabsteigen und das ganze Gebiet

ästhetischer Erfahrungen ihrem aus den höchsten Gesichtspunkten konstruierten idealen Rahmen einordnen, erbaut Viehoff die ganze Ästhetik ähnlich wie Fechner von unten her auf Grund ermittelter Thatsachen und Gesetze. Dies zeigt uns schon die oben erwähnte Abhandlung: „Wie malt der Dichter Gestalten?" Der ganze Gegenstand ist in etwas veränderter Form in dem Programm der Trierer Realschule von 1874 abgehandelt worden und bildet jetzt den Inhalt der §§ 37—54 im ersten Bande der Poetik.[1] Ähnliche Aufsätze brachte Viehoff in seinem Archiv für den deutschen Unterricht. Hierauf folgte sein erstes gröfseres Werk, das auch schon oben erwähnt wurde: Ausgewählte Stücke deutscher Dichter seit Haller bis auf die neueste Zeit, erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt — für Freunde der Dichtkunst überhaupt und für Lehrer und Lehrerinnen der deutschen Sprache insbesondere. „Viele Gedichte unserer Lyriker," sagt Viehoff in der Vorrede, „leben im Munde des Volkes, die im ganzen doch nichts weniger als leicht verständlich sind, andere lassen wenigstens stellenweise eine historische, antiquarische, mythologische oder litteraturhistorische Notiz oder Interpretation des Gedankens wünschen. Während in den Klassikern der Griechen und Römer jede nur etwas schwierige Stelle bis zum Übermafs besprochen und erörtert wird, versäumt man bei den uns doch unendlich näher liegenden Dichtern unserer Nation auch das Nötigste zur Aufhellung der Schwierigkeiten, die wahrlich bei ihnen nicht seltener sind als bei den Dichtern des Altertums."

Wir sehen, Viehoff tritt hier in der Interpretierung der neueren deutschen Dichter bahnbrechend auf. Aus diesen Erläuterungen entwickelten sich die Kommentare zu Schiller und Goethe.

Die erste Auflage des Schillerkommentars (1840) schlofs sich streng an Hoffmeisters in seinem Leben Schillers aufgestellte Gruppierung der Gedichte. Die zweite umgearbeitete Auflage erschien 1856 in Bechers Verlag zu Stuttgart. Viehoff, von der Überzeugung ausgehend, dafs es nicht blofs für die Würdigung

---

[1] Aus Viehoffs Nachlafs von mir herausgegeben: Die Poetik auf Grundlage der Erfahrungsseelenlehre. Trier, Fr. Lintz, 1888.



des Dichters im ganzen, sondern auch für das Verständnis seiner einzelnen Gedichte das Förderlichste sei, legte hier die chronologische Anordnung mit einzelnen Abweichungen zu Grunde. „Die Vorzüge dieses Kommentars,“ sagt Kirchner in der Leipz. Ill. Ztg. vom 21. August 1886, „sind Gelehrsamkeit, Umsicht und Geschmack. So sorgfältig Viehoff jede Schwierigkeit zu lösen sucht, so vermeidet er meist glücklich Pedanterie und Trivialität.“

Inzwischen war 1846—1853 auch Viehoffs Goethekommentar (Düsseldorf, Bötticher) erschienen und zwar zuerst als unumgängliche Vorarbeit für eine allseitige Würdigung Goethes und seiner Leistungen; fehlte doch damals noch ein Werk, welches in der Weise der Hoffmeisterschen Schrift über Schiller seine äufseren Lebensbezüge, seine geistige Entwickelung und seine Werke in ihrem Zusammenhange und ihrer Wechselwirkung darstellte. Wer möchte heute, er müfste denn ein in egoistischer Selbstüberhebung verblendeter Pedant sein, wer möchte heute die Verdienste leugnen, die sich Viehoff durch seine Goetheforschungen erworben; und doch mufs man annehmen, dafs seinen selbstlosen Bestrebungen schon damals der Neid entgegentrat. In dem Vorwort zum dritten Bande sagt Viehoff nämlich am Schlusse: „Gelingt es anderen auf dem Felde, das ich gröfstenteils als ein unangebautes vorgefunden, bald eine reichere und vollere Ernte zu erzielen, so werde ich, auf das Ganze zu blicken gewöhnt, mich darin ohne Verdrufs und Neid zu finden wissen. Müssen doch ganz andere Männer, als unsereins, es sich gefallen lassen, ihre besten Kräfte den Bedürfnissen des Tages, der Stunde zu widmen. Konkurrenten und Nachfolger werden aber, deucht mir, am besten für den Erfolg ihrer Leistungen, für den reinen Genufs der Leser und die Würde der Wissenschaft sorgen, wenn sie das Bessere dem minder Guten, das Richtige dem Verfehlten, das Vollständige dem Unvollständigen einfach gegenüberstellen, anstatt durch eine gehässige Polemik gegen wirkliche und vermeintliche Irrtümer, durch geringschätzige Behandlung der Mitstrebenden in den Augen eines ferner stehenden Publikums die Sache mit den Personen zu diskreditieren und die unwürdige litterarische Klopffechterei, von der wir früher nur zu oft auf dem Felde der altklassischen

Philologie Zeuge sein mufsten, nunmehr auf das Gebiet der modernen Philologie zu verpflanzen.“ In der zweiten Auflage gab Viehoff die biographische Darstellung auf, weil, wie es ihm schien, eine solche Einrichtung den Gebrauch des Kommentars für den weit gröfseren Kreis von Lesern erschwerte, die nach Lust und Mufse sich an herausgerissenen Stücken und Gruppen der Goetheschen Gedichtsammlung erfreuen wollten. Aus demselben Grunde wurde der biographische Charakter in der vierten Auflage des Schillerkommentars fallen gelassen. In der kurz vor seinem Tode begonnenen sechsten Auflage hat Viehoff auf vielfachen Wunsch die chronologische Reihenfolge bei Erklärung der einzelnen Gedichte wieder aufgenommen.

Die Darstellung des Lebens Schillers übernahm Viehoff auf den Wunsch von Hoffmeisters Gattin. Nachdem derselbe in seiner grofsen verdienstvollen Arbeit: „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang“ ein Werk geliefert hatte, welches, wie Viehoff meint, dem Ideale einer echt wissenschaftlichen Biographie so nahe kommt wie kein anderes, wollte er diesem ein weniger umfangreiches, übersichtlicheres für einen weiteren Leserkreis folgen lassen, dessen Ausarbeitung er bald nach Vollendung des ersteren begann. Mitten in der Arbeit ereilte ihn der Tod. Die Witwe ersuchte Viehoff, welcher dem Verstorbenen in persönlichem Umgange näher getreten war, um Ergänzung der Schrift, von welcher ungefähr ein Drittel (bis S. 217 des ersten Bandes) druckfertig niedergeschrieben war und zu deren übrigen Teilen sich noch fragmentarische Stücke, Andeutungen und Materialien vorfanden. Das Buch erschien 1846 (Bechers Verlag in Stuttgart).

Nachdem die in einer sehr grofsen Anzahl von Exemplaren gedruckte einzige Auflage von Hoffmeisters fünfbändiger Schillerbiographie vergriffen war, erhielt Viehoff von einer hervorragenden deutschen Verlagshandlung den Antrag, eine zweite unter Benutzung der unterdes erschlossenen neuen Quelle vorzubereiten. Viehoff war dazu bereit und setzte sich deshalb mit Hoffmeisters Gattin in briefliche Verbindung. Diese wollte den Text des Werkes in voller Integrität erhalten wissen und verlangte, dafs die nötigen Zusätze und Berichtigungen in der Form von Anmerkungen unter den Text gesetzt würden. Die Verlagshand-

lung verwarf dies als geschmackswidrig; so zerschlug sich das Unternehmen.

Im Jahre 1874 wurden Hoffmeisters Werke litterarisches Gemeingut. Dies veranlaſste die Verlagshandlung von Karl Conradi in Stuttgart, mit Viehoff über eine Neubearbeitung des gröſseren Hoffmeisterschen Werkes in Verbindung zu treten. Wie Viehoff selbst erzählt, trug er zunächst Bedenken, auf diesen Antrag einzugehen. Er war schon in das siebzigste Lebensjahr getreten und muſste in Erwägung ziehen, ob Zeit und Kräfte ihm zur Lösung einer solchen Aufgabe ausreichen würden. Überdies kam zu den früher von der Verlagshandlung gestellten Forderungen noch die hinzu, das übergroſse Volumen des Werkes auf einen engeren — seiner Verbreitung günstigeren — Umfang zusammenzuziehen, eine Forderung, deren Erfüllung mit der unabweisbaren Pflicht, zugleich die reiche Ausbeute der neueren Forschungen über Schiller aufzunehmen, schwer zu vereinigen schien. Andererseits fühlte sich Viehoff wieder durch den Gedanken ermutigt, daſs er wie kein anderer Hoffmeisters Sinnes- und Denkweise durch eifriges Studieren seiner Schriften und noch mehr durch persönlichen Umgang kennen gelernt hatte. Übrigens stimmten beide in der Auffassung Schillers so sehr überein, daſs sie auch in voneinander unabhängigen Arbeiten, z. B. den Abhandlungen über die Jungfrau von Orleans, in den meisten Resultaten überraschend genau zusammentrafen. Die Aufnahme so vieler zu Hoffmeisters Zeit noch unermittelter Data, die infolge dieser Erweiterung um so dringender gebotene Kürzung der kritisierenden Partien, namentlich der sehr ausführlichen Beurteilungen der gröſseren Dichtungen und Prosawerke bewirkten jedoch, daſs diese Bearbeitung zu einem selbständigen neuen Buche wurde. Da jedoch Hoffmeisters Grundansichten über Schillers Charakter, über den Gang und die Epochen seiner Geistesentwickelung, über seine Stellung zum Jahrhundert, wie über seine ganze Weltanschauung festgehalten wurden, so hat Viehoff dies gleich auf dem Titel angedeutet, welcher lautet: Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke, auf Grund der Karl Hoffmeisterschen Schriften neu bearbeitet.

Da Viehoff in gar keiner Beziehung zu den maſsgebenden

Persönlichkeiten der Presse stand, so ist sein Buch von dieser ziemlich kühl aufgenommen. Anders denkt die grofse Masse der Gebildeten, und namentlich in pädagogischen Kreisen wird Viehoffs Schillerbiographie eine durchaus gerechtfertigte Wertschätzung zu teil, die ihr nicht allein wegen der gefälligen Form, wegen der gewissenhaften Forschung, sondern auch wegen der patriotischen Wärme gebührt, die das ganze Werk durchströmt. Übrigens will ich nicht unerwähnt lassen, dafs Rudolf v. Gottschall in seiner „Deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts“, 5. Aufl. I, S. 85, von derselben sagt, sie zeichne sich durch eingehende, oft sehr treffende Analyse und Kritik der einzelnen Werke aus.

Schon anfangs der vierziger Jahre suchte Hoffmeister Viehoff zu der Abfassung einer Goethebiographie zu veranlassen; aber erst als die Säkularfeier von Goethes Geburtstag näher heranrückte und noch immer von keinem der vaterländischen Schriftsteller verlautete, dafs er sich anschicke, den Nationalfesttag mit einer Biographie des Gefeierten zu begrüfsen, erst da, sagt Viehoff in der Vorrede zu Goethes Leben, 4. Aufl., besiegte der Unmut über diese Nachricht mein Zagen und Zaudern, und ich beschlofs zu versuchen, was Begabtere zu thun versäumten. Zugleich mit dem zweiten Bande des Kommentars sandte er den ersten des Lebens an Varnhagen von Ense, welcher in einem Briefe vom 26. Mai 1847 dafür seinen Dank ausspricht. „Sie haben,“ schreibt er, „bei Ihrer Arbeit ein Verdienst, das mir ein gar seltenes deucht und meines Erachtens am schönsten Ihren Beruf bezeugt; das ist nämlich dieses, dafs Sie in eine philosophisch-kritische Darstellung, die ihrer Natur nach so vieles Einzelne zusammentragen, prüfen, vergleichen mufs, bei willigem Verzichtleisten auf jeden Wetteifer mit Goethes eigenen Schilderungen, dennoch eine gemeinsame Tonart, einen durchgehenden Strom verbindender Wärme und Teilnahme gebracht haben, so dafs der Leser einen durchaus wohlthuenden Eindruck empfängt. Sie haben selbst mit Liebe gearbeitet, das fühlt sich durch und erfreut. Mögen Sie das Werk in gleichem Sinne glücklich fortführen und vollenden.“ — Weiterhin heifst es: „Ein Freund von mir in London, Herr Lewes, arbeitet auch an einer Biographie Goethes. Ich habe ihm sogleich geschrieben, sich

auf die Ihrige zu stützen und auch die drei Bände: ‚Briefe Goethes an Frau v. Stein‘ abzuwarten.“

In einem Briefe vom 13. Februar 1848 dankte Varnhagen für die Zusendung des zweiten Bandes und schreibt unter anderem: „Vor kurzem schrieb mir ein Freund, ein Leben Goethes dürfe vor Ablauf eines halben Jahrhunderts kaum zu schreiben sein. Ihr Buch erweist das Gegenteil, und nicht nur die Zulässigkeit, sondern auch die Notwendigkeit. Ich fing sogleich an zu lesen, erst nach zufälligem Aufschlagen, dann ordentlich von Anfang, und ich hatte mich immer des erwünschten Eindrucks zu freuen, fühlte mich ganz herausgehoben aus der trüben Stimmung... Die ursprüngliche Schönheit und Lauterkeit Goetheschen Daseins strahlt durch Ihren Vortrag rein hindurch...“

Viehoff hatte zunächst die Absicht, nach Hoffmeisters Vorgange zuerst ein umfassendes Werk zu schreiben und dies dann für einen weiteren Kreis von Lesern zu einem kleineren Lebensbilde umzuarbeiten. Zu stande gekommen ist nur eins, das zwischen beiden die Mitte hält; denn verschiedene Umstände verzögerten den Fortgang der Arbeit. Als ein sehr achtbarer Konkurrent für die kleinere Goethe-Biographie erschien J. W. Schäfer mit seinem Leben Goethes. „Gleichzeitig,“ bemerkt Viehoff S. X der gedachten Vorrede, „begann ein Goethe-Litterat,[1] dessen Verdienste um die Erforschung, Sichtung und Ordnung des Materials willigere Anerkennung finden würde, wenn er nicht überall den infallibeln Alleinwisser spielen wollte, es sich zur Aufgabe zu machen, meine Arbeiten über Goethe auf Schritt und Tritt zu verfolgen und herabzusetzen, und imponierte einer urteilsunfähigen Menge durch die hochfahrende Art der Polemik. Die angekündigte englische Goethe-Biographie liefs unterdes auf sich warten, und erst als die meinige zu Ende geführt war, trat G. H. Lewes mit seinem Werke hervor. Da war es ein merkwürdiges Schauspiel zu sehen, wie sich dem ausländischen Buche gegenüber die deutsche Kritik gebärdete, in welch dithyrambisches Frohlocken sie ausbrach, dafs ein fremder Schriftsteller dem deutschen Dichter die Ehre erwiesen hatte, sich so eingehend mit ihm zu beschäftigen. Lewes selbst gestand offen in dem

[1] Prof. Düntzer in Köln.

Vorwort, von meinem wie von Schäfers Buche ‚den freiesten Gebrauch gemacht zu haben‘, und unterliefs nicht, ‚die Beihilfe, die er von ihnen gehabt, in vollstem Mafse anzuerkennen‘. Je bescheidener er auftrat, um so kräftiger glaubte sein Übersetzer in die Trompete der Reklame stofsen zu müssen. Er unterdrückte wohlweislich in der ersten deutschen Ausgabe die Vorrede des Verfassers, erkannte meinem Buch ‚keinen höheren Rang als den einer umfassenden Materialiensammlung‘ zu, sprach dem Schäferschen ‚kräftige, lebensvolle Erfassung der Persönlichkeit Goethes und Frische der Darstellung ab‘, rückte dem Rosenkranzschen seine ‚philosophisch konstruierende Behandlung des Stoffes‘ vor und half den Mängeln des englischen Werkes, soweit es möglich war, geschickt durch kleine Abänderungen und Berichtigungen nach. Zwar fehlte es nicht an Stimmen, die zur Besinnung mahnten; aber sie verklangen. So rügte z. B. das Litteraturblatt zum Kunstblatt es als eine schimpfliche Schwäche, von vornherein für alles Fremdländische so eingenommen zu sein, dafs man das Studienbuch, welches sich der fleifsige Engländer über Goethe aus deutschen Werken zusammengestellt, als ein biographisches Meisterwerk anpreise und uns damit ein Armutszeugnis ausstelle, als sei uns hier erst das Verständnis unseres grofsen Dichters erschlossen worden. Schäfer schrieb an die Redaktion des Bremer Kuriers, der sich seiner gegen die Lobredner des Engländers angenommen, das Publikum werde, wenn die ersten Posaunenstöfse des Zeitungslobes vorüber seien, von selbst einsehen, dafs die Schrift von Lewes nichts anderes sei als ein oberflächliches, aus wenigen deutschen Büchern zusammengeschriebenes Werk. Aber Schäfer irrte mit seiner Prophezeiung.“

In letzterem Punkte behielt Viehoff nicht ganz recht. Seine Goethe-Biographie erlebte im Jahre 1877 eine vierte Auflage, in welcher die Überarbeitung des vierten Teiles diesen würdig neben den Anfang des Werkes stellt, und so erfüllte sich Viehoffs Hoffnung, dafs, nachdem durch die Thaten der Männer des Schwertes das Selbstgefühl der Nation gestiegen, sich die Überschätzung des Fremdländischen vermindern würde.

Als Viehoff im Jahre 1875 sein Amt niedergelegt hatte, war auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine Pause einge-

treten. Sein Leben Schillers war beendigt, ebenso der Text für eine Komposition seines Freundes Hiller in Köln, Der gefesselte Prometheus. Eine Zeit lang war er unschlüssig, wie er die gewonnene Mufse ausfüllen sollte. Unterhaltungen mit mir führten ihn auf das Gebiet der Ethik; ich übergab ihm ein Kollegienheft darüber, das ich bei Rosenkranz nachgeschrieben hatte. Dies führte Viehoff darauf, eine philosophische Ethik zu schreiben; einzelnes daraus ist zu Aufsätzen in Fleischers Revüen verwandt; beendigt ist die Arbeit nicht, aber das Vorhandene ist von mir bisher noch nicht im Nachlasse aufgefunden worden.

Viehoff hatte nämlich, noch bevor er an die Umarbeitung der Goethe-Biographie ging, eine andere Arbeit begonnen, die schon erwähnte Poetik, und zwar von der Annahme aus, dafs Ethik und Ästhetik auf dieselben Grundbegriffe ausliefen, nämlich die Gefühle der Lust und Unlust.

Es darf nicht vergessen werden, dafs Viehoff auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und pädagogischen Journalistik bahnbrechend thätig war durch Begründung einer Vierteljahrsschrift, des „Archivs für den Unterricht im Deutschen“ (Düsseldorf 1843 und 1844), worin mehrere Beiträge zur Interpretation von Goethes kleineren Poesien, aber auch eine Erläuterung von „Hermann und Dorothea“, sowie andere Aufsätze ästhetischen und pädagogischen Inhalts enthalten sind. Diese Zeitschrift ward zu einem „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen“ erweitert, welches anfangs Viehoffs Freund, Herr Professor Ludwig Herrig, damals Oberlehrer in Elberfeld, mit ihm vereint redigierte. Sie hatten sich im Jahre 1842 in Düsseldorf kennen gelernt und besuchten sich seitdem gegenseitig; am häufigsten aber trafen sie sich während des Sommers auf der Station Hochdahl, wo sie ihre Gedanken über alles miteinander austauschten, was ihr äufseres und inneres Leben bewegte. „Es war,“ schreibt mir Herr Professor Herrig, „als ob uns eine elektrische Kraft miteinander ganz plötzlich verbunden hätte.“ Herrig besorgte vorzugsweise die Redaktion der auf französische und englische Litteratur und Sprache bezüglichen Artikel, Viehoff die der Beiträge fürs Deutsche. Obgleich letzterer nun gleich anfangs den geringeren Teil an den Redaktionsgeschäften übernommen

hatte, so sah er sich doch bald durch mancherlei Umstände genötigt, auch diese an Herrn Herrig zu übertragen. Im Jahre 1849 trat er ganz davon zurück, freilich mit der Absicht, in Zukunft mehr, als in den letzten Jahren möglich war, zur Fortentwickelung der verschiedenen Zweige des deutschen Unterrichts mitzuwirken.[1] Das Archiv erschien nun Unter besonderer Mitwirkung von Robert Hiecke und Heinrich Viehoff, herausgegeben von Ludwig Herrig. Als Viehoff nach Trier übersiedelte, erlahmte jedoch wegen Überbürdung mit amtlichen Geschäften und wegen seiner anderweitigen litterarischen Thätigkeit, die ihn ganz in Anspruch nahm, auch diese Mitwirkung, und sein Name verschwand sodann selbtsredend auch auf dem Titel des Archivs.

Zu erwähnen ist ferner, daſs Viehoff sich als geschickter Übersetzer aus lebenden und toten Sprachen erwiesen hat. Verdeutscht sind von ihm sämtliche Dramen von Sophokles und Racine, elf Dramen von Shakespeare, drei Stücke von Molière, die Mosella von Ausonius, auſserdem kleinere Gedichte aus dem Englischen, Französischen[2] und Schwedischen.

Auch eine Reihe von Schulbüchern sind von Viehoff verfaſst worden, so ein geographischer Leitfaden in drei Bändchen (Berlin, Karl Habel), welcher mehrere Auflagen erlebte. Am wichtigsten sind die deutschen Lesebücher und namentlich das Handbuch der deutschen Nationallitteratur, welche im Verlage von George Westermann zu Braunschweig erschienen. Von diesen Büchern gilt so recht das Sprichwort: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. In Preuſsen werden sie wenig gebraucht; die stattliche Reihe von Auflagen[3] geht nach Österreich, Bayern, nach der Schweiz, aber auch nach Amerika und England, in welchen beiden Ländern das Handbuch als Chrestomathie in den Schulen gebraucht wird. Wer dies letztere Buch so genau kennt wie ich, der ich seit fünfzehn Jahren dasselbe bei dem deutschen

---

[1] Siehe Vorrede zum sechsten Bande des Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen.

[2] Eine Sammlung derselben ist von mir herausgegeben unter dem Titel: Blütenstrauſs der französischen u. englischen Poesie. Leipzig, Bibl. Institut, 1888.

[3] Von dem Handbuche erschien eben die zwanzigste Auflage.

Unterrichte in den beiden oberen Klassen eines Realgymnasiums benutze, der mufs nicht nur das ästhetische Feingefühl, sondern auch das pädagogische Geschick bewundern, welche Viehoff bei der Auswahl der einzelnen Gedichte und Prosastücke geleitet haben. Die erste Auflage erschien 1857. Das Buch sollte, wie Viehoff in der Vorrede sagt, der Jugend einen reichen, mannigfaltigen, anziehenden, den Gedanken- und Anschauungskreis erweiternden, die Phantasie anregenden, das Herz veredelnden und insbesondere Religiosität und Vaterlandsliebe weckenden und nährenden Stoff zuführen und zugleich den anderen Zweigen des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen, der Litteraturgeschichte, Poetik, Metrik u. s. w. als belebendes, veranschaulichendes Hilfsmittel dienen. Ganz besonders gelungen ist die Auswahl aus Klopstock und aus Goethe. Wie wenig aber gerade dies von der grofsen Masse verstanden wird, zeigte mir einmal die Frage eines Lehrers, warum wohl die Ode „An meinen Freund Behrisch" von Viehoff in das Handbuch aufgenommen sei. Derselbe übersah, dafs die Absicht des Herausgebers darauf hinausging, die einzelnen Entwickelungsphasen und Bezüge auf das Leben des Dichters durch besonders charakteristische Gedichte klarzulegen.

Als im Jahre 1880 durch Herrn v. Puttkamer die neue Orthographie in Preufsen eingeführt wurde, trat die Verlagsbuchhandlung auch an Viehoff mit dem Verlangen heran, seine Lesebücher dem entsprechend zu bearbeiten. Ich selbst benutzte die Gelegenheit, um auf einzelne Abänderungen hinzudeuten, welche Gegenstand meiner Wünsche und der einiger anderen Kollegen waren. Mein Schwiegervater hatte damals aber infolge seiner Kränklichkeit eine derartige Abneigung vor einer jeden litterarischen Thätigkeit, dafs er die Beantwortung des Schreibens der Verlagsbuchhandlung mir überliefs. So kam es, dafs mir die Bearbeitung der neuen Auflage übertragen wurde, welche ich im Einverständnis mit Viehoff ausführte. Wenig gekannt ist die in gleichem Verlage erschienene Vorschule der Dichtkunst, und doch kann auch diese mit Recht jedem empfohlen werden.

Jene Unlust an derartigen Beschäftigungen verminderte sich wieder, Viehoff arbeitete an seiner Poetik weiter, lieferte einzelne

Aufsätze für verschiedene Zeitschriften. Alle diese Produktionen zeigten die seltene geistige Frische des Greises. Dann aber trat wieder ein Stillstand ein.

Um so mehr war ich erstaunt, als ich anfangs des Jahres 1886 hörte, mein Schwiegervater wolle an die Umarbeitung seines Schillerkommentars gehen, dessen sechste Auflage erscheinen sollte. Mir selbst schrieb er darüber am 22. März 1886, an welchem Tage ich die Festrede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät zu halten hatte, eine Postkarte, deren Inhalt ich hier mitteilen will, weil daraus ersehen werden kann, wie innig bis zu seinem Lebensende der greise Gelehrte zu seinem greisen Kaiser hielt. Er schrieb: „Lieber Viktor, du stehst wahrscheinlich in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, auf der Rednerbühne und preisest den Unvergleichlichen, der heute bei wahrem Kaiserwetter in sein neunzigstes Jahr tritt. Mögen deine Worte auf jung und alt erhebend und begeisternd wirken! Ich mufs heute das Haus hüten, teils weil mir meine 83 Jahre Zurückgezogenheit auferlegen, teils weil ich für Conradi in Stuttgart Korrekturbogen der sechsten Auflage meines Schillerkommentars zu revidieren habe“ u. s. w. Die letzte Manuskriptsendung erfolgte nach seiner Aufzeichnung am 12. Mai. Dieselbe lautet: „abgesandt am 12. Mai 1886, anderweitige Gedichte aus der Anthologie 1) Graf Eberhard“ u. s. w. Am 1. Juni wollte er in eine Sommerfrische gehen; doch dazu kam es nicht mehr. Er sollte seine Arbeit nicht mehr beendigen. Noch acht Gedichte der ersten Periode sind unbehandelt geblieben. Aus der zweiten lagen nur die Künstler und der Anfang von den Göttern Griechenlands im Manuskripte vor.

Die Erläuterung dieses Gedichtes war das letzte, was er geschrieben. Dieselbe reicht bis Str. 14, wo er von dem religiösen Glauben der Hellenen sagt, dafs er „auch eine tröstliche Ansicht des Todes gewähre“.

Weiter sollte er nicht kommen; denn eines Morgens fand man ihn neben seinem Schreibtische am Boden liegend. Er konnte sprechen, war jedoch nicht im stande, sich zu erheben. Es war kein Schlaganfall gewesen, sondern eine Ohnmacht infolge der Anämie des Gehirns, die durch übermäfsige Anstrengung desselben herbeigeführt war. Unter sorgfältiger Pflege erholte

er sich zwar wieder und plante sogar die Beendigung der eben begonnenen Arbeit (die Bearbeitung dieser sechsten Auflage des Schillerkommentars ist unterdes von mir zu Ende geführt worden und im Drucke erschienen. Stuttgart, Karl Conradi, 1887); doch dies war ihm nicht mehr beschieden. Am 5. August morgens hatte er ausgerungen.

An seinem Grabe sprach sein Nachfolger im Amte, Herr Direktor Dr. Dronke, anerkennende Worte, der Schülerchor des Realgymnasiums sang einige Lieder; dann schloſs sich die Gruft. Kurz und treffend lautet die Charakteristik der Frankfurter Zeitung: „Viehoff war als Schulmann, als Schriftsteller wie als Mensch eine durchaus edle und vornehm denkende Natur.“

Er ruhe in Frieden!

Variantes orales

de contes et de badinages populaires français et étrangers
recueillies
par
Charles Marelle.

Les pièces suivantes ne sont point, comme on pourrait le croire au premier abord, des compositions d'écrivain faites avec des textes connus, compilés et refondus sur le papier, dans la solitude du cabinet. Elles m'ont toutes été *dites de vive voix*, à des époques diverses, en Champagne, mon pays natal, et elles peuvent servir de preuves à l'appui de l'opinion que j'ai soutenue plusieurs fois ici-même* et que je formule ainsi: Les contes ordinairement qualifiés populaires ne sont pas, pour la plupart, de l'invention du peuple proprement dit, et c'est par la bouche de personnes relativement cultivées, plus souvent peut-être que par l'organe de gens absolument dépourvus d'éducation, qu'ils se transmettent et se transforment encore aujourd'hui.

Le *Petit Chaperon d'or* m'a été conté en 1880 par un avocat, M. Lucas, de Crésantignes, petit bourg du département de l'Aube. M. Lucas le tenait d'un maître d'école de Romilly.

La fable japonaise des *Deux rats et leur gendre* m'a été dite au collège de Troyes par un maître d'études, M. Audemar. Il l'avait lui-même entendu raconter à Brest par un de ses amis qui revenait du Japon. Je ne crois pas qu'il en existe une version française imprimée. Cette pièce rappelle la *Souris métamorphosée en fille* de La Fontaine (L. IX, 7) et provient sans doute du même original sanscrit.

Le *Preneur de rats* était le récit favori d'un de mes oncles, M. Bazin du Jonquoy, propriétaire d'une grande filature à Méry-sur-Seine. J'avais dix ans peut-être lorsqu'il me le conta pour la première fois. Plus tard, vers ma dix-septième année, lorsque je commençai à recueillir les traditions orales de la contrée, je demandai à mon oncle s'il n'avait pas puisé ce conte allemand dans la „Chronique du temps de Charles IX" de Prosper Mérimée (qui parut en 1829). Il me répondit qu'il n'avait

---

* Die französischen Märchen von Perrault, Archiv Bd. XLI, 1868. Contes et chants populaires français, Archiv Bd. LV, 1876.

jamais lu ce livre et qu'il avait entendu raconter l'histoire du Preneur de rats dans sa jeunesse, à Paris, chez un ami de sa famille, „le père Flamand", qui aimait à la dire à ses petits enfants et qui probablement la tenait de sa mère, une Alsacienne.

Mon oncle avait appris dans la même maison la „randonnée" (il l'appelait ritournelle) de *Biquette dans le jardin.* Il savait aussi celle de la *Grosse Carotte,* et c'est également de lui que me vient cette facétie. Quelques-uns de mes camarades du collège de Troyes en connaissaient des versions un peu différentes où figuraient le roi, le pape, la chèvre, le chien etc., dont les noms augmentaient la difficulté de l'énumération. On sait que ces Kyrielles bouffonnes veulent être débitées avec toute la volubilité possible; à la moindre hésitation leur effet est manqué.

La véritable histoire du petit Chaperon d'or.

Vous connaissez le conte du pauvre petit Chaperon rouge que le Loup trompa et mangea, avec sa galette, son petit pot de beurre et sa grand'mère; eh bien, l'histoire véritable s'est passée tout différemment; on le sait aujourd'hui. Et d'abord, la petite fille s'appelait et s'appelle encore le petit Chaperon d'or; ensuite ce n'est pas elle, ni la bonne mère-grand, c'est le méchant loup qui fut, à la fin, attrapé et mangé.

Écoutez seulement.

L'histoire commence à peu près comme le conte.

Il y avait une fois une petite fille des champs, jolie et gentille comme une étoile au temps. Elle se nommait de son vrai nom Blanchette, mais on l'appelait plutôt le petit Chaperon d'or, à cause d'un merveilleux petit capet couleur d'or et de feu dont on la voyait toujours coiffée. C'était sa grand'mère, une femme si ancienne qu'elle ne savait plus son âge, qui lui avait donné ce petit chaperon; il devait lui porter bonheur, car il était fait d'un rayon de soleil, disait-elle. Et comme la bonne vieille passait pour un peu sorcière, tout le monde croyait aussi le petit capet un peu ensorcelé.

Or il l'était effectivement, vous allez voir.

Un jour la mère dit à l'enfant: voyons, mon p'tit Chap'ron d'or, si tu sais déjà t' conduire toute seule. Tu vas porter c' bon morceau d' galette à ta grand'maman pour se régaler d'main dimanche. Tu lui d'mand'ras comment elle va, et puis

tu r'viendras tout d' suite, sans t'arrêter à jaser en ch'min avec des gens qu' tu n' connais point. T'entends bien?

J'entends bien, répondit gaiement Blanchette. Et la voilà partie avec la galette, et toute glorieuse de la commission.

Mais la grand'mère demeurait dans un autre village, et il fallait traverser un grand bois pour y arriver. Au tournant du chemin, sous la futaie, qui va là tout d'un coup?

Compère le Loup!

Il avait vu l'enfant partir seule, et le scélérat l'attendait pour la dévorer; lorsqu'au même moment il aperçut des bûcherons qui pouvaient le voir, et il se ravisa.

Au lieu de se jeter sur Blanchette, il l'aborde en frétillant et faisant le bon chien.

C'est toi! mon gentil p'tit Chaperon d'or, lui dit-il.

Et alors la petite fille s'arrête pour causer avec le Loup, que pourtant elle ne connaissait point.

Tu m' connais donc? lui dit-elle. Et toi, comment t'appelles-tu?

J' m'appelle compère le Loup. Et où vas-tu comme ça, ma bellotte, avec ton p'tit panier au bras?

J' vas chez ma grand'm'man, lui porter un bon morceau d' galette pou' s' régaler d'main dimanche.

Et où demeure-t-elle, ta grand'm'man?

Elle demeure d' l'aut' côté du bois, à la première maison du village, près du moulin à vent, tu sais bien.

Ah oui! j' sais maint'nant, dit le Loup. Eh bien, j' vas justement par là; j'y s'rai avant toi sans doute, avec tes p'tites jambettes, et j' lui dirai qu' tu viens la voir; alors elle t'attendra.

Là-dessus le Loup coupe à travers bois, et en cinq minutes il arrive à la maison de la grand'mère.

Il frappe à la porte: toc, toc.

Point de réponse.

Il frappe plus fort.

Personne.

Alors il se dresse tout debout, pèse de ses deux pattes de devant sur le loquet, et la porte s'ouvre.

Pas un chat dans la maison.

La vieille femme s'était levée de bonne heure pour aller

vendre des herbes à la ville; et elle était partie tellement à la hâte qu'elle avait laissé son lit défait, avec son grand bonnet de nuit sur l'oreiller.

Bon! se dit alors le Loup, j' sais bien c' que j' vas faire.

Il ferme la porte, enfonce le bonnet de la grand'mère jusque sur ses yeux, puis il se couche tout de son long dans le lit, et tire les rideaux.

Cependant la bonne Blanchette continuait tranquillement son chemin à la manière des petites filles, en s'amusant par-ci par-là à cueillir des pâquerettes, à épier les petits oiseaux qui faisaient leurs nids et à courir après les papillons qui voltigeaient au soleil.

Enfin elle arrive à la porte.

Toc, toc.

Qui qu'est là? dit le Loup, en adoucissant de son mieux sa grosse voix.

C'est moi, grand'm'man. Vot' petit Chap'ron d'or. J' vous apporte un bon morceau d' galette pour vous régaler d'main dimanche.

Pèse avec ton doigt su' l' loquet, et puis pousse, mon minet, dit le Loup.

Blanchette pèse avec son doigt sur le loquet, et la porte s'ouvre.

Vous êtes donc enrouée, grand'm'man? dit-elle en entrant.

Heu! un peu, un peu ... répond le Loup en faisant semblant de tousser. Ferme bien la porte, mon p'tit agneau. Mets ton panier su' la table, et puis ôte ta robe et viens t' coucher près d' moi; tu te r'poseras un brin.

La bonne petite se déshabille, — mais remarquez bien cela! — elle garde en se couchant son petit chaperon sur sa tête ...

Lorsqu'elle aperçut dans le lit la figure que faisait sa grand'mère, la pauvrette s'étonna grandement.

Oh! s'écria-t-elle, comme vous ressemblez à compère le Loup, grand'maman!

C'est mon grand bonnet qui fait ça, mon enfant, répond le Loup.

Oh! comme vous avez les bras velus, grand'maman!

C'est pour mieux te caresser, mon enfant.

Oh! comme vous avez une grande langue, grand'maman!

C'est pour mieux répondre aux gens, mon enfant.

Oh! comme vous avez des grands crocs blancs plein la bouche, grand'maman!

C'est pour croquer les p'tits enfants!

Et le Loup ouvre la gueule toute grande pour engloutir Blanchette ...

Mais elle baisse la tête en appelant: Maman! maman! et le Loup n'attrape que son petit chaperon.

Aussitôt, aïe! aïe! il recule en criant et secouant la mâchoire comme s'il avait avalé des charbons ardents.

C'était le petit chaperon couleur de feu qui lui avait brûlé la langue jusqu'au fond du gosier!

Le petit chaperon, vous le voyez, était un de ces capets ou bonnets magiques comme on en avait au temps passé, dans les contes, pour se rendre invisible ou invulnérable.

Et voilà le Loup, avec sa gueule brûlée, qui saute à bas du lit et qui cherche la porte en hurlant, hurlant comme s'il avait à ses trousses tous les chiens du pays.

Juste en ce moment arrive la grand'mère, qui revenait de la ville avec son long sac vide sur l'épaule.

Ah, brigand! s'écrie-t-elle, attends un peu!

Vite, elle ouvre son sac tout grand en travers de la porte, et le Loup affolé pique dedans tête baissée.

C'est lui maintenant qui était pris, gobé comme une lettre à la poste!

Car la brave vieille referme son sac, crac! et elle court le vider dans le puits, où le chenapan, toujours hurlant, dégringole et se noie.

Ah, gredin! tu croyais croquer ma p'tite fille! Eh bien, d'main nous lui f'rons d' ta peau un manchon, et nous donnerons ta carcasse à manger aux chiens.

Là-dessus, la grand'mère courut rhabiller la pauvre Blanchette, qui tremblait encore de peur dans le lit.

Eh bien! lui dit-elle, sans mon p'tit chap'ron, où s'rais-tu à présent, mignonne? ...

Et pour redonner du cœur et des jambes à l'enfant, elle lui

fit manger un bon morceau de sa galette, après quoi elle la prit par la main et la reconduisit à la maison.

Et alors, qui gronda bien fort quand elle apprit comment tout s'était passé? Ce fut la maman.

Mais Blanchette promit et repromit si bien de ne jamais plus s'arrêter à écouter un loup, qu'enfin la maman pardonna.

Et Blanchette, le petit Chaperon d'or, a tenu parole. Et quand il fait beau temps, on peut la voir encore aujourd'hui aux champs avec son joli petit chaperon couleur de soleil.

Mais pour cela il faut se lever matin.

Les deux rats et leur gendre.

Il y avait une fois au Japon un rat et sa rate, gens de noble race, qui avaient une fille extraordinairement belle. Ils en étaient aussi extrêmement fiers, et rêvaient pour elle, mais chacun d'eux à sa manière, un beau mariage. Rat de cœur et d'âme, le père, lui, ne voyait point de gendre plus souhaitable qu'un jeune raton de grande maison dont il remarquait l'empressement autour de la jeune personne. Ce parti, tout brillant qu'il fût, paraissait, au contraire, inacceptable à la mère. Comme tant de gens qui se croient faits d'une pâte particulière, elle n'avait pour sa propre espèce qu'une très petite estime, et ambitionnait, elle, une alliance jusque dans les plus hautes sphères. *Ad astra!* jusqu'aux astres! voilà ma devise, répétait-elle toujours; et quand on a une fille si belle qu'on peut dire qu'il n'y a rien au-dessus d'elle, on peut bien prétendre un gendre qu'il n'y ait aussi rien au-dessus de lui.

Alors adresse-toi donc tout de suite au soleil, lui dit un jour le père impatienté. C'est au-dessus de celui-là qu'il n'y a rien.

Justement, j'y pensais, répondit-elle; et, puisque tu le veux, nous lui ferons dès demain notre visite.

Et le lendemain, dès le matin, le père rat cahin-caha, et la mère rate droite et fière sur ses pattes, s'en allèrent ensemble présenter leur belle ratonne au soleil.

Seigneur astre, ainsi parla la mère, voici notre fille unique. Elle est si belle, qu'il n'y a rien au-dessus d'elle. Naturellement nous voulons un gendre aussi qu'il n'y ait rien au-dessus

de lui; et, comme vous voyez, c'est à vous le premier que nous avons pensé.

Extrêmement flatté ... dit le soleil; mais vous me faites trop d'honneur: il y a quelqu'un au-dessus de moi, c'est le nuage. Regardez ...

Au même instant arrive le nuage, qui d'un seul coup escamote le soleil avec tous ses rayons.

Eh bien, parlons au nuage, dit la mère rate sans se déconcerter.

Très honoré! ... répond à son tour le nuage, mais vous vous trompez d'adresse: il y a quelqu'un au-dessus de moi, c'est le vent. Vous allez voir.

Au même moment arrive le vent, qui d'un seul coup balaye au loin le nuage. Après quoi, bousculant le père, la mère et la fille, il s'abat pêle-mêle avec eux au pied d'un vieux mur.

Vite, la mère rate se redresse sur ses pattes, et répète au vent son compliment.

Adressez-vous donc au mur, répond en maugréant le vent. Vous voyez bien qu'il est au-dessus de moi, puisqu'il m'arrête et me force à reculer.

Preste, alors la mère rate fait volte-face et présente sa fille au mur.

Ah! mais, ici, la jeune personne fit comme le vent, elle recula.

Celui que dans son cœur elle mettait au-dessus de tout, c'était le gentil raton qui l'aimait. Cependant, pour complaire à sa mère, elle voulait bien épouser le soleil, malgré ses rayons aveuglants, ou le nuage, malgré son air maussade, enfin même le vent, malgré ses brusques façons; mais un vieux mur délabré! ... non! elle préférait mourir.

Heureusement le mur s'excusa comme les autres.

Certainement, dit-il, je puis faire reculer le vent, qui peut balayer le nuage, qui peut escamoter le soleil; mais il y a quelqu'un qui fait plus que tout cela, c'est le rat, car il me passe au travers du corps, il pourrait même, s'il voulait, me réduire en poudre, simplement avec ses dents. Croyez-moi, ne cherchez pas un autre gendre. C'est au-dessus du rat qu'il n'y a rien.

Eh bien! femme, eh bien! s'écria le père rat triomphant, te l'ai-je pas toujours dit?

C'est pourtant vrai! fit la mère rate émerveillée, et devenue subitement toute glorieuse de porter un si beau nom.

Ils retournèrent tous les trois très contents à la maison, et le lendemain la jolie ratonne épousa son gentil raton.

Le Preneur de rats.

Il y a de cela bien longtemps, la ville de Hamel, en Allemagne, fut envahie par des bandes de rats comme jamais on n'en avait vus ni n'en reverra.

C'était de gros animaux tout noirs, qui couraient hardiment en plein jour par les rues et fourmillaient tellement partout dans les maisons, que les gens ne savaient tantôt plus où poser le pied ni la main sans en toucher un. Le matin, en s'habillant, ils les trouvaient dans leurs chausses et dans leurs cottes, dans leurs poches et dans leurs bottes, et quand ils voulaient manger un morceau, la horde vorace avait tout raflé de la cave au grenier.

La nuit c'était encore pis. Aussitôt les lumières éteintes, ces rongeurs infatigables se mettaient à leur besogne. Et, partout, dans les plafonds, dans les planchers, dans les armoires, à toutes les portes, c'était une chasse, un remue-ménage, un bruit enragé de vrilles, de pinces et de scies à ne pas laisser un sourd reposer tranquillement une heure durant.

Ni chats ni chiens, ni poison ni pièges, ni prières, ni cierges brûlés à tous les saints, rien n'y faisait rien. Plus on en tuait, plus il en revenait. Et les habitants de Hamel commençaient à se donner au diable, lorsqu'un certain vendredi arriva dans leur ville un homme de figure étrange, qui jouait de la cornemuse et chantait ce refrain:

Qui vivra verra:
Le voilà,
Le preneur de rats!

C'était un grand escogriffe, sec, bronzé, nez busqué, longue moustache en queue de rat, deux gros yeux perçants et moqueurs sous un large feutre noir, rehaussé d'une plume de coq écarlate. Il était habillé d'un casaquin vert à ceinture de cuir, avec des chausses rouges et aux pieds des sandales retenues par des lanières entrelacées autour des jambes à la façon des Zingaris.

C'est ainsi qu'on le voit encore aujourd'hui représenté sur un des vitraux de la cathédrale de Hamel.

Il s'arrêta sur la grande place du marché, devant l'hôtel de ville, tourna le dos à l'église, et continua sa musique en chantant:

Qui vivra verra:
Le voilà,
Le preneur de rats!

Justement le Conseil des bourgeois était assemblé pour délibérer encore une fois sur cette plaie d'Égypte dont personne ne savait comment délivrer la ville.

L'étranger fit dire aux conseillers que, s'ils voulaient y mettre le prix, il les débarrasserait de tous leurs rats avant la fin de la journée, jusqu'au dernier.

Alors, c'est un sorcier! s'écrièrent d'une seule voix tous les bourgeois, il faut nous méfier.

Le bourgmestre, qui passait pour un habile homme, les rassura.

Il leur dit: Sorcier ou non, si ce cornemuseux dit vrai, c'est lui certainement qui nous a envoyé la vermine infernale dont il veut aujourd'hui nous délivrer à prix d'argent. Eh bien, il faut savoir prendre le diable lui-même à ses propres filets. Laissez-moi faire.

Laissons faire le bourgmestre, se dirent les bourgeois.

Et l'étranger fut amené devant eux.

Dès ce soir, dit-il, j'aurai expédié tous les rats de Hamel, si vous voulez seulement me les payer un *gros** par tête.

Un gros par tête! s'écrièrent encore les bourgeois, mais cela peut faire à la fin des milliers de florins!

Le bourgmestre haussa simplement les épaules et dit à l'étranger:

Marché fait. Allez, opérez; les rats vous seront payés un gros par tête, comme vous le demandez.

Le cornemuseux annonça qu'il opérerait le soir même au lever de la lune. Il ajouta que les habitants devaient à cette heure-là laisser les rues libres et se contenter de regarder de

* Mon conteur pensait-il ici à l'ancien *groschen* allemand ou à l'ancienne monnaie française dite *gros de Nesle* qui valait au seizième siècle 2 sous 6 deniers? ...

leurs fenêtres ce qui se passerait, et que ce serait un plaisant spectacle.

Quand les gens de Hamel apprirent ce marché, eux aussi ils s'écrièrent: Un gros par tête! mais c'est un argent d'enfer que cela va nous coûter.

Laissons faire le bourgmestre, leur dirent alors d'un air malin les bourgeois du Conseil.

Et les bonnes gens de Hamel répétèrent avec leurs conseillers: Laissons faire le bourgmestre.

Vers neuf heures du soir le cornemuseux reparut sur la grande place. Il tourna comme la première fois le dos à l'église, et, au moment où la lune se levait à l'horizon, *trarira, trari!* la cornemuse retentit.

C'était d'abord une musique lente, caressante, puis de plus en plus vive et pressante, et si sonore et perçante qu'elle pénétrait jusque dans les ruelles et les réduits les plus reculés de la ville.

Bientôt, du fond des caves, du haut des greniers, de dessous tous les meubles, de tous les coins et recoins des maisons, voici les rats qui sortent, qui cherchent la porte, qui s'élancent dans la rue, et *trip, trip, trip,* se mettent à courir à la file vers la place de l'hôtel de ville, si pressés les uns contre les autres qu'ils couvraient le pavé comme les vagues d'un torrent débordé.

Quand la place en fut toute remplie, le cornemuseux fit volte-face, et, toujours sonnant vivement, il se dirigea vers la rivière qui coule au pied des murs de Hamel.

Arrivé là, il se retourna. Les rats le suivaient.

Hop! hop! s'écria-t-il en montrant du doigt le milieu de la rivière où l'eau tourbillonnait et s'engouffrait comme dans un entonnoir.

Et hop! hop! sans hésiter, les rats faisaient le saut, nageaient droit à l'entonnoir, plongeaient la tête la première et disparaissaient.

Le plongeon dura sans discontinuer jusqu'à minuit.

À la fin, arriva en se traînant péniblement un gros rat tout blanc de vieillesse, qui s'arrêta sur le bord.

C'était le roi de la bande.

Y sont-ils tous, compère Blanchet? lui demanda le cornemuseux.

Ils y sont tous, répondit le compère Blanchet.

Et combien étaient-ils?

Neuf cent nonante mille neuf cent nonante-neuf.

Bien comptés?

Bien comptés.

Va donc maintenant les retrouver, vieux sire, et au revoir.

Alors le vieux rat blanc sauta à son tour dans la rivière, nagea jusqu'au tourbillon, et disparut.

Quand le cornemuseux eut ainsi terminé sa besogne, il alla se coucher à son auberge. Et, pour la première fois depuis trois mois, les gens de Hamel dormirent toute une nuit tranquilles.

Le lendemain matin, à neuf heures, le cornemuseux se rendit à l'hôtel de ville où le Conseil des bourgeois l'attendait.

Tous vos rats ont fait hier le saut dans la rivière, dit-il aux conseillers, et je vous garantis que pas un ne reviendra. Ils étaient neuf cent nonante mille neuf cent nonante-neuf. À un gros par tête, comptez.

Comptons d'abord les têtes, répondit le bourgmestre. Un gros par tête, c'est une tête par gros. Où sont les têtes?*

Le preneur de rats ne s'attendait pas à ce coup de jarnac. Il pâlit de colère et ses yeux lancèrent des flammes.

Les têtes! s'écria-t-il, si vous y tenez, allez les chercher dans la rivière.

Donc, reprit le bourgmestre, vous refusez de vous tenir aux termes de votre marché. Nous pourrions, nous, vous refuser tout paiement. Mais vous nous avez rendu service, nous ne vous laisserons pas partir sans récompense.

Et il lui offrit cinquante écus.

Gardez votre récompense pour vous, riposta fièrement le preneur de rats. Si vous ne me payez pas, je me ferai payer par vos héritiers.

Là-dessus, il enfonça son chapeau sur ses yeux, quitta brusquement la salle, et sortit de la ville sans dire un mot à personne.

Quand les Hamelois apprirent comment l'affaire s'était terminée, ils se frottèrent les mains, et, sans plus de scrupule que

* À ma connaissance, la ruse qu'emploie ici le bourgmestre ne figure dans aucun texte allemand; c'est aussi la variante capitale de la présente version.

leurs conseillers et leur bourgmestre, ils se moquèrent avec eux du preneur de rats, qui, disaient-ils, s'était pris à son propre piège. Mais ce qui les fit surtout bien rire, ce fut sa menace de se faire payer par leurs héritiers. Ha! ils se souhaitaient seulement jusqu'à la fin de leurs jours de pareils créanciers.

Le lendemain, qui était un dimanche, ils se rendirent tous gaîment à l'église, en songeant qu'après la messe ils pourraient enfin manger un bon morceau dont les rats n'auraient pas tâté avant eux.

Ils ne se doutaient guère de la terrible surprise qui les attendait à leur retour à la maison.

Plus d'enfants nulle part, tous avaient disparu.

Nos enfants! où sont nos pauvres enfants? c'est le cri qu'on entendit bientôt dans toutes les rues.

Alors arrivèrent par la porte orientale de la ville trois petits garçons qui criaient et pleuraient, et voici ce qu'ils racontèrent:

Pendant que les parents étaient à l'église, une musique merveilleuse avait retenti. Bientôt tous les petits garçons et toutes les petites filles qu'on avait laissés dans les maisons étaient sortis, attirés par les sons magiques, et s'étaient précipités vers la grande place du marché. Ils avaient trouvé là le preneur de rats, jouant de sa cornemuse au même endroit que la veille. Alors l'étranger s'était mis à marcher vite, et ils l'avaient suivi en courant, chantant et dansant au son de la musique jusqu'au pied de la montagne qu'on voit à l'entrée de Hamel. À leur approche la montagne s'était entr'ouverte et le cornemuseux y était entré avec eux, puis elle s'était refermée. Seuls, les trois petits qui racontaient l'aventure étaient restés dehors comme par miracle. L'un était bancal, et n'avait pu courir assez vite; l'autre, qui avait quitté la maison à la hâte, un pied chaussé et l'autre nu, s'était blessé contre une grosse pierre, et ne marchait qu'avec peine. Le troisième, lui, était arrivé à temps; mais en se pressant pour entrer avec les autres, il avait heurté si violemment contre la paroi de la montagne qu'il était tombé à la renverse au moment où elle se refermait sur ses camarades.

À ce récit les parents redoublèrent leurs lamentations. Ils coururent avec des piques et des pioches à la montagne, et cherchèrent jusqu'au soir l'ouverture par où leurs enfants avaient

disparu, sans parvenir à la trouver. Enfin, à la nuit tombante ils rentrèrent désolés dans Hamel. Mais le plus affligé de tous, c'était le bourgmestre, car il perdait trois petits garçons et deux jolies petites filles, et, pour comble, les Hamelois l'accablaient de reproches, oubliant que la veille ils étaient tous d'accord avec lui.

Qu'étaient devenus tous ces enfants?

Les parents espérèrent toujours qu'ils n'étaient pas morts, et que le preneur de rats, qui certainement avait dû sortir de la montagne, les aurait emmenés avec lui dans son pays. C'est pourquoi durant plusieurs années ils envoyèrent à leur recherche en différentes contrées, mais personne ne parvint à retrouver la trace des pauvres petits. Ce n'était que bien plus tard qu'on devait en avoir des nouvelles.

En effet, cent cinquante ans environ après l'évènement, alors qu'il ne restait plus personne ni des pères ni des mères, ni des frères ni des sœurs de ce temps-là, arrivèrent un soir dans Hamel des marchands de Brême qui revenaient d'Orient et demandèrent à parler aux bourgeois. Ils racontèrent qu'en traversant la Hongrie ils avaient séjourné dans une contrée montagneuse appelée Transylvanie où les habitants ne parlaient que la langue allemande, tandis que tout autour d'eux on ne parlait que le hongrois. Ces gens assuraient aussi qu'ils venaient d'Allemagne, mais ils ne savaient pas comment ils se trouvaient dans cet étrange pays. Or, dirent les marchands de Brême, ces Allemands ne peuvent être que les descendants des enfants perdus de Hamel.

Les Hamelois n'en doutèrent pas; et, depuis ce jour, ils regardent comme certain que les Transylvains de la Hongrie sont leurs compatriotes, dont les ancêtres, encore enfants, furent jadis amenés là par le preneur de rats.

Il y a des choses plus difficiles à croire que cela.

*Biquette dans le jardin.**

Holà! Jean, dit le maître,
Va m' chasser la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Jean part et ne r'vient pas
Et n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

* Cette *ritournelle* ou *randonnée* figure déjà dans mon *Manuel de lecture*, mais seulement en abrégé; je la donne ici au complet.

Holà! l' chien, dit le maître,
Va m' mordre ce Jean-là,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' chien part et ne r'vient pas
Et n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l' fouet, dit le maître,
Va m' fouetter ce chien-là,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' fouet part et ne r'vient pas,
Et n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chasse pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l' feu, dit le maître,
Va m' brûler ce fouet-là,
Qui n' va pas brûler l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' feu part et ne r'vient pas,
Et n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l'eau, dit le maître,
Va m' noyer ce feu-là,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L'eau part et ne r'vient pas,
Et n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l'ân', dit le maître,
Va m' pomper cette eau-là,
Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L'ân' part et ne r'vient pas,
Et n' va pas pomper l'eau,
Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

Holà! l' sab', dit le maître,
Va m' sabrer cet ân'-là,
Qui n' va pas pomper l'eau,
Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin,
Là-bas, dans l' grand jardin.

L' sab' part et ne r'vient pas,
Et n' va pas sabrer l'âne,
Qui n' va pas pomper l'eau,

Qui n' va pas noyer l' feu,
Qui n' va pas brûler l' fouet,
Qui n' va pas fouetter l' chien,
Qui n' va pas mordre Jean,
Qui n' chass' pas la biquette,
Qui mang' tout not' raisin
Là-bas, dans l' grand jardin.

Alors, c'est moi, dit l' maître,
Qui vais fair' marcher ça.
Et d'un saut l'y voilà.
Et l' sab' court sabrer l'âne,
Et l'ân' court pomper l'eau,
Et l'eau court noyer l' feu,
Et l' feu court brûler l' fouet,
Et l' fouet court fouetter l' chien,
Et l' chien court mordre Jean,
Et Jean chass' la biquette,
Qui mangeait tout l' raisin . . .
Et l' maît' ferm' son jardin.

La grosse Carotte.

Le vieux s'en va dans son jardin
Pour arracher la gross' carotte;
Il tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt la vieille,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt le fils,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt la fille,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt Bastien,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt Bastienne,
Qui tir' Bastien par sa culotte,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt l'abbé,
Qui tir' Bastienne par sa cotte,
Qui tir' Bastien par sa culotte,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt l'abbesse,
Qui tir' l'abbé par sa culotte,
Qui tir' Bastienne par sa cotte,
Qui tir' Bastien par sa culotte,
Qui tir' la fille par sa cotte,
Qui tir' le fils par sa culotte,
Qui tir' la vieille par sa cotte,
Qui tir' le vieux par sa culotte,
Qui tire, tire la carotte;
La carott' ne veut pas venir.

À l'aide! à l'aide! — Accourt le porc! ...
Qui d'un coup d' groin sort la carotte.
Et crac! le vieux tomb' sur la vieille,
Qui se renverse sur le fils,
Qui se renverse sur la fille,
Qui se renverse sur Bastien,
Qui se renverse sur Bastienne,
Qui se renverse sur l'abbé,
Qui se renverse sur l'abbesse,
Qui se renverse sur ses fesses.

Mais le vieux brandit sa carotte;
Il se relève et tir' la vieille,
La vieill' se r'lève et tir' le fils,
Le fils se r'lève et tir' la fille,
La fill' se r'lève et tir' Bastien,
Bastien se r'lève et tir' Bastienne,
Bastienn' se r'lève et tir' l'abbé,
L'abbé se r'lève et tir' l'abbesse,
L'abbess' se r'lève et s' frott' les fesses.
Et tous s'écrient: Ah! quell' carotte!
Pour l'avoir je donn'rais ma cotte,
Moi ma culott', moi ma calotte,
Ah! quell' carotte!

(La suite prochainement.)

Lyrische Dichtungen des Andreas Gryphius.

Vorwort.

Als ich vor der Ausarbeitung meines Themas mich mit der Lektüre der lyrischen Gedichte des Andreas Gryphius beschäftigte, begegneten mir in denselben immer und immer wieder die gleichen Gedanken in fast gleichem Ausdruck und fast gleicher Form. Aber dazwischen fanden sich Stellen so lauterer und wahrer Poesie, daſs vor ihnen alles Manierierte, Unwahre und Übertriebene zurücktrat und die Empfindung völlig die Oberhand gewann: Gryphius war ein Dichter von Gottes Gnaden und hat auch in seiner Lyrik Groſses und Bleibendes geschaffen.

Ich weiſs die Gedanken, die mich bei meiner Arbeit erfüllten und von denen ich mich leiten lieſs, nicht besser zu veranschaulichen, als durch folgendes Bild:

Wir betreten eine jener Wiesen in den Niederungen, auf denen ein hohes prächtiges Riedgras wächst, auf denen sich aber verhältnismäſsig wenige Blumen finden. Da werden wir wohl anfänglich einige Halme des Grases nehmen und sie bewundern ob ihrer Gröſse und Üppigkeit. Aber sehen wir immer nur dieselben Halme, immer nur dasselbe Gras, so werden wir dies doch auf die Dauer monoton und langweilig finden. Wie freuen wir uns aber, wenn dann plötzlich ein Blümlein, ein wahres farbenlachendes Blümlein grüſst aus dem einförmigen Grün. Wir werden uns laben an seinem Duft und Glanz und werden es höher achten als den ganzen übrigen öden Graswald.

Diese Blumen zu sammeln und nach Kräften aufmerksam zu machen auf ihre Schönheit und Lieblichkeit, das soll der Zweck meiner Arbeit sein.

Ich betrachte die lyrischen Gedichte des Andreas Gryphius in Bezug auf ihre Schönheit und ihren dauernden Wert als solche und gebe von litterarhistorischem und kulturgeschichtlichem Material nur das zum Verständnis der Dichtungen in obigem Sinne Allernotwendigste.

Man könnte mir nun einwenden, meine Arbeit werde dann wohl nichts als subjektive Anschauungen und vielleicht Phrasen enthalten.

Ich habe jedoch diese Anschauungen und Gedanken stets nach bestem Vermögen begründet. Überdies führe ich noch einen gewaltigen Verteidiger für dieselben ins Treffen, nämlich die citierten Dichterstellen selbst.

Was unschön, unwahr und manieriert, und wodurch es dies ist, das mufs fast immer zu beweisen sein, wodurch aber eine Stelle lyrisch-schön, zart und ergreifend wirkt, das kann uns häufig nur unser poetisches Gefühl sagen, aber beschreiben können wir es mit dem besten Willen nicht.

Hier sollen dann die obigen Dichterstellen mich unterstützen und für sich selbst eintreten.

Wir kommen nun zur Ausführung selbst und beginnen mit

a) *Sonette.*

Die ersten deutschen Gedichte, mit denen A. Gryphius hervortrat, werden die „Sonn- und Feiertagssonette“ gewesen sein, die im Jahre 1639 bei Elzevier in Leyden erschienen. Diese Ausgabe zerfällt in zwei Teile (das erste und zweite Buch, wie Herm. Palm einteilt, und welche Anordnung wir beibehalten), deren erster, Buch 1, Joh. Friedr. v. Sack, Erbherrn auf Thiergarten (cf. Son. 24, B. III) und einem Verwandten Jac. Ressius gewidmet ist. Den zweiten Teil, Buch 2, hat der Dichter seinem Neffen, dem Sohne seines (1640 gestorbenen) Bruders Paul zugeeignet.

Die zweite Ausgabe von Sonetten erfolgte 1643 ohne Ortsangabe. Diese Sonette (Palm B. 3), welche teils religiöse, teils profane Stoffe behandeln, sind „den Herren Joh. Heinr. Schmidt,

Christian Schmidt v. Schmidefeld" gewidmet (sie bilden in allen späteren Ausgaben das erste Buch). Diese Sonette zusammen mit den zwei Büchern Sonn- und Feiertagssonetten (die letzteren aber unvollständig) erschienen zugleich mit dem Trauerspiele Leo Armenius und zwei Büchern Oden im Jahre 1650 in der Frankfurter Ausgabe unter dem Titel „Teutsche Reimgedichte bei Joh. Hüttner 1650", welcher Titel jedoch nebst fünf in der Sammlung enthaltenen Sonetten Gryphius nicht angehört und welche Zuthaten er selbst getilgt sehen wollte, „da man ihm einen schlechten Gefallen hiermit erwiesen".

Diese Ausgabe ist wesentlich verschieden von den früheren, da die Sonette (wahrscheinlich während des Dichters Aufenthalt in Strafsburg) eine durchgreifende Umarbeitung erfahren hatten.

Das zweite Buch der Sonette (Palm B. IV) bilden neue Gedichte, verschiedene Stoffe behandelnd. Es ist gewidmet Herrn Wolfg. v. Popschitz, dem Reisegefährten des Dichters durch Holland und Frankreich. Die nun folgenden Ausgaben in den Jahren 1657 bei Joh. Lischken, und 1663 in Breslau bei Veit Jac. Treschern, gedruckt bei Joh. Erich Hahn, enthalten die Sonette vollständig.

Nach Gryphius' Tode wurde von dessen Sohn Christian Gryphius eine Gesamtausgabe der Werke seines Vaters veranstaltet, die aus dem Nachlasse des Dichters noch ein Buch Sonette (Palm B. V) und die „vermischten Gedichte" enthält. Der Titel lautet: „Andreæ Gryphii um ein Merkliches vermehrte Teutsche Gedichte". Breslau u. Leipzig. In Verlegung der Fellgiebelischen Erben 1698.

Jul. Tittmann erwähnt noch eine Ausgabe „Sonn- und Feyertags Sonnet M. Andr. Gryphii. P. L. C." (Gotha. 12. Im Jahre 1660.) —

Die Sonn- und Feiertagssonette des ersten Buches, von denen der Dichter — wohl allzu bescheiden, meint Herm. Palm — sagt, es seien zarte Frühlingsblumen, die ihm das Elend der Zeit übrig gelassen, sind sinnige Dichtungen, die sich eng an die Evangelienthemata anschliefsen, so eng, dafs sie der Entfaltung einer dichterischen Individualität keinen Spielraum lassen. Sie sind der Ausdruck einer kindlich frommen, gläubigen Seele, die in ihrer zweifelfreien Hingabe an Gott sich gedrungen fühlt, an des

Höchsten Wort sich wieder und wieder zu erbauen. Gryphius reproduziert nun das in sich Aufgenommene, und gemäfs der ihm innewohnenden dichterischen Kraft giebt er diesen Reproduktionen poetische Gestalt, indem er bald seine Stoffe paraphrasiert, bald subjektiviert, d. h. sich z. B. in die Gedanken und Gefühle des versuchten, kämpfenden, leidenden Christus etc. hineinversetzt.

Die poetische Form ist durchgängig harmonisch und schön, wobei übrigens nicht zum wenigsten der poetische Inhalt der Evangelienthemata selbst beiträgt.

Wirkungsvolle Antithesen und Häufungen finden sich nicht selten. Aber alles in allem können wir gerade in diesen Dichtungen das selbständige dichterische Schaffen (wie es auch bei diesen Objekten und des Dichters Stellung ihnen gegenüber nicht anders sein kann) nicht finden. Sein lutherisches, „in Christo gefangenes Gewissen“ empfängt die Gedanken von der Heiligen Schrift, und er giebt dieselben wieder unverändert zurück, nachdem er sie mit dem, was er selbst als Opfer bieten kann, mit den Blüten seiner dichterischen Phantasie dankbar und andachtsvoll geschmückt hat. —

Anders verhält es sich mit den nun folgenden übrigen Büchern der Sonette.

Diese Dichtungen, welche, wie oben gesagt, verschiedene Stoffe behandeln, zeigen uns den wirklichen Andreas Gryphius in seiner Abwendung von der Welt, in seiner Lust, die Vergänglichkeit alles Irdischen in krasser, nackter Gestalt vor Augen zu stellen, und in seiner schwärmerischen Hingabe an das Ewige, Züge, die überall und oft bis zur Ermüdung in fast gleicher Form wiederkehren, aber sie zeigen uns auch den wahren Dichter Gryphius in Stellen von lauterer poetischer Schönheit unvergänglichen Wertes.

Gehen wir auf diese Werke etwas näher ein, um die Richtigkeit obiger Behauptungen zu prüfen.

Nach einigen religiösen Themen und Paraphrasen von Stellen aus lateinischen Dichtungen der Jesuiten Jac. Bidermann, Math. Cas. Sarbievius etc. finden wir in B. III. 1,* Sonett Nr. VIII. 4: „Es ist alles eitel“:

* Die römischen Zahlen beziehen sich auf die Ausgabe von Herm. Palm, die arabischen auf diejenige von Jul. Tittmann.

Was dieser heute baut, reifst jener morgen ein;
Wo jetzund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
Auf der ein Schäferskind wird spielen mit den Herden.

Das ist wahre Poesie, das quoll aus reinem Dichterherzen. Die Stadt in Schutt zerfallen, Gras wächst über sie und ein unschuldig Kind spielt mit den Herden auf den Zeugen der Vergänglichkeit des Irdischen.

Wie versöhnend wirkt dies Bild des reinen jungen Lebens inmitten der Vernichtung, des Vergehens. Unwillkürlich fühlen wir uns erinnert an Walther von der Vogelweide, der ebenfalls Naturbilder durch eingefügte Scenen aus dem Menschenleben poetisch zu verklären wufste, wie nur der wahrhafte Dichter es vermag.

Schaden bringst Winter du uns überall,
Felder und Wälder sind beide nun kahl.
Früher war dorten manch lieblicher Hall
Säh ich die Mägdlein am Weg doch den Ball
Werfen, so käm uns der Vögelein Schall.

Ebenso schön empfunden wie das vorhergehende ist nun das folgende 5. IX. Sonett: „Thränen in schwerer Krankheit". Es ist ja wohl derselbe Stoff wie in vielen anderen Dichtungen von Gryphius, aber wie ungleich einfacher, wahrer und deshalb auch mehr zu Herzen sprechend ist dies Gedicht im Vergleich zu den meisten übrigen desselben Themas, die uns schwülstig, unwahr, gemacht erscheinen.

Der Grund dieser Schwülstigkeit und Unwahrheit, die sich oft recht störend bemerkbar macht, dürfte wohl in Folgendem zu suchen sein.

Die Zeiten unseres Dichters waren, wie wir wissen, schwer und hart, alle Greuel und Schandthaten hatten sich tagtäglich dem Auge dargeboten, und Trübsal aller Art hatte das Volk über sich ergehen lassen müssen. Der Sinn der meisten war stumpf und taub geworden für sanft mahnende Stimmen, mochten sie auch aus tiefstem Herzen kommen, nur Donnerworte und Glockentöne waren im stande, noch an das Gewissen, an die Herzen zu dringen.

Der Dichter, der in seinem Glauben, seinen sittlich hohen Anschauungen sein Glück findet, giebt seinen Empfindungen poetischen Ausdruck. In dem Drange nun, auch seinen Mitmenschen dies Glück, diese Ruhe des Herzens mitzuteilen, kleidet

er, vielleicht unbewufst dem Zuge der Zeit folgend, seine Gedanken und Empfindungen in jene Donnerworte, läfst die Bluttrompete Christi zum jüngsten Gerichte rufen (s. Son. XII. 8), nimmt von den Gräbern ihre Hülle und — — verliert dabei die einfache Sprache des Herzens, die ursprüngliche Poesie der Gedanken und giebt einen geistlichen Mahnruf, eine schwungvollere Predigt, aber kein Gedicht.

Ganz anders hier in unserem Sonett. Hier sind die einfachen Empfindungen in einfachen Worten wiedergegeben. Wie unmittelbar ergreift uns die stille Resignation in seinen Worten:

> Wer sieht nicht, wenn er sieht, dafs dies mein schwaches Haus,
> Der Leib, zerbrechen wird noch inner wenig Stunden;
> Gleichwie die Wiesenblum' lebt, wenn das Licht der Welt
> Hervorbricht und noch eh der Mittag weggeht, fällt.
> So bin auch ich benetzt mit Thränentau ankommen,
> So sterb ich vor der Zeit. O Erden gute Nacht,
> Mein Stündlein lauft zum End, jetzt hab ich ausgewacht
> Und werde von dem Schlaf des Todes eingenommen.

Vergleichen wir mit diesem Gedicht den Cyklus von Sonetten XLV (34) bis XLIX, so sehen wir hier schon einen grofsen Unterschied. In dem ersteren giebt uns der Dichter die Empfindungen, wie er sie empfunden, einfach und schlicht, in den letzteren reflektiert er über diese Empfindungen und giebt sie uns zusamt den Reflexionen in schöner abgerundeter, künstlicher Form. Dort ist der Dichter und sein Ich eins, hier steht er seinem Ich beobachtend gegenüber. Das erstere Sonett kann während der schlimmsten Zeit der Krankheit gedichtet sein, von den letzteren glauben wir dies niemals. Übrigens dürfen wir wohl beide zu den besten lyrischen Erzeugnissen unseres Dichters zählen.

Es folgen nun weitere Sonette mit persönlichen Beziehungen, auf seinen (1621 †) Vater Paul und auf seine (1628 †) Mutter Anna Erhardina. Beide Gedichte atmen warme Liebe und sind von poetischer Schönheit. Weiter finden wir Sonette an den Pfalzgrafen und Kammerfiskal Georg Schönborner, in dessen Familie Gryphius Hauslehrer war und von dem er am 30. November 1637 mit dem Dichterlorbeer gekrönt wurde. Sodann auf seines Bruders Paul Verbannung und ein Gedicht an seinen Stiefvater M. Michael Eder. Dieses wird von Jul. Hermann

kalt und förmlich gefunden und als Zeugnis für ein unfreundliches Verhältnis, das zwischen Gryphius und seinem Stiefvater bestanden habe, aufgefafst (nach Herm. Palm bezögen sich auch wahrscheinlich die Stellen „2. Strafgedicht“ v. 51 ff. und „In einer tödlichen Krankheit“ [Verm. Ged.] v. 37 u. 38 auf dieses Verhältnis). Wir finden das Gedicht nur ehrfurchtsvoll und können von den oben genannten Eigenschaften nichts bemerken. Übrigens war unser Dichter nicht der Mann, der jemandem gegenüber, vor dem er nicht Ehrfurcht empfand, die Worte ausgesprochen hätte:

> Wie selig seid Ihr doch, weil Euch die Ehrenkron,
> Die Wissen nicht allein erlangt für Gottes Thron,
> Der Prinz der Ewigkeit schon wirklich übergiebt.

Dafs das Verhältnis zwischen Gryphius und seinem Stiefvater, nachdem dies Gedicht geschrieben war, in der Folge sich unfreundlich gestaltet habe, ist freilich nicht ausgeschlossen. Obiges Sonett aber trägt, soviel wir bemerken können, keinerlei Anzeichen dafür an sich.

Auffällig umfangreich ist die Zahl der Sonette „an Eugenien“. Wir wissen jedoch nichts weiter von derselben, als dafs unser Dichter in innigem Verhältnis zu ihr gestanden sein mufs: „wir, die einander küfsten in unverfälschter Gunst“ (B. V. 3, S. LVIII. 25). Auch an einen Bund fürs Leben mit ihr mufs Gryphius gedacht haben, wie uns B. IV. 2, S. VIII. 6 zeigt. Sein Herz wünscht „die Pein der Bande durch ein Band, das ewig sei, zu brechen“. Aber es scheint nicht immer völlige Harmonie zwischen ihnen geherrscht zu haben, denn in seinem „Neujahrswunsch an Eugenien (B. V. 3, S. LXX. 27) seufzt er: „Wenn Gott uns zweien nur wollt einen Geist bescheren!“

Ob wohl das Gedicht „Auf eine Wöchnerin unter eines anderen Namen“ nicht an eben diese Eugenie gerichtet ist?! Wir finden in ihm ganz den leidenschaftlich warmen Ton der Sonette „An Eugenien“.

Son. XXVIII. 20, B. III. 1 „An Poetum 1627!“ wollte man als Beweis für die Abfassungszeit der Sonette bringen. Es war aber, wie Jul. Hermann richtig bemerkt, psychologisch unmöglich, dafs ein elfjähriges Büblein ein so durchdacht raffiniertes Schandliedchen sollte gedichtet haben. Strehlke (in Herrigs Archiv)

löst die Schwierigkeit, indem er bemerkt, daſs in der ältesten Ausgabe der Sonette (Leyden 1643), allerdings nur in dieser, 1637 sich finde statt 27.

Die Hochzeitsgedichte, deren wir eine ziemlich groſse Anzahl vorfinden, sind meistens Wortspielereien mit den Namen der Verehelichten. So wird B. IV, Son. XXXII ein „Hering“ für Herzenskatzenjammer empfohlen, und in B. IV, Son. LVI wird die Königin (Regina!) gepriesen, die sich ein „Schaf“ zum Ehegespons erlesen. Zum Schlusse folgt dann meistens eine mehr derbe als schöne Hindeutung auf den künftigen Kindersegen. Son. XLIV, B. III: „Grabschrift der Jungfrauschaft auf A. R. Hochzeit“ leistet in diesem Punkte wirklich Erstaunliches. — Poesie oder frischer Humor ist in diesen Gedichten blutwenig zu finden.

Von ihnen stechen in erfreulichster Weise ab die Sonette, in denen Gryphius seinen einzelnen Kindern seine Segenswünsche auf ihren Lebensweg mitgiebt (so z. B. vorzugsweise schön B. V. 3, Son. XXXII. 13: An sein „Röschgin“), überhaupt, die Sonette, die sich auf die Vorgänge in seiner Familie beziehen. Hier treten uns die Empfindungen des liebenden Gatten und Vaters poetisch verklärt in herzgewinnender Weise entgegen. Es sind dies „Gelegenheitsgedichte“ im schönsten Sinne des Wortes. Das Vorkommnis gab nicht den Anstoſs zu dem Entschlusse, ein Gedicht zu machen, sondern es gab Anlaſs zu Empfindungen und Gefühlen, die unwillkürlich einen reinen poetischen Ausdruck fanden.

Als kleine Proben des vielen Schönen und wahrhaft Lyrischen in Gryphius' Sonetten möchten wir noch folgende Stellen anführen:

B. V, Son. XLIV, „Auf eine Wöchnerin unter eines anderen Namen“:

Du scheidest und zerreiſst das Band in meinem Herzen!
Doch nein, das Band ist ganz, obschon die Trauerkerzen
Verlodern über dir und der betrübten Frucht . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Ich irre, mein Gemüt ist auſser dir bei dir,
Indem mein mattes Fleisch zerschmelzt in heiſsen Thränen.
Wie? lässest du mich hier, wie, giebst du gute Nacht,
Indem die Flamme sinkt, indem der Fried erwacht,
Wie, oder hast du dort, wonach wir hier uns sehnen?

XLV, „An einen guten Freund auf das Absterben seiner Tochter“:

> Sie ging, doch nur voran, um dir die Bahn zu zeigen.
> Sie ging aus fremder Hütt ins Haus, das stets ihr eigen,
> Sie küſst des Höchsten Mund, du küsse seine Hand!

LXVIII, „An Eugenien“:

> Doch tritt ihr wertes Bild mir stündlich vor Gesichte;
> Sollt ich denn einsam sein? Ihr Bild begleitet mich!
> Was kann *sie*, wenn ihr *Bild* mein Trauern macht zunichte!

B. IV, Son. VII:

> Was sucht ein bloſser Mensch, wenn Jesus Dornen trägt?
> Begehrt der Kriegsmann Rast, wenn man den Fürsten schlägt?

und endlich B. V, Son. LXIX, „An Eugenien“:

> Warum doch will ich hier verziehn,
> Wo nichts denn Unlust ist und kalte Winterluft,
> Weil sie mir noch mein Licht! zu ihren Rosen ruft.
> Ade! Ich muſs von hinnen fliehn.
> Wer länger schmachten will in scharfer Frostespein,
> Wenn ihn der Frühling ruft, muſs des nicht würdig sein.

Von den Geschmacklosigkeiten seiner Zeit ist Gryphius, wie natürlich, nicht frei geblieben.

Titan, Suada, Themis, Minerva, Phöbus, Cupido, der Parzen Rad (!), des Lethe Kluft (!) spuken noch häufig mitten in den allerchristlichsten Gedichten herum. Komisch mutet uns auch an, wenn der Dichter Christum den Schlangentreter nennt, oder von seiner Mutter sagt (B. III. 1, Son. XII. 9) „die durch Leid, Schwindsucht, Angst und Schmerz verzehrten Bein“, oder „Wer sich den Lilien der Wangen widersetzt, muſs doch gewärtig sein, daſs ihn die Brust ereile“ und ähnliches mehr.

Auch von unendlichen Häufungen und von Schwere und Dunkelheit des Ausdrucks bis zur Unverständlichkeit finden wir nicht wenige Beispiele. Das Gröſste in orakelhafter Dunkelheit dürfte wohl die folgende Stelle des IV. 4. Sonetts in B. IV. 2, „Mitternacht“ betitelt, bieten:

> Obzwar die immerdar schimmernde Lichter der ewig schitternden Sternen entbrannt,
> Suchet ein fleiſsiger Sinn noch zu wachen, der durch Bemühung der künstlichen Hand
> Ihm die auch nach uns ankommende Seelen, ihm die anitzt sich hier finden, verbunden.

Gryphius will hier den Künstler bezeichnen, der durch seine mit kunstreicher Hand geschaffenen Werke Mit- und Nachwelt mit sich (seinem Geiste) in Verbindung bringt.

Aber mancher Leser wird wohl damals schon ein leises Vorgefühl des Schillerschen Wortes gehabt haben: „Herr, dunkel war der Rede Sinn.“ —

Die Versmafse sind überall (wie auch in den Oden und Liedern) geschmackvoll gewählt und den Stoffen angepafst. Die Form des Alexandriners ist vorherrschend, daktylische und jambische Mafse finden sich seltener.

b) Oden und Lieder.

Das erste Buch der Oden ist des Dichters Freunden Dietloff v. Thiesenhausen, Georg v. Gersdorf und Joh. Dobizensky v. Dobtzenitz gewidmet. Es trägt das Datum 15. Mai 1643. Die erste Ausgabe, deren Widmung noch drei Namen enthält, die aber später in Wegfall kamen, erschien, wie oben gesagt, zusammen mit zwei Büchern Sonetten in Leyden 1643.

Das zweite Buch, datiert vom 15. November 1646, weihte Gryphius seinem Freunde und ehemaligen Schüler Joh. Christoph v. Schönborn (s. S. 286). Die Frankfurter Ausgabe von 1650 enthält dieses zweite Buch zusammen mit dem ersten. Das dritte Buch (abgeschlossen 1656) ist dem Freunde Joh. Fab. Vechner aus Fraustadt und das vierte (abgeschlossen 1652) dem Schwager Friedr. Ledel in Danzig zugeeignet. Die beiden Bücher erschienen zuerst in der Lischkeschen Ausgabe 1657. —

Die Bezeichnung „Oden“ ist, wie Jul. Tittmann bemerkt, im weitesten Sinne aufgefafst. Für die meisten derselben würde der Titel „Geistliche Lieder“ als völlig passend erscheinen. Viele derselben sind in die Gesangbücher des 17. Jahrhunderts aufgenommen worden. Die „Thränen über das Leiden Christi“ haben durch ihre Aufnahme in Janus' „Passionsmelodien“ 1663 eine weite Verbreitung gefunden.

Als Überschriften der Oden finden wir vorzugsweise Psalmstellen und Erzählungen oder Worte aus dem Alten und Neuen Testament.

Und der Inhalt derselben? ...

Ja, kann es denn für Andreas Gryphius in der Hauptsache einen anderen Stoff geben, als vanitas vanitatum vanitas! Domine usque quo, Verleugnung der Welt, Verlangen nach den ewigen Hügeln u. s. f.

Auch hier, wie beinahe überall in seinen Werken, gilt Gryphius' Wahlspruch (B. V, Son. XLIX):

> Man rühme, wie man will, das blütenreiche Feld,
> Wer alles überlegt, wird, tiefgesinnter Held,
> Für leichter Rosen Lust die ernsten Disteln achten.

Die Nichtigkeit der Welt, ihre Lockungen, der Wert voller Hingabe an das Ewige, die Sehnsucht nach der himmlischen Seligkeit, das Bangen vor dem göttlichen Gericht und das Vertrauen auf die Fürsprache Christi und die Gnade des allerbarmenden Vaters sind auch hier die sich immer wiederholenden Themen, wie in der Gryphiusschen Lyrik überhaupt. Die einzelnen Lieder sind in der Form meist schön und erhaben gehalten, und manche darunter sind wahre Dichtungen. Es würden dies Prädikat viele, vielleicht beinahe alle Lieder verdienen, wenn Gryphius sich von dem Banne seiner bis ins Extrem und dadurch bis zur Einförmigkeit ausgedehnten Eigenart (Stimmungsfarbe möchte ich sagen) freimachen könnte.

Wie oft beginnt der Dichter — auch in den Sonetten bemerken wir dies häufig — mit einer poetischen, aus dem Herzen quellenden Bemerkung, da plötzlich kommt Gryphius mit seiner Manier und drängt den Dichter zurück, und halb haben wir ein wahrhaftes Gedicht, halb ein manieriertes, speciell Gryphiussches Lied. — Dafs wir unserem Dichter dies verzeihen müssen im Hinblick auf den Druck der Verhältnisse, unter denen er stand und unter denen seine Werke entstanden, ist selbstredend; aber wenn wir seine lyrischen Dichtungen auf ihre Schönheit und ihren dauernden Wert als solche untersuchen und darstellen wollen, so müssen wir sachlich zu Werke gehen, das Ewig-Schöne betrachten und sammeln, das Verfehlte aber und das Vergängliche beiseite legen, und wäre es auch noch so vieles und litterarhistorisch oder kulturgeschichtlich noch so bemerkenswert. Wahrhaft schöne poetische Stellen finden wir trotz alledem unendlich oft, und einem Dichter, wie Gryphius, thut es keinen Abbruch, wenn man seine Mängel Mängel und seine Fehler Fehler nennt.

Lassen wir einige Dichtungen für sich selbst sprechen. B. I. 1, V. 3, „Vanitas mundi“:

Was ist die Welt,
Die mich bisher mit ihrer Pracht bethöret!
Wie plötzlich fällt,
Was alt und jung und reich und arm geehret!
Was ist doch alles, was man allhier findt?
Ein leichter Wind!

Das kleine Tier,
Das Seiden spinnt, verstrickt sich in sein Spinnen.
So müssen wir
Durch unsern Fleifs oft unsern Tod gewinnen;
Viel hat Verstand, und was uns weise macht,
Ins Grab gebracht.

O. X. 5, „Vanitas vanitatum vanitas“:

Die Herrlichkeit der Erden
Mufs Rauch und Aschen werden,
Kein Fels, kein Erz kann stehn.
Dies, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.

Was sind doch alle Sachen,
Die uns ein Herze machen,
Als schlechte Nichtigkeit?
Was ist des Menschen Leben,
Der immer um mufs schweben
Als eine Phantasie der Zeit?

Es hilft kein weises Wissen;
Wir werden hingerissen
Ohn einen Unterscheid.
Was nützt der Schlösser Menge?
Dem hie die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

Ist eine Lust, ein Scherzen,
Das nicht ein heimlich Schmerzen
Mit Herzensangst vergällt?
Was ist's, womit wir prangen?
Wo wirst du Ehr erlangen,
Die nicht in Hohn und Schmach verfällt.

Was pocht man auf die Throne,
Da keine Macht noch Krone
Kann unvergänglich sein?
Es mag vom Totenreihen
Kein Scepter dich befreien,
Kein Purpur, Gold, noch edler Stein.

Wir rechnen Jahr auf Jahre,
Indessen wird die Bahre
Uns für die Thür gebracht;
Drauf müssen wir von hinnen
Und, eh wir uns besinnen,
Der Erden sagen gute Nacht.

B. II. 1, IX. 14, „Ruhe des Gemütes“:

Wie selig ist der hohe Geist zu schätzen,
Der des geschminkten Glückes falsche Pracht,
Und was bethörte Sinnen mag ergötzen,
Mit sorg- und kummerfreiem Mut verlacht,
Dem kein Verzagen
Das Herz zerbricht,
Den kein Wehklagen,
Kein scheel Gesicht
Noch Neid ansticht.

Ihm steht, was Welt und Himmel zuschleufst, offen,
Er denen nur, die sein Verstand erwählt,
Von denen gleiche Seel und Gunst zu hoffen
Und Treu, die Freund' erkiest und selten zählt.

Mit diesen teilet
Er Lust und Leid.
Er übereilet
Was nah und weit,
Pocht Tod und Zeit!

Ach könnt ich, was ich jetzund rühm, erlangen!
Ach, mein Verhängnis, was hält mich zurück?
Wenn wird mich doch die süfse Ruh umfangen,
Die schöne Lust, das allerhöchste Glück?
Mich würd ergötzen
Ein lustig Feld
Vor reichen Schätzen,
Der Fürsten Zelt,
Ja Ehr und Welt.

Wir gelangen nun zu einem eigentümlichen Produkte der Ode IV. 10, B. II. 1, „Manet unica virtus“: „Es ist vergebens, Lälia, dafs man acht der Augen Glanz etc.“ — Die Schilderung der Reize Lälias, der reinste Katalog, ist zu ausführlich, um poetisch zu sein, und zu intensiv, um uns den Glauben an die folgenden misogynen und erz-asketischen Verse zu lassen.

Gryphius sagt uns hier etwas, das wir ihm glauben sollen und doch nicht glauben können. Mit einem Wort: als Dichtung ist das Gesagte unwahr und als Wahrheit wäre es nichts weniger als poetisch.

Was wird es helfen, wenn der entleibte Geist
Blofs und allein nach dem Gerichte reist,
Dafs mich ein sterblich Mensch geehret
Und mir mit Anmut zugehöret.

Arme, leichtsinnige Lälia! So etwas sagt kein Verliebter oder nur verliebt Gewesener, der noch dazu ein Dichter ist und deine Reize gerade eben noch so andächtig genau beschrieben.

Gryphius mag es ja wohl auch mit seiner Tugendlehre bitterer Ernst sein, aber hier fühlt und dichtet er nicht, er lehrt und „macht“. Wohlthätig wahr und frisch sticht hiervon ab Ode XI. 21, B. III. 1, „Fortis ut mors dilectio“, auf seine und seiner Ehegeliebten Vermählung. Hier ist Leben und Wahrheit, hier spricht des Mannes warmes, volles Herz:

Lieb ist nichts denn Glut und Flammen
Wie Gott Licht und Feu'r zusammen.
Lieb ist, der nichts gleich zu schätzen,
Wenn man alles Gold der Welt
Gleich wollt auf die Wage setzen;
Lieb ist, die den Ausschlag hält.
Lieb ist trotz der Silberhaufen
Nur durch Liebe zu erkaufen.

Das vierte Buch der Oden, „Thränen über das Leiden Jesu Christi“, schildert in einem Cyklus von Liedern die Leidensgeschichte Christi vom Abendmahle bis zu seinem Begräbnis (die Texte der Lieder sind den Melodien bekannter Kirchenlieder untergelegt).

Die Verse sind von kindlicher Einfalt und Schlichtheit, sie atmen die wahrhaft rührende Hingebung eines Menschenherzens an den Vater und Sohn im Himmel. Wir glauben in den naiven Reimen das liebreizende Stammeln eines Kindermundes zu vernehmen. So z. B. bei der Einsetzung des Abendmahls:

Als das Fest der Ostern nahe,
Und der Herr Messias sahe,
Daſs ihn Judas schon bedacht,
Zu liefern in der Feinde Macht,

Wollt er das Gesetz erfüllen,
Seines Vaters Eifer stillen
Und der Höllen heiſse Glut
Auslöschen durch sein reines Blut.

— — — — — — — — —

Und indem die Jünger aſsen,
Nahm er recht bedachtermaſsen
Das ihm vorgelegte Brot
Und dankte wie gewöhnlich Gott. U. s. w.

Die „Geistlichen Lieder“ wurden von Christian Gryphius in die Sammlung von 1698 aufgenommen. Unter ihnen befindet sich Nr. 2, „Lob, Ehr und Preis“, die freie Bearbeitung eines Stegmannschen Liedes, welches einst einer 1663 erschienenen Sammlung „Josuæ Stegmanns erneuerte Herzensseufzer, übersehen durch Andream Gryphium“ angehörte, von welcher Sammlung aber gegenwärtig kein Exemplar mehr aufzufinden ist.

Die „Geistlichen Lieder“ behandeln unterschiedliche Stoffe. Morgen-, Abendseufzer oder -Gebete, Lob der Geduld, Buſslied, auf des Dichters Geburtstag u. a. Die Gedichte zeichnen sich durch ernste Ruhe und schön abgerundete Form aus, ja eines davon ist den besten Gryphiusschen Werken zuzuzählen. Die „Thränen in groſser Hungersnot“ ist ein Aufschrei des geängstigten Menschen von markerschütternder Wahrheit; das Bild des jammervollen Leidens ist wahrhaft erhaben und genial gezeichnet:

Weh mir! Die ehrnen Wolken brennen,
Die dunkelrote Sonne glüht,
Indem der Grund sich will zertrennen
Und man die Ufer wachsen sieht;

Die Ströme, die sich vor ergossen,
Sind fast den Bächen gleich verschossen.

Der Wald steht laublos und empfindet,
Wie der verhaſste Sud auszehr,
Die Äst und Wipfel oft entzündet;
Schau, wie die Wiese sich verkehr!
Das Gras, mit Blum und Klee vermenget,
Ist bodengleich ganz abgesenget.

Das scheue Wild macht sich von hinnen,
Der Vögel junge Zucht verschmacht;
Man sieht kein Tröpflein abwärts rinnen,
Wie hart der Wettersturm erkracht.
Das Vieh wirft die verdorrten Glieder
Tot bei der leeren Krippen nieder!

Schau, wie die lebenden Gerippe
Mit tiefen Augen dir nachsehn,
Wie sie mit ganz verschrumpfter Lippe
Fast atemlos dich, Herr, anflehn;
Und, wenn sie nun den Geist hingeben,
Zu dir die dürren Arm erheben.

— — — — — — — — — —

Laſs unser Seufzen dich versöhnen,
Eil aus mit mitleidsvollem Sinn
Das Jahr mit Fruchtbarkeit zu krönen,
Daſs unsre Nahrung nicht zerrinn;
Du hast das Leben ja gegeben,
Gieb denn, was nötig ist zu leben!

c) *Kirchhofsgedanken.*

„Die Kirchhofsgedanken", Joh. Kasp. v. Gersdorf gewidmet, enthalten ein Gedicht von Gryphius, zwei solche von Balde, die Gryphius aus dem Lateinischen übersetzte, und die Baldesche Genofeva, übersetzt von Joh. Christ. v. Schönborn. Die Gedichte erschienen in der Ausgabe von 1657. 1662 fügte Gryphius der Sammlung noch ein Gedicht seines Schwagers Daniel v. Czepko hinzu, die „Rede aus meinem Grabe".

Alle diese Gedichte enthalten die Gedanken beim Anblicke der offenen Gräber mit all ihrem Graus. Gryphius wurde durch die beiden Baldeschen Gedichte, die zum Jahresfest des Gedächtnisses der an der Pest Gestorbenen entstanden waren, zu seinem Werke „Gedanken über den Kirchhof und Ruhestätte der Verstorbenen" angeregt. Es war ja ein für die Farbengebung eines Gryphius ausnehmend geeignetes Sujet.

Wo aber Balde Grau in Grau malt und zuweilen doch ein kleines Lichtlein aufsetzt, da malt Gryphius Tiefschwarz in Kohl-

schwarz mit dem schwärzesten Rabenschwarz schattiert. Was uns schon bei Balde schrecklich erscheint, wird uns bei Gryphius wirklich ekelhaft und wir verspüren bei der Lektüre jene direkte Wirkung auf Magen und Kehle, die eine Dichtung nicht hervorrufen sollte.

Gryphius steht auf dem Friedhofe, die Gräber thun sich seinem Blicke auf, und dieser Blick, der am wenigsten dem Dichter, nicht einmal dem gewöhnlichen Menschen, sondern dem einstigen Leydener Anatomen Gryphius angehört, schaut nun alles bis auf die ekelhaftesten minutiösen Einzelheiten, und wir müssen mit ihm die bleckenden Zähne, die von Fäulnisflecken entstellten Lefzen, die in einem Wust von Blut und Eiter sich tummelnden Würmer erblicken, müssen sehen, wie

> Der Augen ausgelöschtes Licht
> Beginnt, sich scheufslich zu bewegen
> Durch innerlicher Würmer Regen,
> Die Nase rümpft sich und zerbricht.

wie in den Brüsten und der Kehlen Röhr Schlangen und Nattern pfeifen, müssen mit ihm das Parfüm aller dieser Lieblichkeiten geniefsen ... Genug, wir stimmen völlig mit Jul. Tittmann überein, wenn er sagt: „Nur schwach ist der Versuch, die tiefen Schatten der entrollten Bilder durch das Licht der Auferstehungshoffnung zu erhellen. Mehr als ein litterarhistorisches und kulturgeschichtliches Interesse kann diese Dichtung heute nicht in Anspruch nehmen.“

d) Der Weicherstein.

„Der Weicherstein“, drei Gedichte, eines von Gryphius, eines von Joh. Kasp. v. Gersdorf und eines von Joh. Christ. v. Schönborn (unter den Pseudonymen Meletomenus, Palamedes und Fontanus), verdankt seine Entstehung — wahrscheinlich im Herbst 1656 — einer Episode im Leben unseres Dichters. Die drei Freunde hatten, gelegentlich eines Spazierganges, auf dem Weichersteine, einem erratischen Steinblock in der Nähe des Dorfes Weichau, Karten gespielt und sich gelobt, diese Zusammenkunft innerhalb zehn Tagen dichterisch zu feiern und Stein und Spiel durch poetische Vergleiche zu verherrlichen. Palamedes (J. K. v. G.) vergleicht, an Schlamm- und Düngerfuhren anknüpfend, den Steinblock mit einem frommen Christen, Fontanus (J. Ch. v. Sch.)

„reim dich oder ich frefs dich“, mit einem Hofmann. Gryphius vergleicht den Stein mit der Welt und das Kartenspiel mit dem Wechselspiele des Lebens. Er überragt — im Gegensatz zu den „Kirchhofsgedanken“ — seine Partner weit an Fülle und Tiefe der Gedanken sowie an Schönheit des Ausdrucks. Wir glauben, Jul. Tittmann hat gründlich fehlgegriffen, wenn er sagt, „der unbedeutende Inhalt konnte nur die Beteiligten interessieren“. Die unbedeutende Ursache des Gedichts und seiner Gedanken jawohl, diese selbst aber interessieren uns heute genau noch ebenso wie die damals Beteiligten.

Betrachten wir nur Stellen wie die folgenden:

Was trägt ein rauher Stein? mit kurzem keine Früchte.
Was liefert dir die Welt? Rauch, Nebel und Gedichte.
Wie drückt des Steines Last! Der steigt nicht himmelan,
Der nicht, was irdisch ist, vom Hals abwerfen kann.
— — — — — — — — — — — — —
Der Stein war an sich selbst nicht köstlich anzusehn.
Könnt jemand aufser ihr die Welt zu Kaufe geben,
Wer schlüg ihm etwas drauf? Was nennt ihr Menschen Leben?
Es ist ein steter Tod — — — — — — — — —

Dann bei der Vergleichung des Kartenspiels mit dem Menschenleben:

— — — — — — Schaut ferner auf den Fall,
Den dir dies Spiel abmal! Die Blätter gelten all,
Nachdem der Schlufs gefafst! Wenn man das mindst erwählet,
Wird, wo nicht rechte Farb, auch 1000 nicht gezählet.

Endlich die trefflich ausgeführte Mahnung:

— — — — — — — Freund, wo du bedacht,
Ein tief verdeckt Gemüt ohn Argwohn zu entdecken,
So lock es zu dem Spiel! Zorn, Eifer, Angst und Schrecken
Tritt jedem auf die Stirn; und halt die Sinnen fest,
Wann er schon gegen dir sich in den Kampf einläfst!
Mir war es schon genug, ich hab es oft bewehret;
Du seist auch, wie du seist, wofern dein Herz begehret
Zu forschen, wie es sei um einen Sinn bewandt,
Mit dem du leben sollst, gieb acht, wie er den Tand
Der Erden überseh, ob ihn Verlust der Sachen
Und (was noch mehr) der Freund auch könn unsinnlich machen!
Gieb acht, ob ihm das Glück die stolze Stirn erhöh,
Ob er denselben Schritt dann wohl vor diesem geh.

u. v. a. m.

e) Vermischte Gedichte.

Die „Vermischten Gedichte“, nach dem Gebrauche der Zeit in Hochzeits-, Begräbnis- und Vermischte Gedichte gegliedert,

sind Dichtungen aus dem Nachlasse des Andreas Gryphius, welche sein Sohn Christian den gesammelten Werken seines Vaters anschlofs (zusammen mit dem oben genannten V. 3. Buch der Sonette 1698). Die „Begräbnisgedichte“ (denen auch das Gedicht „In einer tödlichen Krankheit“ zugezählt ist) sind (s. Palm) teils aus Freundschaft und Hochachtung freiwillig dargebrachte, teils für bare Belohnung gedichtete sogen. Parentationen voll gelehrter und wunderlicher Beziehungen didaktischen Charakters. — Ebenso die „Hochzeitsgedichte“.

Der letzte Teil, die „Vermischten Gedichte“, enthält Dichtungen an seinen Bruder Paul, auf den Untergang der Stadt Freistadt, die zwei Strafgedichte, Kapitän Schwermer und noch einiges andere. Wir stimmen H. Palm völlig bei, wenn er bemerkt, der Verfasser habe diese Gedichte mit richtigem Gefühle von seinen übrigen Werken ausgeschlossen. Litterarisch-ästhetischen Wert haben sie nicht.

In litterarhistorischer Beziehung (in betreff der Nachrichten von dem Jugendleben des Dichters s. H. Palm) mögen sie nicht unwichtig sein.

Wir wären nun am Ende unserer Arbeit angelangt und hoffen, dafs es uns gelungen ist, zu zeigen, dafs Andr. Gryphius auch als Lyriker Unvergängliches und Dauerndes geschaffen, wenn auch bisweilen die von Zeit und Umständen gezeugten Fehler und Mängel uns den Genufs seiner Werke etwas beeinträchtigen und schmälern.

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, und eine Flamme, von schweren Windstöfsen hin und her gejagt, wird grofse und dichte Schatten werfen, desto freudiger aber begrüfsen wir dann auch immer wieder ihr siegreiches Aufblitzen.

Heidelberg. Karl Hartmann.

Proprium Sanctorum,

Zusatz-Homilien des Ms. Vernon fol. CCXV ff. zur nördlichen Sammlung der Dominicalia evangelia.

Mitgeteilt von

C. Horstmann.

(Schlufs.)

Rogabat Jh*esu*m quidam phareseus (Luc. 7, 36—50).[1]

WOrldus weole Made Marie wede,
whil heo was child *in* hir*e* feirhede;
heo caste hire Maidenhed awei,
whon heo ȝaf hire to synful play.
Ofte makeþ þis worldus wynne 5
þeos feire wymmen falle in synne!
heo liued longe In lecheri,
Ar crist hedde of hire merci;
he com gostly to hire herte
And mad hire torne to good querte: 10
heo þouȝte heo hedde heuene tynt,
And sone of synne þo gon heo stint,
heo rewed of hire synnes ful sore
And ofte hedde care more and more.
Non þat hereþ speke of Mari, 15
Ne thar haue wonhope of godus merci.
ffor þeiȝ a mon do muche synne,
And he wole þerof blynne,
God of heuene is euer redi
To haue of him ful good merci. 20
þat was seene on Maudelayn,
þat mony synful makeþ fayn. —
Seint Luc, þe gode gospeller,
Telleþ vs on what maner
þat þis ilke sunful Mari 25
hedde forȝiuenes and Merci.
he seiþ þat in þat ilke toun
woned a Mon þat hette Symoun,
þer Marie woned whon þat ho
hedde wille penance to do. 30
þulke Symound was Mesele;
But crist hedde ȝiuen hi*m* his hele.
he hedde I-nouh wher-of to liue
And alm*us* to þe pore to ȝiue.
he preyed crist, as auntur felle, 35
wiþ him to þe mete to dwelle;
And crist, þat seknes from hi*m* hed kest,
Com and eet wiþ him as gest.
Soone whon Mari herde say
þat crist schulde dwelle to mete þat dai, 40
heo com þer as crist was set.
wiþ wordus feire heo him gret,
wiþ teres þer heo wosch his feet
þat heo of hire eȝen leet,
heo wept hem aftur wiþ hire hare, 45
And custe hem ofte wiþ swete fare;
heo anoynt hem wiþ an oynement,
þat alle feled swetnesse þer present.
þat oynement i-bouht heo hadde
To anoynte hire bodi badde, 50
To make swote smelle hire bodi,
while heo vsede hire foli.
þis Symound þat i spac of ere,
Biheold þis wo*m*mons loueli here:
he þouȝte, for crist was *pro*phete, 55
heo scholde not ha touched his feete,
And als, him þouȝte, wite þat ho
weore vnworþi þat dede to do:
ffor synne mad hire vnworþi
To touche him þat was holi. 60
And as Symound þouȝte þis,
Crist wuste what he þouȝte, i-wis,

[1] V. 23—100 ist identisch mit v. 1—76 der ersten Evangeliengeschichte desselben Ms. (ediert im Archiv 1877, p. 241), wo indessen die nördlichen Spuren weniger verwischt sind.

And seide: „Symound, tak hede to me,
I haue sum þing to speke to þe.“
Symound onswerde and seide him tille: 65
„Sei on, Mayster, what is þi wille.“
Crist him seide a saumple þon,
And seide: „hit was a Riche mon,
þis Riche mon hedde dettours two
þat ouȝten to him moneye þo: 70
On ouȝte to him fifti penys,
Anoþur an hundred or þe prys.
Nouþur of þo men, soþ to say,
hedde peny to make wiþ his pay:
he hem forȝaf heore dettes boþe, 75
wiþ-outen stresse or eny loþe.
wheþur of þeos two in plas
Most holden to him was?“
Symound onswerde crist ful sone,
As him þhouȝte hit was to done, 80
And seide: „to whom he most forȝaue,
Most loue schulde to him haue.“
Crist seide anon: „þow demest riht.
þus fareþ þe dette of synful wiht.
I com hidere as vncouþ mon: 85
watur to my feet ȝaf þou non;
þis wommon haþ wasſchen my feet
wiþ salte teres þat heo leet,
heo haþ maad hire hed bare
And wyped my ffeet wiþ hire hare. 90
Cos ȝaf þou me non heer-Inne:
To cusse my ffeet con heo not blynne....
hire synne forȝiuen is and away,
ffor muche loue þat heo haþ don to-day.
þe lasse þat mon loueþ me, 95
þe lasse synne may forȝiuen be.
But for hire loue is to me lele,
I forȝiue hire synnes fele.“
God seide: „go, wommon, in pes,
ffor al þi synne forȝiuen is.“ 100
þis is þe strengþe of vr gospel,
As Mon in englisch [tonge may tel].

Whon we þenken, soþ to seyn,
Of þis synful Maudeleyn
And on þe wepyng þat heo tok 105
whon þat heo hir synnes forsok,
More likyng may we haue to wepe
þen eny oþur murþe to kepe.
þis wommon, ar heo lafte hire synne,
ffful vnwrast heo was wiþ-Inne, 110
heo nolde no good techyng tast,
But wrouhte hir owne wille in wast.
Til a tyme þat fel in quert,
þat Jhesu com in to hire hert.
To precen in heo not let 115
þer þei weore to mete iset.
ffurst heo offred to god on heih
Teres, wepyng ful bitterli,
And al for hire synne hit was —
þus bi-gon heo in þat plas, 120
AMong þe gestes þat þer seete
heo lette not for schome to wepe.
þat ilke same Marie hit is
Of whom Mark bereþ witnis
þat seue deuelen at þe last 125
weore from hire out cast.
Marie seue deuelen hadde,
wiþ alle vices heo was ladde.
But whon þis wommon bihuld
þe place of fulþe in hire ibuld, 130
heo Ron, soþly for to telle,
Of Merci to þat holy welle,
þer to wasſhe hire al at ene
And fulliche to make hire clene.
To vr lord heo brouhte þo 135
An Oynement ful swete also,
fforte abate þe foule stynk
Of hire fflesſches lykyng.
wiþ þe Oynement so neuȝ
heo anoynt þe feet of Jhesu; 140
heo bigon lowe in kynde,
ffor heo wolde heiȝe clymbe.
ffor heo hedde ek coueyted vnriht
Of worldly þing wiþ eȝen siht,
hire eȝen þer heo dude despise 145
wiþ gret wepyng in alle wyse.
And for heo hedde also beo proud
And of hire hed wondur stout,
wiþ þat her heo wipte wiþ wille
þe teres þat on his feet dude trille. 150
ffor heo hedde I-spoken als
wiþ hire mouþ muche and fals,
And þat Mouþ assent to mene
To cussynges lechours vnclene,
wiþ þat Mouþ stunt heo nouht, 155
Cristes feet to cusse heo souht.
wiþ alle hire lymes herbifore
þat hedden synne I-vsed ȝore,
heo hem torned in þis cas
To Godus seruyse bi his gras, 160
wȝuche bifore by foul haunt
To synne weore ful seruaunt.
þis synful wommon furst vnsleih,
God forȝaf hire skerly
And seide to hire on þis manere 165
As ȝe schul aftur here;
Of mony synnes heo was releset,
And for heo god loued muchel and plesed,

And for heo schulde nomore do so,
he seide: „wommon, in pes þou go.“
þerfore, breþeren, beo we bolde
Penaunce forte take and holde;
Beo we not þerto febul þan,
Take we ensaumple at þis womman:
þenne touche we sone to þe feet 175
Of vre sauiour so sweet.
Boldly penaunce is þe Roote
Of forȝiuenes, þe beste bote.
þe same fflesch þat dude þe synne,
Penaunce in hit we moste bigynne —
ffor þat is beter mony-fold
þen hit to bugge wiþ seluer and gold.
ffurst we moste bigynne þus:
Serwe for synne take wiþ vs.
þat may ȝe lerne wiþ-oute fable 185
Bi a Beest vnresonable:

Of a best þat is like a man in visage.

IN Bok a best we fynde con
þat haþ a face as a Mon.
whon hit hungreþ, forþ he geþ,
ffint a Mon and him he sleþ, 190
he fedeþ him on þat bodi
And goþ to drinke to watur neih.
whon he comeþ to þat place
And in þat watur seoþ his face,
þen he biþenkeþ him vnfayn 195
þat he his liknesse haþ slayn;
Such serwe to him he takeþ,
his lyf sone he forsakeþ.
þis is aȝeyn þeos wymmen
þat ouerliggen heor children þen, 200
ffor þei slen þer bi distresse
þat is heore owne liknesse.
But þei amende hem ar þei go,
Godus liknesse þey slen also,
þat is þis, to biginne, 205
fforsoþe her oune soule wiþ-Inne.
his soule he sleþ in his dede
whil he his flesch wiþ synne wol fede.
At þis Beest wiþ-oute resoun
Take ensaumple alle we moun 210
Serwe to vr-self to take
And for vr synnes amendes make.
hou we schulle þat dede don,
I wol ȝou telle feire and son.
Penaunce is a salue sleih 215
To hele synne þat is dedly.
Penaunce do hit hose wol,
he schal hit fynde nedful;
Ȝif he trewely þerin wende,
hit is spedful at þe ende; 220
To don hit is a noble dede,
we schul fynde hit ful of mede.
Neodful þenne to vs hit is
And to almonkynde, I-wis:
ffor ouþur schul we don hit here, 225
Or aftur we ben ileid on bere;
Neede reherseþ in þis caas
þat we may not from hit pas.
Betur weor here ȝeres tweyn
þen þer a day, soþ to seyn; 230
ffor þat a mon schal þer fulfille,
hit is muche aȝeynes his wille;
So muche þonk naþ not he
As þat he doþ of wille fre.

Off mirre-tre þat ȝiueþ two-maner gummes.

A Maner tre, forsoþe, we fynde 235
þat Mirre ȝiueþ be wei of kynde;
Two Maner of Mirres from him goþ:
On wiþ loue, anoþur wiþ loþ;
þe ton is taken out bi craft,
And þe toþur freoly laft. 240
But þat þat so geten may beo
Bi fre wille out of þe treo,
hit is þe beter, beo ȝe bold,
And more of miht an hundred-fold.
So is þat penaunce, forsoþe, 245
þat mon of his freo wille doþ.

hou a brid wan he fleth maket a cros.

A foul þat vp his fliȝt schal take,
ffurst a cros he mot make;
whon he in þat ilke tyde
his whinges casteþ on eiþer syde, 250
þen lok his hed and to his tayl:
And of a cros þou maiȝt not fayl.
ȝif we þerfore wole vp flyȝe,
To cros of penaunce mote we hiȝe.
ffor ȝif þou scholdes a burþen bere 255
þat heui weore þe to dere,
wher were hit betur þi-self hit do
Or haue a felawe to helpe to?
þis ilke burþun penaunce, i-wis,
To bere hit þus, my red hit is, 260
whil þi bodi, þat is his fere,
In eorþe is wiþ þi soule here;
ffor beter may ȝe bere hit so
þen on bi him-self to go.
ffor o day in eorþe here 265
Releseþ In purgatorie a ȝere;
þis forsoþe þe skil mot beo:
ffor hit comeþ of wille freo.

---

177 l. bodily. 203 þei st. men?

A man haþ [1] two-maner londes to ferme.

Two maner of londes breme
vche mon haþ her to ȝeme: 270
To terme of ȝeres þe ton to seyn,
But þei ben in noun-certeyn;
þe toþur is of beter store,
hit is ffee for euer-more.
ȝif we wiþ muche cost gouerne 275
þat lond þat we haue to ferme,
whon vs best lykeþ þer to play
hit schal beo take from vs away.
þerfore is betur þat we spende
þe gode tresour þat god vs sende, 280
To tile nobliche þat lond
þat neuer schal out of vre hond;
þen whon þe ferme-lond is take,
þer we may vs muri make.
þeos londes þat I here of mene, 285
Bodi and soule þei ben atene.
þi bodi is terme of ȝeres so,
þou nost what tyme hit to forgo.
Lei not þeron to muche trauayle,
ffor hit wol þenne at neode fayle; 290
But lei þi cost and þi kepyng
vppon þi soule, þat heiȝe þing:
ffor hit schal neuer-more dye,
weole or wo wheþer hit drie.
Sette and sowe þer-in Inowe 295
Penaunce and gode vertuwes to growe. —
þus may we seo bi word and dede
þat penaunce moste beo don neede.
Spedful als hit is anon:
To heuene hit makeþ men sone to gon, 300
To þat blisse þat is so hiȝe,
In þe twynklynk of an eiȝe.
Medful also þenne hit is:
hit makeþ a Mon to wone in blis;
þat schal he haue wiþ-oute distaunce
Euere, for he dude penaunce. —
vre penaunce þen moste we do
hastily, and lastyngly also.

Off a fisch þat euere slepeth.

ÞEr is a ffisch, wiþ-oute lesynge,
þat in þe see is walkynge, 310
Euere he slumbreþ and eke slepeþ,
Bote whonne he to his mete kepeþ;
whon he is so in slep þrowe,
A Mon may vneþes knowe
wheþer he lyueþ eny-þing, 315
But bi a luytel meuyng.
Comeþ þe ffisschere wiþ his net
And abouten him he set,
þen is he taken so vnfayn,
And so in sleuþe is he slayn. 320
þe ffifch is he þat nul not hiȝe
To do penaunce hastilye,
But liþ slepynge in þe séé,
þat worldus catel cald may be.
þe more þerof a Mon drinke, 325
þe sarre afurst him schal þinke;
vnneþe in him is eny lyue,
Touward heuene him to driue,
Not ones par auntur in þe wike
A pater noster to biseke. 330
Comeþ þe deuel atte laste
And caccheþ him in his net faste,
þer he sleþ him, soþ to telle,
ffor he makeþ him go to helle.
To do penaunce hit is ful late 335
whon þe deþ is at þe ȝate.
þerfore penaunce moste ben
hastely don, as we mouwe sen. —
Lastingly, hose wol be meke,
he moste do his penaunce eke. 340
ffor þeih þe ffend venymous,
þat euere haþ Envye to vs,
Makeþ vs vr penaunce to berste,
As ofte doþ he for þe worste,
Schriue we vs wiþ good wille 345
And take we hit aȝeyn vs tille;
þouȝ hit beo bitter to vr flesch,
To vr soule hit is ful nesch.
Moyses caste his ȝerde him fro,
In to a Neddre hit wox þo; 350
vr lord bad him for his geyn
Take hit bi þe tayl aȝeyn:
Aȝeyn he tok hit bi þe ende
And in to a ȝerde dude hit wende.
ȝif we vr penaunce take so, 355
To heuene hit wole make vs go.
þenne is þis good ordinaunce
Lastyngly to do penaunce;
And þat we moste do freoly,
Bi þe Mirre-treo ȝou told I. 360
Bi vr bodi set we no-þing,
Bute vr soule to blisse to bring.
Ensaumple þerof may we take
And bi a wylde brid hit make.

On ensample of a bryd in a cage.

A Brid In to a Cage cauht, 365
þer-In he liueþ ful vnsauht,
he rewardeþ mete ne drynke
Nor on song wol he þenke,
But lokeþ euer niht and day
hou he mihte skape away, 370

[1] Ms. had. 274 Ms. in st. is.

To his kuynde wolde he pas
þat he furst fro taken was;
At eueri hole of þat Cage
he a-wayteþ to ha passage.
So schulde we here bi riht 375
Awayte euer day and niht
hou we mihte out breke
Of þis world we ben in steke,
And comen to vre kuynde aȝeyn,
þat is paradys, certeyn. 380
hose wol do þus, sone he comeþ
To þat blisse þer Maudeleyn woneþ.
he vs sende þat ilke grace
þat brouȝt hire to heuene-place.
Amen.

Accessit ad Jhesum mater filiorum Ȝebedei (Math. 20, 20—23).

Vppon a tyme as Jhesu went,
To him a wommon com present,
þe Modur heo was, as I sei þe,
Of þe sones of Ȝebede;
Gret worschipe to him heo dude 5
And asked him sumwhat in þat stude.
Jhesu asked hire what heo wolde.
And heo anon to him tolde:
„Graunte me þat my children tweyn
Mou sitten as I schal now seyn: 10
þe ton on þi Riht half to byde,
þe toþur on þi luft syde,
In þi kyngdom þer þou schalt leende
Euer-more wiþ-outen ende.“
Jhesu onswerde wiþ wille fre: 15
„what ȝe aske wite not ȝe.“
he seide to þe children wys:
„May ȝe drinke of þat chalys
þat i schal drinke herafturward?
Loke hit beo not to ȝou to hard!“ 20
þei onswerde wiþ-outen nay:
„Ȝe, lord,“ þei seide, „do hit we may.“
vr lord seide to hem þan:
„hose of my chalys drynke can
And trewely wole þat drynke abyde,
Sitte he schal on my riht syde;
Bote to me hit is no-þing
To graunte þis oþur askyng,
On my luft syde for to sit —
þat askyng nis not al bi wit; 30
Non oþur þerto schal come
Bote þeose men alle and some
þat my ffadur haþ to demeyned
And also for hem hit ordeyned.“

þis is þe strengþe of vre gospel, 35
As Mon in Englisch mai ow tel.

Þis wommon þat þus com þore,
was Modur of Jon and Jamus þe more;
Sones þei weore, wiþ-outen stryf,
Of Ȝebede, and heo þe wyf. 40
þis wommon here asked and chees
To haue worldli worþines,
To hire children heo wolde hit haue,
þerfore þus heo dude hit craue.
þer as vr lord hem asked riht 45
wher þei of his chalis drinke miht,
þat was þe deþ þat he schulde take
Only for Monkuynde sake.
Anon þei hit graunted wel
And seide ȝe of eueridel: 50
þis was to seye, sikerlye,
Riht as crist for mon schulde dye,
þe deþ þei schulde take grym
ffor þe knowleching of him.
ffor Jhesu hedde biforen seid 55
þat he schulde to deþ beo leid
And þe þridde day arise
And Regne þenne as heiȝ Justise:
þis wommon wende and hedde trist
þat aftur his holy vprist 60
he schulde ha ben a bodily kyng
her on eorþe regnyng
And deled worldly godus in pres
To hem þat he toforen ches;
þus bi worldly Couetyse 65
heo was stured in þis wyse.
Jhesu seide to hem ‘dere,
Ȝe witen not what ȝe asken here.’
þe Modur of þeos children two
þus asked þis þyng þo, 70
Ȝit nolde crist hire not blame,
Bote þo children þer bi name,
ffor bi pouwer of his godhede
he vndurstode, haue we no drede,
þe þing þat heo hedde asked þan 75
Of hire children furst hit cam. —
Bi þis wordus heer-bifore
Crist scheweþ of soffring sore,
þat a mon soffre mote
Mony diseses for his bote 80
In þis world whil he wol byde,
ȝif he wol sitte on his riht syde.
Jamus soffring nas not bihynde,
As þis day makeþ mynde;
he dronk of godus chalys clere — 85
þerof beo we out of were;
As we rede In his legende may,
he was byhedet, hit nis not nay;

---

10 l. mon. 24 ff. setzen einen verderbten lat. Text voraus.

Such was þenne his suffringe
Bi ffals heroudes biddynge. 90
Bote of his goode broþur Jon
So fel hit not sone anon;
Of his lyf was mad non ende
Bi Martirdom, whon he schulde wende.
But of þe chalys he dronk a fit 95
whon he in to þe tonne was pit
fful of wellyng oyle sad,
As þe luþur Domician bad;
And also in a-noþur plas:
Bifore Aristodum he was 100
And þer he dronk wiþ wille grym!
Bitter Atter and eke venym —
But forsoþe hit greued him nouȝt,
Bi Crist awey hit was I-brouȝt;
Also he was to scourgyng sende, 105
As witnesseþ his legende. —
herbi may we wel seo
þat heuene-kyngdom mai not beo!
Onliche ȝiuen bote to hom
þat muche serwe suffren hem on; 110
As hos seiþ, such as ȝe are
To heuene-kyngdom ȝe may not fare,
Bote suche as ȝe ben schal
To heuene may ȝe come wiþ-al.
þer as he seide 'myn hit nis 115
To graunten ȝow askyng þis',
þat was to mene, soþ to say,
whil þei in pruide and heiȝnesse lay.
þerfore is good þat we seke
Euermore to beo meke, 120
And so may we come euene
To þe heiȝe blisse of heuene.
But hose wol haue þat ilke blis,
he mot him chaunge from þat he is —
I þe telle, leoue broþur, 125
hit is elles ordeynd to oþur.
Beo we 'oþur' al at ene,
And þen is hit to vs to mene.
Bote what is þis for to say
Beo þe oþur, I ow pray? 130
Ȝe þat wole on hiȝ flyȝe,
Make ȝou here louhlye.
A ffoul whon he takeþ his fliht,
he loweþ him forte make him liht.
þe lower þat mon her beo, 135
þe herre to heuene schal he fleo.
þerfore liht we vs make,
þat we may þat wey take;
Clanse we vs of vre synne,
Let not heuines ben vs wiþ-Inne: 140
þen may we safly wende
To þe Joye wiþ-outen ende.
þider mote he vs bringe
þat maade of nouȝt alle þinge.
Amen.

Nisi granum frumenti cadens in terra.

Intrauit Jhesus in quoddam Castellum (Luc. 10, 38—42).

Seint luc, þat holi mon,
Telleþ vs here, as he wel con,
þat Jhesus entrede In to a Castel
wiþ muche worschip feir and wel.
þen was þer a wommon, 5
Martha was hire rihte nom:
heo tok Jhesus in to hire hous
wiþ semblaunt good and dilicious.
And þer was Martha suster in hiȝe,
whos nome was cald Marie: 10
þe whuche sat, as wommon meke,
A-louh bifore godus feete
And hedde lyking forte here
þe wordus of god þat weore so dere.
Martha was bisy, as was hire wone, 15
To serue tentyfliche godus sone.
As Martha stod Jhesu bifore,
þis wordus seide heo to him þore:
„Lord, whi not recche ȝe
þat my suster nul not wiþ me 20
Serue to ow here in þis stede,
But let me one in word and dede?
Sey to hire þerfore sum-þing,
Me to helpe in hiȝing.“
þen onsweryng vr lord gon say 25
To gode Martha þat ilke day:
„Martha, Martha, þou art bisy
And istorbed þe more in hiȝ.
wherfore i sey, on is nedful, —
So þat hit beo nou i wol. 30
Marie þe beste partye haþ chose,
þat fro hire nas not do to lose.“
þis in þe Tixt of vre gospel,
As Luc hit seiþ feir and wel.

ÞE goode clerk holy Beede 35
Expouneþ þis gospel feire in dede,
And seide of Martha þis wordus þus:
þat heo was wommon Religius
And tok Jhesu into hire hous,
hire loue to him was precious; 40

---

106 Ms. þis.

32 Ms. for st. fro.

heo made hire bisy and occupied,
God seruede heo wel and tried.
And for hire suster sat to heere
Godus wordus þat weore dere;
ffor heo trauayled wiþ so gret wille 45
And hire suster sat þer so stille,
þerfore vr lord aske heo wolde
whi hire suster hire helpe ne scholde.
Martha þis him asked þo
As domes-mon bitwenen hem bo. 50
God onswerde for Mari
As hire avoket ful treweli.
ffor Jhesus seide in his sawe
fful bisy heo was al þat dawe,
whil on was neodful in þat pres; 55
Marie þe betur *par*tie ches,
þat nas neu*ere*, as I þe sei,
ffro hire take ne don awei.
Nou ha we herd Marthas askyng
And hou þat god onswere dude bri*n*g.
Marie was aboute þat hord
To here and lerne godus word;
And Martha bisi aboute eode
hou heo mihte best god fede:
þerfore he seide þat Marie 65
hedde chose þe beter partie.
At þis feste þat Martha made
Was Marie Joyful and glade,
And whon Marie, I ow bihete,
hedde herd þis godus wordus swete,
In to hir herte heo tok hem sad
And þer hem wrot and aftur rad.
And whon Martha askede hire askyng,
Aȝeyn þen seide not heuene-kyng
'Rys and go forþ anon 75
And help þi suster in þis won'.
A gret swetnesse hedde Marie þon
To here him speke, god and Mon,
ffor hire þhouȝte hit p*ro*fyt more,
þen to beo aboute hire baly þore. 80
hir suster trauaylde bodily,
And heo ful gostly, witerly;
Marie was þo In alle wyse
Aboute þ*er*fore þe beter seruise.
þenne seide Jh*es*u to Martha freo: 85
Aboute muche occupaciun þeiȝ þ*ou* beo,
Aboute (!) on, he seide, was more nedful:
þe sely soule from serwe to pul.
ffor beter so a-twynne þei were,
þen forte ha serued to-gedere Ifere, 90
he seide Marie hedde chose þe bet;
þat oþur for non vuel he hit set —
ffor Marthas doinge was ful good;
Bote Maries þe beter, þer heo stod,
ffor heo was aboute bote o þing, 95
And Martha monye in doing.
þat o þing was soule-hele,
þat Mony þinges passeþ in his dele.
þerfore seide Jh*es*u bi þis skil
'O þing is nedful mon vntil', 100
Not only oþing from moni to gon,
But mony godnesses to come fro*m* on.
Mony þinges are þo to glade
þat for vs in þis world god made;
Bute verrey o þing þat is he, 105
On in godhede, bote p*er*sones þre,
þat made heuene and erþe w*i*þ much wy*n*ne
And alle þinges þat ben þer-Inne,
And þeose and oþur þinges
Made o kyng of alle kynges. 110
þerfore seide Jh*es*u in hiȝ
þat o þyng was Necessari,
ffor he was on, in word and dede,
And of him þus hedde þei neode.
þat kyng þat gracius is 115
Bring vs, lord, to þi blis. Amen.

---

41 Ms. biri. 49—50 u. 51—52 im Ms. umgesetzt. 58 Ms. for. no dom. 60 Ms. onswerde. 70 tilge hedde.

Facta est contencio inter discipulos (Luc. 22, 24—30).

Vppon a tyme þ*er* ros a strif
Among þe disciplus ryf,
whuche of hem schulde be sen
Most Mayster forte ben.
Jh*es*u sone to hem seide, 5
A feir ensaumple to hem leide:
„kynges of folk fer and neer
Schul take lordschipe and pouwer,
And for þat pouwer and for þat fame
Maistres schal beo cald her name. 10
But I ow warne, on and alle,
So wiþ ow hit schal not falle:
wȝuche of ow þat wolde beo mest,
he schal beo mad as þe lest;
And whuche tofore wolde beo so, 15
As a seruaunt he schal go.
wheþer is he þat sitteþ more,
Or he þat serueþ him to-fore?
Nis hit not he þat sit?
Ȝe may knowe bi kynde wit. 20
I am euere amidde ȝow
As he þat serueþ for ȝor prow.
And ȝe beo þo þat wiþ me dwelle
In my temptaciun, to telle:

And I dispose to ȝou heere, 25
As my ffadur good and dere
haþ disposed for me
In heuene-kyndom forte be:
ȝe schul ete and drynke þan
On my Bord In my kyngdam, 30
And also ȝe schule sitte eke
On þe Trones, for ȝe beo meke,
Juggyng, as I sigge my-selue,
Of Israel þe kuyndes twelue."
þis is þe strengþe of vre gospel, 35
As Mon in Englisch tonge may tel.

ÞEose disciples, sikerly,
þat striuen here aboute maystri,
heor Meke Maister euer kynde
Repreueþ hem not, as we fynde, 40
Of þat strif among hem drawe,
But bi Mekenesse in sawe
þe goode wei of Mekenes
he bad hem folwe more and les;
In Meke maner he hem tauht, 45
As was aboute to make hem sauht,
þis mekenesse as I haue tolde,
As holi churche schulde holde —
Al-holy chirche is þis þing:
þei þat ha lernd godus techyng. 50
Jhesu seide 'eorþly kynges
Of folk ha lordschipes and preis-ynges,
And for þat Maistri and þat fame
Grete þei beo calde In name;
Bote so', he seide, 'schul ȝe not be 55
þat suwe þe techyng of me;
Ȝe schule in no Maner beo glade
kynges of folk to beo made,
Lordschipes, Maistries forte haue
And make sogettes Mon and knawe;
Beo not aboute in non hast
To haue preysynges þat ben wast,'
But aftur ensaumple of þat kyng
þat is euer-more lastyng,
he bad þei schulde hem make lasse 65
And as seruauntes forþ to passe.
'Beoþ seruauntes', he seide, 'at al,
To hem þat ȝe gouerne schal;
ffor ned hit is, soþ to sen,
Bi Mekenesse felawes to ben 70
To hem þat wel wolde certeyn
Euermore hem aȝeyn.
And hose makeþ eny trespas
Bi loue of rihtwysnes in plas,
Let charite wiþ al ȝor miht 75
Beo Mediatur to make hit riht.
And þerfore in no maner
Coueyte ȝe not so gret pouwer.'
whose Coueyteþ heiȝ astate,
Ofte men seon him foule abate, 80
ffor such astates in moni a tyde
Rauisscheþ a mon in foul pride.
þerfore in a place he seiþ
A word þat is of gret feiþ:
'A Mayster men han þe ordeynt, 85
But let no pruide beo wiþ þe meynt;
Beo þow euere among hem dere,
As hit on of hem weore.' —
Vr lord seide aftur þis,
þat is heiȝe kyng of Blis: 90
'wheþer is he þat sit more,
Or he þat serueþ hem bifore?
Nis hit not he þat sit?
Ȝe may knowe bi ȝor wit.
Amiddes ow euer am I 95
Ow to serue sikerly.'

IOn þe Ewangelist in a place
Reherseþ þeos wordus of grace
þat Jhesu seide as ȝe schul here,
wordus of Mekenes clere: 100
'Syn I haue wasschen ȝoure feet alle,
As lord and Mayster principalle,
Euerichon ȝe schul wasch oþur,
As Broþur schulde do to Broþur.'
Bi þis word forte haunt 105
he tauht hem alle to beo seruaunt.
ffor al þat vr lord haþ born
In flesch for vs þat weore lorn,
Al hit was, to vndurstonde,
vs to serue and bringe of bonde. 110
þerfore he seiþ ful swetely,
þat toucheþ to þis Matere heiȝ:
'þe sone of mon com not he
Only Iserued forte be,
Bote he com wiþ-outen nay 115
To seruen vs boþe niht and day.
þe sacramentes of his blod
he ȝaf to vs wiþ wille good,
his lyf he ȝaf, wiþ-outen lesynge,
ffor mony monnes aȝeyn-Buggynge.'
þerfore, as he his lyf put
To make vs and his godhede knut,
Ensaumple to eueri trewe broþur
Schulde good wille puite for oþur. —
þen seide Jhesu, as I ow telle, 125
fforþur-more in þis gospelle:
'ffor ȝe ha dwelled wiþ me
In my temptacions to se,
þerfore I ordeyne to ȝou,
As my ffadur for my prou 130
haþ ordeynt me a kyndam,
Ȝe schulle hit haue þan.'

49 As st. Al?

Not for þe bigynnyng
Of her goode suffring,
þerfore wiþ-outen drede 135
Schul þei nouʒt haue þat mede,
But for þe wel duryng haunted
heuene-kyngdam was he(m) graunted.
þis suffraunce, wiþ-outen nay,
Studefastnes hit is cald ay, 140
Strengþe of soule wiþ-outen strif,
And also strengþe of gostly lyf.
Studefastnesse is þe pileer
Of alle vertuwes fer and ner;
þe goode werkes of resoun falle 145
Bote duryng soffraunce be principalle.
þerfore, breþeren, striue we
In duryng soffraunce for to be;
ʒif we beo goode, wiþ-outen fayle,
No turmentrie of worldus assayle, 150
Ne of þe fend, vr fflesch also,
Schal not parte vs vre God fro.
hose wel lasteþ to þe ende,
he schal saaf to blisse wende.
þer crist seide ful of loue 155
'So as my ffadur aboue
haþ ordeynt kyngdam me to,
I haue ordeynt to ʒow also':
þe ffadur haþ disposed to wone
heuene-kyngdam to þe sone. 160
he him made Boxum þon
To dye vppon þe cros for mon;
þerfore þe ffadur wiþ-oute fayle
haþ him vp rered for his trauayle,
And he haþ ʒiuen him a name 165
Al oþur aboue in Joye and game.
hose wole wiþ þe sone duire
In his temptacions sure,
he hem wole lede in-fere
In to heuene-kyngdam clere. 170
Aftur þis seide vr lord,
As Luc here bereþ Record:
'ʒe schul ete and drinke þan
On my Bord in my kingdam':
þat Bord is euer forþ iset 175
To alle holy wiþ-outen let,
þe goode to feede wiþ gostly grace
Euer-more in heuenly place.
In a-noþur place Meke
Crist spekeþ of þis mete eke: 180
'Blessed,' he seide, 'beo alle þo
þat hungren and þursten euer-mo',
þat is to sei, aftur þat Mes
þat is icald Rihtwysnes,
'ffor, sikerly, þei schul beo fuld 185
In þat blisse abouen I-buld'.

---

134 Ms. ʒor st. her.

þeose beo þo þat beþ nouht
wiþ temptaciun doun brouht.
And þenne Jhesu seide eft-sones
þat þei schulde sitte on Trones, 190
Juggyng þat to hem fel,
þe twelue kyndes of Israel.
þeos beo þo wiþ-outen strif
þat trewely trauayled heere in lyf
And soffred temptaciuns and wo 195
Of wikked pepul in world þo
And weore demed wiþ-outen skil
And tok heore dom wiþ good wil;
wiþ vr lord schul þei þerfore
In heuene dwellen euer-more. 200
þei schul come wiþ him also
whon he to þe dom schal go,
Domus-men to beo rihtwyse,
hem to deme and to diuise
þat in þis world dude hem schame 205
ffor Godus sake and his name.
And for þe spyt þat þei had
And tok hit mekely and glad,
þer þei schul wiþ-outen weer
Entre in to þe grete pouwer, 210
hiʒe seetes þer takyng,
Euer to dwelle in lykyng.
he vs graunte þer to wone
þat is mon and godus sone.

Liber generacionis Jhesu Christi fili.

Nunc iudicium est mundi (Joh. 12, 31—36).

Jhesu, ful of alle vertuwes,
Seide to þe pepul of þe Jewes:
„Nou," he seide, „þer is a dome
Of þis world, I warne ʒow sone:
þe prince of þis world vnwrast 5
Nou he schal beo out cast.
And ʒif I schal beo rered heiʒ
ffrom þe eorþe, sikerly,
Alle þing I schal drawe
To my-self in luytel þrawe" — 10
þis he seide bi tokenyng
what deþ he was to dyʒing.
þe folk seide and onswerd:
„Of þe lawe we han herd
þat crist, soþli for to telle, 15
wiþ-outen ende euer schal dwelle:
hou seistou þat þe sone of Man
Moste ben vp reyset þan?
who is þe sone of mon þus?"
þen seide to hem Jhesus: 20

„ȝit,“ he seide, „bi in-siht
In ȝou þer is but luyte liht.
Goþ while ȝe ha liht, I rede,
þat derknes take ȝou not in drede:
ffor hose goþ in derknes, 25
he not whodur he goþ to ges.
Leueþ in liht, ȝou to saue,
while ȝe liht wiþ ȝou haue,
þat ȝe in þis maner mai beo
þe sones of liht feir and freo.“ 30
þis is þe strengþe of þis gospel,
As mon in Englisch tonge may tel.

ÞE Apostel seiþ in a place:
'Mony beo þe domes of godus grace;
þe domus of god may not beo þouht
By Monnes wit ne forþ ibrouht.'
Of whuche domes þis is þe ton
þat Crist (s)pak of hem anon,
þer he seide wordus fyne
A dom was of þe world þat tyme. 40
But not þat In þe ende
whon alle schule to doom wende,
Bote a-noþur dom was þis,
Of whuche ȝe schul here, I-wis.
whon þe fend hedde Monkynde 45
þorwh Bondage of synne blynde,
þorwh þe feiþ of crist, vr kyng,
Bi his deþ and blood schedyng,
þat was sched In forȝifnes
Of vre synnes more and les, 50
As bi his Resurexiun
Mony weore diliuered of *pri*sun
ffrom þe deueles daunger so,
And coupled weore to Jh*es*u þo:
And þis he called a doom, deore, 55
Of þis world þat is here.
þe goode þo departed he
ffrom þe wikked for to be,
þe fend he put þo from his,
And brouht hem sone in to his blis. 60
þe worldus *pri*nce, þat was stout,
he seide, schulde beo cast out.
þat dom, haue we no drede,
hit was don þat tyme in dede.
Crist aftur his passiun swete 65
And his Resurrexiun eke
Also bi his Assenciun heiȝe,
Muche pepul þat was vnsleiȝe
ffor mysbileeue þat þei in lay,
he brouhte in to þe rihte way; 70
In whos hertus longe to-fore
þe fend hedde leyen harde and sore,
þo Reneued þei beo graas
heore bileeue, as his wille was.
þe prince of þis world aboute 75
þus from hem was cast oute.
þe worldus prince nout elles nis
But cheef of alle wikkednis.
In anoþur place þen
þe world is cald goode men, 80
whuche ben aboute spred
In al þe world, as hit is red;
ffor þe apostel seiþ ful euene,
Crist forsoþe was in heuene,
þe goode world Reconseylinge 85
To him-self, as mihti kynge.
þat world, forsoþe, is not mo
But whuche þe ffend Is cast fro.
fforþur-more for to wende,
þen seide Jh*es*u hende: 90
'ȝif I schal beo rered heiȝ
ffrom þe eorþe, sikerli,
Alle þing I schal drawe
To my-self in luitel þrawe':
Alle þe goode, hit is to say, 95
þat han þe fend cast away;
And þat he wolde hem drawe sone
Aftur him as was to done,
þus muche hit is to mene,
As I schal telle ȝou at ene: 100
he was lord and hed of alle,
And þeih þe Membre to hi*m* do falle.
þe reryng fro þe eorþe in plas
þe passion on þe Cros hit was.
þe pepul þenne seide in sawe: 105
'we han herd hit in þe lawe
þat crist schal eu*er*-more dwelle
wiþ-outen ende, soþ to telle:
hou scholde he þenne arered beo
ffrom þe eorþe for to seo,' 110
As hos seiþ, hou schulde he dye
vppon a Cros þenne bi envye? —
þeos wordus þat þei spek in wille,
þei þouȝten aftur to folfille.
Jhesus hem not open wolde 115
þe derknes of þeos wordes bolde,
Priue wisdam forte helde
In to hem þat weoren vnwelde;
But su*m*what of heore Conciens
he prikked þat tyme in *pre*sens. 120
þen seide to hem Jhesu of miht:
'In ȝou', he seide, 'is luytel liht:'
þat was to sey, for þei hadde
knowȝlechyng, but hit was badde,
Of cristes dwellyng so hende, 125
hit to beo wiþ-outen ende,
And nolden not leeuen þat þer were
So muche mekenesse in hym here

38 Ms. hem st. here.

102 l. þei.

To suffre deþ for vre sake
On þe Cros wiþ wo and wrake. 130
'Goþ', he seide, 'whil ȝe ha liht,
þat ȝow ne take þe derk niht':
þat was to sei in þat stounde,
wordus goode of grace I-founde:
'Leeueþ as wel þe diȝinge 135
As ȝe do þe euer-lastynge,
And also þe schedyng of my blood
As myn vprisyng so good
And my steiȝinge to heuene cler,
As heiȝe kyng of gret pouwer; 140
But ȝif ȝe wolde leeue þis
wiþ þe euerlastinge, I-wis,
ȝe ben ouertake wiþ mis-bileeue,
þat sore aftur wol ȝow greue.'
þis he cald þe derknes, 145
ffor to helle hit wolde hem dres.
'hose in derknesse goþ so,
he not whodurward to go.'
Jhesu seide in þis gospel
More, as he coude ful wel: 150
'Leueþ in liht in ȝou, I say,
whil ȝe liht haue may:
þen may ȝe haue good siht
And also beo þe sones of liht:'
þis is to sei in þis speche: 155
vre goode lord dude hem teche,
whil þei hedde trewe techyng,
To leuen in trouþe for eny-þing:
'Bi þi(s) wei may ȝe beo sone
þe sones of liht in his trone.' 160
he þat for vs wolde dye
Bring vs vp to heuene hiȝe. Amen.

Vidit Jh*esus* hominem sedentem in (Math. 9, 9—13).

AS Jh*esus* wide aboute went,
he sai a Mon sitte p*re*sent,
Matheu cald was his name,
In a Tol-boþe sat þe same.
Jh*es*u seide to him soone: 5
„Suwe me, hit is to done.“
he vp ros feir and stille
And suwede him wiþ god wille.
In to his hous he haþ him gete,
And þer þei wente*n* to þe mete. 10
Mony Publicanus þere,
And oþur synners þat þer were,
Come þider in gret hiȝe
To sitte wiþ Jh*esus*, sikerlye,
And wiþ his disciples also, 15
þat þere weore at mete þo.
Sone þis Pharisens alle,
þat seȝen þis cas so to falle,
To þe disciples soone þei seid,
As hit was in heor hertus leid: 20
„whi eteþ ȝor Mayster þus
heere wiþ þeos Publicanus,
And also he eteþ þen
wiþ oþure synfole men?“
Jhesu, sone þis he herde 25
And seide sone and hem onswerde:
„þei haue no neode of leches here
þat ben sou*n*de, hol and feere;
Leche-craft hem neodeþ more
þat mony vueles han and sore. 30
Bote goþ nou and seiþ to me
what þis questiun may bee:
I wole merci on alle wyse,
And not only sacrifise.
I com not þe rihtwys to calle, 35
But synners to her penau*n*ces alle.“
þis is þe strengþe of vre gospel,
As mon in Englisch tonge mai tel.

DEre breþ*er*en, vre lord
þat calde Matheu bi record, 40
he tauht him folliche wiþ-Inne
Of gostly sturyng to bigynne;
he put into his soule place
þe liht of his gostly grace,
ffor he vndurstonde scholde, 45
he þat hym so clepe wolde
ffrom alle worldlich wynnynges,
Miht him ȝiue wiþoute lesynges
I-nouh of heuenlich tresour,
þat neuer roteþ for no schour. 50
þis ilke Matheu ros anon
To suwe Jh*es*u forte gon:
þus muche hit is to say,
he forsok þat same day
Alle passyng þing vnable, 55
þat to him was disseyuable,
ffor þei hedde to hi*m* muche nyud
whil he hem vsud and occupyud;
he hem tok to folwe faste
þynges þat eu*er*more wolde laste, 60
To whuche þinges soþfastnesse,
þat is crist him-self expresse,
Bi his holy grace him drouh
And mad him studefast Inouh.
þis Publicanes goode turnyng 65
þat so was tornd to heuene-kyng,
ȝif to publicanes hit schalle
And to oþur synners alle
Ensau*m*ple, for to take penau*n*ce
And haue forȝiuenesse bi þis chau*n*se.

---

31 lat. Euntes autem discite quid sit.
59 l. him?

þis Matheu stured was so hard,
þat he tok no reward
To þis world þat is so badde,
Ne to no catel þat he hadde.
Matheu in his hous honeste 75
Made vr lord a gret feste,
As luyc, þe goode gospellere,
Telleþ in his gospel here.
hose Resseyueþ Crist, seiþ he,
In to his soule bi grace to be, 80
he is fed Plentyuouse
wiþ likynges most in his house.
þat Publicanus and synful men
Come and eten þer wiþ hem,
And oþur men þat hit seiȝe 85
hedden þerto gret Envye:
þei knewe Matheu wiþouten strif
Muche amendet of his lyf,
ffor he hedde þenne Ifounden þe plas
Of good penaunce bi godus graas. 90
þis Pharesens for vbbreide
To þe disciples þerof seide:
þei asked whi þo ful of synne
wiþ hem to ete schulde bigynne.
þis Pharesens weore vnquert, 95
þey knewe not heor owne hert,
Ne oþur mennes kneuh þei nouht;
þerfore þei weore to folye i-brouht.
But Jhesu crist, þat is so good,
þat kneuȝ hou mennes hertes stood,
he wolde hem resseyue alle
ffrom heore synnes forto falle;
And for þe synnes mony-fold
To do penaunce þat wolde be bold,
he hem cumforteþ more and more 105
In sadnesse of bileeue þerfore;
hem þat he wole suffre stout
ffor a tyme to beo proud,
Aftur he wole hem redres
Bi grace and calle to Mekenes. 110
þenne hit is in scripture leid,
Jhesus to þat pepul seid:
'A leche nedeþ him not þat stounde
þat is al hol and sounde,
But hem þat aren in dissese, 115
Muche a leche may hem plese.'
In þis noble onswere sleih
Is vndurstonden þing gostly:
Crist repreueþ her more and les
þe Jewes fol-hastines; 120
Euer þei putte hem bihynde
Gostly grace forto fynde,
And ȝit þei made gret bost
þat heore rihtwisnes was most.
But þenne vre gode lord dere 125
Bad þei schulde go and lere
what þis was in alle wyse
'I wol Merci and no sacrifise'.
þe Pharesenes her he bad
þat bi þe werkes of Merci glad 130
þei schulde gete hem þe Mede
Of euerlastyng lyf in dede.
þerfore he seiþ 'I not com
fforte clepe þe rihtful mon,
But I com forto calle 135
Synners to heore penaunce alle':
þis is forte mene þen:
'I com not for to calle hem
þat wole at heor owne avyse
holde hym-self most rihtwyse, 140
But hem þat mekeli wol arowe
heore defautes seo and knowe;
hem I com to calle vchon,
To heuene þei schul wiþ me gon.'
Bi þis grete enchesun 145
To ete wiþ hem crist was boun,
ffor no lust of glotenye,
But hem touward heuene to hyȝe.
hem þat he fond þer wrapped,
wiþ mony bitter synnes lappet, 150
Euer was þat lord redi
To hym to calle hem sikerli,
Bi þat siker wei to go
Of penaunce, as he bad hem þo. —
þis ilke same Matheu here 155
was þe furste gospellere;
Loþ hed he beo icald ȝerne,
Cristen Men he dude conferme.
he þat for þe world bihoue
Sat furst in þe tolboþe, 160
þat his tent al hedde i-ȝiuen
Bi worldlich doyng forto liuen,
þus he was ymad spenser
Of heuenliche metes fer and neer
Bi preching of þe pepul sleih, 165
Besauntes of heuenly tresori.
þerfore I rede þat alle we
Aske of him vr help to be,
þat he wolde so for vs pray
þat we to heuene come may 170
þorwh goode dedes also doynge.
þat grace vs graunte heuene-kynge.
Amen.

Quis putas est maior? (Math. 18, 1—10).

ÞE disciplus of Jhesus
Comen to him and seide þus:
„wȝuch trowest þou moste be
In heuene-kindam of vs to se?"

---

140 l. hem. 157 l. Levy.

Jhesu calde a luytel childe, 5
And seet amonges hem ful mylde;
he seide to hem for heor prou:
„ffor soþe“, he seide, „I warne ȝow,
But ȝe beo tornd and mad meke
As þis luitel child is eke, 10
Ȝe may not elles entre euene
In to þe heiȝe kyndom of heuene.
fforsoþe, hose him meke wolle
As þis luitel child folle,
he schal beo more, soþ to telle, 15
In heuene-kyngdam, for to dwelle.
And hose wole In my nome take
Such a child for my sake,
Siker may he þenne be
þat verreyli he takeþ me. 20
hose sclaundreþ eny of þeose smale
þat in me leuen al by tale,
To him muche beter hit were,
þen for to do þat ilke dere,
þat an heui Mulne-ston 25
weore honged aboute his nekke anon
And he drouned, as I sei þe,
In þe depnes of þe séé.
To þe world beo muche wo
ffor þe sclaundres þat þer-in go! 30
And ȝit nedful hit is
Sclaundres to gon in world, I-wis:
wo to þat mon in wone
Bi whom þe sclaundre so schal come.
Ȝif þi feet or þin honde 35
Sclaundreþ þe, to vndurstonde,
Cut hit of, I þe sey,
And cast hit fro þe soone awey:
Good is to þe, wiþ-outen strif,
halt and feble gon into lyf, 40
þen forto haue also skeet
Oþur two hondes or two feet
Sent into þe fuir brennyng
þat is euermore lastyng.
And ȝif þyn eȝe bi wey of siht 45
Disclaundreth þe aȝeyn riht,
Pul hit out sone and faste,
Awey from þe sone hit caste:
Good is to þe wiþ on eiȝe
To entre in to þe lyf on hiȝe, 50
þen two eȝen to haue snelle
Seende into þe fuir of helle.
Loke þat ȝe dispise ne greue
Nonne of þe smale þat in me leeue:
fforsoþe i telle ow þerfore, 55
þe Aungeles of heuene euer-more
seon my ffadur face, þat is
Euermore in heuene-blis.“

25 Ms. þen st. þat. 53 Ms. im. 56 l. þer st. þe.

þis is þe strengþe of þis gospel,
As mon in englisch tonge (may tel). — 60

Also ofte as we rede
þat þe disciples in heor dede
Askeden wiþ-outen bost
whuche of hem schulde be most,
we schul not suppose þerbi, 65
Beo wey of wraþþe ne envy,
Bote to monnes frelete,
his vnstabelnes to se.
þe disciples weore boistous þo
And neweli take þe world fro; 70
Ofte hedde þei I-herd crist
Prechen of his vprist,
Ȝit were þei not tend In place
ffful in þe holi gostes grace,
þey hedde not lernd þe parfyt loue 75
Of heuene-kyngdam aboue;
ffor, as þe gospel to vs seiþ
þat is rote of vr feiþ,
þe holigost was not ȝit þen
I-sent þat tyme doun to hem, 80
Ne Jhesu, þat is trewe and triȝed,
was not ȝit in hem glorifyed.
þey hopud, whon he I-risen were
ffrom þe deþ and maad al cleere,
þat he a kyngdam schulde holde 85
In þis world þat is vnbolde,
And þei to ha ben I-hiȝed þus
wiþ mony worldus worschipus;
þis was þenne þe enchesun
In tyme of his passiun 90
þat þis strif among hem went
whuche schulde beo most þer present.
vppon a tyme Cleophas,
And anoþur þat wiþ him was,
To wȝuche crist dude apeere 95
Aftur his vprist so dere
In liknes of a pilgrym sleih,
þei seide: ‘we hopen soþly
þat he schal beo þat mon
To bugge Israel of þraldom.’ 100
And summe of his disciples eke
Asked him wiþ wordus meke,
þei seide: ‘lord, we preye þin ore,
wher þou in þy tyme schul restore
þat kyndam, to make hit wel, 105
þat is cald Israel,
To þe freodom of olde
þat hit was wont forte holde?’
Breþeren, þat han herd now
þis gode lessun for ȝor prow, 110
Ȝe mai herbi vndurstonde
what reuerens in eueri londe

þat ouȝte al-wey to beo ȝiuen
To godus seruauns þat wel lyuen;
Bi Mekenes, as loue wolde, 115
Euer þei moste to-geder holde.
In ensaumple Crist þenne fette
A luytel child, and among hem sette,
And seide to hem wordus mylde:
'hose wol meke hym as þis childe, 120
he schal beo grettest of ȝow
In heuene-kyngdam forte know.'
þus we schal þis resun take
þat Mekenesse may vs make
To come to þat glorious blis 125
þer as crist him-self now is;
Bi simpelnes and louh berynge
heuene is persed, þe heiȝe þinge.
hose coueyteþ forte se
Godus heiȝnesse and his degre, 130
he moste go bi þat lowe place
Of Mekenes to folwe þe trace.
ffor beo hit on oþur oþur
þat wolde regne toforen his broþur,
he moste bifore beo ful sleih 135
God to serue ful louhly;
As þe goode Apostel seiþ,
þat saddeþ vs muche in þe feiþ:
'þei þat heer tofore are set,
Most holde hem to-gedere þe bet 140
In worschipyng more and les
Of euer-lastynge Meknes.'
vche mon þus moste ouercome
Bi godus doynges alle and some;
þen ouercomeþ he, soþ hit is, 145
Al to-gedere bi holynes.
þis is a souereyn þing þon
þat falleþ to vche cristene mon:
þei þat hem louen, certeyn,
To loue hem feiþfuly aȝeyn, 150
And þei þat don hem eny diffese,
wiþ pacience hem to plese.
ffor hose is most pacient
To suffre wrong in good entent,
hit schal beo most of his miht 155
In heuene-kyngdom so briht.
þe wei þat þider a mon wol hiȝe,
To fflesch is streit and vn-esye.
he þat wole ben hiȝet her
In worldus worschupe fer and neer
And wol beo preysed on þis molde
Bi tresur of seluer and of golde,
he may not passe to heuene þen,
whil he trustneþ vppon hem;
But he discharge him in hiȝinge 165
wiþ-outen eny tariinge,
he may not entre into þat blis
More þen a beest þat charged is.
A beest þat charged is In plaas,
Mai not passe þorwh narwh paas 170
Til he vncharged be þat tide
And his burþen leid beo-syde.
þe luttel ȝate to heuene-way
worldly richesse receyue ne may:
ffor hose is here so charged heiȝe 175
And asayeþ þer-in to stiȝe,
he doþ not elles, wel I wot,
But takeþ hym-self a gret strok,
And is constreynet to turne aȝeyn,
To stoupe lower for his geyn. 180
ffor also strait hit is þon
To a worldly riche mon
þat haþ in richesse al his trist
And liueþ so in þat foule lust,
To entre in to þat rial ȝate 185
Of heuene þat we of spake,
As to a Chamayle, sikerlye,
To passe þorwh an Nelde-eiȝe.
Naked weore we, breþeren, born
In to þis world scharp as þorn, 190
Naked aftur eke we come
To Receyue vr cristendome;
Naked of richesse moste we
hiȝe vs in to heuene to be.
Bi þis enchesun of record 195
Set we vr herte in vr lord,
Loke we haue no tristinge
In worldus tresur passynge.
þerto þat holy angel
þat is called Michael, 200
he help vs heuene to purchase
Bi preyere and also bi grace,
And bi þe preyer also bolde
Of alle heuenly Angles tolde,
wȝuche wer lutled at o tyme 205
Bi pruide of lucifer in pyne;
whos place schal beo restored aȝeyn
At þis worldus ende to seyn,
fful of cristene soules clere,
To worschipe þer her maker dere, 210
þat mihtiust is and most hende
And liueþ and regneþ wiþouten ende.

Designauit dominus duo &c. (Luc. 10, 1—9).

Oure lord Jhesu asigned þo
Seuenti and oþur tweyne to go,
he hem sende bi tweyn and twein
to alle cites and places, to seyn,
Biforen his face forte be 5
þer as aftur come wolde he.

Jhesu seide to hem þen:
„Muche corn þer is, and fewe werkmen.
þerfore prey ȝe al a-rowe
To þat lord þat hit owe, 10
þat he wolde werkmen sende
In to his corn, hit to amende.“
Crist seide aftur þere
To his disciples þat þer were:
„Goþ, and seoþ þat I sende ȝou 15
As Lombes a-Mong wolues nou.
Bere ȝe no sachel, ne no ston,
Ne hosen ne schon ȝou vppon,
No mon also se ȝe grete
Bi þe wey, ȝif ȝe him mete. 20
In to what hous ȝe entre schal,
ffurst seiþ 'pees to þis hous al'.
Ȝif þe sone of pees þere beo,
ȝoure pees schal reste on þat hous freo;
And ȝif þat hit not so bi þon, 25
Torne hit schal aȝein ȝou on.
In what hous þat ȝe dwelle,
Ȝe ete and drinke, as I ow telle,
Of such as ȝe fynde þore
Beoinge þer hem bifore; 30
ffor worþi is a werk-mon
his huyre, þat wel worche con.“
þis is þe Tixt of þis gospel,
As mon in Englisch tonge may tel.

DEre breþeren of honour, 35
vr lord and vr saueour
Oþurwhile he biddeþ vs
Bi word, and eke bi werkes —
ffor his dedes þat we of here,
Aren his biddynges goode and dere.
ffor þeiȝ he do mony a þing
Priuely as lord and kyng,
what we schul do in disert
he makeþ hit knowen to vs apert.
Tweyne he sent bi vre speche 45
To-geder aboute forte preche.
þis bitokneþ soþliche so:
þer are Comaundemens two,
On, to loue god on hiȝ,
And vr euencristen also vs bi. 50
Bitwene lasse þen two ilad
Charite mai not beo had;
ffor Charite and loue, his broþur,
Draweþ a mon in to a-noþur.
þerfore dude vr lord sende 55
Two to-gider forte weende,
ffor euer-lastynge Charite
ffolliche among hem schulde be.
ffor he þat in him-self haþ nouȝt
Charite to oþur I-þouȝt, 60
Ouȝte not þe offys to resseyue
Of prechyng, but hit fulli to weyue.
þerfore þus, we seyn,
he hem sende tweyn and tweyn,
To go toforen to vche place 65
þider as he wolde come bi grace.
Vre gode lord of his ore
ffolweþ his prechours euermore;
ffurst prechyng toforen goþ,
And he comeþ aftur wiþ-outen loþ 70
Into þe dwellyng-places of prys
Of vr soules bi his avys;
On þis wyse in alle þinge,
Bi þeose wordus of techynge
þat come tofore crist þon, 75
Beo resseyued to wone in mon,
þis is folliche for to mene
In vche cristene soule clene.
þerfore now to þe same
Prechours þat ben of goode fame, 80
Isaye doþ hem sey
þat 'makeþ redi godus wey'.
Godus wey euer-more
Make we heere redi þerfore,
'Make we rihtwys þe paþus alle 85
Of vr lord, what so bifalle.'
And also seiþ þe sautere
wordus þat ben goode and clere:
'To him so good a wey we make
þat steih vp for vre sake 90
Aboue þe goynge to softnis
Of þe sonne þat briht is.'
ffor vr lord, ful of loue,
þe sonne softnes steiȝ aboue
þer as he diȝed, deore Jhesus, 95
And soffrede gret dissese for vs;
he schewed in his vprisynge
þe more Joye and lykynge:
In þis Maner haþ he wonne
Aboue þe softnes of þe sonne. 100
ffor þat ilke same deþ
þat he suffrede ful of meþ,
Bi his rysing he put away,
þe serteyn soþ forto say.
þis is to vndurstonde ȝore 105
þe deþ schal he suffre no more.
þerfore to him þat so vp steih,
we makeþ vs a good wey
whon we of his Joyes preche
And hertfulliche hem leeue and teche. 110
þen wol he as lord of miht
Come in to vr hertus riht,

19 Ms. þe st. se. 28 Ms. To st. ȝe.

And lihtne vr soules wiþ wynne,
wiþ alle swetnes vs wiþ-Inne.
Bote vr lord here verrement 115
Seide to hise þat were present:
'Muche Corn þer is to schewe,
But werk-men þer beo wondur fewe.
þerfore to þat lord ȝe pray
þat oweþ þat corn as he wel may, 120
þat he werk-men þerto sende,
þat corn to helpe and amende.'
Bote þat þer to fewe are
werk-men wiþ þis corn to fare,
Ȝif we schul to þis mater gon, 125
we schul beo sori euerichon.
ffor al-þeih hit so be
þat mony goode of heore degre
wolde fayn here preching ay,
hem wonteþ þo þat schulde hit say. 130
ffor nou þis world at a pul
Is plenteuous of prestes ful,
But neuerþeles in Godus corn,
þat to him-self schulde be schorn,
fful selde þer is in eny stounde 135
But fewe goode werk-men founde.
þerfore ful sore I me doute
Lest mony of vs þat ben stoute
þe offys of prest haþ receyued,
But prestlich werkes fully weyued; 140
fful selden loud or stille
Prestes werkes we folfille.
'But preyeþ to him þat hit owe,
þis corn, boþe heiȝe and lowe,
þat he werkmen sende 145
þis ilke corn to a-mende':
þis is forte mene þus:
Ȝe lewed pepul, prey for vs,
þat we make good worchyng
In ȝou þorwh godus techyng, 150
þat vre tonges in sleuþe not falle
To warne ow of or synnes alle.
Leste veniaunce falle on vs sone,
Siþen we beo charged hit to done,
Place to occupye for to preche, 155
þe pepul godus wey to teche,
Let we not vr stillenes
ffor euere dampne vs to distres,
Aȝeyn þe Juge Rihtwyse,
Domusmon, hiȝest Justise. 160

---

hec mando vobis vt diligatis (Joh. 15, 17—25).

Jhesu seide þis wordus meke
To his disciples whon he speke:
„þis," he seide, „I to ȝou sende
þat ȝe loue to-geder hende.
And þeih þe world ȝou hate þe more,
Me hit hedde in hate to-fore.
ȝif ȝe of þe world were,
he wolde loue his þing dere;
But ȝe beo not þerof so,
ffor I haue chose ȝou þer-fro: 10
þe world, ful of debate,
þerfore haþ ȝou in hate.
Biþenkeþ ȝou of wordus myne
þat I haue seid mony a tyme:
A seruaunt, bi good record, 15
Nis not more þen his lord.
ffor ȝif þei han pursuwed me,
Pursuwed of hem schul ȝe be;
ȝif þei my word kept haue,
ȝoures schul þei kepe and saue. 20
þei schul ȝow do al þis þing
ffor my nome knowlechyng:
Mi ffadur wol þei knowe nouht
Ne me þat hem hider brouht.
Ȝif I hedde not to hem come 25
And spoken wiþ hem ofte in wone,
þen schulde þei not han had
Synne þat is in hem stad:
Now ha þei excusaciun non
Of heor synnes euerichon. 30
hose hateþ fulliche me,
Mi ffader also in hate haþ he.
Ned I no werkes wrouȝt in hem
þat non oþur wrouȝt er þen,
Soþli, now to biginne, 35
þen schulde þei not han had no synne.
þei han sen, and hated me,
And my ffadur also so fre.
Bute for þis word writen of olde
In heore lawe folfuld beo scholde: 40
In hate þei hedde me neuer-þe-les
ffor myn owne kyndenes."

By moni skiles goode and clere
Crist, vr gode Mayster, here,
he sendeþ vs techynges hider 45
Euer for to loue to-gider.
vche mon schulde loue oþur
As Broþur schulde loue Broþur.
wiþ-outen loue of godus delyt
Goodnes may not vs profyt, 50
Ne good loue may not beo had
But goodnes beo wiþ him lad;
Bi wȝuche loue of goodnesse
A Mon mai him to god redresse.
ffor his loue þat is so heiȝ, 55
we schulde soffre pacientli
Of þis wrecched world þe hate,
Boþe erly and eke late.

ffor hit most vs hate nede
whom þat hit seoþ in dede 60
þat wol not to þe loue drawe
þat hit doþ in dede and sawe.
But ofte vr goode lord Jhesus
Bi him-self cumforteþ vs,
þer he seide him-self sone: 65
'þis I Comaunde ȝou to done
þat ȝe loue wel to-gider,
þerfore weore ȝe i-brouht hider.'
Ȝit he putte more þerto
And seide on þis wyse also: 70
'Ȝif þe world þerfore ow hate,
Beo ȝe no-þing þerof mate,
ffor witeþ wel, ȝou to-forn
To me haþ hit hate iboren.'
But muche pepul leeueþ nouȝt 75
In worldly hate to beo brouht.
I ȝou telle þerfore biforn,
þat is wondur gret skorn
þat eny Membre of a Mon
Schulde ben herre and more told on 80
þen þe Croune of his hed,
þat hiȝest is wiþ-outen dred.
Siker, þou forsakest to beo
A Membre of godus bodi freo,
But þou wolt soffre meke 85
þe worldus hate, þat is so seke,
wiþ þat ilke hiȝest hede,
Crist, þat for vs suffrede dede.
Crist to his disciplus seide
And þis resun to hem leyde: 90
'ȝif ȝe þe worldus were, iwis,
hit wolde loue þat weore his.'
þis ilke word here he seiþ
To al-holi churche of ffeiþ.
Ofte-tyme Crist hit calleþ, 95
Diuersliche, as hit falleþ,
holy churche, þat is dere,
Bi nome of þis wor(l)d here;
And bi þis word here in plas:
'God', he seiþ, 'in heuene was, 100
Reconcilyng þe world wel
To him-self eueridel' —
þat world is folliche forte mene
Alholy churche at ene.
And in anoþur place, to se, 105
he seiþ a word of dygnite:
'Godus sone in goodnes breme
Com not þe world for to deme,
But þe goode world vche a lym
Schulde ben wel saued bi him.' 110
ffor, as Jon seiþ in dede,
In his gospel as we rede:

75 L. bereþ.

'we han euer a good voket
Toforen his holi fader set,
þat rihtwys is and helpere 115
Aȝeyn vr synnes eueriwhere.'
þe world is here forte say
Al-holi chirche niht and day.
And ȝit al þe world to worche
hateþ al-holi churche. 120
þen beo we þus þerate:
þe world doþ þe world hate.
þe Enemy world, þat is wood,
hateþ holy churche good;
þat on, haþ lost gostli place, 125
þe toþur reconcyled bi grace;
þe to world þat dampned is
hateþ þe toþur touward blis;
þe world defouled ful of synne
hateþ holichirche clene wiþ-Inne. 130
þis ilke holi chirche so clene,
þat god in his sone to mene
To him-self Reconciled,
hit was clene vndefuiled;
Also bi Crist þat tyme 135
hit was saued fro muche pyne,
To whuche, þe beter for to lyuen,
Bi Crist alle synnes were forȝiuen.
þeose weore chosen to good astate
ffrom þe world ful of hate, 140
þat dampned is, enemy wikke,
And defouled wiþ synne þikke.
Of þat lompe bi tyme and spas
Bi whuche in Adam al perisched was,
weore mad vessels of merci, 145
In wȝuche þe goode world to cri,
þat holi chirche we calle moun,
Is falle to Reconsiliacioun;
þe wrecched world þe more hateþ
wiþ holy churche and debateþ, 150
þat of þe same lumpe cam,
Apartenyng to þat vessel þan
Of nuy and wraþþe, euer in bost;
Euerlastyngliche þei schul be lost.
But whon he hedde seid here 155
'ȝif ȝe of þis world were,
þe world wolde, soþ hit is,
ffulliche loue þat were his.
ȝe nare not of þe world so:
I ha chose ȝou fulliche þerfro. 160
he is wikked and vnwrest,
þerfore to hate ȝou hit is prest.'
þeose disciplus weore not chose
Out of þis world, þat goþ to lose,
Bi her owne disseruynge, 165
Of whos tofore-lyuynge
ffewe goode vertuwes cam,
Til hit was ȝiuen bi grace to ham;

Ne þey weore not, as we fynde,
Chosun bi wey of heiȝ kynde, 170
ffor al vr kuynde, til þer cum bote,
Defouled was In Adames rote —
þis synful dede, þat was so ille,
was al I-don bi freo wille.
þei weore chose, soþ to sey, 175
By grace of god þat is verrey.
Crist þerfore to hem preid:
'þenk on þe word þat I haue seid.
þe seruaunt bi good record
Nis no better þen his lord. 180
ffor as þei me dude pursuwe,
Porsuwe schal ow mony vntrewe;
þo þat my word dude kepe.
ȝoures þei schal, I ow hete.'
vr lordes biddyng erli and late 185
Stureþ his seruauns to soffre bate
Of þis world so venimous,
þat euer is enemy to vs;
ȝif we hit soffre wiþ-oute mod,
hit wol vs torne to muche good. 190
A grettore saumple ne more bet
hou miht he him-self set?
Petur seiþ, þe apostel dere,
þat crist suffrede for vs here,
To ȝiue vs ensaumple in plas 195
Mekeliche forte suwe his tras.
Crist seide: 'al þis ilke schame
þei schal ȝou do for myn name,
Ow to hate in alle wyse,
Porsuwe ȝor wordus to dispise.' 200
whi for his nome hit to beo don,
þis is good to wite son.
'In ȝow schul þei me hate newe,
In ȝow schul þei me pursuwe,
And bi enchesun þat ȝoure word 205
Is myn and of myn hord,
þerfore, I ou telle eke,
In no wyse wol þei hem kepe,
ffor my nome þei schal þis do,
And not for ȝoures, take hit so. 210
Riht as þei more corsud are
þat don ȝow þis dissese and fare
ffor myn name in ȝow dresset,
Riht so are ȝe þe more blesset
þat suffren mekely al þis schome 215
ffor me and also in my nome.'

Videns Jh*esus* turbas ascendit i*n* montem (Math. 5, 1—12).

Herkeneþ alle to þis gospel,
what Matheu herof wol us tel,
In þe feste of þis heiȝe-day
þat al halwen is to say.
Jhesus sayȝ, as seiþ þis storye, 5
Of peple muche a Cumpaynye,
And he wente feir and stille
vpon heih in to an hille,
And þer he set him doun anon.
his disciples to him gan gon, 10
And he his Mouþ feir openynge
Tauȝt hem þer ful derworþe þinge,
And þus to sey he bigan,
þat lord þat was God and Man.
þus he seide, as I sei þe: 15
„þe pore of spirit blesset þei be:
ffor I ow sey wiþ mylde steuene,
heoren is þe kyngdom of heuene.
Also Blesset mote þei be
þat ben Meke wiþ herte fre: 20
ffor sikerly þei schal haue
Erthly possessions, hem to saue.
I-blesset beo þo þat make serwynge:
ffor I schal sende hem cumfortynge.
Blesset beo þat þat han þat miht 25
To hongrun and þursten aftur riht:
ffor, ȝif þei in þis Maner beo sted,
I schal ordeynen þat þei beo fed.
Blessed beo þe Merciful vchone
þat Merci nis not wiþ hem wone: 30
ffor I schal so ordeyne heore pay,
þat Merci schal hem folewen ay.
Blesset mote þei clene of hertes beo:
ffor God Almihti schul þei seo.
Blessed beo þe pesybles i-tald: 35
þe sones of god schul þei be cald.
Blesset beo þo þat day and niht
Soffre persecucions for þe riht:
ffor heores is þe kyngdom clene
þer as dwelleþ Crist I mene. 40
Blesset beo ȝe in hiȝinge
To whom þe world makeþ missiggynge
And persecucions to ȝow make
ffor my word and for my sake,
And vp-on ȝou seyȝen lesynge 45
ffor ȝe of me witnesse bringe:
Beoþ glad and also ful of blis,
ȝor Meede in heuene plentyuous is."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch tonge may tel. 50

SEint Bede her scheweþ forþi
And expouneþ þis Ewangeli,
And seiþ þe ffeste of þis day
was vnknowe, soþ to say,
To prestes, techers and Confessours,
þat serueden God wiþ honours,

þe wȝuche techers dude Moyste wel
þe hertes of trewe men eueridel.
þat Moysture is gode techinges
þat gostly vs to blisse bringes; 60
And such scholde þis techinge be founde
þat profitable fruit scholde þeron grounde;
þat fruit þat so comeþ of prest and clerk,
Cal I þe fruit of godus werk.
ffor þo þat prechen godus word, 65
þo ben Besauns of godus hord,
wȝuche þat god haþ take to hem
To dele to alle cristene men.
ȝif þei hit holden hem-self wiþ-Inne,
Aboute to dele hit wol not biginne, 70
þeoues þei ben apertely
þat so stele godus tresory.
þerfore þei scholde in eueri route
Teche hit to þe pepul aboute,
And liuen hem-self good lyuinge: 75
þen seruen þei god, heuene-kynge.
ffor doctours þat weore sum-tyme,
þauȝ þei of swerd feled no pyne,
Martyres in þis Maner þei were:
In liuyng of heore lyf ful clere; 80
ffor hit is noble Martirdom
To liue in alle manere a clene mon.
A Martir only proued nis not he
To schede his blod, so ded to be,
But he þat wol abstene him 85
ffrom alle fulþus and alle syn,
And vseþ alle godus Comaundemens
And noþing doþ to his defens.
Whi God went vp in to an hille,
Good hit is to telle ȝow tille. 90
An hul, ȝe wite wel, hit is hiȝe:
So dude god in grace vp stiȝe
þis day to teche þis lessun wys —
Of alle lessuns hit bereþ þe pris.
þerfore to an hul ȝede he, 95
ffor herre lessun mihte non be.
þere he seide: 'I telle ȝow,
Blesset mote þe pore of spirit be nou,
ȝif þei pouert holde and haue
ffor loue of him þat schal hem saue.' 100
pore of spirit ben þise men
þat Meke ben and drede god þen,
And þo þat make no couetynge
To erthli ni to fflescly þinge;
hose put him furst in good ordringe,
So may he furst come in blessynge.
þer he blesset þe Meke þan:
possessiouns eorþli scholde þei han.
þei beo Meke icald a-rewe
þat no ȝeyn-stondyng her enemys schewe,. 110
þat nouþur bi dede ne word ispeke
Of her enemys nil hem not wreke,
But gladly wole for Godus sake
Suffre pyne, teone and wrake,
And wiþ Maystrie aȝeinstonde hit nouȝt, 115
Bot ouercome hit wiþ goodnes wrouȝt.
þei schul folwe þe lombe,
wher-so-euer he go or stonde.
þat lomb is Jhesu, ful of Meth,
þat for vs alle soffrede deþ. 120
'Blessed beo þo þat sori are'
And for heore synnes in herte ha care,
And for heor neihȝebors synne and sake
Muche del and mournyng make;
ffor þat dede þat þei so do, 125
Godus kyndam schul þei come to.
ffor þe ffingres of god ful hiȝe
Schul wipe þe teres from heor eiȝe,
And þei schul haue cumfort most,
þat schal come of þe holigost. 130
whon þei han lost eorþly lyf here,
þei schul ha lyf in heuene clere;
ffor þei þat preyen wiþ wepynge,
Schul gedere fruit wiþ Joyinge.
Also spekeþ þe prophecye 135
þise wordus bi Ysaye:
'wo to ȝou þat lauhtres make
Of ȝoure synnes and nil not slake;
ffor as muche Joye as ȝe make now,
wel more serwe schal come to ȝow.' 140
þei þat make lauhtur and game
Of heore neiȝhebores harm and schame,
And in Idel heor tyme þei lese,
And muche God þei displese.
þer Jhesu seide ful of miht 145
'Blessed beo þe hungri aftur riht:
ffor in þat place ful heiȝe ibult,
þer schal þei beo ful wel I-fult:'
Aftur Riht to hongrun and þurst,
To kepe þe Comaundemens to ha lust, 150
To kepe hem wel, I sey apliht,
And hem to serue day and niht:
þei beo coueyted of god wiþ loue,
þat wole hem bringe to blisse aboue.

---

84 l. who schedeþ. 95 Ms. seide st. ȝede.

'Blesset beo þe Merciful vchan 155
þat euer merci wiþ hem han':
þo ben þei, I telle hit þe,
þat helpen wrecches þat nedi be;
ffor þer þei haue pite of hom,
Merci hem folweþ sone anon. 160
Ensaumple þerfore may we lere,
As þis feste reherseþ here,
Of Ten Maydens, weore sum-tyme þo,
ffyue wyse and fyue foles also.
þeos fyue gode forsoke þon 165
To beo couplet to eny mon,
þei nolde leue heore clannes
ffor no worldly Riches,
But euere þei seruede heuene-kyng,
In word, In þouht and doing. 170
Do we so þenne as dude þay:
we wite wel, come schal domes-day;
Do we, wiþ him knowe to be
þat schal sitte and Jugge vs in se.
þen wol he take vs to him, 175
As he þe virgynes dude þat tym,
And bringen vs to þat blis
þer as þei wiþ him-seluen is.
To þat blisse he vs bringe,
þat in world of worldus is regninge.
Amen.

Vos estis sal terre (Math. 5, 13—19).

IN þat tyme God Jhesus
To his disciples seide þus:
„ȝe beon salt, I ow say,
Of þe eorþe, hit is no nay.
But ȝif salt euanissche fro 5
þing þat hit is salted in so?
hit nis nomore worþi, we rede,
Bote beo cast out in dede
And defoulet fer men fro —
To oþur profyt may hit not go. 10
ȝe ben also þe liht clere
Of þe world, to me dere.
Men may not huyde a gret cite,
ȝif hit is set on an heiȝ hul to be.
Nor men takeþ not of a lanterne þe liht 15
And put vndur a strik vnriht,
Bote on a Candelstikke on hiȝ,
To lihten alle in house worþi.
So lihten ȝe ȝor liȝt in place
Bifore men, þorwh gret grace, 20
þat þei ȝor goode werkes may sen
wȝuche idon bi ow schal ben,
þat þei þerfore may glorifye
ȝor fadur þat is in heuene heiȝe.
Ne leeueþ not I com ȝow to 25
þe lawe or prophecies to vndo;
To vndo hem com not I,
Bote to folfulle hem, sikerli."
þis is þe strengþe of vre gospel,
As Mon in Englisch may ow tel. 30

Grete clerkes forto proue,
þat loueden wel her god aboue,
Expouneden þis gospel on þis wyse
þat ȝe schul here wiþ-outen feyntyse.
God seide þeos wordus same 35
þat for knowlechyng of his name
þei schulde suffre moni a teene —
And so þei duden al-bi-deene.
And for þei schulden I-cumforted be,
More to hem heer seide he. 40
þe kyng of heuene, þat al walt,
Seide, of þe eorþe þei schulde be salt.
Salt to vndurstonde gostly
Is wisdam, siker to ȝou sei I.
Salt of þis eorþe here 45
Bi hete of fuir from watur clere
And also bi blowyng of wynde
Is tornd out of watres kynde
In to salt, as we may seo
Ofte-tyme among vs beo. 50
Riht so þe apostles for to mene
And heore folweres alle bidene
Bi holy watur of Baptiȝinge
And bi hete of feiþ brennynge
And also bi enspiraciun trie 55
Of þe holigost so hiȝe
ffrom erþly þinges chaunged beo þei
In to heuenly þinges, soþ to sey.
þe kuynde of salt þen is þus:
hit druyeþ vp mo(i)stnussus, 60
And stunch hit doþ awei in dede,
And soffreþ no quik worm to brede.
So druiȝeþ heuenlich wisdam
Moistnesses of ffleschlich dilites þan,
And also hit doþ awey þe stink 65
Of vuel liuyng in alle þing,
hit kepeþ from mon sikerli
þe quike worm of lecheri;
Of whom Ysaye in vre feiþ
þeose wordus scheweþ and seiþ: 70
'þe worm of þe lechours hyne
Schal neuer dye in no tyme,
Ne þe fuir of hem so stout
hit schal neuer beo quenched out.'
In þe olde testament we fynde, 75
As we reden and han in muynde:
þer schulde beo offred non offringe
To god, þat is heuene-kynge,

But hit weôre furst i-sauered wel
wiþ salt aboute eueridel; 80
þis is þus muche for to say:
No mon wel make may
An Offringe worschupful
To God, þat al godnes wol,
wiþ-outen þe sauour of þe craft 85
Of heuenlich wisdam in him laft.
Poul seiþ also in place
þeos wordus ful of grace:
'þe wordus of ȝou wel sauered mot be
In þe grace of god bi wisdom fre.' 90

I ffynde in þe Bok of kynges
Acordyng sum-what to þeos þinges:
þat whon þe grete watres of Jerico
weore waxen bareyn and bitter also,
Eliȝéé, þe gode prophete, 95
preyed þerfore to god so swete;
And god of his grace him sende
And tauȝte him þus hem to amende:
Eliȝéé anon him biþouht
And comaundet a vessel to be brouht 100
fful of salt, and he hit caste
In to þe hed of þe watres faste:
And sone þei hedden heor kynde aȝeyn,
As hit is writen, in certeyn.
Salt is vndurstonden here 105
þe Godhede of god so clere,
And þe vessel þat hit was Inne
was his Monhede wiþ-outen synne.
þer as þis salt so wel
was put in to þat vessel, 110
þat was, whon þe godhed stronge
was entred in to Marie wombe
And so com and dwelled in vs,
God and Mon swete Jhesus.
þer þe salt In þe vessel was 115
þrowen in to þe hedes bi gras
Of þe watres, soþ to seyn,
þat weore bitter and bareyn,
And anon as we fynde
þei tornde aȝeyn in to heor kynde: 120
þis is to vndurstonden euene:
whon godus sone, þe wisdam of heuene,
hedde folfuld þe priuetes
Of his passion in alle degrees,
þe watures bitter and vnseete 125
were ymad boþe gode and swete;
þat was þat Monkynde, to telle,
þat was in bitter pyne of helle,
was þo restored in certeyn
To heuene to his kynde aȝeyn. 130
But þenne ȝif salt passe awey,
In whom hit is salted to sey?
As hos seiþ, ȝif we passe þerfro
þat God haþ chosun to beo salt so,
þat is to sei wisdom hende, 135
vs to kepe from þe fende:
þen go we wrong to wo.
Oþere, siker, schul not so,
wȝuche ben sauered and studefast,
In heuenliche wisdam euer to last. 140

Egressus Jhesus perambulabat Jerico (Luc. 19, 1—9).

IN a tyme as goode Jhesus
Bi Jerico wente þus,
þer com a Mon þat Ȝachee hiht,
was prince of publicanus riht;
A Riche mon þenne was he. 5
he ȝeorned muche Jhesu to se,
ffor he wolde wite and quere
what-maner mon þat he were.
Of Jhesu miht he seo no-þing
ffor plente of pepul presyng, 10
ffor he was of makyng lowe,
Luytel for to seo and knowe.
In to a treo he wente þerfore,
A Sikamour, to seon him þore:
ffor þat wey Jhesu scholde 15
passe, as his wille wolde.
Whon Jhesu com to þat place,
he loked vp and sayȝ his face,
To him he seide: „Ȝachéé,
Go nou doun, and hiȝe þou þe: 20
ffor in þin hous, I þe telle,
þis ilke day moot I dwelle."
Ȝachee hiȝing wente doun,
And reffeyued him wiþ Joyful soun.
whon þat pepul þis þer seih, 25
þei Merueyled, seiȝinge wondurly
þat Jhesu wolde turne þan
To such a maner synful man.
Ȝachee þenne, þer he stod,
Seide to vr lord so good: 30
„Del half my good, whil I liue,
To pore men wol I ȝiue;
Ȝif I ouȝt wiþ wrong haue holde,
I schal hit ȝelde aȝeyn foure-folde."
Jhesus, þat is lord aboue, 35
Seide to him wiþ gret loue:
„hele þis day is fully maad
To þin hous, þou maiȝt beo glad:"
þerfore, to him þus seide he,
„ffor he was sone of Abraee. 40

þe sone of Mon þat was so meke
Com þat tyme for to seke
And for to make saaf also
þat to perisching schulde ha go."
þis is þe tixt of þis gospel, 45
As mon in Englisch tonge may tel.

IN þis holy teching heere
þis holy gospel good and clere
Scheweþ to vs and oþur mo
þat Jh*esus* wente to Jerico 50
And hou þat Ȝacheus hedde longinge
To seo his lord, heuene-kynge.
þis Ȝachee vndurstonden is
'he þat is maad Rihtwys',
And bitokneþ þe pepul of gentes 55
þat leeued in god bi heore ententes.
Jerico bitokneþ als
'þis wrecched world þat is fals':
ffor Jh*esu* wente ofte among
þis wrecched world ful of wrong. 60
þouȝ þis Ȝachee weore mon wys
And of þat lawe bar þe prys,
More bi feiþ vr lord souhte he
þen bi lawe, as fynde we;
And for he was in feiþ studefast, 65
he deserued atte last
To resseyue þe benisoun
Of vr lord ful of renoun;
So ferforþ, þat vr lord so good
wolde him grau*n*te wiþ mylde mood 70
To come in to hous his
And reste þer as kyng of blis.
he ȝaf him þenne, as lord hende,
Euerlastinge hele wiþouten ende.
þe same wyse þis pepul al 75
Of þe gentes, gret and smal,
vre lord bi lawe þei not kneuh,
But bi feiþ ful of vertu;
þerfore þei diseruet ryf
Of vr lord euerlastyng lyf. 80
þis ilke Sicomours tre
In wȝuche clomb vp Ȝachee,
was ful hiȝ and feir to siht,
And swete i*n* schadewe and muche in miht,
And als in fruites plenteuous, 85
Most swettest and delicious.
And þis tre, so good and dere,
Mai wel be tokned here
To þat blessed Rode-treo
Of wȝuche we alle weore bouȝt freo. 90
þis sicamour was feir and heiȝ,
I wol ȝou telle þe resun whi:
A ladder was þerof maked
whon crist was sprad þe*r*on naked,
þat out of helle þat laddur rauhte, 95
In to heiȝ heuene hit strauhte.
þat ilke wei wente ful euene
vr elder-ffadres to heiȝ heuene;
ffor hit was ful of honour
þat scholde so bere vr saueour. 100
Swete in schade also hit was,
As ȝe may here in þis plas:
hit schadewede from þe hote fuire
Of helle, þat eue*r*more schal duire,
þe p*ro*phetes and þe patriarkes alle 105
þat Adam synne hedde mad falle.
Plentiuous in ffruit was þat treo —
Non oþur so plentiuous mihte beo;
þe fruit þat on þat treo greuȝ,
was Jh*e*su, ful of alle vertu. 110
þe fruit on þat o treo, we fynde,
Brouhte forþ þo almonkynde
ffrom endeles pyne to blisse aboue,
Euer to wonen wiþ him in loue.
Ȝachee also bitokne may 115
þis synful pepul boþe niht and day
þat for heore synnes mai haue no siht
Of god vr lord, kyng of miht.
But hose wole þe siht haue
Of god, his lord, þat may hi*m* saue, 120
In to þis treo he most climbe
Of Sikamour, as I hit fynde:
þat is to seche folli to loue
vre lord god alle þing aboue;
þat is to say he moste forsake 125
Alle synnes, in him so blake,
And beo boxum in alle þinges
To godus holy Biddynges,
And suffre wo in world here
ffor his loue þat bouht hym dere; 130
In to þat tre þus may he wende
And seon his lord wiþouten ende.
Nou forþurmore me mot biholde,
As hit is in vr gospel tolde:
whon vr lord, blesset he be, 135
Say þe feiþ of Sachee
he hiht him, as I ow telle,
In his hous þat day to dwelle;
þat was for he knoulechede clene
Al his trespas þer at ene, 140
And grau*n*ted þer Jhesus bifore
fforto amende for euermore.
Jhesus coueyted not to abyde
In hous of treo, maad wiþ pride,
But in þe clene soule of mon, 145
þer wolde he dwelle, þe*r*fore he com.
þerfore I rede, we clanse vs,
þat we may resseyue him þus,

And þenne to kepe him so vs wiþ
Euer to lyuen in grace and griþ. 150
þen seide Ȝachéé to Jhesu,
þat is ful of alle vertu:
'Lo, lord, half my godus I ȝiue
To pore men, whil I lyue;
And ȝif I haue bi wrench or wile 155
Do to eny mon eny gyle,
To ȝelde aȝeyn I am ful bold
To vche mon foure-fold.'

ÞEn seide vr lord precious:
'þis day is hele mad to þyn hous, 160
ffor as muche as þou art þan
þe holy sone of Abraham.'
vche mon þat wol come
fforte ben Abrahames sone,
As longe as he liueþ sikerly 165
he moste ben aboute bisy
To folwe þe ensaumple in his dede
þat we here of Ȝachéé rede:
þat is to sey, wiþ wille feruent
Of goodus þat god him haþ isent 170
Ȝif þe pore for godus sake,
And so Abraham sone hym make.
Abraham is forto say
'ffadur of mony folk' verray —
þat is he þat for vs diȝed 175
And al his bodi wiþ blood biwriȝed.
Ȝif we kepen, breþeren dere,
Coueitousliche þeos goodes here
þat god him-self haþ vs lant,
And wol not parte hem wiþ vre hand, 180
Afert may we beo ful sore
Leste we gete peyne for euer more;
But ȝif we wole wiþ wille fre
Departe wiþ pore, as I sei þe,
we schul haue þat ilke lyf 185
þat euer schal laste wiþ-oute strif.
þerfore do we al vre entent,
whil we ben in eorþe present,
To trauayle boþe niht and day
Goode werkes to worchen ay; 190
So þat, whonne þe soule schal go
And beo parted þe bodi fro,
hit may clayme forte wende
To þat blisse wiþ-outen ende.
he vs graunte þer to wone, 195
God and Mon, Mayden sone. Amen.

Dann folgt:

hou a man schal lyue parfytly.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Neues Wörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache. Von H. Michaelis. In zwei Teilen. Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887. X u. 737 S.

Den guten Ruf zu befestigen, in welchem der Name Michaelis auf dem Gebiete der romanischen Sprachforschung steht, ist das vorliegende Wörterbuch vollkommen geeignet. Durch die zehnjährige Arbeit, welche laut der Vorrede die Verf. darauf verwendet hat, und durch die wertvolle Mitwirkung ihrer Schwester, Frau Carolina M. de Vasconcellos, ist ein Werk entstanden, welches an Reichhaltigkeit, Zuverlässigkeit und Richtigkeit die Hilfsmittel weit hinter sich läfst, welche den Deutschen bei dem leider ziemlich vernachlässigten Studium der portugiesischen Sprache bisher zur Verfügung standen. Die Wörterbücher von Bösche und Wollheim da Fonseca, die in ihrer Art ganz schätzbar sind, hat Ref. in verschiedenen Punkten mit dem Michaelisschen verglichen und kaum je etwas gefunden, dessen Herübernahme aus jenen zu wünschen wäre. Druck* und Anordnung sind derart, dafs das Auffinden der gesuchten Wörter und Wortformen sehr erleichtert wird. Die Trennung längerer Artikel in bezifferte Abteilungen (so namentlich bei den Präpositionen, wo die verschiedenen Bedeutungen auf diese Weise auseinander gehalten sind); die sorgfältige Verweisung auf synonyme Ausdrücke; bei den Verben die reichhaltige Angabe ihrer Konstruktion mit Präpositionen; die Berücksichtigung der Formenlehre — so dafs alle besonderen Pluralendungen, alle starken und unregelmäfsigen Verbalformen verzeichnet sind; die Aufnahme von Eigennamen aller Art in den Text (während gewöhnlich Taufnamen und geographische Namen in einem besonderen Verzeichnisse gegeben werden, was mancherlei Übelstände mit sich führt)

* Bei Erwähnung des Druckes sei eine allgemeine Bemerkung gestattet, wenn sie auch hier nicht zum erstenmal gemacht wird. Die Anwendung der Fraktur für den deutschen Text mag gerade in einem Wörterbuche ihre Bequemlichkeit haben. Da aber die Möglichkeit nicht fern liegt, dafs ein solches Werk auch im Auslande benutzt wird, so würde die Anwendung von Antiqua, die dem deutschen Leser keine gröfsere Schwierigkeit, dem fremdländischen aber eine sehr willkommene Erleichterung bietet, sich gewifs sehr empfehlen.



— das sind Eigentümlichkeiten, die dem Buche zur Empfehlung gereichen. Dazu kommt eine Fülle von Beispielen in Form von geläufigen Redewendungen, Sprichwörtern, Anführungen von Schriftstellern (wenn auch ohne Belegstellen): man vergleiche nur Artikel wie *correr*, *costa*, *dar*, *deixar*, *ficar*, *fazer*, *pé*, *volta* u. v. a. Manchmal scheinen dieselben fast zu reichlich bemessen; anderwärts hätte, wie Verf. selbst ausspricht, auch etwas mehr gegeben werden können, wären nicht dem Umfange des Buches Schranken gesetzt gewesen. Sehr reichhaltig ist der Wortschatz an sich. Ref. hat viele neue oder seltene Ausdrücke, die er beim Lesen verschiedenartiger Schriften angemerkt hatte, darin aufgesucht und nur selten vergebens gesucht. Einige der vermifsten seien angeführt: *adayão* Ältester *(doyen)*; *agulheiro* in der Bedeutung Signalwärter (bei der Eisenbahn); *anno de noivos* Flitterwochen; *chefatura* Führerschaft; *elevador* Fahrstuhl; *entregue (do governo)* betraut mit . . .; *flartar* kokettieren; *finalidade* Zweckmäfsigkeit (nicht nur Zweckmäfsigkeitslehre); *menino* in der Bedeutung junger Herr (als höfliche Anrede); *passarinhar* i. d. B. herumhüpfen; *quatro* i. d. B. einige; *taboleiro* i. d. B. Fahrbahn (einer Brücke); *torpedo* in der militärischen Bedeutung und *torpedeiro (barco —)* Torpedoboot; *vernaculidade* einheimisches Gepräge.

Zwei wichtige Seiten eines Wörterbuches bilden die Rechtschreibung und (wenn überhaupt darauf eingegangen wird) die Darstellung der Aussprache. In beiden Beziehungen macht das Portugiesische ziemliche Schwierigkeiten; in ersterer wegen der Schwankungen, die nicht nur in einem und demselben Buche, sondern oft in demselben Aufsatze vorkommen; in letzterer wegen der Unmöglichkeit, gewisse Laute durch die gebräuchlichen Hilfsmittel darzustellen. Verf. hat in den zweifelhaften Fällen meist die verschiedenen Schreibungen angeführt, ohne anzudeuten, welche (sei es aus etymologischen, sei es aus phonetischen Gründen) vorzuziehen sei; so steht bei *pai* Plur. *paes* und *pais;* so finden sich *avesinha* und *avezinha*, *celada* und *cilada*, *cendal* und *sendal*, *exempto* und *isento*, *huivar* und *uivar* ohne Bezug zueinander. In vielen Fällen aber läfst die Verweisung auf eine andere Stelle schliefsen, dafs dort die bessere Schreibweise zu finden sei; so *apprehender v. aprehender; balisa v. baliza; cair v. cahir; canna v. cana; ceia v. cêa; coisa v. cousa; egua v. egoa; falar v. fallar; peloiro* und *pelouro v. pellouro; subjecto* und *sugeito v. sujeito; sossegar v. socegar*, etc. — wo man ja manchmal auch eine andere Ansicht haben kann (oder anderen Geschmack; weil allgemein mafsgebende Regeln einmal nicht vorhanden sind). Am meisten lassen sich andere Ansichten geltend machen bezüglich der Bezeichnung der Aussprache. Dafs das stimmlose s durch ſſ, lh und nh durch lj und nj, die Nasale mittels ng bezeichnet sind, ist ein Notbehelf, der zu entschuldigen wäre. Aber es hätte mit den einmal angewendeten Zeichen sich noch Besseres erreichen lassen; jedenfalls hätten sie konsequent gebraucht werden sollen — also z. B. j nicht auch für das stimmhafte ż (geschrieben j, g), so dafs „*grilhagem* (-ja-jem)“ in doppelter Beziehung anstöfsig ist. Zu viel gethan ist für die Wörter mit *lh* und *nh*, denen jedesmal ein (j), und für die mit der Endung *ção*, denen jedesmal ein ſſáong (warum nicht eher ſſaung?) nachgesetzt ist. Tonloses *o* ist in der Mitte der Wörter durch u wiedergegeben: *hemorragia* (e-mur-ra-jí-a), *moxama* (mu-ſchá-ma); am Ausgange steht teils u und teils (fälschlich) o; ebenso findet sich *aquem* (a-ken) neben *d'aquem* (kém) u. a. — Besondere Aufmerksamkeit ist den Lautzeichen *ch*, *x*, *gu*, *qu* zugewendet worden, deren Aussprache in allen Fällen angegeben ist. Erwünscht wäre eine gleich sorgfältige Behandlung der zweiwertigen Vokalzeichen *a*, *e*, *o* gewesen; darüber erfahren wir aus dem Wörterbuche nichts. Zwar sind — wie dies in Druckschriften gewöhnlich geschieht — *côr* Farbe und *cór* Herz, *côrte* Hof und *córte* Schnitt unterschieden, nicht aber *coragem* (mit ô) Bleiche (welches überhaupt fehlt) und

coragem (mit ó) Mut; *colhêr* fassen und *colhér* Löffel; *sêde* Durst und *séde* Sitz; *pregar* (mit ê) annageln und *pregar* (mit é) predigen. Auch findet sich bei Wörtern wie *olho, ovo, esposo* etc. keine Andeutung darüber, daſs ihr *ô* im Plural zu *ó* wird. Bei allen Wörtern, deren Ton nicht auf der vorletzten Silbe liegt, ist die Tonsilbe durch einen Accent bezeichnet. Wenigstens bei diesen Wörtern hätte anstatt des Akut der Cirkumflex da gesetzt werden können, wo der betreffende Vokal geschlossen ist — also *amôr, estômago, cortêx, fazêr*. Unrichtig accentuiert sind *Estevão, orgão, benção;* sie sind nicht auf der Endung betont, würden daher auch besser *Estevam, orgam, bençam* geschrieben (so wie man jetzt fast allgemein pret. *amaram* und fut. *amarão* unterscheidet).

Die Übersetzung und Erklärung der Wörter ist, soweit des Ref. Beobachtung und Urteilsfähigkeit geht, klar, bestimmt und zuverlässig (mit seltenen Ausnahmen: *mantissa* ist nicht „der 10. Teil eines Logarithmus", sondern Decimalstellen eines Log. — *pollegada* ist nicht „12 geometrische Linien", sondern deutlicher ein Zoll; — *scocia* und *scotia* sind erklärt, als ob es zwei verschiedene Wörter wären; es hätte genügt *scotia (scocia)* (arch.) Einziehung; — *animaes damnados* wilde oder tolle Tiere wäre vielleicht deutlicher erklärt durch *cão damnado* toller Hund; — *tomara* [eu] heiſst wohl besser: ich nähme es gern an, ich wünschte, als „wollte Gott"; — *levar um erre* wird vermutlich heiſsen: bei der Prüfung durchfallen, nicht aber „einen Kandidaten durchfallen lassen"). Nur ein Punkt sei noch zur Erwägung gegeben. Es ist in spanischen und portugiesischen Wörterbüchern üblich, und ist auch in dem vorliegenden so, hinter Verben im Infinitiv je nach Bedürfnis das Objekt oder das Subjekt zu setzen. Im Zusammenhang der Rede ist der erstere Fall der gewöhnliche, der andere kommt auch oft genug vor. Liest man aber im Wörterbuche: *cair o coração aos pés, dar o rei despacho, doer-se o cabello (a alg.)* u. dgl., so wird man im ersten Augenblick wohl nicht klar sein, daſs hier *coração, rei, cabello* Subjekte sind, und selbst die Übersetzungen „den Mut verlieren", „mit dem Minister arbeiten (vom Könige)", „Furcht haben" werden im ersten und letzten Falle nicht gleich den grammatischen Zusammenhang klar machen. Zieht man also nicht vor, einen Satz als Beispiel zu geben *(cae-se-lhe o coração aos pés, doe-se-lhe o cabello),* so wäre wenigstens das Übereinkommen zu empfehlen, das nachstehende Substantiv, wenn es Subjekt ist, einzuklammern — also: *cair (o coração) aos pés* vor die Füſse fallen (vom Herzen) —; so steht es auch wirklich z. B. unter *levar: --se bem (o navio)* gut segeln.

Druckfehler scheinen sehr wenig vorzukommen (unter *cotangente* steht Kontangente für Kotangente; unter *hincar: hincando* für *hincado,* statt *gradinata* ist grandinata, statt *obtusangulo* octusangulo, statt *trancaruas* trancarruas gedruckt; *Praxitelles* wäre, falls Portugiesen es schreiben, nicht nachzuahmen). Sonstige Versehen sind ebenfalls selten. *Diabrotico* ätzend hätte nicht mit *diabrura* Teufelei zusammengefaſst werden sollen; *facezinha* heiſst Gesichtchen (wie auch unter *facesinha* steht), aber nicht Geschichtchen — daher die Vergleichung mit *facecia* nicht am Platze ist; *jogue* asiat. Einsiedler scheint *yogui* heiſsen zu müssen; „*delis* adj. unerschrocken, kühn, mutig (vom Groſswesir gesagt)" klingt ziemlich rätselhaft — sollte das vielleicht nur einmal zu findende Wort nicht etwa heiſsen *delir* (persisch dilîr = cordatus)?

Die meisten hier gemachten Ausstellungen mögen kleinlich erscheinen. Sie dienen auch hauptsächlich zum Ausweis darüber, daſs Ref. das Buch, soweit es sich in einigen Wochen thun läſst, aufmerksam durchgesehen hat. An dem Urteil, daſs es eine sorgsam ausgeführte und vortrefflich brauchbare Arbeit ist, wird und soll dadurch nichts geändert werden.

Weimar. H. Wernekke.

Fölsing-Koch, Lehrbücher der englischen Sprache. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.

Die hier summarisch bezeichneten Lehrbücher bestehen aus einem Elementarbuch (X, 213 S., 23. Aufl.), einer Grammatik (VI, 122 S.) und einem Lesebuch (VIII, 370 S., nebst zwei Karten) mit dazugehörigem Wörterverzeichnis (X, 150 S.). Der hier gebotene Stoff ist ein sehr reichhaltiger und dürfte für die Gymnasial- resp. Realschulstufe völlig genügen. Die Verteilung desselben denkt sich der Verfasser folgendermafsen: Das Elementarbuch soll in den ersten Jahren (also in Untertertia) durchgearbeitet werden, und von da ab soll das Lesebuch im Mittelpunkte des Unterrichts stehen und die systematische Grammatik neben der Lektüre hergehen. Dieser Plan wird gewifs im ganzen und grofsen die Billigung jedes praktischen Lehrers finden; ganz besonders sind wir erfreut darüber, dafs dadurch in den beiden Oberklassen ein gröfserer Spielraum für die Lektüre gewonnen ist. Was die einzelnen Bücher betrifft, so gestehen wir im voraus, dafs wir dem Lesebuch unbedingt günstig gegenüberstehen, von dem Elementarbuch dies jedoch nicht in demselben Mafse sagen können. Ein Buch, das in 23. Auflage erscheint, kann kein schlechtes sein, das versteht sich eigentlich schon von selbst, und die nachfolgenden Ausstellungen können also nur als Vorschläge zur Erreichung gröfserer Vollkommenheit angesehen werden. Zunächst sind wir ein Gegner der Aussprachebezeichnung. Für den Selbstunterricht mag sie als Notbehelf gelten, aus einem Schulbuche sollte man sie möglichst fernhalten. Es mufs anerkannt werden, dafs dieses einigermafsen geschehen ist und in früheren Auflagen noch mehr geschehen zu sein scheint, wie eine Recension der 22. Auflage von Otto Werner in Ratibor andeutet, wenn sie als einen Vorzug lobt, „es sei eine Wohlthat für das Auge, dafs gleich da, wo zum erstenmal ein englischer Übungsstoff erscheint, also in Kap. 2, der englische Text völlig frei ist von allen Hilfszeichen". Wir hätten diesen Vorzug des Textes auch gern auf die vorausgehenden Wörter, die zum Auswendiglernen bestimmt sind, ausgedehnt gesehen. Erstens können noch so viele Striche, Bögen, Punkte, klein und schräg, ja sogar umgekehrt gedruckte Buchstaben u. s. w. die Aussprache niemals richtig wiedergeben, wie der Verfasser das auch durch häufiges „fehlt" oder „ähnlich" in der Aussprachtabelle auf S. 9 zugeben mufs, und dann verwirren sie die ohnehin schon so schwierige Orthographie noch mehr. Die Aussprache mufs unserer Meinung nach ausschliefslich durch das Ohr, nicht durch das Auge erlernt werden. Wir möchten daher anraten, bei einer neuen Auflage die Aussprachebezeichnung mindestens aus den Paradigmen und den jedem Kapitel voraufgehenden grammatischen Auslassungen zu streichen und dieselbe ausschliefslich in die Wörterverzeichnisse auf S. 109—148 und S. 169—183 zu verweisen.

Der eigentliche Unterrichtsstoff, der eingeübt werden soll, ist auf 18 Kapitel verteilt, denen eine zweite Reihe von Übungsstücken angefügt ist. Auf diesem beschränkten Raum von 72 Seiten (12—84) ist alles Nötige aus der elementaren Grammatik, das zur Einführung in die Lektüre erforderlich, enthalten. Diese weise Beschränkung des trockenen Regelwerkes halten wir für einen wesentlichen Vorzug des Buches. Die Übungsstücke, an denen der grammatische Stoff entwickelt und geübt werden soll, sind kurze Erzählungen, Anekdoten, sowie kleine Gedichte und Briefe, und nur selten zusammenhangslose Sätze, wie sie wohl sonst die meisten Grammatiken oft geradezu ungeniefsbar machen. Die Auswahl solcher zusammenhängender Stücke ist ein zweiter, nicht zu unterschätzender Vorzug des Buches, und jede fernere Vermehrung derselben wird ihm zum Vorteil gereichen.

Die Regeln sind kurz und präcis gefafst und sorgfältig zusammengestellt; für ein Muster solcher Zusammenstellung halten wir diejenige über das Zahlwort in Kap. 15. Von S. 148—165 folgt als erste Lektüre eine kurze Geschichte Englands mit erklärenden Anmerkungen. Es ist ein leichtes und durchweg gutes Englisch. Die nun folgenden vier Gedichte würden wir gern um einige, namentlich leichtere vermehrt sehen.

Die eigentliche Grammatik ist nach den Redeteilen geordnet und umfafst nebst einem Anhang über orthographische Regeln in 158 Paragraphen alles Wissenswerte über den grammatischen Bau der Sprache. Die Belegbeispiele sind dem Lesebuch entnommen, und durch beigesetzte Ziffern wird auf die betreffenden Stellen hingewiesen. Hierdurch ist eine fortgesetzte Beziehung der Grammatik zum Lesebuch und umgekehrt hergestellt, und auch ist es dem Lehrer möglich, die Herkunft der einzelnen Beispiele zu kontrollieren, was für den Wert derselben nicht ohne Bedeutung ist. Die beigegebenen Übungen zum Übersetzen sind wie im Elementarbuch meistens zusammenhängende Stücke; wo dies nicht gut anging, sind doch Sätze mit möglichst anregendem Inhalt gewählt. An manchen Stellen dürften ohne allzu grofse Schwierigkeit die Sätze sich in Zusammenhang bringen lassen. Um ein Beispiel anzuführen, nennen wir Nr. 10, 11 und 12, die wahrscheinlich aus einem zusammenhängenden englischen Stück retrovertiert sind.

Das Lesebuch umfafst mit dem dazugehörigen Wörterbuch 520 Seiten und ist voller Abwechselung. Durch die ersten Abschnitte wird der Schüler in the United Kingdom of Great Britain and Ireland eingeführt, wobei zwei sauber ausgeführte Karten und ein Plan von London treffliche Dienste leisten. Ein anderer Abschnitt, „An English House“, und ein dritter über Money, Measures and Weights, sowie ein vierter über School Life, Rural Life u. s. w. machen mit dem englischen Leben bekannt, beschreiben Familie, Handel und Wandel, Sitten und Gebräuche in Stadt und Land, ohne deren Kenntnis eine fruchtbringende Lektüre nicht möglich ist. Gerade in diesem Punkte sündigen die meisten Chrestomathien, und da es leider immer noch sehr viele Lehrer giebt, die das englische Leben nicht aus eigener Anschauung kennen, so kann diese Lücke meistens auch nicht einmal durch Erklärungen ausgefüllt werden. Der bei weitem gröfste Teil des Inhaltes ist natürlich historisch und novellistisch. Auch hier sind ganze in sich abgeschlossene Stücke den Auszügen vorgezogen. Wir nennen hier besonders Irvings Rip van Winkle, Mrs. Gaskells Right at Last, The Squire's Story, Marryats The Three Cutters u. a. m. Den Schlufs bilden Poems und ein kurzer Abrifs der englischen Litteratur.

Die äufsere Ausstattung aller vier Bücher ist ausgezeichnet und der Preis dabei (zusammen, schön gebunden Mk. 9,55) ein sehr mäfsiger; ganz besonders zu loben ist der Druck.

Metz. Dr. J. H. Albers.

Voltaire, Mérope, herausgegeben und erklärt von R. Mahrenholtz. Leipzig, Renger, 1886.

Unter den Tragödien Voltaires, von denen bereits E. v. Sallwürk in der Weidmannschen Sammlung die bemerkenswertesten zum Gebrauch der Studierenden herausgegeben hat, verdient jedenfalls *Mérope* in der Schule gelesen zu werden, weil der Unterricht in deutscher Litteratur bei Behandlung der Hamburg. Dramaturgie wenigstens den Inhalt dieses Stückes als bekannt voraussetzen mufs. Abgesehen davon ist auch der Vorwurf und die dichterische Gestaltung der Mérope vorzüglich gelungen, so dafs trotz einiger Schwächen (Mangel an Handlung) und der herben

Lessingschen Kritik dieses Stück vielleicht das beste ist, das Voltaire überhaupt gedichtet.

Mahrenholtz, als Molière- und Voltaire-Kenner hinreichend bekannt, hat in dieser Schulausgabe der Mérope die zweckmäfsige Neuerung getroffen, dafs zur Entlastung des Kommentars eine metrische Abhandlung, sowie eine Zusammenstellung der wichtigsten Eigentümlichkeiten des älteren dramatischen Stils im allgemeinen und Voltaires im besonderen vorausgeschickt wurden. Dadurch konnten die Fufsnoten fast gänzlich wegfallen. Gewünscht hätten wir aber noch mehr Fingerzeige, wie der Schüler die konventionellen Redensarten zu übersetzen hätte: *tromper la rage* (Vers 97), *rien qui m'étonne* (= abschreckt, Vers 218), *les attentats* (Frevel, Vers 250), *une triste mortelle* (trauerndes Weib, 445), *séducteur impie* (verruchter Gleisner, 529), *courage emporté* (Ungestüm, 603) u. dgl. Erfahrungsgemäfs wird in dieser Hinsicht selbst von den besten Lehrern hin und wieder gesündigt, so dafs den Kommentatoren noch ein reiches Arbeitsfeld bleibt. Bei der Sorgfalt des Druckes sind nur wenige Versehen zu konstatieren: pag. IX steht Ludwig XIV statt XVI; pag. 9. 225 *voux* statt vous; *déserts* ohne Accent auf der letzten Zeile von pag. 15; hardis statt *ies* Vers 537. — Die Einleitungen, eine biographische und eine litterarische, sind knapp und dem Standpunkt des Schülers entsprechend, so dafs wir in jeder Hinsicht die Ausgabe Mahrenholtz' empfehlen können.

J. S.

J. Gutersohn, Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Karlsruhe 1888.

Nach einem kritischen Überblick über den geschichtlichen Verlauf der so rührigen und verschiedenartigen Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts will Gutersohn den Standpunkt feststellen, den seiner Ansicht nach die lateinlosen Realschulen — an einer solchen wirkt der Verf. seit Jahren — den Forderungen der Neuerer gegenüber einnehmen sollen. Er läfst die Gymnasien und höheren Mädchenschulen aufser acht, da für diese Anstalten in Baden eine gemäfsigte analytische Methode seit 1880 im Gebrauch ist und sich bewährt hat. Phonetik und Lautschrift sollen selbstverständlich, was schon Ohlert und Eidam gefordert haben, von der Schule fernbleiben; während Gutersohn in diesem Punkte in Übereinstimmung mit den Lehrvorschriften für badische Gymnasien steht, verlangt er andererseits, dafs die lateinlose Schule, die den Reformbestrebungen gegenüber noch keine entschiedene Haltung eingenommen hat, für die Anfangsstufe das synthetische Lehrverfahren beibehalte und erst nach einem Vorkursus zur analytischen Methode greife, wenn es sich um Zergliederung eines bereits bekannten Wort- oder Gedankenkreises handelt. Besonders empfehlenswert scheinen dem Verf. für diese Zwecke W. Rickens Elementarbuch (Oppeln 1887) und namentlich Plattners vorzüglicher Lehrgang (Karlsruhe 1887/88); Ulbrich sowohl als Mangold-Coste stellen allzu hohe Anforderungen an die Fassungskraft des Anfängers und sind nur bei besonders Begabten verwendbar. Auch Gutersohn will baldmöglichst zum zusammenhängenden Lesestück und zu Sprechübungen übergehen, auch er will die Grammatik induktiv behandelt und jede vernünftige Neuerung nach Gebühr beachtet wissen. Was seine „Gegenvorschläge“ von den zahlreichen Reformbroschüren aus allen Kreisen sehr vorteilhaft unterscheidet, ist die Besonnenheit und Mäfsigung, mit welcher die mitunter etwas phantastischen Ausführungen der Gegner gewürdigt und berichtigt werden. Diese Eigenschaften sind um so höher anzuschlagen, als ein bedenklicher Ton unter den Herren Reformern eingerissen ist. Cf. Archiv Bd. 80, Seite 230.

1) Marryat, The Children of the new Forest, herausgegeben und erklärt von G. Wolpert.

2) Irving, Tales of the Alhambra, herausgegeben und erklärt von H. Wernekke.

3) Shakespeare, Macbeth, erklärt von E. Penner. — Leipzig, Renger, 1887.

Die drei uns vorliegenden neuen Bände der Rengerschen Schulbibliothek schliefsen sich in jeder Hinsicht den bereits erschienenen und von der Kritik empfohlenen würdig an. Die Marryat-Ausgabe bietet selbstverständlich nicht den ganzen historischen Roman des geschätzten und bei den Lernenden so beliebten Schriftstellers; der Herausgeber G. Wolpert hat verschiedene Episoden weglassen müssen, um den vorgeschriebenen Umfang nicht zu überschreiten. Auch so kommt uns aber das Bändchen etwas dickleibig für eine Obertertia oder Untersekunda vor, besonders da dem Schüler nur wenig Übersetzungshilfen gegeben sind. In dieser Beziehung hat der Bearbeiter der *Alhambra*-Erzählungen, Dir. Wernekke, dem schwierigen Text entsprechend erheblich mehr thun müssen, ohne jedoch allzu viel zu bieten. Den ersten Abschnitt, „The journey“, hat Wernekke stark gekürzt und gleich nach demjenigen über Lokalsagen die einzelnen derselben angereiht. Es ist eine erfreuliche und abgerundete Leistung.

Die bedeutendste unter den drei Arbeiten ist unstreitig Penners Macbeth-Ausgabe. Unter dem Text, der nach den berühmten *Clarendon Press Series* gegeben ist, ohne dafs der Herausgeber sich berechtigte Änderungen versagt hätte, findet der Schüler nur wenige Erklärungen dunkler Stellen und im Anhang jede nötige historische und sachliche Auskunft. Da dies aber für eine wirklich fruchtbringende Shakespeare-Lektüre unzureichend wäre, so ist ein sehr ausführlicher und mit gröfster Sorgfalt zusammengestellter grammatischer und lexikaler Kommentar vorausgeschickt, welcher über alle Fragen klare und befriedigende Auskunft giebt. Auch eine metrische Abhandlung findet der Schüler zu Anfang des Buches. Diese hätte recht wohl kondensiert werden können, ebenso der Überblick über die Anfänge des Dramas und des englischen Bühnenwesens, sowie die Vorgänger Shakespeares. Jedenfalls wird die Pennersche Ausgabe nicht allein für Prima, sondern auch für Studierende der neueren Sprachen sich vortrefflich eignen. Druck und Ausstattung aller drei Bücher sind tadellos.

J. S.

Kugler, Friedrich II.; bearbeitet von Dr. Ph. Hangen. Nr. XVIII der Englischen Übungs-Bibliothek. Dresden, L. S. Ehlermann.

Dies schmucke Bändchen bildet also die 18. Nummer der von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung herausgegebenen Engl. Übungs-Bibliothek, deren vorangegangene 17 Nummern das Vorzüglichste bringen, was unsere reiche Litteratur in dieser Hinsicht darbietet. Sämtliche Nummern sind von demselben Verfasser herausgegeben und bekunden den sicheren Blick des Herrn Herausgebers bei der Auswahl und die wohlgeübte Hand bei der Ausführung. — Der Text zu diesem Buche konnte kaum glücklicher gewählt werden. Aus der Feder eines verdienten Historikers, schildert er in knapper, doch erwärmender Form in sieben Kapiteln die weltberühmten Feldzüge Friedrichs des Grofsen während des Siebenjährigen Krieges und ist daher geeignet, den Absichten des Herrn Herausgebers, „mit dem gegenwärtigen Bändchen den Versuch zu machen, den Schülern in den Oberklassen höherer Lehranstalten, sowie solchen Personen, welche sich durch Selbstunterricht in der englischen Sprache weiter aus-

bilden wollen, eine Anleitung zu geben, *deutsche Prosa idiomatisch richtig ins Englische zu übertragen*“, nach Form und Inhalt zu entsprechen. Er hat zu diesem Zwecke den Text mit Anmerkungen versehen, welche teils die nötigsten Wörter, teils die Übersetzung ganzer Sätze enthalten, die dem Ursinne durchaus in echt englischem Geiste angepafst sind; auch hat er — aufser einer Karte des Kriegsschauplatzes — noch ein vollständiges deutsch-englisches Wörterverzeichnis für den Grundtext beigefügt, das dem Lernenden bedeutende Zeitersparnis dadurch bewirken wird, dafs er wohl nur selten zu einem gröfseren Wörterbuche zu greifen genötigt sein dürfte. Dieser gediegenen Arbeit gegenüber darf daher der Wunsch als berechtigt erscheinen, dafs dieselbe recht viele Anerkennung finden möge.

Aug. Boltz.

K. Deutschbein, Kurzgefafste englische Grammatik und Übungsstücke für reifere Schüler. Köthen, O. Schulze, 1887. VIII, 75 u. 104 Seiten. Preis geb. M. 2,30.

Das neue Lehrbuch des vorteilhaft bekannten Grammatikers Deutschbein schliefst sich einerseits im Übungsstoff an des Verfassers Irving-Macaulay-Lesebuch eng an, weil ja der Vokabelschatz vorzugsweise aus den in der Schule gelesenen Schriftstellern zu entnehmen ist; es nimmt andererseits eine Reihe Sprichwörter und Sätze aus der Umgangssprache auf, weil der Wortschatz sich auf zwei Gebieten abzurunden hat, dem des Alltagslebens und dem der Lektüre. Die Auswahl der Einzelsätze — diese kann man, mit gütigem Verlaub der Herren Reformer, nie völlig entbehren — ist sehr geschickt: im Anfang zur Einprägung der Aussprache nur einsilbige Wörter mit langen und kurzen Vokalen, dann allmählicher Übergang zum Schwereren. Von der vierzehnten Übung ab, also nach wenigen Wochen, findet der Schüler in jeder Lektion zusammenhängende deutsche und englische Gespräche, was den praktischen Gebrauch des Gelernten ungemein fördert. Dafs die Dialoge in tadellosem, echt idiomatischem Englisch verfafst sind, dafür bürgt die langjährige Lehrthätigkeit des Verf. in England selbst; überhaupt verdiente Deutschbeins Vorgehen seitens der Verf. französischer Übungsbücher Nachahmung.

Die Grammatik ist eine vorzügliche und geradezu mustergültige Leistung. Deutschbein hat auf 75 Seiten in aller Kürze zusammengedrängt, was der Gymnasiast im fakultativen Unterricht lernen mufs und der geistigen Reife solcher Schüler entsprechend überall kurz auf historische Entwickelung der grammatischen Erscheinung hingewiesen und an das Französische angeknüpft. Besonders wertvoll für den Unterricht ist der kleine Abschnitt über Etymologie und Lautverschiebung. Die Aussprache hat Deutschbein auf kaum zweieinhalb Seiten mit aller Gründlichkeit nach den Gesetzen der Phonetik erledigen können; die Gruppierung der unregelmäfsig schwachen und der starken Verben ist übersichtlich und historisch richtig.

Ref. hat ein Jahr lang mit Sekundanern Deutschbeins kurzgefafste Grammatik mit unerwartetem Erfolg benutzt und mit zwei Wochenstunden ohne jede Schwierigkeit die beiden ersten Teile von Grammatik und Übungsbuch (§ 1—72, Übung 1—25) in acht Monaten durchgenommen und gründlich wiederholt. Dann ging die Schriftstellerlektüre glatt und rasch von statten. Darum kann er den Kollegen an Gymnasien die Einführung des trefflich geeigneten Lehrbuches nicht warm genug empfehlen. In der zweiten Auflage müssen die Wörterverzeichnisse revidiert werden, da sie zuweilen überflüssige Wiederholungen enthalten (cf. pag. 10 und 11 *reason* und *against;* pag. 12 kehren die alten Bekannten *experience* und *body* wieder, pag. 13 *pleasure,* pag. 15 *still,* pag. 22 *isle, drag,* pag. 74 *torch,* pag. 75 *steamer* und *foreigner,* pag. 76 *tell;* pag. 77 steht *fare* zwei-

mal, ebenso pag. 78 u. 79 *phrase* und *particular* etc.); auch findet sich hin und wieder eine Auslassung: pag. 19 fehlt *Thorheit*, pag. 21 *Ufer*, pag. 24 *Tante*, pag. 27 *fleet*, pag. 37 *z. B.* etc. Die Revision des Druckes ist sorgfältig, Druckfehler bemerkte Ref. nur pag. 22 *occăsion* statt *ā*. In der Grammatik fehlt die Form *got* § 48.

L. Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache nach der analytischen Methode. I. Teil. IV u. 110 Seiten. Karlsruhe, Bielefeld, 1888.

Hatte Deutschbein für seine oben besprochene kurzgefafste Grammatik geistig vorgerücktere Schüler — etwa Sekundaner — im Auge, so wendet sich Ludwig Sevin hier an jene Altersstufe, für welche die instinktive oder die induktive Lehrweise sich eignet. Ein nach den Grundsätzen der an den badischen Gymnasien und Töchterschulen seit etwa zehn Jahren behördlich eingeführten gemäfsigt analytischen Methode verfafstes Lehrbuch giebt es weder für den englischen, noch für den französischen Unterricht.* Gleichwohl hat dieselbe, wie jetzt von früheren Gegnern anerkannt wird, dank einer zeitweiligen Kombination mit der synthetischen Lehrart die Leistungen in den neueren Sprachen in erfreulichster Weise gehoben und jeden Lehrer, der einen ehrlichen Versuch gemacht, mit der anfangs etwas zögernd aufgenommenen Neuerung völlig ausgesöhnt. Selbstverständlich ist diese analytische Methode mit der direkten, natürlichen, oder analytisch-direkten nicht analog. Bei Gelegenheit einer Recension der 3. Auflage der Cialaschen Schulgrammatik hat Ref. in der Ztschr. f. neufranz. Spr. (X, Heft 2) aus dem neuesten Erlafs der badischen Oberschulbehörde einiges Wichtigere mitgeteilt.

Das vorliegende Elementarbuch der englischen Sprache ist der erste Versuch, die Grundsätze jener analytischen Methode für den englischen Unterricht anzuwenden; ein doppelt interessanter Versuch, weil L. Sevin, wie mancher andere, der Neuerung erst beipflichtete, nachdem ihn eine längere und vorsichtige Erprobung von ihren unterrichtlichen Vorzügen überzeugt hatte, und weil er in früheren Jahren eine ganz anders angelegte „Englische Leseschule" mit „Elementargrammatik" herausgegeben hatte.

Der Verf. läfst die Entwickelung der Aussprache Hand in Hand mit den Grundregeln der Grammatik gehen und beginnt in der zweiten Lektion die Formenlehre mit dem Zeitwort. Dadurch wird das mechanische Erlernen geistig fruchtbarer, als wenn der Schüler monatelang die Verbalformen einfach als Vokabeln lernt, ohne ihren Bau zu durchschauen. Selbstverständlich hat Sevin die Regeln aus einigen dem vorausgehenden Lesestück entnommenen Beispielen induktiv abgeleitet und möglichst bündig abgefafst. So gelingt es ihm, in 19 Abschnitten mit zusammen 89 Seiten die Aussprache und die Elemente der Formenlehre darzulegen, sowie mit genügendem englischen und deutschen Übungsstoff zu versehen.

Die Wahl des Übungsstoffes ist geschickt und angemessen. Durchweg aus nationalen Lehrbüchern entnommen, aus dem *„Reading without tears"* oder aus *Macmillan, Mavor, Griffey, Barnes*, aus *Mitchells Geography* u. dgl. bietet er dem kindlichen Gemüt, was es bedarf. Einen Ansatz zu einem Gespräch findet man pag. 47; wir hätten eine ausgiebigere Pflege dieses Übungsstoffes gewünscht. Willkommen wird jeder die Sprichwörter heifsen; für einen Mädchenschuldirektor ist es aber nicht galant, das treffende Sprichwort *women are best, when they are at rest* mit

* Nach Ansicht des Ref. würden Ph. Plattners Lehrbücher, die an mehreren Mädchenschulen mit grofsem Erfolg gebraucht werden, im Anschlufs an die analytische Methode sich für Gymnasien besser eignen als die Grammatik von Ciala. In Mädchenschulen gebraucht man auch den Leitfaden von Th. von Schmitz-Aurbach.



aufgenommen zu haben. Gedichte in einfacher Sprache, aus *Infantine Rhymes*, von *Howitt*, *Longfellow*, *Mackay* etc. bieten angenehme Abwechselung und passenden Memorierstoff. Enthielten die englischen Stücke nur zusammenhängende Übungen, so sorgen die sich eng daran anschliefsenden deutschen Einzelsätze für vielfache Einübung des auf analytischem Wege gewonnenen Stoffes, während eine weitere Abteilung Aufgaben zur Umformung, Satzbildung u. dgl. stellt. Eine der Hauptforderungen der pädagogischen Neuerer wird dadurch erfüllt. Allein wir glauben, dafs auch ohne die eindringenden Mahnungen dieser Herren jeder verständige Lehrer schon früher derlei Übungen mündlich und schriftlich vornehmen liefs.

Ein Anhang giebt ohne Lautschrift auf drei Seiten eine Lautlehre nebst Vokaldreieck, woran sich eine ausführliche Präparation zu jedem einzelnen Abschnitt anschliefst. Hier hätte durch drei diakritische Zeichen (kurz, lang, Accent) ein Wegfall der meisten Klammern sich ermöglichen lassen. Das einzige, was an dem wirklich vortrefflichen Lehrbuch auszusetzen wäre, ist die allzugrofse Mannigfaltigkeit des im ersten Lesestück sich darbietenden Lernstoffs, ein Vorwurf, der bekanntlich auch Plattner gemacht wurde und die Herausgabe einer Vorstufe zum Elementarbuch veranlafst hat. In *The Fox and the Grapes* bringt Sevin nicht ausschliefslich die Laute *ā* und *ă* in ihren verschiedenen Schreibungen, das verlangt auch niemand; aber es hätte sich wohl vermeiden lassen, sofort im ersten Lesestück dem Anfänger dreierlei *i* und *o*, ferner *u*, *ea*, *ee*, *ou*, *oo*, die beiden *th*, *wh*, *gh*, *w*, *j*, *ch* vorzuführen. Ein paar Sätzlein für die ersten zwei bis drei Seiten, wie W. Ricken in seinem französischen Elementarbuch, oder Deutschbein im Macaulay-Irving-Lesebuch sie zusammengestellt, würden dem Lehrenden wie dem Lernenden die Aufgabe erleichtert und dem Verfasser auch von Gegnern der Methode Anerkennung eingebracht haben. Freilich hätten dann die Reformer und die analytischen Puristen dieses Verfahren als banausisch verurteilt.

Histoire des anciens Germains, racontée à la jeunesse d'après les récits des auteurs latins et grecs etc. par F. J. Mampell. I. Teil. Strafsburg, Heitz, 1888. 97 Seiten.

Sollen unsere Schulen Männer heranbilden, welche die Gegenwart zu verstehen und den heutigen Verkehrsverhältnissen sich anzupassen im stande sind, so mufs die Unterweisung in den lebenden Sprachen ihnen nicht blofs die Mittel näher bringen, mit den Nachbarvölkern sich zu verständigen, sondern als „Gesinnungsunterricht" sie in Geschichte, Leben und Anschauungen der betreffenden Nationen einführen. **Dann sollten im französischen Unterricht ausschliefslich französische Stoffe zur sprachlichen Bearbeitung gelangen,** und darum könnte der immer noch beliebte *Charles XII* trotz aller sprachlichen Vorzüge allmählich dem halbvergessenen *Télémaque* folgen.

Abgesehen von diesem grundsätzlichen Standpunkt, der übrigens — wie Wingeraths Lesebücher zeigen — noch sehr einflufsreiche Gegner besitzt, verdient das uns vorgelegte Lehrbuch von Mampell alle Anerkennung. Die Freunde der Konzentration des Unterrichts werden seine aus französischen Übersetzungen zu Plutarch, Cäsar, Cassius Dio, Tacitus und Sidonius Apollinaris mit Geschick und Geschmack zusammengestellte Geschichte der alten Germanen bis zum Tode des Armin mit Freude begrüfsen. Denn das Französische ist mit Ausnahme einer Stelle (Schlufs von § 7) flüssig und tadellos und die schlichte Schreibweise der Fassung der Unter- und Mittelstufe entsprechend. Auch die Einteilung in Kapitel und Paragraphen ist praktisch. Im Anhang findet der Lernende eine für seine Bedürfnisse ausreichende Präparation. Zu § 6

fehlt *de plus* = überdies, ferner ist dort *ne-guère* = wenig angegeben, während *ne-guère que* = fast nur anzugeben war. Die § 16 vorkommenden Ubier erklärt erst die Präparation zu § 29; *aussi* = deshalb ist kein Adverb (§ 3); die Redensart *tout entier au soin de* wird § 65 vermifst, wo auch *grêle* einen Gravis statt des Circumflex hat; § 86 fehlt *encore* = wieder; zwischen *pair* = gleich und *aller de pair* = gleich sein, hätte die Redensart *de pair* = nebeneinander Platz verdient. Da der Druck auch korrekt ist (Druckf. nur pag. 16 u. 58), so verdient Mampells Büchlein in jeder Hinsicht empfohlen zu werden.

Offenburg i. B. Joseph Sarrazin.

Zeitschriftenschau.

Studj di Filologia Romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 3. 1885, Roma, Torino, Firenze. P. 335—452 (Schlufs von Vol. I).

P. 335—402 L. Biadene, Las rasos de trobar e lo Donatz proensals secondo la lezione del ms. Landau. Text p. 355—393, das übrige Einleitung und Anmerkungen. Wertvoller Beitrag, enthält u. a. den festen Nachweis, dafs der Donat von Ugo Faidit ist, auch den einer italienischen Übersetzung dieses letzteren, sowie auch der Rasos in der bibl. Laurenziana 1812, verzeichnet als Grammatica della lingua provenzale di Benedetto Varchi autografa e inedita, früher Lord Ashburnham gehörige Handschrift. P. 403—405 E. Teza, Note portoghesi, da una lettera al direttore. Zu dem Corpo diplomatico portuguez, welches die Akademie in Lissabon erscheinen läfst. Orthographisches: in echt portugiesischer Weise giebt es arge Entstellungen, wie socresto = sequestro, Frenes = Farnese u. s. w. P. 407—424 Cesare de Lollis, Dei raddoppiamenti postonici. Eine fleifsige Zusammenstellung von Beispielen, indem der Verf. bescheiden zugiebt, eine noch so wenig, fast gar nicht beleuchtete Thatsache nicht gleich aufklären zu können. Die wesentliche Ursache erkennt er wohl mit Recht in dem unmittelbar vorhergehenden scharfen Tone, verbunden mit Kürze des Vokals. Ich vermisse hier die Bemerkung, dafs letzteres nicht immer der Fall ist; vgl. meine Ital. Sprachl. p. 27 (überhaupt wird die Frage nach Länge und Kürze der Vokale in den Grammatiken des Italienischen und der romanischen Sprachen zu sehr vernachlässigt, weil man sich tröstet: die Dichter scheiden nicht zwischen lang und kurz in Verwendung der Silben). Auch sonst, zum Teil nebenbei, kommt bei dem Verfasser für die Grammatik Wichtiges mit zur Sprache. Hierher rechne ich, was p. 416 steht: in propaggine e imagine, in fuliggine e origine un Fiorentino fa sentire indifferentemente il semplice j dei Francesi, un Romano, ancorchè colto, il gg palatale. Ich finde dies in noch keiner italienischen Grammatik, auch in meiner steht es nicht, obgleich ich Florenz und Rom kenne und in derselben auf Unterschiede von c zwischen Vokalen in Florenz und Rom aufmerksam mache. Der Verf. macht auf lateinisches grumus, daneben grummus (ital. gruma, gromma) aufmerksam; ähnliches wird öfter geschehen müssen. Dafs in agio, cacio, bacio, brucio keine Verdoppelung erfolgt ist, wird erklärt, weil diese hier ursprünglich ein s hatten. P. 425—444 Camillo Antona Traversi, Notizie storiche sull' Amorosa Visione. Das Gedicht kann nicht vor 1340 und nicht nach 1342 geschrieben sein; es scheint in Florenz geschrieben, und da er dort von 1341—1344 war, mag es nicht vor ersterem Jahre geschrieben sein. P. 445—448 E. Marchesini, I Perfetti italiani in etti. Alles soll von detti und stetti herkommen. Es ist ein Mangel, dafs übersehen wird, dafs im Italienischen sich atti (im Dialekt

Neapels), etti (und iedi) gemein-italienisch (und toskanisch und römisch), itti gemein-italienisch altertümlich und heute poetisch vorfindet, dafs wir also überhaupt von einem T-perfekt reden müssen (vgl. m. Ital. Sprachl. S. 14, 62). Zum Schlufs des Heftes Zusätze und Besserungen von Biadene zum vorigen und zu diesem Hefte (zur Passione e Risurrezione und zu Rasos e Donatz).

Fasc. 7. Roma 1886. P. 1—104.

A Pakscher, Il Canzoniere provenzale A (cod. Vat. 5232) edizione diplomatica. P. 1—8 Biografia e canzoni di Peire d'Alvernge; p. 8—63 Biogr. e canz. di Giraut de Borneil; p. 63—91 Biogr. e canz. di Marcabrun; p. 91 bis zum Schlufs Canzoni di Rambaut d'Aurenga. La edizione di questo canzoniere sarà contenuta tutta nel vol III degli Studj. Terminata la stampa del testo si darà una illustrazione del ms. accompagnata da note e da indici.

Fasc. 4. Roma 1887. P. 1—96.

P. 1—30 E Marchesini, Note filologiche. In neun Abschnitten; der erste: Etimologie italiane (u. a. boria von borea: vgl. che boria mit che aria; goffo, nach Diez von κωφός, wäre vielmehr mit ven. gufo „incurvato leggermente della persona" zusammenzubringen; scombiccherare vielleicht von conscribillare). Der zweite: Etimologie venete (zu Çesandela von cicindela ist zu bemerken, dafs dies schon Fabio Mutinelli, Del Costume Veneziano, Ven. 1831, p. 34, kennt). Der dritte: Etimologie spagnole e portoghesi (aport. ergo, ausgenommen, nicht mit Diez von præterquod, sondern es entspricht ital. fuorchè, foris quod). Der vierte: Voglio soglio volgo sciolgo (Dissimilation). Der fünfte: Il ghe lombardo-veneto (nicht yi, sondern ci liegt zu Grunde). Der sechste: Perfetti e participi forti italiani di formazione analogica (Probe einer gröfseren Arbeit über diesen Gegenstand. Nicht übel ist dies: intridere Diez von interere; ja, aber vielmehr vom Perf. und Part., wo sich das sonst unerklärbare tri findet. Manche Betrachtungsweise aber ist zu oberflächlich, wie crese [purg. 32, 32] forma isolata che a Dante estorse la rima, vgl. m. Sprachl. S. 80, wo Part. creso mehrfach belegt ist). Der siebente: Le due risoluzioni italiane del nesso cl (gli und cchi). Der achte: Sopra due passi della Chanson de Roland (im Plautus wird vos rogat fälschlich vom Verf. = vult gesetzt: Trin. Nunc vos hoc rogat Ut liceat possidere hanc nomen fabulam, ove l'eguaglianza vos rogat = vult è dimostrata dal v. 12 del prol. dell' As.: Asinariam volt esse, si per vos licet, denn nicht in jedem Falle [auch ohne ut liceat, si per vos licet] könnten vos rogat und vult füreinander stehen: und 1792 C'il l'ad trait qui vus en roevet feindre = quegli l'ha tradito che di ciò vuol fingere, dissimulare ist unmöglich, vos rogat fingere kann nicht vult fingere sein). Der neunte: Sopra alcuni luoghi del poema provenzale su Boezio (u. a. wird Mallio als zweisilbig gegen Böhmer geschützt und seine Besserung von aprob zu prob als unrätlich und unnötig abgewiesen). P. 31—66 Cesare de Lollis, Cantigas de amor e de maldizer di Alfonso el Sabio re di Castiglia (Alfons X, der Weise, König von Castilien und Leon, welcher von 1252—1284 regierte, ist der Verfasser der 30 bis 33 Lieder im portugiesischen Liederbuche, welche dem Rey Dom Affonso de Castella he de Leom zugeschrieben sind, wie Wolf Milà y Fontanals und Diez ohne weiteres annahmen, und unrichtig versuchte Braga Alfons IX. von Leon für jenen zu setzen). P. 67—89 P. Rajna, Osservazioni sull' Alba bilingue del cod. Regina 1462 (die beiden provençalischen Zeilen der Hs., Lalba par umetmar atra sol Poypas abigil miraclar tenebras, werden gelesen: L'alba part umet mar atras ol poy Pasa bigil miraclar tenebras, d. i. L'alba, di là dall' umido mare, dietro il poggio, passa vigile a spiar per entro alle tenebre). P. 90 bis 92 Leone Luzatto, Il congiuntivo e l'indicativo italiano (die Identität

von credite und creditis habe jene von credamus und credimus ergeben). Schlufs: L. Biadene, Zusätze und Besserungen zu Rasos und Donatz.

Fasc. 5. Roma 1887. P. 97—368.

Bis p. 358 E. G. Parodi, I rifacimenti e le traduzioni italiane dell' Eneide di Virgilio prima del rinascimento; die letzten zehn Seiten enthalten Zusätze und Verbesserungen hierzu. Der Stoff wird so eingeteilt, dafs zuerst die prosaischen Bearbeitungen betrachtet werden: La Fiorita di Armannino Giudice (schon von Mazzatinti untersucht), Il Fiore d'Italia di Guido da Pisa Carmelitano, zum Teil unter dem Titel I fatti d'Enea bekannt, eine Fassung, welche Gioachino de Marzo veröffentlichte und einem Anonimo Siciliano zuschrieb, welche auch in florentinischen Hss. vertreten ist, eine allgemeine Geschichte, Fioretto della Bibbia betitelt, in einem cod. Magliabecchiano, eine lateinische Fassung in einem cod. Riccardiano und noch eine Summa Virgilii Eneados in einem cod. Riccardiano; dann die poetischen: ein Teil des Troiano, die letzten acht Gesänge mit Ausnahme von XIX u. XX (vgl. Pio Rajna in Gröbers Ztschr. f. rom. Phil. II) und das in einem cod. senese (vgl. Rajna ebendort) enthaltene, auch noch anderwärts erhaltene Gedicht und die Erlebnisse des Äneas in Brunetto Latinis Tesoro, poetisch umgestaltet, in einer Hs. der Palatina. Hierzu kommt noch einiges aus Chroniken und Kommentaren zu Dante und eine Betrachtung der Übersetzungen.

Fiàmuri Arbërit, La Bandiera dell' Albania, Periodico mensile diretto da Girolamo de Rada. Anno III, n. 3. Cosenza 15 marzo 1887.

P. I—II Die traurige Sorge aller um den Frieden Europas. II—V Der königliche Weg, welcher der Türkei eröffnet ist, besteht darin, Religionsfreiheit zu lassen für alle ihre Unterthanen. Eine Anmerkung hierzu belehrt über eine albanische Volkssage, welche sich an das Sternbild des Wagens oder grofsen Bären knüpft, nämlich von einem Diebstahl. Die vorderen Sterne sind die Diebe, welche die gestohlenen Ochsen fortbringen; hinten kommen verfolgend der Herr und sein Knechtlein — ein etwas kleiner fernerer Stern. (Dies erinnert etwas an die septem triones, die Dreschochsen, der Römer.) V—VI Kleopatra, deutsches Gedicht von Josephine Freiin v. Knorr, albanisch (und italienisch) übersetzt. VI—VII Nachrichten. Anastasio Colurioti in Athen ist gestorben, der Fürsprecher der albanischen Sprache; seine Zeitschrift Φωνὴ τῆς Ἀλβανίας wurde in Athen unterdrückt und mufste nach Bucuresci verlegt werden. — Aus Monastir in Macedonien kommt die Kunde, dafs die türkische Regierung die pflichtmäfsige Einführung der albanischen und türkischen Sprache für Albanien bestimmt hat, nicht aber der griechischen. Die in Bucuresci gedruckten, nach Albanien geschickten Bücher sind durch Stempel bestätigt worden; die griechische Kirche in Konstantinopel eifert dagegen, hoffentlich vergeblich. VIII Albanische Volksweisen (Forts. zu II, 2).

Anno III, n. 4. Cosenza 15 aprile 1887.

I—III Was braucht Albanien? Einen Thron der Gerechtigkeit. Es müfste geeint sein zu einem Paschalat, welches Albanien, Epirus und Macedonien umfafste, da dort albanisches Blut und albanische Sprache die Übermacht und Überzahl haben. IV—VI Übersetzungen aus Buchholtz' Leiter, zwei Kinderlieder, „Zu Bett“ und „Fritz und Matz“, „Der Grofsvater“, ausführlichere Nachrichten über das Buch, Mitteilung der Anzeige der Vossischen Zeitung vom 29. Dezbr. 1886, Lob des Reichtums darin an symbolischen Figuren. VI—VIII Albanische Geschichte: Leider wird die Sache des albanischen Volkes durch Mangel an Einigkeit zu

wenig gefördert. In Bucuresci teilten sich die Albanier in zwei Parteien und auf Sicilien ist eine albanische Zeitschrift neben dieser entstanden, welche die von dort kommende Litteratur wohl und anerkennend berücksichtigte, statt daſs man die bestehende unterstützte.

Anno III, n. 5. Cosenza 15 maggio 1887.

I—IV Noch dauernde Spuren unserer ehemaligen Wohnsitze, Fortsetzung zu II, 12. Von den Volksliedern leben manche noch in Albanien, z. B. das zweite Lied des ersten Buches der Heldenlieder in Niederalbanien: „Zur Mutter gingen sie und sagten zu ihr: die Schlange hat deine Tochter gebissen. Hat sie die Schlange gebissen, wird sie genesen, hat sie der Jüngling gefangen, mag sie mit ihm leben.“ Die Zeit der Übersiedelung nach Italien ist bekannt; in dem Stammlande und in Griechenland ist anzunehmen, daſs die Albanier noch gerade so wohnen, wie es Strabo im siebenten Buche beschreibt, denn die Beschreibung paſst vollständig auf die heutige Verteilung des albanischen Stammes. „Epiroten“ übersetzt schon die italienische Übersetzung Roma Desideri 1792 stehend mit Albanesi. Die verschiedenen Namen der Völker, welche Strabo dort angiebt, als Barbaren, Thraker u. a., deutet der Verf. auf Albanier, da die neuen Berichte dazu stimmen. Argos erscheint als albanisch, desgleichen Salamis: hierzu kommt die ausdrückliche Nachricht, daſs das gesamte Land mit den verschiedenen Stämmen bis nach Corcyra hin den Namen Macedonien und nur eine Sprache hat. Es ist eben heute nichts von jenen Zuständen geändert. IV—VI Ein Brief des Herausgebers an den Stammesgenossen und Bruder Mitko. Der Fall, daſs Avramidi in Bucuresci ein groſses Testament zu bedeutender Bereicherung unserer Bestrebungen gemacht hatte und es zurückgezogen hat, soll uns nicht entmutigen. Dieses Blatt Fiàmuri, die Fahne Albaniens, ist ohne einen solchen Gönner erhoben, und was hat es schon gewirkt! Der Sultan sieht, wie Griechenland unser Volk als zu ihm gehörig vergebens in Anspruch nimmt, unser Volk selbst fühlt sich neu in dem Bewuſstsein seiner Sprache, und die ganze gebildete Welt jauchzt ihm zu, die Geschichte wird einst mit Gerechtigkeit von diesen unseren Erhebungen sprechen. So hat sich schon mancher ausgesprochen, die (unsere) Zeitschriftenschau im Archiv wird citiert, ihre Anerkennung des Glaubensbekenntnisses des Verf. in dem Briefe an Cesare Cantù, welchen dieser in die neue Auflage seiner Storia universale aufnimmt. VII—VIII Schluſs der kleinen Volksliedersammlung des Giuseppe de Rada mit einem wehmütigen Todesworte des Sammlers selbst als Abschluſs, VIII Bernardo Bilotta, Die Blumen der Ebene, niedliches Lied im reinen Dialekt der Gegend von Frascineto, Percile, Civita.

Anno III, n. 6. Cosenza 15 agosta 1887.

Ein Brief aus Bucuresci meldet von Bestrebungen, auch ein albanisches Gymnasium in Corcia zu errichten. Eine Anmerkung berichtet von G. Meyer in Graz, der nicht wünscht, daſs Österreich sich für albanischen Unterricht bemühe, damit die Albanesen nachher ihm den Rücken wenden. Auch Pariser Zeitschriften haben bei Erscheinung des Fiàmuri diese Bestrebungen der Albanier verdächtigt, als steckte Italien dahinter und wollte sich Epirus gewinnen. Nur für seine Sprache wendet sich Albanien, nicht an die in Griechenland lebenden Brüder, welche verdummt sind, nicht an Italien oder Österreich, an seine eigenen Stammesgenossen in Italien, Rumänien, Ägypten u. s. w. Italien hat Katheder für albanische Sprache und das gereicht ihm zur Ehre. II—V Was braucht Albanien? Daſs ein Herrscherhaus über allen stünde, wäre nicht rätlich, da es Christen und Mohammedaner giebt; das Wohlwollen der Pforte muſs sich Albanien erhalten und die Freiheit vom Kriegsdienste muſs man als ein Übel von sich werfen, wo sie besteht, und vor allem bedarf man des Unterrichtes,

um von Fremden und Feinden frei zu werden. VI—VII Drei Gedichte der Freifrau Jos. v. Knorr, übersetzt. VII—VIII Brief eines Skipetaren aus Saloniki vom 28. Juli 1887. Abràmidhi von einem Panhellenismus predigenden Mönche verführt ist der Abscheu aller und bald nach seiner bösen That Räubern in die Hände gefallen und hat all sein Gut verloren und ist in Stücke gerissen worden.

Anno III, n. 7. Cosenza 12 novembre 1887.

I—IV Was braucht Albanien? (Fortsetzung.) Vor allem den ungehinderten, gepflegten Gebrauch seiner Sprache. Dieselbe hat jetzt eine schöne Litteratur. Das Leben der heil. Jungfrau von G. Variboba 1779, das Lied von Milosao von Gir. de Rada von 1836, dessen vierte Auflage vergriffen ist. Der Canzoniere albanese von Fra Ant. Santori 1839; Le divinazioni pelasghe 1841; Canti di Serafina 1843 des Gir. de Rada. Ricerche e pensieri di Vinc. Dorsa 1847; Quattro Storie: Anmaria Cominiate, La notte di Natale, Adine, Videlaide von Gir. de Rada 1848. Il Prigioniero politico di Fra Ant. Santori 1850, Il Cristiano santificato desselben 1854; La Grammatologia mit dem wertvollen Anhange des Camarda, die Raccolta delle Rapsodie nazionali per G. de Rada e Nic. Jeno 1866. La nazionalità albanese di Dora d'Istria trad. da Dem. Camarda 1867; Omaggio di poesie di Albanesi delle Colonie e della Madre patria alla loro Principessa Ellena Gjicca Dora d'Istria 1869; Grammatica alb. di Gius. de Rada 1870, Cinque libri dello Skanderbegh di Gir. de Rada 1872—1884; L'arpa d'un Italo-Albanese di P. Fra Leonardo de Martino 1884; Rapsodie pop. alb. delle Col. di Sicilia di Gius. Schirò 1887. Diese Fahne Albaniens von Gir. de Rada und nun in Palermo „Arbëri i rii" (das Neue Albanien) von Schirò und Fr. Patta. [Ich füge hinzu: Zur albanischen Sprachenkunde von Dr. Joh. Urban Jarník (Texte mit Erklärungen), Leipzig 1887.] Diese Blüte erweckte Stimmen unter den gebildeten Völkern. Max Müller erklärte, diese Sprache würde auf viele unbekannte Sprachen Licht werfen. G. Stier übersetzte und erklärte Verse des Herausgebers und untersuchte in einer feinen Broschüre die alb. Farbenbezeichnungen. L. Benlöw wies dem Volke seine ursprünglichen Sitze in Europa und Asien nach, Hermann Buchholtz hat in seine Leiter, die ihm einen Platz unter den geistvollsten Dichtern des Jahrhunderts giebt, von ihm übersetzte alb. Volkslieder aufgenommen, und die Freiin v. Knorr setzte unter ihre tief empfundenen Gedichte ebenfalls von ihr übersetzte alb. Lieder, und Podhorsky übersetzte den Milosao und den Giov. Uniade ins Ungarische. In Ägypten wird die „Fahne" des Gir. de Rada besonders unterstützt. Eutimio Mitko veröffentlichte in Alexandria in Ägypten seine Skipetarische Biene, eine Aufforderung an die Stammesgenossen die eigene Sprache zu lieben: sie wurde in Athen auf dem Markte verbrannt. Aus Italien müfsten Lehrer nach Albanien gerufen werden oder junge Leute von dort hier dazu gebildet werden. V—VII Noch bleibende Spuren unserer früheren Wohnsitze. Irrtümlich will G. Meyer Illyrien für Albanien ausgeben; trefflich hat Benlöw gezeigt, dafs die Griechen unter die Urbewohner, die Pelasger, gemischt, beide vereint — welches Schicksal das albanische Volk noch heute bedrückt — die Griechen hiefsen. Der Name Albanier, Aberesh, Arberesch kommt von Epiros, heifst Epiroten. Der andere Name, Skipetaren, ist eine Übersetzung des Namens Kjeravni, Blitze, weil jene ihre Gebirge Heimat von Gewittern waren. Eigentlich sollten sie heute Pelasger heifsen. VIII Aus der Revue de l'Orient von Budapest einiges über Podhorsky.

Die zweiten Hälften dieser Hefte, S. 209—248, enthalten noch die Fortsetzung des früher begonnenen Dramas.

Friedenau. H. Buchholtz.



Programmenschau.

Zur Methodik des deutschen Unterrichts in Unterprima. Von Joh. Quaas. Programm des Realgymnasiums zu Freiburg 1887. 22 S. 4.

Der Verf. fand für die Unterprima für deutsche Aufsätze besonders ein seltener betretenes Gebiet geeignet, das der Ethik, denn bei der Lektüre ist oft eine gründliche Besprechung dieses oder jenes sittlichen Begriffes nötig, z. B. bei der Minna von Barnhelm des Ehrbegriffes, bei der Iphigenie, Emilia Galotti, Wilhelm Tell u. s. w. Nun schien es ihm nötig, vor dem Eingehen in das Einzelne die Grundlagen der Ethik überhaupt den Schülern klar zu machen, und diese entnahm er aus Lotzes Mikrokosmus. Die Abhandlung beschränkt sich darauf, die Lotzesche Ethik einfach darzustellen; wie nach einer solchen Erörterung Themata, wie sie der Verf. hat bearbeiten lassen, z. B. „was ist Ehre?; Achtung und Ehre; es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort; Seelenkämpfe; Begriff: die Bildung; Anstand und Höflichkeit u. s. w." zu disponieren sind, das ist hier nicht dargelegt; es läfst sich also nicht beurteilen, ob die Klippe des Mangels an Anschaulichkeit und Lebendigkeit vermieden ist. In anderer Weise hat Laas ähnliche Themata angegriffen, in anderer Ferd. Schultz in seinen Meditationen; da auf diese nicht Bezug genommen ist, sei auf sie der Verf. wie auf die anziehenden Erörterungen von Lazarus hingewiesen.

Die Sprache der Hs. P des Rolandliedes. Von H. Schürer. Programm des Gymnasiums zu Komotau 1887. 46 S. gr. 8.

Die Abhandlung bietet weit mehr, als der Titel vermuten läfst; sie verbreitet sich nämlich über die Frage, wann der Pfaff Konrad sein Gedicht abgefafst habe. Die verschiedenen seit Wilhelm Grimm aufgestellten Ansichten werden aufgeführt und schliefslich gesagt, dafs die geschichtliche Überlieferung keinen sicheren Anhalt gebe, deshalb die Sprache leiten müsse, die Sprache der überlieferten Texte und dann die Reime. Den Vorzug des höheren Alters hat die Hs. A, aber wegen der Vollständigkeit der Überlieferung wird die Hs. P zu Grunde gelegt und ihr Vokalismus und Konsonantismus, Konjugation und Deklination genau geprüft. Danach ist ihr sprachlicher Charakter kein einheitlicher, aber auf das mitt-

lere Deutschland weisen viele Erscheinungen hin, und zwar besonders auf Ripuarien; aber oberdeutsch sind manche Erscheinungen, die sich als bayerisch erweisen. Danach muſs der Dichter ein Bayer, der Schreiber der Hs. P ein Rheinfranke, oder der Dichter ein Rheinfranke, der Schreiber ein Bayer gewesen sein. Bei dieser Zweifeligkeit sind die Reime genauer zu prüfen; danach tragen die Reime mit wenigen Ausnahmen ein entschieden md. Gepräge, weisen aber auch obd. Einfluſs nach. Zweifelsohne war also die Originalhandschrift im md. Dialekt abgefaſst, stammte auch der Dichter aus Rheinfranken, wonach die Ansicht, er stamme aus dem nordwestlichen Teile des mittleren Deutschlands, vielleicht aus der Gegend von Köln, eine wohlbegründete ist. Ob aber Konrad sein Werk in dem reinen Dialekt seiner Heimat abgefaſst habe, diese Frage wagt der Verf. nicht zu bejahen. Schon darum nicht, weil Konrad in nahen Verhältnissen zum bayerischen Königshofe stand, für des Herzogs Heinrich des Stolzen Gemahlin vorzugsweise sein Werk bestimmt, er vielleicht Hofkaplan war. Bei den nahen Beziehungen des Herzogs zu dem Bischofe von Regensburg war Konrad veranlaſst, in Regensburg öfters zu verweilen. Auf des Herzogs Aufforderung übersetzte er die von demselben von seiner Reise in Frankreich 1131 mitgebrachte Abschrift der Chanson de Roland, wahrscheinlich gleich darauf in Regensburg; er muſste die Verherrlichung der Bayern und der Ahnherren seines Herrn als höchstes Ziel ansehen und gedenkt seiner engeren Landsleute darum selten. Er übersetzte die Chanson erst in die lateinische Sprache, dann diese Übersetzung in die Mundart seiner rheinfränkischen Heimat, sich von den Einflüssen der Hofsprache nicht frei haltend. Aus der Originalhandschrift ging zunächst die deren Charakter treu bewahrende Hs. A hervor, aber auch bald darauf die von einem Bayern geschriebene und den obd. Charakter des Schreibers stark berücksichtigende Hs. P. So weit das Programm. Das gleichzeitig erschienene Buch von W. Golther: Das Rolandslied des Pfaffen Konrad, München 1887, konnte natürlich nicht berücksichtigt werden.

Die Verwertung des Nibelungenliedes im deutschen Unterricht unserer Mittelschulen. Ein Beitrag zur nationalen Erziehungsfrage, von Prof. W. Stocker. Festschrift des Realgymnasiums Karlsruhe zum 300 jährigen Jubiläum des Gymnasiums Karlsruhe. 1887. 24 S. 4.

Mit Begeisterung tritt der Verf. für volle Verwertung des Nibelungenliedes auf unseren höheren Schulen auf. Alles, was sich an dem Gedichte loben läſst, hebt er in lebendiger und eingehender Darstellung hervor. Es ist das Gedicht, an dem dem Schüler die Gesetze der epischen Dichtkunst recht klar gemacht werden können; die künstlerische Behandlung des Gegenstandes ist vortrefflich, die Anhänger der Liedertheorie, der Interpolationen haben auf die Eigentümlichkeit der epischen Poesie zu wenig geachtet; die Charakteristik der Personen ist fein, die epische Idee tief. Von auſserordentlicher Bedeutung ist der Gewinn, der für historische Bildung gewonnen werden kann; es finden sich in dem Gedichte verschiedene Kulturanschauungen vermischt, diese sind voneinander zu sondern. Namentlich aber sind auch die mythischen Bestandteile der Sage, welche hier noch durchklingen, genau ins Auge zu fassen. So will der Verf. das Nibelungenlied in der Schule auf das gründlichste behandelt wissen; nach der Zeit bemessen, welche diese Weise in Anspruch nimmt, wird es den Mittelpunkt des Unterrichts auf der bestimmten Stufe zu bilden haben. Es kommt aber dann erst zu seiner Ehre, wenn es nicht etwa in einer immerhin guten Übersetzung gelesen wird, sondern im Original. Somit verlangt der Verf. wieder für die Schule das Mittel-

hochdeutsche, und zwar für die Obersekunda; er will dabei nicht bloſs auf die Formenlehre, sondern auch auf die Syntax die Aufmerksamkeit gerichtet wissen. Wenn das Mhd. Lehrgegenstand sein soll, dann ist sicherlich, wie wohl allgemein angenommen wird, Obersekunda die dazu passende Lehrstufe. Aber daſs der Wunsch des Verf. überall im Deutschen Reiche erfüllt werde, dazu ist noch wenig Aussicht vorhanden. Bekanntlich ist aber auch kürzlich ausführlich auseinandergesetzt, daſs für die rechte Behandlung des deutschen Nibelungenliedes die ausgedehnteste Berücksichtigung der nordischen Sage nötig sei.

Ritterliche Waffenspiele nach Ulrich von Lichtenstein. Von Rektor Dr. Reinhold Becker. Programm des evangel. Realprogymnasiums zu Düren 1887. 31 S. 4.

Der schon durch andere Arbeiten um die deutsche Altertumskunde verdiente Verf. bringt in dieser Abhandlung ein anziehend geschriebenes, sehr ausführliches Bild der ritterlichen Waffenspiele nach Ulrich von Lichtenstein. Das Bild, welches Ulrich entwirft, ist der Wirklichkeit getreuer, wie schon Gustav Freytag erkannt hat, als die Darstellung Hartmanns und Wolframs, mag sonst auch Ulrichs Eitelkeit in seinen Erzählungen ihn von der Wirklichkeit entfernen und die aus ihm geschöpften Vorstellungen vom Frauenkultus falsch sein; die Abhandlung ist aber nicht etwa bloſs Erweiterung des von Alwin Schultz in seinem bekannten Buche gebotenen Stoffes, sondern, auf alle Einzelheiten genau eingehend, bringt sie auch mehrfache Verbesserungen für dies Werk, sowie für Niedners Buch über das deutsche Turnier, für G. Freytags Bilder u. a. und bei der steten Bezugnahme auf den Text des „Frauendienstes“ für diesen manche feine Erklärung. Der erste Abschnitt: „die Ritterschaft, der Buhurt“ geht aus von der Unterscheidung der Teilnehmer am Turnier, der freien Herren, Ministerialen, hörigen Ritter, sowie der müſsigen Gesellen, unter denen wir nicht die damals noch nicht vorkommenden Herolde zu suchen haben; dann wird der Einzug geschildert sowie das Vorspiel des Buhurts. Der zweite Abschnitt bespricht die Waffen und die Waffenkleidung; überall werden die Beweise aus Ulrich entlehnt. Es sei hervorgehoben, daſs der Speer im Waffenspiel wie im Kriege eine glatte Spitze hatte; die unpraktischen gewaltigen Turnierlanzen späterer Zeit kommen hier noch nicht vor, Pferd ist das gewöhnliche Reitpferd auch der Männer, wohl zu unterscheiden vom Roſs; das Roſs ist nicht gepanzert; auf prächtige Waffenkleidung, kostbare Stoffe wird hoher Wert gelegt. Der dritte Abschnitt behandelt das Stechen oder die Tjost. Das Stechen ist im ganzen nicht sehr gefährlich, Zweck ist nur viele Speere zu verstechen, nicht den Gegner abzuwerfen; das Stechen findet vor dem Thore statt oder auf der Brücke; die Gegner lassen zunächst die Pferde in ruhigem Schritt aufeinander stapfen, beim Vorbeireiten erfolgt fast ein Zusammenstoſs (hurt). Kann man bei der gewöhnlichen Tjost einen Gegner ablehnen, so erbietet man sich bei dem Foreisspiel, sich am Waldessaum lagernd, jedem Gegner zu jeder Bedingung bereit; errichtet vollends ein Ritter einen König-Artus-Hof, so ist die Menge der Ritter und die Pracht überaus groſs; wenn der Abend dem Stechen ein Ende gemacht hat, dann kommen die Ritter noch zur Unterhaltung über ihre Thaten zusammen. Das Turnier, das im vierten Abschnitt dargestellt wird, ist eine treue Nachahmung der Schlacht, mit gröſstem Glanz ausgeschmückt, mit Gefahren verbunden. An dem Turnier 1224 zu Friesach nahmen nach Ulrich 600 Ritter teil, 1000 Speere wurden verstochen; die beiden Parteien waren an Zahl gleich. Eine ausführliche Darstellung des Turniers giebt der Verf. nach Ulrich; den Verfall der Waffenspiele erlebte Ulrich von Lichtenstein noch.

22*

Zur Geschichte des Arminius-Kultus in der deutschen Litteratur. Von Dr. P. von Hofmann-Wellenhof. 1. und 2. Teil. Programm der Oberrealschule zu Graz 1887. 52 S. gr. 8.

Das hier bearbeitete Thema ist schon von E. Riffert im 63. Bd. des Archivs behandelt; die Litteratur der ältesten Zeit, die dort erwähnt ist, ist hier nicht erweitert, dagegen ist es dem Verf. gelungen, mit grofsem Fleifs ein aufserordentlich grofses Material von dem Anfang des 16. Jahrh. an zusammenzubringen. Die dankenswerte Arbeit schliefst mit Hoffmannswaldau. Hätte er die neueste Zeit berücksichtigen wollen, so würde der Stoff fast unübersehbar angewachsen sein, grofse und kleine Schriftsteller haben sich an ihm versucht, manche Erzeugnisse sind über einen kleinen Gesichtskreis hinaus nicht bekannt geworden. Von patriotischem Geiste ist die vorliegende Arbeit durchweht; mit Liebe verfolgt sie die in der Zeit der nationalen Bewegung, dem Reformationszeitalter gewaltig anwachsende Versenkung in die Zeit der grofsen Vergangenheit, des Ruhmes der Ahnen. Durch die Bekanntschaft mit den römischen Schriftstellern wird man allmählich immer vertrauter mit der früheren Geschichte des Vaterlandes, für die man lange Zeit mit den unsicheren Nachrichten bei Otto von Freisingen sich begnügte, wie denn für den Ort der Varusschlacht lange das Lechfeld festgehalten war. Unter den Humanisten treten die nationalen Beziehungen immer mehr hervor. Nicht streng auf die Person des Arminius beschränkt sich der Verf., aber man kann das kaum eine Abschweifung vom Thema nennen. So lesen wir nun von den Arbeiten von Celtes, Wimpfling, Heinrich Bebel, Franz Irenicus, W. Pircheimer, Beatus Ahmanus, Andr. Althamer, dem Kommentator des Tacitus, dann von Ulrich Hutten, Nic. Frischlin, von der Chronik des Nauclerus, Alb. Kranz, Joh. Carion, Melanchthons Kommentar zur Germania, der durch Hedion verdeutschten Chronik des Cuspinian, Thurnmaier-Aventinus, Sebastian Frank, Georg Spalatinus, von Burkard Waldis, H. Hamelmann, Cyr. Spangenberg, Leop. Lindenbruch u. a., bis das 17. Jahrhundert, die schwere Zeit des Dreifsigjährigen Krieges, es den Menschen besonders nahe legt, sich Hoffnung in der Gröfse der Vergangenheit zu suchen. Über weniger bekannte, hierher gehörige Werke unterrichtet der Verf. seine Leser genau, über des Lipper Joh. Piderit Chronicon comitatus Lippiæ, die Schriften des Koburger Professor Joh. Heinr. Hagelgans, dann über die Dichtungen von Rist, Lohenstein, Hoffmannswaldau u. a., und überall ist auf bibliographische Zuverlässigkeit sorgfältig Rücksicht genommen.

Herders Erstes kritisches Wäldchen. I. Von Gust. Kettner. Programm der Landesschule Pforta 1887. 64 S. 4.

Seit Gervinus' hartem Urteile über Herders Einwürfe gegen Lessings Laokoon ist die Untersuchung tiefer geworden, sind Lessingsche Sätze als irrig erwiesen, Herder mehr zu seinem Rechte gekommen. Die früheren Arbeiten sind aber durch die vorliegende weit in Schatten gestellt, auch ihnen manche falsche Auffassung nachgewiesen. Es gewährt einen grofsen Genufs, mit dem Verfasser Herders Erstes kritisches Wäldchen zu durchwandern und zu mustern; und der Wunsch wird ein allgemeiner sein, dafs die Fortsetzung der Untersuchung recht bald folgen möge. Hayms Buch über Herder ist auch, wie für viele, anregend gewesen für diese Abhandlung, sie stellt sich jenem ergänzend zur Seite, wie sie denn auch wesentlich gefördert ist durch Suphans Ausgabe. Schwerlich möchte dem Verf. ein Übersehen irgend einer hierher gehörigen Arbeit nachzuweisen sein, auch mit der ausländischen Litteratur ist er genau vertraut. Zuerst wird die Entstehung des Ersten kritischen Wäldchens sorgfältig verfolgt,

auf das Versteckspiel Herders, die Gründe welche ihn leiteten, die Untersuchungen, welche die eine Arbeit unterbrachen, ausführlich eingegangen, auch mit philologischer Genauigkeit auf den eigentümlichen Namen der Wälder; auch hier ist Haym erweitert. Dann wird fast Satz für Satz der Herderschen Schrift besprochen, zuerst die Einleitung; die Parallele zwischen Winckelmann und Lessing, dabei auf den wesentlichen Unterschied des Verfahrens Winckelmanns von Lessing Bezug genommen und jenes an einem bestimmten Beispiel, der Beschreibung des Herakles-Torso, erörtert, dabei dann keineswegs übergangen, wo in Einzelheiten Herder falsch aufgefafst oder willkürlich verändert hat. Der folgende gröfsere Abschnitt behandelt § 2—5: die Darstellung des Schmerzes in der Dichtung, in dem Herder sich nicht mit der Kritik begnügt, sondern dieselbe zu einem selbständigen Exkurs erweitert. Das Stück des Laokoon, auf welches sich diese Erörterung bezieht, ist auch sonst schon von anderen untersucht und Lessing einseitige Behauptungen nachgewiesen, aber sorgfältiger als seine Vorgänger, auch Blümner irrige Auffassungen im einzelnen vorhaltend, hat der Verf. diesen Punkt behandelt. Daher zuerst auf den Ausdruck des körperlichen Schmerzes bei den Griechen (§ 2) eingehend, bemerkt er, dafs Herders Polemik gegen den schreienden Philoktet falsch beurteilt werde, dafs Herder keineswegs das Schreien des Philoktet widerlegen wolle, sondern nur nachweisen, dafs der vorwiegende Eindruck des Philoktet der des heldenmütigen Dulders sei, und dafs Herder, wenn er auch in einzelnen Erklärungen nicht frei von Irrtum sei, im allgemeinen das Rechte getroffen habe. Was aber weiter über den Schmerzensausdruck der Homerischen Helden Lessing sage, das sei richtig von Herder zurückgewiesen; wo das Schreien bei dem einzelnen Helden vorkomme, da solle er eben durch dasselbe charakterisiert werden; dafs im einzelnen auch hier Herder nicht frei von irriger Erklärung ist, wird nicht bestritten. Lessing hatte seine griechischen Helden als ideale Menschen darstellen wollen, gegen diese übertriebene Bevorzugung trat Herder auf, er wollte die Empfindbarkeit bei Griechen und Barbaren, sowie bei dem antiken und modernen Menschen in ihrem Verhältnis zueinander bestimmen (§ 3), ein wesentlicher Gegensatz des Volkscharakters liege nicht, wie Lessing annehme, vor, sondern nur ein Unterschied nach zufälligen äufseren Umständen. Herder irrt freilich darin; dafs er den Typus der nordischen Völker, nach der Sitte der Zeit, in den Gestalten des falschen Ossian findet, dafs er ferner, wie Rousseau, im Heroenzeitalter der Völker die menschliche Natur am reinsten entfaltet sieht, er erkennt also einen Gegensatz zwischen Kulturvölkern und Barbaren für die Vergangenheit nicht an. Trotzdem bleibt der Grundgedanke seiner Polemik gegen Lessing richtig; die Gleichheit der Empfindbarkeit bei den Griechen und unseren Urvätern bestätigen Nibelungenlied und Gudrun. Indem Herder die sittlichen Verhältnisse Vaterland, Familie, Geschlecht, Freundschaft, Liebe im Altertum kräftiger entwickelt sieht (§ 4), idealisiert er, wie seine Zeitgenossen, das ganze Altertum gegenüber der modernen Welt. Hierauf wendet sich Herder (§ 5) zum Philoktet des Sophokles, zu dessen Hauptidee Lessing den körperlichen Schmerz des Helden mache. Da Herder beschuldigt wird, Lessing mifsverstanden zu haben, so schiebt der Verf. einen ausführlichen Exkurs über Lessings Behandlung des Philoktet ein, um zu beweisen, dafs allerdings, auch ohne es direkt zu sagen, Lessing die Idee des körperlichen Schmerzes zur Hauptidee des Stückes gemacht habe; Herders Beurteilung des Philoktet dagegen ist trotz mancher Einseitigkeiten in ihrem Hauptergebnis richtig. Der Gedankengang ist bei Herder oft versteckt; geht man ihm durch die Windungen nach, so zeigt sich ein planmäfsiges und methodisches Verfahren, und das ist der Gewinn, den die vorliegende Arbeit bietet, die also als ein bedeutender Beitrag zur Charakteristik Herders zu betrachten ist.

Über Schillers Einfluſs auf Goethes Dichtung. Von Dr. Borges. Programm der Realschule zu Reudnitz 1887. 24 S. 4.

Nachdem der Verf. in groſsen Zügen die Verschiedenheit der natürlichen Anlage Goethes und Schillers dargestellt und nachgewiesen hat, wie Goethe nach der Rückkehr von der italienischen Reise, als sich das Verhältnis zu Frau von Stein gelockert hatte, einer aufmunternden und ergänzenden Freundschaft bedurfte, führt er durch, daſs er durch die neuen Beziehungen zu Schiller aus seiner Geisteseinsamkeit erlöst und zur Poesie zurückgeführt wurde. Dazu regte Schillers rastlose Thätigkeit und Vorwärtsstreben auch Goethes Willen mächtig an. Das zeigt sich in dem Balladenreichtum der nächsten Zeit, besonders aber in der Rückkehr zur dramatischen Dichtung; es entstand die Natürliche Tochter, mehr als die Hälfte des ersten Teiles des Faust, viele Entwürfe zum zweiten Teil. Eine direkte Einwirkung in Einzelheiten ist nachweisbar für Wilhelm Meisters Lehrjahre und die Bühnenbearbeitungen der Stella und des Götz. Endlich läſst sich der indirekte Einfluſs Schillers auf Goethes Dichtung erkennen in dem Übergange Goethes von Anschauung und Betrachtung zu Beschaulichkeit und Kontemplation. Er studierte fleiſsig Schillers philosophische Schriften und wurde selbst philosophischer Schriftsteller; dahin gehören die Einleitung zu den Propyläen, der Aufsatz über den Dilettantismus, über epische und dramatische Dichtung, über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, der Sammler und die Seinigen. Er fing an, sich selbst zum Gegenstand der Beobachtung zu machen, wie er oft selbst sich ausgesprochen hat, dann weiter die innere Welt über die äuſsere, die Idee über die sinnliche Erscheinung zu setzen. Immer mehr stellt er die Kunst als Selbständiges der Natur gegenüber; er strebt nach gröſserer Kunstmäſsigkeit der Form, bemüht sich im Einklang mit der Kritik zu arbeiten. Diese erhöhte künstlerische Bewuſstheit zeigt sich in Hermann und Dorothea, in den Balladen von 1797, in den Wahlverwandtschaften, namentlich im zweiten Teile des Faust mit seiner strengen Metrik und der klaren Gruppierung des Stoffes. Und ebenso wird die Dichtung in Bezug auf den Inhalt unabhängiger von dem Stoffe, welchen die Auſsenwelt bietet, wird mehr Ideendichtung, hält sich also mehr in Schillers Geiste. Entschieden waltet der Ideengehalt vor dem Empfindungs- und Sinnesgehalte in den späteren Dichtungen vor, in den Wahlverwandtschaften, in der Natürlichen Tochter, in den Festspiel-Vorspielen und des Epimenides Erwachen, namentlich im zweiten Teile des Faust, einem eigentlichen Ideendrama. Von der Erkenntnis dieses Einflusses Schillers auf ihn hat Goethe im Epilog zu Schillers Glocke ein Zeugnis abgelegt. Durch zahlreiche Auszüge aus Goethes Äuſserungen, gelegentlich in Briefen, in Gesprächen, im Briefwechsel mit Schiller hat der Verf. obige Auseinandersetzungen bewiesen; Zusätze hätte noch der Zeltersche Briefwechsel gegeben.

Schillers Flucht aus der Heimat. Von Dr. E. Franz Anders, Oberlehrer. Programm des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin 1887. 38 S. 4.

Neues auf den Gegenstand bezügliches Material aufzufinden wird wohl nicht möglich sein; die bisherige Litteratur ist von dem Verf. treu benutzt; wegen des Prozesses über Graubündten waren kürzlich im Archiv f. Litt.-Gesch. einige Mitteilungen, die hier nicht angeführt sind, gemacht, sie ändern aber nichts, was wir schon wuſsten. Der Verf. setzt gut auseinander, daſs Schiller die Flucht sich selbst und seinem Volke schuldig war, jeder Vorwurf unbegründet sein würde.

Goethe und die griechischen Bühnendichter. Von Dr. Hans Morsch. Programm des Kgl. Realgymnasiums zu Berlin 1888. 55 S. 4.

Was sich der Verf. vorgesetzt hat, alles was Goethes Verhältnis zu den griechischen Bühnendichtern betrifft, aus seinen eigenen Werken, Briefen u. s. w. zusammenzustellen und die antikisierenden Dichtungen Goethes mit denen der alten Dichter zu vergleichen, das ist ihm vortrefflich gelungen; er hat mit seltenem Fleifse alles aufgesucht, was hierher gehört, und die einschlägige Litteratur in dem Mafse herangezogen, dafs es schwer fallen wird, etwas unberücksichtigt zu finden. Die Arbeit ist umfangreich geworden, aber nirgends weitschweifig, ein Zeichen, welche Fülle des Stoffes der Gegenstand darbietet bei einer so gründlichen Bearbeitung. Dabei erfrischt das feine Urteil, dem man beistimmen mufs. — In Goethes Göttern, Helden und Wieland wird die Kenntnis des griechischen Dramatikers nachgewiesen; Goethe wird mit Recht gegen Wieland gelobt, wenn auch Lessings kritisches Urteil über Goethe bestehen bleibt. In dem Fragment des Prometheus haben wir aus dieser Zeit Goethes ersten Versuch eines antikisierenden Dramas, in der Sprache schon treten Nachbildungen des Griechischen hervor, in der dramatischen Voraussetzung und dem Charakter des Helden zeigt sich Anlehnung an Äschylus' gefesselten Prometheus, wie er dem Dichter aus Brumoyr bekannt war. In den Vögeln weist der Verf. auch im einzelsten, in der Sprache Anschlufs an Aristophanes nach, aber auch das, was von Aristophanes abweicht; wie der alte Komiker ihm lieb geworden war, erhellt aus vielen Äufserungen (S. 13). Auch die genaue Kenntnis des Menander wird bewiesen. In Weimar wurde die Verehrung für das Altertum genährt durch Herder, Wieland, Knebel, Tobler, Villoison, die Herzogin Anna Amalie, die Herzogin Luise; die Zeugnisse für Goethes Beschäftigung mit der griechischen Tragödie sind sämtlich hier angeführt (S. 16); die ganze geistige Atmosphäre führte zur Abfassung antikisierender Dichtungen. Die vielfachen Anlehnungen an griechische Dramatiker im Elpenor, in der Sprache im allgemeinen wie in einzelnen Worten beweist der Verf. S. 19 ff., sowie dafs der Elpenor, wenn er auch zu einem Schauspiel sich hätte entwickeln lassen, nicht für seinen Zweck passend gewesen wäre. Er erwähnt Riemers Bearbeitung, konnte hierbei auch nennen Viehoffs Versuch der Umgiefsung in den jambischen Quinar, in seiner Vorschule der Dichtkunst, sowie Viehoffs Ergänzungsprobe im Archiv 1844, S. 121 bis 146; Strehlkes Marienburger Programm über den Elpenor 1870 ist nicht aufgeführt. Wie sich damals Goethe in die griechischen Dramatiker eingelesen hatte, erhellt noch deutlicher aus den hier sorgfältig gesammelten Anklängen in der Iphigenie (S. 20 ff.). Goethe hat manches, was bei Euripides fehlt, hat aber auch da griechische Vorgänger, und er hat sie genau eingesehen (S. 22 ff.), Sophokles und Äschylus; wo von den Furien, von dem Wahnsinn des Orest die Rede ist, findet fast jedes Wort in den alten Dramatikern sein Vorbild. Schon ausführlich hatte sich 1796 der alte Campe über diese Punkte ausgelassen; viel genauer ist die hier vorliegende Zusammenstellung. In Bezug auf die Sühnung des Orest, so meint auch der Verf. (S. 31), dafs auch Goethe die Schwierigkeit einer Modernisierung nicht ganz überwunden habe, das plötzliche Verschwinden der Furien, die doch auch bei ihm nicht blofs Sinnbilder der geistigen Qualen sind, bleibe unbegreiflich. In den Idealen der Freundschaft und der Humanität, die in dem Gedichte gefeiert sind, nähert sich das Drama dem Zeitgeiste; aber wie das Ideal der Geschwisterliebe und der Freundschaft überhaupt dem griechischen Altertum nicht fremd ist, so war auch die Idee des Weltbürgertums in den Besten lebendig, Der Verf. betrachtet hierauf Tasso und die Natürliche Tochter (S. 34). Was man auch sonst schon bemerkt hatte, dafs die Sprache der Dramen an griechische

Vorbilder mahne, hat der Verf. im einzelsten untersucht; die Eigentümlichkeit der Iphigenie in Ausschmückung der Rede durch Paronomasien und Sentenzen, die moralische Kasuistik, das Disputieren pro et contra, finden sich auch im Tasso im reichsten Maſse, dadurch prägt sich in der Rede am Hofe von Ferrara noch mehr die humanistische Richtung des 16. Jahrhunderts aus. Auffallend ist die ähnliche Sprechweise in der Natürlichen Tochter (S. 36), aber gerade dadurch prägt sich die ideale Anlage des Gedichtes aus; noch zahlreicher als im Tasso sind die Paronomasien; die Iphigenie in Delphi (S. 37) schloſs sich in der Katastrophe eng an das Antike an. In der Nausikaa (vgl. auch das Pfortaer Programm von Schreyer 1844, S. 32 ff.) hat Goethe, ohne es zu wissen, mit Sophokles gewetteifert; das zeigen die Bruchstücke aus dessen Nausikaa und den Phäaken. — Nach der Rückkehr von Italien kam eine andere Stimmung über den Dichter. Zur griechischen Tragödie führte ihn Schiller zurück (S. 41); durch den Briefwechsel mit Schiller ziehen sich Besprechungen über die Theorie der griechischen Tragödie und griechische Dramen hindurch, an Zelter schickte Goethe seine Abhandlung über den griechischen Chor. Nach Schillers Tode bis 1814 sind nur wenige Zeugnisse über seine dauernde Beschäftigung mit den griechischen Tragikern (S. 43), aber sie schlummerte nicht, sie zeigt sich auch in dramatischen Plänen. In die Zeit des Zusammenwirkens mit Schiller gehört noch der Plan des befreiten Prometheus 1795, in spätere Zeit der Plan der Schutzflehenden, eine Anzahl kleinerer Arbeiten für das Theater, in antikisierendem Tone, Prologe, Vorspiele, so zur Wiedereröffnung des Weimarschen Theaters 1807; die griechische Redeweise durchzieht besonders die Pandora und des Epimenides Erwachen (S. 46), wie sehr auch die Zeitverhältnisse und des Dichters Stimmung in der Pandora erkennbar sind. Die Bekanntschaft mit Gottfried Hermann führte zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung besonders mit Euripides, wie die Aufsätze über die tragischen Tetralogien der Griechen 1823 und über die Parodie der Alten zeigen, besonders aber die Aufsätze über das Euripideische Fragment Phaethon, das er immer wieder von neuem vornahm (s. noch den Brief an Zelter vom 12. August 1826), über den Kyklops (sollte sich der hier nicht erwähnte Aufsatz Goethes auch jetzt noch unter seinen Papieren vorfinden? s. Brief an Zelter vom 26. Juni 1824, vgl. 25. August), über des Euripides Bakchen (der Verf. der einschlägigen Dissertation S. 32 heiſst nicht F. Schön, sondern F. G. Schöne, † 7. Sept. 1857 zu Stendal), namentlich aber die Gespräche mit Eckermann; sein gerechteres Urteil über Euripides ist anerkennungswert. Wie zahlreiche Einflüsse griechischer Tragiker sich in der Helena vorfinden, weist schlieſslich treffend der Verf. nach. — So reiht sich die vorliegende Arbeit würdig an die jüngst erschienenen Abhandlungen über Goethes Verhältnis zu Homer und an des Verfassers eigenen Aufsatz: Goethe und Horaz (Jahrbb. f. Phil. u. Päd. 1885, 268—286).

Herford. Hölscher.

Miscellen.

S. M. Prems Nachträge zu Hermann v. Gilm.

Von Adolf Pichler.

Kaum haben wir im Tirolerboten den Aufsatz von S. M. Prem, „Goethes Fahrt durch Tirol", rühmend angezeigt, so fliegt uns ein neues Heft, „Hermann v. Gilm", auf den Tisch, welches einige Beiträge zur Biographie unseres genialen Lyrikers liefert. Wir können auf das Detail nicht eingehen, geben jedoch einige Ergänzungen und Berichtigungen.

Anastasius Grün war der Firm- und nicht der Taufpate von Gilms Sohn, und zwar auf Ersuchen von Balthasar Hunold, des poetischen Skriptors am Ferdinandeum. Grün spendete dem jungen Gilm als Festgeschenk eine goldene Uhr.

Im Jahre 1847 wurde Gilm als Beamter nach Wien versetzt. Den Dichter S. Mosenthal lernte er im Amte kennen; dieser gab von ihm eine Charakteristik in zwei Worten, welche ich hier nicht wiederhole.

Er verkehrte auch im Hause des Orientalisten Hammer-Purgstall und deklamierte dort mit lautem Beifall seine Gedichte.

Gilms beste Zeit fiel in den Vormärz von 1848, dessen liberalen Ideen er manches Lied widmete. Er teilte sie Schuler zu Innsbruck, Streiter in Botzen und Lentner zu Meran mit, um welche sich damals die wenigen Liberalen Tirols sammelten oder mit denen sie verkehrten. Dafs die Klerikalen auch davon erfuhren, begreift sich, und sie haben ihm dafür in den Aufsätzen der Augsburger Postzeitung, welche jedoch, wie jetzt L. Steub gegenüber als erwiesen betrachtet werden mufs, nicht aus der Feder Beda Webers stammen, manches angethan. Wie ein Jesuit mehreren Herren erzählte, hat er sich später wegen des „Jesuitenliedes" bei dem Rektor des Ordens entschuldigt, begreiflicherweise konnte er sich als k. k. Beamter nicht öffentlich dazu bekennen, und so mufste er es schweigend hinnehmen, dafs es — wenn ich mich recht entsinne — Fenner von Fenneberg auf seinen Namen in Stuttgart drucken liefs.

Gilm war der Sohn eines höheren Beamten und verkehrte daher in höheren Beamtenfamilien; mit den Studenten, welche in der Kneipe zechten und ihre Lieder sangen, gab er sich nicht ab. Und doch begann es sich in diesen Kreisen — zum Teil unter dem Einflusse des Professors Al. Flir — geistig zu regen. Es bildete sich eine Gesellschaft, die „Bierfranzlianer". Zu dieser gehörte der gefühlvolle Sigmund Schlumpf und F. Moser, von denen später die „Frühlieder" Poesien brachten, der geistvolle Mediziner Christian Schlechter, Joseph Gamp, der jetzt zu Innsbruck in Pension lebt, und der wilde Obertimpfler, der zuerst Mönch, dann nach Zürich flüchtete, wo seine überschäumende Genialität

in Wahnsinn endete. Sie kannten Gilm höchstens dem Namen nach; ebenso wie die späteren, von mir gegründeten „Nibelungen“, zu denen Ad. Purtscher und Al. Mefsmer zählten, beiden begegnen wir in den „Frühliedern“, von letzterem erscheinen die Gedichte demnächst in einer Gesamtausgabe vereinigt. Die Redaktion besorgt G. Vorbank, der schon früher eine Auslese der Tagebücher veröffentlichte. Auch zu Wien zog Gilm der derben Schenke den Salon vor; ich lernte Gedichte von ihm zuerst in den Ferien 1844 bei Dr. Schuler kennen, brachte sie dann nach Wien und teilte sie den Tirolerstudenten mit; Gilm verkehrte mit diesen nur zufällig; Adalbert Stifter erhielt von mir das „Jesuitenlied“ und lobte es.

Prem sagt: „An der Bewegung des Jahres 1848 nahm er, wie jetzt endlich aus seinen Briefen erwiesen ist, thätigen Anteil.“ — Wo und wann? — Gilm schreibt am 16. März: Seit drei Tagen trage ich die Muskete. — Also seit dem 14. Am 14. war aber die Nationalgarde bereits bewilligt und da griff alles zur Muskete. An dem entscheidenden 12. und 13. nahm er keinen thätigen Anteil, er behauptet das auch selber nicht. Der Sturm ging nur von den Studenten aus, k. k. Beamte fanden sich nicht ein, am wenigsten Gilm, der auch später mit den Tirolerstudenten nicht in den Krieg zog. — Für seinen Aufenthalt in Linz wären die Briefe aus Linz zu benützen, wenn ihn auch einer humoristisch schildert.

J. C. Maurer hat von Gilm kein Zerrbild entworfen, von seinen Angaben wurde bisher keine widerlegt. Er stellte Gilm als Dichter sehr hoch; die Geldverlegenheiten desselben deutet auch Sander an, und was den Verkehr mit der Demimonde betrifft, so ist er durch Gilms eigene Briefe, die gedruckt vorliegen, bestätigt. Gilm war ein leichtlebiger Poet, ein liebenswürdiger Gesellschafter, feurig, leidenschaftlich, überschwenglich und gutherzig, für einen Kultus eignet sich jedoch seine Persönlichkeit nicht. Was seine religiöse Weltanschauung betrifft, welche in letzter Zeit so viel umstritten wurde, so erwarten wir aus dem Nachlasse seines jüngst verstorbenen Bruders Ferdinand darüber authentische Aufschlüsse.

Bis dahin hat Herr S. M. Prem Zeit, uns mit seiner gewandten Feder eine Monographie über den unglücklichen, mannhaften Johann Senn zu liefern, dessen hundertjährigen Geburtstag wir ja bald feiern. Er verdient es in jeder Beziehung. Damit liefse sich vielleicht eine Auswahl seiner Gedichte geben, von denen Fr. Schubert manches komponierte. Die erste Auflage ist im Buchhandel vergriffen.

Zwei französische Übertragungen deutscher Studentenlieder.

Es wird denjenigen Lesern des Archivs, welche einige Zeit in Genf zugebracht haben, bekannt sein, dafs die eingeborenen Studenten der dortigen Universität vielfach die Sitten und Bräuche unserer deutschen Hochschulen angenommen haben. So haben sie ihre Korporationen, die zum Teil farbige Mützen, Bänder und Bierzipfel tragen, sie haben ihre Kneipe, sie singen dort beim Schoppen Bier fröhliche Lieder und haben ihren studentischen „Comment“ wie wir. Ein allgemeines Kommersbuch ist nicht vorhanden, doch haben einzelne Verbindungen ihre besonderen Liedersammlungen *(chansonniers)*. In einer solchen Sammlung fand ich vor einiger Zeit mit vielem Vergnügen mehrere unserer bekanntesten Studentenlieder. Ein Teil desselben, z. B. „Es geht ein Rundgesang“, „Der Abram ist gestorben“, „Krambambuli“, wird in deutschem Originaltexte gesungen; zwei andere, „Ça, ça geschmauset“ und „Studio auf einer Reis“, haben ihre Übersetzer gefunden. Das erste von diesen beiden Liedern ist von dem bekannten Dichter und Litterarhistoriker Marc-

Monnier (1829—1885) in sehr freier Weise übertragen worden; der Verfasser der Übersetzung von „Studio auf einer Reis“, die mir besonders gelungen und singbar erscheint, heifst O. Frey. In der Voraussetzung, dafs die Lieder in ihrem französischen Gewande auch andere interessieren werden, bringe ich hiermit das erste zum Teil und das zweite vollständig zum Abdruck.

Edite, Bibite ...

Çà çà des verres,
Ça du vin, de la bière aussi!
Pékins sévères,
Filez d'ici.
Edite, bibite, collegiales,
Post multa sæcula
Pocula nulla.

La belle chose
Que la bière pour notre esprit.
Elle l'arrose,
Il refleurit.
Edite, etc.

De l'Empyrée
Tu descends, tu coules toujours
Bière dorée
Comme nos jours!
Edite, etc.

Ça que l'on fume
Cette pipe au tuyau vainqueur
Où se rallume
Le feu du cœur!
Edite, etc.

Que nul ne ferme
Son oreille aux hymnes joyeux!
Qu'on boive ferme
Pour chanter mieux!
Edite, etc.

Au buveur triste
Que l'on dise: *Ganze dictirt!*
Et s'il résiste:
Recommandirt!
Edite, etc.

L'Étudiant en Voyageant.

L'étudiant en voyageant,
Juchheidi, juchheida,
Peut aller mêm' sans argent,
Juchheidi, heida.
Toujours heureux en chemin
Qu'importe le lendemain!
Juchheidi, juchheida,
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidi, juchheida,
Juchheidi, heida.

Si le soir dans le village,
Juchheidi, juchheida,
L'étudiant est sans ménage,
Juchheidi, heida,
Il va droit chez le curé,
Lui dit qu'il est arrivé.
Juchheidi, etc.

Si dans sa recherch' du beau,
Juchheidi, juchheida,
L'étudiant trouve un tonneau,
Juchheidi, heida,
S'il contient le vrai liquide,
L'un devient plein, l'autre vide.
Juchheidi, etc.

De la bière et du fromage,
Juchheidi, juchheida,
Une fille au beau visage,
Juchheidi, heida,
N'est-ce pas tout ce qu'il lui faut,
Quand d'aimer il a l' défaut?
Juchheidi, etc.

La moral' de tout ceci,
Juchheidi, juchheida,
Mesdam's, Messieurs, la voici:
Juchheidi, heida,
C'est qu'il vaut mieux sur la terre
S'amuser que ne rien faire!
Juchheidi, etc.

Ernst Gropp.

Sprachliche Kleinigkeiten.

1. *Ein unberechtigter Konjunktiv.* Es handelt sich hier um einen Konjunktiv, der erst in der neueren Tageslitteratur sich bemerklich macht. Es ist der Konjunktiv nach Ausdrücken wie: Wie man sagt, erzählt, behauptet, versichert, wie es heifst, verlautet, wie allgemein angenommen

wird u. a. „Wie man sagt, *sei* der Fürst bereits abgereist und *habe* befohlen, daſs etc.“ Unzweifelhaft richtig wäre der Satz in folgender Form: „Man sagt (erzählt etc.), der Fürst *sei* bereits abgereist und habe befohlen“ etc.; in obiger Verbindung aber ist der Konj. kaum zu rechtfertigen. Es müſste vielmehr heiſsen: „Wie man sagt, *ist* d. F. b. abg. u. *hat* b.“ Man vergl.: „Nach den Angaben (Berichten, Meldungen, Versicherungen) der Blätter *ist* d. F. b. a. u. *hat* b.“ — Wenn man den Konjunktiv anwendet, so will man offenbar der betreffenden Nachricht den Charakter der vollen Zuverlässigkeit nehmen, allein das geschieht schon durch die ersten. Worte des Satzes, welche deutlich genug zeigen, daſs man es vorläufig noch nicht mit einem Faktum, sondern mit einer (mehr oder weniger zuverlässigen) Behauptung zu thun hat. — Beispiele der oben bezeichneten Erscheinung sind so häufig, daſs es besonderer Citate kaum bedarf. Wir begnügen uns mit zwei Stellen aus bekannten Blättern. „Wie es heiſst, *stehe* der Grund der Verhaftung mit den Unregelmäſsigkeiten bei der Diskonto-Gesellschaft im Zusammenhange und es *handle* sich angeblich um Wechselfälschungen.“ „Wie erzählt wird, *habe* der Ehemann nach der That versucht, sich selbst das Leben zu nehmen.“ — Warum nicht: Es heiſst — es wird erzählt, der Grund stehe in Verbindung mit . . ., der Ehemann habe etc.?

2. *Ein zweifelhafter Erwerb.* Unter den Verdeutschungen von Fremdwörtern macht sich gegenwärtig (in den Zeitungen) besonders bemerklich das Wort *„Drahtbericht“* statt Telegramm. Gegen diese Verdeutschung ist an sich durchaus nichts einzuwenden; denn das Wort bezeichnet ganz gut dasjenige, was es bezeichnen soll. Trotzdem ist der Erwerb seinem Werte nach ein zweifelhafter. *Denn was nützt es, wenn ich aus einer zahlreichen Wortfamilie ein einzelnes Glied herausreiſse, um es zu germanisieren, die übrigen aber in dem fremden Gewande und der fremden Form beibehalte oder beibehalten muſs?!* Was wird aus den Wörtern *Telegraph, telegraphieren, telegraphisch, Telegraphist oder Telegraphenbeamter. Telegraphenbüreau, Telegraphenstange* u. a.? Solche vereinzelte Verdeutschungen bringen nur Unordnung und Konfusion in die Sprache. Gerade *auf denjenigen Gebieten, die den internationalen Verkehr der Völker betreffen, sollte man vorsichtig zu Werke gehen mit allen sprachlichen Veränderungen.* Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, uns gegen die *Verdeutschungsmanie* zu erklären, die seit kurzem an die Stelle der früheren *Fremdwörtermanie* getreten ist und die so weit geht, daſs einzelne Fanatiker z. B. die Nase durchaus in einen *„Riechkolben“* verwandeln wollen, weil Nase (nasus) ein Fremdwort ist.* Was wird dann wohl aus den vielen bildlichen Redensarten, in denen die Nase eine Rolle spielt, wie *die Nase rümpfen, die Nase hochtragen, die Nase in etwas stecken, eine Nase (einen Tadel) erhalten, einen an der Nase herumführen, eine feine Nase haben, einem auf der Nase herumtanzen, einen mit der Nase auf etwas stoſsen u. a.? Soll man in jenen Beispielen überall statt der Nase den Riechkolben setzen?* — Ähnlich ist es in unzählig vielen anderen Fällen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

* Die Verdeutschung ist von manchen Seiten in der That ernstlich genommen worden.

Landsberg a. W. A. W.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Tanger, Mufs der Sprachunterricht umkehren? (Berlin, Langenscheidt.) 75 Pf.
F. Bock, Beitrag zur Methodik des grammatischen Unterrichts im Französischen. (Progr. der Realschule in Teschen.)
Max Müller, Das Denken im Lichte der Sprache. Aus dem Englischen übersetzt von Engelbert Schneider. (Leipzig, Engelmann.) 16 Mk.

Grammatik.

A. E. R. Bux, Zur Reform der Orthographie. (Danzig, Axt.) 60 Pf.
F. Hornemann, Gedanken und Vorschläge zu einer Parallelgrammatik der fünf Schulsprachen. (Hannover, Meyer.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Bohnhardt, Das Personalpronomen im Altprovençalischen. (Marburg, Elwert.) 3 Mk. 60 Pf.
G. Dubislav, Satzbeiordnung für Satzunterordnung im Altfranzösischen. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
E. Schwan, Grammatik des Altfranzösischen (Laut- und Formenlehre). (Leipzig, Fues.) 3 Mk.
Brachet et Dussouchet, Grammaire française. Cours supérieur. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.
A History of English sounds from the earliest period. By H. Sweet. (London, Sampson Low & Co.) 14 sh.

Lexikographie.

K. Nowack, Beiträge zur neufranzösischen Lexikographie. (Posen, Rehfeld.) 1 Mk.
Standard Etymological Dictionary of the English language. (London, Ward & Lock.) 2 sh. 6 d.
W. Skeat & A. L. Mayhew, A concise Dictionary of Middle English from 1150 to 1580. (London, Sampson Low & Co.) 7 sh. 6 d.
Ch. Mackay, A dictionary of Lowland Scotch. (London, Whittaker.) 7 sh. 6 d.
L. Tolhausen, Spanisch-deutsches Wörterbuch. 12. Lfrg. (Leipzig, Tauchnitz.) 75 Pf.

Litteratur.

M. Mounier, Litteraturgeschichte der Renaissance von Dante bis Luther. (Nördlingen, Beck.) 7 Mk.
G. Egelhaaf, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. 6. Aufl. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.

W. Toischer, Über die Sprache Ulrichs von Eschenbach. (Prag, Neugebauer.) 1 Mk. 20 Pf.
M. Lange, Goethes Quellen und Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs. (Kolberg, Warnke.) 1 Mk.
F. Reuter, Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp. (Hamburg, Löppel.) 1 Mk. 50 Pf.
Friedrich Rückert, Vortrag, gehalten in Weimar von B. Suphan. (Weimar, Böhlau.) 60 Pf.
Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. (Nördlingen, Beck.) 3 Mk.
L. Feyerabend, Luther und das Herrigsche Lutherfestspiel. 2. Aufl. (Görlitz, Förster.) 60 Pf.
G. Paris, La littérature française au moyen-âge. (Paris, Hachette.) 2 fr. 50 c.
Ch. Gidel, Histoire de la littérature française. T. IV. (Paris, Lemerre.) 2 fr. 50 c.
J. Sarrazin, Das moderne Drama der Franzosen. (Stuttgart, Frommann.) 4 Mk. 50 Pf.
R. Mentz, Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen. (Marburg, Elwert.) 2 Mk. 80 Pf.
B. Niemann, Über Mathurin Regniers Leben und Satiren. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
F. Detela, Des Plautus Aulularia und Molières Avare. (Progr. des Wiener Obergymn. Wiener Neustadt.)
E. Deschanel, Boileau, Charles Perrault. (Paris, C. Lévy.) 3 fr. 50 c.
P. Stapfer, Racine et Victor Hugo. 2e édition. (Paris, Colin & Co.)
C. Philips, Lokalfärbung in Shakespeares Dramen. 2 Teile. (Kolberg, Warnke.) 2 Mk.
H. H. Furnefs, A new variorum edition of Shakespeare: vol VII. The Merchant of Venice. (London, Trübner.) 13 sh. 6 d.
Shakspere, Sein Entwickelungsgang in seinen Werken; übersetzt von Wilhelm Wagner. (Heilbronn, Henninger.) 7 Mk. 50 Pf.
R. W. Church, Spenser. (London, Macmillan.) 5 sh.
Samuel Taylor Coleridge and the English romantic school; by Prof. A. Brandl. (London, Murray.) 12 sh.

Hilfsbücher.

Geschäftsaufsätze, Hilfsbüchlein beim Unterricht im Deutschen für Volksschulen. (Düsseldorf, Schwann.)
H. v. Kleist, Die Hermannsschlacht. Ein Drama für Schule und Haus erklärt von Dr. L. Zürn. (Leipzig, Hoppe.) 2 Mk.
Rahn, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen. 3. Teil: Systematische Schulgrammatik. (Leipzig, Fues.) 2 Mk. 40 Pf.
J. Storm, Französische Sprechübungen. Eine systematische Darstellung der franz. Umgangssprache. (Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1 Mk. 80 Pf.
The Times, Zur Erlernung der englischen Sprache des täglichen Lebens von J. Landmann. (Leipzig, Veit & Co.) 4 Mk.
The Autobiography of Benjamin Franklin. Mit deutschen Erklärungen von K. Feyerabend. I. Teil: Die Jugendjahre 1706—1730. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk.

Dritter allgemeiner deutscher Neuphilologentag
zu Dresden
am 29. und 30. September 1888.

Veranstaltet von dem Verbande der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft.

Tages-Ordnung.

Freitag, den 28. September: Abends 8 Uhr in den „Drei Raben“ (Marienstraſse 22 u. 23): Gesellige Zusammenkunft, Begrüſsung der Teilnehmer, Mitteilung des Programms für die allgemeinen Sitzungen.

Sonnabend, den 29. September: Morgens 9 Uhr in dem Festsaal des Königl. Polytechnikums (Bismarckplatz 9, I): **Erste allgemeine Sitzung.** Verteilung eingegangener Druckschriften. Mittags $12^1/_2$ Uhr: Gemeinsames Mittagsessen auf dem Belvedere. Nachmittags 3 Uhr: **Zweite allgemeine Sitzung** im Königl. Polytechnikum. Abends 7 Uhr: Festvorstellung in den Königl. Hof-Theatern. Fest-Kommers.

Sonntag, den 30. September: Vormittags $10^1/_2$ Uhr: **Dritte allgemeine Sitzung** im Königl. Polytechnikum. Wahl des nächsten Versammlungsortes und des neuen Vorstandes. Schluſs 1 Uhr. Gemeinsame Fahrt nach Meiſsen. Festmahl. Besichtigungen. Abschiedstrunk.

Angemeldete Vorträge:

Herr *Rektor Dörr*-Solingen: Reform des neusprachlichen Unterrichts, Erfahrungen und Erwägungen.

„ *Dr. Klinkhardt*-Reichenbach i. Schl.: Englisches Gerichtswesen.

„ *Professor Dr. Körting*-Münster: Die gegenwärtigen Aufgaben und Ziele der romanischen Philologie.

„ *Baron von Locella*-Dresden: Dante in Deutschland.

„ *Dr. Mahrenholtz*-Dresden: Friedrich Melchior Grimm, ein Vermittler deutschen Geistes in Frankreich.

„ *Dr. Proeschold*-Homburg v. d. Höhe: Über Shakespeare.

„ *Professor Dr. Sachs*-Brandenburg: Englisch im Französischen.

„ *Direktor Dr. Steinbart*-Duisburg: Grammatisches.

„ *Professor Dr. Stengel*-Marburg: Zur Abfassung einer Geschichte der französischen Grammatik in Deutschland.

Ausstellung.

Mit dem Neuphilologentage ist eine Ausstellung von Bildern und Bildwerken geplant, welche zeigen soll, inwieweit sich das Bild zur Belebung und Verdeutlichung neusprachlicher Lektüre verwerten läſst.

Diese Ausstellung, welche nur als Anregung dienen soll, wird sich daher auch nur auf einige Schriftsteller: Molière, Sandeau, Shakespeare, Scott, Burns u. a., beziehentlich auf einige ihrer Werke beschränken.

Gleichzeitig wird eine Dante-Ausstellung veranstaltet. Für Erläuterung der vorgenannten Ausstellungen wird Sorge getragen werden.

Auszug aus den Satzungen.

§ 1. Der Verband bezweckt die Pflege der neueren Philologie, der germanischen wie der romanischen, und insbesondere die Förderung einer lebhaften Wechselwirkung zwischen Universität und Schule, zwischen Wissenschaft und Praxis.

§ 3. Mitglied des Verbandes wird jeder Professor oder Lehrer der neueren Sprachen, sowie andere Schulmänner und auch Nichtfachmänner, welche sich für die Bestrebungen desselben interessieren, gegen Entrichtung eines jährlichen, vor dem Verbandstage einzuzahlenden Beitrages von M. 1 (in Briefmarken oder M. 1,05 mit Postanweisung).

§ 4. Die Mitglieder erhalten alle auf den Verband bezüglichen Schriftstücke, sowie den Bericht über die Verhandlungen des Verbandstages.

§ 6. Die Hauptversammlung findet in der Regel zu Pfingsten und womöglich an einem Orte statt, wo ein Verein für neuere Sprachen besteht.

Alle diejenigen Herren, welche ihren Beitrag als Mitglied für 1888 — 1 Mark in Briefmarken, 1,05 Mk. mit Postanweisung — noch nicht eingesandt haben, werden ebenso freundlich als dringend ersucht, dies baldigst bewirken zu wollen. — Als Preis für die Festkarte sind 9 Mark festgesetzt worden (dafür: Essen auf dem Belvedere, Veranstaltung des Kommerses, Festmahl in Meifsen, Besichtigung einer Reihe von Königl. Sammlungen, des „Panorama international“ Führer durch Dresden). Für den Besuch der Königl. Hoftheater sind von seiten der hohen Generaldirektion derselben den Teilnehmern an dem Neuphilologentage Freikarten gütigst in Aussicht gestellt worden. Die Festkarte wird erst von Anfang September an auf Wunsch versendet.

Freitag, den 28. September, von 5 Uhr nachmittags an, wird in den „Drei Raben“, Sonnabend, den 29. September, sowie Sonntag, den 30. September, jedesmal von 8 Uhr ab, in dem Königl. Polytechnikum (Zimmer 30) der Ortsausschufs zur Erteilung jeglicher Auskunft anwesend sein.

Bei rechtzeitiger Anmeldung ist der Ortsausschufs im stande, den Teilnehmern an dem Verbandstage Nachtlager und Frühstück in der Nähe des Königl. Polytechnikums in guten Gasthäusern beziehentlich in Privatwohnungen zu angemessenen Preisen zu besorgen.

Um Mitteilung, wo Vereine für neuere Sprachen bestehen, wird freundlichst gebeten.

Anfragen, Beitrittserklärungen und Zusendungen sind zu richten an den geschäftsführenden Vorsitzenden, Professor Dr. *Wilh. Scheffler*, Königl. Polytechnikum, Dresden. Da derselbe vom 21. Juli bis 20. August beurlaubt ist, so bittet derselbe, Anfragen u. s. f. möglichst vor oder nach genannter Zeit an ihn richten zu wollen.

Dresden, 2. Juni 1888.

Die Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie
als Ortsausschufs.

Der Vorstand des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages:

Prof. Dr. Rich. Wülker-Leipzig.
Prof. Dr. Karl Sachs-Brandenburg.
Prof. Dr. Wilh. Scheffler-Dresden.

Kotzebues Peru-Dramen und Sheridans Pizarro.

Ein Beitrag zur Geschichte
der Beziehungen zwischen deutscher und englischer Litteratur.

Von
Dr. Leopold Bahlsen.

So paradox es auch klingt — es ist eine leicht zu erweisende Thatsache, daſs im ganzen Verlaufe unserer an bedeutenden Erscheinungen doch so reichen Litteratur keiner den Ruhm des deutschen Theaters weiter in die Welt hinausgetragen als August v. Kotzebue, und dies in einer Zeit, wo die Namen eines Goethe und Schiller am Dichterhimmel glänzten, wo Lessings groſses Beispiel Nacheiferung weckte, und wo die ersten Schöpfungen des jugendlichen Heinrich v. Kleist dem deutschen Drama einen neuen Klassiker verhieſsen. In sämtliche europäische Sprachen übersetzt,[1] in schnellem Siegeszuge die Bühnen sich erobernd, wurden Kotzebues Schauspiele überall — auch Amerika wollte nicht zurückstehen — mit einem bis dahin an deutschen Werken ganz unerhörten Beifall aufgenommen und verschafften ihrem Dichter weit über die deutsch redenden Länder hinaus Ansehen und Einfluſs.[2] Noch heute, wo zwar die englische Kritik nicht mehr wie einstens über die Frage streiten würde, ob und inwieweit die Bezeichnung Kotzebues als eines deutschen Shakespeare Berechtigung habe, — noch heute gilt dieser so viel

---

[1] Im Britischen Museum (London) finden sich englische, französische, russische, italienische, spanische, schwedische, dänische, holländische, ungarische und neugriechische Übersetzungen Kotzebuescher Stücke.

[2] Es war gewiſs keine Übertreibung, wenn Chamisso sagte, daſs ihm auf seiner Reise um die Welt mit Kotzebues Sohne der Name des Vaters überall entgegengekommen sei.

verlästerte Mann im Auslande für eine der Koryphäen der deutschen Litteratur.

Und im eigenen Lande? — Unter seinen mehr als zweihundert Stücken ist auch nicht ein einziges, das die Nation noch jetzt mit Stolz, ja nur mit Achtung nennt; vielmehr im Gegenteil: eine solche Nacht der Vergessenheit, ein solcher Aschenregen der Verachtung ist über ihn gesunken, dafs selbst nicht zu leugnende Vorzüge seiner Dramen darüber aus dem Gedächtnis der Lebenden entschwunden sind. Ich wage zu behaupten (und es gehört schon ein gewisser Mut dazu, heute noch in Deutschland für diesen Mann eine Lanze zu brechen): Kotzebue hat ein solches Schicksal in seinem Vaterlande nicht verdient. Weit entfernt, in die überschwenglichen Lobeserhebungen einzustimmen, mit denen ihn einst eine beifalljauchzende, urteilslose Menge überhäufte, kann ich mich doch nicht entschliefsen, jene hämische und einseitige Kritik zu billigen, welche ihn nicht tief genug herabwürdigen kann und die niedrigsten Epitheta als eben passend findet, seinem Namen Gesellschaft zu leisten. Wahr ist es, dafs von diesem vor nunmehr hundert Jahren am deutschen Theaterhimmel aufgegangenen Gestirn nicht immer das reinste Licht ausgestrahlt worden, dafs Kotzebue, indem er einem verderbten Geschmack leider nur allzusehr Rechnung getragen, durch sein Auftreten und seine wachsende Beliebtheit eine wenig glorreiche Epoche in der Geschichte des deutschen Dramas bezeichnet. Allein was man auch immer gegen ihn als Menschen und Dichter wird vorbringen können — eine unbefangene Kritik mufs zugestehen, dafs er entschiedenen Beruf für die Bühne, genaue Kenntnis der theatralischen Wirkung und eine höchst fruchtbare und blühende Einbildungskraft besafs, dafs er vor allem auf dem Gebiete des Lustspiels recht Erfreuliches geleistet und Typen geschaffen hat, die in gleicher Weise echt komisch und wahrhaft volkstümlich waren.

Wenn wir in vorliegendem Essay eine Seite seiner dramatischen Thätigkeit ins Auge fassen, die nicht eben seine stärkste ist, seine „rührenden Dramen“,[1] so möge der Umstand als Recht-

---

[1] A. W. v. Schlegel hat in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur (2. Ausgabe III, 416) diese Bezeichnung eingeführt

fertigung dienen, daſs vorwiegend sie es gewesen sind, welche seinen Ruhm im Auslande begründeten.

Es liegt im Charakter der Komödie, wenigstens jener Art bürgerlichen Lustspiels, wie es in Deutschland durch Kotzebue gepflegt worden, daſs der Inhalt ein mehr nationaler, die Handlung eine auf heimischem Boden sich abspielende, lokale Sitten getreu darstellende sei. Dies war der Grund, weshalb selbst ein Molière, Moreto, Goldoni und Holberg, trotzdem oder vielmehr weil sie wirklich groſse Komödiendichter waren, nicht zu eigentlich universaler Bedeutung gelangen konnten. Das ernste Drama kann seine Gegenstände freier wählen und Situationen darstellen, die von allen Völkern verstanden, Empfindungen ausdrücken, die von jedem Menschenherzen gefühlt werden.

Bei Kotzebue kam noch ein besonderer Umstand hinzu, seinen „rührenden Dramen“ so schnell eine allgemeine Verbreitung und Beliebtheit zu verschaffen. Jene Richtung der Empfindsamkeit und Gefühlsschwärmerei, wie sie im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in der erzählenden Litteratur durch Goethes Werther, in der dramatischen durch Kotzebues „Menschenhaſs und Reue“ ihren charakteristischsten Ausdruck gefunden, ging als eine, wenn ich so sagen darf, internationale Strömung so ziemlich durch alle Völker und Litteraturen Europas; und ihr hatte der deutsche Vielschreiber um so bereitwilliger nachgegeben und gehuldigt, je mehr er sich hierfür in seinen eigenen Anlagen prädisponiert fand.

Und neben dieser Sentimentalität und durch sie erzeugt und genährt, war es in der bunten Mannigfaltigkeit der damals vorherrschenden Gefühle und Tendenzen ein gewisser philanthropischer Zug, der sich auch in der Poesie bemerkbar machte und in den idealen Bestrebungen jener Menschenfreunde zu Tage trat, welche sich der aus der Gesellschaft Ausgestoſsenen, der Unglücklichen und Heiden liebevoll und werkthätig annahmen. Da es Mode war, wollte auch Kotzebue sich als Philanthropen zeigen und unternahm es, die edle Mission eines Abbé de l'Epée zum Gegenstand eines „rührenden“ Trauerspiels zu machen und

und p. 419 f. eine gute Charakteristik dieser sogenannten rührenden Dramen geliefert.

in einem anderen dramatischen Zeitgemälde den Gegnern des Negerhandels an die Seite zu treten.

Die eben charakterisierte Richtung war — wie sehr auch Ereignisse wie die Blutthaten der französischen Revolution dagegen kontrastierten — durchaus vorherrschend, und die ernste Stimme der Zeitgeschichte konnte höchstens den Effekt hervorbringen, dafs man, da Europa zu einem Idealreiche des Weltfriedens und der Brüderlichkeit fürs erste nicht ganz geeignet schien, seine Sympathien den in der Wildnis ferner Zonen lebenden Völkern zuwandte, ihren rohen Naturzustand als den der wahren Glückseligkeit pries und jene Neger, Kamtschadalen und Südsee-Insulaner als wahre Ausgeburten an Tugend und Edelsinn schilderte. In Kotzebues „Negersklaven“, welches Stück nach des Verfassers eigenen Worten bestimmt war, alle die fürchterlichen Grausamkeiten, welche man sich gegen unsere schwarzen Brüder erlaubte, in einer einzigen Gruppe darzustellen, findet sich deutlich genug die Wahrheit ausgesprochen und ad oculos demonstriert: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ Diesen Gedanken besonders scharf hervortreten zu lassen, diese Idee zu vollkommenster Darstellung zu bringen, dazu konnten jene stumpfsinnigen Bewohner des schwarzen Erdteils nicht gerade den geeignetsten Stoff bieten; auch an dem Volke Sibiriens oder Kamtschatkas, dessen Bekanntschaft wir in Kotzebues „Graf Benjowski“ machen, war nicht viel zu idealisieren. So verfiel er denn auf die Geschichte eines untergegangenen stolzen Geschlechtes, eines Volksstammes in Südamerika, dessen eigentümlich tragisches Geschick von jeher das Interesse und die Teilnahme der Nachwelt gefunden und wiederholt von Schriftstellern, mehr oder weniger poetisch ausgeschmückt, verherrlicht worden war: er schrieb seine Peru-Dramen „Die Sonnenjungfrau“ und „Rollas Tod“.

Es war also gewifs nicht einzig und allein die zufällige Anregung in Pyrmont, der, wie Kotzebue in der Vorrede zur Sonnenjungfrau näher ausführt, jene Dramen ihre Entstehung verdankten, und dieses eigene Zeugnis des Dichters ist für uns nur insoweit von Bedeutung, als es über die Quelle orientiert, aus welcher er geschöpft hat. Er nennt als solche eine Naumannsche Oper „Cora“; sie ist heute vergessen, mufs aber da-

mals recht beliebt und von großer Bühnenwirkung gewesen sein. Ihr Komponist, Johann Gottlieb Naumann, war aus Sachsen an den Hof Gustavs III. von Schweden berufen worden, und dieser kunstsinnige Fürst soll ihm den Plan zu einer dreiaktigen Oper „Cora" mitgeteilt und den Sekretär Adlerbeth in Stockholm mit Abfassung des Librettos betraut haben.

Das Werk erschien ziemlich gleichzeitig in schwedischer, deutscher und italienischer Bearbeitung und hat mir in einer 1780 von der Dykischen Buchhandlung in Leipzig veranstalteten Folioausgabe vorgelegen. Das Süjet stammt übrigens aus Marmontels „Les Incas, ou la destruction de l'empire du Pérou", einem sehr anziehend geschriebenen Romane, welcher, mit einer Widmung an König Gustav, bereits 1777 erschienen war und nachmals zahlreiche Auflagen erlebt hat. Kotzebue hat dies Werk wahrscheinlich erst nach Abfassung der Sonnenjungfrau kennen gelernt und später zu dem zweiten seiner Peru-Dramen als Quelle benutzt.

Auch die Naumannsche Oper hat ihm nichts weiter als die Handlung in ihren allgemeinsten Umrissen geliefert, die Geschichte jener holden Peruanerin, die, dem Dienste der Sonne geweiht, in ihrer Liebe zu dem Spanier Alonzo de Molina das Keuschheitsgelübde jener Vestalinnen des Sonnentempels gebrochen hat, zu qualvollem Tode verurteilt, aber schließlich, indem das Naturgesetz über die religiöse Tradition triumphiert, vom Inka begnadigt und dem Geliebten in die Arme geführt wird.

Was in dem deutschen Schauspiel jener einfachen Fabel noch hinzugefügt worden, ist Kotzebues eigene Erfindung: Rolla, ein tapferer Feldherr der Peruaner, sieht seine Liebe zu Cora verschmäht und flüchtet sich mit seinem Schmerze in die Einsamkeit der Wildnis. Dort sucht ihn der Oberpriester auf und entdeckt ihm, daß er selbst einst eine Sonnenjungfrau geliebt habe, und daß Rolla jener Vereinigung entsprossen, er selbst (der Oberpriester) also sein Vater sei. Ist es dieser Umstand, der ihn gegen Coras Fehltritt, wovon er inzwischen Kenntnis erhalten, nachsichtiger macht, oder ist es sein in den lichtesten Farben geschilderter Edelsinn und der Wunsch, die Geliebte glücklich zu sehen, — kurzum, er führt selbst Cora in die Arme des begünstigten Rivalen und dringt an der Spitze bewaffneter

Peruaner in den Sonnentempel, um vom Inka die Begnadigung Coras zu erzwingen.

Dies ist nach meiner Meinung die wundeste Stelle im Drama. Rolla ist als ein Muster von Tugend und beinahe als ein christlicher Held geschildert, und doch läſst ihn Kotzebue im letzten Akte als einen — ich weiſs keine andere Bezeichnung — rebellischen Hordenführer erscheinen. Und überdies erweist sich jene bewaffnete Intervention Rollas am Ende als gänzlich überflüssig; Cora windet ihm mit sanftem Zureden das Schwert aus der Hand, und reumütig sinkt er zu Füſsen des Monarchen, der nun erst, und zwar durch eine glänzende Rede des Oberpriesters umgestimmt, Cora für frei, das Gesetz, nach welchem sie gerichtet werden sollte, als nicht mehr zeitgemäſs für aufgehoben erklärt. Alle jene lieblichen Sonnenjungfrauen, Idali, Amazili und wie sie alle heiſsen, haben nun also volle Freiheit, unter den tugendsamen Eingeborenen oder aus der Schar der spanischen Überläufer sich nach Gefallen Liebhaber zu wählen; „jenes Gesetz des Schicklichen ist,“ wie der Oberpriester verkündet, „dem Gefühle des Schicklichen gewichen, wo dieses herrscht, ist jenes nicht mehr nötig.“ Ataliba, der edle Peruanerfürst, hebt es auf, und jubelnd stimmt das Volk in den Ruf ein: Es lebe der Inka!

Man muſs gestehen, daſs es eine eigentümliche Moral ist, die hier gepredigt und glorifiziert wird, drastisch genug ist sie von Rudolf v. Gottschall als eine Apotheose der Spatzenliebe bezeichnet worden; aber neu und überraschend ist sie bei Kotzebue nicht. Jene Idee, daſs die Stimme der Natur sich nie verleugnet, und daſs, wo ihr gefolgt wird, von Sünde nicht die Rede sein kann, zieht sich durch alle seine „rührenden Dramen“ hindurch. Man hat hieraus Kotzebue den Vorwurf der Unsittlichkeit gemacht und pflegt, wenn man von der lockeren Moral seiner Stücke redet, in erster Linie auf die Sonnenjungfrau hinzuweisen. Allein in diesem speciellen Falle lag das Anstöſsige schon im Stoffe selbst, und Kotzebue hat sich sogar nach einer Seite hin Mühe gegeben zu mildern, indem er Cora unbewuſst sündigen läſst und ihr eine Naivetät andichtet, die freilich nichts weniger als wahrscheinlich ist. Die Losung, welche durch die oratorische Glanzleistung des Oberpriesters hindurchklingt:

Kein Eid zerstört in uns die Triebe der Natur!
Gelübde schwächen nicht der Liebe Allgewalt!

lag schon in Marmontels erstem Entwurfe ausgedrückt und ist das Thema eines Recitativs in der Naumannschen Oper. Hier ist es Alonzo, der den Peruanern das Widernatürliche ihres Tempelgesetzes klar zu machen sucht:

Lernet euren Gott recht kennen;
Lernt von seinen Worten trennen
 Aberglaubens Mordgeschrei!
Sein Gesetz strahlt Licht und Leben,
Aberglaubens Nacht umschweben
 Menschenhafs und Barbarei.
Liebe seht ihr in ihm flammen,
 Liebe senkt er auf euch her;
Könnt er Herzen wohl verdammen,
 Weil sie zärtlich glühn wie er?

Kotzebues Sonnenjungfrau[1] gelangte am 19. Dezember 1789 auf dem Liebhabertheater zu Reval zur erstmaligen Aufführung und nahm von hier aus den Weg über die deutschen Bühnen. In Berlin hatte der damalige Direktor des Schauspielhauses, J. J. Engel, die königliche Familie für das Stück zu begeistern gewufst, und die Prinzessin Luise, nachmals Preufsens geliebteste Königin, soll nach der ersten Aufführung den Wunsch geäufsert haben, Kotzebue dauernd an ihrem Hofe zu sehen. In Mannheim, wo am 9. Dezember 1790 die Sonnenjungfrau mit Iffland in der Rolle des Oberpriesters in Scene ging, feierte der anwesende Dichter einen vollen Triumph.

Er befand sich damals auf jener bekannten „Flucht nach Paris“, die ihn vom Sterbelager der geliebten Gattin hinweg nach dem Mittelpunkte der Zerstreuungen führte. In einer aus der französischen Hauptstadt datierten Tagebuchnotiz vom 19. Dez. 1790 gedenkt er mit Wehmut der vor Jahresfrist stattgehabten ersten Aufführung seines Werkes: „Heute (am Stiftungstag des Liebhabertheaters) ist in Reval Jubel und Freude; heute vor

[1] Das erste der Peru-Dramen erschien im Druck 1791 bei Paul Gotthelf Kummer in Leipzig unter dem Titel: Die Sonnen-Jungfrau. Ein Schauspiel in fünf Akten von August von Kotzebue. (Mit einer Titelvignette von Geyser.) Es lag mir noch vor im II. Band der „Schauspiele“, der 1797 erschien, und in einer 1827 von der nämlichen Verlagshandlung veranstalteten neuen Ausgabe.

einem Jahre wurde meine Sonnenjungfrau dort zum erstenmal gespielt. Meine teure Friederike[1] machte die Amazili; der Kranz im Haar stand ihr so gut — o Gott! welch eine schmerzliche Rückerinnerung!"

Als Kotzebue später an der Seite seiner dritten Gemahlin (geb. v. Krusenstern) im Sommer 1804 Italien bereiste,[2] sah er im Theater San Carlo zu Neapel sein Schauspiel zu einem fünfaktigem Ballett umgeschaffen — Beweis genug, wie auch im Auslande der fremdartige Stoff seine Anziehungskraft auf die schaulustige Menge bewährte. In Wien hatten sich der Aufführung anfänglich Schwierigkeiten seitens der Censur entgegengestellt, doch ist es auch dort nachmals sehr häufig und — dank einer überaus glänzenden Inscenierung — mit seltenem Erfolge dargestellt worden.[3]

Aber wie schon oft war auch diesmal die deutsche Kritik wesentlich anderer Meinung als das Theaterpublikum, und J. J. Engels überschwengliches Lob[4] blieb eine ziemlich vereinzelte Stimme im Chor der zahlreichen Neider und litterarischen Gegner Kotzebues. Am sachlichsten ist noch die Beurteilung, welche die Sonnenjungfrau durch Huber in der Jenaischen allgemeinen Litteratur-Zeitung (1792, Band III, p. 497—500) erfuhr. Es wird dort besonders auf die mancherlei Unwahrscheinlichkeiten im Stücke tadelnd verwiesen und folgende sehr richtige Bemerkung gemacht: „Wir Deutschen lachen nun schon lange über die Fontenellischen Schäfer und die galanten Helden der französischen tragischen Bühne; vor unseren Theatern aber klatschen wir uns die Hände wund, wenn ein indianisches Naturkind auftritt und uns dergestalt haranguiert, wie es Rolla bei seiner Höhle in der Wildnis thut."[5] Als August Wilhelm v. Schlegel ungefähr ein

[1] Die erste Gemahlin Kotzebues war Friederike, Tochter des Ober-Kommandanten, Generallieutenants und Rittmeisters v. Essen. Er hatte mit ihr eine sechsjährige glückliche Ehe geführt (1784—1790).

[2] Vgl. seine „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel". Berlin 1805. 3 Teile.

[3] Ich verweise auf zwei Briefe des Wiener Hofschauspielers Jünger, abgedruckt in der Sammlung „Aus A. v. Kotzebues nachgelassenen Papieren" (Leipzig 1821, p. 289 f.).

[4] Siehe „Aus A. v. Kotzebues nachgelassenen Papieren" p. 279 ff.

[5] Rolla (zum Oberpriester): „In dieser Höhle bin ich glücklicher als

Jahrzehnt später dem aus Sibirien zurückkehrenden „Theater-Präsidenten" die bekannte „Ehrenpforte" baute,[1] hatte er auch für jenes erste der Peru-Dramen ein giftiges Epigramm:

Die es auf Erden verlernt, ist hier für die Sonne noch Jungfrau.
Lobt mir die Sonne! Sie nimmt wahrlich es nicht so genau.

Allein Kotzebue, der nie einen anderen Mafsstab für den sittlichen und ästhetischen Gehalt seiner Stücke kannte als das Beifallsklatschen des Parterres und die Thränenfülle, die er entlockt hatte, rief diesen Männern, die dem Publikum die Augen über die Gegenstände seiner Bewunderung und seines Entzückens zu öffnen suchten, mehr als einmal zu, dafs er — gleich Shakespeare — die Stimme der Kritik für nichts achte, dafs übrigens in seinen Stücken gewifs die reinste Moral herrsche, die jemals von der Kanzel und von der Bühne herab gepredigt worden sei. So fuhr er denn fort, für den Geschmack des Tages zu dichten und den leicht erregbaren Leidenschaften der Menge zu schmeicheln, in deren steigender Gunst er sich sonnte. Begünstigt durch Mufse und Talent, entwickelte er gerade in diesen neunziger Jahren eine beispiellose Fruchtbarkeit. Unter den Dramen, die er in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landsitz Friedenthal (bei Narva) 1795 bis 1796 concipiert und ausgeführt hat, ist sein „romantisches Trauerspiel" „Die Spanier in Peru oder Rollas Tod" das zwar nicht an künstlerischem Werte hervorragendste, aber in mehr als einer Hinsicht interessanteste und bemerkenswerteste.[2]

Tausende in prunkvollen Palästen. Sie sei mein Grab! — Dann, Oheim, dann versprecht mir das eine: Führt an einem dunklen, trüben Tage Cora an den Eingang dieser Höhle, lafst sie schauen Rollas Überrest, wie er auf feuchtem, kaltem Boden sein liebesieches Leben ausgehaucht, wie auf seiner Lippe noch der Name der geliebten Mörderin schwebt, wie sein letztes Lächeln ahnen läfst, dafs er, Cora segnend, aus der Welt ging. Dann wird vielleicht, gerührt von diesem Bilde, Cora neben meinem Leichname stehen und eine Blume — oder — o entzückender Gedanke! eine Thräne auf mich fallen lassen, und diese Thräne — ach, sie wird mich von den Toten erwecken!"

[1] Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue bey seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Musik. Gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts.

[2] Es erschien 1796 zu Leipzig in Kummers Verlag, 1797 im vierten

Durch den Erfolg des älteren Stückes zu weiteren ähnlichen Versuchen ermutigt, durch die Lektüre von Marmontels berühmt gewordenem Roman angeregt und — wir dürfen annehmen — wohl selbst für das Schicksal des Peruanervolkes erwärmt, unternahm es Kotzebue, in dieser Fortsetzung der Sonnenjungfrau seine philanthropischen Gedanken noch entschiedener zu vertreten und den Gegensatz von christlich-europäischer Intoleranz und Habsucht und heidnischer Sitteneinfalt und Großherzigkeit zu lebendiger Anschauung zu bringen. Zu diesem Zwecke wurden die spanischen Abenteurer mit ihrem Anführer, dem grausamen Eroberer des Goldlandes, selbst in die Handlung eingeführt und — nicht ohne eine gewisse historische Treue — als wahre Ungeheuer an Lastern und Verworfenheit geschildert. Auf der anderen Seite zeigt sich uns wieder, nur noch mehr idealisiert als in der Sonnenjungfrau, das Bild des friedlichen, tugendsamen Heidenvolkes und in der Figur des Rolla, der hier im Mittelpunkte des Ganzen steht, ein edler Vaterlandsfreund und sich aufopfernder Liebhaber. Cora und Alonzo sind ein glückliches Paar geworden, die erstere nicht mehr die naive schwangere Sonnenjungfrau, sondern eine zärtlich liebende Mutter, die aber — unbegreiflich genug — im Augenblicke, wo sie die Stimme ihres aus der spanischen Gefangenschaft befreiten Gatten im Walde vernimmt, ihr Kind im Stich läßt, um Alonzo entgegenzueilen. Betrunkene Spanier finden es, und Pizarro will sich durch den Tod des unschuldigen Wesens für den Verrat und die Flucht des Vaters rächen. Inzwischen ist Rolla, um sich von Coras Verdacht, aus Eifersucht und Eigennutz Alonzo preisgegeben zu haben, zu reinigen, bei der Befreiung des Freundes selbst in die Gewalt der Spanier gefallen, hat einen Anschlag Elvirens, Pizarros verstoßenen Geliebten, auf das Leben des Tyrannen vereitelt und dadurch die Freiheit wiedererlangt. Im Begriff, zu seinem Volke zurückzukehren, sieht er Coras Kind in Gefahr, entreißt es den Händen der Feinde, wird verfolgt, verwundet, erreicht aber doch, wenn auch sterbend, den

---

Bande der Sammlung „Schauspiele" und 1826 in neuer Auflage. Die Widmung ist ganz in Kotzebueschem Stile gehalten: „Dem treuen, biedern Freunde, den der Zufall zum Freyherrn, und die Natur zum Edelmanne machte, meinem geliebten Friedrich von Ungern Sternberg gewidmet."

Sonnentempel, um mit den Worten: „Cora! Ich liebte dich! Du thatst mir unrecht!“ das gerettete Kind der Mutter in die Arme zu legen und seine große Seele auszuhauchen.

Man hat Kotzebue den Vorwurf gemacht, seine Quellen, Marmontels Inkageschichte und desselben Verfassers „Contes moraux“, mehr als schicklich benutzt, zuweilen wörtlich ausgeschrieben zu haben. Eine diesbezügliche Vergleichung hat mich überzeugt, daſs diese Beschuldigung nicht völlig zutreffend, vielmehr der Kern der Fabel auch hier wieder Kotzebues eigene Erfindung ist. Rolla und Elvira, die wichtigsten Personen des Stückes, treten bei Marmontel überhaupt gar nicht auf; nur der heuchlerische Pfaffe Valverde und sein versöhnendes Gegenbild, der edle Las Casas, sind aus dem französischen Roman herübergenommen, mögen übrigens als historische Persönlichkeiten auch wohl schon aus der Weltgeschichte Kotzebue bekannt gewesen sein. Weiterhin ist die Art der Befreiung Alonzos einer Erzählung in Marmontels „Moralischen Geschichten“ [1] nachgeahmt, „Lausus und Lydia“ betitelt, worin ersterer seinen Freund Phanor, der zum Tode verurteilt und am nächsten Morgen hingerichtet werden soll, durch ähnliche List und auf ähnliche Weise aus dem Gefängnis entführt wie Rolla den Alonzo. Einige Änderungen, welche Kotzebue an seinen „Spaniern in Peru“ späterhin vorgenommen, verdankte er der Anregung des Hamburger Schauspielers und Dramendichters Friedrich Ludwig Schröder; er erwähnt dieselben im Vorbericht zu der 1796 in Leipzig erschienenen ersten Ausgabe seines Trauerspiels. Auf Schröders Rat wurde eine Scene im ersten Akt, worin der Waffenträger Diego durch ziemlich unpassende Scherze den schnellen Fluſs der Handlung störte, gestrichen, [2] eine Arie Elvirens und ein Schluſschor beseitigt und Pizarros Niederträchtigkeit ein wenig gemildert. Die dem Stücke vorteilhafteste Änderung war ohne Zweifel die Veredelung von Elvirens Charakter, welcher, nach Kotzebues eigenem Geständnis, vorher nur der einer gemeinen Buhlerin gewesen. Schröder wollte noch einige Kleinigkeiten,

---

[1] Contes moraux. Par Jean François Marmontel. 3 tom. Paris 1765.

[2] Durch Versehen des Druckers blieb diese Scene (die dritte im ersten Akte) in der zweiten Ausgabe stehen.

die in katholischen Kreisen hätten Ärgernis erregen können, unterdrückt sehen, doch Kotzebue, auf historische Wahrheit sich berufend, konnte sich nur zu der äufserlichen Änderung entschliefsen, aus dem heuchlerischen Kaplan einen Geheimschreiber des Pizarro zu machen, der freilich auch in dieser Maske eine widerwärtige Figur im Stücke geblieben ist und, zumal er in der Entwickelung der Handlung eine ziemlich überflüssige Rolle spielt, besser ganz weggefallen wäre.

„Rollas Tod“ hat in den zeitgenössischen Litteraturblättern, Revuen und Annalen besonders häufige und eingehende Besprechungen gefunden[1] und ist im allgemeinen mit weniger Schärfe und Animosität kritisiert worden als das erste der Peru-Dramen. In der Jenaer Litteraturzeitung liefs sich sogar Schlegel zu einer Anzeige des Stückes herbei, erkannte das Gute darin an, konnte aber doch nicht verhehlen, „dafs auch hier der Verfasser sich nicht von dem Wege entferne, durch die nackte sinnliche Natur Rührung zu erwecken, wobei ihm noch kaum das Verdienst bleibe, gewisse Auftritte nicht bis zum Empörenden getrieben zu haben.“

Wer das Stück heute liest, wird, wenn der zur Mode gewordene Hafs gegen Kotzebue nicht sein Urteil trübt, zugeben müssen, dafs einzelne Scenen von wirklich dramatischer Kraft in den seitdem verflossenen neunzig Jahren ihre Wirkung nicht völlig eingebüfst haben, dafs neben einigen Verkehrtheiten im Ausdruck im allgemeinen ein gewisses Pathos der Diktion nicht zu verkennen ist, und dafs, so wenig es auch den Forderungen, die wir an eine historische Tragödie zu stellen gewohnt sind, genügen kann, sein Inhalt eine nicht uninteressante Lektüre bietet. Gleichwohl würde „Rollas Tod“ kaum noch Beachtung finden, ja vom Schicksal völliger Vergessenheit ereilt sein, wenn nicht durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände gerade

---

[1] Kritische Bibliothek der schönen Wissenschaften. Köthen 1795. Bd. II, p. 394—398. — Annalen des Theaters. Berlin 1795. Heft 15, p. 46 ff. — Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung, Stück CXXXVII vom Mittwoch, den 18. November 1795, p. 995 ff. (in Salzburg erschienen). — Allgemeine Litteraturzeitung vom Jahre 1796. IV. Band. Jena und Leipzig 1796. Nr. 351 vom 8. November 1796, p. 345 ff. (Schlegels Recension).

dieses Drama in den Annalen der Bühne eine besondere Geschichte gehabt hätte.

Von Richard Brinsley Sheridan, dem gröſsten Dramatiker, den England in den letzten zwei Jahrhunderten hervorgebracht, zu einem politischen Tendenzstück umgeschaffen, erlangte es in unzähligen Aufführungen Bühnenerfolge, wie sie kaum Shakespeares Meisterwerken zu teil geworden sind, und veranlaſste dadurch eine förmliche Kotzebue-Epidemie in England, die sich bis tief ins gegenwärtige Jahrhundert hinein erstreckt, und gegen welche selbst Gröſsen wie Walter Scott und Lord Byron vergeblich geeifert haben. Es war freilich auch ein gefeierter Name, der sich damals in England mit dem Kotzebues verband, bedeutend genug, den Erfolg des Unternehmens gleich von vornherein zu garantieren. Sheridan, als er seinen „Pizarro“ 1799 auf die Bühne brachte, stand bereits hoch im Ansehen seiner Landsleute. Als Staatsmann zählte ihn die Whigpartei mit Stolz zu den Ihrigen; durch die Kraft seiner gewaltigen Beredsamkeit hatte er im Parlamente Triumphe gefeiert, wie noch keiner vor ihm; und auf den weltbedeutenden Brettern hatte er sich trotz anfänglicher Miſserfolge im Drama neben Shakespeare zu behaupten gewuſst. Die Kritik hatte ihm ihre ungeteilte Anerkennung nicht versagen können und seinen Musterkomödien („Die Nebenbuhler“ und „Die Lästerschule“) einen Ehrenplatz in der Litteratur seines Volkes angewiesen. Im Jahre 1776 hatte Sheridan im Verein mit Linley und Ford die Leitung des Drury-Lane-Theaters übernommen und damit die Erbschaft Garricks angetreten, der diese Bühne zur ersten der Hauptstadt und zu einer Pflegstätte wahrer Kunst emporgehoben. Durch ihn, den talentvollsten Interpreten Shakespeares, waren die Werke dieses Unsterblichen der Nachwelt wieder verständlich gemacht und daneben die besten Erzeugnisse älterer und neuerer Zeit zu musterhafter Darstellung gebracht worden. War es Sheridans in der Leitung dieses Theaters reichlich entfaltete Regiethätigkeit, oder der Umstand, daſs er gerade damals auch im politischen Leben seine Rolle spielte — genug, es vergingen zwei Jahrzehnte, ohne daſs er durch ein neues Werk seine Begabung fürs Drama wiederum bekundet hätte. Sheridan war überhaupt kein Vielschreiber; ein wenig umfangreicher Band (von Leigh Hunt herausgegeben) umfaſst

seine sämtlichen Stücke. Unter diese ist seine 1798 herausgekommene Bühneneinrichtung von Kotzebues „Menschenhafs und Reue“ nicht mit aufgenommen. Es war in der That nicht viel daran sein eigenes Werk. Benjamin Thompson hatte unter dem Titel „The Stranger“ (Der Fremde) eine gute Übersetzung geliefert, und Sheridan, der selbst kein Wort Deutsch verstand, hatte diese Übersetzung zur Aufführung im Drury-Lane-Theater zurechtgeschnitten. Das Stück wurde auf dieser Bühne, in Covent-Garden und im Haymarket-Theatre wiederholt und mit ähnlichem Beifall gegeben, wie ihn seiner Zeit das Original beim deutschen Publikum gefunden hatte. Kein Wunder also, dafs Sheridan, der die Quelle eigener dramatischer Erfindung augenblicklich versiegt fand, Veranlassung nahm, bei dem bühnenkundigen deutschen Vielschreiber eine neue Anleihe zu wagen. Er wählte „Die Spanier in Peru“, wovon er eine Übersetzung (vielleicht die von Miss Anne Plumptre) im Manuskript gelesen, und liefs, während noch der „Stranger“ seine Anziehungskraft übte, das baldige Erscheinen seines „Pizarro“ ankündigen. Dies zog sich jedoch noch einige Zeit hin. Endlich am 1. Mai 1799 machte das Monthly Magazine (VII, 319) bekannt, dafs im Drury-Lane-Theater die Vorbereitungen zur Aufführung getroffen würden, und dafs auf Sheridans Wunsch eine von Miss Plumptre bereits angezeigte Übersetzung des betreffenden Kotzebueschen Stückes einstweilen zurückgelegt sei, bis dafs die Pizarro-Tragödie ihre Bühnenprobe bestanden habe. Der Gegenstand war in der englischen dramatischen Litteratur nicht so durchaus neu, wie man damals annahm. Schon 1648 war in demselben Raume, wo jetzt Sheridan seine gröfsten Triumphe feiern sollte, ein mit musikalischem und dekorativem Beiwerk ausgestattetes Spiel „Spaniards in Peru“ [1] dargestellt worden. Sheridan wird es schwerlich gekannt haben; es hat mit seinem, resp. Kotzebues Werke wenig mehr als den Titel gemein. Wohl aber gab es von einem namhaften Historiker bereits eine treffliche Darstellung der Eroberung Perus in William Robertsons „History of America“. Ein

[1] „Spaniards in Peru (Exprest by instrumentall and vocall musick, and by art of perspective in scenery. Represented daily at the Cockpit in Drury-Lane.“ 4°. 1618. (Vgl. Biogr. Dram. III, 290.)

Trauerspiel „Columbus“, welches Moreton — ich weiſs nicht, ob vor oder gleich nach Sheridans „Pizarro“ — herausgab, und in welches die Geschichte von Alonzo und Cora eingewoben, scheint es zu keinem Erfolge gebracht zu haben. Weit mehr übrigens als der ungewöhnliche, fremdartig interessante Stoff waren es die ins Publikum gedrungenen geheimnisvollen Andeutungen, man werde ein Zeitgemälde von eminent politischer Tendenz zu sehen bekommen, wodurch die Erwartungen aufs höchste gespannt, die Gemüter schon vorher in Aufregung versetzt und zu politischem Enthusiasmus vorbereitet waren.

Es ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des englischen Dramas, jener 24. Mai des Jahres 1799, als in Drury Lane die erste Aufführung des „Pizarro“ stattfand. Sämtliche Tagesblätter der Hauptstadt haben darüber berichtet, in zahlreichen „Reviews“, „Magazines“ und Flugschriften wurde davon in mehr oder weniger ausführlichen Artikeln gehandelt, und wenn wir heute über die Darstellung selbst und die Aufnahme, welche diesem Stück in England durch Theaterpublikum wie Kritik zu teil geworden, berichten sollen, so bietet uns die Tageslitteratur aus jenen letzten Monaten des vorigen und dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts so reichliches Material, so vollständige Kommentarien, daſs wir selbst über ein bedeutendes Ereignis der allerneuesten Zeit kaum genauer unterrichtet sein könnten. Der knapp bemessene Raum gestattet nur eine beschränkte Auswahl aus dem groſsen Vorrat von gesammelten Notizen. Aus der „Morning Post“ vom 25. Mai 1799 erfahren wir, daſs, obwohl die Vorstellung erst um sieben Uhr begann, schon nachmittags drei Uhr das Theatergebäude von Tausenden von Menschen buchstäblich umlagert war, und daſs es bei Kassenöffnung zu ernstlichen Störungen der öffentlichen Ordnung gekommen sei. Das geräumige Theater war überfüllt, und doch sollen noch gegen tausend Menschen abgewiesen worden sein, die keine Plätze bekommen konnten. Über Spiel und Inscenierung weiſs die gleichzeitige Kritik im allgemeinen nicht viel Lobendes zu sagen. Zwar Rolla wurde vorzüglich dargestellt und soll eine der glänzendsten Leistungen John Kembles gewesen sein; auch Mrs. Siddons zeichnete sich als Elvira vorteilhaft aus, allein die übrigen (Barrymore als Pizarro, Powell als

Ataliba, Mrs. Jordan als Cora) standen zurück, und das Ensemble war mangelhaft. Die „Times" (vom 25. Mai 1799) klagt, die technische Leitung habe viel zu wünschen übrig gelassen, die Dekorationen seien schlecht im stande gewesen und lächerliche Verstöfse gegen die Wahrscheinlichkeit vorgekommen. Wenn gleichwohl, wie allgemein bestätigt wird, der Applaus ein aufserordentlicher war und das Publikum zu Ausbrüchen jubelnder Begeisterung hingerissen wurde, so mufs entweder das Stück in der That von bedeutendem inneren Wert und Gehalt oder das Tendenziöse desselben wirkungsvoll genug gewesen sein, einen solchen unerhörten Bühnenerfolg hervorzubringen. Erstere Annahme trifft nicht ganz zu, doch würden wir Sheridan unrecht thun und die Bedeutung seines „Pizarro" verkennen, wenn wir das Werk einfach zur Kategorie politischer Sensationsstücke rechnen wollten. Es scheint hier der Platz, mit kurzen Worten auf das Verhältnis des englischen Stückes zu seiner deutschen Vorlage einzugehen; — nur aus einer solchen vergleichenden Betrachtung kann sich ergeben, was Sheridans eigenstes Verdienst, und was denn das Geheimnis der überraschenden Bühnenwirkung gewesen ist.

Wer Kotzebues „Spanier in Peru" und Sheridans „Pizarro" nebeneinander hält und flüchtig durchliest, wird dem letzteren Drama als einer blofsen Bühneneinrichtung nicht eben allzu hohen Wert beilegen. Ja man könnte es dem englischen Dichter sogar zum Vorwurf machen, dafs er sich zu sklavisch an den gegebenen Stoff gehalten habe, zu streng der Fabel, wie sie im Original entwickelt, gefolgt sei. Die Disposition der Akte und Scenen ist dieselbe geblieben, selbst kleinere Züge, die Kotzebue eingefügt, und wodurch er nicht selten das lebhafte Fortschreiten der Handlung beeinträchtigt hatte, sind beibehalten worden, und an einzelnen Stellen glaubt man mehr eine Übersetzung als eine Bearbeitung vor sich zu haben. Nur ganz am Schlufs fand Sheridan ein erheblicheres Abweichen von seiner Vorlage wünschenswert, ein Abweichen freilich auch von der historischen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Es war ein Zugeständnis an den Geschmack des englischen Theaterpublikums, dafs Pizarro, der „Bösewicht" des Stückes, am Ende seinen verdienten Lohn empfinge. Der herzlose Eroberer, der durch das ganze Stück im

schwärzesten Bilde erscheint und gegen das harmlose, tugendsame Peruanervolk wie eine wahre Gottesgeifsel wütet, mufste fallen. Der Engländer, der auch vor seiner Schaubühne stets Partei nimmt, kann es nicht ertragen, wenn der Intrigant oder Schurke im Stücke straflos ausgeht. Er verlangt dramatische Gerechtigkeit und jubelt, wenn er den Schuldigen fallen sieht. Sheridan kannte sein Publikum und verfuhr demgemäfs:

Wir erinnern uns des Schlusses von Kotzebues Trauerspiel. Rolla hatte das Kind Coras gerettet, war verfolgt und tödlich verwundet worden und stirbt, den Namen der Geliebten auf den Lippen. Coras schmerzlicher Ausruf: „O! wer hat geliebt wie dieser Mann! — Knabe! du bist teuer erkauft!“ ist der richtige Ausdruck eines natürlichen Gefühls. Wenn nun aber Alonzo, um doch auch etwas zu sagen, sich an Las Casas mit den Worten wendet: „Hilf mir, an Gott glauben!“ und dieser salbungsvoll erwidert: „Seine Wege sind dunkel! Bete an und dulde!“ so ist das ein mehr als überraschender und nach meinem Gefühle gänzlich unpassender Schlufs; ebenso unpassend, wie wenn Cora, ihr Kind vermissend, die Existenz Gottes leugnet (V, 3). Sheridan hat, wie er dergleichen überhaupt beseitigte, auch obige Schlufsworte mit richtigem Takt gestrichen. Er läfst den Peruanern gar keine Zeit, über der Leiche ihres Feldherrn sentimentale Betrachtungen anzustellen. Orano, der schon früher einmal in feierlichem Augenblick (bei der Opferhandlung im zweiten Akte) durch den Schreckensruf „Der Feind!“ die nahende Gefahr gemeldet, stürzt auch jetzt wieder mit gleicher Meldung auf die Bühne. Der Zufluchtsort der Peruaner ist entdeckt, die Schar der Feinde im Ansturm begriffen. Alonzo ruft zum Verzweiflungskampfe auf: „Nun, nichtswürdiger Pizarro — dein Tod oder der meinige! — Fort! Die Losung zum Sturm sei Rache und Rolla!“ Die Krieger eilen davon, man hört Schüsse, und — die Scene verwandelt sich. Man höre Sheridans Bühnenanweisung: „Ein romantischer Teil des befestigten peruanischen Lagers. Felsschlucht. — Flüchtende Weiber, von Spaniern verfolgt. Peruanische Krieger schlagen den Feind aus dem Felde. Auf den Höhen setzt sich der Kampf fort.“ Schliefslich werden die Spanier völlig besiegt, ihre Anführer umringt, und — ein Zweikampf zwischen Pizarro und Alonzo soll das Ganze beenden.

Schon ist des letzteren Schild zerbrochen, er selbst zu Boden geworfen, entwaffnet, und Pizarro mit den Worten: „Nun, Verräter, gilt es deinem Herzen!“ will den Todesstofs führen. In demselben Augenblick erscheint Elvira, von Valverde aus dem Gefängnis befreit, in der Kleidung, in welcher Pizarro sie zum erstenmal gesehen. Dieser erblafst, taumelt zurück, und Alonzo, dem Elvira ein neues Schwert gereicht, erneuert den Kampf und erschlägt den Feind. Jubelgeschrei der Peruaner. Die Spanier werden gegen das Versprechen des Almagro, keine weiteren Eroberungsversuche machen und nach Europa zurückkehren zu wollen, freigelassen; Elvira äufsert die Absicht, in einsamer Klosterzelle für das Vergangene zu büfsen, und mit Alonzos eigentümlich frostigen Worten: „Ataliba! Denke nicht, dafs ich den Siegesjubel zu unterbrechen wünsche, wenn ich bitte, dafs wir zunächst dem Andenken unseres geliebten Rolla den schuldigen Tribut zollen!“ und einem feierlichen Leichenzuge und Klaggesang der Priester schliefst die Pizarro-Tragödie Sheridans.

Ob sich wohl im Verlaufe einer kurzen Scene noch mehr Unwahrscheinlichkeiten zusammendrängen liefsen? Der Dichter mutet der Leichtgläubigkeit seiner Zuschauer in der That viel zu. Sie sollen es für möglich halten, dafs Spanier, die weder gefesselt noch überhaupt entwaffnet wurden, ruhig und unthätig zusehen, wenn in ihrer Mitte der eigene Anführer erschlagen wird. Noch mehr: Man soll vergessen, was uns die Geschichte von jenen peruanischen Kämpfen berichtet; wo doch jedermann weifs, dafs der historische Verlauf der Entdeckung und Eroberung des Inkareiches ein ganz anderer gewesen ist, als uns hier auf der Bühne gezeigt wird. Dafs der geschichtliche Franzisko Pizarro sich allmählich in Besitz des ganzen reichen Landes setzte und noch viele Jahre in Frieden und äufserem Glück als Statthalter in Lima residierte, kümmerte Sheridan wenig; er scheint sich eben von dem, was man poetische Licenz nennt, eine wenig zutreffende Vorstellung gemacht zu haben.

Dadurch nun, dafs er seiner Bearbeitung des Kotzebueschen Stückes den besprochenen Abschlufs anfügte, hat, so wenig sich auch in den übrigen Akten inhaltlich geändert findet, das Drama ein wesentlich verschiedenes Gepräge erhalten. Der Mittelpunkt des dramatischen Interesses ist verschoben: nicht mehr Rolla ist

der Held des Ganzen, sondern Pizarro, wie denn auch nach ihm das Trauerspiel den Titel führt. Und dieser Pizarro, wie er aus Sheridans Bearbeitung uns entgegentritt, sollte — das erkennt jeder, der das Werk aufmerksam liest — ein Princip vertreten; Tyrannei, Habgier, Eroberungssucht sollten in ihm dargestellt, gebrandmarkt und nach Verdienst gezüchtigt werden, er selbst nur ein Substitut sein für jenen gefürchteten zeitgenössischen Eroberer, den französischen Emporkömmling, dessen steigender Kriegsruhm schon jetzt Europa beunruhigte — Napoleon Bonaparte. An des Jahrhunderts ernstem Ende sollte hier auf den Brettern der Schaubühne Gericht gehalten werden über diesen Feind Englands, den siegreichen Feldherrn in Italien und Ägypten, dem zur nämlichen Zeit auch Deutschlands gefeiertster Dichter das gleiche Schicksal baldigen Unterganges prophetisch verkündet hatte:

> Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
> Des Lagers Abgott und der Länder Geifsel, ...
> Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
> Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
> Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
> Und, ungesättigt immer weiter strebend,
> Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Man mufs die englischen Zeitungen und Flugblätter aus jener aufgeregten Zeit gelesen haben, um sich ein Bild zu machen, bis zu welchem Grade die Erbitterung gegen Frankreich, bis zu welchem Grade aber auch die Furcht vor einer feindlichen Invasion, die Furcht vor Bonapartes sieggewohnten Scharen in England bereits gestiegen war. Der Held von den Pyramiden drohte durch seine tollkühne ägyptische Unternehmung Englands Handel empfindlich zu schädigen, wie andererseits die durch ihn veranlafste, kürzlich vollzogene Hinrichtung von 2000 türkischen Gefangenen als eine unerhörte Blutthat überall gerechte Entrüstung hervorrief. Die letztere Kunde mochte wohl eben nach London gelangt sein, als Sheridans „Pizarro" auf der Drury-Lane-Bühne erschien. Und wie nachdrücklich war hier auf die Zeitgeschichte hingewiesen, wie deutlich die patriotische Tendenz in den Vordergrund gerückt! Es scheint unerläfslich, hier wenigstens den emphatischen Kampfaufruf Rollas aus dem zweiten Akte in der Übersetzung vollständig mitzuteilen. Er ist Sheridans eigenste Zuthat und eine oratorische Prachtleistung jenes

gefeiertsten aller englischen Parlamentsredner. „Noch nie,“ so ruft der edle Peruaner, „war die Stunde der Gefahr so nahe, und es bedurfte weniger der Worte, die Krieger anzufeuern, wie jetzo. Meine tapferen Gefährten, Teilnehmer meiner Kämpfe, meiner Empfindungen, meines Ruhmes! Können Rollas Worte eure Tapferkeit erhöhen, euren Mut noch mehr beleben? Es ist kaum nötig; — ihr urteilt ja wie ich über die Schändlichkeit der listigen Klagen, durch welche diese kühnen Räuber euch irreführen wollten. Euer edler Geist hat wie der meine erwogen, welche Beweggründe in diesem Kriege unsere Feinde und uns selbst leiten könnten. Sie, durch einen eitlen Wahn getrieben, kämpfen für Macht, Raub und Eroberung, wir für unser Vaterland, unsere Altäre und unsere Heimat. Jene folgen einem Abenteurer, den sie fürchten, wir dienen einem Monarchen, den wir lieben, einem Gott, den wir anbeten. Wenn sie in wildem Grimme herannahen, so bezeichnet Verwüstung ihre Wege. Wo sie als Bundesgenossen weilen, da jammert Elend über ihre Freundschaft. Sie rühmen sich, daſs sie bloſs kämen, unseren Zustand zu verbessern, uns aufzuklären und uns von dem Joche des Irrtums zu befreien. Ja, sie wollen uns weise die Freiheit erkennen lehren, sie, die selbst Sklaven ihrer Leidenschaften, ihrer Raubgier, ihres Hochmutes sind. Sie bieten uns ihren Schutz an — ja, einen Schutz, wie ihn Geier den Lämmern gewähren, indem sie jene mit ihren Schwingen überdecken und dabei zerreiſsen. Sie verlangen, wir sollen all das Gute, das wir ererbt und erprobt haben, für ein fragwürdiges Besseres, wie sie es uns versprechen, austauschen. — Laſst uns ihnen unumwunden erklären: Der Thron, den wir ehren, ist aus freier Wahl des Volkes errichtet, die Gesetze, denen wir uns unterwerfen, sind das Vermächtnis würdiger Vorfahren, der Glaube, der uns ins Herz geschrieben, lehrt uns, mit der ganzen Menschheit im Bündnis des Wohlwollens und Friedens leben und mit der Hoffnung sterben, jenseit des Grabes gesegnet zu sein! — So redet mit diesen Räubern und wiederholt es laut: Wir wünschen keinen Wechsel, am allerwenigsten einen solchen, wie sie ihn uns anbieten.“

Es gehört kein groſser Scharfblick dazu, in diesen Ausführungen zugleich auch eine Abwehr zu erkennen gegen Gedanken, wie sie als Frucht der französischen Revolution damals alle

monarchisch, alle christlich Gesinnten für Thron und Glauben zittern machten. Dafs dergleichen Ideen bei einem politischen Übergewicht Frankreichs siegreich durch ganz Europa getragen werden könnten, scheint der Dichter und mit ihm seine königstreue Nation befürchtet zu haben.

Man kann Sheridan zugeben, dafs wohl nie die gleiche Sache mit solch hinreifsender Beredsamkeit vertreten wurde wie durch ihn in dieser grofsen Scene seines „Pizarro". Und ferner ruft er, nachdem der Eroberer im Drama seinen Lohn gefunden, den Feinden (durch den Mund Elvirens) die Mahnung zu: „Kehrt zurück in euer Land und lehrt eure Führer, dafs sie sich im Wege zu Ruhm und Macht geirrt haben. Sagt ihnen, dafs ehrgeizige, habsüchtige Eroberungsgelüste noch nie ein Volk glücklich, noch nie eine Nation grofs gemacht haben!" Wer da noch im Zweifel sein sollte, was Sheridan mit dergleichen rhetorischen Zuthaten beabsichtigt habe, kann sich leicht aus dem, was Londoner Blätter unmittelbar nach der ersten Aufführung berichtet haben, Gewifsheit verschaffen. Unter anderem heifst es da in der „Morning Post" vom 27. Mai 1799: „Sheridan hat für die peruanische Sache, mehr noch für die Sache Englands gesprochen. Seine Worte sind tief in aller Herzen gedrungen und haben jene Ekstase, jenen Enthusiasmus der Gefühle geweckt, den schon Tacitus an unserem Volke wahrgenommen... Das Drury-Lane-Theater ist der Sonnentempel gewesen, in welchem unsere treuen Bürger laut und begeistert gelobten, mit ihrem Herzblut für die Institutionen der Vorfahren einzutreten oder zu fallen in der Verteidigung ihres Königs, ihres Landes, ihres Glaubens." Ein namhafter Kritiker jener Tage, John Britton (The enterprising adventures of Pizarro, etc. London, 1799) sagt: „Mr. Sheridan has perhaps done more for the minister and government by the loyal sentiments in this play than all the pamphlets, newspapers, and Antijacobins, during the present war." [1] Die Monthly Review

[1] Ich verweise ferner auf Biographia Dramatica III, 158 und Some Account of the English Stage VII, 421. Der dröhnende Beifall, der das ganze Stück begleitete, war natürlich bei der citierten Rede Rolla-Kembles am stürmischsten. Es heifst in The Morning Post and Gazetteer vom 27. Mai 1799: „Kemble sprach langsam und machte nach jedem Kraftwort Pausen, die die begeisterte Menge mit frenetischem Applaus füllte." Und



vom Juli 1799 (p. 344) nennt Sheridan geradezu den Tyrtäus im Völkerkampfe gegen Bonaparte. Und man wird nicht umhin können, jenem Vergleiche eine gewisse Berechtigung zuzugestehen, wenn man bedenkt, dafs jene citierte Rede Rollas als Flugblatt separat gedruckt und, in Hunderttausenden von Exemplaren unterm Volke verbreitet, allüberall kriegerischen Enthusiasmus entflammte. Sheridan hatte eben mit zündendem Worte gerade das ausgesprochen, was die grofse Mehrzahl seiner Zeitgenossen als Überzeugung in sich trug, und Töne angeschlagen, die in aller Herzen den lebhaftesten und begeistertsten Wiederhall fanden. Hierin liegt zugleich das Geheimnis jenes beispiellosen Erfolges, jener aufserordentlichen Popularität seines Stückes, hierin liegt aber auch der Hauptunterschied gegenüber seiner Quelle, dem tendenzlosen Rührdrama August v. Kotzebues. Auch Kotzebue war ja bekanntlich ein Gegner der Revolution und hat in Wort und Schrift wiederholt gegen die aus Frankreich kommenden neuen Ideen geeifert. Allein gegen Bonaparte und dessen Raubzüge erhob er erst später seine Stimme, nicht um von der Bühne herab zum Befreiungskampfe aufzurufen, sondern in politisch-satirischen Flugblättern und Quartalsschriften, wie seiner „Biene", seiner „Grille" und dem „Russisch-Deutschen Volksblatt". Noch 1805 nennt er in seinen „Erinnerungen aus Paris" (p. 108 f.) Napoleon den „gefeierten Helden des Jahrhunderts", eine „Römernatur" u. s. w. und scheint nur aus verletzter Eitelkeit nachmals gegen ihn Partei ergriffen zu haben. Wenn, das sei nochmals hervorgehoben, seine Peru-Dramen überhaupt eine Tendenz gehabt haben sollen, so ist es die philanthropische gewesen, nicht aber eine besondere politische, wie sie Sheridan in seinen „Pizarro" gelegt.

Gegen diesen Hauptunterschied der beiden in Betracht kommenden Stücke sind die übrigen Abweichungen Sheridans von seinem Original nur von geringerer Bedeutung. Dafs er sich bemüht hat, eine gehobenere Sprache im Dialog durchzuführen, hängt mit seiner Absicht, eine zündende Wirkung hervorzubringen, aufs engste zusammen. Gedanken, wie er sie z. B. seinem Rolla in den Mund gelegt, forderten eine gewählte, schwungvolle Dik-

tags darauf schreibt dasselbe Blatt: „The applause of Kemble's speeches in the Temple of the Sun, was as loud and enthusiastic as any that ever burst forth in a theatre."

tion und konnten leicht, wie es thatsächlich geschehen, dazu verleiten, aus der Prosa in gebundene Rede überzugehen. Äufserlich sind Verse nicht unterschieden worden, doch läfst sich an zahlreichen Stellen regelrechter Jambenrhythmus, einmal sogar die Anwendung der antiken Odenform deutlich nachweisen. Dadurch, dafs Sheridan den — sagen wir familiären — Ton des Originals nicht ganz beseitigte, erhielt sein Stil freilich etwas Ungleichmäfsiges, doch vorwiegend ist entschieden der pathetische, heroische Ausdruck, durch welchen der englische Dichter nicht wie der deutsche rühren, sondern erheben, begeistern, hinreifsen wollte, Vom pathetischen Schwung zur hohlen deklamatorischen Phrase ist nur ein Schritt. Leider ist auch die letztere nicht überall im „Pizarro" glücklich vermieden worden, und wir könnten Stellen citieren, die wir allenfalls in einer Parlamentsrede, nicht aber in einem Drama zulassen würden. William Pitt mag zum Teil recht gehabt haben, wenn er, um sein Urteil über das Stück gefragt, äufserte: „Was ich soeben im Theater gehört habe, war mir aus Sheridans Reden im Unterhause längst bekannt." Während so der Dichter durch glänzende Rhetorik auf die Menge zu wirken suchte, verschmähte er auch das ganz äufserliche Mittel der Dekorationseffekte nicht, um dem Auge etwas ganz Besonderes zu bieten. Nirgends haben ihm die noch verhältnismäfsig anspruchslosen Bühnenanweisungen Kotzebues genügt. Wo jener als Scene „das Innere von Pizarros Gezelt" angiebt, schreibt er vor: „einen prächtigen Pavillon bei Pizarros Zelte; Blick auf das spanische Lager im Hintergrunde." „Ein freier Platz im Walde" (III. Akt) wird zu einem „versteckten Zufluchtsort zwischen wunderbar gestalteten Felsen". Wo im deutschen Stücke der gefangene Alonzo in einem einfachen Zelte bewacht wird, verlangt Sheridan einen wohleingerichteten Kerker unter einem Felsen gelegen u. s. w. Verwandlungen sind bei ihm häufig. Während Kotzebue im zweiten Akt die Scene unverändert läfst, wechselt sie in der englischen Bearbeitung nicht weniger als viermal in diesem Akte, wobei auch einmal das Innere des Sonnentempels dargestellt und die ganze Pracht heidnischen Götzendienstes vorgeführt werden mufste.

Und gleich als ob dieser Dekorationsaufwand noch nicht genügte, die Zuschauer zu fesseln, müssen auch Naturvorgänge wie Donner, Blitz, Wetterleuchten nachgeahmt werden. Tusch

und Trompetenschmettern künden das Auftreten der Feldherren, feierliche Märsche und Chorgesänge das Nahen der Priester an und begleiten die Opferhandlung. Diese letztere füllt eine Scene des zweiten Aktes, eine Scene, die sich in einer romantischen Oper gewifs recht effektvoll ausnehmen würde, hier aber die dramatische Handlung störend unterbricht. Das Opernhafte nimmt überhaupt in Sheridans Bearbeitung einen unverhältnismäfsig breiten Raum ein und drängt sich selbst da hervor, wo es durchaus zweckwidrig ist. Ich meinerseits wenigstens kann es weder passend noch natürlich finden, dafs Cora, wo sie doch ihren Gatten in der Hand der Spanier weifs, ja seinen Tod bereits fürchtet, eine Arie singt. Die Oper kennt keinen anderen Ausdruck der Gefühle, das Drama verbietet einen solchen.

Da solche von Sheridan eingelegten Gesänge, mehr aber noch die wiederholten militärischen Aufzüge und Priesterprozessionen zeitraubend waren, ist es selbstverständlich, dafs er sich bei Bearbeitung des deutschen Stückes zu erheblichen Kürzungen im Dialog entschliefsen mufste.[1] Er ist hierbei nicht immer glücklich verfahren, und so lästig und störend auch Kotzebues Geschwätzigkeit zuweilen wirkt, bleibt es an einzelnen Stellen doch zu bedauern, dafs der englische Dichter sein Original nicht etwas ausführlicher wiedergegeben, ganz abgesehen davon, dafs einige Scenen durch etwas allzu gewaltsames Zusammenstreichen an Anschaulichkeit eingebüfst haben. Andererseits zeugt es von richtigem Taktgefühl, dafs da, wo Kotzebue sich im Ausmalen der Leidenschaften oder gräfslicher Ereignisse gefällt, gekürzt und gemildert wurde. Und so werden uns denn auch statt einiger Teufel Kotzebues (Figuren wie dessen Pizarro, Valverde, Elvira tragen in der That kaum noch menschliche, sondern nur diabolische Züge an sich) menschenähnlichere Charaktere dargestellt; besonders ist von Elvira alles das sorgfältig abgestreift, was uns an ihr selbst in Kotzebues zweitem Entwurfe noch immer unwürdig und abscheulich erschien. Dem Valverde ist wenigstens das heuchlerisch Pfäffische völlig genommen, so dafs der religiöse Sinn der Engländer kaum an irgend einer Scene oder Äufserung

[1] Und trotzdem soll die erste Aufführung des „Pizarro“ über fünf Stunden gedauert haben.

hätte Anstoſs nehmen können. Der löblichen Absicht Sheridans, etwaigen Anklagen einer Hannah More vorzubeugen, ist freilich auch eine schöne Stelle der fünften, übrigens gelungensten Scene des ersten Aktes zum Opfer gefallen. Sie lautet im Original:

Valverde (zu Crozimbo, einem alten Kaziken): Du kennst Gott nicht!

Der Kazike (die Arme ausbreitend, mit frommer Zuversicht): Ich kenne ihn!

Valverde: Wir bringen euch die einzige wahre Religion.

Der Kazike: Sie ist in unser Herz geschrieben.

Valverde: Ihr seid Götzendiener.

Der Kazike: Laſst uns den alten Glauben, der uns froh leben und heiter sterben lehrte.

Davila: Verstockte Brut! ...

Nach solcher vergleichenden Gegenüberstellung des deutschen Dramas und seiner englischen Bearbeitung bleibt uns noch übrig, eine frühere Behauptung, das Stück habe in England eine „Geschichte“ gehabt und sei in gewisser Beziehung epochemachend gewesen, kurz zu begründen. Lassen wir die Thatsachen reden.

Sheridans „Pizarro“ war ziemlich spät in der Saison auf der Bühne erschienen, blieb aber dann bis zum 29. Juni 1799, wo das Drury-Lane-Theater für einige Monate geschlossen wurde, ununterbrochen auf dem Repertoire. Nach Wiedereröffnung der Bühne wurde (am 11. Dezember 1799) der „Pizarro“ mit teilweise neuer Rollenbesetzung wieder gegeben und bis zum 20. Mai des folgenden Jahres nicht weniger als siebenundsechzigmal wiederholt. In jeder folgenden Saison bis 1804 und später noch fast alljährlich (die Angaben in „Some account of the English stage“ reichen bis 1830!) ging der „Pizarro“ als anerkanntes Zugstück über die Bretter,[1] wodurch nicht allein Sheridans Popularität be-

[1] Daſs das Stück immer und immer wieder auf dem Repertoire erschien, geht aus der Vorbemerkung zu Oxberrys Ausgabe des Stückes (London *1824*) hervor. Von 1830 ab scheint Sheridans Pizarro nicht mehr allzu häufig gespielt worden, im Anfang der fünfziger Jahre wohl gänzlich von der Bühne verschwunden zu sein. Vollständig vergessen wird es wohl niemals werden, denn wenn auch Kotzebues Rührdramen schon heute unterm Staub der Bibliotheken modern, zählt doch Sheridan zu den „Unsterblichen“ der englischen Litteratur.

trächtlich stieg, sondern auch Kotzebues Name eine Beliebtheit erlangte, wie sich deren bisher noch kein deutscher Dichter in England zu erfreuen gehabt. „Man kann jetzt,“ schrieb das Monthly Magazine im August 1799, „kaum eine halbe Stunde in einer Gesellschaft weilen, ohne nicht von Sheridan, der Tragödie ‚Pizarro‘ und von Kotzebue reden zu hören.“ Wenn man die Bühnenannalen aus damaliger Zeit durchblättert, ist es überraschend, zu sehen, dafs Kotzebuesche Stücke, in fast allen Theatern Londons gespielt, zeitweilig sogar gegen die Zahl englischer Originaldramen überwogen. Und wie verdorben der Geschmack des Publikums damals gewesen sein mufs, beweist schon der Umstand, dafs sogar Kotzebues dramatischer Blödsinn „Die Witwe und das Reitpferd“ in Covent Garden über zwanzig Aufführungen erlebte. Die Beliebtheit der Peru-Dramen hatte zur Folge, dafs eine Zahl mehr oder weniger poetischer Bearbeitungen des gleichen Stoffes erschien, von Elisabeth Scots poetischer Erzählung „Alonzo and Cora“ herab bis zu Astleys im „Royal Amphitheatre of Arts“ dargestellten Spektakelstücke „The Virgin of the Sun“ und der zwischen Oper, Ballett und Pantomime die Mitte haltenden wunderlichen Komposition eines gewissen John C. Cross, die mit James Sandersons Musik im „Royal Circus“ viel Beifall gefunden haben soll.

Über den „Pizarro“ selbst ist eine förmliche Litteratur entstanden: John Britton lieferte in einer besonderen Schrift („The enterprising adventures of Pizarro etc.“ London 1799) eine ausführliche Vergleichung mit den historischen Fakten; die anonyme Publikation „A Critique on the Tragedy of Pizarro“ (London 1799 in mehreren Auflagen) protestierte gegen den Versuch Sheridans, durch äufseren Theaterpomp Wirkung hervorzubringen; die „Literary and Philosophical Society“ in Manchester liefs durch S. A. Bardsley „Critical remarks on Pizarro“ zusammenstellen, die als die objektivste und verständigste Würdigung der Verdienste Kotzebues und Sheridans gelten können. Thomas Dutton gab neben einer genauen Übersetzung der „Spanier in Peru“ zugleich eine fortlaufende Vergleichung mit Sheridans Werke, während er in seinem „Dramatic Censor“ gegen Kotzebue und die Einführung deutscher Dramen in England eiferte. Hierbei stand ihm eine ehrsame Jungfrau, Hannah More, wacker zur Seite. Diese sehr

fleifsige, sehr fromme und sehr langweilige Dame, die selbst geistliche Dramen geschrieben und die Klagelieder Jeremiæ in Reime gebracht hat, predigte am lautesten gegen den überhand nehmenden Einflufs deutscher Litteratur, insbesondere gegen das eingebildete Gespenst des deutschen „Illuminatismus“.[1] Was sie durch ernste Mahnung erreichen wollte, versuchten andere mit den Mitteln des Hohnes, der Satire. Es hat mir ein Pamphlet vorgelegen: „More Kotzebue! The origin of my own Pizarro, a Farce“, worin durchaus nicht in fein witziger, ja kaum in anständiger Weise Kotzebue und Sheridan verspottet werden. Wichtiger und ernster ist der Ausruf Lord Byrons in seiner poetischen Epistel „English Bards and Scotch Reviewers“:

Oh, Sheridan! if aught can move thy pen
Let Comedy assume her throne again;
Abjure the mummery of the German schools;
Leave new Pizarros to translating fools;
Give, as thy last memorial to the age,
One classic drama, and reform the stage!

Und Walter Scott klagte: „The better productions of the German stage have never been made known to us; for by some unfortunate chance the wretched pieces of Kotzebue have found a readier acceptance, or more willing translators, than the sublimity of Goethe, or the romantic strength of Schiller.“

Wie wenig aber solche litterarische Opposition die Popularität Kotzebues beim englischen Volke vernichten konnte, beweisen die überaus zahlreichen Übersetzungen nicht allein seiner Dramen, sondern selbst seiner wertlosen Erzählungen, deren eine (Ildegerte, Queen of Norway) in der Monthly Review (Juli 1799) neben Ossians gefeierte Romanzen gestellt wurde. Anne Plumptre, G. Lewis, Thomas Dutton, Richard Heron, M. West, M. Ainslie, M. Dunlap, Benjamin Thompson und ein Anonymus lieferten von den „Spa-

[1] Ihr Hafs erstreckte sich schliefslich auf alles, was aus Deutschland herüberkam, und verschonte selbst unseren Schiller nicht. Vom Import deutscher Dramen, deutscher Romane und deutscher Philosophie prophezeite sie die schrecklichsten Folgen und sagt da u. a.: „Da Tausende im Volke nicht lesen, so hat man sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, den Plan zum Umsturz der Religion und Moral und der glorreichen Verfassung, unter der wir leben, vermittelst der Bühne durch Einführung deutscher Dramen zu befördern.“ Gegen ihre abgeschmackte Beschuldigung des Illuminatismus hat Wieland ein treffliches Wort gesprochen,

niern in Peru“ mehr oder weniger gelungene Übersetzungen. Die Sheridansche Bearbeitung erlebte in zwei Jahren einundzwanzig Auflagen, die erste derselben soll, wie der Standard vom 2. September 1856 versichert, dem Dichter ein Honorar von 1000 Pfund Sterling eingetragen haben. Und da überhaupt Übersetzungen Kotzebuescher Stücke damals vorzüglich bezahlt wurden,[1] braucht man sich nicht zu wundern, dafs bald der litterarische Markt mit solcher Ware thatsächlich überschwemmt wurde. Im Jahre 1800 gab B. Thompson ein „German Theatre“ in drei Bänden heraus, welches fast nur Dramen Kotzebues, jenes „Klassikers seiner Sprache“, wie ihn Thompson nennt, enthält. W. C. Oulton und A. Howard sammelten „Beauties of Kotzebue“, Publikationen, über die sich A. W. v. Schlegel in den Versen lustig macht:

With morals spice the pastry of his muse,
And fish from out her flat, broad, stagnant pool
Beauties of Kotzebue, fit for the brutes.

(Man mengt Moral in seiner Stücke Mus
Und fischt aus ihrem flachen, breiten Pfuhl
Perlen aus Kotzebue, fit for the brutes!)

Schliefslich sei noch erwähnt, dafs 1856 Kotzebue-Sheridans „Pizarro“ wiederum in London von sich reden machte, indem Professor Henry Anderson das Stück zur Aufführung auf dem Surrey-Theater bearbeitete, während es gleichzeitig (September 1856) durch Charles Kean im Royal Princess's Theatre zu mustergültiger Darstellung gebracht wurde.

Was ich hier über die Nachwirkungen der Pizarro-Aufführung vom 24. Mai 1799 in gedrängter Kürze berichtet, könnte zu einer besonderen Abhandlung „Kotzebue in England“ reichlichen und interessanten Stoff bieten. Zur Kenntnis der gegenseitigen Beziehungen der modernen deutschen und englischen Litteratur würde eine solche Arbeit nicht ohne Wert sein und vielleicht das überraschende Resultat ergeben, dafs die Beliebtheit deutscher Bühnenwerke in England, wie sie noch heute wahrzunehmen ist, ihren Ausgangspunkt und ihre letzte Ursache in Kotzebues Peru-Dramen hat.

---

[1] Wie Dutton (The Dramatic Censor I, 17) berichtet, erhielt Mrs. Inchbald für „The Wise Man of the East“ 500 Guineen, Kotzebue selbst 250 Guineen.

Die mittelniederdeutsche Veronika.

Auf die mnd. Bearbeitung der Veronikalegende hat zuerst W. Grimm, Christusbilder (Abh. d. Berl. Akad. 1842) S. 133 ff. aufmerksam gemacht; er besaſs eine ungenaue Abschrift derselben von Wilhelm Müller. Dann erwähnt sie Gödeke in der ersten Auflage des Grundrisses I, S. 104, in der zweiten Bearbeitung I, S. 472, ferner Osterley, Nd. Dichtung im Mittelalter S. 18 und Joseph Godehard Müller, Nachricht über die Bibl. d. Gymn. Josephini, Progr. Hildesheim 1876, S. 6. Daſs die mnd. Bearbeitung auf Barthel Regenbogens mhd. Gedicht beruht, entging Müller.

Sie ist nur in einer Papier-Hs. des 15. Jahrh. überliefert, welche sich auf der Bibliothek des Josephinischen Gymnasiums zu Hildesheim befindet. Näheres bei Müller a. a. O. Jetzt trägt der Mischband die Nummer 19. Der Band stammt aus dem Michaeliskloster zu Hildesheim. Die Veronika-Hs. ist von anderer Hand geschrieben als das voraufgehende Itinerar und einige Recepte, die Müller nicht beachtet hat. Der Schreiber, welcher „in dem palme auende“ 1490 fertig wurde, setzte in der Regel weder Zeilen ab, noch schied er die Strophen. Schon die Vorlage muſs stark verdorben gewesen sein; die vielen Auslassungen, Versetzungen, zerstörten Reime und Schreibfehler bezeugen das; s. die Lesarten. Besonders zu Anfang hat der Text gelitten, in der Mitte ist er weit besser erhalten.

Die Orthographie ist verwildert, manche Spuren des Hd. zeigen sich: 44, 1. 2. 3. 37, 2. 58, 1 u. s. f.

Was die Zeit der mnd. Bearbeitung anbetrifft, so läfst sich nur feststellen, dafs sie auf der vor den Drucken liegenden Fassung beruht. Diese geben an, dafs Veronika das Tuch auf Christi Leidenswege erhalten habe; jene ältere Fassung weifs davon nichts. Vgl. 60, 12 und Grimm a. a. O., welcher Regenbogens Gedicht noch dem 13. Jahrh. zuwies.

Für die Kritik des Regenbogenschen Gedichtes ist unsere Bearbeitung, besonders wenn zu dessen Herstellung nicht bessere Hss. vorhanden sind, als Grimm kannte, ein wichtiges Hilfsmittel. Die Abweichungen von dem auszugsweise bei Wackernagel, Kl. 2, 266 ff., mitgeteilten Drucke sind bedeutend. Auch enthält die mnd. Veronika für die Sagenentwickelung beachtenswerte Züge; vgl. besonders den Schlufs. Einzelne Namen weichen ab: Philosion für Philosius oder Filosian (Grimm S. 134), Laginus für Longinus.

Der Bearbeiter verfuhr anscheinend mit seiner mhd. Vorlage ziemlich frei. Während der Druck bei Wackernagel 75 Strophen zählt, bietet die mnd. Veronika nur 63. Jedoch nicht alle Strophen des Druckes sind von Regenbogen verfafst; das Gedicht ist im Drucke interpoliert und erweitert. Andererseits liegt der Verdacht, dafs der mnd. Schreiber eine Strophe überschlagen habe (z. B. nach Str. 21), nahe; vgl. 22, 3. Der Rest einer vierundsechzigsten Strophe, welche den Namen des Dichters in der Entstellung „veghe vs hoghe“ bewahrt hat, ist vielleicht erst später hinzugefügt. Verständnis hatten die nd. Hörer nur für den Inhalt, nicht für die Ansprüche des Verfassers. Alles, was dem Bearbeiter entbehrlich oder den Fortgang der Erzählung zu hemmen schien, liefs er aus; z. B. Str. 11 des Druckes, vorausgesetzt, dafs diese nicht interpoliert ist. An Natürlichkeit und Kraft wird das mhd. Original von der mnd. Bearbeitung übertroffen. Freilich hat der Niederdeutsche die unnatürlichen Fesseln, welche ihm Regenbogens Briefton anlegte, oft gesprengt und die Reime fallen lassen. Genaueres über das Verhältnis der mnd. Veronika zum Original wird sich erst ergeben, wenn dieses selbst wird hergestellt sein. Soweit dieses mir zugänglich war (ich konnte nur den Druck Wackernagels benutzen), gewährte es für die Verbesserung des mnd. Textes wesentliche Hilfe. Wo der mhd. Text nicht bekannt war, wurden die Vermutungen unsicherer.

Bei der Veröffentlichung waren zwei Gesichtspunkte bestimmend; zunächst sollte der mnd. Text für den Herausgeber Regenbogens zugänglich werden, dessen Gedichte als „älteste Denkmale des sogen. Meistergesanges“ und wegen des lange maſsgebenden Charakters ihrer Kunst* eine kritische Ausgabe eher verdienen dürften als so manche Erzeugnisse des späteren und spätesten Meistergesanges; dann aber ist bei der geringen Anzahl der erhaltenen Denkmäler mnd. Litteratur die mnd. Veronika auch an sich wert, gelegentlich der Vergessenheit entrissen zu werden. Im Interesse des letzteren Zweckes empfahl es sich, den Text lesbar zu machen und in das Strophenschema zu verteilen. Bedeutungslose Konsonantenhäufungen sind getilgt, u, v, j, i nach der Lautlehre unterschieden, y durch i ersetzt; sonst ist natürlich alles von Belang beibehalten.

Die im Texte verwandte Kursiv bezeichnet Konjekturen des Herausgebers.

* Die mhd. Veronika wird in einem Meistergesang der Wiltener Hs. 138b „in des poppen don“ citiert: „Unns sagt feronica das kunstenreyche puech“. Bartsch, Kolm. Hs. S. 117.

---

1. O sote godt, diner gnade ik begher. [Bl. 1a.]
Sende einen engel ut dem himmel to mi her,
Dat ek ein bok mit innicheit make dir,
Dat ek van dinem angesichte
Mach spreken unde singen, 5
Wu dat van Jherusalem tho Rome quam
Unde dem kranken keisere grote sware suke benam.
Fronica nome ek juk des bokes ſtam.
Ane goddes hulpe kan
Ik des nicht vullenbringen. 10
In goddes ere wil ik dat den luden kunnigen,
In goddes namen heve ik dusse wort hir an.
We mit innicheit hord, de si frowe edder man,
In dem dage kan ome nein leit an stan,
De wile se in goddes frochten leven 15
Unde waren sik vor sunden.

2. Umme dine gnade bidde ik di, vele zarte godt,
Dattu uns gevest wisen sin unde kloken radt,
Dat wi di, her, hir loven moghen in aller ſtadt,
Din antlad her, clar
In vrauden angeschauwen. 5

1, 7 de.

Gnade hestu uns her gegeven mannichvolt.
Hir umme schall dik, her, loven junk unde olt
— — — — — — — — — — —

Unde dek in grothen eren holden
Unde Froniken, de edelen frauwen. [Bl. 1 b.] 10
Help, rike god, dat ik dat bokelin vullenbringe,
Dat hir gelovet werde din werdige name!
Din antlad clar is hir so rechte versamen,
— — — — — — — — — —

Dat wi van dinem antlate 15
Mogen spreken unde singen,

3. Wu tho Rome ein weldigher keiser was;
Toretthen unde tobroken was ome sin pallas,
Darinne sach me wassen nettelen unde gras.
Sin vensterwark was ome vorstoret.
— — — — — — — — 5
De sulve keiser was sik Tiberius genant
Nach der Tiber was om alle de warlt bekant;
Ome deneden greven, vorsten, dar to alle lant.
Hir open ek juk des bokes ein ord,
Dat gi mogen wetten: 10
De sulve keiser was mit einer suke,* de konde nemant boten.
Wol twolf mester weren an ome vortwivelt gar.
— — — — — — — — — — —

He is binnen vule, dat sage ik juk vor ware.
Vor bod ek ju singen schal, 15
He *was* lam an henden unde voten.

4. De sulve keiser was ein gar cloker man,
Dat vor eder na to Rome nu cloker keiser kam;
Sunnen unde mane bedede he gar innichliken an.
He leit sek maken ein belde
Van sulver unde golde, 5
He leit id setten in den tempel up einen stein.
In dem lande weren do de affgode mein. [Bl. 2a.]
Vor den anderen affgoden dede he de groteste ere; allein
Vil groter ere he ome bod,
Dat he ome helpen scholde. 10
He enkonde ome van siner suke nicht derweren.
Dat segen de Romer doch gar ungerne,
Dat se ores herrn, des keisers, scholden entberen.
— — — — — — — — — — — —

„Vor war, starvet de sulve keiser, 15
Dat wart uns ruwen sere.“

5. Tho Jherusalem wart vorkoft ein maget;
Se wart bracht to Rome, also uns de schrift saget,
Se hadden se umme gude mere ghefraget,
Wu id stunde in heidenschop,
Al in der joden lande. 5

2, 12 *im Drucke:* dein angesicht vnd das ist also wunnesam.
3, 11 suke Der konnick genant beten. 15 *vgl.* 57, 7. vorbet 10, 9.

De juncfrowe sprak: „Ek sage juk al, dat ik weit.
Mek fenk ein heiden, de forde mi verne an einen kreis.
Wu schere dat god einen eddelen Romer dar her sande!
De losede mi mit kopenschop
Unde siden wande.“ 10
De Romer spreken: „Vro maget, latet uns wetten vort,
Wat hebbe gi sein, edder wat hebbe gi gehort?
Dat saget uns, dat wi dem kranken keiser sagen dort.
Wu lange were gi in heften, 15
Eder wanne kome gi her?“

6. De iuncfruwe sprak: „Dar van hedde ek juk vele to sagen.
Wan ek dat betrachte, so vornige sek mine clage,
Wente ek in eren bin ghetogen alle mine dage.
Des mod ek hut gevangen sin
Gans egen, ellende.“ 5
De iuncfruwe sprak: „Doch wil ek iuk de warheit gein. [Bl. 2b.]
De wunderteken, dor in dem lande schein,
Alse juwe man mach hebben gehort edde sein,
Dat is den joden ein grote pin
Und kunnen des nicht wedder werden. 10
— — — — — — — — — — —
Eine nige love heft sik an gheheven under orem slechte,
Se enkunnen des in nicht keren mit orem rechte,
De joden unde heiden teghen enander vechten.“
„Saget uns juncfrawe, 15
Dat wil wi gerne horen.“

7. De junkfrue sprak: „God heft den joden einen mester ghesant.
Me sprak dar alle, he si ud Ghrekenlant.
Wen he roret mit siner mesterliken hant,
Is he seik, he wert ghesunt,
Wad suke he heft up erden. 5
Me sprikt aldar, dat Jhesus si de name sin;
He kan ut klarem water maken guden win.
Pilatus sprikt, he si dar ghekomen over Rin.
De man is junk, wol sprikt sin munt, [Bl. 3a.]
He voret ein hovesk gheber.“ 10
De juncfruwe sprak: „Der warheit ik nicht lenger vorhenghe.
Ein deil der joden holden one vor einen god.
De heidenscup driven ut one oren spoot.
Dat dridde deil stichtede einen valsken raed,
Wu se den herren mochten 15
To dem dode bringhen.“

8. De Romer spreken: „Weren de rede sekerliken war,
Dat wi se vor unsem heren, den keser, mochten spreken oppenbar,
De dar heft gheleghen sik so mannich jar,
Gi worden alle juwer sorghe qwit
Und komen in grote ere.“ 5
De juncfruwe sprak: „Ik do juk her de rechten warheit kunt.

5, 11. 12 *aus zwei Versen zusammengezogen.*
6, 6 *nach* ellende *hatte der Schreiber erst gesetzt*: Doch wil ek iuk; *dann sind diese Worte gestrichen, und der Schreiber fuhr fort:* De iuncfruwe.

Ome volget na ein grot schar to aller stunt.
Dar umme dat he de seken lude wol kan maken sunt.
Se werden all ghetrost,
We dar deit na siner lere. 10
He vorgift de sunde, dat saghe ik juk vor ware.
Des hebben de joden up ome gheworpen oren niet,
Dar umme dat he dem volke so vel guder lere gift. [Bl. 3 b.]
Wente se ome boden senden nu to aller tit.
Al dat he dem volke secht, 15
Dat es openbar."

9. Dusse mer vor den kranken keiser kam,
Dar he in sinem bedde lach seik unde laem.
Wu zer he rad to sinen oversten vorsten naem!
He hadde to allen tiden
De besten Romer alle. 5
Se sproken: „Wad bedestu, eddel keiser here?
Wor stan hen dine sinne unde dines herten ghere?"
Philozion sprak, ein eddel vorste: „Dat saghe du mi,
War stan hen din sinne,
Oft uns din rad bevallet. 10
Wente wi sint sere bedrovet umme dine suke,
Dat twolf meister an di ghetwivelt hebben
Unde se din mit oren kunsten sint ave ghestan. [Bl. 4 a.]
Des sint sere bedrovet, keiser here, alle dine man,
Wif unde kint, dat is war, 15
Unde de Romer all ghelik."

10. De keiser sprak: „Mik is so gude mere ghesagt.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Se is uns hir ghevanghen ghebracht
Al ud der joden lant, 5
Van der heve ik ghehoret also gude wort."
Philosion nam de maget over einen ort,
He sprak ore tho also soete wort:
„Nu sage mek vorbet, juncfrowe,
Dat mek sere vorlanghe, 10
Juncfrowe, off gi den man nicht enkennen,
De dar deit in dem lande teken wunderlik."
De juncfruwe sprak: „Ik saghe juk sekerlik:
In alder werlt vint men nicht sin ghelik.
God heft one sulver dar ghesant. [Bl. 4 b.] 15
Jhesus is sin name ghenant."

11. De keiser sprak: „Ik claghe juk alle mine noet,
Wu mek all daghe wil doden min sulves bloet,
Unde mik nicht wil to sik nemen de vel reine doet.
Des moet ik schrighen o we, o we!
Wu grot is min swere!" 5
Des antworde ome en vorste her Philozion;
He sprak: „Vil eddel here, wi wetten noch wol einen man,
De is to sinen kunsten ok so wulghedan,

9, 3 zer; *vgl.* 16, 13. 17, 2.

Wil ghi one hebben up einen dach,
He mach juk komen here. 10
Her, wen du wult, he mach dek wol werden,
De wile ik mach riden edder varen up erden
Unde mit sunden live up minen voten kan stenn,
— — — — — — — — — — —
Dat he mik des nicht vorsegen mach, 15
Wes ik one bidde werden."

12. De keiser sprak: „Philosion, ik wolde dek jummer wetten dank;
Wante du sust, dat ik bin so rechte krank; [Bl. 5a.]
Wolde di de reise nicht werden to lank,
Dat mik min levent nicht worde benomen,
Er men den meister brochte." 5
Philosion sprak: „Her keiser, du schalt nicht vortzaghen!
Ik hore so vel van er [, se wil] der wunderteken sagen.
He weckte up de doden, de dar sint begraven.
Also secht uns de juncfruwe sin.
Ik soke one wol mit vlite." 10
Philosion sprak: „Ik wil de reise waghen.
Ik hebbe vornomen teken und sin gheberen,
He trost al de genen, de des van ome sint begeren.
We one anropet, he let nicht sin underweghen.
Ik wil mik haven up de vart 15
Unde hir nement aff saghen."

13. De keiser sprikt: „Philosion, dusses nicht entlat!
Ik swer di bi der keiserliken krone: deistu dat,
Du schal des teghen mek *vermoghen* desde baet
Unde din ghesclechte [Bl. 5b.]
Unde dine kinder alle. 5
Philosion, nimm sulver unde dat rode golt,
Nim eddel ghestente, dar to minen riken solt;
Sitte in ein schip unde nim alle dat du wult,
Ros unde man, so se dek sint even.
Var hen mit rikem schalle! 10
— — — — — — — — — — — —
Vindestu en dar, so vore one erliken mit di her.
Du schalt vorvullen allet, dat sin herte *begher*.
Is iemant in dem lande, de ome si vere,
Du schalt ome vrede maken 15
Bi halse unde bande.

14. Is he god, du schalt one ok anbeden lan;
Du schalt ghebeden papen, vrawen unde man,
Heren unde vorsten, dat se omme sin underdan.
Du schalt ok beiden ghelike,
Den riken unde den armen; 5
Philosion, vornim di mine rede al even!
Heft he vordenet den dot, lad one leven;
Uns tho eren schalt du one al vri gheven.
Up dat sik god
Desde godliker erbarme, 10

12, 7 se wil *vermutlich als Dittographie von* so vel *zu tilgen.*

Up dat he unsse leven hir make to rechte.
Philosion, du schalt saghen den joden dat: [Bl. 6a.]
Is dar iemant, de si omme gheworden had,
Du schalt des teghen mik *vermoghen* desde bead
Unde driven one ud der joden lande 15
Mit al sinem slechte."

15. Philosion, de vorste unde de vil werde helt,
In des keisers hove hadde he de besten ut der welt,
Sestich vorsten worden mit omme ghetelt.
In dat schip he leid sik laden einen tal
Mit golde unde mit eddeler spise. 5
De keiser was vro unde al sin gesinde reip:
„Horet her, gi heren! ik geve juk einen breff.
Wan gi komen up des wilden waigen meres deff,
Off men juk nicht loven wil,
So moghe gi dat wisen: 10
Min bandere schul gi vrolik ud streken.
War men dat seit, dar bi men juk gheloven moeit.
Seget den joden al minen vruntliken grot. [Bl. 6b.]
Ik worde vro, wore ik van miner suke gud.
Ik weid ok wol, dat gi der lude ville 15
Welle vorschreken."

16. Philosion sad in ein schip unde vor van dan;
Under siner banderen vor he mer wan sestich dusent man,
De omme van des keisers weghen weren underdan.
He vor vor sik up des waters vlut,
Al up der Tiber unde. 5
Up der reise was he wol ein gans dat jar,
Einen winter unde einen somer, dat is war,
Eer he mit sinem schippe konde komen dar.
He warp sinen anker
Dep al up des meres grunde. 10
Se richteden an, se wolden dar to lande.
Des keisers banner wart upghesteken dar.
Wu ser worden des de joden war!
Van leide rofften se ud bede bart unde har, [Bl. 7a.]
Man unde wif; grot was or leit. 15
Se wrunghen ore hende.

17. De joden unde heiden weren des nicht al ein.
Wu schere se boden senden to Jherusalem.
De dag was here unde de joden weren al dar heim.
De bode schrei, wu des keisers bander
To lande komen were. 5
De joden spreken, se hedden dat wol er ghehoret,
Wo de Romer wolden hebben er e vorstoret.
Des weren se an oren herten al so ho bekoret.
Do Pilatus dat vornam,
Sin herte quam in swere. 10
Se richteden an al mit so groten eren,

14, 14 *vgl.* 13, 3.
15, 6 al sin gesinde *Accusativ.*

Al dink leten se under weghen,
Mit grotem lovesanghe ginghen se deme vorsten enteghen,
Also dat ein schar der anderen nicht konde pleghen.
Se sungen alle man unde wif: [Bl. 7b.] 15
„Sit uns wilkommen, ein Romer here!“

18. Philosion dankede ok den joden dare.
Mit soten worden sprak he to one also:
„Ik danke des gode unde bin des vro,
Dat ik bin kommen.
Ein jar was ik up der reise.“ 5
Pilatus sprak: „De joden hebben dat wol vornommen,
Wo hir des keisers banner scholde to lande komen.
Ik hope, wi willen des alle nemen guden vromen.
Man unde wif, al unsse kinde
Weneden unde wesen *.“ 10
Pilatus sprak: „Ik vrawe mi der leven mere.
Ik hebbe gherichtet langhe hir in dusser staet,
Up dem lande, so mek des keisers rad
Nu kam so na, alse he hir nu vor mi steit.
Ik danke des gode unde bin des vro, 15
Dat he is komen here.“

19. Se nemen den vorsten unde vorden one in des koninghes sal. [Bl. 8a.]
De joden unde heiden dreven groten schal,
Dat met in der stat wol mochte horen over al.
Se deneden den heren in rechter ere,
So rechte keiserlike. 5
Se setten on up ein kissen, dat was pellin;
Se schenkeden ome gewant unde blanken win;
Se schenkeden ome ein becken vul vingherlin,
De weren all van golde rod
Und van eddelen stenen rike. 10
Philosion sad up deme stole unde dachte,
Wu he des keisers rad greppe wisliken an.
He hadde vor sik stande der joden mer wan dusent man.
Darto stont vor omme up gherichtet des keisers van.
Se deden allent, dat men heit. 15
De breve he mit sik brachte.

20. Philosion nam Pilatum bi der hant:
„Wultu wetten, wur umme ik bin herghesant [Bl. 8b.]
Und komen in dusse vromeden lant?
Des wil ik di gar andachtliken
Ud dussem breve berichten. 5
De keiser unde de Romer hebben dat vornomen,
Wu dat hir ein wiser meister si tho lande ghekomen.
Se heten mek tho omme thein, des mochten se nemen vromen.
He kan al suke vordriven
Mit sinen worden schlichten. 10
He kan de doden wedder maken dat se leven.
Se spreken, wu Jhesus si de name sin.

17, 14 nytht.
19, 3 met, *vgl.* 45, 13 singes, 29, 4. 4 denen. 14 keyses.

He kan ud klarem water maken goden win.
Wor vinde ik den? Pilate, segge mek den willen din!
Des wil ik *dik* in eren 15
Des keisers hulde geven."

21. Pilatus vorschrak, sin herte quam in grote noeit.
Van vruchten wort he blek, von schanden stunt he rot.
He sprak: „Vil eddeler her min, de man is dot.
Dat swere ik ju up minen eit,
Up mine rechte truwe." 5
Der rede vorschrak de vorste her Philosion. [Bl. 9a.]
He sad unde sach Pilatum also vientliken an:
„Wu mochte vorsterven ein also behende man?"
Uppe Pilatum warp he sinen had,
Sin herte quam in ruwe. 10
„Wu mochte so ein behende man in korte immer sterven,
De de doden wol kan maken leven,
De lamen gande, den blinden or ghesichte geven?
Pilatus, vornim mine sage gar dorgen even,
Ik swere ed dik up minen eit: 15
Gherichten is nen erve!"

22. Pilatus schrei: „Nu horet gi heren over all,
So gi hir gesamet sin in dussen sall:
Hir steit de vorste unde klaget mek des keisers qwall.
He vraget mik umme einen man,
De si in dussem lande. 5
Des hebbe ik one in korter vrist
Berichtet, dat de sulve man hir ghestorven ist.
He droch so vel an sek der scharpen list.
De kunste, de he an sek droch,
Weren manigerhande." 10
Philosion sprak: „Van sinem dode wil ik nicht wetten." [Bl. 9b.]
„Gi eddel vorste, vraget gi de vorsten da,
Senturio Annas unde Caipha;
De dre weren bi sinem dode na.
Mik is wol witlik, dat he starf 15
Unde de stene thoretten."

23. De vorste sprak: „Ik hebbe Pilatum hir ghevraget,
Ik bidde juk, heren, dat gi mik de rechten warheit saget.
Ik hebbe omme ud herten grunt des keisers noet gheklaget.
Ik bidde juk, heren, al,
Sit mik des enweren. 5
De keiser unde de Romer wetten, dat hir si
Ein meister, de si verne edder na hir bi.
Nu seget mek, wu id umme den sulven si.
Dar do gi mek wol to danke an
Unde juwen rechten heren. 10
Um sinen willen bin ik her ghekomen.
Vinde ik one hir unde vore one mit mi erliken dar,

21, 14 gar dorgen = aldorgen. Mnd. Wb. I, 51; VI, 13.
22, 11 Pilatus.
23, 3 myt herten gr. 6 vnde Romer.

Do ik dat, so wert juwe e vullenbracht. [Bl. 10a.]
Vinde ik des nicht, ik vruchte, juwe e werde vorsturet.
Man unde wif unde al juwe kinder 15
Nemen des neinen vromen."

24. Der rede vorscruken de joden utermaten sere;
Se spreken: „Ghenade uns, eddel vorste, keiser here!
Van dem manne hebben wi juk vel tho sagende mere.
Wan wi dat wol mosten doen
Van manniger hande sake. 5
Wi klagen juk over on unde bidden juk, wil gi uns horen.
He begunde hir in unsem lande so vel lude to bedoren.
He sprak dat sulves, he welde hir unsen tempel vorstoren.
An dem dridden dage wolde he
One buwen unde maken." 10
De joden spreken: „Sinen dot wolde he sulver erweren.
Wi danken gode, wi hebben mit ome to schicken nicht,
Wen Pilatus saet over one alleine dat richt."
Pilatus sprak: „Gi joden hadden mik des alleine vorplicht. [Bl. 10b.]
Gi leten on an ein cruce sclan. 15
Dar umme moste he sterven."

25. Pilatus sprak: „Gi vorsten, wil gi horen dat?
De blinden makede he sende, de lamen makede he bat:
Dar umme dragen up omme de joden oren haed.
Se ginghen ome na nacht unde dach,
Dar se one mochten doden. 5
Ok, eddele vorste, noch wil ik juk saghen mer:
Se seden, he wer ein vorstorer orer e.
Se deden ome mit risen unde mit besmen also rechte we.
Dat gherichte, dat ik over on sad,
Dat moste ik don mit noden." 10
Pilatus sprak: „De joden hadden one in einem dinghe.
Caiphas richtede dat. Ok Judas se an,
Wo he one vorkofte, Jhesum, den vil guden man;
De an sinem dode nu werlt nein schult ghewan.
He gaff one umme ringen schatt, 15
Als umme dritich penninghe."

26. Der joden biscop Caiphas hir vor trat, [Bl. 11a.]
He sprak: „Pilatus, richter, worumme sagestu dat,
Wi joden scholden *hebben* unsen haet
Geworpen an den guden man?
Dar segge wi enteghen: 5
Grote ghewalt deistu vor dem vorsten uns hir.
Gar stedechliken was ok din rad dar bi,
Dach unde nacht to allen tiden; des love du mi!
Eddel vorste, dat si juk ghesaget,
De schult is sin eghen. 10
He levede noch, hedde dar sin strenghe richte.
Ik was dar bi unde horde al sin gheschichte.

25, 8 omme also rechte we myt rysen vnde myt besmen. 14 dode werbck nu.

26, 3 De wy; *vielleicht ist zu lesen:* Dat wi joden. 4 van den guden m.

He was warliken godes son, als he von sinem munde sprak;
Wente he ok to allen tiden unse vire thobrak,
Dat wi ome hadden tho vorne ghesacht, 15
Unde helt dat al vor nichte."

27. Pilatus sprak: „Gi joden reden mit undult.
Caiphas, du heft an sinem dode de meste schult!
Du unde din swagher Annas weren ome nu holt. [Bl. 11 b.]
Gi hadden vel valsker list ghedacht,
Er gi den heren venghen. 5
Gi weren dar na, dat gi ome den doet mochten werven.
Caiphas, du sprekest, ed wer bedder, dat Jhesus scholde sterven.
Wan dat al de ganse werlt scholde vorderven.
Gi quelten one de ganse nacht,
Er gi one to richte brachten. 10
Gi quemen to mek, dat ik dat richten scholde;
Gi spreken, he hedde vorkert dat volk
Van Gallileen. Ik vorrichte es nicht,
Ik sentte one erst konninghe Herode.
Wu scher he mek on wedder sande! 15
He vant an ome neine schulde."

28. — — — — — — — — — — — —
„Mik wundert sere, wu de meister heft ghelert.
He hadde uns wol mer wan half vorkert.
Dat hadde he ghedan
Mit siner kunst unde gokelie. 5
Ik kande sinen vader wol, dat was ein timerman,
Sin moder hir ok den luden umme dat loen spaen. [Bl. 12 a.]
He sulves spone las, so men des wol ghedenken kan.
Noch was he ein meister siner kunste
In der nighen grammatice. 10
Mik wundert ser siner scharppen liste.
He was ein meister unde konde wol in de sterne sein,
Wad ju in der werlde was edder scholde geschen,
Also juwen mach hebben hort edder sein.
Wort wise unses herten grunt 15
He al wol wuste."

29. Dem vorsten in torninghen mode sin vrowe begunde to reden. De joden *
Do al vor ome stunden in also herten noden.
Se spreken: „Eddel vorste, we moghen nemande doden,
Wette al ghewerltlike recht
Sin uns ghenomen." 5
Pilatus sprak: „Gi hebben eine lichte munt;
Gi lachen al dat gi sulvest doeit;
Spreke gi doch, over ju scholde gan sin bloet,
Over juk und juwe schlechte [Bl. 12 b.]
Altomale komen! 10
Up sinen dot wer gi so ser vorwretten,
Darumme gewe gi ghelt, dat he juk wort vorraden;

27, 6 dat dat.
28, 1 *Der ausgefallene Vers leitete die Antwort der Juden ein.*
29, 4 wette = wente.

Unde mit groter washeit gi ome dat deden.
Spreke gi doch, he hedde den tins des keisers vorboden,
So gi ridder unde knechte 15
De sake al wol wetten."

30. Senturio, ein ridder, stunt na dar bi;
He sprak: „Eddel vorste, wil gi horen, wu id darumme si?
Pilatus sprak, he makede des keisers tins unfri,
Wan me ome sine munte boed,
De men scholde geven." 5
Senturio sprak: „De joden weren mit senden oghen blint.
Wente, so he sprak, *he* was warliken godes kint.
He hadde to beden over sunne unde mane unde ok den wint.
Noch quam he in grote noet
Unde ed gink on an sin leven." 10
Senturio sprak: „Denk, Pilatus, wu du sprekest,
Do de joden in der sinagogen weren, [Bl. 13a.]
Do men uns vorbodede van allen enden veren.
Dat dede torne dik und diner eren,
Dat he dik des nicht wetten leit; 15
Darumme du dik an ome wrekest."

31. Pilatus sprak: „Nu horet, gi eddelen Romer!
Ik love der joden saghe nu nicht mer.
Weret mik nu dusse tuchtliken beghere.
Ik bin dar unschuldich an;
Dat swere ik bi juwer hulden. 5
Ein del der joden deden ome grot unghevoch,
Darumme hebbe ik se ok straffet ghevoch;
Wente ik water nam unde mine hende dwoch,
Do ik wor nam,
Dat se one to dode hebben wolden. 10
Se kofften one unde he wart one vorraden,
Se repen over sik unde ore kinder sin bloet.
Ik wed ok wol, or ende wert nummer gud.
Mit dem heren dreven se grot overmoet.
Ik bin dar unschuldich an, 15
Sint de joden dat sulver deden."

32. Simon, ein junger, hir vor trat in den ghemeinen rad:
„Wu kumestu mit hulpe reden hir to, Pilat?
Du segest gerne, dat du unschuldich werest an der dat. [Bl. 13b.]
Id wert sik nu wol richten,
Wu du dat heft ghewunden. 5
De munt kan spreken dine wort tomale slecht.
Wes du sulvest nicht woldest doen, dat dede din knecht.
Nu segestu gerne, dat du heddest gherichtet recht,
Do de here vor dek stunt
Ghevanghen unde ghebunden. 10
Nu woldest du diner sake gerne entfallen.
Wu sprekestu, do de here nicht ensprak?
Do he doet unde de bitteren martir an sik sach,
Dat groete unrecht, dat mit ghewalt over one schaegh?
Wu kleine dik dat 15
Tho herten gink!"

33. Do wenden de Romer alle, ein keiser, ein konnick, ein greve,
* ein vorste edder ein knecht. *
„Gi scholden ome hebben ghedelt ein godlik recht,
Dat gi nicht einen guden man
Sunder schulde leten vordriven.“ 5
Philosion sprak: „Gi heiden, joden mochten wol mit ghemake leven, [Bl. 14a]
Hedde gi de sake dem keiser tho gescreven.
— — — — — — — — — — — — — —
So dachte ghi angestliken
Hir nicht umme to sterven?“ 10
Pilatus sprak: „Ik wils mi vor war enschuldighen.“
De joden repen: „Eddel vorste, wil gi horen dat,
Wu Pilatus sprak, do he dat richte over one sad?
„Ik mach di laten leven edder doden.“ Horstu dat?
He leit one ser mit spiſsen sclan.“ 15
Do he swech gar unduldighen,

34. Lazarus, ein eddel mensch, hir vor trat;
Gar dogentliken he de Romer tovoren bad:
„Seit nu god, de here, an mek ghewundert had —
Ik was doet, he heft
Mik weder laten leven. 5
Wol dre daghe unde ver nacht lach ik in der erden vol stunken.
God losede mik wedder von der helle vunken.
Des lovet, gi eddelen heren, ik lach in dem grave vorsunken. [Bl. 14b.]
Doch wolde god de zele
Dem lichnam wedder gheven — 10
Wu schulde ik dat vorswighen unde vordulden?
Wente al, de hir vor juk stein,
Hebben dat altomale mit oren oghen wol ghesein,
Wu dat grote wunderteken an mek is geschen,
Do dat got unde sin gnade 15
An mek hebben wolde.“

35. De vorste sprak: „Pilatus, dut heft du wol ghehort,
Dat du heft over on ghegeven also groten mort.
De sulve vordervet dik unde al dine bort.
Des schaltu hute an dussem daghe
Des keisers sin vanghen.“ 5
De vorste sprak: „Gi Romer, gripet Pilatum an altohant!
Unde legget om an sin bein ein iseren starken bant,
Smedet on mit sinem halse vaste an de want.
Wor he godes lichnam heft ghelaten,
Dar na schal mik vorlanghen. 10
Wuste jenich man, wor he on hedde ghegraven, [Bl. 15a.]
De mik dar wolde bringhen to dusser stund,
Dem wolde ik to lone geven mannich punt,
Unde sin beste don, de wile ik were ghesunt.
He scholde ok na dussem daghe 15
Des keisers hulde haven.“

36. Joseph unde Nicodemus spreken beide also:
„Gi heren, laten juwen toren sin unde weset vro!
Wi wullen juk mit leve hute brenghen darto,

33, 6 De keyser sprack.
34, 8 wor stuncken.

Dar wi godes lichnam hebben begraven
Mit werden unde eren. 5
Ok kofften wi wirok unde mirren mennich punt.
Wi leden one in einen stein al to der stunt.
Doch an dem dridden daghe de here up stunt.
Dat seghen ses joden ridder,
Se enkunden des nicht keren. 10
Ghesunt ist de here up gestanden.
Do he ud dem grave stek, de werde deghen,
Up hoff he sine hant unde gaff one sinen seghen,
Dat orer nein einen vingher kunde reghen.
Up stunt he werliken unde droch 15
Eine vanen an sinen handen.

37. Lucas, ein wis junghere, unde Cleophas,
De woren to betughen mit oren munde, das
De here werliken bi ome was. [Bl. 15 b.]
In einem garden he uns vant,
De was gheslotten. 5
So ginghen se to Emaus up dem weghe,
Van siner martir begunde he on rede to plegen;
Wante se weren alle mode unde troret
Van sinen worden worden.
Wi ghesunt unde unvordroten, 10
Wi beden den heren, so he scholde bi uns bliven.
He quam tho to uns unde nam dat brot an sine hant;
Ghebenedighet brak he dat brot unde wart dar bi bekant.
Vor unsen sichtliken oghen he wedder vorswant.
Dut swer wi up got 15
Unde unse sulves life.

38. Eddel vorste, noch vor bad saghe we,
Ed weren lude ghekomen van Galilee;
Dat he to himmel varen was, segghen unde betughen se.
De wolken toghen on up
In de hoghe. 5
Unde twe engel spreken ud dem himmel to hant:
Gi man van Galilee, wat is hir juwe stant?
Wat stat gi sende in den himmel is Jhesus ghewant,
De juk all heft vorlost
Ud des duvels moghe. 10
Her vorste, dat is war, eff gi uns des willen loven.
In siner uppstandinghe is he to der helle komen, [Bl. 16a.]
Dar heft he gheschicket sinen willen unde unsen vromen
Unde heft dem duvel al sin walt ghenomen.
He heft uns al vorloset darvan, 15
Als wi dat kunen proven.“

39. De vorste red sin ghewant entwe van groten torn.
He schrei lude: „O wi! o we, dat ik bin gheboren!
Schal ik dusse langhe reise hebben so gar vorloren?

36, 5 erden. 13 ome.
38, 4 Der. 8 in den himmel *steht* ἀπὸ κοινοῦ.

Dat si dem riken gode gheklaget
In den oversten trone.“ 5
De vorste sprak: „O wi, o we, dat min moder mi nu gheber!
Mit eren darve ik nummer wedder komen dar.
— — — — — — — — — — — —
Schal ik alsus vorderven laten
De keiserliken kronen? 10
Des wil ik in den himmel schrien,
Dat gi joden vorderven hebben Jhesum, den vel reinen,
Sint wi Romer juk joden mit gansen truwen meinen.
Des mote gi over langhe tit beide schrighen unde wenen,
De ud Abraham sclechte sind, 15
Beide eghen unde frighen.“

40. Laginus, ein blint jode, de dar sende wart: [Bl. 16b.]
„Latet, here, juwen torn! Ik bringhe juk up de vart.
Ik wed ein eddel vrowen; dat wif is arm unde guter art.
Se heft einen dok, daran steit
Des heren anghesichte. 5
Den hebbe ik bi or sein to mennigher stunt.
Se geve es nicht vor ein lant unde dusent punt.
We den mit innicheit anghesut, is he krank, he wert ghesunt.
Wil se es juk mit willen nicht geven,
Nemet es mit nichte. 10
Here, wiltu dat, mit onen boden wil ik or senden,
So bewar, dat du er deist neine ghewalt,
Wen dat is de forme ud der rechten staelt.
Here, love mik! Des ghemaltes heft nu hant ghespalt.
Du schalt or des nicht nemen 15
Edder aff penden.“

41. De vorste sprak: „Laginus, ik dank dik der leven mere.
Lad de vrowen to mik snelliken komen here.
So is vorvullet al mins herten beghere. [Bl. 17a.]
Men schal or don nein unghevoch,
Dat swer ik bi miner truwe.“ 5
Wo schon dat wise boden worden ud ghesant
To der vrowen, se scholde komen altohant!
Vroneke was der eddelen vrowen name ghenant.
Do se den vorsten an sach,
Sin sorghe wort wilde. 10
He begunde or dusse rede to vorkunden:
„Fronica, mek heft ghesaget ein eddel man,
Du heft einen dok, dar steit des heren antlate an.
Giff one mek, ift ik teghen dek vordenen kan.
Des wil ik di gheneten lan 15
Mit al dinen vrunden.“

42. De vrowe vorschrak, er herte quam in arbeit,
Unde vorsakede dar de rechte warheit,
Se sprak: „Her ik gheves dik noch dorch leff edder leit.“

40, 11 *vielleicht so zu ordnen:* boden wil ik mit onen or senden; *die Hs.:* myck on boden.
41, 10 nuwe?

Do schregede de vorste: „Owe, owe!
Nu schach mik so banghe!“ 5
He sprak: „Fronika, vornimm mine wort gar even.
Ek mach dek laten doden edder laten leven.
Wultu mik hir des kleinodes nicht mit willen gheven,
Des schaltu hude an dussem daghe
Des keisers sin vanghen.“ 10
De vruwe sprak: „Dar umme wil ik eir sterven.
Up din druwent achte ik kleiner als ein kaff.
Ik weit wol, wat mik min leve here gaff, [Bl. 17 b.]
Dat wil ik beholden, bet dat ik kome in ein graff.
Ik hebbe dar umme vorlaten 15
De vrunde unde ok de erven.“

43. De vorste sprak: „Fronica, woldestu gheloven mek,
Wad ek di saghe, dat schastu geloven mek unde wol holden dik.
Ik wil dik bringhen unde maken in eren also rik,
Also ein minsche wart gheboren
Ud dem Israhelken ghesclechte. 5
Fronika, nimm mit dek dat sulve ghewant,
Sitte in ein schip; we willen varen tohant.
Ik wil dik bringhen in dat alder beste lant.
Dar schullen dek wesen underdan
Beide ridder unde knechte, 10
Up dat ik dar ichtes waed moghe henne bringhen.
Fronica, vornim gar even, wad ik di saghe.
De men schullen werliken di wol behagen,
Wultu mit mek; dar umme schaltu nemande vraghen.
Ga tho hus unde nim mede den dok 15
Unde lad uns dar na ringhen.“

44. Fronica sprak: „Her vorste, ik do juk sorghen bufs.
Ghi schult mit mik armen vrowen dar henne ghan tho hus
Mit all juwen volke beide wullen unde barvoet
Unde helpen mek den dok enfan
Mit also groten eren.“ 5
De vorste sprak: „Vronika, dat schut altohant.“ [Bl. 18 a.]
Wu scher dat wise boden worden udghesant
In de stat to allen doren unde vort mer up dat lant!
Se quemen to rosse unde to perde
Goddes loff to vormeren. 10
Se toghen dar hen al mit so grotem sanghe.
Den dok hadde se in orer laden vordecket io.
Se gink unde entfenk den dok mit groten eren also.
Dat de vorste sach unde weren des also vro.
Fronica sprak: „Gi Romer alle, 15
Behodet mek vor dwanghe!

45. Dat uns de joden unde heiden umme dringhen
Mit luder stemme, dat se teghen ennander sunghen!“
De ezel unde mul dar so ser se drunghen,

42, 12 an eyn kaff.
44, 3 vgl. Zeno 133 „wullen unde bar“; Hartmanns Greg. 3599 „wüllîn unde barfuoz“.

Dat de rosse unde perde
Worden also nate. 5
De joden sunghen er wise ischiros,
De heiden sunghen one wedder enteghen athanatos,
Fronika sprak: „Ghelovet sistu, Altissimus,
Der himmel unde erden umme fanghen had!“
Or singhen was boven mathe. 10
Se deden al dat mit so groten eren.
De dok was lank linewant unde wit.
De vorste dede singes mit grotem vlite,
He vel nedder to der erden cruce wiss sins vlit, [Bl. 18b.]
Sprak: „Her, genade mi, god! 15
Min schipper, ik di ere.“

46. He bad, se scholden treden van den perden
Unde vallen nedder up ore kne to der erden
Unde helpen bidden unde an ropen den vil werden,
Den de joden hulpen
Lasterliken to verderven. 5
De vorste sprak: „Fronika, bereide di altohant!
Ik wil di bringhen ok to Rome in dat lant;
Dar wert dik ok de alder grotteste ere bekant.
Dat scholtu doen van godes weghen,
Dat wi de hulde erwerven.“ 10
Fronica nam den dok in ore beide hende —
Se gink sik al mit gudem voch —
Mit groten eren seone tho schippe droch.
De vorste Philosion gaff den joden einen vloch:
„Gi joden, junk unde oelt! 15
Hir umme nime gi einen bosen ende!“

47. De vorste sprak: „Gi Romer, nemet Pilatum bi der hant!
Wi willen on bringhen to Rome in dat lant,
Dat wi one bringhen in des keisers bant.
Dat de keiser hore,
Wu he ed heft beganghen.“ 5
Se nemen Pilatum mede aldar in ein ſtrick. [Bl. 19a.]
Se leten one grimmekliken lopen bi sik.
Dat moste *he* to sek nemen gar duldichlik.
Dat schach dar umme, dat Jhesus
Wart an ein cruce hanghen. 10
Do moste Pilatus sin er gevanghen.
Se vorden on in ener keden alse einen hunt;
Dorchsnoret was ome sine nese, sin kin unde ok sin munt.
He leit one bolde werpen in sinnes schippes grunt
Unde leit en harde smeden 15
An eines scheppes wranghen.

48. Philosion sprak to den joden gar kleine dar.
He nam sinen viant unde de sinen an sine schar,
Pilatum unde de eddelen vrowen Froneken klar.

45, 13 grosem.
47, 14 ome *wohl nicht zulässig trotz Schöppenchronik 72, 17 (Janicke):* dar entfong em de bischop.

Se voren ok in den achteden dach.
To der Tiber do se quemen, 5
Van der Tiber ok bed teghen de stat.
Dar de vorste mit sinem volke to lande traet,
Nu horet, wu he sin dener baed,
Dat se de vrowen lovesam
In ore hulde nemen: 10
Wil gi horen, wu he sprak to den vil heren?
„Fronica, nu sint vorvullet al unses herten begher,
Dat uns de wint mit groten eren heft ghebrocht here,
Dat wi mit ghesundem live sint ghekomen over mere.
Beide mi, ik wil di entfan [Bl. 19b.] 15
Mit also groten eren."

49. Philosion hadde boden vor hen ghesant.
He leit dem keiser wetten unde don bekant,
Wu he wedder queme ud der joden lant.
De Romer weren des alle vro,
Se lepen ud mit schalle. 5
Gemeine junk unde olt unde de grote rad,
Se brochten den heren mit groten eren dorch de staet,
Dat he mit sinem volke vor des keisers vote trat.
He kerde sik umme unde sprak:
„Ik danke juk, Romeren, alle." 10
Do trat he vor den keiser also *linde*.
Sin blot vorscrak, do he den keiser ansach.
Mit soten, sachten worten dat he sprak:
„Vil eddel here, mik is leit din grot unghemak.
Noch danke ik gode unde bin des vro, 15
Dat ik dik levendigh vinde."

50. Der keiser sclach up sine oghen unde sach one an:
„Bistu des nicht, min olde rad, her Philosion?
— — — — — — — — — — — —
War bistu so langhe
Gewesen, so rechte langhe?" 5
Philosion sprak: „Vil eddeler here, dat is mik leit;
Ik hebbe up dusser reisse ghehad grot arebeit.
Ik neme nicht so vel gudes, als de welt dreit, [Bl. 20a.]
Unde dede noch eine reise
Unde wer ud noch so langhe." 10
De keiser sprak: „Wad bringestu uns lever mere?
Bistu mit dinem volke to huse komen?
Edder hestu jenighen groten schaden genomen?
Hestu icht gheschicket dinen willen unde unsen vromen?
Edder bringstu icht 15
Den meister mit dik *here*?"

51. „Her, nein ik. Here, ik hebbe gheleden grote noet.
Doch do ik dar quam, dar men mik grote ere boed.
Ik vragede umme one; se seden mik, he were doeit.
De joden mit Pilatus rade
Den herren hadden ghedodet." — 5

49, 4 wror. 6 grose.

„Segge du mik, Philosion, min vil truwe man,
Wad hadde he den joden to lede ghedan,
Dat se den man so lasterliken ghedodet han.
Wes was de schult, welk rad
Heft se darto ghenodet? 10
Werlik, ik bin bedrovet umme dusse sulve mere.
Seghe du mek, Philozion, hefstu nicht vornomen,
Van weme de hovetsake alder erst si ghekomen, [Bl. 20 b.]
Dat se den guden man hebbet sin levent genomen?
Segghe mik, min ghetruwe man, 15
Weme steit de swere?“

52. He sprak: „De joden geven Pilatus de meiste schult.
Beidet, junk unde olt, se wern ome al io nicht holt.
De queler, de Jhesum venghen, deinden Pilatus up solt.
Dat hebben se vor mek betughet,
De joden al ghemeine.“ — 5
„Segghe mek, Philosion, min truwe rad!
Wad dedestu Pilato al umme dat,
Dat he sinen nit unde groten hat
Hadde gheworpen up den guden man,
De dar was so reine? 10
Werliken, ik bin bedrovet umme dusse mere.“
„Her, ik fenk Pilatum dar sulves altohant
Unde leide enne over sine bene einen iseren bant
Unde smedede en mit sinen halse up an eine want.
Ik hebbe one bewaret 15
Unde bringhe on mit mik here.“

53. De keiser sprak: „Wad schal uns de untruwe hunt? [Bl. 21 a.]
Man late one werpen in der Tiber grunt!
Schal ik arme kranke nummer werden ghesunt?
Dat mote gode in sinem rike
Ewichliken erbarmen! 5
Segge mek, Philosion, min truwe vrunt,
Hestu nicht vorvaren, edder is dik nicht worden kunt,
Wor mede he de kranken lude mochte maken sunt?
Kondestu nicht rad ghegheven
Mik kranken io vil armen, 10
Up dat ik min levent hir lengher mochte vristen?
Dusses langhen leghers kan ik nummer werden vro.
Doch enkan ik des de langhe herden also
Unde moeit min langhe levent vorteren up dussem stro.
Des ik nicht ghebetteren kan 15
Mit neiner hande liste.“

54. Philozion des keisers rad tosamende boed,
He sprak: „Vil eddel here, hebbet einen guden moet!
Ik hope, al juwe krankede sal werden gud.
Des schul gi guden loven han
Unde hebbet god vor oghen! 5
Ik hebbe mit mik ghebracht ein wives naem,
De heft einen dok, dar steit des heren antlaet an.
Dat schaltu, her, an groten eren entfan.
Vorwar, keiser, du werst ghesunt,
Unde darto guden hoghen. 10

Des sette ik dik mine truwe to einem pande.
Allet, dat se hadde, dat leit se dort;
Se is mik gansliken ghevolget up mine wort. [Bl. 21 b.]
Du werst ghesunt, wultu anders des keisers loven vort.
Ik hebbe se mit minem scheppe 15
Brocht to lande."

55. De keiser sprak: „Wur is hen min trewe rad?
Is dar iemant, de stede leve to mek had?"
Do vorkundghede he up dem lande unde in der stat,
Dat se sik schullen richten
Up waes unde hebben kerssen. 5
Dat led he beden in der stat unde up dem lande,
De lude scholden vasten unde viren altohant
Unde cleden sik an ore beste want,
Se wolden en vrummen
Mit al so reinem herten. 10
He leit ghebeiden al, de dar leven,
Dat se scholden er opper gheven
Unde na sinen hulden streven —
Dar scholde one jummer nutte van komen, on al even —
Unde holden one vor einen god 15
Na dussem daghe mere.

56. Ein grot volk quam sik up des waters vart,
Se sunghen einen sank, de was nu weldigher hort.
Philosion trat sik up des schippes ort
Unde vorverde sik gar sere. He sprak: „Vruwe lovesam,
Latet uns juwe kleinode schawen." 5
Fronica stunt up unde was ghemeit,
Se hadde an ghedan or beste kleit,
Se gink innichlik, dar si den dok hadde gheleit.
Se wisede on gar wunnentlik [Bl. 22 a.]
Beide man unde vrowen. 10
Fronica nam den dok mit innicheit in beide hande.
Vort gink se dor mede altohant.
Se trat mit dem vorsten vor bad up dat lant.
Dar wart or de alder grotteste ere bekant.
Al dat up dem velde was, 15
Knide neder up dem sande.

57. Se woren ver, offe weren na,
Se sunghen al ghelike: misericordia!
De vruwen drunghen mit den mannen dar,
Wente dat se quemen vor de stad
Al vor des keisers veste. 5
He kerde sik umme unde dankede den Romeren over al.
Do trat he mit der vrowen vor bad in den sal,
Dar he den kranken keiser vant in groter quael.
He sprak: „Vil lever keiser, her,
Ik bringhe juk leve geste." 10

55, 6 vp dem lande vnde yn der st.
56, 11 dem.
57, 8 Dat.

Se trat sek vor den keiser al so linde,
Unde so se vor dem kranken keiser stunt,
Den dok leide se on sin antlaed unde sin munt:
Do stunt de kranke keiser up unde was ghesunt,
Ok van allen sunden quid, 15
Lik eime jungen kinde.

58. De keiser stunt up van aller suke, de was grofs.
He sprak: „Werlik, dat is min god unde ok min trost,
De mek hute ud swarer suke had erlost.
Den wil ik holden vor einen god
Na dussem daghe mere.“ 5
Fronika sprak: „Up! kundighe de godes wort!“ [Bl. 22b.]
Do dat de keiser mit innicheit hadde ghehort,
He sprak: „Ik wil jummer daran loven vort.
Nu segget mik vruwe gude,
Wad is juwe gude lere? 10
Edder wor mede moghe wi dem heren denen?“
Se sprak: „Dat pater noster is dat alder erste ghebede.
Dat was dat erste, dat god sinen jungheren dede.
Her, latet juk dopen unde weset in dem loven stede.
Sit duldich, hebbet god leff, so wil 15
He sik mit juk voreinen.“

59. Sin herte wart ome in gottliker leve bekart.
De lenghede wart dat an ome nicht ghespart.
— — — — — — — — — — — —
To den sinen he sprak:
„Wi willen gode eren.“ 5
Dar na ein keiser quam, des namen do ik juw bekant.
Titus Vespazianus was sin name ghenant.
Vel grotter gnade he an dem doke vant.
Vor war, als uns de schrifft nu saget,
Sin suke bekunt ome to keren. 10
He hadde ein suke, de nu werlde was ghehort,
Dat ome de wespen worden in der nesen sin.
Dar an hadde he jamer unde sware pin.
Dar up lede de vrowe dat sulve dokelin.
De vloghen ome to der nesen ud, 15
Or nest wart vorstoret.

60. Do dat wunderteken an dem keiser schach, [Bl. 23a.]
Dat de suke einen ende nam unde sin grot unghemach,
He vel neder to der erden unde sprak:
„Gnade mek, min god!
Min schopper unde min here!“ 5
De keiser was vro, he unde al sin ghesinde seit,
Wu drade he de vrowen to sik komen heit
Unde van or sik al dink berichten leit,
Van wem dat eddel antlat
Dar her ghekomen were. 10

57, 16 rgue kynde. *Bei der Heilung des Vespasian sagt der* wilde man 26, 32 ff.: „he wart gisunt vñ ſpranch. Gehile inden giberen. alse he driczzich ſarich were.“
58, 11 den. 13. 14 *umgestellt.*

Se sprak: „Dat gaff mik min god unde min leve here,
Do he up dusser erden hadde vel wunders ghedaen,
Den de snoden joden so lesterliken ghedodet haen.
Se pinden on, dat ome sin saerte liff van blode ran.
Dat deden se ome dorch overmoeit, 15
Umme siner guden leren.“

61. Wil ghi horen, wu de eddel keiser sprak?
„Hir umme wil ik wreken on one al min unghemak,
Edder nummer to Rome komen under dack.“
He sprak: „Bereidet juk,
Gi riken Romesken heren!“ 5
De tornighe keiser wolde do nicht lengher beiden.
Mit verdehalff hundert schippen leid he sik bereiden.
He segelde snel beide dep unde brede.
He sprak: „We dik, Jherusalem!
Ik wil dik umme keren. 10
Gi joden hebben sere an mik ghebroken.“ [Bl. 23b.]
He sprak: „Gi joden, war umme hebbe gi dat ghedan,
Dat gi den goden man so lasterliken ghedodet han?
Gi scloghen on, dat ome sin sarte liff van blode ran.
Seit, gi snoden joden, dat schal 15
An juk werden ghewroken!“

62. Do de tornighe keiser dar to lande wart ghevort,
He stichtede brant, roff unde groten mort.
De joden hadden do neine vrede dort.
He vordelghede wilt, taem,
Unde al dink unghehure. 5
Muren, borge dar verstoret wart;
He lonede de ledighen joden wol na orer art.
De lenghe wart an one dar nicht gespart.
Se beiden den heren umme gnade,
Sin milde was dar dure. 10
He bewisede sinen torn so unentliken.
Wente also god umme dertich penninghe ghegheven wart,
So schattede he de joden io na orer art.
Se mosten varen ein angestliken vart.
Umme einen pennick 15
Gaf he drittich joden grimmichliken.

63. Nu hebbe wi dat al wol ghehort,
Wu Jherusalem unde dat gode lant wart vorstort.
De keiser hoff sik wedder vort
Na Rome unde erde dar god
In sinem ewighen rike. 5
Dusse antlat unde Fronica to Rome ist. [Bl. 24a.]
We dat an sud unde love an unsen heren Jhesum Crist.*
Wente up erden nein grotter hilghedoem ist,
So werdik unde so groet,
Dat dussem kunne geliken. 10
Hir umme so wil wi *id* gerne eren.
Wan wi denne an unssem lesten ende lighen

60, 14 pinde.

Unde al der werlde vrolicheit hebben vorteghen,
Dat uns de bitter doet wil anstighen,
So mote uns god to hulpe komen 15
Durch Jhesum, unsen heren.

64. Ik Regenboghe mane dik, du vil sarte god,
De dusse wort van godes antlate ghedichtet had,
Giff uns, her, war ruwe und bestedighe uns in diner stadt,
Und ein lutter bicht *
An unsen lesten ende legghen *
Unde den hilghe lichnam min leste spise si. Amen.

64, 1 Ick veghe vs hoghe.

Hildesheim. K. Euling.

Goethes Faust-Archiv.

Von
Adalbert Rudolf.

Nach der Erschliefsung des Goethe-Archives zu Weimar und nach Entdeckung des in der Abschrift des Hoffräuleins Luise von Göchhausen erhaltenen Ur-Faust ist die Forschung über Goethes Faust in einen neuen Zeitabschnitt, dem Abschlusse nahe, getreten. Herrn Erich Schmidt, welchem wir den Fund und die Veröffentlichung des Ur-Faust verdanken, ist die ehrende Aufgabe zu teil geworden, für die im Auftrage der Grofsherzogin Sophie von Sachsen erscheinende neue grofse Goethe-Ausgabe die den Faust behandelnden Teile zu bearbeiten. In dem bereits vorliegenden vierzehnten Bande, welcher den ersten Teil des Faust enthält, bietet uns der verdiente Forscher unter „Lesarten (mit Paralipomena, Bühneneinrichtung etc.)" gesichtet und erläutert einen überraschend reichhaltigen Stoff mit vielem wesentlich Neuem. Man hat über die Berechtigung gestritten, alles das zu veröffentlichen, was, obwohl von dem Dichter gar nicht oder in anderer Gestalt benutzt, vielleicht verworfen worden, jetzt, da es dem Zahne der Zeit zufällig entgangen ist, zur Veröffentlichung zu bringen. Ich gehöre zu denjenigen, welche nicht nur für die Berechtigung eine Lanze einlegen, sondern sogar die Pflicht der Veröffentlichung betonen. Denn wenn auch manches des Gebotenen naturgemäfs unwesentlich oder unbedeutend erscheint und kaum eine besondere Beachtung verdient, so ist doch das meiste, was uns vorliegt, mehr oder weniger von Wichtigkeit, zum Teil von sehr grofsem Werte für die Beurteilung des Gedankenganges im allgemeinen, wie einzelner Stellen, und dabei

äufserst lehrreich, indem es uns einen grofsartigen Einblick in die Dichterwerkstätte gewährt. Während die überlieferte Fassung des Faust in abgerissener Weise höchst wirksame dramatische und zum Teil auch lyrische Augenblicksbilder vorführt, so werden durch die handschriftlichen Nachlasse die Lücken ausgefüllt und das Ganze, welches jetzt nur als eine Art von Torso vor uns liegt, zu einem gewaltigen Gedichte mit ununterbrochenem Gedankengange ergänzt. Man hat auch spöttelnd hier und da von einem wohlfeilen Klügeln gesprochen, welches abzuurteilen und zu wägen sucht, was der Altmeister mehr oder weniger bewufst und mehr oder weniger meisterhaft geschrieben habe. Aber es ist der menschlichen Natur — gottlob — eigen, dafs sie eine Gabe nicht stumpfsinnig entgegennimmt, sondern ihren inneren Wert zu erkennen und zu schätzen sucht. So verüble man auch mir nicht, dafs ich die Kühnheit habe, mich desselben Thuns zu unterfangen. Mein Streben geht dahin, einige Irrtümer oder Ungenauigkeiten des Herrn Erich Schmidt zu berichtigen, sowie vor allem — um bildlich zu sprechen — die zerstreut hingeworfenen und aufgefundenen Perlen zu sammeln und zu einer Schnur, einer Kette zu vereinigen. Ob ich überall oder auch nur zum grofsen Teil das Richtige treffe, stehe dahin; jedenfalls hoffe ich durch meine bescheidene Arbeit einige Anregung zu geben und werde für alle Berichtigungen und Ergänzungen dankbar sein. Selbstverständlich kann ich nur auf wesentlichere Lesarten eingehen und mufs alle die vielen kleineren Abweichungen unbeachtet lassen; was letztere betrifft, so hat bereits Heinrich Düntzer (Die Grenzboten, 47. Jahrgang, Nr. 1 und 2, besonders S. 89 etc.) einige Mängel nachgewiesen. Noch mufs ich erwähnen, dafs zur besseren Übersicht alles Goethesche durch Kursivschrift hervorgehoben ist.

Vorspiel auf dem Theater.

Hierzu sind verschiedene unbenutzt gebliebene Bruchstücke vorhanden, welche kaum einer Erörterung weiter bedürfen.

[Dichter.] *Wenn sich's in meinem Busen regt,*
Wenn sich mein Auge feuchtet —
Auch noch ein Herz, das mir entgegen schlägt,
— noch ein Geist, der mir entgegen leuchtet — —

Erich Schmidt hält diese Verse für ein unbekanntes lyrisches Fragment, ebenso wie das Folgende:

[Dichter.] — — — — — — — — — — —
Das wenige Talent, das ich besessen, rauben;
Denn etwas Gut's zu machen und zu thun,
Mufs man erst an das Gute (die Guten) glauben.

Ich glaube, dafs beides zu Faust gehört. — Jedenfalls unzweifelhaft sind die weiteren Verse:

[Narr.] *Ich wäre nicht so arm an Witz,*
Wär ich nur nicht so arm an Reimen.

[Direktor.] *Nur heute schränkt den weiten Blick mir ein,*
Nur heute lafst die Strenge mir nicht walten;
Lafst unser Stück nur reich an Fülle sein,
Dann mag der Zufall selbst als (Geist der) Freiheit schalten.

[Narr.] — — — — — — — — —
Wenn Poesie nicht recht nach Laune sie verbinden
— — — — — — — — —
Und wenn der Narr durch alle Scenen läuft,
So ist das Stück genug verbunden.

Vermerke über den Gedankengang.

Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur: Erscheinung des Geistes [Erdgeistes, Weltgeistes] *als Welt- und Thaten-Genius. Streit zwischen Form und Formlosem: Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form* [Faust] — *Gehalt bringt die Form mit, Form ist nie ohne Gehalt* [Mephistopheles]. *Diese Widersprüche, anstatt sie zu vereinigen, disparater zu machen* [Drehangel des Stückes]. *Helles, kaltes, wissenschaftliches Streben: Wagner. Dumpfes, warmes wissenschaftliches Streben: Schüler. (Lebens-, Thaten-Wesen:) Lebens-Genufs der Person von aufsen gesehen; in der Dumpfheit Leidenschaft — 1. Teil. Thaten-Genufs nach aufsen und Genufs mit Bewufstsein* [der] *Schönheit — Zweiter Teil. Schöpfungs-Genufs von innen — Epilog, im Chaos auf dem Weg zur Hölle.*

Beabsichtigte Goethe wirklich ursprünglich die Höllenfahrt? Es ist kaum glaublich. Vergl. den Schlufs des Vorspieles auf dem Theater. All das ist wohl nur ein Puppenspiel-Scherz, um die Leser zu verblüffen.

Erster Teil.

Bühnen-Einrichtung.

In den Tag- und Jahresheften 1812 ist zu lesen:

„Wolff und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des Faust, wodurch der Dichter verleitet ward, mit diesem Gegenstand sich

abermals zu beschäftigen, manche Zwischen-Scenen zu bedenken, ja sogar Dekorationen und sonstiges Erfordernis zu entwerfen.“

Danach scheint der Bühnenentwurf nicht vollständig, jedenfalls nicht ausschliefslich Goethes Arbeit, aber doch von ihm erwogen und gebilligt worden zu sein; er ist von Wolffs Hand geschrieben. Einige anderweitige Bemerkungen über Musikeinlagen sind von mir mit in Benutzung gezogen worden.

Act(us) I.

1. [Scenerie: Theater.] *Zueignung. Vorspiel auf dem Theater.*
2. [Scenerie: Himmel.] *Prolog im Himmel.*

Act. II.

3. [Scenerie: Studierzimmer.] *Sc. 1. Nacht. Faust.*
Sc. 2. Faust, Weltgeist [sonst Erdgeist genannt].

Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!

NB ganz [d. i. vollständige Musikbegleitung zu den Worten des Weltgeistes].

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!
(Verschwindet — unter der Musik.)

Sc. 3. Faust, Wagner.
Sc. 4. Faust, Chorgesang [Ostergesang].

4. [Scenerie:] *Vor dem Thor. Sc. 5. Spaziergänger, Faust, Wagner. Bauernhochzeit.*
Sc. 6. Faust, Wagner, Pudel.

(*5* =) *3.* [Scenerie:] *Studierzimmer.*
Sc. 7. Faust, Pudel [Meph.], *Geister vor der Thür.*
Sc. 8. NB [Musik] *Faust erwacht.*

Act. III.

[3. Scenerie: Studierzimmer.]
Sc. 1. Faust, nachher Mephistopheles.
Sc. 2. Mephist. — Sc. 3. Mephist., Schüler.
Sc. 4. Mephist., Faust.

[5. Scenerie:] *Strafse (pag. 96) Sc. 5.*

Goethe oder Wolff hatte des leichteren Findens wegen die verschiedenen Strafsenscenen durch die Seitenzahlen unterschieden. Weil uns das benutzte Faustheft fehlt, wissen wir nicht genau, welche Scene hier gemeint ist. Höchst wahrscheinlich ist es

der in dem Ur-Faust (Fräulein v. Göchhausen) enthaltene Scenenentwurf:

Landstrafse. Ein Kreuz am Wege. Rechts auf dem Hügel ein altes Schlofs, in der Ferne ein Bauernhüttchen. [Faust, Meph.]

Was giebt's, Mephisto? hast du Eil' etc.

Ich werde später darauf zurückkommen. Es folgt nun zunächst:

NB [Musik.] *Technisches* [d. i. vollständige oder teilweise Verwandlung in? — 6. Scenerie.]

Einschiebsel: Kleine Teufel [Gemeint ist das bekannte:] *(Zwei Teufelchen und Amor).*

[7. Scenerie:] *Auerbachs Keller. Sc. 6.*

[8. Scenerie:] *Hexenküche. Sc. 7.*

[9. Scenerie:] *Strafse (p. 129)* [Haus Gretchens, Brunnen]. *Sc. 8.* Gemeint ist:

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen etc.

[10. Scenerie:] *Margarethens Stube. Sc. 9.*

Ich gäb was drum, wenn ich nur wüfst etc.

Act. IV.

[11. Scenerie: Ursprünglich] *(Öffentlicher Garten.)* [Dann aber gestrichen.] *Spaziergang. Sc. 1. Faust. Mephist.*

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente!

[12. Scenerie:] *Marthens Zimmer. Sc. 2. Margarethe. Marthe* [später Meph.].

Ausgelassen, vielleicht vergessen ist die Scene:

(Strafse. Faust, Mephist.

Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?)

[13. Scenerie:] *(Garten) Spaziergang. Sc. 2a. Faust, Mephist., Margr., Marthe.*

(Kombination) [d. i. Verschmelzung verschiedener Scenerien zum Zwecke bühnischer Vereinfachung, zunächst Verlegung der Sc. 2 in die 13. Scenerie (Garten), vielleicht sogar Hinzuziehung der Sc. 1 zu derselben Scenerie.]

[14. Scenerie:] *Wald und Höhle. Sc. 3* [Faust, Mephist.].

[10. Scenerie:] *Gretchens Stube. Sc. 4. Margarethe.*

Mein' Ruh ist hin, mein Herz ist schwer etc.

Sc. 5 [dieselbe Scenerie scheint beibehalten zu sein].

NB [Übergang durch Musik vermittelt.] *Margar., Faust.*

Versprich mir, Heinrich etc.

[9. Scenerie: Strafse] *Haus* [Gretchens]. *(Am Brunnen.)*
Sc. 6a. [Gretchen und] *Lieschen.*

[Gleichfalls 9. Scenerie:] *Strafse* [Nacht]. *Sc. 6. Valentin etc.*
Sc. 7. Faust, Mephist. [Valentin].
Sc. 8. Volk [Gretchen, Valentin, Marthe].

[15. Scenerie:] *Vorhalle des Doms.* [Vielleicht mit der 9. Scenerie verschmolzen.] *Sc. 9. Gretchen.*

Ach, neige, du Schmerzensreiche etc.

Sc. 10 [wiederum 15., bezw. 9. Scenerie]. *NB* [Kirchenmusik.] [Gretchen] *Böser Geist.*

Act. V.

[16. Scenerie:] *Felsen-Gegend* [am Blocksberg].
(Walpurgisnacht.) Sc. 1.

[17. Scenerie:] *Blocks-Berg* [gedacht ist eine höhere Region, wahrscheinlich der Gipfel]. *Sc. 2* [dieselbe Scenerie. Faust, Mephist. Die Scene ist sonst bezeichnet mit:] *(Trüber Tag)* [Feld].

[18. Scenerie:] *Kerker. Sc. 3.*

Man sieht, es ist nicht so ganz leicht, durch die zum Teil sehr flüchtigen Vermerke sich durchzufinden, aber ein ungefähres Bild läfst sich doch gewinnen.

Wir gehen nunmehr nach dieser Bühnen-Bearbeitung zum Gedankengange des Stückes über. Zum Anfange ist wenig zu bemerken.

Studierzimmer. Nacht.

Die Einfügung von Musik zu dem Auftreten des Erdgeistes (Weltgeistes) ist bereits erwähnt worden. Auch sonst findet sich Andeutung von melodramatischer Bearbeitung; z. B. ist folgende verkürzte Stelle aus dem Faust-Monologe vorhanden, welche sich kurz nach dem Auftritte mit Wagner einfügt:

Nicht darf ich dir [d. i. dem Erdgeiste] *zu gleichen mich vermessen!*
Hab ich die Kraft, dich anzuziehn, besessen,
So hatt ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke —
Ich fühlte mich so klein, so grofs;
Du stiefsest grausam mich zurücke
Ins ungewisse Menschenlos.
Hier soll ich bangen, soll ich wähnen
Und hoffen in erneuter Pein,
Soll an Verzweiflung mich gewöhnen
Und gröfser als Verzweiflung sein.

Du Erdengeist, kennst du die Macht,
Was eine Menschenbrust vermag?
Ich breche durch! Nach dieser Nacht —
Was kümmert mich ein neuer Tag!
Ich sollte wohl im Jammer weilen,
Nachdem ich einmal dich geschaut?
Sieh mich entschlossen, sieh mich eilen:
Das Ende such' ich, keine Braut. —
Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle u. s. w.

Goethe hatte sogar vorübergehend daran gedacht (laut Brief an Grafen Brühl 1815), eine Zusammenziehung der beiden ersten grofsen Faustmonologe vorzunehmen, mit Ausmerzung der Wagner-Scene, so dafs das Monodram nur durch die Erscheinung des Erdgeistes unterbrochen werde. Die Erwägung, dafs mit einem solchen scharfen Schnitte auch die spätere Einführung des charakteristischen Wagner unmöglich sei, wird den Dichter davon abgehalten haben.

Noch verdient angeführt zu werden, dafs es wunderlicherweise beim Erscheinen des Erdgeistes heifst:

Der Geist erscheint in der Flamme, in widerlicher Gestalt.

Dies kann wohl nicht gut in dem Sinne von „ekelhaft, häfslich" stehen, sondern soll bedeuten: abstofsend, furchtbar, schrecklich. — Bei dem Ostergesange findet sich die Anmerkung nach *Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!*

(In den Sessel sinkend.)

Von dem letzten „Chor der Engel" ist die zweite Hälfte abgetrennt als:

Tutti. Thätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden etc.

Bei der Scenerie „Vor dem Thor" ist gar nichts zu erwähnen.

Studierzimmer.

Erste Scene zwischen Faust und Mephistopheles. Hier scheint Mephistopheles noch nicht als Scholast aufzutreten, sondern sich sonst irgendwie zu entpudeln, als „Gespenst" (siehe später), wahrscheinlich als Teufel, wie er im Prolog im Himmel auftritt.

An die Erörterung über das Wesen des Geistes —

Faust. Du nennst dich einen Teil und stehst doch ganz vor mir?
Meph. Ich bin ein Teil des Teils etc. —

läfst sich die Stelle anfügen:

[Meph.] *Und merk dir ein für allemal*
Den weisesten von allen Sprüchen:
Es liegt dir kein Geheimnis in der Zahl,
Allein ein grofses in den Brüchen.

Zwischen den beiden Scenen „Studierzimmer", und zwar zwischen der ersten Entfernung und dem Wiedereintritte des Mephistopheles, findet sich eine offenbare, nur durch einen Gedankenstrich angedeutete Lücke; diese Empfindung mufs sofort rege werden, indem der Gedankengang vollständig unvermittelt ist. In einem Briefe an Schiller vom Jahre 1800 sagt Goethe:

„An Faust ist in der Zeit auch etwas geschehen. Ich hoffe, dafs bald in der grofsen Lücke nur der Disputationsactus fehlen soll, welcher dann freilich als ein eigenes Werk anzusehen ist und aus dem Stegreife nicht entstehen wird."

Die grofse Lücke von damals ist dann ausgefüllt worden bis auf die kleinere Lücke, den Disputationsactus, an dessen Stelle ein bescheidener Gedankenstrich getreten ist. Von diesem Disputationsactus sind ein Entwurf und kleinere Bruckstücke erhalten, welche hier zusammengestellt seien. Leider ist alles sehr abgebrochen und unvollständig, besonders indem, wie Erich Schmidt sagt, die Hälfte des den Entwurf enthaltenden Heftchens weggeschnitten ist.

Auditorium.

(Disputation. Das Gedränge, die [? das] *Wogen, das Ein- und Ausströmen.) Halbchor, andere Hälfte, Tutti der Studenten (den Zustand ausdrückend).*

Schüler von innen: Lafst uns hinaus! Wir haben nicht gegessen;
— — — — — — — [satt?]
Wer sprechen darf, wird Speis und Trank vergessen;
Wer hören soll, wird endlich matt.

Schüler von aufsen: Lafst uns hinein! Wir kommen schon vom Kauen;
Denn uns hat das Konvikt gespeist.
Lafst uns hinein! wir wollen hier verdauen;
Uns fehlt der Wein, und hier ist Geist.

(Tutti.) — — — — — — —

Wagner als Opponent letzter, macht ein Kompliment.

Einzelne Stimmen. — Rektor zum Pedell. — Die Pedellen, die Ruhe gebieten. — Fahrender Scholasticus [Mephistopheles] *tritt auf, schilt die Versammlung.*

Hinaus! Hinein! Und keiner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieser Schwelle!
Hier aufsen Platz und lafst die innern fort,
Besetzt dann den verlafsnen Ort.

[Mephistopheles fordert Wagner zum Disputieren auf.]

Dieser [Wagner] *lehnt's ab.*

Chor der Studenten, halb, ganz; schilt den Respondenten [Wagner] *bescheiden.*

Faust nimmt's auf [das Disputieren]; *schilt sein* [des Mephistopheles] *Schwadronieren; verlangt, dafs er artikuliere.*

Meph. thu'ts, fällt aber gleich ins Lob des Vagierens und der daraus entstehenden Erfahrung.

Schüler [Chor halb?] *Der ist vom fahrenden Geschlecht:*
Er renommiert, doch er hat recht.

Faust. Ungünstige Schilderung des Vaganten.

[Faust.] *Zu suchen, wo auf Erden dies geworden,*
Das steht dem Herrn Vaganten frei;
Ob es im Süden oder Norden —
Mir ist es alles einerlei.

[Chor?] — — — — — — — —

[Meph.] *Mit pathetischem Dünkel*
Quadriert den Zirkel,
Bisseciert den Winkel;
Und wo die Klügsten selbst sich wunderlich gebärden,
Das kann hier Schüler-Arbeit werden.

[Wagner? Schüler?] — — — — — —

Meph. *Wer spricht von Zweifeln? Lafst mich's hören.*
Wer zweifeln will, der mufs nicht lehren;
Wer lehren will, der gebe was.

[Meph.] *Was uns zerspaltet, ist die Wirklichkeit;*
Doch was uns einigt, das sind Worte.
(Das was uns trennt, das ist die Wirklichkeit;
Was uns verbindet, das sind Worte.)

Meph. Kenntnisse, die dem Schulweisen fehlen.

Faust. Gnothi seauton im schönen Sinne. Fordert den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die [er, nämlich:] *Faust alle beantworten wolle.*

Meph. Gletscher. Bolognesisches Feuer. Charibdis. Fata Morgana. Tier, Mensch.

Faust. Gegenfrage, wo der schaffende Spiegel sei. [Zauberspiegel in der Hexenküche.]

Meph. Kompliment, die Antwort ein andermal [wie später thatsächlich erfolgend].

Faust. Schlufs. Abdankung.

Majorität, Minorität der Zuschauer [beide?] *als Chor.*

[Wagner allein?] *Wagners Sorge: Die Geister möchten sprechen, was der Mensch zu sich zu sagen glaubte.*

Dies ist der erhaltene reichhaltige Stoff aus dem Disputations-Actus.

Es folgt nun im unmittelbaren Zusammenhange die Pakt-Scene:

Studierzimmer.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen? etc.

Mephistopheles erscheint in einer neuen Verkleidung, als „edler Junker“. Vielleicht hatte Goethe ursprünglich den Mephistopheles auch hier, wenigstens anfänglich, als Scholasticus auftreten lassen wollen. Darauf weisen wohl die beiden Verse hin:

[Faust.] *Als Pudel, als Gespenst und als Scholasticus —*
Ich habe dich als Pudel doch am liebsten.

zugleich mit Beziehung auf das angewandte Wort „pudelnärrisch“.

In diesen Auftritt unterzubringen ist auch die Stelle:

[Faust.] — — — — — — — — —
Und schleppe bei diesem Sklavenschritt
Das lange Kleid, die weiten Ärmel mit.

Zu der Verschreibung gehören die Verse:

[Meph.] *Mein Freund, wenn je der Teufel dein begehrt,*
Begehrt er dein auf eine andre Weise:
Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas wert,
Allein die Seel' ist unsre rechte Speise.

Ebenso schliefst sich hier noch der Wechsel- und Chorgesang der Geister aus der Bearbeitung für den Fürsten Anton Radziwill an:

Faust. *So mag es bei der Fratze bleiben.*
1. Halbchor. *Wird er schreiben?*
2. Halbchor. *Er wird schreiben.*
1. Halbchor. *Er wird nicht schreiben.*
2. Halbchor. *Er wird schreiben.*
Chor. *Blut ist ein ganz besondrer Saft,*
Wirkend im Innern Kraft aus Kraft.
Reifst ihn die Wunde rasch nach aufsen,
Draufsen wird er wilder, wilder hausen.
[Faust hat unterdessen geschrieben.]
Meph. *Blut ist ein ganz besondrer Saft.* U. s. w.

In dem sich anknüpfenden sog. Schüler-Auftritte erscheint

Mephistopheles im Schlafrock, eine grofse Perücke auf.

Die älteste Bearbeitung ist, wie Erich Schmidt gelegentlich äufserte, „fuchsmäfsig“, und man kann wohl sagen: im allgemeinen unbedeutend. Nur einige Worte des Schülers oder „Studenten“ will ich hier niederlegen:

Wolltet mich führen!
Bin wahrlich ganz ein irres Lamm.
Möcht gern das Gute so allzusamm',

Möcht gern das Böse mir all vom Leib,
Und Freiheit, auch wohl Zeitvertreib;
Möcht auch dabei studieren tief,
Dafs mir's über Kopf und Ohren lief'!
O Herre, helft, dafs meiner Seel'
Am guten Wesen nimmer fehl'.
— — — — — — — —
Wird mir fast so eng im Haus herum,
Als [Wie] *zu Haus im Kollegium.*
— — — — — — — —
Hochwürd'ger Herr, — — — —
Mir steht das Feld der Weisheit offen.
Wäre gern so grade zu geloffen;
Aber sieht drinn so bunt und kraus,
Auch seitwärts wüst und trocken aus.
Fern thät sich's mir vor die Sinnen stellen
(Als) wie ein Tempe voll frischer Quellen.

In dem Auftritte nach Abgang des Schülers begegnen folgende Stellen:

[Meph.] *Wenn du von aufsen ausgestattet bist,*
So wird sich alles zu dir drängen;
Ein Kerl, der nicht ein wenig eitel ist,
Der mag sich auf der Stelle hängen.
[Meph.] *Und mein Verdienst, worauf ich stolz bin —*
Ich schlepp' es nicht am Hintern hinten nach.
[Meph.] *Seht mir nur ab, wie man vor Leute tritt!*
Ich komme lustig angezogen,
So ist mir jedes Herz gewogen;
Ich lache — gleich lacht jeder mit.
Ihr müfst, wie ich, nur auf euch selbst vertrauen
Und denken, dafs hier 'was zu wagen ist;
Denn es verzeihen selbst gestrenge Frauen (Damen),
(Denn es verzeihen selbst gelegentlich die Frauen),
Wenn man mit Anstand den Respekt vergifst.
Nicht Wünschelrute, nicht Alraune —
Die beste Zauberei liegt in der guten Laune:
Bin ich mit allen gleichgestimmt,
So seh ich, dafs man mir nichts übel nimmt.
Drum frisch ans Werk und zaudert mir nicht lange!
Das Vorbereiten [einzig?] *macht mir bange.*

An die Worte des Mephistopheles,

Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf!

schliefst sich aus der Bearbeitung für Radziwill an:

Chor. *Hinaus! Hinauf!*
Kühn und munter!
Sind wir einmal oben drauf [auf?];
Geht's wieder hinunter.

Es beginnt nun die Weltfahrt der Beiden. Wir finden dieselben in einer unbekannten Scenerie wieder:

Faust. Mephistopheles.

Faust. *Umgekehrte Richtung der Jugend.*
Meph. *Gegen Roheit.*
Faust. *Widerspricht. Jugend Elasticität, der Teilnahme fehlend. Vorteile der Roheit und Abgeschmacktheit.*
Meph. *Vorschlag. Geschichte des Tranks* [Trunks?].

So sehen wir uns übergeführt zu dem folgenden Auftritte:

Auerbachs Keller.

Der Ur-Faust bietet uns den Auftritt gröfstenteils in Prosa, und zum Teil in ziemlich abweichender Fassung; am bedeutendsten ist, dafs an Stelle von Mephisto Faust selber den Wein- und Feuerzauber macht. Später hat Goethe sehr richtig diesen Puppenspiel-Ulk, diese „abgeschmackte Zerstreuung“ als Fausts unwürdig auf seinen Spiefsgesellen übertragen.

Als nächstes Bild bietet sich uns eine nur ganz oberflächlich angedeutete Scene:

Landstrafse.

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schlofs, in der Ferne ein Bauernhüttchen.

Faust. *Was giebt's, Mephisto? hast du Eil'?*
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?
Meph. *Ich weifs es wohl: es ist ein Vorurteil;*
Allein genug — mir ist's einmal zuwider.
Meph. *Mich darf niemand aufs Gewissen fragen:*
Ich schäme mich oft meines Geschlechts.
Sie meinen: Wenn sie Teufel sagen,
So sagen sie 'was Rechts.

Das ist alles, was sich uns für den Auftritt bietet. Ich denke mir das Weitere als eine Unterredung über das Leben im allgemeinen, über das Streben und Ringen der Menschen, verschiedene Stände, Reichtum (Schlofs), Armut (Bauernhütte), Glück u. s. w.

[Reimpaar:] *Treten des Elements*
Des Glückes Insufficienz [d. i. Unzulänglichkeit].

Faust leitet über auf das, was unantastbar immer bestehen bleiben wird: Religion (Kreuz) und göttliche Liebe. Mephistopheles springt auf irdische Liebe über, welche alles, Schlofs und Bauernhütte, einige u. s. w. Der letzte Gedanke ward sodann, in verwandelter Scene, weitergesponnen mittels des Einschiebsels:

(Kleine Teufel) Zwei Teufelchen und Amor,

indem darin ausgeführt wird, dafs die wahre Liebe göttlich sei, dafs aber diese reine, edle Liebe mitunter durch das Teuflische gefährdet werde. — Als die beabsichtigt gewesene Gesprächscene unterblieb, ward das fertig ausgearbeitete allegorische Stückchen anderweit benutzt, wie wir nachher ersehen werden.

Hexenküche.

Die irdisch-teuflische Liebe ist jetzt der Hebel, mittels dessen er Faust seinem idealen Streben entrücken will. Der Zauberspiegel (schaffende Spiegel) und der Liebestrank mit seiner verjüngenden Kraft sind Mittel dazu:

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Seitdem ist Faust thatsächlich ein ganz veränderter Mann, und der Kampf der inneren Elemente, dessen er sich schon früher bewufst war, beginnt in titanenhafter Weise zu toben.

Der Dichter führt uns jetzt eine etwas wunderliche Scene vor:

Doppelscene.

Andreas-Nacht. Mondschein.

Feld und Wiesen.	*Vorstadt, öder Platz.*
Faust.	*Gretchen* [bald so, bald Margarethe, Margrete genannt].

Also eine Scene mit geteilter Bühne. Lyrisch-dichterisch sehr schön gedacht, mufste sie doch als dramatisch unmöglich fallen gelassen werden. — Es ist Andreas-Nacht, die Nacht der Liebe. Gretchen hat ein halb bewufstes Sehnen nach dem ihr noch unerschlossenen Lande der Liebe mit ihren Freuden und Leiden. Faust befindet sich auf der Suche nach dem Wunderbilde weiblicher Schönheit, welches der schaffende Zauberspiegel ihm gezeigt hat:

In goldnen Frühlings Sonnen-Stunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht.
In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt ich wohl diesen Traum beginnen,
Vollenden nicht.
— — — — — —
Und Freude schwebt im Sternenklang
Uns nur im Traume vor.

Erich Schmidt hält diese Stellen, obwohl unter den Faustpapieren befindlich, für zwei lyrische Fragmente ohne Beziehung zu Faust — ich glaube sicher: mit Unrecht. — Und nun beginnt das greifbare Liebesdrama mit Gretchen:

Kleine Reichsstadt. Vor der Kirche [sonst Strafse].

Das Anmutige, Beschränkte des bürgerlichen Zustandes. Kirchgang. Neugetauftes Kind. Hochzeit.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen etc.

Es folgt die liebliche Scene:

Abend. Ein kleines, reinliches Zimmer [Gretchens].

Ein anderer Gretchen-Auftritt zeigt uns, im Gegensatze zu jener ruhigen Scene, das ungestüme Vorgehen des stürmischen Liebhabers. Darauf deuten die Worte:

[Margr.] *Fiel vor mir hin und küfste mir die Hand —*
Es brennt mich noch! —

Ohne dafs es weiterer Erörterungen bedarf, fügen sich die folgenden Scenen glatt an:

Allee (Spaziergang).

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente!

Der Nachbarin Haus.

[Martha, Margarethe, später Mephistopheles.]

Strafse.

Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Darauf kommt die lieblichste der Scenen:

Garten. Ein Gartenhäuschen.

Als Einleitung wollte Goethe das früher einmal anderweitig beabsichtigt gewesene allegorische Gedicht *Zwei Teufelchen und Amor* benutzen. Nach dem Schlusse:

Und kommt denn auch der Teufel hinten nach,
Bin ich schon weit hinweggeflogen,

findet sich die Bemerkung:

Amor fliegt gegen die Seite, wo sogleich Faust und Gretchen hervortreten. Die Teufelchen hüpfen in die entgegengesetzte, wo später Mephistopheles und Marthe herauskommen.

Der höchsten Liebessteigerung bei Faust folgt eine Zeit kühlerer Betrachtung. Dahin ist wohl eine aus Bruchstücken zusammenzusetzende

Scene zwischen Faust und Mephistopheles

zu verstehen; sie war vielleicht auch schon an früherer Stelle beabsichtigt, obwohl ich nicht gerade wüſste: wo?

[Meph.] *Der ganze Fehler ist daher entstanden:*
Das was ihr wiſst, das könnt ihr nicht genieſsen,
— — — — — — — — —
Was man genieſst, das braucht man nicht zu wissen.

[Meph.] *Denn zum Erlernen ist der Groſse viel zu klein,*
Und zum Genieſsen ist der Kleinste groſs genug.

[Faust] *Ei, was ich weiſs, das brauch ich nicht zu glauben!*
Der Mensch ist gar erbärmlich dran,
Und es steht nur dem Teufel an,
Ihm noch das biſschen Sicherheit zu rauben.

[Meph.] *Die Wahrheit zu ergründen,*
Spannt ihr vergebens euer blöd Gesicht;
Das Wahre wäre leicht zu finden,
Doch eben das genügt euch nicht.

[Meph.] *Die bloſse Wahrheit ist ein simpel Ding,*
Die jeder leicht begreifen kann.
Allein sie scheint euch zu gering,
Und sie befriedigt nicht den Wundermann.
Drum wollt ihr, daſs man euch belüge,
Und dankt dafür, wenn — —

[Meph.] *Giebt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht betrügen* —
Mehr oder weniger versteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen —
Das ist die Köcherei, die mir am besten schmeckt.

[Meph.] *Wenn du nur von den Bissen leben solltest,*
Die dieser oder jener dir gegönnt —

[Meph.] *Und wenn ihr schreiet (jammert, scheltet), wenn ihr klagt,*
Daſs ich zu grob mit euch verfahre —
Und (?denn?) [denkt?] *wer euch heut recht derb die Wahrheit sagt,*
Der sagt sie euch auf tausend (viele) Jahre.

[Meph. allein] *Auf diesem Wege rollt es eben*
Recht hurrliburli durch das Leben.
Er nagt nicht lang an einem Knochen:
Ich muſs es ihm gepfeffert kochen.

Solche moralische Stimmung spinnt sich weiter fort in die Scene:

Wald und Höhle.

Wir hören Fausts dankende, aber auch vorwurfsvolle Worte an den erhabenen Welt- und Erdgeist. Mephistopheles sucht ihn wieder lange vergeblich von seiner idealen Anwandlung abzubringen. Da ändert sich allgemach die Lage, indem Mephisto

die Liebesgedanken weckt. Wohl sucht Faust den Versucher von sich zu weisen; doch dieser, trotz des entgegengeschleuderten „Pfui über dich!“ benutzt das gewonnene Fleckchen, um weiteren Boden zu gewinnen; er sucht den idealen Anflug gründlich zu beseitigen, indem er cynisch-derb die ganze reale Wirklichkeit entgegenstellt:

[Meph.] *Und der zuerst sich wie ein Gott erging,*
Befindet sich noch wohl am Schweinekoben.

Aber derartige teuflisch-herabwürdigende Äufserungen zünden bei Faust nicht. Anders ist es, als Mephisto sich wieder dem Gedankenschwunge Fausts anbequemt. Er bringt in verführerischen Worten das schöne Gretchen in Erinnerung. Fausts Wort „Schlange! Schlange!“ und Mephistopheles' „Gelt, dafs ich dich fange!“ sind von wesentlicher Bedeutung. Faust ist gewillt, den Zauberbecher der Liebe bis auf den Grund zu leeren, und Mephisto triumphiert in dem Gedanken an die entscheidende Wettbedingung:

Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn! u. s. w.

Aber der Geist der Verneinung verkennt die tiefe Faustische Natur gründlich, obwohl Faust ihn bedeutet, dafs der Sinnengenufs ihm niemals die volle Befriedigung gewähren könne:

[Faust.] *O, wo ist der Genufs, der der Begierde gleicht,*
Und wo ist ein Genufs, der die Begier erreicht!

Die Sinnlichkeit vermag den Helden nicht von seinem höheren Streben abzubringen. Dieser Gedanke und jene zwei Verse sind bedeutungsvoll. Es ist schade, dafs Goethe jene wichtigen Verse oder Gedankenähnliches nicht in das Werk aufgenommen hat. — Vorläufig zeitigt der Same des Bösen seine Früchte, und das arme Gretchen geht ahnungslos seinem Verhängnis entgegen.

Gretchens Stube.

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer etc.

Marthens Garten.

Versprich mir, Heinrich — (Sag mir doch, Heinrich —)

Der Schlufs gestaltet sich so:

Faust. *Was geht dich's an?*
Meph. *Hab ich doch meine Freude dran!*
(Faust ab.)
Meph. *Der junge Herr ist freilich schwer zu führen;*
Doch als erfahrner Gouverneur
Weiſs ich den Wildfang zu regieren
Und affiziert mich auch nichts mehr.
Ich laſs ihn so in seinen Lüsten wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüsten handeln.
Ich rede viel und laſs ihn immer gehn.
Ist ja ein allzu dummer Streich geschehn,
Dann muſs ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt;
Doch giebt man gleich, indem man's repariert,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

Am Brunnen. Zwinger. Straſse vor Gretchens Thüre (Nacht).

[Gretchen und Lieschen. — Gretchen vor der Mater dolorosa. — Valentin. Faust, Mephistopheles etc.]

Das Verderben bricht Schlag auf Schlag herein.

Dom.

Exequien der Mutter Gretchens. Amt, Orgel und Gesang. Gretchen, alle Verwandte. Böser Geist hinter Gretchen.

Besondere Scene.

Faust, vom bösen Gewissen verfolgt, sieht überall sein verführtes und verlassenes Gretchen, so sehr auch Mephistopheles ihn abzulenken sucht. Das Muttergottesbild verwandelt sich vor Fausts Augen in Gretchens Gestalt.

[Faust.] *Was für ein hölzern Bild sie an dem Halse hat!*
Ein heilig's oder ein lebendig's?

Einleitung zur Walpurgisnacht.

Faust. *Veränderung ist schon alles* [Übergang vom Winter zum Frühling]. *Krankheit das Mittel (ein Choc), damit die Natur nicht unterliege.* [Winter = Krankheit.]

Meph. *Will einige Nacht-Mahre zaumen und Fausten eine Falle legen; gelingt's, so holt er ihn.* [Scheint sich auf das Folgende zu beziehen, mit Anknüpfung an „Verweile doch! du bist so schön!“]

Faust allein. *Schmeichel-Gesang.* [Nach Art der Sirenen des Odysseus.]

Faust. *Wer ist in der Nähe, dem das gelten kann?*

Fortgesetzter Schmeichel-Gesang.

Meph. Deutet sie [die Gesänge] *auf Faust.*
Fausts Unwille.
Meph. Keck, verrät sich.
Faust. Er soll's wo anders anwenden.
Meph. Pferde.
Sie reiten. Schnelligkeit. Falsche Richtung. Zug nach Osten [?].

[Meph.] *Aufmunterung zu Walpurgis-Nacht. Daselbst.*

(Walpurgisnacht. Harzgebirge.)

Felsen-Gegend [auf halber Höhe des Blocksberges?].

[Faust.] *Das hat schon der Prophet gewufst:*
Es ist gar eine schlechte Lust,
Wenn Ohim mit den Zihim sich begegnen.

Der erwähnte Prophet ist Jesaia, welcher im 13. Kapitel, auszugsweise wiedergegeben, schreibt:

„Also soll Babel umgekehrt werden vor Gott, wie Sodom und Gomorrha, dafs man hinfort nicht mehr da wohne, noch jemand da bleibe für und für. Sondern Zihim (= Wildkatzen, Vampyre?) werden sich da lagern, und ihre Häuser werden voll Ohim (= Marder?) sein, und Straufse werden da wohnen, und Feldgeister (wohl eine irrtümliche Übersetzung?) werden da hüpfen, und Eulen in ihren Palästen singen, und Drachen in den lustigen Schlössern."

Der Dichter stellt also die alte zerstörte Weltstadt in Vergleich mit der phantastisch-grausigen Scenerie, wie er sie im Sinne hat, oder wie das Harzgebirge unmittelbar sie ihm bot.

[Faust.] *Welch hohe Pracht!*
In den Bergen Waldesnacht!

Leuchtende Figur des Mephistopheles [an Stelle des Irrlichtes?].

[Faust.] *Warmes Lüftchen, weh heran,*
Wehe uns entgegen;
Denn du hast uns wohlgethan
Auf den Jugendwegen.

Diese Verse sind durch Riemer als zum Faust gehörig mitgeteilt worden. Erich Schmidt hat sie unter den Faustpapieren nicht gefunden und hält sie deshalb nur für ein abgerissenes Lyrikum — ich glaube: mit Unrecht. Das zur Begründung vorgeschützte Metrum ist nicht ausschlaggebend; denn auch andere Stellen, wie der Wechselgesang Faust, Mephistopheles, Irr-

licht, haben ihr besonderes Versmaſs. Die Verse stehen in Verbindung mit:

Faust. *Der Frühling webt schon in den Birken* etc.
Sollt er nicht auch auf unsre Glieder wirken?
Meph. *Fürwahr, ich spüre nichts davon!*
Mir ist es winterlich im Leibe.

Faust. *Schöpfung des Menschen durch die ewige Weisheit, der Hexen zufällig wie Python.*

[Meph.] *Wie man nach Norden weiter kommt,*
Da nehmen Ruſs und Hexen zu.

In wenigstens äuſserlicher Verbindung hiermit stehen die geringeren Verse:

[Meph.] *Dem Ruſs der Hexen zu entgehen,*
Muſs unser Wimpel südwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Skorpionen.

[Meph.] *Vier Beine lieb ich mir zu sicherm Stand und Lauf;*
Er [Faust?] *klettert stets und kommt doch nicht hinauf.*

Die Vierbeinigkeit soll wohl auf das Tierische im Menschen hinweisen, welches in der Walpurgisnacht-Scene so recht zum Ausdrucke gelangt.

[Meph.] — — — — — — — —
Und selbst die allerkürz'ten Flügel
Sind doch ein herrliches Organ.

[Meph.] *Ihr Leben ist ein bloſser Zeitvertreib —*
Zwei lange Beine, keinen Leib.

(— — jetzigen Unfug in Deutschland.)

Dies scheint äuſserlich auf die Irrlichte zu gehen. Gemeint ist aber jedenfalls vom politischen Stande aus, wie aus der abgerissenen Prosa-Bemerkung hervorgeht, Deutschland mit seinem vorübergehenden Aufflackern während der Freiheitskriege; gezielt wird auf den kläglichen Zwiespalt: die zwei langen Beine sind Preuſsen und Österreich, der mangelnde Leib ist Deutschland selber.

[Meph.] *Ein Mensch, der von sich spricht und schreibt,*
Wie einst ein Biograph von ihm geschrieben hätte.

Frauen über die Stücke [? vielleicht Theaterstücke? oder Röcke??]. *Männer über das L'hombre. Hexe aus der Küche;* es ist „*Die Alte*“, mit welcher Mephistopheles die wüste Wechselrede, den wüsten Wechselgesang hat.

[Meph.] *Musik nur her, und wär's ein Dudelsack!*
Wir haben, wie manche edle Gesellen,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

[Meph.] *Ei, da ist ja der liebe Sänger*
Von Hameln auch, mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger!
Wie geht's? Ganz herrlich, wie es scheint.

Der Rattenfänger war Goethe schon von früher her geläufig:

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiste Rattenfänger.

Er mufste hier seine Maske Goethes altem Bekannten Basedow leihen:

Rattenfänger von Hameln.
Befinde mich recht wohl — zu dienen.
Ich bin ein wohlgenährter Mann,
Patron von zwölf Philanthropinen,
Daneben auch ein Charlatan.

[Meph.] *Fleisch dorrt wie Heu, und Bein zerbricht wie Glas,*
Und alle Schönheit ist ein (wahrer) Mottenfrafs!

[Meph.] — — — — — — — —
— *Die spindelförmigen Gestalten* —
Und sind für mich die alten Helden tot,
So mufs ich mich doch wohl zu diesen Schluckern halten.

[Meph.] *Was an dem Lumpenpack mich noch am meisten freut,*
Ist, dafs es wechselweis von Herzen sich verachtet.

Dies ist später ausgeführt worden:

Das hafst sich schwer, das Lumpenpack etc.

Intermezzo.

Dasselbe besteht aus einem Xenienbündel und führt uns auf eine Auftrittbühne bestimmter Persönlichkeiten. Es ist dies ein schnurriger Einfall des Altmeisters. Das ganze Intermezzo hat mit der Handlung nichts zu thun, sondern ist nur für die Personenkenntnis von Bedeutung. Eine Anzahl bisher unbekannt gewesener Xenien ist überschrieben mit: *Stilling* — *Gräfin* — *Ptolomäer* — *Copernicus* — *Eutiner* — *Wunderhorn.* Ich will nicht näher auf sie eingehen. Eine Xenie ohne Bezeichnung scheint mir im allgemeinen auf die Dichterlinge zu zielen, welche durch Goethes Xenien manchen Hieb erhielten:

Wegen papierner Flügel bekannt,
Sieht euch auch hier ein jeder an.
Ein paar Löcher sind hineingebrannt —
Das haben die verfluchten Xenien gethan!

Mit dem Xenien-Ulke liefs Goethe die Walpurgisnacht mit ihrem guten Teile Sinnlichkeit im Sande verlaufen. Eigentlich hatte der Altmeister eine Steigerung bis zur Höhe der Gemein-

heit, äufserlich ausgedrückt: ein weiteres Emporklimmen von der halben Höhe des Brocken bis zum Gipfel, beabsichtigt.

Nach dem Intermezzo

sollten nämlich sehr ausgesponnene Scenen auf dem höchsten Gipfel des Blocksberges folgen, in welchen die menschlich-tierische Natur in ihrer ganzen realen Widerlichkeit gezeigt werden sollte. Der Dichter wollte auf solche Weise seinen Helden läutern und dem geistigen und idealen Elemente wieder zuführen. An der Derbheit der Sprache scheiterte die Ausführung, und das wenige halbwege Vollendete war wohl nur einem engeren Freundeskreise zugängig; auch hier mufs das Meiste unterdrückt werden.

Gipfel. Nacht. Einsamkeit, Öde, Trompetenstöfse, Blitze, Donner von oben, Feuersäulen (Feuerkolofs), Rauch, Qualm. Fels, der daraus hervorragt; ist der Satan. Grofses Volk umher. Versäumnis. Mittel, durchzudringen. Schaden. Geschrei. Lied. Gedränge. Sie ersteigen einen Baum. Reden des Volks. Man kann's vor Hitze kaum aushalten.

Sie [Faust und Mephistopheles] *stehen im nächsten Kreise. Nächste Umgebung. Massen, Gruppen. Satans Rede:*

Die Böcke zur Rechten,
Die Ziegen zur Linken etc.

Chor. Aufs Angesicht nieder!
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret sie gern.
Vernehmet die Worte;
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens,
Der tiefsten Natur.
Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nah steht
Und höret das Wort!
Ihr Männlein und Weiblein,
Verehret die Spur
Des ewigen Lebens,
Der tiefsten Natur.

Präsentationen. Beleihungen. Einzelne Audienzen. Ceremonienmeister.

Auf glühendem Boden. Hochgerichts-Erscheinung: Nackt das Idol; die Hände auf dem Rücken; bedeckt nicht das Gesicht und nicht die Scham. Gesang:

[Chor.] *Wo fliefset heifses Menschenblut,*
Der Dunst ist allem Zauber gut.
Die grau' und schwarze Brüderschaft,
Sie schöpft zu neuen Werken Kraft.

Was deutet auf Blut, ist uns genehm;
Was Blut vergiefst, ist uns bequem.
Um Glut und Blut umkreist den Reihn.
In Glut soll Blut vergossen sein.
Die Dirne winkt — Es ist schon gut.
Der Säufer trinkt — Es deutet auf Blut.
Der Blick, der Trank — Er feuert an.
Der Dolch ist blank — Es ist gethan.
Ein Blutquell rieselt nie allein:
Es laufen andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort,
Es reifst der Strom die Ströme fort.

Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt. — Mitternacht. Versinken der Erscheinung. Vulkan. Unordentliches Auseinander-Strömen, -Brechen und -Stürmen.

Hexenchor. *Und wie wir nun nach Hause ziehn —*
Die Saat ist gelb, die Stoppel grün.
Zum Schlusse nimmt's kein Mensch genau;
Es speit die Hexe — — — —

Bei Ausmerzung der Gipfel-Scene ist die für den Gedankengang wesentliche Hochgerichts-Erscheinung in eine andere Region versetzt worden.

Blocksberg [gleichfalls Gipfel, im unmittelbaren Anschlusse an das Vorige. Die Scenerie ist später gegeben worden als „Trüber Tag, Feld"].

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen etc.

Nacht. Offen Feld.

Was weben die dort um den Rabenstein? etc.

Kerker.

Von dieser Scene ist, gleichfalls in der Abschrift des Fräuleins von Göchhausen, die erste Fassung in Prosa erhalten. Sie bietet keine wesentlichen Abweichungen, nur dafs der Ruf *„Ist gerettet!"* fehlt.

Einige Paralipomena, welche Herr Erich Schmidt als zum ersten Teil gehörig betrachtet hat, müssen wir dem zweiten Teile zuweisen, welcher seiner Zeit in ähnlicher Weise besprochen werden wird.

Die Handlung in Shakespeares Cymbeline.

Cymbeline gehört unstreitig zu den Meisterwerken Shakespeares: die Fabel ist reich und voll tiefer Bedeutung, die Charakterisierung umfassend, anschaulich und, namentlich in der Hauptperson Imogen, tiefgehend, der Gang der verschlungenen Handlung ist mit höchster Künstlerschaft geführt, die Auflösung der tragischen Konflikte ungezwungen; der ideell-symbolische Gehalt des Kunstwerkes ist gleichwiegend mit der individuellen Anschaulichkeit desselben.

Hätte der Dichter das Stück nach dem Haupthelden desselben benennen wollen, so hätte es „Imogen“ heifsen müssen, er hat aber vorgezogen, es nach der Person zu betiteln, auf welche alle Beziehungen der Handlung zurückweisen, nach Cymbeline, dem fabelhaften König, der zur Zeit des römischen Kaisers Augustus über Britannien herrscht und jenem tributpflichtig ist.

In der Fabel des Dramas sind, wie bei Shakespeare oft — es sei hier nur an „König Lear“ und „Sommernachtstraum“ erinnert — mehrere Handlungen in künstlerischer Weise zu einer Einheit verknüpft. *Drei verschiedene Handlungen gehen hier erst nebeneinander her, bis sie sich mehr und mehr nähern, miteinander berühren, endlich ganz und gar in eins verschlingen.*

Diese drei Handlungen sind:

1) Die Haupthandlung. — Imogen, die Tochter Cymbelines

und Thronerbin, hat sich mit Posthumus Leonatus, einem jungen Manne von edlem Sinn und edler Abkunft, vermählt. Der schwache König, aufgestachelt durch seine zweite — ehrgeizige, falsche und boshafte — Frau, welche ihrem Sohne Cloten durch Verheiratung mit seiner Stiefschwester Imogen die Krone zuwenden möchte, verbannt im Zorn über jene Vermählung den Posthumus vom britischen Hofe. Dieser geht nach Italien zu einem Gastfreund seines langverstorbenen Vaters, während Imogen von den Umwerbungen des albernen, eingebildeten, zugleich aber mit boshaften Trieben reich versehenen Cloten zu leiden hat.

Posthumus, noch nicht hinreichend welterfahren, heifsblütig und dabei ernsten, zur Schwermut neigenden Sinnes, läfst sich verleiten, mit einem eitlen, hochmütigen Italiener Jachimo eine Wette auf die gegen alle Verführung gewaffnete Treue seiner Frau einzugehen. Jachimo, der bald einsehen mufs, wie unnahbar Imogen ist, gelangt durch List in das Schlafzimmer Imogens, in einem Kasten verborgen, dem er bei nächtlicher Weile entsteigt, um durch gewisse Merkmale, teils am Körper der Schlummernden, teils der Dekoration des Schlafgemachs, sowie durch das geraubte Armband der Prinzessin den Posthumus überreden zu können, dafs Imogen seinen Verführungskünsten erlegen sei. Posthumus fällt in die ihm arglistig gelegte Schlinge; der von Imogen zum Abschied ihm geschenkte Ring fällt als Preis an Jachimo; der einzige Gedanke des Posthumus ist jetzt die Vernichtung Imogens, die das Glück seiner Seele und seines Lebens, seinem Wahne nach, zerstört hat. Pisanio, der treue und kluge, im Dienste Imogens zurückgelassene Diener des Posthumus, erhält daher von seinem verbannten Herrn den Befehl, Imogen auf den Weg nach Milford Haven in Wales zu locken — wo Posthumus sie treffen zu wollen vorgiebt —, um so Gelegenheit zu ihrer Ermordung zu finden.

Neben dieser Haupthandlung entwickelt sich eine zweite und dritte Nebenhandlung:

2) Cymbeline, von der Königin aufgereizt, weigert sich, den von Cäsar dem britischen Reich auferlegten Tribut an Augustus weiterzuzahlen. Ein Krieg mit Rom bricht darüber aus.

3) Der König, launisch, schwach und unselbständigen Geistes, hat vor ungefähr zwanzig Jahren einen ehrenhaften Edelmann Belarius auf falsche Verleumdungen hin verbannt. Dieser, um sich zu rächen, hat die beiden noch ganz jungen Kinder Cymbelines* entführen lassen und lebt mit ihnen, die ihn für ihren Vater halten und von ihm herzlich geliebt werden, in einer einsamen waldigen Berggegend von Wales, nicht sehr fern von Milford Haven.

Die drei Handlungen des Stückes rücken, je weiter von jetzt an die Haupthandlung vorschreitet, immer näher und näher zusammen.

Pisanio entdeckt der in seiner Begleitung voll Liebessehnsucht in die Berge von Wales geeilten Imogen, an deren Unschuld er nicht zweifelt, den Mordanschlag des Gatten. Auf seinen Rat hüllt sich Imogen in Mannestracht, um sich dem römischen Abgesandten C. Lucius, der bald vom britischen Hof nach ausgesprochener Kriegserklärung in Milford Haven eintreffen soll, zum Dienst zu erbieten; so hofft sie in des Posthumus Nähe zu kommen, den sie, wie tief auch ihr edler Sinn gekränkt ist, mit unerschütterlich beständiger Liebe liebt.

Imogen gerät auf ihrer einsamen Wanderung in die Höhle des Belarius und schliefst herzliche Freundschaft mit den Bewohnern derselben.

Cloten, dem Pisanio von dem Briefe des Posthumus an Imogen Mitteilung zu machen genötigt ist, in welchem dieser vorgiebt, in Milford zu sein, beschliefst, sich für die herben Zurückweisungen von seiten Imogens durch Ermordung des Posthumus und schändende Gewaltthat an jener zu rächen, die er zu gröfserem Hohne in der Kleidung des Posthumus vollbringen will. Auch er kommt in die Nähe der Höhle des Belarius, beschimpft hochmütig den ihm begegnenden älteren Pflegling des letzteren, Guiderius, und dieser schlägt ihm im Notwehr-Kampfe den Kopf ab. Die drei Bergbewohner finden, als sie in ihre Höhle zurückgekehrt sind, Imogen anscheinend tot; es ist in Wirklichkeit nur eine anhaltende Betäubung, in

---

* Imogen ist das jüngste Kind. Dies geht aus den Worten des Belarius (III, 3): „thinking to bar thee of succession", hervor.



welche die Prinzessin versunken ist infolge eines todähnlich wirkenden Trankes, der von der Königin in arglistiger Absicht dem Pisanio, von diesem in guter Absicht seiner Herrin gegeben ist. Imogen und der verstümmelte Körper Clotens werden nun nebeneinander unter Blumen bestattet. Erwachend glaubt Imogen, durch Clotens Kleidung getäuscht, den Posthumus erschlagen neben sich zu sehen. Entsetzensvoll über den Toten gebeugt, wird sie von C. Lucius angetroffen, der den anscheinenden Jüngling mitleidig in seinen Dienst nimmt.

Der britisch-römische Kampf ist nun in vollem Gange. Posthumus, der die Grausamkeit seines Auftrags bereut, den er von Pisanio an der immer noch geliebten Imogen vollzogen wähnt, ficht, den Tod suchend, als Bauer verkleidet gegen die Römer; auch Belarius mit seinen Pfleglingen nimmt an der in ihrer Nähe tobenden Schlacht teil. Wesentlich durch die Tapferkeit dieser vier verbleibt der erst sich auf die feindliche Seite neigende Sieg schliefslich den Briten. Posthumus aber, jetzt in römischer Rüstung, wird gefangen genommen, um mit den übrigen römischen Gefangenen getötet zu werden.

So ist viel tiefes, schweres Leid bis hierhin über die schuldlose Imogen mit dem demantgleich starken und edlen Herzen, über den nicht schuldfreien, aber edelsinnigen Posthumus gekommen, und noch Trüberes scheint jetzt hereinzubrechen, wo eine günstige Wendung alles zum Guten führen könnte. Um diese günstigere Wendung, um versöhnende Gerechtigkeit flehen die dem schlafenden Posthumus erscheinenden Geister seiner Blutsverwandten zum Jupiter. (Der Dichter setzt voraus, dafs der römische religiöse Glaube zu der Zeit auch schon bei den Briten geherrscht habe.) Die Gottheit zeigt sich gnädig gesinnt; die vielverschlungenen, in die Irre und in die Wildnis laufenden Schicksalspfade führen schliefslich auf e i n e n geraden, vom Licht der Erkenntnis und von der Wärme der Befriedigung erfüllten Weg zurück. *Irrtum, Leidenschaft und Bosheit haben alles verwirrt, standhafte Treue und Edelsinn verfolgen trotzdem unbeirrt die richtige Bahn, und das Schicksal zeigt sich endlich — nach menschlichem Mafsstab — nachsichtig-gerecht und versöhnend.*

In Cymbelines Zelt spielt die letzte Scene, in welcher die

drei Handlungen völlig ineinander einmünden und eins werden und die wundervoll befriedigende Lösung des sehr verschlungenen Knotens erfolgt. Dem von Pisanio und Belarius mit seinen Pfleglingen umgebenen König, der diesen ihm unbekannten drei Tapferen reichlich zu lohnen gedenkt, wird der Tod der Königin gemeldet, die in Raserei über Clotens Verschwinden gestorben ist, das ihren ehrgeizig-boshaften Plänen ein jähes Ende bereitet. Sie hat vorher ihr böses Herz enthüllt, so daſs ihr verderblicher Einfluſs auf den König aufhört zu wirken. Die römischen Gefangenen: Lucius mit seinem jungen Diener (Imogen), Jachimo, Posthumus werden vorgeführt. Sie sollen sämtlich sterben. Lucius bittet um Schonung seines Dieners. Cymbeline gewinnt diesen beim ersten Anblick lieb. Imogen gewahrt den Ring, den sie dem Posthumus einst gab, an der Hand Jachimos. Dieser, schon lange von Reue gequält, enthüllt auf ihre Anfrage, wie er zu dem Ring gekommen sei, den Anwesenden seine Verschuldung. Posthumus, der schon längst seinen blutigen Befehl an Pisanio schmerzlichst bereut, ist nun ganz untröstlich, daſs er nicht nur eine innig geliebte, sondern — wie er jetzt sieht — auch schuldlose Frau zu töten befahl. Auch er entdeckt in Verzweiflung sich und sein Handeln gegenüber Imogen. Diese, die von Pisanio zuerst erkannt worden ist, läſst nun auch ihre Maske fallen, zu namenloser Freude ihres Gatten Posthumus und auch Cymbelines, der das von ihm an seiner geliebten Tochter* begangene Unrecht schon vorher eingesehen hat. Da Guiderius bekannt giebt, daſs Prinz Cloten von ihm getötet ist, und Cymbeline für diese That — gegen innere Neigung — den Tod über ihn verhängt, so kommt nun der alte Belarius mit seinem Geheimnis heraus. So hat Cymbeline drei Kinder wiedergewonnen, Imogen zwei Brüder, an welche sie nun das Anrecht auf den Thron abtreten muſs, ohne daſs ihre Freude dadurch im geringsten getrübt wird. Dem reuigen Jachimo verzeiht der hochherzige Posthumus. So sichert auch der König allen Gefangenen Gnade zu, ja er erklärt, trotz seines Sieges dem römischen Kaiser den ihm rechtmäſsig gebührenden Tribut weiterzahlen zu wollen, wodurch der

* Er nennt sie (IV, 3) „the great part of my comfort“.

Friede mit Rom wieder hergestellt ist. Mit Friede und Versöhnung und mit Lobpreis der waltenden Gottheit schliefst das Schauspiel.

In stofflichem wie in ideellem Sinne entfaltet in dieser letzten Scene das Drama seine ganze Fülle, wie es in ähnlicher Weise wohl bei wenigen dramatischen Schlufsscenen der Fall ist.

Dr. J. Jacoby.

Der Geizige in Ragusa.

Ein Nachtrag zur Schrift:

„Plautus. Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele von K. v. Reinhardstoettner."

Unter den slavischen Litteraturen haben sich im 16. Jahrhundert unter Einfluſs der italienischen Renaissance besonders reich entwickelt bloſs die polnische und die kroatisch-dalmatinische. Erstere ist in der westeuropäischen Litteratur bereits mehr bekannt, von der letzteren jedoch so viel wie nichts. Diese kroatische Litteratur, die in Dalmatien und besonders in Ragusa erblühte, ist bei den südslavischen Gelehrten Gegenstand tiefer Studien geworden, besonders die Südslavische Akademie der Wissenschaften hat in ihren Publikationen eine Reihe von Studien veröffentlicht, dieselbe giebt eine Kollektion alter kroatischer Schriftsteller („Stari pisci hrvatski") heraus (15 starke Bände in gr. 8 bis hierher). Und dennoch finden wir z. B. in Adolf Sterns Geschichte der neueren Litteratur gar keine Erwähnung von derselben, trotz der deutschen Übersetzung von Pypins Geschichte der slavischen Litteraturen. — Als siebenter Band der erwähnten Kollektion wurden herausgegeben die Werke des Marin Držić. Von diesem hervorragendsten, tüchtigsten, originellsten Komödiendichter der ragusanischen Litteratur (geb. ca. 1520, gest. ca. 1580) hat sich neben einigen lyrischen Gedichten, einigen religiösen und Hirten-Spielen eine Reihe von Komödien erhalten, in denen sich das derzeitige Leben der Ragusaner lebhaft und treu wiedergespiegelt. Sie sind jedoch groſsenteils unvollständig, ohne Anfang oder ohne Ende oder gar nur in Auszügen auf uns gekommen. Unter diesen Komödien interessiert uns hier am meisten die

Komödie „Skup“ („Der Geizige“), welche im Jahre 1555 am Hochzeitsfeste eines Ragusaner Bürgers aufgeführt wurde.

Die Komödie beginnt mit einem Prologe, den der „Satir“ spricht; der Dichter entschuldigt sich hierin, dafs er nicht ein Hirtenspiel geschrieben und aufführen lassen hat, erwähnt, wie in anderen Komödien, Gesellschaften von Dilettanten aus der jeunesse dorée, sagt, dafs er eine Komödie aufführen lassen wird, die uralt ist, gestohlen aus einem uralten Buche, aus dem Plautus, und schliefst mit einer captatio benevolentiæ. Der Dichter giebt uns also selbst an, dafs „Der Geizige“ eine Überarbeitung der Aulularia ist. Eine Vergleichung beider Stücke ergiebt nun, dafs Marin Držić die Aulularia sehr geschickt überarbeitet und lokalisiert hat. Hatte er hierbei noch irgend eine italienische Bearbeitung dieses Plautinischen Lustspiels, kann ich nicht entscheiden, mit Giov. B. Gellis Komödie „La Sporta“ hat „Der Geizige“ wohl manche Ähnlichkeit, soweit ich aus Reinhardstoettners Buche (274—279) ersehe, doch unterscheidet er sich auch stark von derselben, vielfach an solchen Stellen, wo „La Sporta“ mit der „Aulularia“ übereinstimmt.

Im folgenden will ich nun den Inhalt „des Geizigen“ erzählen, damit andere denselben weiter vergleichen können, und zwar nach Akten und Scenen, wie es Reinhardstoettner in seinem Buche gethan.

Die erste Scene des ersten Aktes bringt einen Dialog zweier Dienstmädchen, des alten Dienstmädchens des Geizigen, Namens Variva, und eines jüngeren Namens Gruba. Die letztere erzählt, wie sie in das Haus des Geizigen um Feuer gegangen und diesen Angstrufe um seinen Schatz ausstofsen hörte, und bemitleidet ihre Genossin. Weiter erfahren wir aus ihrem Gespräche, dafs der Geizige seine Tochter Andrijana einem alten, reichen Manne als Frau versprochen hatte, und zwar ohne Mitgift; Andrijana aber liebe* einen jungen Bürgersohn Kamilo, und beide klagen über ihre unglückliche Liebe. Aus ihrem Gespräche werden die beiden Freundinnen durch den Geizigen aufgeschreckt (2. Scene), Variva zurückgerufen und zur Andrijana geschickt,

* Dafs Andrijana bereits daran wäre niederzukommen, wie von Phädra erzählt wird, darauf ist hier nicht die geringste Anspielung.



nach einem kurzen Gezänke, wo Variva einige Worte über den Schatz hinwirft, klagt, daſs sie Hunger leiden u. s. w. Der Schatz ist nämlich im Herde versteckt. Plötzlich hört der Geizige schlagen, hacken, erschreckt glaubt er, daſs bereits jemand seinen Schatz sucht, aber die Magd hackte Holz! Hierauf folgt ein Gezänke — die Magd ist ziemlich mundfertig — und Geschläge. Der Geizige schickt alle in den dritten Stock. „Ich weiſs nicht, was ich will," schreit er, „ich bin nicht sicher vor diesem Gesinde, ich bin ein unglücklicher Mensch. Kein Gold haben, ist von Übel; auf diese Weise es zu besitzen, ist von Übel und noch ärger. Seitdem ich diesen Schatz gefunden, habe ich den Frieden verloren, den Schlaf hab ich verloren, alles Übel ist auf mich gefallen, und ich erwarte nichts anderes, als daſs mich jemand umbringt. Aufdecken darf ich ihn nicht, ihn verheimlichen ist höllische Qual; und zu meinem Unglück ist er mir teurer als die Seele. Wie ich ihn im Topfe gefunden, verwahre ich ihn im Topfe, so ist er doch etwas sicherer. Ach, daſs mich niemand hört! Niemand ist da. Wer den Topf finden würde, würde sagen, daſs Öl darin ist oder Oliven oder so eine Sache, auf den Schatz würde niemand verfallen; und würde ich ihn im Schranke verwahren, und wenn er mit Eisen beschlagen wäre, desto früher würden sie auf den Schatz verfallen. Während der Messe sagt mir immer etwas: geh, zeige dich zu Hause. Bei dem Golde geht die Tugend verloren, das Gold verdirbt die Menschen, Bequemlichkeit macht den Räuber, und Gold ist Unglück. Liebe ist nicht Liebe, das Gold ist die Liebe; das Gold unterwirft sich Alt und Jung, Schön und Häſslich, Heilige und Sündige, Weltliche und Geistliche; deswegen werden jetzt goldene Esel zu Doktoren promoviert, denn sie sind golden. Allen Verstand haben sie, das Fette, Schöne, Reiche, Weise; dem Gold wird der erste Platz angewiesen, aber was thue ich, daſs ich nicht laufe, daſs mir jemand meine Liebe nicht raubt! Wer liebt, ist argwöhnisch." Und wieder schreit er auf die Magd und die Tochter, befiehlt ihnen, das Feuer auszulöschen, damit niemand um Feuer kommt, niemand darf ins Haus hinein, das Thor soll geschlossen werden. Der Geizige muſs aus dem Hause, ein Schuldner hat ihm versprochen, heute etwas abzuzahlen. „Geh ich nicht, bekomme ich kein Geld; geh ich, so ist mein Schatz

in Gefahr. Sohn ist nicht Sohn, noch Freund Freund, Geld verdirbt die Tugend. Ich habe den Schlüssel vom Herde, und die Weiber können nicht daher. Aus Furcht sollte ich den Schuldner lassen, wie auf den Galgen gehe ich auf den Platz. Leute haben begonnen sich mir zu zeigen, die mich früher nicht kannten; ich zweifle, dafs sie etwas bemerkt haben. Was willst du, die Welt beugt sich vor dem Golde, und ich soll nicht. Ich habe kein Wasser, arm bin ich wie eine Laus. Den Teufel möchten sie auffressen, jeder macht das Maul auf, dafs er den Teufel vom Fremden auffrifst; und ich bin hart wie Marmor, ich habe nichts, danke für die Freundschaft. Die Freunde heutzutage lieben dich so lange, als du ihnen dienst, wenn nicht mehr was zu dienen ist, kennen sie dich auch nicht. Ich gehe, die Sache so bald als möglich fertig zu machen, um bald nach Hause zurückzukommen."

Die dritte Scene bringt einen Dialog des liebedurstigen Kamilo mit Gruba; er schickt sie, die Variva zu rufen. Dieselbe kommt, erzählt Kamilo, dafs Andrijana einem alten, reichen Manne ohne Mitgift versprochen worden ist, Andrijana wolle sich aus Verzweiflung umbringen. Kamilo will sie sprechen, doch läfst es Variva nicht zu; Kamilo läfst Andrijana Ausdauer und Vertrauen zusprechen, ihn selbst tröstet Variva.

In der vierten Scene treten auf Zlatikum (der goldene Vetter), der gefürchtete Bewerber Andrijanas, und seine Schwester Dobre, Kamilos Mutter. Dobre spricht ihrem Bruder zu, er möge sich eine reiche Braut aussuchen, und sagt ihm, sie habe eine solche bereits gefunden. Zlatikum sträubt sich dagegen, weist auf sein Alter, seine grauen Haare und sein Hüsteln hin; wenn er überhaupt heiraten wolle, so nur ein armes Mädchen, und zwar die Tochter des Geizigen, sie gefalle ihm, und der Geizige habe sie ihm bereits zugesagt. Dobre ist hiermit einverstanden.

Zweiter Akt, erste Scene. Es tritt Kamilos Diener Munuo auf, eine Gestalt aus derselben Familie, der Shakespeares Lancelot im Kaufmann von Venedig entsprungen. Munuo erzählt, wie Kamilo, von Sehnsucht und Angst um Andrijana gequält, ihn ausgeschickt hat, um nach Andrijana sich umzusehen. Er kommt mit Gruba zusammen, beide sagen sich einige Liebenswürdigkeiten, mittlerweile tritt Kamilo auf, um seinen Diener anzutreiben.

In der zweiten Scene erst spielt sich die Brautwerbung Zlatikums um die Tochter des Geizigen ab, von welcher vordem schon in der ersten Scene des ersten Aktes wie von einer vollendeten Thatsache gesprochen wurde. Ähnlich wie bei Plautus argwöhnt der Geizige, daſs Zlatikum um seine Tochter nur deswegen freit, weil er von seinem Schatze weiſs und ihn beerben will. Während der Besprechung hört der Geizige ein Geräusch, angsterfüllt eilt er, nach seinem Schatze zu sehen. Nachdem er zurückgekehrt, giebt er seine Einwilligung, doch darf im Ehevertrag nichts von einer Mitgift erwähnt werden und er zu nichts verpflichtet sein. Zlatikum geht nun, um Vorkehrungen zu treffen zum Hochzeitsschmaus. Der Geizige ist trotz aller Versicherungen Zlatikums nicht überzeugt, daſs er seine Tochter ohne Hintergedanken freie. „Meines Schatzes wirst du dich nicht erfreuen. Er glaubt, daſs er bereits sein ist, darauf reiſst er das Maul auf; und Wind wird er fressen. Wegen nichts anderem ist er erpicht, diese Verwandtschaft anzuknüpfen, als damit er meinen Schatz bekommt."

In der dritten Scene teilt der Geizige seiner gerade hinzukommenden Magd Variva mit, was er soeben betreffs Andrijanas beschlossen hat, und fordert sie auf, Andrijana schön anzuziehen und das Haus vorzubereiten, er geht selbst die notwendigen Einkäufe besorgen. Es treten nun Kamilo und Munuo auf. Ersterer sieht keine Mittel mehr für Andrijana und sich, doch Munuo findet eines, er rät nämlich seinem Herrn, krank zu werden, er wird selbst sagen, daſs Kamilo aus Liebe zu Andrijana sterben wird, daſs sich beide bereits verlobt haben, Variva will dessen Zeugnis ablegen, und der Onkel Zlatikum wird Andrijana entsagen, wenn er dies hören wird.

Die vierte Scene macht uns bekannt mit dem Diener des Zlatikum P a s i m a h a, welcher ausgeschickt wurde, das Notwendige zum Hochzeitsschmaus zu besorgen. Während seiner Erzählung von seinen Einkäufen tritt Gruba auf, und folgen einige für den Fortschritt der Handlung wertlose hingeworfene Witze und Liebenswürdigkeiten.

Dritter Akt, erste Scene. Dobre erfährt von ihrem Mann G j i v o, daſs ihr Sohn K a m i l o sich mit Andrijana verlobt hat. Dobre will ihn nun, erzürnt, daſs er ohne sie sich verlobt, aus

dem Hause verstofsen. Gjivo beschwichtigt sie, und es entwickelt sich dann ein Gespräch über die derzeitigen Bräute, nachdem Gjivo die Vorteile einer Schwiegertochter hervorgehoben. Die jetzigen Mädchen heifsen nichts, sie können nicht arbeiten, klagt Dobre und führt an, wie ihre Altersgenossinnen fleifsig gewesen, worauf Gjivo antwortet, dafs die Väter ihre Töchter nicht als Mägde mit solcher Mitgift hergeben, sondern damit sie Frauen sind und befehlen. „Ich lasse meine auch nicht so bald in der Früh aufstehen,“ sagt er, „es ist mir lieb, im Bette in der Früh mit ihr ein bifschen zu plauschen. Wem das Weib lieb ist, ist alles lieb, was sie macht; und sind sie etwa unsere Sklavinnen?“ Es tritt in der zweiten Scene Gruba hinzu, welche meldet, dafs Kamilo sterbend daniederliegt, und zwar ist er so schwer erkrankt auf die Nachricht von der Bewerbung des Zlatikum um Andrijana. Dobre eilt nach Hause.

In der dritten Scene gehen Pasimaha und ein anderer Diener, Driemalo („Schlafmütze“), in das Haus des Geizigen und bringen Speisen zum Hochzeitsschmaus. In der vierten Scene tritt Munuo auf, um alle diese Vorbereitungen zu beobachten; er versteckt sich. In der fünften Scene kommt der Geizige von seinen Einkäufen zurück, hört den Lärm der Diener Zlatikums, glaubt, dafs Räuber in sein Haus eingedrungen, und stürzt hinein. In der sechsten Scene wirft er sie hinaus. Siebente Scene: Der Geizige freut sich, dafs er sie so leicht vertrieben; wäre er später gekommen, wäre Zlatikum bereits Herr seines Schatzes. Achte Scene: Es tritt Zlatikum auf und hält einen Monolog über Ehen ohne Mitgift, welchen Megadorus im dritten Akt hält. Der Geizige horcht ihm begeistert und beruhigt zu, denn er ist wieder beruhigt, dafs Zlatikum nicht seinen Schatz haben will; doch nur auf kurze Zeit, bald bemächtigt sich seiner wieder sein Argwohn. Aus Angst vor den Köchen des Zlatikum, die diesen Abend bei ihm den Schmaus bereiten werden, hält er den Schatz im bisherigen Versteck nicht mehr sicher und geht seinen Schatz in die Kirche verstecken. Doch Munuo hat im Hinterhalte alles gehört.

Vierter Akt, erste Scene. Munuo schleicht sich mit dem Schatze aus der Kirche. Hierauf ein Dialog zwischen dem lebenslustigen Studiosus Pjerić und Onkel Niko, der für die

Handlung ohne Interesse ist, jedoch von Interesse ist von wegen der Schilderung der damaligen Sitten, resp. Unsitten in Ragusa. „Schande ist in dieser Stadt," klagt unter anderem Niko, „die Schule zu besuchen, aber keine Schande ist es, weder lesen noch schreiben zu können." Im zweiten Akte erzählt Pasimaha seinem Herrn, wie er vom Geizigen verjagt worden. Zlatikum widerruft nun also seine Anordnungen betreffs des Hochzeitsschmauses. Indem stürzt der Geizige aus der Kirche heraus auf Zlatikum zu: „Weh! Räuber in der Kirche! — aus der Kirche — Fang! halt! ..." Zlatikum geht ab, zufrieden, dafs er dem Mädchen nicht die Hand gereicht, nach Hause, um alle Anordnungen abzusagen. Dritte Scene: Der durch den Besitz des Schatzes nun reiche und glückliche Munuo macht Liebeserklärungen der Gruba. Vierte Scene: Variva hat einen Monolog, worin die Leiden Andrijanas und Kamilos erzählt werden. Fünfte Scene: Gjivo hält einen Monolog über den menschlichen Charakter, spricht dann von Kamilo und will mit dem Geizigen die Sache besprechen. Es kommt Niko hinzu und es entwickelt sich ein für den Fortgang der Handlung irrelevantes Gespräch zwischen beiden; hierzu kommt Gruba, welche wieder von den Leiden Kamilos erzählt und Gjivo abholt, endlich verschämt die Anträge Munuos mitteilt und verspricht, einem wiederholten Antrag zuzustimmen.

Vierter Akt. Kamilo tritt klagend auf, erblickt den Geizigen und geht auf ihn zu. Dieser glaubt, dafs Kamilo den Schatz gestohlen. Der Dialog zwischen beiden führt zu allerlei Mifsverständnissen, wie bei Plautus zwischen Lykonides und Euklio im fünften Akt.

G. Ach! Wer ist es? Weifst du was, Kamilo?

K. Ich weifs, denn ich bin dein erster. Was Gott will, das soll sein, ich bin dir schuldig und kann mich bessern.*

G. Also das warst du der erste. Kamilo, fremdes Gut! Wer fremdes angreift, du weifst, was auf ihn wartet. Das hättest du mir nicht thun sollen.

* Hier scheint doch darauf angespielt zu werden, was bei Plautus von Phädra bereits im ersten Akt gesagt wurde und im fünften Akt in der gleichen Scene von Lykonides gestanden wird.

K. Wer würde sich nicht berücken lassen bei so etwas?

G. Ach, so mich und mein Haus zu verwirren!

K. Die Jugend ist auf dergleichen Dinge nicht geizig, sondern gierig, räuberisch. Für so etwas würde sich der Mensch in Stücke schneiden lassen!

G. Eine böse That hat keine Entschuldigung. In solchen Dingen soll man nicht sagen: jung bin ich. Das ist Kirchenraub, das ist Gottes Altar, Kirche, ach!

K. Die teure Sache verblendet den Menschen, und für einen jungen Mann kann es keine teure geben.

G. Mir altem ist sie teurer, denn es ist meine Sache; der Grund ist, daſs sie mein ist.

K. Was Gott und Glück dem Menschen schenkt, das sollten mir nicht Leute wegnehmen.

G. Was du mit Gewalt genommen, das sollte dein sein, das ist ungerecht. Was mein ist, ist recht, daſs es mein ist und meines, daſs ich verschenke, und nicht, daſs es mir andere mit Gewalt wegnehmen.

K. Die Sache ist genommen und sie kann nicht ungenommen gemacht werden.

G. Auch ich sehe, daſs sie genommen ist, aber bös ist sie genommen.

K. Gut wird sie genommen sein, wenn du wollen wirst.

G. Was, du wolltest, Kamilo, daſs ich dir kindisch sage: nimm, habe es. Ist es etwa eine geringe Sache? Weiſst du, daſs sich dafür Leute schlagen?

K. Ich weiſs es, daſs wegen einer solchen Sache in alter Zeit Troja erobert wurde. Hat nicht Paris Helena geraubt?

G. Was für eine Helena, was für ein Paris? Den Schatz gieb mir zurück ohne groſsen Skandal, und mehr Reden will ich nicht.

K. Was ich genommen habe, kann ich dir nicht zurückgeben, und was ich genommen habe, habe ich nicht mit Gewalt genommen, Andrijana, deine Tochter, war damit zufrieden.

G. Andrijana, meine Tochter, war mit dir, daſs du mir meines nimmst? Weh, jetzt ist es Unglück, auf die Tochter verlaſs dich!

K. Der Jugend ist gegeben zu berücken; und ich habe ihr das Wort gegeben und sie mir.

G. Das Wort habt ihr einer dem anderen gegeben, um meine Ehre und all mein Gut auf der Welt zu rauben! O weh! was ich höre. Das ist die Entgeltung vom Bräutigam, für welchen ich ihr den reichsten Mann in der Stadt gefunden.

K. Es liegt nicht alles am Reichtum, auch ich werde dir kein schlechter Schwiegersohn sein.

G. Du bist schlecht, und sie ist nicht gut; meinen Schatz gieb mir zurück.

K. Derlei Sachen können nicht zurückgegeben werden.

G. Du willst mir nicht meinen Schatz zurückgeben, Räuber?

K. Einer solchen Sache Räuber zu sein schäme ich mich nicht, und bereue es nicht und würde es wieder werden.

G. Ich werde aufs Gericht gehen.

K. Auch ich werde aufs Gericht gehen. Dieser Mensch antwortete gar nicht auf meinen Antrag. Vom Schatze lügt er und vom Zurückgeben spricht er, und ich werde sagen, dafs sich Andrijana bereits mit mir verlobt und vermählt hat, sie ist bereits mein Weib, als Mädchen kann sie nicht mehr zurückkehren und mit anderen kann sie sich nicht mehr verloben, wenn Recht in dieser Stadt ist; und er mahlt immer: gieb mir meines zurück. Ach, ich bin ein unglücklicher Mensch! Ich glaube, dafs ich schlechter gethan, dafs ich mit ihm gesprochen habe. Ich werde von ferne ihm folgen, um zu sehen, wohin er geht.

In der zweiten Scene läuft Munuo mit dem Schatze über die Scene, Pjerić geht auf ihn zu und fragt ihn, was er unter dem Rock verborgen hält. Munuo sträubt sich, Pjerić vermutet, dafs er etwas gestohlen, hält ihn fest und führt ihn zu Kamilo. In der dritten Scene kommt wieder der Geizige mit Kamilo zusammen, und da begreift erst der Geizige, dafs Kamilo seine Tochter zur Frau haben will; doch dessen Beteuerungen, dafs er keinen Schatz ihm genommen, glaubt er nicht. Die Tochter könne er ihm nicht geben, denn er habe bereits für sie einen Mann, Zlatikum, der soeben auftritt. Zlatikum sagt sich von Andrijana los. Der Geizige fordert fortwährend seinen Schatz zurück. Es treten in der vierten Scene hinzu Gjivo und Pjerić mit Munuo. Munuo erzählt den Herren von der Liebe Kamilos, von dem Freien Zlatikums um die Tochter des Geizigen, was alle bereits wissen. Mit der Frage Gjivos, was Munuo noch

sagen will, bricht das Stück ab, so ziemlich an derselben Stelle, wohl nur zufällig, wo auch die Aulularia abbricht.

Aus dem Schlusse haben sich nur einige wenige abgerissene Sätze erhalten: „Ist er bei Leben oder schläft er? Möge Gott machen, dafs ich eines bösen Todes sterbe.“ „Ach, Gott sei Dank, ich habe aufgeatmet.“ „Ich habe mich, um die Wahrheit zu sagen, von einer schweren Last befreit.“ Hieraus läfst sich mit ziemlicher Gewifsheit schliefsen, dafs Munuo den gestohlenen Schatz herausgegeben und der Geizige das liebende Paar gesegnet und mit seinem Schatze beschenkt hat. Ein ähnlicher Schlufs wird mehr oder weniger auch bei der Aulularia angenommen.

Prag. Georg Polívka.

Inschriften aus Österreich.

Ein kleiner Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde.

Von

Franz Branky.

Auf den kleinen Wanderungen, die ich alljährlich in den glücklichen Tagen der Ferienzeit unternehme, schenke ich auch einige Aufmerksamkeit den Inschriften, wie man sie auf Häusern, Gräbern, Geräten u. dergl. findet. Diejenigen dieser Sprüche, welche vom Humor unseres Volkes in Österreich Zeugnis geben, dann auch die, welche nicht allzu bekannt sind und kein modernes Gepräge zeigen, schreibe ich auf und trage sie, schwarz auf weifs, getrost nach Hause. Wer keinen grofsen Straufs spenden kann, bringt ein Sträufslein dar, und wem zu einem gewaltigen Kranze die Blumen mangeln, der flicht ein Kränzlein. In dieser Lage bin ich, mit diesen lieblichen Kindern der Alpenwelt, die hier eins neben dem anderen erscheinen, schlicht und anspruchlos wie eben Leute aus den Bergen. Sie haben nichts Gekünsteltes, nichts höflich Steifes, nichts Geschraubtes und Gedrechseltes an sich. Kürze, Bündigkeit, ursprüngliche Frische, Humor und Laune zeichnen sie aus. Wiewohl etliche dieser Pflänzlein schon vor langen Jahren gepflückt worden sind, so dafs ich darüber den Standort vergafs, wo ich sie gefunden, so verraten sie durch ihre Würze noch immer, dafs sie der Welt der Berge entsprossen sind. Wenn also einige von ihnen ohne den so wichtigen Heimatschein ihre Wanderschaft antreten, so wird ihnen vom Menschenkenner auch ohne dieses wichtige Dokument ein freundlicher Empfang zu teil werden. Ich schicke dieses Sträufslein in die Fremde, damit vielleicht mancher Leser

dieser Zeitschrift auf seinen Spaziergängen auch ein solches winde. Launige Inschriften trifft man noch viele an; sie verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Hier also etliche aus Österreich:

Dies Haus steht in Gottes Hand,
Zum hl. Florian wird es genannt.

Dies Haus steht in Gottes Hand;
Da ist es dreimal abgebrannt,
Nun hab' ich's dem hl. Florian vertraut
Und hoff', dafs er besser darnach schaut.

Dies Haus steht in St. Florians Hand;
Verbrennt es, ist's ihm selbst ein' Schand.

Klein,
Aber mein.

Eigener Herd
Ist Goldes wert,
Ist er wohl arm,
Ist er doch warm.

Wer will borgen,
Der komm morgen,
Heut ist der Tag,
Da ich nicht mag.

Bauen war meine Lust;
Aber, was es kost't,
Hab ich vorher nicht gewufst. (Möllersdorf.)

Behüt uns Gott vor Feuersbrunst,
Vor Mifswachs und vor theurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut.
(Kindberg in Steiermark.)

Lieber Gast, komm gschwind herein,
Hast du Geld, hab ich gut Wein,
Hast du kein Geld, kannst drüben einkehren,
Dort ist ein Brunnen mit zwei Röhren.
(Auf einem Gasthause zu Kindberg.)

Unser Haus steht in da Sun,
Wer kan Geld hat, geht zum Brun;
Der Wirt ist nicht der Månn
Der an jeden borgen kånn.

Auf dem Schilde eines Gasthauses zu Mühllacken in Oberösterreich steht:

Gott beschütze dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus.

In einer Wirtsstube zu Aussee las ich die Ankündigung:

Rostbraten mit Stemmeisen,
Und Schnitzel mit Mikroskop.

Zu Steg nächst Hallstadt bemerkte ich im Wirtshause einen irdenen Teller, worauf geschrieben stand:

> Aus leerer Küche, leerem Haus
> Ziehen Katzen und Schmarotzer aus.

In einem Gasthause — wo, weiſs ich nicht mehr — sah ich an der Wand ein Gemälde, welches eine Kellnerin und eine mit einem Kochlöffel bewaffnete Köchin miteinander raufend darstellt. Darunter war zu lesen:

> Die Hosen, die Hosen, die muſs ich haben,
> Eh' ich dir die Hosen lass', eh' lass' ich mich erschlagen.

In Aussee steht oberhalb der Thür eines Metzgers:

> Der Ochs besteht aus Fleisch und Bein zum laufen,
> Drum kann ich das Fleisch ohne Bein nicht verkaufen.

Zu Weyer las ich in der Wirtsstube den Hausspruch:

> Jeder Mensch muſs einseh'n,
> Daſs der Ochs muſs auf Beinen stehn,
> Drum kann es nicht sein,
> Das Fleisch zu geben ohne Bein.

In Wörschach, am Wege zwischen Liezen und Aussee in Obersteier, fand ich auf einem Hause, in welchem ein Schneider wohnte, ein seltsames Gemälde, das einen Mann darstellte und eine Frau, die Beinkleider mit den Händen vorwies. Darunter stand geschrieben:

> Ich muſs geschwind zum Schneider laufen,
> Und für mein Mann die Hosen kaufen;
> Der — soll die Weiber holen,
> Die von den Männern d'Hosen haben wollen.

Amandus Friedl, Handschuhmacher in Admont, hat ein ähnliches Schild ausgehängt, mit ähnlichem Spruche:

> Ich will mir eine Hose kaufen wie mein Mann,
> Weil ich die seine nicht haben kann,
> Solche Weiber soll der — holen,
> Die vom Mann die Hosen wollen.

Einem Wirte Namens Vogel (in Oberösterreich) schrieb man an die Wand:

> In Gstadr is a Vogel,
> Der Vogel is gscheit:
> Sus rupfen d' Leit Vögel,
> Der rupfet die Leit.

Bei einem Trödler in der Alserstraſse in Wien bemerkte ich einen Krug mit der Inschrift:

Die Hitz ist grofs, die Arbeit schwer,
Der Krug, der ist schon wieder leer.

Auf einem Schaukasten der Bregenzer Ausstellung (1887), welcher Stiefel und Schuhe enthielt, war zu lesen:

Jeder, der auf Bregenz chunt,
Soll so Schuch sich chaufe,
Und bleibe do, bis dafs sie sind
Dur und dure glaufe.

Auf einem stockhohen, aus Tannenholz gezimmerten Montavuner-Haus las man:

Mengs Hus, as wia des da,
Im Montafu stat;
Viel Glück bring und Säga,
Wer as und i gat.

Bei Herrn Karl Kurz in Purkersdorf nächst Wien fand ich folgende Siegel-Inschriften:

Viel Feind, viel Ehre.
Cum Jesu itis non cum Jesuitis.
Im Umgang bescheiden, im Kampf ums Dasein beharrlich und mannhaft.
Keine Kultur ohne Wald, kein Wald ohne Kultur.
Gottes Freund, der Pfaffen Feind.
Erst wägen, dann wagen.

In Laufen bei Obernberg im Salzburgischen ist eine Grabschrift, die lautet:

O du lieber Gott,
Da liegt der Laufner Bott,
Gib du ihm's ew'ge Leben,
Er hätt' dir's auch gegeben,
Wär er der liebe Gott,
Und du der Laufner Bott.

Diese Grabschrift erinnert an das Gebet des Zugerboten in der Schweiz:

Du lieber Herre Gott,
Gib doch dem Zuger Bott
Ein langes Leben!
Wär' ich der Herre Gott,
Und du der Zuger Bott,
Ich wollt' es dir auch geben.
(Mitgeteilt von Th. Vernaleken.)

Auf dem hölzernen Kreuze des Grabes der Dienstmagd Anna Zötsch zu Maria Trost nächst Graz stand zu lesen:

Ich lieg alhier und mufs verwesen,
Ich bin, o Mensch, gleich dir gewesen,

Und so wie ich, wirst du auch werden,
Staub und Asche und auch Erden.

An vielen Wiegen findet man das Trudenfuſszeichen (✡) und den Trudenspruch:

Liebe Trud, ich bitte dich,
Heute Nacht verschone mich,
Sauge nicht aus mir das Blut!
Liebe Trud! liebe Trud!

Am Eingange eines Gartens — leider weiſs ich nicht mehr in Oberösterreich oder in Obersteier — stand geschrieben:

Die Rosen bitten sehr: o laſs uns stehen,
Damit uns andere Gäste auch noch blühen sehen.

In der Kapelle des Quellenursprungs zu Mühllacken liest man:

Maria!
Die voll Hoffnung zu dir eilen,
Sollst du stärken, trösten, heilen,
Laſs auf holder Mädchen Wangen
Rosen blühen, die vergangen,
Und dem Kummervollen spende
Balsam, seine Leiden ende.
Auch dem Greise nach dem Grabe
Leihe Kraft zum Wanderstabe.

Diesen vier Reimlein sieht man sehr stark die Mache an. Es fehlt ihnen das, was man Urwüchsigkeit nennt.

Auch die Sage über die Entstehung des Heilbades ist in dieser Ursprung-Kapelle verzeichnet: Im Jahre 1300, als Ritter Hans von Schaumburg in die Gefangenschaft der Sarazenen kam, rettete sich sein Knappe Bruno und zog, mit Wunden bedeckt und einem Aussatze behaftet, nach Österreich. Im Traume ward er von der hl. Jungfrau auf die Quelle im Pesenbache, die aus einem Felsen emporquillt, aufmerksam gemacht. Bruno folgte diesem Traumbilde, fand die Felsenquelle, badete und wurde geheilt. Seit jener Zeit wallfahrten Kranke und Siechende zu Brunos Quelle.

Einem alten Holzschnitt, der einen Ochsen, ein Pferd und ein springendes Lamm auf einer Waldwiese weidend vorstellt, und den ein Wiener Antiquar in seinem Schaufenster einige Zeit hatte, war folgende Erklärung beigegeben:

Der Ochse wünscht sich des Pferdes Last zu tragen
Und dieses seiner Bürd entledigt zu sein;
So trifft's zum öftern auch bei denen Menschen ein,
Die dem vergnügten Schaf nicht suchen nach zu schlagen.

Ich bin zu Ende mit meiner kleinen Sammlung. Nur vier Haussprüche sind noch in meiner Mappe, die ich in Tirol aufgelesen habe. Da diese aber bereits von den Brüdern Zingerle in die deutschen Haussprüche aus Tirol (Innsbruck, Wagner, 1871) Aufnahme gefunden haben, so sehe ich von der Mitteilung dieser vier Sprüche ab und verweise den Leser auf dies niedliche und freundliche Büchlein, das ihm gewiſs, sofern er für diese Gattung der Poesie empfänglich ist, viele Freude bereiten wird.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Poetik von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1888.

Seit einigen Wochen ist das nachgelassene Werk Wilhelm Scherers veröffentlicht, welches im wesentlichen das im Sommersemester 1885 an der Berliner Universität gehaltene Kolleg über Poetik umfaſst, im Anhang aber frühere Entwürfe, Auszüge, Notizen im Anschluſs an die jeweilige, mit dem geplanten Werke in Beziehung stehende Lektüre bringt, soweit sie sich für die Veröffentlichung eignen. Allen denjenigen, denen es vergönnt gewesen, den genialen Mann seine originalen Gedanken über Poesie vortragen zu hören, wird jene Vorlesung eine unvergeſsliche Lebenserinnerung sein. Aber auch diejenigen, die an das nunmehr vorliegende Werk herantreten, werden sich gar bald, trotz der ihm von seiner Entstehung her anhaftenden Mängel, seiner wissenschaftlichen Tragweite bewuſst werden. Doch würde man fehlgehen, wollte man sich auf langatmige, vom Begriff „des Schönen", „des Erhabenen" u. s. w. handelnde sogenannte „philosophische" Ausführungen gefaſst machen. Das ist nichts Neues, vielmehr so alt, daſs viele Einsichtige und wahrhaft Kunstbegeisterte der Lektüre derartiger Werke überdrüssig geworden sind. Aber im Grunde ist Scherer mehr Philosoph als viele jener, die sich als solche ausgeben. Er haſste den Schein des Wissens, wo keines vorhanden; er wollte nie mehr sagen, als er sagen konnte und sich überhaupt sagen lieſs. Das zeigt sich an seiner Litteraturgeschichte, das zeigt sich in noch höherem Maſse an der „Poetik". Sie ist die reichste Frucht seines arbeitsreichen Lebens und verspricht ein Markstein in der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung zu werden, die froh sein wird, einen Zuwachs an Begriffen statt an nichtssagenden Phrasen zu erhalten.

Die Stellung des Problems, die Bezeichnung der Ziele der Forschung, die Methode, deren sich Scherer bedient, sie zu erreichen, alles dies zeigt ihn als einen jener Gelehrten, wie sie zu Reformatoren ihrer Wissenschaft geworden sind. Daher auch seine vielfache Beschäftigung mit Fundamentalfragen, die über die Natur wahrer, fruchtbringender Erkenntnis angestellt werden. „Was ist Streben," fragt er (Anhang p. 299), — „Erkennen höherer Ziele und der Entschluſs, sie durchzuführen." Und gleich darauf: „Schärfere Erkenntnis des Zweckes und der dazu führenden Mittel — das ist die Quelle des Fortschritts." Wer mit solcher Anschauung an die überlieferte Bücherweisheit herantritt, wie sie gerade auf dem Gebiete der Geistes- und schönen Wissenschaften leider nur allzu reichlich vorhanden ist, dem kann das Streben

nicht fehlen, sich von ihr zu emancipieren, zu reformieren. „Es liegt,“ sagt er (p. 288 f.), „auf den Lehren der Rhetorik ein dicker Staub der Jahrhunderte, und ich will nur gestehen, daſs ich mich von früh auf angegähnt fühlte, wenn ich in der Schule die vermoderten Kunstausdrücke anwenden sollte.“ Und geradezu als Reformator kündigt er sich in einer Notiz vom 10. Mai 1885 an: „Ich glaube jetzt einiger Grundbegriffe der Poetik mächtig geworden zu sein, durch welche die ganze Lehre vereinfacht und, wie ich hoffe, aufgefrischt wird; und ich werde nicht verfehlen, einen Entwurf der Poetik so rasch als möglich zuerst in Vorlesungen und dann auch öffentlich aufzustellen.“ „Ich will“ — sagt er im Vorwort p. XI — „hier nicht traditionelle Lehren überliefern, sondern auf neuen eigenen Wegen in das Wesen der Poesie eindringen — und ich lege mir in der Regel selbst erst, wenn ich meine Ansicht neu gebildet, Rechenschaft darüber ab, wie weit ich mit Vorgängern zusammengetroffen bin, wie weit die Vorgänger etwa das Bild, das ich mir gemacht, ergänzen.“ Also die Kritik des Vorhandenen rückt in die zweite Stelle, er will nicht sowohl „eine Kritik der Bücher und Systeme“, wie sie Kant abweist, um allerdings später mit Recht eine solche üben zu können, er will vielmehr ein neues System, oder doch die Grundlagen desselben aufführen, das dem zu behandelnden Gegenstande auf neuen Wegen beizukommen sucht. Und diese neuen Wege beruhen auf der Empirie, der Erfahrung. Er spricht von einer „empirischen Poetik“ (p. 42), von einer „empirischen Ästhetik“ im Gegensatz zu der üblichen „spekulativen“, die Hettner befeindet (p. 59), von dem „biſschen Induktion“, auf dem Schlegel seine Theorie basiere, von dessen durchgängiger Abhängigkeit von dem „biſschen“, was er wirklich — in der Skulptur — gesehen, u. s. f.

Es ist klar: Scherer will dasselbe Verfahren, welches vor Jahrhunderten Bacon* in der Philosophie mit so groſsem Erfolg einschlug, auf sein specielles Gebiet verpflanzen, er will innerhalb desselben der Induktion zu ihrem Rechte verhelfen, nicht derjenigen, welche, kaum einiger dürftiger Thatsachen mächtig, mit Windeseile, ohne der Mittelglieder zu achten, zu den höchsten Principien eilt, sondern derjenigen, die unermüdlich sammelt, ordnet, klassifiziert und von der aus durch das Verfahren der Vergleichung, der wechselseitigen Erhellung wirklich neue, allgemeine Thatsachen: Principien erschlossen werden. Aber er will nicht vergleichen, um zu verwerfen und vorzuziehen, sondern um Verwandtschaft und Eigentümlichkeit schärfer zu erfassen (p. 62). Demnach ergiebt sich nunmehr sein Programm von selbst: er will „die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und die mögliche, beschreiben in ihrem Hergange, in ihren Ergebnissen, in ihren Wirkungen“ (p. 65).**

Nun aber verlangen die mühsam zurückgedrängten Fragen eine Antwort: was denn Poesie sei, und um was es sich eigentlich in der Poetik handle? Wir geben sie auszugsweise im genauen Anschluſs an Scherers eigene Ausführungen.

Wir wenden das Wort Poesie in zwiefacher Beziehung an, einmal zur Bezeichnung der gebundenen Rede im Gegensatz zur ungebundenen, dann aber auch, da wir den prosaischen Roman in den Bereich der Poesie verweisen, einer gewissen „kunstmäſsigen“ Anwendung der ungebundenen Rede, woraus sich sofort zwei weitere Fragen ergeben: a) ob alle Poesie auf der kunstmäſsigen Anwendung der Sprache beruhe; b) ob jede Anwendung der kunstmäſsig gebrauchten Sprache Poesie sei, Fragen, deren erstere sich weit leichter als die zweite erledigt. Die Erfindung eines Balletts, d. h. einer zusammenhängenden dramatischen Handlung,

* Cf. Bacon, Nov. Org. XXXVI und oft.
** Cf. Scherer, Litteraturgeschichte p. 770.

bei der nicht gesprochen wird, ist ein Akt poetischer Erfindung, also existiert in Aktion, in Tanz und Gebärde, ein poetisches Kunstwerk ohne Sprache. Andererseits beruht das gesprochene Drama nicht auf Sprache allein, es ist vielmehr ursprünglich immer ein aufgeführtes Drama, bei dem die Sprache nur einen Teil des Kunstwerks bildet, der sich, wenn die Musik zur Aktion und lebendigen Rede hinzukommt, noch verringert. Diese Auffassung steht mit den historischen Thatsachen im Einklang. Die deutsche mittelalterliche Lyrik ist gesungene Poesie; damit also das Kunstwerk in die Erscheinung trete, gehört hier die Musik, und vermutlich wird das Gebärdenspiel noch hinzugetreten sein, wie es noch heute bei der Deklamation sich einzustellen pflegt. Für die Poetik soll aber nur die „kunstmäfsige" Anwendung der Sprache Gegenstand der Forschung sein, die anderen Ausdrucksmittel der Poesie dagegen nicht berücksichtigt werden.

Was aber ist „kunstmäfsige" Anwendung der Sprache? Um dieses zu beantworten, holt Scherer etwas weiter aus. Er untersucht die Natur der Urpoesie, soweit sie historisch ist, und greift drei Arten heraus: 1) das Chorlied, ein festlicher Tanz mit gesungenen Worten, vielleicht mit Instrumentalbegleitung verbunden; 2) das Sprichwort, eine blitzartig sich entwickelnde Poesie, die durch Erinnerung an etwas Bekanntes, durch Unterordnung eines besonderen Falles unter einen allgemeinen Erfahrungssatz entsteht; 3) das Märchen, d. h. eine ungebundene Rede, eine prosaische Erzählung. Da haben wir also schon in der Kindheit der Poesie gebundene und ungebundene Rede. Auf einer höheren Stufe der Entwickelung nähern sich diese beiden Grundformen und es entsteht die gemischte Form, wie sie dem altnordischen (wahrscheinlich dem althochdeutschen überhaupt), dem mitteliriscben, dem indischen Epos eigen ist. Was nun in irgend welchen Formen der gebundenen Rede abgefafst ist, gehört ohne weiteres zur Poesie, somit auch das Lehrgedicht, das Aristoteles aus ihr auszuschliefsen wünschte. Was aber von der ungebundenen Rede zu ihr gehört, ist schwieriger zu entscheiden. Von alters her ist das Märchen eine Gattung der Poesie. Im 15. Jahrhundert entsteht der prosaische Roman durch Auflösung höfischer Gedichte. In diesem und dem folgenden Jahrhundert greift der litterarische Gebrauch der ungebundenen Rede so weit um sich, dafs wir Gattungen ihr zufallen sehen, in der bisher die gebundene Rede geherrscht hat: kleine Erzählung, Märchen, Novelle, Anekdote werden litterarisch. Aus gereimten Lehrgedichten des Mittelalters (Freidank) werden im 16. Jahrhundert Sammlungen von Sprichwörtern, später solche von Reflexionen, Sentenzen, Aphorismen, der Essay, aus dem sich das Feuilleton entwickelt. Statt der gereimten Fabeln des Gellert pflegt Lessing die Prosafabel; es treten prosaische Hymnen (Novalis), prosaische Epopöen (Thümmels Wilhelmine) auf, und in den Psalmen haben wir gesungene Prosa! Überall liegt hier „kunstmäfsige" Anwendung der Sprache vor, aber auch in der Volksrede des Altertums, in der politischen Rede der Gegenwart, in der wissenschaftlichen Darstellung. Wo ist da die Grenze zwischen Poesie und Prosa? Scherer entscheidet: zur Poesie gehören: Lyrik, Epik und Dramatik, gleichviel ob in gebundener oder ungebundener Rede, die Novelle und das Märchen, der Roman wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Epos, überhaupt alles dasjenige, was auf künstlerische, mit Anregung auf die Phantasie zum grofsen Teil identische (p. 31) Wirkung Anspruch erhebt. Demgemäfs ist ihm die Poetik „vorzugsweise die Lehre von der gebundenen Rede, aufserdem aber von einigen Anwendungen der ungebundenen Rede, welche mit den Anwendungen der gebundenen Rede in naher Verwandtschaft stehen." Diese Definition wird später bei Betrachtung der einzelnen Dichtungsarten in dem Kapitel „Äufsere Form" näher präcisiert.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den reichen Inhalt des Werkes auszugsweise mitzuteilen. Jeder, dem es ernst ist in diesen Dingen, wird es selbst studieren und, soviel er vermag, eine ausbauende, teilweise wohl auch ausbessernde Hand an dasselbe anlegen müssen. Doch sollen hier einige Punkte erwähnt werden, die sofortige Besprechung herausfordern.

Bei den Erörterungen darüber, wie das Element des Unangenehmen in der Poesie zu erklären sei, die doch ursprünglich immer darauf ausgegangen ist, angenehme Vorstellungen: Vergnügen, Freude zu erregen, streift Scherer auch das berühmte Katharsisproblem der Tragödie. Was die Grundfrage betrifft, die Frage nach der Bedeutung von „Katharsis", so schliefst sich Scherer an Bernays an. Es handelt sich um die Befreiung von den Affekten Furcht und Mitleid durch Anregung derselben, um das Mitleid mit dem sympathischen Helden, um die Furcht vor ähnlichen Leiden, da wir als Menschen vor ähnlichen Fehlern, die es hervorgerufen, nicht sicher sind. Wodurch werden diese unangenehmen Gefühle angenehm? Bei dem Versuch, diese Frage zu beantworten, stützt sich Scherer auf einen von Bernays angeführten Brief Lessings an Mendelssohn (vom 2. Februar 1757), worin es heifst: bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung (Leidenschaft, Affekt) sind wir uns eines höheren Grades unserer Realität bewufst. „Folglich — fährt Lessing fort — sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm." Scherer setzt für „Bewufstsein unserer Realität" — „Freude an uns selbst", weist erläuternd auf die Freudenthränen des 18. Jahrhunderts hin, die man über seine eigene Vollkommenheit, darüber, dafs man des Mitleids, der Anteilnahme u. s. w. fähig ist, vergossen hat, und glaubt gefunden zu haben, was er sucht. Aber wo es sich um die Erklärung eines so Ursprünglichen, Elementaren, wie die Wirkung der Tragödie handelt, hat die Hindeutung auf etwas, was Scherer selbst (p. 108) pseudosittlichen Drang nennt, nicht die Kraft der Analogie, und dann bedenke man vor allem, dafs nicht alle Affekte gleichwertig sind. Spinoza* teilt sie bekanntlich in aktive und passive, in solche, durch welche das Thätigkeitsvermögen des menschlichen Körpers vergröfsert und befördert, und in solche, durch welche es verringert und gehemmt wird. Furcht und Mitleid aber, die doch in diesem Falle „das höhere Bewufstsein unserer Realität", eine erhöhte Freude an uns selbst hervorrufen sollen, werden von Spinoza zu den passiven Affekten gezählt: sie sind Unlustempfindungen und erzeugen das Bewufstsein sich verringernder Vollkommenheit,** können also wenigstens keine höhere Lebensfreude bedingen, als die ist, welche wir im Zustande des psychischen Gleichgewichts besitzen. Hier also bleibt es bei dem, was Aristoteles und andere im Anschlufs an ihn gesagt haben.

Die Frage, ob sich über das Verhältnis der Poesie zur Sittlichkeit feste Regeln aufstellen lassen, hält Scherer für unlösbar (p. 138). Aber doch wohl nur dem Scheine nach, denn seine Erörterungen hierüber, die wir in folgendem skizzieren wollen, lassen eine ziemlich sichere Konstruktion seiner wahren Meinung zu. Es ist einerseits festzuhalten, dafs die Poesie eine grofse sittliche Bildnerin, ein Haupterziehungsmittel der Völker ist, dafs sie unendlich viele Vorbilder des Guten, Grofsen und Edlen aufgestellt hat, andererseits aber die Theorie der Dichter selbst, die wie Goethe gar nicht, wie Zola indirekt sittlich wirken wollen, für den sittlichen Gehalt und die sittliche Wirkung ihrer Werke nicht mafsgebend ist. Denn wie wirkt Goethe? Doch gewifs sittlich erhebend. Wodurch wirkt er so? Dadurch, dafs er den lasterhaften Gestalten

---

* Cf. Spinoza, Eth. P. III, Def. 3.

** Cf. Ibd. Def. XIII, XVIII, dazu II, III.

ideale Gestalten kontrastierend gegenüberstellt; dafs in diesem Kontrast eine Kritik liegt; dafs er durch sein wahrheitsgetreues Verfahren selbst in kleinem Rahmen eine gewisse Totalität anstrebt. Hier also ergiebt die historische Betrachtungsweise ein ästhetisches Gesetz: auch im kleinen Totalität zu erstreben, einseitige Darstellung zu meiden, die immer falsch ist, da sie, wie bei Zola, die Vorstellung von dieser „schlechtesten“ der moralischen Welten, die möglich, nur durch Übergehung des vielen Lichtvollen, das thatsächlich in ihr vorhanden, so der Thatsachen der Aufopferung, der Sympathie u. s. f., zu stande bringt. Die Lehre vom Erfolg aber zeigt, dafs der Dichter unbedingt mit der durchschnittlichen Lebensanschauung des Publikums rechnen mufs, um seines Beifalls sicher zu sein. Will er die sittlichen Schranken, die die Gesellschaft dem Streben des Einzelnen setzt, durchbrechen, verletzt er die sittlichen Instinkte der Menge, so darf er des Mifserfolgs sicher sein. Da haben wir also einen ästhetischen und einen sittlichen Mafsstab, von denen aus wir die Poesie beurteilen, eine indirekte und eine direkte Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Poesie und Sittlichkeit.

In dem Kapitel über den Tauschwert der Poesie und den litterarischen Verkehr bejaht Scherer die Frage, ob es für den Dramatiker heilsam sei, auf ein bestimmtes Theater Rücksicht zu nehmen und so den Schauspielern dieser Bühne die Rollen gleichsam auf den Leib zu schreiben. Eine gefährliche Behauptung, der gegenüber viele, wohl in richtiger Erwägung der Art, wie dichterische Produktion zu stande kommt, abweichender Meinung sein werden. Sie beruht auf unmittelbarer, durch keine Zwischenglieder vermittelter Beobachtung des darzustellenden Gegenstandes, auf unmittelbarem Kontakt mit ihm: eine Erkenntnis, die schon längst treffenden Ausdruck — einen besonders treffenden beim englischen Ästhetiker Warton — gefunden hat und wohl der ganzen modernen litterarischen Produktion zu Grunde liegt. Bei dem empfohlenen Verfahren ist die Gefahr schwerlich zu vermeiden, dafs der Dramatiker auf den Griff ins „volle Menschenleben“ verzichte, vielmehr aus der Erinnerung an Dargestelltes und Darsteller Neues schaffen und, was er gleichsam aus zweiter Hand übernommen und durch die Brille anderer geschaut, neu formen will. Dafs auf solche Weise jemals ein echtes Kunstwerk geschaffen worden, kann auch Scherers Meinung nicht gewesen sein. Die allerdings wünschenswerte „Garantie des nötigen Erfolges“ entspringt am sichersten aus dem naturgemäfsen Verfahren, wenn es von berufenen Händen geübt wird. Mit Vorteil können nur die Einrichtung des Scenariums sowie die Wahl des Stoffes durch jene Rücksicht beeinflufst werden, besonders die Wahl des Stoffes, die, wenn er einem bereits behandelten und bühnenwirksamen ähnlich ist, allerdings für den Erfolg des zukünftigen Werkes mehr bürgt, als wenn sie ohne jede Anlehnung an schon Dargestelltes, an schon Dagewesenes getroffen wird.

Diesen Ausstellungen lassen sich ohne Zweifel manche andere zur Seite stellen. Sie zu machen, liegt im Interesse der Wissenschaft und im Sinne des verstorbenen grofsen Gelehrten. Ernste Erwägung auch unbedeutender, aber von Liebe zur Sache eingegebener Ansichten schien ihm der Wissenschaft Vorteile zu bringen, ähnlich wie auch Leibnitz kein noch so minderwertiges Buch ohne Nutzen gelesen zu haben erklärt. Darum sei uns zum Schlufs noch folgende Bemerkung gestattet: Scherer gab sich, wie es scheint, der Täuschung hin, als ob durch sein Verfahren die Werturteile aus der Poetik verbannt oder doch mindestens sehr eingeschränkt werden würden. Er sagt zwar (p. 68), dafs in der Analyse der Wirkung der Kunstwerke Werturteile lägen, so dafs seine Poetik auf ähnliches komme, wie es die frühere angestrebt habe; doch noch kurz zuvor (p. 65) meint er, dafs die Ästhetik am besten von den verschiedenen Wirkungen rede, welche durch verschiedene Arten der Poesie

hervorgebracht werden, sich indes des Urteils auf Gut oder Schlecht enthalten solle. Aber wenn einmal Werturteile zulässig sind, was sind sie anders als eine Skala, die sich zwischen den Polen „gut" und „schlecht" bewegt? Oder sollten sie wirklich ganz zu umgehen sein? Wie uns scheint: nein. Man erwäge: Kunstwerke erregen Gefallen oder Mifsfallen; diese psychologisch unerklärten Gemütszustände kommen in Geschmacksurteilen zum Ausdruck, welche sich im Laufe der Zeit zu traditionellen Urteilen abklären, durch Vergleichung Werturteile werden. Die Thatsachen des Geschmacks, auf denen aller Genufs an den Künsten beruht, werden sich nie aus der wissenschaftlichen Kunstbetrachtung eliminieren lassen, weil sie nur in den Händen desjenigen fruchtbringend sein wird, der Geschmack besitzt. So ist ihre letzte Aufgabe im Grunde, die Wirkungen der Kunstwerke durch Analyse derselben nach Stoff und Inhalt — leider nur indirekt — zu erklären, die spontan gefällten Werturteile in bewufste, begründete zu erheben. Demnach stellt die Poetik schliefslich nur die Verbindung zwischen zwei festen Punkten her. Auf welche Weise aber dies geschehen soll, dafür soll die Poetik eine Topik, eine Anleitung sein, bei der die induktive Methode, wie wir sie oben angedeutet, zu Ehren kommt. Dr. S. Saenger.

Über den Vortrag epischer und lyrischer Dichtungen. Mit zahlreichen kommentierten Musterstücken für monologischen und dialogischen Vortrag wie auch für chorische Aufführungen. Von Gustav Humperdinck, Seminar-Direktor. Köln, DuMont-Schauberg, 1886. gr. 8. 3,20 M.

Mit grofser Wärme tritt der Verf. für seinen hohen Zweck, für die edlen Schöpfungen unserer Epik und Lyrik weite Kreise empfänglicher zu machen, ein; diesen hofft er durch das Mittel eines wohlvorbereiteten Einzel- und Mehrstimmenvortrags am besten erreichen zu können. Es ist ein Erfahrungssatz, dafs bedeutende Recitatoren wie die Rhapsoden alter Zeit grofse Versammlungen entzücken, durch die Schönheit des Vortrags Unzähligen erst die Schönheit der Dichtung erschliefsen; nun mufs auch die Schule für diesen Weg gewonnen werden, und wie nun durch den monologischen Vortrag nicht allein, sondern auch durch Aufführungen in Chor und Wechselrede für die Schule zunächst ein tieferes Verständnis des Gedichts, ein wärmeres Gefühl für die Poesie erzielt wird, so hofft der Verf., dafs auch unser geselliges Leben daraus Nahrung schöpfen und sich edler gestalten werde. Wenn zu besserer Unterhaltung bisher Dramen gewählt wurden, so erhebt gegen diese Bevorzugung der Verf. den Einwurf, dafs das Drama seiner Natur nach doch eine scenische Darstellung fordere, ein Vorlesen immer nur ein abgeblafstes Bild gebe. Bevor der Verf. an einer grofsen Anzahl von Gedichten von Goethe, Schiller, Klopstock, Herder, Uhland u. a. bis ins einzelne auseinandersetzt, wie sie vorzutragen seien, legt er im ersten Teile sehr ausführlich mit grofser Sachkenntnis die Grundsätze dar, nach denen der Vortrag eingerichtet werden müsse; denn ihrer Natur nach solle die Poesie, um zu ihrer rechten Würdigung zu gelangen, weil sie eine redende Muse sei, in schönem Vortrag gehört werden. Aber nicht zu monologischem Vortrag eigne sich jedes Gedicht; die Erfahrung hat schon bewiesen, dafs manche, wie Schillers Glocke, Platens Grab im Busento u. a. erst durch die chorische Gestaltung eines Vortrags in ihrer vollen Schönheit für die Hörenden und für die Mitwirkenden hervortreten und die Schönheit hier dieselbe erziehende Kraft wie beim Gesange hat, ja, dafs ein solcher Vortrag vor dem Gesange den Vorteil hat, dafs er in voller

Eigenheit, weil kein anderer Klang dareinredet, die ganze Fülle der Sprachmusik, die in den Worten liegt, entfaltet. Worin diese Sprachmusik ihren tieferen Grund hat, das setzt der Verf. in dem ersten Hauptteile seines Buches aufs eingehendste auseinander, diese Kunstmittel der Sprache, der konsonantische Bau, der vokalische Farbenwechsel der Wortstämme, die Ton- und Quantitätsverhältnisse entfalten nicht im Gesange, sondern im gesprochenen Vortrag ihre grofse Schönheit. Der Verf. behandelt nun in den folgenden Kapiteln den Sprachlaut in der Poesie, die Aussprache, die bei uns noch sehr daniederliegt, den deutschen Rhythmus, die Tongeltung der Silben im Wort und im Verse, die Hauptstile des deutschen Rhythmus, wobei die Vortragsgesetze für den schematischen Versbau und für die freien Rhythmen zu unterscheiden sind, das wird besonders an Klopstocks Frühlingsfeier klar gemacht. Für die richtige deklamatorische Wiedergabe eines Dichterwerkes kommt es auch wesentlich auf die Auffassung, auf das Tempo und die Tonmodulation an, und auch diese Punkte werden einer eingehenden Erörterung unterzogen. Schliefslich giebt der Verf. wertvolle Vorschriften für das Stimmverhältnis bei chorischen Vorträgen.

Der zweite Teil bringt 31 epische und lyrische Dichtungen, mit Einleitung und Erläuterungen zur Auffassung und Wiedergabe im ganzen wie in den Einzelheiten, neun davon zum Einzelvortrag, die übrigen zu Mehrstimmenvorträgen und chorischen Aufführungen bestimmt. Unter den ersteren scheinen zwei Gedichte, „Ungelöste Fragen“ von Hamerling, „Der Knabe aus Tirol“ von Martin Greif, ihres trüben Charakters wegen für den Vortrag der Jugend nicht geeignet zu sein. Unter den für den chorischen Vortrag geeigneten nimmt die erste Stelle ein das Lied von der Glocke; die Verteilung an Einzelstimmen, Gesamtchor und Chorabteilungen ist mit feinem poetischen Sinn durchgeführt, jedenfalls erfordert aber die Einübung nach diesen Schemen die gröfste Sorgfalt, und ob durch die Zerteilung einzelner Verse, z. B. die Schilderung der Feuersbrunst, unter vielfache Chorteile ein tieferer Eindruck gewonnen wird, kann zweifelhaft sein, sowie die Wiederholung mancher Versteile, wie „Fliegt zum Tanz“ u. a. durch nichts geboten scheint. Doch darum darf man nicht leugnen, dafs das Buch von jedem Deutschlehrer nicht blofs, sondern von jedem Freunde unserer Poesie, von jedem Freunde edlerer Unterhaltung gelesen und beherzigt zu werden verdient. Besonders sind die gewonnenen Resultate für Schulfeste zu verwerten.

Die Grundzüge der Meditation. Eine Anleitung zum Entwerfen von Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten als Vorstufe zu den „Meditationen“. Von Dr. Ferd. Schultz, Direktor des Gymnasiums zu Charlottenburg. Dessau, P. Baumann, 1887. 60 S. 8.

Die „Meditationen“ des Verf. haben einen solchen Anklang gefunden, dafs man demselben zu Dank verpflichtet ist, dafs er in dem obigen Werke über die Methode der Auffindung des Stoffes, die manches Eigentümliche bietet, näheren Aufschlufs giebt. Es ist namentlich von der üblichen Einteilung der Aufgaben nach den Stoffen abgewichen und eine andere Einteilung nach der Behandlung gewählt. Namentlich bei den Aufgaben, welche eine Charakteristik erheischen, hat er einen anderen als den gewöhnlichen Weg eingeschlagen und also auf Gesichtspunkte hingewiesen, welche zu einer tieferen und allseitigeren Auffassung der Aufgabe dienen. Ausführliche Anweisungen über Schlufs und Beweis, denen man in ähnlichen Anleitungen begegnet, hat der Verf. nicht gegeben, da sie in die Logik gehören, ist dagegen auf die Begründung aus der Analyse des Begriffes näher eingegangen. Nach der Einteilung der Alten in das genus

historicum und rationale teilt er nun die Aufgaben der Schilderung und Untersuchung, jene in Beschreibung und Erzählung, fügt aber als Übergang zur zweiten Hauptabteilung die einen Gegenstand der Erfahrung in seiner Entwickelung schildernde, auch das innere Leben zur Anschauung bringende Charakteristik hinzu. Ist der Hauptpunkt der einzelnen Aufgabe bestimmt festgestellt, der Stoff unter Berücksichtigung der Kategorien des Raumes, der Zeit, Ausdehnung, Beschaffenheit, des Verhältnisses gefunden und nach Inhalt und Umfang geteilt, so ist der Aufbau in logischer Gedankenfolge zu vollziehen.

Im zweiten besonderen Teile sind für die Beschreibung, namentlich auch für Beschreibung der geschichtlichen Zustände, sowie für die Erzählung zweckmäfsige Gesichtspunkte aufgestellt, dann aber vorzugsweise die Charakteristik ausführlich besprochen; da vorzüglich der Mensch Gegenstand dieser Klasse ist, so hat hier der Verf. nicht umhin können, die innere Entwickelung des Menschen überhaupt, der Seelenkräfte auf psychologischer Grundlage zu verfolgen, auf die Stellung in der Gesellschaft, die Weltanschauung als auf die für die Charakteristik wichtigen Gesichtspunkte hinzuweisen. So ist hier der Weg vorgezeichnet, wie die Meditation bei den vom Verf. gestellten Aufgaben: das Gedächtnis, die Sprache, der Charakter, das Glück, Coriolan, Sigfrid, Parcival, Cordelia, Walther von der Vogelweide u. s. w. zu leiten ist. Anders als die Schilderung hat es die Untersuchung mit dem inneren Wesen der Gegenstände zu thun; knüpft sie sich an Gegenstände des reinen Denkens, so ist sie Entwickelung, an Gegenstände der Erfahrung Abhandlung. Die Entwickelung ist teils Begriffsentwickelung, teils Urteilsentwickelung. Bei der ersteren wird mit der Untersuchung der sprachlichen Bezeichnung anzufangen empfohlen, dann handelt es sich um die Feststellung der höheren Gattung, endlich der von den Arten derselben Gattung unterscheidenden Kennzeichen, wie an einzelnen Meditationen hier klar gemacht wird. Wie zur Erläuterung auf Inhalt und Umfang, so ist zur Erörterung und Begründung auf die Gesichtspunkte des Gegensatzes und der Ähnlichkeit, zur Begründung auf das ursächliche Verhältnis, auf Folgen und Zweck zu achten. Ist ein Urteil zu entwickeln, so sind wiederum die Begriffe zu erklären, dann das Urteil gegen andere abzugrenzen, endlich die Art der Verbindung beider Begriffe zu erörtern. Bei der Abhandlung, welche es mit Gegenständen der Erfahrung zu thun hat, wird der Inhalt nicht in Form einer Definition dargebracht, sondern derselbe entfaltet oder erläutert; dann folgt die Erörterung durch Unterordnung und Vergleichung, endlich die Begründung durch Würdigung, Beweis und Kritik; in der Theorie des Gegenstandes werden die allgemeinen Gesichtspunkte zusammengefafst. Diesen Gang veranschaulicht der Verf. ausführlich an dem Begriffe der Kunst, den Unterschieden der bildenden und der redenden Künste, der redenden Künste untereinander, nämlich der Musik und der Dichtkunst, kommt so auf die Gegensätze des Naiven und Sentimentalischen, auf die Begriffe satirisch, pathetisch, elegisch. Teilen wir ein nicht nach dem Verhältnis der Dichtkunst zur Natur, sondern nach dem Inhalte, so kommen wir auf die beiden Hauptteile, einerseits Lyrik, andererseits Epos und Drama. Bei der Meditation über das Stoffgebiet des Dramas wird Aristoteles, Lessing und Schiller herangezogen, namentlich auf den Wert der Erörterungen Schillers gegenüber Aristoteles zur rechten Würdigung Shakespeares hingewiesen. Nach diesen allgemeinen Festsetzungen wird auf die Erläuterung, Erörterung und Begründung besonders eingegangen und an einer grofsen Menge von Aufgaben nachgewiesen, auf welche Gesichtspunkte jedesmal die Meditation zu richten ist, somit auch der Schein des Schablonenhaften vermieden. Der Anhang weist ebenso auf die nach den Aufgaben notwendige Verschiedenheit des Inhalts, der Einleitung und des Schlusses hin.

Die Berechtigung der Fremdwörter. Von Gustav Rümelin, Kanzler der Universität Tübingen. Zweite Auflage. Freiburg i. B., Mohr, 1887.

Das sehr anregende Buch, ursprünglich eine Rede zur akademischen Preisverteilung am 6. November 1886, hat schon viel Staub aufgewirbelt, hier und da Zustimmung, weit mehr Widerspruch erfahren, so von G. Hauff in Sanders' Zeitschrift, namentlich von Prof. Dunger. Man habe, sagt der Verf., die Frage über die Zulassung von Fremdwörtern in deutscher Rede als eine Sache der nationalen Ehre und Gesinnung dargestellt, und diese Rücksicht hält er für etwas Nebensächliches, das Urteil müsse nur aus dem Charakter und der Geschichte unserer Sprache, sowie aus den Bedürfnissen des menschlichen Lebens und praktischen Lebens geschöpft werden, er für seine Person fühle sein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn er nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn er sich in australische Wolle kleide, chinesichen Thee oder französischen Wein trinke. Mit der letzteren Bemerkung ist aber nichts gesagt, um die Sache ernstlich zu betrachten; mit der ersteren aber bezeichnet der Verf. seinen Standpunkt als nicht abweichend von dem seiner Gegner, nur auf die Auffassung der Begriffe kommt es an. Den Charakter der Sprache können wir nur erkennen, wenn wir ihre Geschichte verfolgen; diese zeigt uns, dafs unsere Sprache eine edle, ursprüngliche ist, dafs zu gewissen Zeiten man dies verkannt, dafs man sie mit fremdem Zierat bekleidet hat, so dafs ihre edle Gestalt schier unkenntlich wurde, dafs dies aber Zeiten waren, da auch unser Volkstum in Gefahr stand vergiftet zu werden. Welche Zeiten dies gewesen sind, weifs jedermann, und wenn Fischart, Lauremberg und andere vaterländisch gesinnte Männer das Volk aufrufen, sich auf sich selbst zu besinnen, seiner grofsen Ahnen würdig zu werden, so eifern sie auch immer gegen die gedankenlose Sprachmengerei. Die Sprache ist aber etwas anderes als ein Luxusgegenstand für den täglichen Gebrauch, wie australische Wolle. Der Verf. giebt zu, dafs es thöricht sei, wenn die Muttersprache die den Sinn vollkommen deckenden Worte biete, in anderer Zunge zu reden; nun, darum handelt es sich ja nur, ob wir solche Worte besitzen, und da zeigt sich der verschiedene Standpunkt des Verf. Es fällt ja seinen Gegnern nicht ein, auf wissenschaftlichen Gebieten die Fremdwörter von der Wurzel aus verbannen zu wollen, die Wissenschaft ist international; aber die Grenzen des Wissenschaftlichen und Internationalen ziehen eben andere anders als der Verf. Die gewaltigen sprachlichen Umwälzungen, welche auf dem Gebiete des Postwesens vorgenommen sind und sich schnell eingebürgert haben, würde der Verf., als sie ins Leben gerufen wurden, als unannehmbar, als, wie er sich ausdrückt, dem Denken Fesseln anlegend bezeichnet haben. Wie aber diese Wandlung leicht gewesen ist, so wird der Wandel auch auf anderen Gebieten so schwierig nicht sein. So will der Verf. die Toilettensprache der vornehmen Welt geschützt wissen, Brosche sei statt Busennadel, Collier gegen die Halskette, die mit den Hunden zu teilen sei, beizubehalten, als ob die grofse Masse des deutschen Volkes, für deren Denken doch die genannten Begriffe nicht transcendentale sind, Brosche und Collier verstände, als ob nicht der Verf. folgerecht auch dem Halsband, das wir ja mit den Schafen teilen können, den Krieg erklären müfste. Und nicht einmal äufserlich unschädlich ist der Gebrauch solcher wie der genannten Fremdwörter, mit dem Gebrauch derselben im gewöhnlichen Leben setzt sich bekanntlich leicht die Meinung fest, dafs die mit ihnen bezeichneten Gegenstände auch nur vom Auslande in würdiger Gestalt uns geliefert werden könnten, und so bringt eine Nachäfferei die andere hervor. Immer wieder betont der Verf. den Satz, dafs die Muttersprache dem Denken keine Fesseln an-

legen dürfe; aber wer nicht gelehrte Bildung genossen hat, wird ja gerade durch das Fremdwort in seinem Denken aufgehalten; heifst das nicht der weiblichen Denkfaulheit Vorschub leisten, wenn die Frau mit dem Worte Collier um sich wirft, ohne eine Ahnung davon zu haben, woher denn das Wort abzuleiten ist? wenn ich denke, will ich auch jedes Wort genau verstehen. Wie die Schönheitspflästerchen vergangener Tage muten uns in der Schriftsprache und Litteratur solche Fremdwörter an, und gerade sie sind es, die uns stutzig machen und uns in unserem Denken und in unserem reinen Genufs aufhalten. Es gebe, meint der Verf., viele solche, die noch vereinzelt in vornehmen und niedrigen Bildungskreisen spuken, aber aus der Schriftsprache ausgeschlossen seien; er führt die aristokratischen Wörter véritable, aigriert, aimable, fatiguieren u. a. auf. Der Verf. mag wohl nicht weit Rundschau gehalten haben; dergleichen ist nicht blofs spöttisch in dem Briefwechsel der Herren Strudelwitz und Pudelwitz niedergelegt, sondern hat auch Eingang gefunden in den Schriften anerkannter Männer, z. B. wer ist nicht auf Schritt und Tritt durch diese Gewohnheit des Fürsten Pückler-Muskau verletzt? und noch heute werden seine geistvollen Schriften viel gelesen. Und wenn grofse Geschichtschreiber, Redner überflüssige ungewöhnliche Fremdwörter gebrauchen, so ist es, sagen wir mit dem Verf., ein kleinlicher Eifer und nicht zu loben, ihnen dieselben nachzählen und behofmeistern zu wollen; aber er kann uns nicht hindern, dafs wir dabei stutzig werden, uns fragen, ob der Schriftsteller vielleicht einen tieferen Sinn mit dem Worte verbunden habe, der uns nicht gleich vor der Seele stehe, und wenn wir uns dann endlich verneinend antworten müssen, ist die reine Empfindung, mit der wir bis dahin genossen haben, in etwas getrübt. Einer unserer gefeiertsten Geschichtschreiber, Ranke, hatte sich in diese Gewohnheit mehr und mehr hineingelebt, und gerade diejenigen, die nicht flüchtig, sondern mit tiefer Verehrung ihn gelesen haben und lesen, haben sicherlich bei manchem fremden Ausdruck sich gefragt: Warum so? Wem sollte z. B. in dem Werke des Greisenalters, in der Weltgeschichte, der unendlich häufige Gebrauch des Wortes Potenzen nicht aufgefallen sein? Kleinlich den grofsen Mann zu behofmeistern fällt niemandem ein, aber wir bedauern, dafs ein wenig unser reiner Kunstgenufs getrübt ist. Es ist, ganz abgesehen von der Sprache der Wissenschaft, die hier nicht in Betracht kommt, eine recht grofse Zahl von Fremdwörtern, die der Verf. nicht missen kann, weil kein deutscher Ausdruck ihren vollen Begriff erschöpfe; aber es ist nichts als willkürlich das deutsche oder das fremde Wort bestimmen; wenn z. B. malade weder krank noch kränklich, noch unpäfslich ist, was ist es denn? und wie helfen sich nun die Franzosen, die auf ihre scharfe Bezeichnung sich so viel zu gute thun? Wenn man das erste beste Wort aufnimmt, auf das man stöfst, dann hat man leichte Arbeit; aber so haben nicht die grofsen Sprachmeister gearbeitet, welche unendliche Mühe haben sich Luther und seine Freunde gegeben, aber sie haben uns auch den stolzesten Bau geschaffen, und in ihrem Sinne mufs die deutsche Sprache sich weiter entwickeln. Ein grofser Schatz, der noch wenig benutzt ist, wird, worauf schon anderwärts hingewiesen ist, in Zukunft noch reiche Ausbeute gewähren, es sind die Prosaiker des späteren Mittelalters. Auffallend ist in dem Buche, dafs der Verf. auf den Unterschied der Lehnwörter und der Fremdwörter sich nicht eingelassen hat, auffallend auch, dafs in dem Fremdwörterverzeichnis, welches den zweiten Teil des Buches bildet und die unabweisbaren Fremdwörter geben will, manche Wörter ohne weiteren Vermerk aufgeführt sind, dafs sie ursprünglich deutsche Wörter, von uns entlehnt in die fremde Sprache, von da aus in der fremdländischen Gestalt von uns wieder aufgenommen sind, jenes ist eine Ehre, dies eine Schmach für uns; es ist dabei dem Verf. auch begegnet, dafs er das deutsche Wort turnen für ein Fremdwort und deshalb den

alten Jahn für einen unfreiwilligen Bundesgenossen ansieht. Leibnitz war kein Jahn, er war gewiſs, wenn einer, ein internationaler Mensch und ein scharfer Denker, aber auch er predigt Reinheit der deutschen Sprache (§ 86), und wenn er auch (§ 19) das Übermaſs einiger Sprachgesellschaften seiner Zeit zugiebt, so weist er doch (§ 66) auf die Wiederbringung vergessener und verlassener, aber an sich guter Worte und Redensarten hin.

Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache. Von Franz Branky. Wien, Alfr. Hölder, 1887. 50 Kr.

Das Buch ist aus der Vorbereitungsanstalt für Lehrer in Wien hervorgegangen, enthält aber auch manche auch auſserhalb Österreichs beachtenswerte Winke, während es auf der anderen Seite zeigt, mit welchen wunderlichen Eigentümlichkeiten dort der Lehrer zu kämpfen hat, die dem Norddeutschen recht auffallend vorkommen; wie weit dieselben hinaufreichen, ist aus vielen Proben der österreichischen Schulprogramme bekannt. Daher wird auf die Übung im mündlichen Gedankenausdruck ein besonderer Wert gelegt, dann in verständiger Weise, wie die verschiedenen Arten der Lesestücke des Lesebuchs anregend zu behandeln sind, wie der Ausdruck zusammenzuziehen oder zu erweitern ist, dargelegt. Wenn es da in dem zu Grunde gelegten Lesebuche heiſst: „Alles rannte zu der Ringstraſse, um die Braut des Kronprinzen zu sehen“, und nun der Ausdruck „alles“ erweitert werden soll, so ist nicht beachtet, daſs man in Norddeutschland sagt „nach der Ringstraſse“. Die Behandlung der Erzählungen, Fabeln, Sagen, Lieder, Sprichwörter, wie sie für die unteren Klassen passend ist, wird ausführlich durchgenommen; bei der Frage: „was habet ihr vom Kaiser Heinrich dem Vogelsteller gehört?“ waren die Ausdrücke „Kaiser“ und „Vogelsteller“ zu ändern. Sehr ausführlich sind die Sprachübungen; sie zeigen uns, mit welchen Spracheigentümlichkeiten auſserhalb des Deutschen Reiches der Lehrer zu kämpfen hat; da sind zu verbessern Sätze wie (S. 61): „Die Tochter unterschob den Füſsen der Mutter ein Fuſsbänkchen, für N. erliegt (= liegt) ein Brief auf dem Postamte, eine Anstalt wird aufgelassen (= aufgelöst), das Kind spielt sich.“ Da ist es zuviel verlangt, wenn der Verf. für die Zungengymnastik Schnellsprechübungen empfiehlt, fünf bis zehnmal nacheinander sprechen zu lassen: „Fritz iſst frisch Fischfleisch, früh in der Frische fischen Fischer Fische, der Kutscher putzt den Postkutschkasten.“ Da könnte ein Tierschutzverein Einhalt gebieten.

Präparationen zur Behandlung deutscher Musterstücke in der Volksschule. Oberstufe. Fünftes und sechstes Schuljahr. Von Rektor A. Gräve. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1886. M. 1,60.

Die Unterstufe dieses Werkes ist Ref. nicht bekannt geworden, somit auch nicht die Gesichtspunkte für die Auswahl der Musterstücke, die in der Einleitung des ersten Bandes erörtert sind. Dieser zweite Band aber läſst sich nicht bloſs in der Volksschule, sondern auch in höheren Lehranstalten verwerten. Es schlieſst sich das Buch zunächst an das deutsche Lesebuch von Gabriel und Supprian an, es kann aber auch bei Benutzung eines anderen Lesebuches gebraucht werden, da die ausgewählten Stücke sich auch in anderen Lesebüchern zu finden pflegen. Bei der Gliederung des Unterrichts ist der Verf. dem von der Herbartschen Schule aufgestellten Verfahren gefolgt, es sind also alle Gesichtspunkte ins Auge gefaſst, welche berücksichtigt werden müssen, um den Unterricht möglichst fruchtbar zu machen. Was ursprünglich für die Volksschule bestimmt

ist, ist auch für höhere Lehranstalten zu benutzen, und deshalb verdient das Buch auch im Archiv eine Empfehlung. Denn es ist sehr geschickt eingerichtet; was aus dem Lesestoff für die religiös-sittliche, ästhetische, nationale Bildung des Schülers benutzt werden kann, ist angedeutet, auch litterar-historische Zwecke nicht aufser acht gelassen, soweit sie der Altersstufe angemessen sind, und die Anleitung für das Verfahren des Lehrers, für die Gliederung, ist so verständlich, dafs der Neuling im Lehramt sich ihrer mit dem gröfsten Nutzen bedienen kann. Durchweg ist zur Veranschaulichung des Lehrverfahrens die Frageform gebraucht; und da kann es wohl scheinen, als sei doch der Gang zu langsam, als werde von dem Lehrer zu wenig Übung vorausgesetzt, ja die Form kann wirklich wohl einmal eigentümlich uns anmuten (z. B. S. 37 bei Besprechung der Fabel vom Kranich und Wolfe: „Worin bestand die Gefahr des Wolfes? Was flöfste sie demselben ein?"), aber sonst ist sie doch geschickt und soll ja auch nicht im Verlauf des Unterrichts streng festgehalten werden, sie soll nur zum Fingerzeig dienen, wie man sich die Sache zurechtlegen könne; der Verf. setzt eben nicht alte Praktiker voraus, sondern Neulinge, die, wenn sie ihre Stunden lebendig machen wollen, der Führung bedürfen. Zahlreiche mündliche und schriftliche Übungen, die sich an jedes Lesestück anknüpfen lassen, hat der Verf. nicht unterlassen mitzuteilen; man erkennt überall, dafs das Buch aus der Praxis hervorgegangen ist. Von dem einen Lesestücke wird oft auf ein verwandtes passend hingewiesen; bei der Besprechung der Grimmschen Sage vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen hätte S. 51 der Gedanke, dafs die Tapferkeit und Treue der Ritter der beste Schutz der Burg sei, vertieft werden können durch den S. 65 richtig angegebenen Gedanken, der aus Kerners Gedicht vom reichsten Fürsten entwickelt ist. Auf etwas Eigentümliches sei noch aufmerksam gemacht, dafs bei den einzelnen Lesestücken am Schlufs ein grammatisches Kapitel zur Sprache gebracht ist; so ist denn zuletzt auf angenehme Weise ein gutes Stück der deutschen Grammatik mit dem Schüler durchgenommen und wird dann am Ende zusammengefafst. Dieselben grammatischen Fragen lassen sich aber auch an ein anderes Lesestück knüpfen, so dafs es, um dasselbe Resultat zu gewinnen, durchaus nicht nötig ist, sich an die Auswahl und den Gang des Buches zu halten. Vormachen, anregen will der Verf. nur; die Aufgabe ist trefflich gelöst, und unter den vielen Wegweisern verdient dieser den Lehrern in den unteren und mittleren Klassen höherer Anstalten empfohlen zu werden.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Dir. Dr. K. Leimbach. III. Band. 3. Lfrg. Kassel, Th. Kay, 1887.

Die Erläuterung deutscher Dichtungen hat dem Verf. viele Freunde namentlich unter den solcher Hilfsmittel bedürftigen Schulmännern erworben. Als siebenter Band der erläuterten deutschen Dichtungen kündigt sich der dritte Band der deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, oder, wie er wohl richtiger heifsen sollte, der Gegenwart an; von demselben liegt dem Ref. die dritte Lieferung vor, welche, denn es ist alphabetische Ordnung befolgt, die Namen Karl Henckell bis Friedrich Hoffmann umfafst; die Sammlung scheint danach umfangreich werden zu wollen. Wie der Titel besagt, sind in diesem Abschnitt Erläuterungen der ausgewählten Stücke ausgelassen. Ref. hat die vorliegende Lieferung genau durchgelesen und kann nur den staunenswerten Fleifs des Verf. anerkennen. Eine grofse Anzahl von Dichtern tritt allein in diesem Hefte uns entgegen, die vielen Freunden der Litteratur noch unbekannt sein

mochten und die doch einen weiteren Leserkreis verdienen. Wer sich weiter mit ihnen bekannt machen will, findet in der Bibliographie, der grofse Sorgfalt nachgerühmt werden mufs, volle Belehrung. Für die Biographie hat der Verf. die besten Quellen benutzt; wo diese nicht ausreichten, hat er sich an die Dichter selbst gewandt; die mündlichen Mitteilungen derselben, denen wir sehr oft begegnen, geben uns also den sichersten Halt. Schon daraus erhellt, mit welchem Ernst der Verf. an seine Aufgabe herangetreten ist, wie viele Mühe er aufgewendet hat. Schwierig ist die Charakteristik zeitgenössischer Dichter, aber man wird dem Verf. meist beistimmen. Streng ist das Urteil über Georg Herweghs sittlichen Charakter, aber es erscheint noch mild, wenn wir berücksichtigen, was erst neuerdings über seine schriftstellerische Thätigkeit in den letzten Lebensjahren bekannt geworden ist. Den Begriff Dichter hat der Verf. im eigentlichen Sinne gefafst; wer nur prosaische Schriften verfafst hat, ist ausgeschlossen. Bei der Auswahl der Proben wünscht man öfters einen anderen Grundsatz befolgt; es sind öfters nur kleinere lyrische Dichtungen mitgeteilt, wo ein episches Stück charakteristischer wäre, wie bei Wilhelm Hertz. Dramatische Proben fehlen ganz. Manche der Proben lassen uns den Dichter weniger bedeutend erscheinen, als er vielleicht sein mag, das trifft z. B. bei Heusenstamm zu. Was der Leser hier von Herwegh kennen lernt, zeichnet sich zu grofsem Teile durch Gedankenmangel und Verworrenheit aus. Ein kleines Versehen ist, dafs die Gattin des Dichters Wilhelm Hey S. 398 erst Sophie, dann Auguste Grosch heifst, dafs S. 424 es heifst: „nachdem Georg Hick das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte“, statt „ein“.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Teil. Zweite durchaus revidierte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1886. 3,75 M.

Die kommentierte Faustausgabe von K. J. Schröer hat mit Recht einen so grofsen Anklang gefunden, dafs nach kurzer Zeit, trotz vieler anderer Goetheerklärungen, eine zweite Auflage notwendig geworden ist. In knappster Weise, man möchte sagen, es ist kein überflüssiges Wort gesagt, ist alles erklärt, hauptsächlich durch Parallelstellen aus dem Dichter selbst, der einzelne Ausdruck, die Gedankenentwickelung, ist auf die Metrik, Versabteilung aufs gründlichste eingegangen, die Textgeschichte bis ins kleinste verfolgt, so dafs nirgends der Verf. uns im Stich läfst. Die ausführliche Einleitung behandelt die Entstehung von Goethes Faust, den Zusammenhang mit Lessings Faust, die Faustsage, ihren Charakter, die weitere Geschichte der Goetheschen Dichtung, die ersten Aufführungen. Bis auf den neuesten Dresdener Fund scheint alles, was bisher über das Gedicht erschienen ist, verglichen zu sein, wenn es auch nicht namentlich erwähnt wird, wie z. B. nicht die Beiträge zur Kritik des Faust von Fr. Vischer; da Verf. der Schulschrift von Hagemann gedenkt, so sei auch auf den Aufsatz von Hauff im Archiv, Bd. LXVI, hingewiesen; die Litteratur der Sage aber bringt ausführlich die Zerbster Schulschrift von Kühne 1860. Was diese Ausgabe und Erklärung des Faust uns besonders lieb macht, das ist die Liebe, ja Begeisterung, mit der das Buch geschrieben ist. Das erfreuliche Ereignis, dafs schon die neue Auflage notwendig geworden, ist dem Verf. für die Gegenwart, für die Zukunft des deutschen Volkes eine schöne Weissagung, dafs nämlich der materialistische und pessimistische Zug der Gegenwart noch nicht den Idealismus, durch den unser Volk grofs geworden, zurückgedrängt habe, ja, dafs er nun besonders bei dem neuen Geschlechte wieder Kraft gewinnen

werde. Denn wie schon die Faustsage des 16. Jahrhunderts entschieden einen protestantischen Charakter trägt, so ist dem Verf. Goethes Dichtung für das 18. Jahrhundert, für das Zeitalter der Unnatur, Frivolität und Philistrosität das neue Evangelium der wiedererstandenen Natur im Menschen und des wiedererstandenen Idealismus. Der grofsartige Idealismus der Liebe, der in Goethes Wesen besonders hervortritt, der ihn bis in sein hohes Alter immer wieder zum Dichter macht, ihm die Macht giebt, die Wirklichkeit in Dichtung zu verwandeln, der in seinem Geiste auf die ganze Natur übergeht, hat sich verkörpert in Faust, dem Helden des unbesieglichen Idealismus, und der Gegenstand des Gedichts ist der Erdenkampf dieses Idealismus mit den den Menschen niederziehenden Mächten, des Idealismus und der Frivolität, der Liebe und der Selbstsucht, der Vernunft und des Verstandes; diese Gegensätze sprechen sich aus in Faust und Mephistopheles; niemals unterliegt Faust, das will der Verf. darlegen, sein Sieg steht von vornherein fest, von Anfang an steht Faust mit idealer Hoheit dem beschränkt verständigen Mephistopheles gegenüber. Es ist schwer, dem belesenen Verf. eine kleine Gegengabe für sein reiches Geschenk darzubringen; es mögen einige kleine Zusätze genügen. Zu v. 460 erlaubt sich Ref. auf ein Wort Wielands vom 10. Mai 1776 (in F. G. Jacobis Briefwechsel I, 242) hinzuweisen: — „bis ich meinen Stab in der Hand habe, um hinauszugehen — und den unendlichen Erdgeist einzuziehen, mit dem ich je länger je mehr Sympathie und Verwandtschaft fühle," sowie bei v. 870: „im Anfang war das Wort" auf eine Stelle aus Calderons Drama Chrysanthus und Daria, da Chrysanthus vor einem Bücherpulte sitzend spricht (nach der Übersetzung in A. F. von Schacks spanischem Theater II, 273): „O wie dürftig ist mein Geist und wie mangelhaft mein Wissen, wie verwirrt sind meine Schlüsse, wie befangen meine Sinne, denn ich kann sie nicht ergründen die geheimnisvollen Tiefen dieses Buches u. s. w. Sagen darf ich wohl ‚dem Anfang', es beginnt mit diesen Silben ja das erste Blatt: ‚Im Anfang war das Wort' steht hier geschrieben. Aber, ward das Wort gesprochen, konnt' es da den Anfang bilden? Wird doch, was es ausgesprochen, in dem Buche ganz verschwiegen! Ferner heifst es: ‚und das Wort u. s. w.'" — Schliefslich etwas aus dem praktischen Leben. Der berühmte Spruch: „was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", wird von Düntzer (I, 187) erklärt: „wieviel besser würde er gethan haben, hätte er das wenige, was ihm sein Vater hinterlassen, zu seinem Genusse verwandt"; in ähnlicher Weise hier v. 683: „erwirb es = eigne dir es völlig an, indem du es gebrauchst", welche Erklärung der Zusammenhang bestätigt. Die deutschen Dispositionsbücher pflegen bekanntlich einen ganz anderen Sinn unterzulegen, so z. B. sagt Göbel S. 90: „Das Wort Goethes sagt also: Damit die uns durch die objektive Ordnung der Gemeinschaft zugefallenen Güter unser individuelles Eigentum werden, wie die durch eigene sittliche Arbeit erworbenen, müssen wir sie wiederum als Mittel zu eigener sittlicher Arbeit verwenden."

Beiträge zur Poetik Otfrids. Von Paul Schütze. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 64 S. gr. 8.

Otfrid steht nicht als vereinzelte Erscheinung da; er vermittelt die alte und die neue Zeit. Das ist das Thema, welches die vorliegende Schrift beweist. Die Allitteration klingt bei ihm stark durch, aber sie tritt auch später noch auf. Jedoch die der Allitterationsperiode eigentümliche Ausdrucksweise ist auch bei ihm noch stark vertreten, die zu eindringlicher Darlegung besonders dienende Begriffs- und Gedankenvariation (wie hier mit zahlreichen Beispielen dargelegt wird), und zwar in den verschiedensten Formen, wie Nebeneinander von Begriff und Va-

riation, Trennung von Gedanken und Variation, Parallelismus der Satzglieder, überall aber geht Otfrid schon über den Gebrauch der früheren Periode hinaus. Nicht minder zeigt sich der Zusammenhang mit der früheren Zeit wieder in den zur Veranschaulichung der Personen und Situationen dienenden Eingängen der Rede; da tritt besonders hervor, wie die einfachen Bezeichnungen seines Vorbildes, des biblischen Textes, auch ihm nicht genügen, wie Christus, seine Jünger, seine Gegner äuſserlich und innerlich ausführlich charakterisiert werden. Wie ferner der allitterierenden Dichtung, so ist auch ihm die häufige Verwendung der Parenthese eigen. Um epische Fülle zu gewinnen, bedient er sich, wieder vom biblischen Texte abweichend, emphatischer Übertreibung, gerade wie die frühere Dichtung, und wieder, um die Bedeutung der Personen und Situationen hervorzuheben. In dem Gebrauche zahlreicher formelhafter Verbindungen, für die in ihren einzelnen Erscheinungen der Verf. viele Belege anführt, geht Otfrid schon bedeutend weiter als die frühere Periode, vieles ist auch aus der Vorzeit überkommenes Gut; merkwürdig ist es, wie feststehend für die verschiedenen Situationen und Stimmungen die Formeln sind, wie gewissen Verben pleonastisch verstärkende Zusätze gegeben werden. Eigentümlich ist Otfrid im Gegensatz zu der früheren Poesie, daſs er sich unmittelbar oder mittelbar, durch Berufung auf die Quelle, Beteuerung der Wahrheit, unmittelbare Anreden, Fragen u. a. an die Hörer wendet, also das Ich in den Vordergrund tritt. In seinen Bildern und Vergleichen steht er unter dem biblischen Einfluſs, weicht von den Vorgängern ab, in manchen aber ist er selbständig. Zu dem, was schon früher über die Verarbeitung des biblischen Stoffes durch Otfrid hervorgehoben ist, fügt schlieſslich der Verf. noch mehrere Stellen, aus denen hervorgeht, wie Otfrid gegenüber der knappen biblischen Grundlage den Gemütszustand seiner Personen breiter ausführt und Erzählungen plastischer zu gestalten sucht. Es ergiebt sich also, daſs Otfrid sich nicht ängstlich an seine Quelle anlehnt, sondern mit einem gewissen künstlerischen Bewuſstsein über seinem Stoffe steht.

Das deutsche Tagelied. Inaugural-Dissertation von Walter de Gruyter. Leipzig, G. Fock, 1887. 159 S. gr. 8. 2 Mk.

Ausführlicher als von irgend einem seiner Vorgänger ist von dem Verf. hier das deutsche Tagelied behandelt; mit gröſstem Fleiſs und Sorgfalt ist er ihm nachgegangen, und es möchte sich wohl keine hierhergehörige Dichterstelle finden, die er übersehen hätte. Ebenso ist ihm die ganze Litteratur über dasselbe wohlbekannt. Der Inhalt ist so reich, daſs es hier genügen mag, den Gang der Untersuchung und die Ergebnisse kurz zusammenzufassen.

Die Ansicht, daſs das deutsche Tagelied aus romanischen Vorbildern herzuleiten sei, ist unhaltbar. Die Geschichte desselben läſst sich in Abschnitte zerlegen, die sich mit der allgemeinen Einteilung der Lyrik decken: Höfischer Minnesang, Übergangszeit, Volkslied. Anfangs ist es frei vom Einflusse höfischer Sitte, wie Beispiele des 12. Jahrhunderts zeigen. Dann tritt die Person des Wächters in den Vordergrund, er wird der vertraute Warner, Wechselreden bringen in die Dichtung gröſsere Beweglichkeit, das höfische Tagelied tritt hervor. Wächterlose Tagelieder wurden unter Kaiser Heinrichs VI. Namen und von Heinrich von Morungen erwähnt. Das Tagewächterlied hat nach der Überlieferung, die nicht anzuzweifeln ist, Wolfram in Deutschland eingeführt; seine Tagelieder sind von leidenschaftlicher Glut und bezeichnen den Höhepunkt des Wächterliedes; an Kraft der Darstellung steht Walther ihm bedeutend nach. Groſs ist die Zahl der höfischen Tagelieder. Als Mittelglied zwischen den vortragenden Minnenden und dem Türmer erscheint bei Ulrich von Winterstatten eine

Zofe. Der Wächter ist anfangs, jedoch nicht oft, nur äufserlich mit der Situation verknüpft, aber er wird bald auch beteiligt, wodurch die dramatische Spannung gewinnt, er ist meist der Vertraute, die Frau ist die ängstlich Besorgte, hinter ihr tritt der Mann zurück. Der Stil des höfischen Tageliedes ist lebhaft (S. 27 f.), das Weichen der Nacht, der Vogelsang, der Wächterruf, die drohende Gefahr, die Schmerzen der Trennung, das alles spielt eine grofse Rolle; die verschiedenen Bezeichnungen dafür, wie sie in den Gedichten vorkommen, hat der Verf. genau verzeichnet. — 2) Das Tagelied der Übergangsperiode (S. 41). Im 14. und 15. Jahrhundert nähert sich das Tagelied dem Volksliede; wie die durch den ritterlichen Frauendienst gezogenen Grenzen allmählich durchbrochen werden, hat an den einzelnen Dichtungen der Verf. nachgewiesen. Mitunter fehlt hier der Wächter, der Humor macht sich schon geltend; besonders in der Sammlung der Klara Hätzlerin (1471 abgeschlossen) tritt das Wesen des Tageliedes des 15. Jahrhunderts hervor; die hier vorkommenden Lieder u. a. werden einzeln betrachtet; der Wächter tritt weit mehr hervor, wird mitunter der eigentliche Träger der Handlung, die Frau tritt als Leiterin zurück, die Heldin des Tageliedes ist nicht mehr die Gattin eines anderen, die Gefahr wird vermindert, die epische Kleinmalerei nimmt zu, der Stil wird überladener. — 3) Die Tageweise im Volksliede (S. 68—111). Mit der Entwickelung des dramatischen Elements kam die Tageweise schliefslich der Ballade näher als dem eigentlichen Liebesliede; Motive der Romanze dringen in das Lied, und umgekehrt. Dann werden Ritter und Edeldame durch Angehörige anderer Stände ersetzt, damit büfst der Wächter seine Vertrauensstellung ein. So sind wir der eigentlichen Volkslyrik näher gekommen, und diese finden wir besonders in den Schnaderhüpfeln ausgedrückt, die dem Tageliede verwandt sind. Im Gegensatze gegen das höfische Tagelied schwindet aus dem Volksliede die Furcht und Sorge, dagegen Reue und Scham des Mädchens stärker betont werden, und besonders wichtig ist, dafs statt der Phantasiebilder die Wahrheit des wirklichen Lebens eintritt, Sitte und Brauch des Volkes den Untergrund bildet. — 4) Die Tageliedsituation aufserhalb der Liebeslyrik: a) im Epos (S. 111): Die Liebesscenen des Tageliedes finden sich im Graf Rudolf, ganz so wie in einem Tageliede Ulrichs von Lichtenstein, in Herberts trojanischem Krieg, in Eilharts Tristan, in Heinzelins von Konstanz Minne Lohn, in Konrad Flecke, in der Rabenschlacht, Ortnit u. a.; b) in der Erzählung und im Schwank (S. 123); die hierher gehörigen Stellen aus v. d. Hagens Gesamtabenteuern u. a., grober Art, sind hier citiert; c) im Fastnachtsspiel (S. 126); d) in der geistlichen Dichtung (S. 127). Bekannt ist, dafs weltliche Volkslieder vielfach in geistliche umgedichtet sind, beliebt war das Tagelied, schon wegen der Melodie, namentlich für den Morgengesang (matutina), bis für die Morgenandacht die Abschnitte der Leidensgeschichte Christi in Gebrauch kommen, dann aber das Tagelied im Weihnachtsliede wiederklang; die Wächterlieder und die Weckrufe kehrten wieder in den deutschen Bearbeitungen des Alten und Neuen Testaments, und so finden sich zahlreiche Umdichtungen des weltlichen Tageliedes in die religiösen Dichtungen, noch im evangelischen Kirchenliede; e) in der patriotischen Dichtung (S. 138), so bei Reinmar dem Viedler, Muscatblüt, Hans Sachs, in v. Liliencrons Sammlung. — Im ersten Anhang (S. 140) behandelt kurz der Verf. die Tageliedsituation in der orientalischen, magyarischen, slavischen, romanischen Litteratur, im zweiten Anhang (S. 148) den Wächter in der deutschen Dichtung aufserhalb der Grenzen des Tageliedes. Die wichtige Person des Burgwächters kommt in vielen epischen Gedichten vor; er beobachtet und meldet; mannigfach sind die Wendungen und Bezeichnungen; unendlich oft ist von ihm und dem Pförtner die Rede, bis endlich der moderne Nachtwächter erscheint; eine Sammlung der Nachtwächterlieder fehlt noch.

Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur bis zu Goethes Tode. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Dritte Auflage. Berlin, Langenscheidtsche Buchhandlung, 1887. 2 Mk.

Dafs von dem hochverdienten Gelehrten nicht etwas Gewöhnliches zu erwarten war, versteht sich von selbst, und so hat denn auch diese Litteraturgeschichte so viel Beifall gefunden, dafs im Verlauf weniger Jahre eine dritte Auflage nötig geworden ist. Eine Geschichte der deutschen Sprache, wie im Titel steht, enthält das Buch nicht, dazu würde viel mehr gehören. Über die Werke der Litteratur aber enthält es die reichsten Nachweise; selten werden die Leser, wenn sie nach etwas suchen, im Stich gelassen werden. Seine bekannte ungewöhnliche Belesenheit kam dem Verf. nicht allein zu statten, er hat auch die gröfseren Werke von Gervinus, Goedeke u. s. w. nicht blofs fleifsig zu Rate gezogen, sondern auch manche Specialschriften. In ein so umfangreiches Buch können sich einzelne Versehen eingeschlichen haben; viele werden es nicht sein. So ist z. B. das Geburtsjahr Bürgers (1747), Hoffmannswaldaus (1617) nicht richtig angegeben, man vermifst bei Herder die Berücksichtigung des grundlegenden Werkes von Haym, man wünscht beim Nibelungenliede nicht blofs den Inhalt kennen zu lernen, man will auch etwas vom Werte und von der Bedeutung des Gedichts hören, von der Überlieferung, von der ganzen Nibelungenfrage, bei der lyrischen Poesie des Mittelalters etwas mehr von der Form u. ä. Ref. spricht pro domo, wenn er gegen die Darstellung des Verhältnisses Müllers zu Schlözer (S. 80) Einwurf erhebt. — Durch die knappste Darstellung ist es dem Verf. möglich geworden, viel mehr Stoff zu bringen, als selbst umfangreichere Werke bieten; eine ungewöhnlich grofse Zahl von Schriftstellernamen, die nur wenigen bekannt sein mögen, aus den Jahrhunderten, die sonst nur kurz behandelt werden, von der Scheide des Mittelalters, aus dem 17. Jahrhundert, eine Fülle von Jahreszahlen, von bibliographischen Notizen begegnen uns, so dafs wir überall an Goedeke erinnert werden. Da nun zu der Reichhaltigkeit des Inhalts der nur durch den knappen Druck mögliche sehr billige Preis kommt, so ist nicht zu zweifeln, dafs das Buch noch mehr Auflagen erleben werde. Wenn der Verf. mit der Bitte um Verbesserungsvorschläge sich namentlich an Lehrer wendet, die beim Unterricht vielleicht an einzelnen Stellen dazu Anlafs finden werden, so kann wohl nur dabei an die bei der Vorbereitung zum Unterricht gemachten Erfahrungen gedacht sein. Das Buch etwa als Leitfaden den Schülern in die Hand zu geben, davon rät gerade die Eigentümlichkeit desselben, der übergrofse Stoffreichtum, die Fülle der Namen, Jahreszahlen u. s. w. ab; selbst zur Wiederholung zum häuslichen Gebrauch ist es für Schüler weniger geeignet, indem gerade die Jahrhunderte, die die Schule nur im Fluge berührt, sehr ausführlich bis ins einzelste behandelt sind und in manchen Partien die Schriftsteller zweiten und dritten Ranges vor den Chorführern sich hervorzudrängen suchen, jugendliche Schüler daher den übersichtlichen Blick verlieren können.

Grundzüge der deutschen Syntax. Nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Oskar Erdmann, Prof. an der Universität Breslau. Erste Abteilung: Gebrauch der Wortklassen. Die Formationen des Verbums in einfachen Sätzen und in Satzverbindungen. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886. 197 S. gr. 8.

Das vorliegende bedeutende Werk geht von der richtigen Überzeugung aus, dafs der gegenwärtige Sprachgebrauch in unserer deutschen Sprache

nur auf Grundlage des früheren Gebrauchs gewürdigt werden kann und dafs ebenso der frühere Gebrauch durch Einsicht in den gegenwärtigen Sachverhalt neues Licht erhält, dafs es somit ein hohes Interesse gewährt, die geschichtliche Entwickelung vom Gotischen an bis auf die jetzige Zeit zu verfolgen. Indem die Syntax als Lehre vom Gebrauch der Wortklassen und Wortformen in der Rede gefafst wird, ist zunächst gezeigt, wie die Wortklassen abgegrenzt und gebraucht werden, und dabei werden viele Eigentümlichkeiten unserer Sprache näher betrachtet. Die umfangreichere zweite Hälfte handelt von den Formationen des Verbums; im zweiten Bande soll eine Übersicht über die Arten und Mittel der Satzverbindung folgen. — Vom Verbum ausgehend betrachtet der Verf. die Redeteile der Reihe nach; überall beruhen die syntaktischen Erörterungen auf der ausgedehntesten Bekanntschaft mit der älteren und neueren Litteratur und führen zu interessanten Ergebnissen, so (§ 4) dafs das Pronomen der ersten Person des Plurals beim Imperativ, in älterer Zeit fehlend und in neuhochdeutscher Zeit eine Zeit lang auch vergessen, noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Neuerung galt; dafs (§ 5) das Fehlen des persönlichen Pronomens beim Indikativ seit der Sturm- und Drangperiode wieder aufkam, Goethe besonders diese Kürze liebte („habe nun Philosophie, füllst wieder Busch und Thal“), dafs die Auslassung in ganz kurzen Sätzen (Vofs: „sprachs“) am auffallendsten ist; dafs (§ 7) das satzeröffnende „es“ in Impersonalien bei vorangehendem Satzteil einfach wegfällt („es hungert mich, mich hungert“); ferner (§ 8) die Pluralendung auf -s (Fräuleins) ist seit dem 17. Jahrhundert aus dem Romanischen eingedrungen; „Ich“ Substantiv Neutr. und Mask. (vgl. Opitz § 12); „ein“, richtiger als vereinzelnder Artikel bezeichnet, (§ 13) im Gotischen noch unbekannt, im Mhd. allgemein (Druckfehler S. 12, A. H. st. Jw.), im Plural im Nhd. verschwunden (§ 16), „ein“ im Nhd. bei vielen Abstrakten unmöglich (doch „eine Gesundheit ausbringen“, § 17), „ein“ bei Verbindungen mit Präpositionen auch im Nhd. öfters fehlend (zu § 23: zu Tage treten, über Bord, über Wasser, über Stock und Stein u. s. w.). Beim kennzeichnenden Artikel „der“ ist die Bemerkung anziehend, dafs er seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bei Hauptpersonen, als wären sie Eigennamen, ausgelassen wird (§ 29: graut Liebchen auch, Knabe sprach). Sehr lehrreich ist der ausführliche Abschnitt über das Adjektiv. Manche Adjektivbildungen aus Adverbien sind uns noch unbequem (Lessings „die allzuofte Wiederholung, die so lang als mögliche Erhaltung“, § 47). Wegen der noch herrschenden Unsicherheit über die Form des Gen. Sing. des attributiven Adjektivs (§ 69) wird darauf aufmerksam gemacht, dafs seit dem 17. Jahrhundert die entschiedene Neigung ist, die Form auf -en statt auf -es zu gebrauchen, doch nur dann, wenn das Subst. selbst im Gen. schon die Endung -es, -ens hat („guten Mutes“), aber wird ein Subst. im Gen. auf -en mit alleinstehendem Adj. verbunden, so geht das Adj. auf -es aus („redliches Menschen und redlichen Mannes“), man will also das Adj. vom Subst. differenzieren. Wo von der Steigerung die Rede ist (§ 88), ist Rückerts leichenfarber und Goethes „letztester“ etwas sehr Ungewöhnliches, gewöhnlich ist jetzt „allerletzt“. Der Gebrauch der Pronomina erhält ebenfalls durch die geschichtliche Betrachtung neues Licht. Wegen des Personalpronomens „er“ bemerkt der Verf., dafs dabei die Apposition nicht ohne den Artikel stehen könne (§ 92); sollte man aber nicht sagen dürfen: Er, Schöpfer grofser Heere? Das pleonastische es bei Eröffnung des Satzes ist der Verf. geneigt als adverbialen Acc. aufzufassen, als schwache Demonstration; als Nomin. liefse es sich wenigstens beim Plural des Verbums nicht erklären (§ 94). In dem Anhange dieses Abschnittes, wo von der Apposition die Rede ist, konnte auf den besonders auffallenden Gebrauch Schillers: noch zuckend u. s. w., und bald obgleich entstellt von Wunden u. s. w. hin-

gewiesen werden (§ 109). — Wie die letzten Abschnitte des ersten Teiles, so bietet besonders der zweite Teil, welcher die Formationen des Verbums in vier Abschnitten: Genera, Tempora, Modusformen, Stellung des Verbums im Satze bespricht, reiche Belehrung; wir verfolgen, welche Einflüsse auf die Entwickelung der Sprache in den verschiedenen Zeiten gewirkt haben, wie unhaltbar manche Erklärungsversuche sind, die nicht auf die allmähliche Gestaltung Rücksicht nehmen, wie nicht jegliche sprachliche Erscheinung, die verwerflich scheint, wirklich verkehrt ist, und andere, die berechtigt scheinen, des geschichtlichen Haltes entbehren; kurz, wir gewinnen eine Fülle von Belehrung durch diese geschichtliche Betrachtung.

Volapük, die Weltsprache. Alfr. Kirchhoff: Volapük, Hilfsbuch zum schnellen und leichten Erlernen der Anfangsgründe dieser Weltsprache. Dritte Auflage. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1887. — Kirchhoff: Schlüssel zu den Übungsbeispielen im Volapük-Hilfsbuch. Ebenda. — W. Pflaumer: Vollständiger Lehrgang des Volapük nebst Schlüssel und Wörterbuch. Bearbeitet nach Prof. Kerckhoffs Cours complet de Volapük zum Gebrauch für Deutsche. (Höherer Kursus des Hilfsbuches von Prof. Kirchhoff.) Ebenda.

Das Volapük ist bekanntlich eine Erfindung von Joh. Martin Schlayer; es ist als solche kein Gegenstand für Sprachforscher, es verfolgt allein einen praktischen Zweck. Auch ist es nicht schön, es macht auch auf Schönheit durchaus keinen Anspruch, es ist nur die einfachste aller Sprachen, und weil es ein vollkommen deutliches wechselseitiges Verständnis ermöglicht, deshalb weissagen ihm seine Anhänger, deren es aufserordentlich viele zählt, eine siegreiche Zukunft. Die grofse Zahl der Anhänger spricht allerdings für den Wert dieser Weltsprache; ob sie so aufserordentlich leicht zu erlernen sei, dafs in einer Stunde die Grundzüge der Grammatik, in wenigen Tagen der unentbehrlichste Wortschatz zu erlernen sei, darüber kann man erst urteilen, wenn man einen Kursus darin durchgemacht hat. Jedes Volk wird auch weiter seine eigene Sprache reden und schreiben, das Volapük will nur die Vermittelungssprache zwischen allen Völkern werden, nicht etwa blofs zwischen den europäischen, sondern zwischen allen Völkern des Erdballs, es will denen dienen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, mit den verschiedensprachlichen Völkern der Welt in Gedankenaustausch zu treten; als solche werden bezeichnet der Kaufmann und der Gelehrte; ob es für die letzteren von Bedeutung sein werde, ist zu bezweifeln, die Gelehrten werden schwerlich so bald unterlassen, entweder in der lateinischen oder in einer der verbreitetsten germanischen und romanischen Sprachen zu korrespondieren. Ganz anders stellt sich die Sache für die grofskaufmännische Welt, die nach aller Welt Beziehung hat. Und an diese denkt Prof. Kerckhoffs, der ausgezeichnetste Lehrer des Volapük an der Pariser Handelslehranstalt; der Vortrag, den er vor zwei Jahren zur Eröffnung dieses Unterrichtszweiges hielt, ist als Einleitung seinem von W. Pflaumer bearbeiteten Lehrgang vorausgeschickt. Hier hebt er die Wichtigkeit einer überall verständlichen Weltsprache für den Grofshändler und Grofsindustriellen hervor für den mündlichen und schriftlichen Verkehr; wollte man dazu eine der nationalen Sprachen wählen, so würde man teils an der Eifersucht der anderen Nationen, teils an der Schwierigkeit aller unserer modernen Sprachen ein Hindernis finden; die Schwierigkeiten zeigen sich schon darin, dafs es viele Völker giebt, denen es nicht möglich ist, alle Laute der Kultursprachen auszu-

sprechen. Das Volapük vermeidet jede schwierig auszusprechende Buchstabenverbindung; die Wortbetonung, die Grammatik ist die denkbar einfachste, die ganze Konjugation ist in wenigen Minuten zu erlernen. Wenn Max Müller in Oxford die neue Kunstsprache anerkennt, so ist das gewiſs ein bedeutungsvolles Zeugnis für dieselbe. Schlayer hat ein weltsprachlich deutsches, an 13000 Wörter enthaltendes Wörterbuch verfaſst, es ist davon wie von seiner Grammatik schon die fünfte Auflage erschienen, Wörterbücher für die einzelnen Nationen sind erschienen oder werden vorbereitet, eine Grammatik giebt es schon für die Chinesen und Hottentotten. Innerhalb eines Monats haben schon Anfänger es erreicht, einen Handlungsbrief fehlerfrei aus der Muttersprache ins Volapük zu übersetzen. Das ist allerdings von hohem praktischen Werte; wie aber eine mündliche Verständigung leicht erzielt werden kann, das ist nicht leicht einzusehen. Auf obige eingegangene Hilfsmittel hinzuweisen mag hier genügen.

Herford. Hölscher.

A. Hoppe, Englisch-deutsches Supplement-Lexikon, als Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen englisch-deutschen Wörterbüchern u. s. w. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste Abteilung: A—Close. Berlin, Langenscheidt, 1888. XIX und 240 S. Preis 8 M.

Siebzehn Jahre sind zwischen dem Erscheinen der ersten und der zweiten Auflage dieses trefflichen Buches verflossen. Es ist ein guter alter Bekannter, den wir nach langer Zeit, und zwar in vollständig erneuerter Gestalt, wiedersehen; wir werden zu prüfen haben, ob das Neue dem Alten entspricht, ob die Veränderungen auch Verbesserungen sind, ob das in dem alten Werke als gut Erkannte entsprechend gefördert ist. Allerdings war das erste Supplement-Lexikon ein sonderbares Buch: wissenschaftliche Einheit fehlte ihm eigentlich. Es wollte geben: 1) Wörter und Wortverbindungen, welche sich in unseren englisch-deutschen Wörterbüchern gar nicht oder falsch oder ungenügend erklärt finden; 2) Erklärung solcher, englischem Leben oder englischen Zuständen eigentümlichen Verhätnisse, deren Nichtkenntnis das Verständnis einer groſsen Menge englischer Wörter und Bücher erschwert oder unmöglich macht; 3) Erklärung einer Anzahl von Personen- und Sachnamen, über die man in den gewöhnlichen Hilfsmitteln keine Auskunft findet. Schon hierin ist die Verschiedenartigkeit der Bestandteile des Buches deutlich angegeben; und man sah es demselben an, daſs es einer Sammlung derjenigen Schwierigkeiten entstammte, welchen der verehrte Verfasser selbst beim allmählichen Fortschreiten in der Aneignung der Sprache und bei der Erweiterung der Lektüre begegnet war und welche ihm durch sichere Auskunft kundiger Männer (namentlich des verewigten Th. Solly, dem in dem Vorwort dafür der Dank gezollt wird) und durch fortgesetztes Studium zu überwinden gelungen. Eben dem Umstande, daſs das Buch dem unmittelbaren Bedürfnisse entsprungen war, ist sein groſser Erfolg zuzuschreiben. Tausende muſsten, dem gleichen Streben folgend, den gleichen Hindernissen begegnen, und ihnen allen muſste ein Helfer in der Not gleich willkommen sein. Gewiſs hat das Buch auch das Verdienst gehabt, viele darüber zu belehren, wie man lesen müsse, und ist für die, welche Englisch lehrten, nicht minder nützlich geworden als für die, welche es lernten. So ist demselben reiche Anerkennung nicht versagt worden. Storm hat es besonderer Auszeichnung gewürdigt; die

Lehrer an Seminarien haben auf dasselbe fortgesetzt aufmerksam gemacht; namentlich die Herausgeber von Ausgaben der Schriftsteller mit Anmerkungen haben daraus geschöpft, einzelne sogar thöricht und über das Maſs hinaus; Riechelmann hat in seinen verdienstvollen Ausgaben desselben rühmlichst gedacht; Immanuel Schmidt hat noch kürzlich in seiner Bearbeitung von Tom Brown's School Days (Tauchnitz, Students' Series; Pt. II Vorw.) gesagt: „Der Herausgeber würde die schwierige Aufgabe, Tom Brown's Sch. D. zu erklären, nicht in genügender Weise haben lösen können, wenn er nicht in dem Supplement-Lexikon des Prof. Dr. A. Hoppe gründliche Vorarbeiten gefunden hätte." Ja, der eigene Verleger des Buches hat sich nicht bedacht, in dem Teile seines „Notlexikons", welches über Land und Leute von England handelt, eine recht beträchtliche Menge von seitenlangen Stücken aus dem (damals bereits vergriffenen) Supplement-Lexikon wieder abzudrucken. Es zeigt sich darin, daſs der Verfasser recht hatte, wenn er in dem Vorwort seines Buches die Hoffnung aussprach, „einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen." Es kann demnach nur gebilligt werden, wenn das neue Buch wörtlich dasselbe Programm aufstellt, und es ist nicht zu bestreiten, daſs es dasselbe gewissenhaft und in glänzender Weise zur Ausführung bringt. Der erste hauptsächlich in die Augen fallende Unterschied beider Bücher ist der Umfang. Die vorliegende erste Lieferung von 240 Seiten umfaſst so viel wie 76½ des alten Buches; dabei aber ist jede Seite des neuen Buches (welches in Druck und Einteilung ganz dem Sachs-Villatteschen französischen Wörterbuche entspricht) so viel wie ein und eine halbe des ersten. Gestrichen sind aus dem früheren Buche alle Stellen, welche sich nachträglich als im Lucas vorhanden herausgestellt haben, z. B. gleich der erste Artikel „he does not know a great A from a bull's foot", ferner die meisten Phrasen, für die nicht genügende schriftliche Gewähr beigebracht war, und manches andere, was entbehrlich schien. Die Quellen der Belehrung sind sehr vermehrt worden; neben Webster und Worcester erscheinen jetzt Ogilvies (Annandales) Imperial Dictionary, 1882; Robert Hunters Encyclopædic Dictionary; Haydns Dictionary of Dates; E. Cobham Brewers Dictionary of Phrase and Fable und Reader's Handbook; T. Lewis O. Davies, Supplementary English Glossary; J. Hain Friswells Familiar Words; The History of Signboards by J. Larwood and John Camden Hotten; Halliwells Dictionary of Archaic and Provincial Words; Nares' Glossary; Jamiesons Dictionary of the Scottish Language; Johnsons Glossary of Scottish Words; The Slang Dictionary; Supplement to Webster's Dictionary; W. Wheelers Dictionary of the Noted Names of Fiction; Schele de Veres Americanisms und Bartletts gleichartiges Werk — Murray ist benutzt, soweit es anging; denn die ersten Lieferungen desselben erschienen, wie wir aus dem Vorwort ersehen, zu der Zeit, wo die entsprechenden Stücke des Hoppeschen Buches bereits fertig gestellt waren, so daſs die Vergleichungen und Verbesserungen im Manuskript nachgetragen wurden: im Buchstaben C finden wir schon keine Beziehung auf Murray mehr. — Eine ungefähre Schätzung des durchforschten Materials gewinnt man aus dem Verzeichnis der Abkürzungen von Titeln der Bücher und Zeitschriften: es umfaſste im älteren Buche 81, im neueren enthält es 436 Nummern. Um einigermaſsen ein Bild von dem bedeutenden Fortschritte zu geben, den das neue Buch dem alten gegenüber bildet, führen wir diejenigen Artikel an, welche zu den ersten vier Seiten des alten Buches (bis agent) im neuen (13⅓ Seiten gleich 20 des alten) hinzugekommen sind: A. B; A. B. C; A. C; a — Präfix; *a';[1] abanne; abatement; abbaty; abbey; Abbot of Unreason; Abbotsford; abbreviate; abbreviatly; ABCedaries; abecedarian; abee; abele; aberdavat; Abernethy;

---

[1] * bedeutet „schottisch".

abeyance; Abigail; abject; ablemost; ablesse; ablow; abomination; aboon; aboot; aborigen (aborigine); abortive; abound; abraid; Abramide; abridgements; abroad; abscession; absent-minded; absentness; Absolute; absolution; absolutist; absolvitur; Abudah; abuilyiement; abune; abut; abysm; abysmal; academe; academize; academy; Acadian; accaparate; accent; accentuality; accept; accessive; accessoryship; accidently; accipitral; acclamator; acclearment; acclimate; accompaniament; accompanyist; accompass; accord, *v.;* accost, *s.;* account, *s.* u. *v.;* accountancy; accumulator; accurtation; accuse; accustom; acedy; Achilles; acholithite; acidulation; acolyte; a-cock; acorn; acousticon; acquaint; acquaintance; acquaintanceship; acquiescate; acquiesce; acquit; acreage; acreocracy; acre-staff; Acres; actable; actinic; action, *v.;* activeable; acupointed; acute; Ada; Adam; adamant; adamical; adamitical; Adams; adapt; adaptability; adaptation; adapter; adaptment; addict; addition; address-card; adeep; adempt; adhesive, *v.;* adjectives; adjoint; adjourn; adjournal; adjudicator; adjunct; adminicle; adminiculate; adminiculation; admirables; admissible; admonitorial; adonis; adoptability; adorate; adoratory; adore; adrift; ads.; adsolve; adultage; adumber; adumbrative; adust; advance, *s.;* advanced guard; advancement; advantage, *s.* u. *v.;* advent; adventurement; Adversity Hume; advising; advisive; advocate, *v.;* advocation; advoke; advouzance; advowson, *s.* u. *v.;* *ae; Ægæan; æger; ægrotat; aereous; aerial; aeriality; aerolite; aery; æstheticism; *af; *aff; affatuate(d); affectator; affection; affectionate; affectionless; affectual; affiance; afflict, *s.;* afflicted; affluent; affrighten; aflush, a-flutter; afoam; aforethought; Africander; africanism; afreet, afrite; a-frown; *aften; after-bale; after-cabin; afterdavy; after-day; after-deck; after-dinner; after-dinnerhood; after-drink; after-effort; after-friends; after-glow; after-hand; *afterhend; after-liking; afterman; after-meal; after-memory; after-mile; after-morn; after-name; afternoon-men; after-operation; after-period; after-piece; after-release; after-spring; after-thought; after-tinkering; after-twelve; after-written; after-year; a'gad; agait; agapemone; agate; agathokakological; age, *v.;* *agee; agemate; agenid; agent, *v.* — Daneben sind die Artikel des alten Buches durchgehend verbessert und vervollständigt; nur äufserst wenige sind unverändert abgedruckt. Unter age, *s.* stand sonst nur: what an age you are! wie unendlich lange Sie machen! Jetzt steht darunter 1) to arrive of age; 2) age, unendlich lange Zeit mit drei verschiedenartigen Beispielen; 3) age-long; age-spent; age-worn; 4) age of the moon. — „a c c o m p l i s h m e n t ... nur in Bezug auf Damen gesagt" — jetzt: in älterer und in der gehaltenen Sprache der Gegenwart von den Kenntnissen und Fertigkeiten des gebildeten Menschen unterschiedslos gesagt; in dem aber, was man das Slang der feinen Welt nennen kann (Murray: The word is also abused to mean „superficial acquirements", embellishments that pretend to perfect or complete an education which does not exist), für Sprechen fremder Sprachen, Zeichnen, Malen, Musik u. s. w. nur in Bezug auf Damen, ... oft ironisch ..., von Männern höchstens scherzend — mit neun. Beispielen. Dafs a g a i n nicht blofs die Wiederholung, sondern die Intensität der Handlung bezeichnet, ist eine Bemerkung, die unseres Wissens H o p p e zuerst, in Deutschland wenigstens, veröffentlicht hat. Als er den Artikel neu bearbeitete, wird ihm Murray noch nicht zur Hand gewesen sein, in welchem die Richtigkeit der Beobachtung voll bestätigt wird. Bei Hunter fand er sie gar nicht beachtet; bei Ogilvie nur so weit zugegeben, dafs er sagt „implying energy on the part of the subject or actor, and reciprocal action or return on that of the object." Um die Sache klar zu stellen, bringt das neue Supplement-Lexikon 43 Beispiele statt der 14 des alten und zwar nach den Bedeutungen der Verba gruppiert. Am natürlichsten ist das Setzen der Wiederholung für die Stärke bei den Begriffen des Schalles (wieder-

hallen = laut hallen); demgemäfs finden sich sechs Beispiele mit to crack und to creak; acht mit to ring; eins mit to echo; andere mit den verwandten Begriffen to rattle, squeak, roar; mit Verben der Empfindung to thrill, freeze, wince, ache; der Empfindungsäufserung to twitch, quiver, vibrate; der Bewegung to bob, dance, leap, rock; dann aber auch bei to smoke, to reek; to shine (fünf Beispiele); to burn; to stare; to stink — letzteres aus Sterne, Tristram Shandy. — adobe, früher „Luftstein, ungebrannter Ziegel"; jetzt: 1) in Kalifornien eine schwere thon- oder lehmartige Erdart, die mit Sand vermischt einen vorzüglichen Getreideboden bildet (mit ausführlichem Citat); 2) ein aus dieser Erdart geformter Luftstein u. s. w. mit sechs Belegen. Als Beispiele für die Reichhaltigkeit des Inhalts greifen wir heraus all: maid of all work — all bei Participien und Adjektiven (all melancholy, all winking, all-credulous, &c.) —, all-fired; all alive, all along, all and all, all but, all fives, all fours, to go on all fours, All England Eleven, all and sundry, all that it should be, all to nothing, all to one, all-absorbing, all alone, all-angelic, all-ball, all-desirable, all-essential, all-giving, all-importance, all in all (dafür all and all), allmight, all over, all-overs, all-overness und all-overishness, all-poke, all-potent, all-puissant, all-recompensing, all-round, all-round man, allrounder, all-scient, all-sufficiency. — and: there are women *and* women (acht Beispiele), *and* zum Ausdruck der Wiederholung und Emphase through *and* through; across *and* across; round *and* round; about *and* about; she wept *and* wept; a shining *and* a shining; years *and* years; weeks *and* weeks; rows *and* rows; miles *and* miles; strange *and* strange; fresh *and* fresh; hot *and* hot (stehend von Speisen); — to go *and* pleonastisch (the cook went *and* got married); to go *and* für to go to, ebenso bei to come, try, be sure; — seven-*and*-twenty ist sehr emphatisch gegenüber twenty-seven, an sieben Beispielen nachgewiesen — eine Bemerkung, die wohl noch nirgend verzeichnet ist; — *and* that, *and* all that (sort of thing). — as, *conj.* 1) as für than; 2) as how für that; 3) as who should ...; 4) as you were *(status quo ante);* 5) so as, thus as für that; as für so as; 6) for as pleonastisch; 7) it is as well to ... as ...; it's as likely as not; 8) as good as, beinahe; 9) as much = es (I told you as much); 10) as to, betreffend; 11) as much as he does; as much as we shall; 12) to give one as good as he brings; 13) you were as proud as proud; he's as cross as cross can be. — Der Artikel back, *s.* enthält nicht weniger als 71 Unterabteilungen, darunter u. a. to give the back; to be turned on one's back; to keep at the back of one's head; so suit the back to the burden; the back of the fire; back of the page; with one's back to the light; with one's back to the horses; back-barand; back-bands; back-bodkin; back-current; back-friend; back-ganging; back-hair-glass; — back-hand, *s.* u. *v.;* back-handed; back-hander; back-head; back-hold; back-lill; backload; back-number; back-parting; back-pay und back-payment; back-play; back-salary grab; back-scent; back-settlement; *backsey; back-show; *backspauld; *backspeir; backstair; backstay; backstone; back-timber; back-volume; back-winter — alles dieses neben dem im alten Buche Enthaltenen und mit ausreichenden Belegstellen. — Die Menge des Interessanten und sonst schwer zu Findenden ist grofs. Wir greifen auf gutes Glück einige Wörter und Phrasen heraus: we agree to differ; air-doors; Albert hats; the Alexandra limp; alfalfa; almighty dollar (Ursprung); anchory paste; ante (im Pokerspiel); ante-drawing-room; anaxyridians; antigropelos; anteprandial tea; areophane; anecdotage (Ursprung); bless the Duke of Argyll; an at-home; the Annual Register; Queen Anne's farthing; how we apples swim; Arabs (in London); Arabian bed; araphorostic shoes; artist(e), Maler, Schriftsteller, Schauspieler, Koch, Sängerin, Gelehrter, Arzt; as in præsenti; ash und ashes; ashen-faggot night, avadavat — oder aus C: channel shoes; to chaw up; cheese-

plate buttons; to make a cheese; that's the cheese; check-strap; to hand in one's checks = to die; chest-worm; cheek for chowl; cherry-bums; Cherry-Ripe; the Chevalier; the Cheshire round; chewallop; chillum; chimisal; chimney-pot (hat); to chip in; chip-bonnet; a Chippendale; as chipper as a canary bird; Chittigong fowl; first chop; chowder-headed; Chops of the Channel; chowry; Christmas-cake, -candle, -hamper; chuck-steak; chucker-out; churn-boots; chute; cif; city knight; clairshach; clamjamfry; clap-bread; claret-jug; classic races; Claude Lorraine glass; clean cut, clean faced, clean limbed, clean made; clear out for Guam; clearcake etc. etc.

Alles dies fällt unter Nr. 1 in dem anfangs aufgestellten Programm; Nr. 3 ist bedeutend vermehrt; Nr. 2 sehr vervollständigt; z. B. ist base-ball aus einer bloſsen Andeutung zu einem Artikel von 55 Zeilen geworden. In den das Gerichtswesen und englische Verwaltungsrecht betreffenden Artikeln (z. B. barrister) ist eine bedeutende Umgestaltung durch die groſse um etwa 1881 durchgeführte Justizreorganisation notwendig geworden.

Einzelnen Artikeln sind der Veranschaulichung wegen Illustrationen beigefügt: so die des Werkzeuges bill-hook; des architektonischen Zierats billeting; die einer Marquiskrone zu ball; die eines clerical waistcoat, eines Calvinistical cap, eines cap of dignity, eines celt, eines broad arrow u. s. w.

Der Druck läſst an Korrektheit nichts zu wünschen; die erste Auflage war nahezu frei von Druckfehlern; in der neuen sind uns bis jetzt nur wenig aufgestoſsen, was bei dem ziemlich kleinen Druck dem Verfasser (und Korrektor) zu nicht geringem Lobe gereicht.

Wenn von allen Seiten in Bezug auf die erste Auflage des trefflichen Supplement-Lexikons das Urteil ausgesprochen worden ist, daſs es ein für jeden, der sich mit Ernst des Englischen befleiſsigt, unentbehrliches Buch sei, so wird sich in Bezug auf die neue Auflage mit Fug dasselbe behaupten lassen. Ref. begrüſst deshalb die neue Arbeit mit wahrer Freude und in der Überzeugung, daſs dieselbe in weitesten Kreisen die wohlverdiente vollste Anerkennung finden wird. L. H.

Miscellen.

Unsere höheren Schulen als Pflanzstätten allgemeiner Bildung.

In den Bemerkungen zu der Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen vom 5. Februar 1882 heifst es unter 2:

„Der in den Lehrplänen und in der Reifeprüfung der höheren Schulen, sowohl gymnasialen als realistischen Charakters, umfafste Kreis von Lehrgegenständen hat ein Anrecht darauf, mit dem Namen der allgemeinen Bildung bezeichnet zu werden, da für die Hauptrichtungen menschlichen Wissens, sowohl in dem sprachlich-geschichtlichen, als in dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereiche die Aneignung sicherer Elementarkenntnisse und ein verständnisvolles Interesse erstrebt wird, auf welcher Grundlage weitergebaut werden kann."

Die preufsische Unterrichtsverwaltung ist also der Ansicht, dafs Gymnasien wie Realgymnasien die Grundlagen allgemeiner Bildung in ausreichender Weise legen. Dennoch werden nicht beiden Arten höherer Schulen gleiche Berechtigungen zugestanden. Nur das Reifezeugnis eines Gymnasiums berechtigt zu jedem höheren Berufsstudium, während den mit dem Zeugnis der Reife entlassenen Zöglingen der Realgymnasien der Zugang zu den eigentlichen Universitätsstudien noch immer beinahe gänzlich verschlossen ist; denn sie werden nur zum Universitätsstudium und zur Staatsprüfung für das höhere Schulfach in den mathematischen, naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Fächern zugelassen. Das Reifezeugnis der lateinlosen Oberrealschulen, welche in der Cirkularverfügung des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, betreffend die Einführung der revidierten Lehrpläne für die höheren Schulen, vom 31. März 1882 ausdrücklich als Schulen allgemeiner Bildung anerkannt worden sind, gewährt gar keine Berechtigung mehr, nachdem der Minister der öffentlichen Arbeiten die einzige, welche den Oberrealschulen zugestanden worden war, im Jahre 1886 aufgehoben und damit die Lebensfähigkeit dieser Schulen vollständig untergraben hat.

Aus dieser ungleichen Verteilung der Berechtigungen geht hervor, dafs man an entscheidender Stelle der Kenntnis der alten Sprachen, in welchen allein die Reifeprüfung der Gymnasien höhere Anforderungen stellt als die der Realgymnasien und der Oberrealschulen, einen gröfseren Wert für allgemeine Bildung und die Befähigung zu den eigentlichen Universitätsstudien beilegt, als der besseren Kenntnis der neueren Sprachen und dem tieferen mathematisch-naturwissenschaftlichen Wissen, wodurch sich die mit dem Reifezeugnis entlassenen Schüler der Realgymnasien und der Oberrealschulen vor denen der Gymnasien entschieden auszeichnen. Darin liegt aber offenbar ein Widerspruch gegen die in den Be-

merkungen zu der Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen und in der Cirkularverfügung vom 31. März 1882 ausgesprochene Ansicht der Unterrichtsverwaltung.

Doch dies nur nebenbei.

Alle unsere höheren Schulen legen den Schwerpunkt des Unterrichts in die fremden Sprachen, insbesondere die Gymnasien. Abgesehen von dem Unterricht im Schreiben und Zeichnen, entfallen von 258 wöchentlichen Unterrichtsstunden in den Gymnasien allein 138, also mehr als die Hälfte, auf den fremdsprachlichen Unterricht, davon 77 auf Latein, 40 auf Griechisch und 21 auf Französisch, in den Realgymnasien 108, davon 54 auf Latein, 34 auf Französisch und 20 auf Englisch, in den Oberrealschulen kommen von 246 wöchentlichen Unterrichtsstunden, Schreiben und Zeichnen ebenfalls ausgenommen, 82 auf fremde Sprachen, 56 auf Französisch und 26 auf Englisch. Daneben verwenden die Gymnasien nur 21 Stunden wöchentlich auf den Unterricht in der Muttersprache, während die Realgymnasien demselben 27, die Oberrealschulen sogar 30 Stunden wöchentlich zuweisen. Für den geschichtlichen und geographischen Unterricht haben die Realschulen ebenfalls mehr Stunden als die Gymnasien, jene 30, diese nur 28 wöchentlich. Rechnen und Mathematik erscheinen im Lehrplan der Gymnasien mit 34, im Lehrplan der Realgymnasien mit 47 und in dem der Oberrealschulen sogar mit 49 Stunden. Der Unterricht in den Naturwissenschaften beschränkt sich in den Gymnasien auf 14 Stunden wöchentlich, 10 Stunden Naturbeschreibung und 8 Stunden Physik; die Chemie bleibt dabei gänzlich unberücksichtigt. Der Lehrplan der Realgymnasien weist dagegen für Naturbeschreibung und Physik je 12, für Chemie 6 Stunden, der Lehrplan der Oberrealschulen für Naturbeschreibung 13, für Physik 14 und für Chemie 9 Stunden wöchentlich auf. Für christliche Religionslehre bestimmen die Lehrpläne in jeder der drei höheren Schulen 19 Stunden wöchentlich, für Schreiben in den Gymnasien und Realgymnasien je 4, in den Oberrealschulen 6 Stunden, für Zeichnen in den Gymnasien, wo dieser Unterricht nur in den drei unteren Klassen obligatorisch ist, 6 Stunden, in den Realgymnasien 18 und in den Oberrealschulen 24 Stunden.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daſs jede allgemeine Bildung auf nationaler Grundlage sich aufbauen müsse, damit sie nicht in einen vaterlandslosen Kosmopolitismus ausarte und zu verschwommenen Humanitätsbegriffen führe, und daſs daher das rechte Verständnis deutscher Art und Sitte, Vertrautheit mit deutscher Geschichte und Litteratur und vor allem eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und freie Beherrschung derselben im mündlichen und schriftlichen Gebrauche für jeden Deutschen die vornehmste Grundlage allgemeiner Bildung sei. Der Unterricht in deutscher Sprache, deutscher Litteratur und deutscher Geschichte muſs also auch in deutschen höheren Schulen eine hervorragende Stelle einnehmen. Dies ist jedoch in keiner unserer höheren Schulen und am allerwenigsten in den Gymnasien der Fall, in welchen auf den Unterricht in der Muttersprache nicht einmal der sechste Teil der dem fremdsprachlichen Unterrichte zugewiesenen Stundenzahl kommt. Diese mangelhafte Berücksichtigung des Deutschen im Lehrplane der Gymnasien sucht man dadurch zu begründen, daſs man sagt, jede andere Unterrichtsstunde trage zur Ausbildung in der Muttersprache bei. Auch in den Bemerkungen zur Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen ist diese Ansicht vertreten. In Bezug auf den Unterricht im Deutschen heiſst es da: „Die hohe Aufgabe dieses Momentes der Jugendbildung kann nur in dem Maſse erfüllt werden, als dazu mitzuwirken die Gesamtheit der Lehrer, ohne Unterschied ihrer speciellen Unterrichtsfächer, sich durch ihren Lehrberuf selbst verpflichtet erachtet.“ Und an einer anderen Stelle wird gesagt: „Auf die Beherrschung der deutschen Sprache

für schriftlichen und mündlichen Gebrauch und auf Erweckung des Interesses für die Meisterwerke der deutschen Litteratur und der Achtung vor ihnen hinzuwirken, ist an deutschen Schulen nicht blofs Aufgabe der wenigen diesem Unterrichtsgegenstande besonders zugewiesenen Lehrstunden, sondern ist nur durch das Zusammenwirken des gesamten Unterrichts zu erreichen.“ Hier wird also die *hohe* Aufgabe des deutschen Unterrichts als Bildungsmoment ausdrücklich anerkannt, zugleich aber auch die Unfähigkeit der bestehenden *deutschen* höheren Schulen und insbesondere der Gymnasien, diese hohe Aufgabe in den *wenigen* dem Unterrichte in der Muttersprache zugewiesenen Lehrstunden erfüllen zu können, offen eingestanden. Von dem Unterrichte in jedem anderen Lehrgegenstande verlangt er ganz mit Recht, dafs er selbständig zu dem ihm gesteckten Ziele führe, den Unterricht im Deutschen verweist man auf die meistens wertlosen und immer unsicheren Handlangerdienste der übrigen Lehrfächer. Freilich sollen alle Lehrer der deutschen höheren Schulen in jeder Unterrichtsstunde sich selbst eines guten Deutsch befleifsigen und ihre Schüler zum mündlichen und schriftlichen Gebrauche eines solchen unbedingt anhalten; aber selbst wenn dies überall geschähe, würde es falsch sein, dem deutschen Unterrichte eine so geringe Stundenzahl zuzuweisen, dafs er nicht *selbständig* seine *hohe* Aufgabe erfüllen kann. Die preufsische Unterrichtsverwaltung selbst scheint aber recht erhebliche Bedenken betreffs der ausreichenden allgemeinen Bildung, welche die Lehrer höherer Schulen im Deutschen besitzen, zu hegen, wie aus zwei Stellen der Bemerkungen zu der Ordnung der Prüfungen für das Lehramt an höheren Schulen geschlossen werden mufs. Es heifst dort unter 2: „Nach manchen Anzeichen wird es nicht als überflüssig zu betrachten sein, die künftigen Lehrer unserer höheren Schulen thatsächlich daran zu erinnern, welche Ansprüche sie als Lehrer an deutschen Schulen notwendig an ihre eigene Bildung im Deutschen zu stellen haben“; und unter 12 wird in betreff der an die Lehramtskandidaten zu stellenden Forderung einer sicheren Kenntnis der neuhochdeutschen Grammatik bemerkt: „Die Erfüllung derselben und die davon zu erwartende Einwirkung auf den Schulunterricht kann dazu beitragen, der in bedenklicher Ausbreitung begriffenen Nachsicht gegen Inkorrektheiten des deutschen Schreibgebrauchs Schranken zu setzen.“ Die Anzeichen von einem den Lehrern der höheren Schulen anhaftenden Mangel in der Kenntnis und im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Muttersprache sind also bereits so auffällig, dafs die Unterrichtsverwaltung sich genötigt sieht, ausdrücklich darauf hinzuweisen und die Beseitigung dieses Übelstandes anzustreben. Hierin liegt aber zugleich eine vernichtende Kritik der Erfolge des bisherigen Gymnasialunterrichts. Denn da jeder Lehrer höherer Schulen vor „seinem Eintritte in ein Fachstudium den Lehrkursus an einer höheren Schule allgemeiner Bildung, zumeist an einem Gymnasium, abgeschlossen und den Erfolg dieser Schulzeit durch das Bestehen der Reifeprüfung bewiesen hat“, so können Mängel, welche seiner Bildung im Deutschen später anhaften, nur daraus erklärt werden, *dafs ihn der Schulunterricht nicht zu einer sicheren Kenntnis der neuhochdeutschen Grammatik und zu freier Beherrschung der deutschen Sprache für schriftlichen und mündlichen Gebrauch geführt hat.* Das Gymnasium hat also diesen Leuten das Reifezeugnis erteilt, obwohl sie der vornehmsten Grundlage allgemeiner Bildung ermangeln.

Und worauf die angeführten Bemerkungen der Unterrichtsverwaltung nur schliefsen lassen, das wird in den übrigen höheren Berufsständen von mafsgebender Stelle offen ausgesprochen. Immer lauter werden die Klagen über die für jedes höhere Berufsstudium, ausgenommen das klassisch-philologische, völlig unzureichende Vorbildung der Gymnasial-Abiturienten, namentlich über die Unfähigkeit sehr vieler, ihre Gedanken geschmack-

voll, klar und gegliedert darzulegen. So lesen wir bei Wiese, dem langjährigen Leiter des preufsischen Unterrichtswesens (Pädagog. Ideale u. s. w. S. 85): „Sehr auffallend ist, wie die Beschäftigung mit dem Lateinischen und Griechischen in den Gymnasien von bildender Einwirkung auf die eigene deutsche Darstellung und auch auf grammatisch wie stilistisch korrekten Gebrauch der Muttersprache abnimmt, was man in Druckschriften und in schriftlichen Arbeiten von Prüfungs- und Anstellungs-Aspiranten, die ein Gymnasium durchgemacht haben, und sonst im geschäftlichen Leben vielfach wahrnehmen kann. Es sind nur Ausnahmen, einem freithätigen Vermögen, einer Empfänglichkeit für gute Eingebungen und einem Geschick zu begegnen, das z. B. schwerfällige Eingänge vermeidet und ungezwungen und unreflektiert den Gedanken ein passendes und ansprechendes Kleid zu geben weifs. Nicht selten hört man Äufserungen junger Männer, die erkennen, woran es ihnen hierin fehlt, und die bedauern, in ihren Schuljahren viel Zeit auf Latein und Griechisch verwandt zu haben, ohne im Deutschen dadurch gefördert worden zu sein.“ Und in seinen Lebens-Erinnerungen B. II, 188 sagt Wiese: „Geht es denn rückwärts mit dem deutschen Stil und dem sachgemäfsen und korrekten Gebrauch unserer Muttersprache? Wie oft mufs ich von höheren Civil- und Militärbeamten die Klage hören und nehme es selbst an den von mir durchzusehenden Aufsätzen junger Juristen und Offiziere wahr, dafs diese Arbeiten an starken stilistischen und logischen Mängeln leiden. Der thüringische Minister N. sprach gestern gegen mich dieselbe Klage aus. Nach meinen Wahrnehmungen, sagte er, trägt die Beschäftigung mit den alten Sprachen und ihrer Litteratur immer weniger die Früchte, die man von ihnen erwartet. Die jüngeren Beamten können keinen Aufsatz machen, entweder bewegen sich ihre Arbeiten in den büreaumäfsigen Ausdrücken wie auf einem Knüppeldamm, oder sie sind ganz vage und charakterlos ohne logische Schärfe.“ Dieselbe Klage erhob der Geheimrat Wasserschleben im Jahre 1883 bei den Verhandlungen der Hessischen Kommission zur Prüfung der Überbürdungsfrage: „Vor einer längeren Reihe von Jahren,“ sagte er, „sah sich die juristische Fakultät der Landesuniversität veranlafst, in einem Bericht an das Ministerium auf die überaus mangelhafte Vorbildung einer grofsen Reihe von Kandidaten im Deutschen hinzuweisen. Es ist damals hingewiesen worden auf die Unfähigkeit derselben, ihren Gedanken einen korrekten, orthographisch reinen Ausdruck zu geben, und in einer Form, die wenigstens einigermafsen gefällig und abgerundet sei. Die juristische Fakultät ist nicht die einzige, die diese Bemerkung gemacht hat; ich kann wohl sagen, dafs sämtliche Prüfungs-Kommissionen mehr oder weniger Klage erheben über dieselbe Mangelhaftigkeit. Ich bin jetzt länger als dreifsig Jahre Mitglied der juristischen Fakultät, und ich mufs offen aussprechen, dafs dieselben Übelstände, dieselben Mängel bis auf den heutigen Tag hervorgetreten sind.“ Der Professor Dr. v. Liszt klagte in seiner Antrittsrede, die er bei Übernahme des Rektorats der Universität Marburg im vorigen Jahre hielt, über den Mangel an allgemeiner Bildung, ja auch nur des Strebens der Studierenden nach einer solchen: „Mit einer kümmerlichen, vom Gymnasium mitgebrachten Bildung, ohne jede Liebe zur Wissenschaft, ohne jede Anhänglichkeit an die Lehrer, die sie vielleicht nur zweimal, bei der An- und Abmeldung zu Gesicht bekommen haben, und darum ohne jede Begeisterung für die grofsen, unser Volk bewegenden Zeitfragen, Philister, trotz des dreifarbigen Bandes dem Handwerkergeiste verfallen,“ — so schildert der ausgezeichnete Rechtslehrer die Mehrzahl der jungen Juristen, welche die Gymnasien der Universität zuführen. Zahlreiche ähnliche Urteile könnten wir noch anführen von Gneist, Kirchhoff, Fuchs, von Sybel, von Richthofen, Bosse, Göbel und auch dem Reichskanzler Fürsten von Bismarck. Es unterliegt deshalb keinem Zweifel: *unsere Gymnasien sind*

in ihrer heutigen Organisation und Lehrverfassung am allerwenigsten von allen höheren Schulen fähig, die für alle höheren Berufsstände notwendigen Grundlagen allgemeiner Bildung zu legen. Die Ursache ist in dem übermäſsigen und dabei meist verkehrten Betriebe der alten Sprachen zu suchen, aus welchem sich trotz der revidierten Lehrpläne nicht der Anfang derjenigen Entwickelung ergiebt, welche in ihrer Vollendung als klassische Bildung bezeichnet wird," wie das Ziel des altsprachlichen Unterrichts in den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 sehr abstrakt und daher etwas unklar gezeichnet wird. Der Freiherr von Richthofen sagt in seiner Schrift „Zur Gymnasialreform in Preuſsen" S. 33 in Bezug auf das Ideal klassischer Gymnasialbildung: „einer durch keine praktischen Zwecke, nicht einmal durch den Staat bedingten, der freien Geistesbildung lediglich als solcher dienenden Erkenntnis", wie es in der wissenschaftlichen Beilage zum Osterprogramm des Königstädtischen Gymnasiums in Berlin 1887 gezeichnet wird: „Nein, zu diesem blauen Dunst wünschen wir unsere Söhne nicht hingeführt. Ganz im Gegenteil. Für uns, die wir uns durch hochtönende Phrasen den Verstand nicht umnebeln lassen, giebt es kein Ideal ohne praktische Zwecke. Wir kennen keine abstrakte Humanitas, sie existiert für uns nur insoweit, als sie sich an ins Leben tretenden Handlungen manifestiert, für uns sind praktisch und human keine sich ausschlieſsende Begriffe, sie gehören zusammen, wie die Luft zum Menschen. Die besondere gymnasialschulmäſsige Idealität und Humanität, die im Reiche der Gedanken eine vornehme Ausnahmestellung und Überhebung über die praktische Idealität und Humanität prätendiert, ist nach unseren Ansichten geradezu verwerflich, wie sich recht deutlich hier zeigt, indem sie auch das Leben und Wirken im Staat als engherzig bezeichnet, von welchem die Jugend zurückzuhalten sei; von diesem Gesichtspunkte aus, der die nationale Erziehung der Jugend verleugnet, ist sie auch, wenn auch unbewuſst, unpatriotisch.

Das Vaterland, unser Staat und Volk, das nützliche Schaffen in ihm, eines jeden nach seinen Kräften und Verhältnissen, das ist es, wofür wir unsere Jugend erwärmen, ihre Herzen erfüllen und sie durch die Schule zu nützlicher Thätigkeit angeregt sehen wollen. Wir wollen nicht, daſs unsere Jugend als engherzig bezeichnet werde, worin wir die Erfüllung ihres höchsten Lebenszweckes finden." Dr. Kuntzemüller.

Zu Heinrich von Kleists Prinzen Friedrich von Homburg.

Von Prof. L. Zürn in Rastatt.

Unter den Verdiensten, die sich L. Tieck um die Werke und den Nachruhm des unglücklichen Heinrich von Kleist erworben hat, steht das jedenfalls obenan, daſs er 1821 in „Heinrich von Kleists hinterlassenen Schriften" die beiden hochbedeutenden Dramen desselben, die Hermannsschlacht und den Prinzen Friedrich von Homburg, veröffentlichte, für die der Dichter vergebens bei seinen Lebzeiten einen Verleger gesucht hatte, und sie so vor dem Untergange, dem sie wahrscheinlich verfallen wären, rettete. Leider haben sich Kleists Handschriften, die sich L. Tieck verschafft hatte, in dem Nachlasse dieses nicht vorgefunden, und so sind wir, was die Textgestaltung anlangt, auf Tiecks Ausgabe von 1821 angewiesen, was um so miſslicher ist, da der Herausgeber nicht immer mit der nötigen Pietät verfuhr, sondern viele ganz willkürliche Änderungen vornahm und Druckfehler, die sich in den Text einschlichen, nicht immer beseitigte. Am meisten noch ist der „Prinz Friedrich von Homburg" von solchen willkürlichen Änderungen frei. Tieck klagt in den „Dramaturgischen Blättern", daſs sein Freund Solger durch den Tod verhindert

worden sei, noch manche Härten und Anstöfse auszugleichen und in der Korrektur der Verse hier und da nachzuhelfen. Dafs die Zahl der in diesem Drama vorgenommenen Änderungen sehr gering ist, ergiebt sich zudem aus einer Vergleichung von Tiecks Originalausgabe mit einer jetzt im Besitze des Prof. B. Erdmannsdörffer befindlichen Abschrift, die Kleist wahrscheinlich durch einen Kalligraphen hatte besorgen lassen und die als Dedikationsexemplar für die Prinzessin Wilhelm von Preufsen, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg bestimmt war. So wurde es durch Tiecks Originalausgabe und B. Erdmannsdörffers Handschrift, über die der Besitzer im 34. Bande der Preufs. Jahrb. Mitteilung gemacht hatte, dem neuesten sehr verdienstvollen Herausgeber von Kleists Werken (Stuttgart, Spemann), Th. Zolling, ermöglicht, den ursprünglichen unveränderten Text des „Prinzen Friedrich von Homburg" zu liefern. Aber dieser Originaltext ist nicht frei von Versehen, die jedenfalls auf die Nachlässigkeit des Dichters bei der Niederschrift zurückzuführen sind. Mit Recht hat schon Weismann in seiner Schulausgabe (Stuttgart, Cotta), 3. Akt, 1. Auftritt, die Verse 11—13 (Ward beschlofsnermafsen ... in der Kirche), die durch Originalausgabe und Manuskript dem Prinzen von Homburg zugewiesen werden, so verteilt:

Prinz von Homburg. Ward beschlofsnermafsen
Das Siegsfest dort gefeiert?
Hohenzollern. Allerdings!
Prinz von Homburg. Der Kurfürst war zugegen in der Kirche?

In demselben Akt, 2. Auftritt, sind die Verse 158 f. in Manuskript und Originalausgabe so verteilt:

Hohenzollern (bricht auf). Auch gut! Gleichviel!
Prinz von Homburg. Wohlan! So leb denn wohl!
Hohenzollern. Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fufse.

Diese Stelle scheint mir so geändert werden zu müssen:

Prinz von Homburg (bricht auf). Auch gut! Gleichviel!
Hohenzollern. Wohlan! So leb denn wohl!
Die Fessel folgt dem Prinzen auf dem Fufse.*

Denn erstens ist es angemessen, dafs der Prinz von Homburg, der bis jetzt allein mit dem wachhabenden Offizier verhandelt, auf die Bemerkung dieses, dafs auch sein Wort eine Fessel sei, die ihn nötige, wiederzukommen, mit den Worten: „Auch gut! Gleichviel!" aufbricht, um sich zur Kurfürstin zu begeben, während nicht einzusehen ist, warum Hohenzollern zuerst aufbrechen und diese Worte sprechen soll, da die Bemerkung des Offiziers ihn ja zunächst nicht berührt. Zweitens ist der Ausdruck: „Gleichviel!" einer der Lieblingsausdrücke des Prinzen (vergl. noch I, v. 154, 156; III, v. 7 u. 8, 96, 296), während er sich in dem Munde anderer Personen viel weniger häufig findet (vergl. II, v. 342, 364, 409; V, v. 336). Drittens ist es ganz der Situation entsprechend, dafs Hohenzollern, als der Prinz aufbricht, sich von diesem mit den Worten verabschiedet: „Wohlan! So leb denn wohl!" und, zu dem wachhabenden Offizier gewendet und das von diesem unmittelbar vorher gebrauchte Bild der „Fessel" aufgreifend, diesen mit den Worten vollends beruhigt: die Fessel (d. h. das Wort des Prinzen) folgt dem Prinzen auf dem Fufse.

* Vergl. die Stelle in meiner Ausgabe von Kleists Prinzen Friedrich von Homburg (Leipzig, Siegismund & Volkening, 1888).

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. Fetter, Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts. (Wien, Bermann & Altmann.) 35 Pf.

Grammatik.

H. Ullrich, Die französischen unregelmäſsigen Verben. (Leipzig, Renger.) 50 Pf.

Lexikographie.

L. Rigaud, Dictionnaire d'Argot moderne. Nouvelle édition. (Paris, Ollendorf.) 6 fr.

Litteratur.

M. Roediger, Schriften zur germanischen Philologie. 1. Heft. (Berlin, Weidmann.) 4 Mk.
I. Karolingische Dichtungen, untersucht von L. Traube.

Paul und Wilh. Braune, Zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. 14. Band. 7. Heft. (Halle, Niemeyer.) 15 Mk.

C. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers. (Görlitz, Remer.) 4 Mk.

G. Schirmer, Zur Brendanus-Legende. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 20 Pf.

W. Wilmanns, Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur. 4. Heft. Untersuchungen zur mhd. Metrik. (Bonn, E. Weber.) 4 Mk.

Borges, Über Schillers Einfluſs auf Goethes Dichtung. (Leipzig, Fock.) 75 Pf.

H. Düntzer, Goethe und Karl August. Zweite neubearbeitete und vollendete Auflage. 3 Teile in 1 Bande. (Leipzig, Dyk.) 20 Mk.

K. Biltz, Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze. (Potsdam, Stein.) 3 Mk.

D. Lomberg, Die verbalen Synonyma im Oxforder Texte des altfranzösischen Rolandsliedes. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

C. Humbert, Die Gesetze des französischen Verses. Ein Versuch, sie aus dem Geiste des Volkes zu erklären. (Leipzig, Seelmann.) 1 Mk. 50 Pf.

D. Behrens, Über reciproke Metathese im Romanischen. (Greifswald, Abel.)

Hilfsbücher.

P. Klauke, Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. 3. Heft: Iphigenie auf Tauris. (Berlin, W. Weber.) 2 Mk. 80 Pf.

A. Reitzel, Souvenir du pensionnat. Journal destiné à l'étude de la langue française. Mit deutschen und englischen Anmerkungen. (Leipzig, Gustorff.) 4 Mk.

C. Lenient, La comédie en France au dix-huitième siècle. 2 vols. (Paris, Hachette.) 7 fr.

L. Ducros, J. J. Rousseau. (Paris, Lecène et Oudin.) 1 fr. 50 c.

Molière, Théâtre choisi, annoté par M. Albert. (Paris, Armand Colin.) 4 fr.

Boileau, Œuvres poétiques, annotées par M. A. Gazier. (Paris, Armand Colin.) 2 fr.

J. Döll, Neues Lehrbuch der englischen Sprache. 1. Teil: Lese-, Schreib- und Sprechschule. (Karlsruhe, Reiff.) 2 Mk. 40 Pf.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLIII. JAHRGANG, 82. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1889.

Inhalts-Verzeichnis des LXXXII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.



Ludwig Herrig.

Am 10. November 1888 wurde in dem festlich geschmückten und hell erleuchteten Saale der Berliner Groſsloge Royal York kurze Zeit nach dem eigentlichen am 13. Oktober gefallenen Jubeltage, an dem zahlreiche Deputationen von nah und fern erschienen waren, die fünfzigjährige Lehrthätigkeit ihres Groſsmeisters Ludwig Herrig gefeiert. Wohl durfte es den Jubilar mit Stolz erfüllen, daſs, nachdem ihm von Sr. Majestät eine Auszeichnung durch einen hohen Orden zu teil geworden war, eine sehr ansehnliche Versammlung, in der sich auſser Mitgliedern des Freimaurerbundes Spitzen der Militärbildungsanstalten, namhafte Universitätsprofessoren, sowie zahlreiche Lehrer höherer Schulen und sonstige persönliche Verehrer befanden, durch ihre berufenen Redner die Anerkennung seiner vielseitigen Leistungen aussprechen lieſs.

Sah er sich doch von so vielen jüngeren Pädagogen umgeben, die sich rühmten, aus seiner Schule hervorgegangen zu sein! Hatte er es doch erreicht, dafs er in den weiteren Kreisen der allgemein Gebildeten geradezu als der bedeutendste Vertreter der neueren Sprachstudien galt! Aber auf diesen Lichtblick eines reichen Lebens ist bald der letzte Tag gefolgt. Am 21. Januar 1889 fand in denselben Räumen, die damals vom Wiederhall des Jubels belebt waren, eine von der Loge veranstaltete Trauerfeier für den am 17. Januar Verschiedenen statt. Nach Beendigung derselben bewegte sich der Leichenzug dem Friedhofe zu, wo die Beisetzung unter hohen, dem geistigen Range des Toten entsprechenden Ehren stattfand.

Friedrich Christian Ludwig Herrig wurde am 12. Mai 1816 zu Braunschweig von lutherischen Eltern geboren und am 2. Juni in der Andreaskirche getauft. Sein Vater, mit Vornamen Christian Gottfried, ein schöner grofser Mann, war Kammermusikus und Inhaber der Hofmusikalienhandlung. Er hatte sich mühsam emporgearbeitet und vererbte seinen rastlosen Fleifs auf den Sohn, der es stets lebhaft beklagte, dafs er, selbst viele Jahre hindurch ringend, nicht im stande gewesen war, dem Vielgeliebten die Tage des Alters zu verschönen. Ludwig war das älteste Kind aus der zweiten Ehe seiner Mutter Karoline Henriette, geb. Vogelsang. Von ihr stammte gewifs ebensowohl seine gleichmäfsige Zufriedenheit und heitere Stimmung als seine rege Teilnahme an dem Wohl seiner Mitmenschen. Denn trotz sehr bescheidener Mittel hielt sie stets die Hand offen und war bemüht, das Glück anderer zu fördern. Eine ältere Stiefschwester des Verstorbenen, die ihm durchaus geistesverwandt war, teilte später in seinem Hause Freud und Leid bis an ihr Ende. Sein einziger Bruder, ein sehr begabter Kammermusikus zu Braunschweig, starb ziemlich früh, indem er einen Sohn hinterliefs, den Ludwig Herrig mit seinen eigenen Kindern erzogen hat. Es ist der durch

schriftstellerische und dichterische Leistungen bekannte Hans Herrig.

Das Haus, in welchem sich die Hofmusikalienhandlung einst befunden hat, steht noch jetzt auf der Hagenbrücke, einer Strafse nördlich von dem nicht weit entfernten Burgplatz, also nahe dem Mittelpunkte der Stadt. Zur Zeit, als Ludwig Herrig geboren wurde, zählte Braunschweig nicht viel über 30 000 Seelen und trug vorwiegend den Charakter einer Fabrik- und Handelsstadt; seine Messen waren weit berühmt und zogen Kaufleute aus der Fremde herbei. Es hatten sich viele altertümliche Häuser erhalten, und zahlreiche Denkmäler mahnten an eine bedeutende Vergangenheit. Dazu kam der Glanz des herzoglichen Hofes, der geeignet war, Lokalpatriotismus zu nähren. Auch besafs die Stadt ein von den Fürsten in tüchtigem Stand gehaltenes Theater und eine äufserst wertvolle Kunstsammlung im Museum. Wir können uns leicht denken, dafs ein lebhafter und reich begabter Knabe auf solchem Boden und in solcher Umgebung vielfache und fruchtbare Anregung erhalten mufste.

Vererbung und Jugendeindrücke machten Herrig besonders empfänglich für Musik, den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung. Er scheint sich auch früh eine nicht unbedeutende Fertigkeit im Klavierspiel erworben zu haben; später fand er allerdings wenig Zeit, seine Übungen fortzusetzen. Die Künste der Anschauung dagegen blieben ihm wohl verhältnismäfsig fremd. Damit stimmt es, dafs er für Mathematik und Naturwissenschaften nicht viel Interesse zeigte. Seiner ganzen ursprünglichen Richtung nach wäre er der Gefahr der Verflüchtigung ausgesetzt gewesen, wenn er nicht später in den Sprachstudien einen festen Halt gefunden hätte.

Von Herrigs Jugendentwickelung ist dem Verfasser dieser Skizze leider nur bekannt geworden, dafs er das Obergymnasium seiner Vaterstadt unter dem besonders durch bedeutende Leistungen auf dem Gebiete des Lateinischen bekannten Direktor Georg Theodor August Krüger durchmachte, dem er als

einer seiner Lieblingsschüler sehr nahe trat. Als er schon den oberen Klassen angehörte, erlebte er im September 1830 den Volksaufstand, den Brand des Schlosses und die Verbannung des Herzogs Karl. Daſs ein solches Ereignis einen gewaltigen Eindruck auf ihn machen muſste, liegt auf der Hand. Von Ostern bis Michaelis 1834 besuchte er das von dem Abt Jerusalem unter der Regierung des Herzogs Karl um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründete, vor ein paar Decennien in die technische Hochschule umgewandelte Collegium Carolinum, damals ein Lyceum oder akademisches Gymnasium, an welchem er auch am 3. Oktober des erwähnten Jahres die Abiturientenprüfung bestand. Litterarische Bestrebungen hatten sich seit Lessing und Leisewitz in Braunschweig erhalten; am Collegium Carolinum hatten Männer wie Ebert und Gärtner gewirkt, und auch zu jener Zeit vereinte es noch sehr bedeutende Kräfte. Unter diesen ist besonders der damalige Direktor der humanistischen Abteilung des Kollegs, Hofrat Petri, Dr. theol. et phil., namhaft zu machen, ein gründlicher und geschmackvoller Erklärer der Griechen und Römer, der aber zugleich sehr gediegene Kenntnisse auf dem Gebiete des Englischen besaſs und sich auſserdem mit orientalischen Studien befaſste. Bei ihm hörte Herrig, so seltsam dies schon klingen mag, in dem Zeitraum eines Semesters Vorlesungen über Äschylus, Thucydides, Juvenal, griechische Litteraturgeschichte, Hebräisch und Arabisch. Aber damit lieſs er sich noch lange nicht genügen; sein Feuereifer erweckte in ihm das Streben, alles auf einmal zu erfassen. Daher trieb er gleichzeitig noch Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch unter Leitung von Lektoren und besuchte auſserdem Vorlesungen des Professors Griepenkerl über Ästhetik, Psychologie und Beredsamkeit. Wenn wir bedenken, daſs er so vielerlei Studien sich hingab, während ihm das Abiturientenexamen unmittelbar bevorstand, so werden wir wohl sagen, es war hohe Zeit, daſs er in der Routine des Universitätslebens etwas zur Ruhe kam.

Von dem akademischen Triennium, Michaelis 1834--1837, brachte der Student das erste Jahr in Göttingen zu; dann ging er auf anderthalb Jahr nach Halle, wo er ein Liebling der Damen wurde, und kehrte für das Schlufssemester nach Göttingen zurück. Aus seiner Göttinger Zeit erzählte er selbst einmal seinen Kollegen, dafs er auf der Mensur habe zurückgehalten und bedeutet werden müssen, er solle nicht wie ein Stier drauf losgehen. Gleich der Mehrzahl seiner Kommilitonen nahm er lebhaft Partei für die berühmten sieben Professoren, welche gegen die Aufhebung der hannoverschen Konstitution protestiert hatten. Die Studenten sollten dafür mit Karzer bestraft werden, erhielten aber, da die Räume nicht ausreichten, nur Stubenarrest. Wir erinnern uns noch seiner späteren ergötzlichen Schilderung im Freundeskreise, wie er damals zu Ehren der Göttinger Sieben mehr Bier habe trinken müssen als je in seinem Leben, während aus allen Häusern der Musenstadt vom Morgen bis zum Abend das Lied von den Binschgauern als Vorbereitung auf die allgemeine Wanderschaft erschallte.

Mit besonderer Dankbarkeit gedachte der Verstorbene der Anregung, die er durch Schneidewin in Göttingen empfangen hatte. Nach seinen Andeutungen mufs er an den von diesem Philologen geleiteten Seminarübungen teilgenommen haben. Wie weit er aber philologische Studien auf der Universität betrieben hat, läfst sich nicht feststellen, da die Testierbogen sich nicht aufgefunden haben. Obgleich er das Studium der klassischen Philologie mit dem der Theologie verband, widmete er sich vorzugsweise der letzteren, wollte auch eigentlich Prediger werden. Daher meldete er sich zuerst zum theologischen Examen und bestand dasselbe in Wolfenbüttel am 1. September 1837. In dem Zeugnis wird besonders seine rednerische Begabung hervorgehoben, und diese zeigte er auch wirklich auf der Kanzel, indem er in seiner Vaterstadt öfter predigte, z. B. am Weihnachtstage des eben erwähnten Jahres in der Brüdernkirche. Wenige Tage

nachdem er das theologische Examen abgelegt hatte, machte er die Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Göttingen mit, wie er auch 1887 die alte Bildungsstätte aufsuchte, als fünfzig Jahre längeren Bestehens festlich begangen wurden.

Nachdem Herrig schon im Wintersemester 1837—38 zur Aushilfe am Katharineum, dem Obergymnasium von Braunschweig, dem er seine erste wissenschaftliche Bildung verdankte, beschäftigt gewesen war, wurde er am 1. Oktober 1838 an demselben fest angestellt, und zwar mit dem damals herkömmlichen Anfangsgehalt von 200 Thalern. Am 15. Dezember desselben Jahres erlangte er das Doktordiplom von Tübingen durch eine Dissertation *de Pelagii doctrina,* in welcher er die Fortentwickelung der pelagianischen Ansichten in der neueren Philosophie von Kant bis Hegel verfolgte. Bis hierher also sehen wir ihn auf Bahnen, die er später ganz verlassen hat.

Die Anstellung als Gymnasiallehrer mochte unserem Freunde sehr erwünscht sein, da sich den Kandidaten der Theologie damals in Braunschweig nicht sehr günstige Aussichten darboten. Zunächst wurde die Laufbahn von ihm vielleicht nur als etwas Vorübergehendes, als ein einstweiliges Auskunftsmittel angesehen; aber bald sollte sie sein ganzes geistiges Leben ausfüllen. Damals bewies er zum erstenmal den glücklichen Takt, der ihn später stets so sicher auf seinen Wegen geleitet hat. Angeregt durch Professor Vultejus, unter dessen Leitung er am Collegium Carolinum englische Studien begonnen hatte, beschloſs er, indem er Urlaub nahm, sich durch längeren Aufenthalt in England und Frankreich die Sprachen dieser Länder gründlich anzueignen. Die Fähigkeit dazu besaſs er in seltenem Maſse; denn er vereinte feines Gehör, Geläufigkeit der Zunge, schnelle Auffassungsgabe und wunderbares Aneignungsvermögen mit einem treuen Gedächtnis, so daſs er in wenigen Monaten mehr als andere in vielen Jahren zu erreichen vermochte. Auf der damals gelegten Grundlage hat er später fortgebaut; denn er ist, als seine Ver-

hältnisse sich günstig genug gestaltet hatten, um es ihm zu erlauben, immer wieder ins Ausland gereist und hat durch neue Berührung mit dem fremden Boden das früher Gewonnene befestigt und erweitert.

Nachdem Herrig im Jahre 1839 in die Loge zu Braunschweig eingetreten war, der sein Vater als Bruder angehörte, verheiratete er sich am 13. April 1841 mit Johanna Zwilgmeyer, der Tochter eines Fabrikanten seiner Vaterstadt, die ihm eine treue Lebensgefährtin geblieben ist und ihn überlebt hat. Die beschränkten Verhältnisse, in denen er sich befand, trieben ihn, sich nach Verbesserung umzusehen. Es bot sich ihm eine mit 800 Thalern dotierte Oberlehrerstelle an der Real- und Gewerbeschule in Elberfeld, die er annahm, obgleich er eine Residenz verlassen mufste und in eine Stadt kam, in der man nach seiner eigenen Beschreibung nicht einmal eine Tasse Kaffee in einer Konditorei zu trinken erhielt.

Dafs er sich in seiner Heimat allgemeine Achtung erworben und die Herzen seiner Schüler gewonnen hatte, gab man ihm öffentlich kund, als er die Stätte seiner ersten Wirksamkeit verliefs. Es wurde ihm von seinen Kollegen ein silberner Ehrenbecher geschenkt und von den Zöglingen der Anstalt ein Fackelzug gebracht. Bei dieser Gelegenheit sprach er die Worte: „Die Fackeln dieses Abends werden verlöschen; möchten Dank und Liebe, die sie entzündet, bleiben!"

Nachdem die Übersiedelung nach Elberfeld zu Ende des Jahres 1842 erfolgt war, mufste den von der preufsischen Schulbehörde gestellten Anforderungen nachträglich genügt werden. Herrig bestand das Examen pro facultate docendi unter dem Vorsitz des berühmten Mathematikers Professor Plücker in Bonn am 16. August 1842 und erwarb sich ein Zeugnis der Befähigung für alle Klassen im Deutschen, Französischen, Englischen und in der Religion, im Lateinischen, in der Geschichte und Geographie für Tertia. Ein Nachtragszeugnis des Lektors Nadaud

vom 16. Dezember desselben Jahres hebt seine Vertrautheit mit der älteren und neueren französischen Litteratur hervor.

An der Elberfelder Realschule ist Herrig neun Jahre lang thätig gewesen, und dort hat er durch fleifsige Arbeit den Grund zu seinem Weiterkommen gelegt. Am 2. September 1843 hielt er eine Schulrede über Mittel und Zweck einer guten Erziehung, in welcher Zusammenwirkung von Schule und Haus gefordert wurde. Zwei Jahre später erschien von ihm im Schulprogramm eine Abhandlung *Essay on Merlin the Magician,* deren Inhalt man aus einer kurzen Besprechung im ersten Jahrgang des Archivs S. 254 ersehen kann. Bei dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft dürfte dieselbe wohl kaum noch von Interesse sein. Aber von der gröfsten Bedeutung ist es, dafs Herrig im Jahre 1846 im Verein mit Heinrich Viehoff das *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* begründete. Viehoff war damals noch Oberlehrer an der Realschule zu Düsseldorf, von wo er später zum Direktor der vereinigten höheren Bürgerschule und königlichen Provinzialgewerbeschule zu Trier berufen wurde. Er war zwölf Jahre älter als Herrig, hatte sich schon durch kleinere Schriften als Ästhetiker und Litterarhistoriker bewährt und seinen Schiller-Kommentar herausgegeben, während er gerade im Begriff stand, den Kommentar zu Goethe folgen zu lassen. Im Jahre 1843 hatte er eine Vierteljahrsschrift veröffentlicht unter dem Titel: „Archiv für den Unterricht im Deutschen in Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Lehranstalten“, von der jedoch nur zwei Jahrgänge erschienen waren. Obgleich diese Zeitschrift aus Mangel an Teilnahme und Unterstützung so bald wieder eingegangen war, zeigte er sich bereit, in Gemeinschaft mit Herrig ein ähnliches, aber umfassenderes Unternehmen ins Werk zu setzen.

Da mir nichts Genaueres über das Verhältnis der beiden Herausgeber zueinander bekannt geworden ist, so wiederhole ich, was Viehoffs Schwiegersohn, Viktor Kiy, im Archiv Bd. LXXXI, Heft 3, S. 260, angegeben hat: „Viehoff und Herrig hatten sich

im Jahre 1842 in Düsseldorf kennen gelernt und besuchten sich seitdem gegenseitig; am häufigsten aber trafen sie sich während des Sommers auf der Station Hochdahl, wo sie ihre Gedanken über alles miteinander austauschten, was ihr äufseres und inneres Leben bewegte. Es war, schreibt mir Herr Professor Herrig, als ob uns eine elektrische Kraft miteinander ganz plötzlich verbunden hätte."

Man kann sich kaum einen schöneren Bund zur Förderung der Wissenschaft und zur Einführung derselben in das Leben denken, als zwischen Viehoff, welcher poetisch reich begabt und sinnig war wie Orest, und dem durch sein lebhaftes Wesen und durch Findigkeit im Schaffen von Hilfsmitteln für den Augenblick an Pylades erinnernden Herrig. Beide Männer standen einander nahe durch liberale Anschauungen in politischer und religiöser Hinsicht, die auch ihr Urteil über Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur bestimmen mufsten; denn dafs Viehoff der katholischen Kirche angehörte, kann nicht in Betracht kommen, da er, ohne gegen dieselbe Front zu machen, oder gar aus ihr auszutreten, rein humanistischen Ansichten huldigte. Beide Männer ergänzten sich durch umfassendes Wissen in der Weise, dafs jeder sein besonderes Gebiet beherrschte, zugleich aber auf dem des Mitarbeiters nicht fremd war. Beide Männer empfanden aufserdem das Bedürfnis, weitere Kreise für ihre wissenschaftlichen Bestrebungen zu gewinnen und so Einflufs auf die Schule, mittelbar aber auf das Leben auszuüben. Viehoff hatte mit einer ausschliefslich für den deutschen Unterricht bestimmten Vierteljahrsschrift nicht genügenden Anklang gefunden. Eine ähnliche Erfahrung würde Herrig gemacht haben, wenn er, wie er es zuerst beabsichtigt hatte, damals ein entsprechendes Blatt für das Französische und Englische mit Berücksichtigung anderer moderner Sprachen hätte gründen wollen. Denn was das Englische betrifft, so verfolgte man allerdings zu jener Zeit bei uns die Litteratur des Nachbarlandes mit regem Interesse, man las die

zahlreichen, in der Regel herzlich schlechten Übersetzungen der Dichter und insbesondere der Romanschriftsteller; allein Kenntnis der Sprache war Eigentum eines sehr kleinen Kreises, da sich zum Erlernen derselben wenig Gelegenheit darbot. Im Französischen war es allerdings insofern etwas besser bestellt, als diese Sprache in den Schulplan der Gymnasien gehörte. Aber es wurde darin nicht viel geleistet, zumal da die Lehrer selbst oft nur ein beschränktes Wissen besafsen, oder es nicht weiter als zur Fertigkeit im Parlieren brachten. Herrigs unbestrittenes Verdienst ist es, dafs er Bahn gebrochen und den Boden geebnet hat; die Begründung des Archivs war der erste Schritt dazu.

Das Archiv für das Studium der neueren Sprachen erschien von 1846—1848 als Vierteljahrsschrift zu Elberfeld und Iserlohn im Verlag von Julius Bädeker. Die Herausgeber betrachten es im Vorwort als erwiesen, „dafs das Studium der Sprachen und Litteraturen der neueren Kulturvölker, wenn es auf die rechte Weise betrieben wird, wahres Humanitätsstudium ist, dafs in ihm eine reiche Quelle echt menschlicher Bildung fliefst". Für die Lehrer der Realschulen, die sich auf diese Quelle vorzugsweise angewiesen sehen, soll ein Organ ins Leben gerufen werden, wie es deren mehrere für klassische Philologie und Altertumskunde längst giebt, und es wird dabei die Hoffnung ausgesprochen, dafs sich auch Gymnasiallehrer für den Anbau des Gebiets der modernen Philologie interessieren und sich dabei beteiligen werden. Die Aufgabe soll eine doppelte sein, Förderung der Wissenschaft einerseits und andererseits des Schulunterrichts in neueren Sprachen, um ihm mehr Gehalt und bildende Kraft zu geben. Daher wird das Archiv besonders für den Kreis des Wissens bestimmt, der zu den Schulen in der nächsten Beziehung steht, also wesentlich auf das Deutsche, Französische und Englische beschränkt, dabei aber die Notwendigkeit anerkannt, bisweilen auf das Gebiet der anderen romanischen Sprachen, sowie des Lateinischen, ebenso aber auch auf das des Alt- und Mittel-

hochdeutschen überzugreifen. Zu selbständigen Abhandlungen und Recensionen soll eine Programmenschau nebst einem bibliographischen Anzeiger hinzutreten, auch noch eine besondere Rubrik für Miscellen gebildet werden.

Herrig selbst lieferte für das Archiv während seines Bestehens als Vierteljahrsschrift insbesondere eine Reihe von Abhandlungen über die Entwickelung des englischen Dramas. Der erste Artikel über Mirakelspiele, Moralitäten und die Anfänge der Komödie ist sehr kurz gehalten, der zweite geht ausführlicher auf Marlowe ein, im dritten wird Greene etwas genauer charakterisiert, während der Verfasser über die gleichzeitigen Dramatiker flüchtig hinwegeilt. Die Aufsätze sind recht geeignet, eine Bekanntschaft mit Shakespeares Vorgängern zu vermitteln; sie mufsten zur Zeit ihres Erscheinens, als man sich nur in englischen Werken Rat erholen konnte, sehr willkommen sein.

Mit dem vierten Jahrgang oder sechsten Bande ging das Archiv 1849 in den Verlag von George Westermann in Braunschweig über, mit dem Herrig bis zu dessen Tode im Jahre 1879, also fast ein Menschenalter hindurch, nicht allein in beständigem Geschäftsverkehr, sondern auf dem Fufse genauer Freundschaft gestanden hat. Viehoff, der bis dahin die Redaktion der auf das Deutsche bezüglichen Beiträge besorgt hatte, während seinem Mitherausgeber der gröfsere Teil der Redaktionsgeschäfte zugefallen war, trat zurück. Herrig übernahm die alleinige Leitung des Blattes, von welchem fortan jährlich acht Hefte erschienen. Charakter und Tendenz der Zeitschrift blieben im wesentlichen unverändert; nur sollte dieselbe in Zukunft auch die italienische Litteratur und Sprache mehr in ihren Kreis hereinziehen. Auf dem Titelblatt wurde aufser der ferneren besonderen Mitwirkung Heinrich Viehoffs auch die Robert Hieckes, der damals Professor am Gymnasium zu Merseburg war, in Aussicht gestellt.

Herrig, der zu seiner alten Liebe zurückgekehrt war, liefs im ersten Bande der neuen Folge seiner Zeitschrift Studien zur

Geschichte der irischen Liederdichtung erscheinen. Dann werden ihn wohl die Redaktionsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen haben, als dafs er mehr als gelegentliche Besprechungen von Werken hätte beisteuern können. Eine kurze Charakteristik Shelleys im neunten Bande giebt ein Lebensbild, geht aber auf die Werke des Dichters nicht näher ein. Auch ein Aufsatz über Ben Jonson im nächsten Bande ist zu kurz, um eingehend sein zu können. Etwas ausführlicher werden später Beaumont und Fletcher besprochen. Dann folgt aber eine Reihe von sehr dankenswerten Artikeln über die damals noch bei uns nur wenig bekannte Litteratur von Nordamerika mit Berücksichtigung sowohl der eigenartigen Entwickelung der Sprache als auch der höheren Bildungsanstalten im 12., 13. und 14. Bande des Archivs.

Obgleich die Herausgabe des Archivs viel Aufwand von Zeit und Kraft erforderte, machte es Herrig möglich, nebenbei noch eine stattliche Reihe von Büchern zu schreiben oder zusammenzustellen. Früher schon hatte er Übersetzungen Shelleyscher Gedichte und eine Verdeutschung des Werkes *Pickwick abroad* von Reynolds geliefert, sowie *Extracts from the German Literature collected and translated by Dr. Herrig* herausgegeben. Es folgte ein *Cahier de Littérature française,* als Leitfaden zu akademischen Vorlesungen, eine unter dem Namen H. Hamilton veröffentlichte Reise nach London, die eine kurze praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauche der englischen Sprache sein sollte; dann kamen Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische, von denen 1880 die zwölfte Auflage herausgekommen ist. Wichtiger als alle eben erwähnten Werke ist die 1850 im Verlag von George Westermann zu Braunschweig erschienene Sammlung *The British Classical Authors, Select Specimens of the National Literature of England from G. Chaucer to the Present Time, Poetry and Prose.* Diese Chrestomathie hat bis zu ihrer letzten 64., im Jahre 1889 erschienenen Auflage vielfache Umarbeitungen erfahren. Es

fehlten ursprünglich die später hinzugefügten biographischen Skizzen der Autoren, und erst in einer der letzten Ausgaben ist ein litterarhistorischer Überblick hinzugetreten, der die Überschrift führt *An Historical Outline of English Literature*. Der Stoff ist hin und wieder verändert, indem leichtere Stücke in ein später zu erwähnendes Lesebuch für mittlere Klassen verwiesen sind; während der Nichterfolg einer ähnlichen Sammlung, *The American Classical Authors*, die 1854 erschien und keine zweite Auflage erlebte, den Herausgeber veranlafste, Musterproben der amerikanischen Litteratur dem erstgenannten Werke als Anhang hinzuzufügen. Ferner hat Herrig, um nur das Wichtigste hervorzuheben, später alles der Periode vor der Königin Elisabeth Angehörende gestrichen, Ben Jonsons Komödie *Every Man in His Humour* fortgelassen und den ganzen Abschnitt unterdrückt, der die Überschrift führte *The Great Divines*. Die Zusammenstellung wurde immer mehr den Bedürfnissen der Realschule angepafst, während ursprünglich auch dem Weiterstudium hatte Rechnung getragen werden sollen.

Durch die Redaktion des Archivs war Herrig mit den tüchtigsten Vertretern der damals noch in den ersten Anfängen begriffenen Wissenschaft der modernen Philologie in Verkehr getreten und hatte seinem Namen einen guten Klang erworben. Seine Werke hatten ihn allen denen bekannt gemacht, die sich für Schulwesen interessierten. So kam es, dafs er im Jahre 1851 einen Ruf nach Berlin erhielt. Er sollte ursprünglich eine Anstellung an der von dem Direktor v. Kloeden dirigierten Friedrich-Werderschen Gewerbeschule erhalten, und es wurde damals in den Zeitungen als etwas Aufserordentliches hervorgehoben, dafs eine nicht direktoriale Stelle, um einen so bedeutenden Gelehrten und Schulmann zu gewinnen, mit einem Gehalt dotiert wurde, dessen sich die ältesten Lehrer dieser Anstalt nach zehn- bis fünfzehnjähriger Dienstzeit nicht zu erfreuen hatten. Die für ihn geschaffene Stelle hatte er kaum angetreten, als

er am 2. September 1851 zum ordentlichen Lehrer an der Dorotheenstädtischen Realschule gewählt wurde. Er erhielt 550 Thaler für sechzehn wöchentliche Lehrstunden und aufserdem 350 Thaler für acht Lehrstunden an anderen städtischen Anstalten, also ein Gesamtgehalt von 900 Thalern.

Machen wir jetzt ein wenig Halt, um uns Herrig, wie er damals war, zu vergegenwärtigen! Wo er auftrat, überall erregte er durch sein kräftiges und gesundes Wesen wie durch seine schöne Erscheinung allgemeine Aufmerksamkeit. Die Blicke konnten sich nicht abwenden von den edlen Zügen seines Gesichts, und seine vornehme Haltung entsprach der geistigen Überlegenheit, welche er nicht nur Gleichgestellten gegenüber fühlen mufste. Der Zauber seiner Persönlichkeit aber bestand vor allem in der Gabe des Wortes, das er stets treffend zu finden und schön vorzubringen wufste. Da er viele Reisen gemacht und überall aufmerksam beobachtet hatte, da er ein besonderes Geschick besafs, stets das Pikante richtig auszuwählen, da er mit bedeutenden Männern sowohl in seiner Heimat als im Auslande in persönlicher Beziehung stand und manche ergötzliche Anekdote zum besten geben konnte, war er allgemein gesucht als einer der interessantesten Gesellschafter. Diese Virtuosität wufste er aber auch als Lehrer mit Glück zur Geltung zu bringen. Dafs die Disciplin ihm nie Schwierigkeit gemacht hat, läfst sich leicht begreifen, da er ja auch im Leben seine aufserordentliche Gewandtheit in der Behandlung von Leuten der verschiedensten Art bekundete, mit denen allen er fertig zu werden verstand. Die Schüler fürchteten aufserdem seinen Sarkasmus, obgleich er, überwiegend milde, demselben auf dem Katheder wie im geselligen Kreise Zügel anlegte und nur im wirklich geeigneten Augenblicke von dieser scharfen Waffe Gebrauch machte. Es bedurfte dessen auch nur selten, da die Schüler durch geistreiche Behandlung des Stoffs in steter Spannung gehalten wurden. Von Herrig wurden die lebenden Sprachen als solche gelehrt, und an seinem

eigenen Leben entzündete sich Leben. Ihm, dem Vielgewandten, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hatte, stand in jedem Augenblick ein reiches Material zu Gebote, um die Lektüre zu erläutern oder Sprachformen in ihren mannigfachen Beziehungen zu kennzeichnen. Alles, womit die sogenannten Reformer sich jetzt so viel wissen, versuchte er schon mit Glück vor vielen Jahren, wie er uns dies selbst in einer Vereinssitzung geschildert hat, und wie es längst von ihm bekannt war. Nur die Phonetik liefs er aus dem Spiel, obgleich er derselben auf seiner ersten Reise nach England nahe getreten sein soll. Er verstand es aufserdem, die Schüler über Schwierigkeiten fortzuheben und ihnen Mut zu machen, so dafs er sie bald dahin brachte, sich im fremden Idiom zu versuchen. Sie gewannen bei ihm überhaupt das Bewufstsein, dafs sie etwas leisten konnten. Dabei gab er viel auf schönen Vortrag und war selbst im stande zu zeigen, wie Dichter gelesen zu werden verlangen, so dafs es also seinen Lehrstunden auch an Glanz nicht fehlte. Er richtete sich ferner nicht blofs an den Verstand, sondern auch an das Gemüt seiner Schüler und gewann ihr Herz, weil er an jedem von ihnen ein unverkennbares persönliches Interesse nahm. Wie sehr jene dies fühlten, geht daraus hervor, dafs sie im späteren Leben seiner stets mit Liebe gedachten. Ein Reiteroffizier im Elsafs fand das treffende Wort, als er Herrig zu seinem Jubiläum den Vers sandte:

> Von allen Sprachen, die dein Wissen lehrt,
> Die deines Herzens dich am meisten ehrt.

Herrigs Kinder, ein Sohn und drei Töchter, waren sämtlich schon vor seiner Übersiedelung nach Berlin geboren. Da das anfängliche Einkommen in der Hauptstadt, so hoch bemessen man es auch finden mochte, für eine solche Familie selbst bei sehr bescheidenen Ansprüchen nicht ausreichte, und da er durch langjährige Schwierigkeiten in dem Entschlufs gefestigt war, für die Zukunft der Seinigen ausreichend zu sorgen, gab er längere

Zeit neben seinen sonstigen zahlreichen Lehrstunden noch Unterricht an Töchterschulen und hielt viele Jahre hindurch Pensionäre. Die Erziehung derselben, welche er mit der seines Sohnes und Neffen zu verbinden wuſste, lag ihm sehr am Herzen und gelang ihm in den meisten Fällen, da er seiner ganzen Richtung nach stets bestrebt war, auf Individualität einzugehen. Deutsche und Ausländer muſsten sich gegenseitig fördern; die letzteren wurden in kurzer Zeit so weit gebracht, daſs sie eine öffentliche Schule besuchen konnten. Herrig leitete ihre Studien und wuſste sie anzuregen; besonders des Abends im geselligen Kreise trat sein belebendes Vermögen hervor. Viele der früheren Zöglinge sind auch als Männer mit ihm in enger Freundschaftsbeziehung geblieben.

Der gegenseitige geistige Austausch von Angehörigen verschiedener Nationen sollte in gröſserem Umfange ins Werk gesetzt werden, als Herrig zu Ostern 1859 teils mit fremdem, teils mit eigenem Gelde eine Erziehungsanstalt gründete, das *Viktoria-Institut zu Falkenberg in der Mark*. Er hatte sich anfangs dem flüchtigen Gedanken hingegeben, daſs er dort einmal in ländlicher Muſse den Abend seines Lebens beschlieſsen könnte; aber vielseitige Thätigkeit war ihm im Laufe der Jahre so sehr zum Bedürfnis geworden, daſs er sie nicht hätte entbehren können. Ausländische Pensionäre blieben in Falkenberg allmählich aus, und es wurde nötig, die Anstalt auf veränderter Grundlage fest zu organisieren. Die anfängliche Oberleitung von Berlin aus stellte sich als ungenügend heraus und muſste durch die persönliche Verantwortlichkeit eines Dirigenten an Ort und Stelle ersetzt werden. So trat der Gründer von dem Unternehmen zurück.

Die erste Auszeichnung, welche Herrig seitens der Staatsbehörde in Berlin zu teil wurde, bestand in der Verleihung des Professortitels im Juni 1852. Weitere Anerkennung bekundete sich darin, daſs man ihn bei seiner nicht verborgen gebliebenen Arbeitskraft noch für andere Ämter und für die verschiedensten

mit dem Schulfach zusammenhängenden Sphären zu gewinnen suchte. Von der Dorotheenstädtischen Realschule wurde er nach drei Jahren an die gleichfalls städtischen, damals noch ungetrennten Lehranstalten, das Friedrichs-Gymnasium und die Realschule desselben Namens, versetzt. An der letzteren führte er fünfzehn Jahre lang, bis zu seiner Übersiedelung nach Lichterfelde im Sommer 1878, das Ordinariat der Prima. Nachdem er eine Zeit lang als Hilfslehrer an der Königlichen Kadettenanstalt beschäftigt gewesen war, erfolgte seine definitive Anstellung an derselben im April 1853 mit einem Anfangsgehalt von 356 Thalern 15 Silbergroschen. Am 23. Februar 1854 wurde er zum etatsmäfsigen Professor befördert. Es kamen noch andere Ämter hinzu, so dafs er zuletzt in Berlin nach seinen eigenen Angaben über ein ansehnliches Jahreseinkommen verfügte.

Eine Wirksamkeit, die seinen Wünschen besonders entsprach, fand Herrig in den sechziger Jahren als Docent an der Kriegsakademie; diese hat er, nachdem er sich schon hatte pensionieren lassen, bis zur letzten Stunde seines Lebens fortgesetzt. Die französischen Lehrstunden, welche er den jungen Offizieren erteilte, waren ihm deshalb so lieb, weil es weniger auf Einpauken als auf Anregung zu selbständigem Studium ankam. Er hatte hier ein äufserst williges Publikum, das vermöge gröfserer geistiger Reife, indem der Unterricht die Form freien Verkehrs annahm, die Macht seiner Persönlichkeit empfand und ihm dankbar entgegenkam. Mehr vielleicht als in irgend einer anderen Lehrthätigkeit — und er machte ja die verschiedenartigsten pädagogischen Erfahrungen — fühlte er sich hier in seinem eigentlichen Lebenselemente.

Einen weitgehenden und nachhaltigen Einflufs auf die Lehrerwelt gewann Herrig durch seine Ernennung zum aufserordentlichen Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission der Provinz Brandenburg für das Fach der neueren Sprachen am 21. April 1853, auf welche bald eine Anstellung als Mitglied der Ober-

Militärexaminationskommission folgte. Letzteres Amt hat er noch unmittelbar vor seinem Tode versehen; aus der Prüfungskommission für das sogenannte Oberlehrerexamen schied er aus, als er Berlin verliefs, um die Stelle als Studiendirektor in Lichterfelde anzutreten. Gerade zum Examinator von Kandidaten des höheren Schulamts war er in vieler Hinsicht wie geschaffen. Herrig glich nicht dem gewöhnlichen, ebenso gewissenhaft als ängstlich ein Symptom nach dem anderen beobachtenden Arzte, sondern dem grofsen Heilkünstler, der sich auf sein in einzelnen Fällen allerdings täuschendes, aber im allgemeinen sicheres Aperçu verläfst. Er besafs eine Menschenkenntnis sondergleichen, die ihn gewöhnlich sicher leitete. Indem er die Bedürfnisse der Schule zur Norm seiner Beurteilung machte, suchte er nicht Lücken des Wissens festzustellen, sondern sich eine Ansicht zu bilden, ob der betreffende Kandidat bei gewissenhaftem Fortarbeiten sich dem Unterricht in den von ihm beanspruchten Klassen gewachsen zeigen würde. Oft ist er freilich wohl zu milde gewesen und hat leider manchmal nur Undank dafür geerntet. Aber durch die Forderung, dafs der Lehrer einer neueren Sprache dieselbe mündlich wie schriftlich müsse handhaben können, hat er zur Hebung des modernen Sprachstudiums beigetragen. Dazu kam noch, dafs er sich der von ihm Examinierten lange nachher erinnerte und für viele derselben eine ihrer besonderen Beanlagung entsprechende Stellung zu finden wufste.

Von Herrigs amtlicher Thätigkeit ist noch zu erwähnen, dafs er achtzehn Jahre lang das Berliner Seminar für Lehrer der neueren Sprachen geleitet hat. Die Gründung desselben verdanken wir seiner Initiative, da er im Februar 1859 in einer Eingabe an das Ministerium teils die Gründung eines solchen Seminars vorgeschlagen, teils darauf hingewiesen hat, wie notwendig es sei, an unseren Universitäten Lehrstühle für moderne Sprachstudien zu errichten. Da die Verbindung eines Seminars für neuere Sprachen mit der Universität auf Schwierigkeiten stiefs,

so wurde Herrig aufgefordert, einen anderen Plan der Art auszuarbeiten, dafs sich ein Seminar an das Friedrichs-Gymnasium anschlösse, an welchem er selbst angestellt war. Unter Genehmigung des neuen von ihm vorgelegten Planes wurde bestimmt, dafs nur Kandidaten, die das Examen pro facultate docendi bestanden hätten, ordentliche Mitglieder werden, aber auch Studenten nach Beendigung des vierten Semesters als Hospitanten zugelassen werden sollten. Am 31. Mai 1860 meldete Herrig als Direktor dem Provinzial-Schulkollegium den ersten Seminaristen an, während ein Sohn Heinrich Viehoffs als Hospitant hinzukam. Durch Herrigs rastlose Bemühungen nahm die Beteiligung immer mehr zu, so dafs bis zum Jahre 1876 weit über zweihundert Lehrer der Anstalt angehört hatten, von denen mehrere Direktoren höherer Lehranstalten, andere Universitätsdocenten geworden waren. Die Seminarübungen unter Herrigs Leitung, der erst 1878 bei seinem Übergange nach Lichterfelde zurücktrat, bestanden zunächst in Besprechung eingelieferter gröfserer Arbeiten entweder in französischer oder englischer Sprache, für welche der Dirigent eine Reihe von Themen vorschlug, indem er zugleich Winke für die Art der Behandlung gab. Dazu kamen sonstige Redeübungen über litterarische oder pädagogische Themata und Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische oder Englische. Mit besonderer Vorliebe liefs Herrig Dahlmanns Geschichte der beiden Revolutionen übertragen, und es ging dabei etwas flott zu, indem vor allem Geläufigkeit erlangt werden sollte. Aufserdem wurde den Seminaristen Gelegenheit geboten, sich sowohl durch Hospitieren, als durch eigenen Unterricht unter beständiger Kontrolle des Seminardirektors pädagogisch zu entwickeln.

Nach dem Angegebenen kann es uns nicht befremden, dafs es Herrig ganz ähnlich erging wie vor ihm dem eigentlichen Begründer der Altertumswissenschaft, Friedrich August Wolf, dessen Leistungen in Berlin hinter denen seiner Halleschen

Periode zurückblieben. Eine Grofsstadt mufs die Kräfte verzehren, wenn man sich nicht zu isolieren versteht. Zu selbständigen Arbeiten, wie man sie unter günstigeren Verhältnissen von ihm hätte erwarten dürfen, konnte Herrig nicht mehr gelangen; nicht mehr flossen Artikel aus seiner Feder wie die in den ersten Jahrgängen des Archivs. Ist es doch fast unbegreiflich, wie er die Zeit zur Redaktion des Blattes und zu der dadurch veranlafsten Korrespondenz fand. Ungeachtet aller an ihn gestellten Ansprüche war er dabei noch unermüdlich in der Arbeit für seine Verleger. Im Jahre 1856 gab er im Verein mit Burguy als Pendant zu den *British Classical Authors* eine französische Chrestomathie für die oberen Klassen heraus unter dem Titel *La France Littéraire.* Es schlossen sich 1863 die für mittlere Klassen bestimmten Sammlungen an: *Premières Lectures françaises* und *First English Reading Book.* Welche Verbreitung diese drei ebenfalls im Verlage von George Westermann erschienenen Werke gefunden haben, geht aus der grofsen Zahl der Auflagen hervor. Herrig besorgte aufserdem 1857 eine neue Bearbeitung der Wagnerschen Grammatik, ferner die Herausgabe einer Sammlung englischer Schriftsteller mit erklärenden Anmerkungen in deutscher Sprache und lieferte selbst dazu *Macbeth* und *The Merchant of Venice.* Ein ähnliches Unternehmen in gröfserem Mafsstabe bildete den Schlufs seiner schriftstellerischen Thätigkeit. 1886 erschienen im Verlage des Freiherrn v. Tauchnitz die ersten Bände des *Students' Series for School, College, and Home,* deren Leitung Herrig übernommen hatte. Darunter befand sich von ihm selbst erklärt *Thomas Carlyle, The Reign of Terror,* ein längerer Abschnitt aus dessen Geschichte der französischen Revolution.

Unruhiger Schaffensdrang trieb Herrig sein ganzes Leben hindurch, seine Kräfte auf allen ihm nur irgend zngänglichen Gebieten zu versuchen. Vorübergehend ist er auch einmal Publizist geworden. Seine politischen Ansichten hatten schon

vor der Zeit des französischen Krieges einen wesentlichen Wandel erfahren. Im frühen Mannesalter war er entschieden liberal gewesen, von Jahr zu Jahr ward er konservativer; vor allem empfand er unbedingte Bewunderung für den Fürsten Bismarck. Daher war es ihm erwünscht, daſs er die Aufforderung zur Herausgabe eines englischen Blattes erhielt, dessen Aufgabe in Berichtigung der Urteile über preuſsische Politik und Beeinflussung der ausländischen Presse bestehen sollte. Am 16. Januar 1869 erschien in Berlin die erste Nummer des zweimal wöchentlich ausgegebenen Blattes *The North German Correspondent.* Herrig hat dasselbe mehrere Jahre lang, namentlich auch während des Krieges geleitet.

Ein groſses Verdienst hat sich Herrig nicht nur um diejenigen, welche sich in der Hauptstadt Preuſsens mit moderner Philologie beschäftigten, sondern auch um weitere Kreise der Fachgenossen durch die Gründung der *Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen* erworben. Da Mätzner aus dem Schatten des Studierzimmers nicht hervortrat, erblickten die Berliner in den fünfziger Jahren allgemein in Herrig geradezu eine Verkörperung der noch jungen, nicht zur Geltung gekommenen Wissenschaft. Von ihm muſste also die Anregung ausgehen, wenn etwas zu stande kommen sollte. Vermöge seines rührigen Wesens gelang es ihm, diejenigen zusammenzubringen, von denen sich Arbeit erwarten lieſs, aber auch andere für eine Vereinigung zu gewinnen. Festsetzung der Statuten und Wahl des Vorstandes erfolgte am 1. Dezember 1857; es war die erste regelmäſsige Sitzung, in der schon Vorträge gehalten wurden. Das Archiv bot sich als Organ des Vereins dar und brachte fortan regelmäſsige Berichte über dessen Thätigkeit. Herrig, als die Seele des Ganzen, wurde zum Vorsitzenden gewählt und hat auf allgemeinen, wiederholt ausgesprochenen Wunsch das Präsidium bis an sein Lebensende behalten müssen. Er ist stets einer der regelmäſsigsten Teilnehmer gewesen und hat nur in

Ausnahmefällen eine Sitzung versäumt. Seltene Gaben waren in ihm vereint, die ihn zum Vorsitzenden einer wissenschaftlichen Gesellschaft befähigten, ja Meisterschaft in der Leitung bekundeten. Nicht allein, daſs seine Redegewandtheit an jedem Abend hervortrat und sich bei besonderen Gelegenheiten zu glänzenden Leistungen steigerte, er wuſste auſserdem eine diplomatische Haltung zu behaupten, die oft notwendig wurde, wenn bei heftigem Zusammenstoſs die Spitze abgebrochen werden muſste. Auſserdem erkannte er es stets mit feinem Takt, wenn die Erörterungen aufhörten, allgemein interessant zu sein, wuſste, ohne persönlich zu verletzen, dem Langweiligen ein Ende zu machen und zu geeigneter Zeit durch einen Scherz zu erfrischen. Dabei hatte er ein besonderes Talent, die Mitglieder, oft fast mit Gewalt, zu Vorträgen heranzuziehen und für die nötige Abwechselung des Stoffes zu sorgen.

Herrigs Unerschöpflichkeit an Mitteln, um die ihm vorschwebenden bedeutenden Zwecke zu fördern, zeigte sich einige Jahre nach der Gründung der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, indem er eine Anzahl von Mitgliedern, welche ihm besonders fähig schienen, zum Halten öffentlicher Vorträge in dem dazu überlassenen Konzertsaale des Schauspielhauses veranlaſste. Der Ertrag wurde zu Reisestipendien für jüngere moderne Philologen verwandt.

Einer von Herrig gegründeten Anstalt muſs noch gedacht werden, wenngleich dieselbe vor ihm zu Grabe getragen ist. Michaelis 1872 wurde die von ihm längere Zeit geplante *Akademie für moderne Philologie* eröffnet. Mochten auch die den Lektoren der Universitäten zufallenden Aufgaben in erweitertem Umfange gelöst werden, mochten auch einleitende Vorlesungen jüngeren Studenten sehr erwünscht sein; die Anstalt hätte doch nur lebensfähig bleiben können, wenn an der Berliner Universität keine Lehrstühle für romanische Philologie und für das Englische errichtet wären. Herrig selbst, der zu dieser zeitgemäſsen

Errungenschaft viel beigetragen hatte, hielt an der Akademie Vorträge über Encyklopädie der modernen Philologie und erklärte Chaucer und Spenser.

Es ist schon gesagt worden, daſs Herrig nach dem Beispiele seines Vaters der Braunschweiger Freimaurerloge beigetreten war. Er hatte damals eben das dreiundzwanzigste Lebensjahr vollendet und stand zur Zeit seines Todes nahe vor seinem fünfzigjährigen Maurer-Jubiläum. In Elberfeld wurde er bald Redner der dortigen Loge und im Alter von zweiunddreiſsig Jahren Meister vom Stuhl. Auch in Berlin erwählte man ihn 1853 zum Meister vom Stuhl in der Johannis-Loge. Darauf folgten andere Beförderungen, bis er 1873 nach dem Tode des Professors Schnakenburg zum Groſsmeister der Groſsloge Royal York erhoben wurde. Diese Stellung hat er sechzehn Jahre lang bekleidet; er hat stets der Vereinfachung der Bräuche das Wort geredet und ist mit Entschiedenheit für Zulassung der Juden zum Maurertum eingetreten. Indem seine Ansichten denen des Kronprinzen und nachmaligen Kaisers Friedrich entsprachen, wurde ihm dessen besondere Gunst zu teil.

Als im August 1878 die Verlegung der Hauptkadettenanstalt von Berlin nach Lichterfelde stattfand, bei welcher Gelegenheit Herrig eine kleine Schrift herausgab: *Die Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde,* wurde er zum Ordinarius oder Studiendirektor des ersten Bataillons ernannt. Mit dieser Beförderung steigerten sich die an ihn zu stellenden Ansprüche, so daſs er sich jetzt vielleicht weniger glücklich fühlte als früher, da er nur für die Leistungen seiner eigenen Klassen verantwortlich war. Die städtische Anstellung muſste aufgegeben werden; dagegen führte er die Thätigkeit an der Kriegsakademie fort. Sonst war keine wesentliche Änderung eingetreten, nur daſs Zeit verloren ging durch die Notwendigkeit des beständigen Hin- und Herfahrens zwischen Berlin und Lichterfelde. Im Jahre 1885 lieſs sich Herrig, dessen Brust schon viele Orden schmückten, ohne sein

fünfzigjähriges Dienstjubiläum abzuwarten, in den Ruhestand versetzen, indem er jedoch seine Stelle an der Kriegsakademie und die Prüfung im Fähnrichexamen beibehielt. Er zog nach Berlin zurück, um endlich eine durch Fleifs und Anstrengung errungene ehrenvolle Mufse zu geniefsen. Ruhe war ihm nicht lange vergönnt; nur zu bald ereilte ihn der Tod. Ein mit Asthma verbundenes Herzleiden hatte längst zu Befürchtungen Anlafs gegeben. Am 17. Januar 1889, als er aus der Kriegsakademie zurückkehrte und sich eben die Thür seines Hauses hatte öffnen lassen, sank er leblos zurück. Der Todeskampf war ihm erspart worden. Sein Staub ruht auf dem Matthäikirchhofe nicht weit von den Gräbern der Gebrüder Grimm, zu deren Füfsen er einst in Göttingen gesessen, mit denen zusammen er die Universitätsstadt verlassen hatte.

Herrig gehörte einer Zeit des Werdens, des Übergangs in seiner Wissenschaft an. Dafs er sich in einer solchen Zeit, ohne eigentliche Fachstudien auf der Universität betrieben zu haben, auf dem Niveau zu halten vermochte, verdient die höchste Anerkennung. Er hat überall thätig zugegriffen und die Sache der modernen Philologie gefördert wie kaum ein anderer, indem er ihr Anerkennung verschafft hat. Seine Erdenbahn ist weniger reich an Erlebnissen, als an stiller, von Segen begleiteter Thätigkeit gewesen. Durch stete Bereitwilligkeit zu helfen und Gutes zu thun hat er Unzählige zu tiefgefühltem Dank verpflichtet, seine Familie hat ihn geradezu vergöttert. Mögen manche Hoffnungen ihm fehlgeschlagen, nicht alle Blütenträume gereift sein, er war ein glücklicher Mensch. Sein Andenken wird stets gesegnet werden.

Immanuel Schmidt.

Richard Brome.

Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Dramas.

Vom Leben des dramatischen Dichters Richard Brome ist nur wenig bekannt. Zuerst tritt uns sein Name in der „Induction“ zu Ben Jonsons „Bartholomew Fair“ entgegen, wo der „Stagekeeper“ u. a. sagt: „I am looking lest the poet hear me, or his man, Master Brome,[1] behind the arras.“ Ein Brome war demnach sicher 1614, als jenes Stück zum erstenmal aufgeführt ward, Diener bei Jonson, und der Umstand, daſs letzterer zur Bezeichnung dieses Verhältnisses das Wort „man“ wählt, läſst es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir uns den Diener als damals mindestens im Jünglingsalter stehend denken und somit seine Geburt bereits in das vorhergegangene Jahrhundert setzen. Die Identität dieses Dieners mit dem dramatischen Schriftsteller ergiebt sich nun, wie aus Richard Bromes eigenen Äuſserungen, so auch aus vielen Zeugnissen seiner Zeitgenossen. Einige Verse, die Ben Jonson selbst zur Empfehlung des Bromeschen Stückes „The Northern Lass“ schrieb, tragen die Überschrift: „To my old Faithful Servant and (by his continu'd vertue) my loving Friend, the Author of this Work, Mr. Richard Brome“, und im Gönnertone hebt der groſse Mann an:

I had you for a Servant, once, Dick Brome,
And you perform'd a Servant's faithful parts;
Now, you are got into a nearer room
Of Fellowship, professing my old Arts,
And you do doe them well, with good Applause,
Which you have justly gained from the Stage,

[1] Dies ist die gewöhnliche Schreibung; daneben findet sich Broome und Broom.

By observation of those Comick Lawes
Which I, your Master, first did teach the Age.
You learn'd it well, and for it serv'd your time,
A Prenticeship: which few do now adays ....[1]

Dafs hier Ben Jonson sich mit grofsem Selbstbewufstsein als denjenigen hinstellt, der dem Zeitalter zuerst die Gesetze des Lustspiels gezeigt habe, wird mit Recht getadelt,[2] ist aber für uns zunächst Nebensache; auch an den schulmeisterlichen Ton, der in diesen Zeilen erklingt, wird niemand sich stofsen, der da bedenkt, dafs ein solcher Ton dem guten Ben nicht blofs jüngeren Schriftstellern gegenüber fast zur zweiten Natur geworden war.[3] Jedenfalls enthält jene Empfehlung des Lobes genug: ein anerkannter Meister erklärt den Jünger für einen nicht unwürdigen Genossen — ein Lob, das um so schwerer wiegt, als Jonson, wie aus den übrigen Versen der Empfehlung sich ergiebt, es sehr übel vermerkte, wenn Ungelehrte sich mit Stückeschreiben befafsten. — Jene Zeilen gestatten die Annahme, dafs Brome, wenigstens in der späteren Zeit seines Aufenthaltes bei Ben Jonson, nicht ein Diener im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewesen ist, sondern dem Meister mehr als eine Art Amanuensis zur Seite gestanden hat, der aus des Dichters lehrreicher Unterhaltung Nutzen zu ziehen verstand. Wenn dessenungeachtet manche Leute, zumeist wohl Konkurrenten, den vormaligen Stand Bromes nicht vergessen mochten und selbst in weit späterer Zeit geflissentlich an diesen Stand erinnerten, in der Meinung und mit der Absicht, dadurch des Autors Wert herabzusetzen, so ward, und sicherlich mit Recht, von anderer Seite darauf hingewiesen, dafs Brome für Jonson mehr als ein blofser Diener, und

[1] The Dramatic Works of Richard Brome, containing fifteen Comedies now first collected. London 1873. Vol. II, p. XI, und Vol. III, p. IX.

[2] Biographia Dramatica, or, a Companion to the Playhouse: containing historical and critical Memoirs .... By David Erskine Baker, Esq. A new Edition. London 1782. 2 vols.

[3] The Dramatic Works of Richard Brome, Vol. II. Dort heifst es in dem Vorworte „To the Readers" treffend: „We have here prefixt Ben Johnson's own testimony to his Servant our Author; we grant it is (according to Ben's own nature and custome) magisterial enough; and who looks for others, since he said to Shakespear — *I shall draw envy on thy name* (by writing in his praise) and threw in his face — *small Latin and less Greek* ...."

Jonson für Brome noch etwas anderes denn ein bloſser Herr gewesen sei.[1] Brome selbst war weit entfernt, durch den Gedanken an jenes Verhältnis sich gedemütigt zu fühlen; er erkannte das Verdienst, welches Jonson sich in jenen Versen zuschreibt — ihn in die dramatische Dichtkunst eingeführt zu haben — oft und willig an, und nie spricht er von dem älteren Dichter ohne das Gefühl dankbarer Verehrung. Dabei ist denn Ben Jonson für Brome überhaupt die höchste Autorität auf dem Gebiete des Dramas. Deshalb sagt er mit Stolz im Prologe zu „The City Wit" von dieser seiner Komödie:

> It was written. when
> It bore just Judgment, and the seal of Ben,

und als er des Lords von Newcastle Lustspiel „The Variety" beurteilen soll, schreibt der Schüler Jonsons u. a.:

> I would depose, each Scene appear'd to me
> An Act of wit, each Act a Comedy,
> And all was such, to all that understood,
> As knowing Jonson, swore By God 'twas good.[2]

An einer anderen Stelle rühmt er seinen Meister mit den Worten:

> He did not pump, nor drudge,
> To beget wit, or manage it, nor trudge
> To wit conventions with note-book to glean,
> Or steal some jests to foist into a scene;
> He scorned those shifts. You that have known him, know
> The common talk; that from his lips did flow
> And run at waste, did savour more of wit,
> Than any of his time, or since, have writ
> (But few excepted) in the stage's way:
> His scenes were acts, and every act a play.[3]

---

[1] The Dramatic Works of Richard Brome, Vol. II, in der Vorrede „To the Readers": „And yet there are a sort (one would wonder there should be) who think they lessen this Author's worth when they speak the relation he had to Ben Johnson. We very thankfully embrace the Objection, and desire they would name any other Master that could better teach a man to write a good Play."

[2] Diese Beurteilung ist dem (1658 veröffentlichten) Bromeschen Stücke „The Weeding of the Covent-Garden, or the Middlesex Justice of Peace" vorgedruckt.

[3] The Works of Ben Jonson, and Beaumont and Fletcher: the first printed from the Text, and with the Notes of P. Whalley; the latter from the Text, and with the Notes of the late George Colman, Esq. London 1811. Vol. II, p. LXXXIII.

Welche Verkennung Jonsons, der in Wirklichkeit „stets das bekannte Lessingsche Pumpwerk in Thätigkeit setzen“ mufste,[1] und dessen Witz wohl im Klub, im Kreise der Zechgenossen Triumphe feierte, in den Stücken aber „überall frostig und gekünstelt“ ist.[2]

Brome hatte Ben Jonson gekannt von da an, wo dieser in der Fülle der Schaffenskraft gestanden, bis dahin, wo der Tod ihn abrief,[3] und die vorstehenden Zeilen, so viel Irrtum sie auch enthalten, beweisen, mit wie unerschütterlicher Treue unser Dichter den Meister auch nach dessen Tode ehrte und verehrte. Seine pietätvolle Gesinnung veranlafste ihn denn auch, einen der ärgsten Privatfeinde Jonsons mit seinem Spotte zu überschütten. Der vornehme Dichter Sir John Suckling (1608/9 bis 1642), der, wie bekannt, dem Hofe nahe stand und auch im politischen Leben eine Rolle gespielt hat, schien es sich zu einer besonderen Aufgabe gemacht zu haben, Jonsons kleine Schwächen dem Gelächter des Publikums preiszugeben und ihn auch als Schriftsteller herabzusetzen. Nicht nur, dafs er ihm Shakespeare vorzog, was allein schon hinreichend gewesen wäre, Bens Eitelkeit aufs tiefste zu verletzen: er warf ihm auch geradezu, aber in sehr witziger Weise, Dünkel vor und erklärte ihn des Dichterlorbeers für unwert. Es geschah dies in der Satire „A Sessions of the Poets“, welche 1637, also vielleicht noch vor Jonsons Tode,[4] entstand und handschriftlich verbreitet wurde. Apollo hat eine Versammlung der Dichter einberufen, um den lange zurückgehaltenen Lorbeer dem würdigsten zu verleihen. Der erste, welcher auf den Kranz Anspruch erhebt, ist Ben Jonson, der, nachdem er sich zuvor mit seinem Lieblingsgetränk, dem Kanariensekt, erfrischt hat, in weitschweifiger Rede ausführt, der Lorbeer gebühre ihm, denn seine Sachen allein verdienten den Namen Werke, während die der anderen eben nur „plays“ seien; auch solle man sich erinnern, dafs er die Bühne von vieljährigen Irr-

---

[1] Elze, Shakespeare, 190. [2] Ders., a. a. O., 173.

[3] The Works of Ben Jonson etc. nach Whalley und Colman, Vol. II, p. LXXXIII.

[4] Doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, dafs der neueste Geschichtschreiber des englischen Dramas, Ward, den Tod Jonsons nicht in das Jahr 1637, sondern 1635 setzt. (Hist. of Engl. Dram. Lit. I, 533.)

tümern gereinigt habe, und daſs seine Stücke, zumal „The Silent Woman“, „The Fox“ und „The Alchemist“, noch von niemandem übertroffen worden wären. Hier unterbricht ihn Apollo und heiſst ihn schweigen, denn das Verdienst, nicht der Dünkel solle gekrönt werden. — Als nun im Jahre 1638 Suckling sein Drama „Aglaura“ in ganz ungewöhnlicher Ausstattung veröffentlicht hatte — auf Folioseiten mit sehr breiten weiſsen Rändern und demnach nur sehr schmalen Streifen Druckes — war für Brome ein willkommener Anlaſs gegeben, die Manen des verehrten Meisters einigermaſsen an dem spottlustigen Edelmann zu rächen. Es erschien in den „Musarum Deliciæ“ ein Gedicht „Upon Aglaura printed in Folio“, in welchem von Anfang bis zu Ende, 42 Verse hindurch, die satirische Geiſsel geschwungen wird. Jenes Drama, sagt darin der Verfasser, gleiche einem, der mehr Haare als Kopf, mehr Nägel als Leib habe; es sei ein kleines Gemälde in groſsem Rahmen; und er giebt zu bedenken, daſs die Bäume, welche die breitesten Blätter tragen, meist die dürftigsten Früchte liefern. Das Papier müsse im Preise aufschlagen, wenn alle Dichter nur ein Jahr lang dieser Mode folgen wollten. Was wohl Sucklings Absicht bezüglich des breiten Randes gewesen sei? Ob er gemeint habe, die Landedeldamen sollten das Buch nach Art der Kalender benutzen und zur Aufzeichnung wirtschaftlicher Angelegenheiten brauchen, etwa hineinschreiben, wann die Kuh gekalbt habe und dergl. mehr? — Mag nun diese Satire bereits an jener Stelle eine Unterschrift getragen haben oder nicht, jedenfalls findet sie sich, mit R. B. unterzeichnet, zwanzig Jahr später in der posthumen Ausgabe von Bromes Lustspiel „The Weeding of the Covent-Garden“, so daſs über die Autorschaft kaum mehr ein Zweifel sein kann.[1] Ferner steht in der erwähnten Ausgabe — und möglicherweise auch schon in den „Musarum Deliciæ“ — ein zweites, mit „A Song“ überschriebenes Gedicht, das sehr wohl gleichfalls von Brome selbst herrühren könnte. Es wird darin zu frohem Lebensgenuſs aufgefordert mit den Worten:

---

[1] W. C. Hazlitt, der Herausgeber der Werke Sucklings, kennt den Verfasser noch nicht (s. Vol. I, p. XXXVI), wohl aber Ward, a. a. O. II, 449, Note.

Away with all grief and give us more sack.
'Tis that which we love, let love have no lack.
Nor sorrow, nor care can crosse our delights,
Nor witches, nor goblins, nor Butterfly sprights.

Bei der Nachbarschaft, in welcher die Verse sich befinden, glauben wir auch nicht fehl zu gehen, wenn wir in ihnen eine neue Anspielung auf Suckling vermuten, der bald nach seiner „Aglaura" ein Lustspiel „The Goblins" geschrieben hatte. Seinen Titel hat das Stück von einer Anzahl Verfemter, welche zu ihrem Schutz eine unterirdische Höhle aufgesucht haben und von dort aus ein höchst rätselhaftes Treiben entfalten; als Teufel verkleidet, durchschwirren sie den weiten Bereich des Waldes, um die Menschen, deren sie habhaft werden, zu schrecken, in ihre Höhlen zu schleppen und dort nach Art der Kobolde zu quälen. Dieses gespenstische Treiben erinnert zu sehr an das Feenwesen, das eine so bedeutende Rolle auch in manchen Stücken Shakespeares spielt, und Brome war in zu hohem Grade Realist, als dafs man nicht, zumal in Anbetracht seiner persönlichen Abneigung gegen Suckling, versucht sein sollte, ihm die Verfasserschaft auch dieser Zeilen zuzusprechen. Übrigens könnten sich dieselben auch gar wohl auf Thomas Randolph beziehen, der in seinem „Amyntas, or the Impossible Dowry" (gedr. 1638, wie „Aglaura") Elfen und Feen erscheinen und sie von einem naturwüchsigen Clown beleidigen und verspotten läfst. Dieser Clown heifst Bromius! Sollte, was man glauben möchte, unser Brome damit verhöhnt werden, so würfe das freilich ein eigentümliches Licht auf die Einigkeit unter Jonsons jüngeren Freunden, zu dessen „adopted sons" auch der gelehrte Randolph sich mit Stolz zählte. [1]

Der Kreis der litterarischen Bekannten unseres Dichters scheint nicht eben grofs gewesen zu sein, wenn wir an diejenigen denken, die sich freundlich zu ihm hielten; ohne Zweifel eine Folge seiner früheren Stellung. Doch begegnen wir unter ihnen manchem Namen von bekanntem Klang. In engerer Verbindung hat er mit Thomas Heywood gestanden, jenem fruchtbaren Dramenschreiber, der, früher der Hensloweschen Truppe angehörig, später, nach Jakobs I. Regierungsantritt, zweimal Mitglied

[1] Ward II, 342 und I, XXVI oben.

der Truppe des Grafen von Worcester war.[1] Mit diesem Typus eines „play-wright“ im besseren Sinne des Wortes verfafste Brome gemeinschaftlich nicht nur das dramatische Sittengemälde „The Late Lancashire Witches“ (gedr. 1634), sondern auch zwei allem Anscheine nach verloren gegangene Stücke, über deren Entstehungszeit und Druckjahr wir völlig im Dunklen sind: „The Life and Death of Sir Martyn Skink, with the Warres of the Low Countries“ und „The Apprentice's Prize“.[2]

Von anderen zeitgenössischen Dichtern, die ihn kannten und ihm wohlwollten — denn sie schrieben empfehlende Verse, die seinen Stücken vorgedruckt wurden — sind Thomas Dekker, John Ford, James Shirley, Sir Aston Cokain, Robert Chamberlain, John Tatham und John Hall zu nennen. Nur über die Person des letztgenannten herrscht Unklarheit. Ein John Hall schrieb auch „commendatory verses“ zu Shirleys „The Grateful Servant“, und die Annahme liegt nahe, dafs derselbe mit Bromes Freund identisch sei; doch ist mit dieser Annahme nicht viel gewonnen, denn auch hinsichtlich des Shirleyschen John Hall befindet man sich noch in Ungewifsheit.[3] Zwischen Dekker und Brome mufs ein inniges Pietätsverhältnis bestanden haben; Dick Brome nennt jenen stets Vater,[4] und Dekker hinwieder Brome Sohn und Freund[5] — was um so überraschender ist, als bekanntlich Dekker durchaus nicht mit Jonson sympathisierte, wie des letzteren „Poetaster“ (1601) und des ersteren „Satiromastix, or the Untrussing of the Humourus Poet“ (1602) zur Genüge an den Tag gebracht haben. Im übrigen ist der Umstand, dafs Brome in Dekker einen väterlichen Freund sah, von Bedeutung, sofern er zeigt, dafs Brome bei weitem jünger gewesen sein mufs als Dekker und die ziemlich gleichalterigen Dichter Jonson

[1] Ward II, 106. [2] Biogr. Dram.

[3] The Dramat. Works and Poems of James Shirley, with Notes by Will. Gifford and additional Notes by the Rev. Al. Dyce. London 1833. Vol. VI, p. 509, Note 5.

[4] S. Biogr. Dram. I unter Decker.

[5] Dekker empfiehlt Bromes „The Northern Lass“ unter der Überschrift: „To my Sonne Brome and his Lasse“, und sagt:

> Which then of Both shall I commend,
> Or thee (that art my Son and Friend) ...

und Heywood. Durch Dekker mag er John Ford kennen gelernt haben, welcher an jenes Dichters Komödie „The Sun's Darling" mitgearbeitet hatte. Shirley stand, gleich Jonson, in litterarischer Verbindung mit dem Lord von Newcastle,[1] den er bei Abfassung seiner dramatischen Arbeiten unterstützt haben soll.[2] Es ist gewifs bemerkenswert, dafs Shirley, der seiner Erziehung wie seinem dramatischen Können nach unseren Autor jedenfalls weit übertrifft, diesen als „worthy Friend" und selbst als „ingenious Friend" anredet. Robert Chamberlain (geb. 1607) wird als Verfasser einer, John Tatham als Verfasser von vier Komödien erwähnt, und Sir Aston Cokain hat sich in sechs Stücken auf verschiedenen Gebieten des Dramas versucht, ohne den Gesichtskreis der Dramatiker dieser Periode irgendwie zu überschreiten, obwohl seine Thätigkeit zum Teil in die Zeit der Restauration fällt.[3] Aufser den empfehlenden Versen der Genannten finden sich solche eines unbekannten F. T., der das eine Mal als Mag. Art. Oxon. bezeichnet wird, eines R. W., eines J. B. und eines C. G., überdies noch eine gröfsere Anzahl, welche Alexander Brome zum Verfasser haben, den wir als Herausgeber der meisten Komödien des Dichters an anderer Stelle besprechen werden. Eine einzige Empfehlung endlich ist mit St. Br. unterzeichnet, und der Verfasser nennt sich Richard Bromes Bruder. — Leider gewähren uns alle diese „commendatory verses" nur höchst dürftige Ausbeute, soweit das Leben oder die Individualität Bromes in Betracht kommt; scheint doch ihr einziger Zweck der zu sein, das Lob des Dichters um jeden Preis zu verkünden, und gewinnt es doch dabei mitunter den Anschein, als sei der Lobende sich recht wohl der Übertreibungen bewufst, die seiner Feder entflossen. Man bezeichnet es wiederholt als ein grofses Glück, dafs Brome einen Meister wie Ben Jonson gefunden, und rühmt den Eifer, mit welchem der Jünger dem Meister nachgestrebt habe. Dabei läfst es sich noch hören, wenn man sagt, es fände sich in Bromes Werken einigermafsen das Bild und die schöne Reliquie Jonsonschen Geistes, wie John Hall[4] thut, wenn er in seiner Empfehlung des Stückes „A Jovial Crew" schreibt:

---

[1] Biogr. Dram. I unter Cavendish, William. [2] Ward II, 310, Note 1.
[3] Biogr. Dram. I. [4] Nicht Shirley, wie Ward angiebt (II, 338).

You —
— by great Jonson were made free o' th' Trade,
So, that we must in that you Labour finde
Some Image and fair Relique of his Minde.

Während hier das „some“ im letzten Verse eine schüchterne Einschränkung wagt, findet C. G. in der Empfehlung der Brome-schen „Antipodes“, daſs Jonson eigentlich gar nicht tot sei; er ruft:

Jonson's alive!
But stay, and let me tell you, where he is,
He sojournes in his Brome's Antipodes.

John Tatham, der, wie John Hall, „A Jovial Crew“ empfiehlt, redet von einer Partei, die über Jonsons Tod triumphiere, da seine Werke zu studiert (too elaborate) gewesen seien, um witzig genannt werden zu können, und richtet dann an Brome die Aufforderung:

Draw th' Curtain of their Errors: that their sense
May be conformable to Ben's Influence;
And, finding here, *Nature* and *Art* agree,
May swear, thou liv'st in Him, and he in Thee.

Sieht man hier von der versuchten Gleichstellung Bromes und Jonsons ab, so kann man Tathams Gedanken nicht alle Sachgültigkeit absprechen. Ohne Zweifel besaſs Brome die Gabe, Welt und Leute zu sehen, wie sie sind, eine Gabe, die sein Meister bei all seiner Buchgelehrsamkeit in diesem Maſse vielleicht nicht besessen hatte. Daſs Brome darauf ziemlich stolz war, wird sich aus der Betrachtung der von ihm selbst verfaſsten Prologe ergeben. Auch Shirley schätzt, anders als Randolph, das realistische Element in Brome, zumal dessen Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis, hoch, als etwas, das man nicht von Schulen und Akademien holen könne:

Learning, the File of Poesie, may be
Fetch'd from the Arts and Universitie:
But he that writes a Play, and good, must know,
Beyond his Books, Men and their Actions too.[1]

Was die empfehlenden Verse sonst noch bieten — allgemeines Geschwätz über dramatische Kunst, Ausbrüche des Hasses gegen die Puritaner, insbesondere Kundgebungen des Unmuts über den von dieser Sekte im Jahre 1642 herbeigeführten Schluſs der Bühnen — kann hier füglich übergangen werden. Groſsen

[1] Ebenfalls bei Empfehlung von „A Jovial Crew“.

Wert wird man nach dem oben Gesagten diesen Empfehlungen nicht beilegen dürfen. Wir finden ihrer vor den meisten oder doch sehr vielen Stücken jener Zeit: ein Autor lobte den anderen, um wieder gelobt zu werden, und so erinnert das ganze Verfahren durchaus an eine Versicherung auf Gegenseitigkeit. Und gerade von denen, welche „were sworn to the tribe of Ben", gilt dies am meisten.[1] Schwollen doch die Lobverse mitunter zu wahren Lobbibliotheken an![2] Richard Brome selbst lieferte eine ziemlich lange Empfehlung der Stücke Fletchers unter der Überschrift: „To the Memory of the Deceased but ever living Author, in these his Poems, Mr. John Fletcher."[3] Doch mag dies eine freiwillige Leistung gewesen sein, da wir keine Andeutungen zu finden vermocht, daſs er den lebenden Fletcher zu seinen Bekannten zählen durfte; der tote freilich muſste es über sich ergehen lassen, daſs in jenen Versen vor allem Jonsons Lob gesungen wird. — Trotz alledem sind solche Empfehlungen nicht gänzlich unberücksichtigt zu lassen, da sie doch hier und da eine, wenn auch noch so geringe Ausbeute für den Biographen geben können, was bei der für jene Zeit gewöhnlichen Kargheit anderweiter Überlieferung immerhin ins Gewicht fällt, und zu bedauern ist es, wenn neuere Herausgeber, wie Dyce, für diese Zeilen keinen Raum zu finden vermögen. So gehen wir der „commendatory verses" verlustig, die Brome zu Dekkers Stücken schrieb[4] und die gewiſs nicht ohne alles Interesse sein würden.

Auch an vornehmen Gönnern hat es unserem Dichter nicht gefehlt. Von den vier Stücken, die zu seinen Lebzeiten erschienen, ist das erste, „The Northern Lass", dem „Right Worthy and no lesse Judicious than Ingenious Gentleman, Richard Holford, Esqu." gewidmet, von welchem er thatsächliche Gunst-

[1] Ward II, 344, Note 4.

[2] The Works of Ben Jonson nach Whalley und Colman (s. S. 3. Anm. 3), Vol. II, p. LXXIII, Note 38.

[3] Ibid. II, p. LXXXII ff. Eine Stelle daraus haben wir oben, S. 3, angeführt. Ward (II, 159) bezieht diese Empfehlung auf Fletchers Stück „Monsieur Thomas" allein; es heiſst aber in der Überschrift: „in these his Poems."

[4] Worin er, wie oben erwähnt, Dekker stets mit „Vater" anredet. Wenigstens können wir die bezüglichen Worte der Biogr. Dram. nur auf solche Empfehlungen deuten.

bezeigungen (real favours) erlangt zu haben bekennt. Die Widmung ist nicht ohne Geist geschrieben. Ein anderes Stück, „The Sparagus Garden“, trägt an seiner Spitze eine Widmung an William, Grafen von Newcastle, der hier als Gouverneur des Prinzen (von Wales) bezeichnet wird. Dieser als Krieger wie als Staatsmann ausgezeichnete Lord galt für den Mäcen des Zeitalters Karls I. „Gewiſs ist,“ sagt die Biographia Dramatica, „daſs diese edle Persönlichkeit von frühester Jugend an wegen ihrer Liebe zu den Musen berühmt war, daſs der Lord einen richtigen Geschmack für die schönen Künste besaſs, daſs er stets gern Leute von Geist um sich hatte und ein besonderes Vergnügen darin fand, darbendes Verdienst aus der Verborgenheit zu ziehen.“ Shirley war sein „attendant“ während der Bürgerkriege bis dahin, wo jener in die Verbannung ging,[1] und vor allen hatte Ben Jonson die Gunst des Grafen (späteren Herzogs) von Newcastle genossen, der auch die letzten Tage des darbenden Dichters heiterer gestaltete. Die Bekanntschaft Jonsons mit dem Lord mag durch die litterarischen Bedürfnisse des Grafen veranlaſst worden sein, wie denn überhaupt der Grundton ihrer Beziehungen zueinander der eines gefälligen litterarischen Verkehrs gewesen ist.[2] War doch Newcastle selbst als dramatischer Dichter thätig! Vier Stücke, sämtlich Lustspiele und im Geschmacke der Zeit, werden ihm mit Sicherheit zugeschrieben, während seine Autorschaft hinsichtlich eines fünften ungewiſs ist. Und diese Neigung zur Bühnenschriftstellerei ward von seiner Gemahlin geteilt, nur daſs diese eine weit gröſsere Anzahl, allerdings ziemlich schwacher Stücke schrieb; nicht weniger als 27 Lustspiele weiſs die Biographia Dramatica von ihr aufzuzählen.[3] Daſs wir auch Brome unter den Bekannten des Grafen finden, kann in Anbetracht der Verbindung beider mit Jonson nicht überraschen, und daſs der Lord auf Bromes Urteil etwas gab, zeigt der Umstand, daſs er, wie wir sahen, seine Komödie „The Variety“ von ihm beurteilen lieſs, welches Amt, hätte Jonson noch gelebt, unzweifelhaft diesem zugefallen wäre. Was

---

[1] Biogr. Dram. I. — S. oben S. 9. [2] Ward I, 533.

[3] Andere zählen nur 19 Stücke; die Abweichung erklärt sich daraus, daſs manche derselben aus zwei Teilen bestehen. Vergl. Biogr. Dram. und Ward II, 489, Note.

nun die Widmung[1] anlangt, von der wir sprachen, so ist deren Stil schwülstig und geschraubt, und die in ihr zur Schau getragene Gesinnung ist die eines Sklaven. Brome argumentiert: Dafs ich Euch, edler Lord, dieses Werk („The Sparagus Garden") widme, ist ein Vergehen gegen Eure Güte; aber durch dieses mein Vergehen gebe ich Euch Gelegenheit, Eure Milde zu zeigen und damit den Ruhm Eures Namens zu mehren; „Cæsar had never bin commended for his Clemency, had there not occasion beene offered, wherein hee might shew, how willingly he could forgive." — Der Ton einer anderen Widmung, welche vor seinem Stücke „The Antipodes" steht und an William, Grafen von Hertford, gerichtet war, ist nicht minder sklavisch, und erst gegen das Ende seines Lebens wird seine Schmeichelei einigermafsen erträglich, was man aus der Dedikation an Thomas Stanley ersehen mag, die er bei Gelegenheit der Veröffentlichung seines Lustspiels „A Jovial Crew" verfafste. Stanley, der Sohn eines Ritters in Hertfordshire, wird übrigens als ein Mann von wissenschaftlicher Bildung gerühmt, wie er denn zu Oxford M. A. geworden war und später eine Geschichte der Philosophie schrieb, in welcher er u. a. die Wolken des Aristophanes übersetzt hat.[2]

Man würde Brome unrecht thun, wollte man ihn wegen der übergrofsen Demut, die in der Mehrzahl dieser Widmungen sich kundgiebt, allzuscharf tadeln: die meisten „play-wrights" dieser Epoche — und vielleicht war keine Zeit an Dramenschreibern fruchtbarer als diese — machten es nicht anders. Ohne Zweifel blieben solche Widmungen nicht ohne klingenden Lohn,[3] ja wir glauben es noch wahrscheinlich machen zu können, dafs Brome auf die Erkenntlichkeit der in Frage kommenden Herrschaften rechnete und rechnen mufste. Aber hier zunächst einmal davon

[1] Sie mufs zwischen 1638 und 1640 geschrieben sein, da im ersteren Jahre der Graf Gouverneur des Prinzen ward, im letzteren das Stück erschien.

[2] Biogr. Dram. I.

[3] Wie weit der Dedikationsunfug nach der Restauration getrieben wurde, darüber vergleiche man Macaulay, History of England, I, 397 f. (Tauchnitz.) Wie gering in unserer Epoche mitunter die Ausbeute war, zeigt die Äufserung Fields (1590 ca. bis 1640 ca.): „I did determinate not to have dedicated my play to any body, because forty shillings I care not for." Ward II, 293, Note 3.

abgesehen: zu wem hätten die, welche von der Bühne lebten, sich halten sollen, wenn nicht zu königstreuen Männern vom Schlage eines Lords von Newcastle? Je mehr die Macht des Puritanertums wuchs, desto notwendiger ward es, „dafs die Schauspieler, die sonst, unbekümmert um die Regierungsform, nur für die friedliche Unterhaltung ihrer Mitbürger zu sorgen pflegen, eine politische Partei ergriffen, deren Interesse mit dem ihrer eigenen Erhaltung auf das genaueste zusammenhing." [1]

Am dürftigsten ist das, was wir über die Familienverhältnisse des Dichters wissen. Aus der mit „St. Br." unterzeichneten Empfehlung der Komödie „The Northern Lass", welche die Überschrift trägt: „To his ingenious *Brother,* Mr. Richard Brome" etc., mag man entnehmen, dafs er einen Bruder Namens Stephen gehabt hat; aber es fehlen uns alle weiteren Nachrichten über diesen Bruder. Wir nannten oben Alexander Brome. Derselbe hat zehn [2] Stücke des Dichters herausgegeben und sich in prosaischen und poetischen Empfehlungen enthusiastisch über Richard Brome geäufsert, so enthusiastisch, dafs es uns schwer fallen würde, hier nicht an eine Verwandtschaft zu glauben, hätte nicht der Herausgeber selbst eine solche ausdrücklich in Abrede gestellt. [3] Um so weniger läfst sich der Frage ausweichen, wie er zu so überschwenglicher Bewunderung unseres Autors gekommen sein mag. Geboren 1620, also vielleicht um ein Menschenalter jünger als der Dichter, hatte er später, nachdem er sich der Rechtswissenschaft gewidmet, eine Anstellung als Anwalt am Lord Mayor's Court gefunden. Rühmend wird seiner Anhänglichkeit an das Königtum gedacht, die auch während der Bürgerkriege und des Protektorats unerschüttert blieb, und der er — da sein Amt ihm dazu keine Gelegenheit gab — als

---

[1] A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur. Heidelberg 1811. II. Teil, 2. Abt., 308.

[2] So die Biogr. Dram.; Ward meint, nur die 1653 erschienenen „Five New Plays" seien von ihm ediert worden. (II, 337, Note 3.)

[3] The Works of Richard Brome, Vol. II, p. XV. Dort beginnt Alexander Brome seine Lobrede „On the Comedies of the late facetious Poet, Mr. Richard Brome deceased" folgendermafsen:

> This to thy memory I'm bound to do,
> (Ingenious Brome) though not related to
> Thy *parts* or *person.*

Schriftsteller Ausdruck verlieh. Unerschrocken und streng schwang er in Oden und Sonetten seine satirische Geifsel über die Rundköpfe und den Protektor, und der gröfste Teil der zu Gunsten der Royalisten verfafsten Pamphlete war sein Werk. Auch übersetzte er den Horaz und schrieb ein Lustspiel „The Cunning Lovers", das 1654 in Druck erschien.[1] Demnach wird das Interesse, das er an Richard Brome und dessen Werken nahm, ein mehrfaches gewesen sein. Zog ihn, der selbst ein witziger Kopf war, unseres Autors Witz an, so fesselte ihn als Dichter dessen Phantasie, deren Reichtum er preist,[2] und dessen Gewandtheit im Komödienschreiben. Zudem waren sie in politischer Hinsicht Gesinnungsgenossen, und wie Alexander im Epigramm, so hatte Richard Brome in der Komödie die Puritaner und was mit ihnen zusammenhing zur Zielscheibe seines Spottes gewählt. Die Namensvetterschaft mag das Übrige gethan haben, Alexander Brome zum Herausgeber und Panegyristen des ehrlichen Dick werden zu lassen. — Ebensowenig können wir eine verwandtschaftliche Beziehung unseres Poeten zu dem Buchhändler Henry Brome, at the Hand in Paul's Church-yard, später at the Gun in Ivy Lane, entdecken, der, auf Alexander Bromes Veranlassung, teils allein, teils in Verbindung mit anderen Verlegern, 1657, 58 und 59 sechs posthume Komödien Richard Bromes drucken liefs oder auch blofs vertrieb.[3]

Wann unseres Dramatikers Tod erfolgt ist, darüber haben wir wenigstens einen Anhaltspunkt. Das Stück „A Jovial Crew", welches 1652 gedruckt ward, hat er noch selbst mit der Widmung an Thomas Stanley versehen, in der er wiederholt sein Alter betont; dagegen sind bereits die im nächsten Jahre veröffentlichten „Five New Plays", wie man aus der Vorrede Alexander Bromes ersieht, posthum. Des Dichters Tod mufs also in die Zeit von 1651 bis 1653 fallen, und dazu stimmt die Angabe der Biogr. Dramatica, welche 1652 als Todesjahr nennt.

Somit endete Bromes Leben in jenem Zeitraum, aus welchem puritanischer Rigorismus durch den bekannten Parlaments-

---

[1] Biogr. Dram.

[2] Freilich mit wenig Recht. The Works of R. Br., Vol. I. Vorrede „To the Stationer ...."

[3] Vgl. die Angaben der Titelblätter.

beschlufs vom 2. September 1642 alle theatralischen Aufführungen, soweit sie auf den Namen Tragödie oder Komödie Anspruch machen konnten, verbannt hatte.[1] „A Jovial Crew“ war wohl das letzte Stück Bromes; es hatte, wie es in der Widmung heifst, „the luck to tumble last of all in the Epidemicall ruine of the Scene“, und der Dichter hatte demnach keine Veranlassung mehr, neue Stücke zu schreiben. — Was er in den letzten zehn Jahren seines Lebens getrieben, ist gänzlich unbekannt. Folgte er, wie so viele Schauspieler und Dramendichter jener Epoche, der Fahne des Königs? Schwerlich; denn dazu war er wohl bereits zu alt. Oder begab er sich aufs Festland, um dort agierenden Landsleuten seine dramaturgische Hilfe zu leihen?[2] Wer mag es sagen?

Hier möge ein Wort über Bromes mutmafsliche äufsere Stellung zur Bühne seinen Platz finden. Wie einst Shakespeare und später noch Thomas Heywood — von manchem anderen zu schweigen — die ausübende Thätigkeit eines Schauspielers mit der eines dramatischen Dichters verbanden, so wäre man wohl geneigt, bei Richard Brome eine gleiche Doppelbeschäftigung vorauszusetzen. Indessen, es mangelt an jedwedem sicheren Anhalt dafür, dafs er jemals einer Schauspielertruppe angehört habe. Dagegen fehlt es nicht an Hinweisen, dafs er das Stückeschreiben nicht sowohl als freie Kunst, sondern als ein Gewerbe betrachtete und betrieb, auf dessen pekuniären Erfolg er fast ausschliefslich angewiesen war. Dafs er es, wenigstens bei der Widmung an Stanley, in der That auf eine Art Almosen abgesehen hatte, ergiebt sich aus der oben nur zum Teil angeführten Stelle, die wir deshalb hier vollständig hersetzen: „All the arguments I can use to induce you to take notice of this thing of nothing, is, that it had the luck to tumble last of all in the Epidemicall ruine of the Scene; and now limps hither with a wooden Leg to beg an alms at your hands.“ Das ist deutlich genug und durchaus nicht blofs figürlich gesprochen. Auch dafs Brome wiederholt in „The Court Beggar“ und anderswo sich über Leute beklagt, die ihm und seinen Genossen ins Handwerk pfuschten,

---

[1] Ward II, 444. — Hettner, Litteraturgesch. des 18. Jahrhunderts, I, 74.
[2] Schlegel, a. a. O., II, 2, 308. — Ward II, 444.

dürfte nicht lediglich, ja nicht einmal in erster Linie einem ausgeprägten Standesbewufstsein, sondern hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden müssen, dafs er den Ertrag seiner eigenen Stücke nicht geschmälert wissen wollte. Es ist ihm kaum anders ergangen als seinem väterlichen Freunde Dekker, von welchem der jüngste Herausgeber sagt: „A wretched hand-to-mouth existence, a career made sordid by the necessity of writing for daily bread, seems to have been his lot from first to last.“ [1]

Brome war das Glück zu teil geworden, seine Werke oft und mit vielem Beifall aufgeführt zu sehen. Ohne Zweifel wurden sie auf den meisten der bedeutenderen Theater Londons gegeben; vom Blackfriars-, Cockpit- und Globustheater, sowie von der Company of Revels at Salisbury Court wissen wir es sicher, und zwar wurde von den vier vom Verfasser selbst edierten Stücken „The Northern Lass“ oftmals auf dem Globus- und dem Blackfriarstheater, „The Sparagus Garden“ und „The Antipodes“ mindestens je einmal (1635, 1638) von der Company of Revels, at Salisbury Court, „A Jovial Crew“ auf dem Cockpit-(Drurylane-)Theater (1641) gespielt. Aber auch von denjenigen Stücken, die erst nach des Autors Tode gedruckt wurden, hatten manche bereits das Londoner Publikum unterhalten. Dahin gehören „The Novella“ und „The Queen's Exchange“, die man — das erste Stück 1632 — auf der Blackfriarsbühne, und „The Court Beggar“, den man 1632 in Drurylane aufgeführt hatte. [2] Von einzelnen Stücken wird ausdrücklich bemerkt, dafs sie bei diesen Aufführungen grofsen Erfolg gehabt haben: so „The Northern Lass“, „The Court Beggar“, „A Jovial Crew“. Kurz, Brome scheint seiner Zeit en vogue gewesen zu sein.

Dieser Umstand, verbunden mit dem anderen, dafs er die Gunst vornehmer Herren und das Wohlwollen Mitstrebender genofs, hätten ihn, zumal er aus niederem Stande hervorgegangen war, wohl stolz machen können, und Ward hat in der That recht, wenn er ihm Selbstbewufstsein zuschreibt, aber ein solches, das

[1] The Dramatic Works of Th. Dekker. London 1873. Vol. I. Memoirs of Th. Dekker, p. VII.

[2] Die Angaben finden sich zum Teil auf den Titelblättern, zum Teil im 2. Bd. der Biogr. Dram.



auf eigentümliche Weise mit einer gewissen Bescheidenheit verknüpft war.[1] Selbstbewufst und bescheiden zugleich lautet das Distichon, das er seinem Lustspiel „The Love-sick Court" voransetzte:

> Nil mea, ceu mos est, commendes carmina curo,
> Se nisi comendent carmina dispereant. (Sic.)

Es zeigt sich diese wunderliche Mischung ferner da, wo er sich direkt an das Publikum wendet: denn wenn er an der einen Stelle sich ganz dem Urteile der Zuschauer unterordnet —

> He, that his wonted modesty retaynes,
> And never set a price upon his Braines
> Above *your* Judgment ....,[2]

wenn er ihnen sagt:

> 'Tis only in your hands to Crowne a Play;[3]

wenn er ihnen endlich sein Plaudite zuruft:[4] so fehlt es doch auch nicht an Stellen, wo er sie wissen läfst, dafs nicht er, sondern die Hörer ein Stück gut oder schlecht machen,[5] und wo er droht, noch weit schlechtere Stücke zu schreiben, wenn ihm nicht Beifall zu teil würde.[6] Auch wenn er auf sein Verhältnis zu anderen Dichtern zu sprechen kommt, schwanken seine Äufserungen merkwürdig zwischen Stolz und Bescheidenheit. Er rechnet es sich zum Ruhme an, dafs er kein Pedant sei;[7] dafs er nicht zu den Dichtern gehöre, welche englisches Griechisch schreiben:[8] und dennoch ist er sichtlich bestrebt, in den Prologen[9] sowohl als in den Stücken selbst[10] gelehrte Kenntnisse aus der Mythologie und eine Menge lateinischer Phrasen an den Mann zu bringen. Er strebe, sagt er, nicht nach dem Namen eines Autors oder Dichters, noch gar nach dem Amte eines Poeta laureatus[11] — womit er wohl seine Inferiorität im Vergleiche zu Ben Jonson andeuten will —, gleichwohl habe das, was er geschrieben, die Leistungen anderer übertroffen und den Beifall der Besten gefunden.[12] Es gefällt ihm, sich als einfachen

---

[1] Ward II, 338. [2] Prolog zu „The Sparagus Garden". [3] Epilog ibid. [4] Epilog zu „The Damoiselle" und anderwärts. [5] Epilog zu „A Mad Couple well match'd". [6] Epilog zu „The Novella". [7] Prolog zu „The City Wit". [8] Prolog zu „The Novella". [9] Vgl. besonders den Prolog zu „The City Wit". [10] Wie in „The Court Beggar", „The City Wit" u. a. [11] Prolog zu „The Damoiselle". [12] Prolog zu „The Queen's Exchange".

„Playmaker“, und „Mirth and Sense“ als seine einzigen Ziele hinzustellen;[1] an anderen Orten aber verzichtet er auf den „Sense“ und begnügt sich mit „Mirth“.[2] Seine Devise, die er in den Prologen auf mannigfachste Weise variiert, sind die Worte seines Meisters: „I love a taming wit, as I love my nourishment.“[3] Das Gebiet, auf welchem sein Witz und sein Talent überhaupt zum Ausdrucke kam, war zumeist die Schilderung des täglichen Lebens und Treibens, seine Grundrichtung der Realismus. Dessen ist er sich wohl bewufst, und er ist einsichtig genug, über dieses Gebiet sich nur selten hinauszuwagen. Bescheiden gesteht er das ein; aber die Bescheidenheit schlägt sogleich wieder in das Gegenteil oder doch in sehr starkes Selbstbewufstsein um, wenn er fragt, ob es für die Muse nicht eine ebenso schwere Aufgabe sei,

To move the Earth, or to dislodge a Star.[4]

Die Dichter des höheren Stils achtete er, schätzte aber seine Kräfte den ihrigen gleich; zu denjenigen Bescheidenen, von denen Goethe in bekannten Worten redet, gehörte er nicht. —

Im folgenden geben wir nun eine Übersicht über die uns erhaltenen Stücke Bromes. Die Anordnung geschieht nach den Jahren, in denen sie gedruckt sind.

I. The Northern Lasse, or, a Nest of Fools;[5] a Comedie. As it has beene often Acted with good Applause at the Globe, and Black-Fryers: By his Majesties Servants: Written by Richard Brome. London: Printed by Aug. Mathevves, and are to be sold by Nicholas Vavasoor, dwelling at the little South dore of St. Paul's Church. 1634. (4⁰.)

II. The Sparagvs Garden: a Comedie. Acted in the yeare 1635 by the then Company of Revels, at Salisbury Court. The Author Richard Brome. London: Printed by J. Okes, for Francis Constable, and are to be sold at his shops in Kingsstreet in the signe of the Goat, and in Westminster-hall. 1640. (4⁰.)

---

[1] Prolog zu „The Novella“.

[2] Ähnlich sagt u. a. Dekker im Prolog zu „The Shoemaker's Holiday, or the Gentle Craft“: „. . . nothing is purposed but mirth.“

[3] Jonson: „The Alchemist“, V, 1.

[4] Prolog zu „The Antipodes“. — Ward II, 339.

[5] So lautet der Titel nach der Biogr. Dram., Vol. II. In dem von uns benutzten Neudruck fehlt der Zusatz „or, a Nest of Fools“. — Die Angabe der Formate geschieht nach der Biogr. Dram.

III. The Antipodes: a Comedie. Acted in the yeare 1638, by the Queenes Majesties Servants, at Salisbury Court in Fleet-street. The Author Richard Brome. London: Printed by J. Okes etc. 1640. (4⁰.)

IV. A Joviall Crew: or, the Merry Beggars. Presented in a Comedie, at the Cock-pit in Drury-Lane, in the yeere 1641. Written by Richard Brome. London: Printed by J. Y. for E. D. and N. E., and are to be sold at the Gun in Ivy-Lane. 1652. (4⁰.)

Diese Einzelausgaben sind sämtlich mit Widmungen versehen. Die folgenden fünf Stücke erschienen 1653 in einen Band vereinigt und mit fortlaufender Paginierung unter dem Titel:

> *Five New Playes,* (viz.) The Madd Couple well matcht. Novella. Court Begger. City Wit. Damoiselle. By Richard Brome. London, Printed for Humphrey Moseley, Richard Marriot, at Thomas Dring, and are to be sold at their Shops, 1653. (8⁰.)

Der Herausgeber war Alexander Brome. Das erste Stück hat kein eigenes Titelblatt.

V. A Mad Couple well match'd.

VI. The Novella, a Comedie. Acted at the Cockpit, by His Majesties Servants, Anno 1632. Written by Richard Brome. London. Printed for Richard Marriot, and Tho. Dring, and are to be sold at their Shops in Fleet-street, 1653.

VII. The Court Begger. A Comedie. Acted at the Cockpit, by his Majesties Servants, Anno 1632. Written by Richard Brome. London. Printed etc. 1653.

VIII. The City Wit, or, the Woman wears the Breeches. A Comedy. London, Printed etc. 1653.

IX. The Damoiselle, or, the New Ordinary. A Comedy. London, Printed by F. R. for Richard Marriot etc. 1653.

Vier Jahre später erscheint wieder eine Einzelausgabe:

X. The Queenes Exchange, a Comedy, acted with generall applause at the Black-Friers, by his Majesties Servants. Written by Mr. Richard Brome. London, Printed for Henry Brome, at the Hand in Pauls Church-yard. 1657. (4⁰.)

Schliefslich wieder ein Kollektivband, ebenfalls von Alexander Brome herausgegeben:

> *Five nevv Playes,* viz. (folgen die Titel). By Richard Brome. London, Printed for A. Crook, at the Green Dragon in Saint Pauls Church-yard, and for H. Brome, at the Gunn in Ivy-Lane, 1659. (8⁰.)

Nur die ersten beiden Stücke haben hier fortlaufende Paginierung. Als Jahreszahl steht bald 1659, bald 1658. Es ist wahrscheinlich, daſs das erste und zweite Stück zusammen, die übrigen drei dagegen einzeln gedruckt vorhanden waren, ehe sie zu einem Bande unter gemeinsamem Haupttitel vereinigt wurden. Der Umstand, daſs das besondere Titelblatt des ersten Stückes 1659, das des zweiten 1658 als Jahreszahl zeigt, läſst sich zwanglos so erklären, daſs man bei der Vereinigung der Stücke zu einem Bande das Titelblatt des ersten durch ein neues ersetzt hat, auf dem die Jahreszahl mit der des Haupttitels übereinstimmt (1659), während der frühere Specialtitel des ersten Stückes jedenfalls 1658 hatte. Wir behalten deshalb die Reihenfolge bei, in welcher die Stücke im Bande erscheinen.

XI. The English Moor, or the Mock-Marriage: A Comoedy as is was often acted with general applause, by Her Majesties Servants. By Richard Brome, London, Printed in the year, 1659.

XII. The Love-sick Court. Or the Ambitious Politique. A Comedy. Written by Richard Brome: London, by J. T. for A. C. and are to be sold by Henry Broom, at the Gun in Ivie-Lane, 1658.

XIII. The Weeding of the Covent-Garden. Or the Middlesex-Justice of Peace. A Facetious Comedy. A Posthume of Richard Brome, an Ingenious Servant, and Imitator of his Master, that famously Renowned Poet Ben Johnson. London, Printed for Andrew Crook, and are to be sold at the Green Dragon at St. Pauls Church-yard: And Henry Broom at the Gun in Ivy-Lane. 1658.

XIV. The New Academy or, the New Exchange. By Richard Brome. London, Printed for Andrew Crook etc.: And Henry Brome etc. 1658.

XV. The Queen and Concubine. A Comedie. By Richard Brome. Printed for A. Crook, and Hen. Brome, at the Gun in Ivy Lane. 1659.

Der vollständige Titel des von uns benutzten Neudruckes lautet:

The Dramatic Works of Richard Brome, containing fifteen Comedies now first collected in three Volumes. London. John Pearson, York Street, Covent Garden. 1873. (8°.)

Davon enthält

Vol. I die Stücke V, VI, VII, VIII, IX,
Vol. II „ „ XI, XII, XIII, XIV, XV,
Vol. III „ „ I, II, III, IV, X.

Es entsprechen demnach Vol. I und II genau den unter dem Titel „Five New Plays" 1653 und 1659 veröffentlichten Bänden, während die Einzelausgaben Vol. III füllen. Letzterer hat fortlaufende Paginierung. — Der erste Band dieser Faksimile-Ausgabe enthält das Bildnis Bromes, darunter einige Verse von A. B., d. i. Alexander Brome. Das Porträt wird also bereits den „Five New Plays" von 1653 vorangestanden haben.

„A Jovial Crew" findet sich auch bei Dodsley, 2. Auflage, 1780, Bd. X. Dem Stücke sind biographische Notizen über Brome beigegeben, welche der Biographia Dramatica als Quelle dienten.

Vorher schon waren einzelne Stücke wieder abgedruckt worden. So erschien 1661 „The Queen's Exchange" in 4⁰ unter dem neuen Titel „The Royal Exchange". „A Mad Couple well match'd" ward von Mrs. Behn mit einigen Abänderungen versehen und als „The Debauchee, or the Credulous Cuckold" 1677 in 4⁰ gedruckt. Von „The Northern Lass" wurden sogar zwei neue Quartausgaben veranstaltet: die eine, mit einem Prologe von John Haynes und einem Epiloge, im Jahre 1684; die andere, in welche neue, von Dan. Purcell komponierte Gesänge eingefügt waren, 1706. Von der Umgestaltung, die mit „A Jovial Crew" [1] vorgenommen wurde, soll bei Besprechung dieses Stückes die Rede sein.

Als wahrscheinlich verloren gegangene Stücke Bromes werden erwähnt: [2]

1. Witt in a Madness.
2. Christianetta.
3. The Jewish Gentleman.
4. The Love-sick Maid; or the Honour of young Ladies.
5. The Life and Death of Sir Martin Skink, with the Warres of the Low Countries.
6. The Apprentices Prize.

Schon oben ward gesagt, daſs er die beiden letzten Stücke, wie auch das uns erhaltene dramatische Sittengemälde „The Late Lancashire Witches", in Verbindung mit Thomas Heywood schrieb.

[1] Biogr. Dram. II. [2] Ibid. I.

Bromes Werke — wir reden fortan billig nur von den selbständig von ihm verfaſsten — charakterisieren sich bis auf einige wenige als Lustspiele.

Noch Shakespeares komische Stücke, sagt Ward, waren Situationskomödien gewesen, d. h. ihr Hauptinteresse lag in der Handlung an sich, weniger im Charakter der handelnden Personen; denn er hatte seine Stoffe meist in Regionen gesucht, die weit ab liegen vom Kreise alltäglicher Erfahrung, in Regionen, in denen der Leser sich nur insoweit heimisch fühlen kann, als der Dichter selbst in ihnen heimisch ist. Dieses romantische Element der groſsen Mehrzahl seiner Lustspiele hatte ihn nur eben einen Anfang machen lassen mit der Charakterkomödie, die zu ihrer gedeihlichen Entwickelung den engen Anschluſs des Dramas an das nationale Leben erheischt. So sehen wir echte Charakterkomödien erst bei Ben Jonson, und wenn derselbe nicht das Höchste erreichte, was in dieser Gattung erreicht werden kann, so lag es nicht an seinem Willen, sondern an seiner beschränkten Geschicklichkeit, sowie an dem Mangel derjenigen Heiterkeit und Elasticität, die beide dem echten Lustspieldichter unentbehrlich sind. Seine Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger waren noch weniger die rechten Leute, die Charakterkomödie zu gröſserer Vollkommenheit zu führen, da ihnen für das empirische wie für das wissenschaftliche Studium der Natur das vornehmste Erfordernis des Charakterzeichners, der Fleiſs, fast gänzlich abging. Ihr Blick blieb auf der Oberfläche haften, und ihr emsiges Haschen nach genialen Katastrophen und ergötzlichen Situationen lieſs ihnen Zeit, eine reiche Mannigfaltigkeit der Sitten, aber nicht der Charaktere zu entfalten. Es waren so die Charaktere, zu deren beschränkter Zahl nur hier und da von einem der bedeutenderen Dichter dieser Epoche ein neuer hinzugefügt wurde, *typisch* geworden, und wir haben es daher in jener Zeit hauptsächlich mit Sittenkomödien zu thun.[1]

Brome ist ein vortrefflicher Repräsentant dieser Richtung. Von seinen dreizehn Lustspielen tragen sieben das echte Gepräge der Sittenkomödien. Es sind dies: „The Northern Lass“, „The Sparagus Garden“, „The Antipodes“, „A Mad Couple well match'd“,

[1] Ward I, 495; II, 428 f.

„The Court Beggar“, „The City Wit“, „The Damoiselle, or the New Ordinary“ und „The Covent-Garden weeded“. Der Schauplatz ist hier überall London, die zur Anschauung gebrachten Sitten sind Londoner Sitten. Die übrigen vier Lustspiele mögen ihres romantischen Elementes wegen als romantische Komödien bezeichnet werden, wenn wir auch nicht die von Ward gebrauchte Benennung romantische Intriguenkomödien empfehlen möchten: denn auch die Sittenkomödien entbehren der Intrigue keineswegs.[1] Diese vier Stücke sind: „The Love-sick Court“, mit dem Schauplatz Thessalien, „The Novella“ (von Ward übergangen), die in Venedig spielt, „The English Moor, or The Mock-Marriage“, mit London als Scene, und „A Jovial Crew, or The Merry Beggars“, deren Schauplatz in der Umgebung Londons zu denken ist. Übrigens kann „The English Moor“ trotz alles Romantischen, das darin sich breit macht, sehr wohl auch zu den Sittenkomödien gerechnet werden, denn das den letzteren Eigentümliche ist eben die Londoner Lokalfarbe, sind eben die Londoner Sitten, die sich auch in diesem Stücke nicht verleugnen. Anders verhält es sich mit „A Jovial Crew“, in welcher Komödie der heimische Schauplatz nicht den spanischen Ursprung der Handlung vergessen machen kann, und in „The Love-sick Court“ und „The Novella“ mufs das Romantische um so fühlbarer werden, je weiter sich da der Dichter räumlich und zeitlich aus seiner Sphäre entfernt.

Auch „The Queen's Exchange“ und „The Queen and Concubine“ werden auf den Titelblättern als Comedies bezeichnet; indessen läfst sie ihr ernster Inhalt bei nicht tragischem Ausgang durchaus als Dramen erscheinen. Diese „Romantic Dramas of Intrigue“ — wie Ward sie nennt — haben mit dem eigentlichen historischen Drama nichts mehr zu schaffen; ihr Grundcharakter ist jene krankhaft überspannte Romantik, wie sie später noch besonders in den Heroic Plays der Restaurationsepoche ihren Ausdruck gefunden hat.[2] Nichtsdestoweniger vereinigen die beiden Dramen Vorzüge der Form und des Inhalts in sich, welche uns zwingen, sie den besten Erzeugnissen Bromes beizuzählen. —

---

[1] Abgesehen von jener Benennung müssen wir auch sonst einigermafsen von Ward abweichen.

[2] Ward II, 428.

Die Stücke unseres Autors sind teils vorwiegend in Prosa, teils ausschliefslich in Versen; in einigen halten Vers und Prosa einander die Wage. Rein metrisch sind u. a. „The Queen's Exchange“, „The Antipodes“, „The Love-sick Court“, vorwiegend in Prosa „The Northern Lass“, „A Mad Couple well match'd“, „The Covent-Garden weeded“, „The City Wit“. Abgesehen von den eingelegten Liedern (die auch in den Prosastücken nicht fehlen), ist der von Brome angewandte Vers, wie natürlich, der blank verse; nur hier und da findet sich der Reim, und zwar an Stellen, wo er auch bei anderen Dichtern gewöhnlich ist: am Schlusse mancher Scenen oder Akte oder bei besonders pathetischer Sprache. Im allgemeinen hat Brome wenig Kunst und noch weniger Fleifs auf die Versifikation verwandt. So ist in manchen Abschnitten, die als Verse gedruckt sind, ein Metrum schlechterdings nicht zu erkennen, ein Mangel, der allerdings wohl mehr auf Rechnung des Herausgebers als des Autors geschrieben werden mufs. Die Ausgaben der Bromeschen Stücke, besonders der posthumen, sind sehr nachlässig, und von den letzteren, die leider in der Mehrzahl sind, steht zu vermuten, dafs sie bei der Aufführung stenographisch nachgeschrieben wurden.[1] Den Herausgeber, Alexander Brome, kann freilich nur eingeschränkter Vorwurf treffen, da es den Zeitgenossen und Vorgängern Richard Bromes mit ihren Werken nicht anders erging.[2] Aber häufig sind die Verse, auch soweit sie sich nicht als offenbar verunstaltet verraten, nichts weniger als korrekt, und wer sie lesen will, mufs sich auf ungemeine Verschleifungen gefafst machen.

Entfernt sich somit Brome weder in seinen Stoffen noch in der äufseren Form seiner Stücke erheblich von seinen mitstrebenden Zeitgenossen, so stimmt er auch in noch anderen wesent-

[1] Vgl. Elze, a. a. O. 319.

[2] Ders., a. a. O. 320. — Der Umstand, dafs auch die Einteilung resp. Bezeichnung der Scenen in vielen Stücken nur unvollständig durchgeführt ist, in manchen sogar ganz fehlt, nötigt uns, bei Vol. I und III, welche durchgehende Paginierung haben, nach Band und Seiten, bei Vol. II durch Angabe des Titels des betr. Stückes und der besonderen Seitenzahl zu citieren. — Hierbei sei noch bemerkt, dafs auch die Bühnenanweisungen häufig fehlen oder doch mangelhaft sind.

lichen Punkten mit ihnen überein: in der Art der Komposition, der Zeichnung der typisch gewordenen Charaktere, der Sprache.

Ein vergebliches Beginnen wäre es, wollte man den Wert der Komposition eines solchen Stückes mit dem Mafsstabe jener wissenschaftlichen Kritik messen, welche im wesentlichen sich auf Aristoteles' Theorien stützt. Die Entwickelung des englischen Dramas hat sich überhaupt nicht an die Regeln der Alten gebunden; es wurzelte dasselbe, wie R. Gr. White mit Recht bemerkt, in den Instinkten des englischen Volkes, und sein Wachstum fällt mit dem Wachstum des Volkes in eins zusammen.[1] Wohl hat es auch in England nicht an Leuten gefehlt, die den dramatischen Dichtern das klassische Modell vorgehalten haben; von dauerndem Erfolge aber ist nie etwas verspürt worden.[2] Brome wufste von klassischen Mustern nichts und wollte nichts von ihnen wissen. Er, der in einzelnen Fällen sich gestattet, die Exposition der Handlung auf alle fünf Akte auszudehnen, spottet über Kritiker, die sie womöglich schon in der ersten Scene erwarten.[3] Wenn er trotzdem nicht selten bei der Schürzung und Lösung des Knotens glücklich ist, so wird er dabei nicht eigentlich von künstlerischem Verständnis, sondern von einer Art richtigen Instinktes geleitet, wozu noch kommt, dafs er sich bedeutende Routine, handwerksmäfsige Fertigkeit angeeignet hatte. Dafs dem so ist, dafs er über eine äufsere, technische, man möchte sagen schablonenhafte Behandlung seiner Stoffe nur schwer hinauskam, erhellt aus der gleichförmigen Anlage vieler seiner Stücke. So wird in „The New Academy", „The Damoiselle", „The Covent-Garden weeded" u. a. die Lösung des Knotens wesentlich mit dadurch herbeigeführt, dafs die Personen der Handlungen — denn bei einer Handlung bewendet es niemals — fast sämtlich zu einer Zeit und an einem und demselben Orte sich einfinden. Es ist wahr, der Verfasser giebt sich Mühe, das Erscheinen einer jeden Person an dem in Frage stehenden Orte zu motivieren, aber es gelingt ihm fast

---

[1] Elze, a. a. O. 244. [2] Ders., a. a. O. 244 f.

[3] Observe me:
As an ingenious Critick would observe
The first Scene of a Comedy, for feare
He lose the Plot. (The Damoiselle I, 417.)

nirgends, den Leser zu überzeugen, daſs innere Notwendigkeit und nicht ein Deus ex machina das treibende Moment ist. Auch macht sich in den genannten und einigen gleich tief stehenden Stücken ein allzu loser Zusammenhang der Scenen bemerkbar; sie erscheinen gleichsam als parallel, wo sie doch ineinander greifen sollten. Veranlassung zu diesem Fehler mögen Jonsons Hauptwerke gegeben haben, namentlich „Every Man in his Humour“ und „Every Man out of his Humour“, und von diesen wieder besonders das letzte. Ohne Zweifel urteilt Schlegel[1] zu scharf, wenn er in „Every Man out of his Humour“ nur eine „Rhapsodie lächerlicher Auftritte ohne Zusammenhang und Fortrückung“ erblickt, und wir schlieſsen uns Wards Meinung an,[2] daſs hier der Zusammenhang so weit gewahrt ist, als es der Zweck des Dichters, der eine Satire schreiben wollte, erfordert. Aber ohne allen Grund ist Schlegels Äuſserung nicht, vielmehr recht charakteristisch für Jonsons Kompositionsweise überhaupt. Was Wunder nun, daſs Brome, der Nachahmer, in seiner handwerksmäſsigen Manier weiter auf dem Abwege fortschritt und den Fehler nur noch gröſser machte. Doch wäre es ungerecht, wollte man jenen Tadel auf alle Stücke unseres Autors ausdehnen. Kann ihm eben auch nur Routine zugesprochen werden, so läſst sich auch mit dieser schon hier und da etwas Schätzenswertes hervorbringen, zumal wenn sie durch natürlichen Verstand unterstützt wird. Davon geben u. a. „The Court Beggar“, „The City Wit“, „The Antipodes“ Zeugnis, in denen die Anlage planvoller, die Ausführung geschickter ist. Freilich erhalten auch diese besseren Stücke, bei sonst verschiedenem Inhalte, ein gewisses einförmiges Gepräge dadurch, daſs im letzten Teile fast immer die Handlung in ihrem Gange ermattet, sowie dadurch, daſs einzelne technische Kunstgriffe nicht minder stereotyp geworden zu sein scheinen wie die Charaktere. Solche Kunstgriffe sind die Scheintrauungen, bei denen ein verkleideter Laie den Geistlichen spielt, Unterschiebungen bestimmter Personen, maskenhafte Aufzüge. Die Masken stehen selten in engerer Verbindung mit der Handlung: am meisten noch in „The Antipodes“, während z. B. in „The Court Beggar“ das Arrangement der

[1] A. a. O. II, 2, 284. [2] Ward I, 556.

Maske der Wahrscheinlichkeit in hohem Grade widerspricht und überdies dem Lustspiele den Charakter der Posse aufdrückt. Meist wandte Brome diese allegorischen Darstellungen da an, wo er merkte, dafs seine Kraft erlahmte oder dafs sich auf gewöhnliche Weise dem Stoffe ein weiteres Interesse nicht abgewinnen liefs; er gebraucht also diese bei Jonson meist als selbständige Dichtungen auftretenden Spiele als Palliativmittel gegen die Langeweile, ohne zu beachten, dafs sie, geistlos und nichtssagend, wie sie meist sind, das mit erzeugen helfen, dem sie vorbeugen sollen. — Bedenklicher noch als die erwähnten technischen Kunstgriffe ist die Überladung des Spiels mit Episoden, und an diesem Fehler leiden die meisten Stücke Bromes. Hier zeigt sich, dafs unserem „play-wright“ das Verständnis für die Einheit der Handlung durchaus abgeht. Von den meisten seiner Komödien gilt, was Schlegel von einem Stücke Thom. Heywoods sagt:[1] „Statt die Haupthandlung gehörig zu entwickeln, zerstreut uns der Verfasser durch eine zweite Verwickelung, die mit der ersten sehr lose oder gar nicht zusammenhängt;“ nur sind bei Brome die Verwickelungen mitunter so bedeutend gehäuft, dafs es, mit Schlegel zu reden, fast unmöglich ist, „den Inhalt in eine ordentliche Erzählung zu bringen.“ Eine neue Episode zu schaffen, eine neue Intrigue anzuspinnen, war für den früheren Gehilfen Jonsons ein Leichtes; kamen ihm doch dabei Reminiscenzen aller Art zu statten. Er mochte viel gelesen haben, noch mehr aber hatte er wohl darstellen sehen. Jedenfalls war er mit sehr vielen Werken seiner Zeitgenossen vertraut, wie wir denn in allen seinen Stücken Spuren davon finden.

Wir werfen nunmehr einen Blick auf die Charaktere. Das romantische Lustspiel „The Love-sick Court“ und die Dramen „The Queen's Exchange“ und „The Queen and Concubine“ sind die einzigen Stücke, in denen Brome sich zur Darstellung bedeutender Personen und solcher Handlungen erhebt, die uns einen Blick in das Getriebe eines Staatswesens thun lassen. Wenn irgendwo, so mufste er hier zu idealisieren versuchen. Dies hat er nun zwar gethan, aber wie ist dieser Versuch ausgefallen? In „The Love-sick Court“ sind die beiden Hauptpersonen wahre

---

[1] Schlegel, a. a. O. II, 2, 273.

Tugendhelden, und in „The Queen and Concubine“ steht ein leidender Engel einer Teufelin gegenüber — Charaktere, die nicht bloſs nach Aristoteles zur Verwendung im Drama ganz ungeeignet sind, zumal wenn sie in so plumper Zeichnung erscheinen wie hier. Wenn der Dichter in „The Queen's Exchange“ mit seinen Personen mehr Glück gehabt, so liegt dies an dem Umstande, daſs dort die Handlung sich nicht aus der Beschaffenheit der Charaktere, sondern auf Grund einer Äuſserlichkeit, einer doppelten Verwechselung, entwickelt. Aber auch in diesem Stücke findet sich eine Persönlichkeit, die in vielen Zügen das Gepräge eines Heiligen trägt: der anfangs zurückgesetzte, später zu hohen Ehren gelangende Anthynus. Im allgemeinen muſs man also sagen, daſs Brome, sobald er zu idealisieren versucht, in Übertreibung verfällt. — Sehen wir uns nun auf dem Gebiete um, das er selbst als seine eigentliche Domäne betrachtet, dem realistischen! Die Sittenkomödien Bromes — denn um diese handelt es sich hier — suchen ihre Charaktere nicht auf den Thronen; die in diesen Stücken behandelten Interessen sind keine welt- und staatsbewegenden. Der Autor greift hier hinein ins volle Menschenleben, wie es sich in der Familie, auf dem Markte, im Kaufladen und an den Orten des Vergnügens zeigt. Die verschiedenen Stände, welche das London jener Zeit aufzuweisen hat, erscheinen hier im bunten Wechsel: der heruntergekommene Landedelmann, der Höfling, der Stutzer, der Kaufmann und die Kaufmannsfrau, der Friedensrichter, die launische Witwe, der Wucherer, der Beutelschneider, die Gefallene, die feile Dirne, der Bramarbas, der Projektenmacher u. s. f. Fürwahr, ein farbenreiches Bild, das des Interessanten genug zu bieten vermag! Aber dadurch, daſs diese Charaktere bereits typisch geworden waren, verlieren sie viel von ihrem Reize. Die Personenverzeichnisse dieser Stücke ähneln einander ungemein; meist dieselben Leute, nur die Namen sind vertauscht. Und die Motive, welche diese Leute zu ihren Handlungen antreiben? Es sind in der Regel die gemeinsten Triebfedern menschlicher Thätigkeit, wie Geiz, Ehrgeiz in gröbster Form, höchst sinnliche Liebe, tölpische Eifersucht. Und wie könnte dies auffallen! Die Sitte der Zeit war zur Sittenlosigkeit geworden, und Brome thut nichts mehr und nichts weniger, als daſs er die Gebrechen der Zeitgenossen in

all ihrer Blöfse schildert. Insofern nun hätten seine Komödien eine Bedeutung erhalten mögen, die sie, als Kunstwerke betrachtet, nimmermehr haben: sie hätten, den Menschen jener Periode als Spiegel ihres Lebens und Treibens vorgehalten, für diese zur warnenden Mahnung werden können. Aber der Verfasser frönte dem Geschmacke des entarteten Zeitalters, indem er dessen Thorheiten und Gemeinheiten zum Gegenstande blofser Unterhaltung macht; er fühlte sich eins mit seinem Publikum und dachte nicht daran, dasselbe einem edleren Geschmacke zuzuführen. Dennoch gebietet auch hier die Gerechtigkeit, zu erwähnen, dafs er in einigen Stücken, so in „The Court Beggar“ und „The Antipodes“, zuweilen einen recht gesunden Ton anschlägt und dadurch wenigstens einen Anlauf nimmt, der Narrheit mit der Satire zu Leibe zu gehen; aber dann ist er eben nur satirisch, und es fehlt ihm der echte, versöhnende Humor.

Die Roheit der Handlung und der Charaktere spiegelt sich wieder in der Sprache Bromes. Diese erweist sich, zumal in den Sittenkomödien, als das gewöhnlichste Londoner Strafsen- und Kneipen-Englisch jener Tage, das, nicht selten mit groben Obscönitäten und frivolen Witzen durchsetzt, auf den modernen Leser nicht anders als abstofsend wirken kann. Wo euphuistische Wendungen vorkommen, sind sie meist schal, geschmacklos oder gesucht, und der häufige Gebrauch lateinischer Floskeln an unpassender Stelle macht den Stil um nichts geniefsbarer. Zwar das geschickte Einflechten lateinischer Phrasen, wo es durch den Charakter und Stand der redenden Personen gerechtfertigt wird, darf niemand tadeln wollen: den Pedanten Sarpego in „The City Wit“ kennzeichnen sie aufs trefflichste. Leider hat aber Brome die Manie, lateinische Brocken möglichst oft anzubringen, als ob er dadurch zeigen wolle, es stehe mit seiner Bildung nicht so schlimm, wie manche geneigt sein mochten anzunehmen. — Übrigens ist der Stil in den metrischen Teilen bei weitem nicht so gemein, und in den beiden Dramen erhebt er sich sogar bis zum Pathetischen.

Was hier von Bromes Erzeugnissen gesagt worden, gilt freilich von den Stücken der meisten dramatischen Dichter der Epoche, bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade. Je ähnlicher aber diese Dramenschreiber untereinander sind, desto schwie-

riger ist es naturgemäfs, die Eigenart eines derselben zu bestimmen; bei der Übereinstimmung der Typen in den Sittenkomödien, bei dem Mangel wahrer Poesie, bei der fast durchgängigen Anwendung der Sprache des gemeinen Lebens in den Prosascenen dieser Stücke bleibt in der That nicht allzuviel übrig, worauf man ein sicheres Urteil von der Individualität eines einzelnen Schriftstellers gründen könnte. Dennoch können wir wenigstens im allgemeinen die Stelle bezeichnen, die Brome unter seinen Genossen einnimmt. Dafs die überwiegende Zahl seiner Spiele Sittenkomödien sind, weist ihm seinen Platz auf der Seite an, auf welcher Jonson, Th. Heywood, Dekker stehen, denen er ja auch persönlich näher getreten war, und von denen sich Dichter wie Chapman, Ford, Beaumont und Fletcher ein merkliches Stück entfernen. Doch hat er auch von diesen manches entlehnt, von dem einen eine Scene, von anderen wenigstens einzelne Phrasen; auch borgte er mitunter die Idee zu einem Stücke und modelte sie nach seiner Weise um. Selbst Reminiscenzen an Shakespeare finden sich bei ihm. Er ist, auch in Hinblick auf die Stoffe, vielleicht der am wenigsten selbständige dramatische Autor der Zeit.

Somit sind die beiden Hauptmerkmale, welche Bromes Wirken kennzeichnen, die Routine und der Mangel an Originalität. Gerade diese beiden Momente aber machen ihn zu einer sehr beachtenswerten Gestalt unter den „play-wrights“. Denn wenn Schlegel sagt:[1] *„Die Schauspiele des unbekanntesten Schriftstellers dieser Zeit (ich wage es zu versichern, ohne sie bei weitem alle zu kennen) sind lehrreicher für die Theorie und merkwürdiger als die berühmtesten aus allen späteren Zeiten“* — so mufs dies von unserem Brome um so mehr gelten, je mehr er sich als eine geistig zwar beanlagte, aber vorwiegend receptive und reproduktive Natur offenbart, die, auf welchem Gebiete des Dramas sie sich äufsern mag, immer nur der Wiederhall des zeitgenössischen Schauspiels, damit aber zugleich des zeitgenössischen Lebens ist, und die deshalb das Interesse des Litterarhistorikers in kulturhistorischer Hinsicht nicht minder als in rein dramatischer erregen und befriedigen mufs. — Die folgenden Seiten sollen der Besprechung einiger der besseren Stücke gewidmet sein.

[1] A. a. O. II, 2, 307.

Die Sittenkomödien.

Da weder die Druckjahre, noch die Jahre der ersten Aufführung, soweit letztere überhaupt bekannt sind, einen sicheren Anhalt für die Abfassungszeit der Stücke geben, so wird hier der Versuch gemacht, diese nach ihrem Werte anzuordnen. Bessere Komödien sind „The Court Beggar“, „The City Wit“, „The Northern Lass“, „The Antipodes“; eine Gruppe für sich bilden wegen der Ähnlichkeit in der scenischen Anlage, wegen der sorgloseren Ausführung und endlich wegen des gemeineren Tones „The New Academy, or The New Exchange“, „The Damoiselle, or the New Ordinary“, „The Covent-Garden weeded, or the Middlesex Justice of Peace“ und „The Sparagus Garden“; am tiefsten steht das mit Episoden überladene und äufserst rohe Stück „A Mad Couple well match'd“.

The Court Beggar. Ein Landedelmann, Sir Andrew Mendicant, hat nach dem Tode seiner verständigen Gattin die ländlichen Besitzungen verlassen und ist mit seiner Tochter Charissa nach der Hauptstadt gezogen, wo er sein heifses Streben nach Hofgunst zu befriedigen und so ein doppeltes Ziel zu erreichen gedenkt: Standeserhöhung und Vermehrung seines Vermögens. Er ist bemüht, solche Besitzungen für sich zu erbetteln, welche aus irgend einem Grunde der Krone verfallen sind: er wird ein „Hofbettler“. Um sich aber dem Monarchen zum Zwecke der Standeserhöhung zu empfehlen, geht er unter die Projektenmacher und nimmt eine Schar ebensolcher Phantasten in Sold. In seinem Thun bestärkt ihn Sir Ferdinand, ein Wüstling, der bereits eine Menge Damen getäuscht hat, gegenwärtig aber in den Liebesfesseln der koketten Lady Strangelove schmachtet, welche ihm indes wenig Beachtung schenkt. Dieser hat sich vorgenommen, Charissa zu verführen, wie ihm dies mit so vielen anderen gelungen ist. Deshalb wirbt er bei ihrem Vater scheinbar um ihre Hand, indem er sich der Gunst des Königs rühmt und durchblicken läfst, dafs durch seine Vermittelung Sir Andrew gleichfalls bei Hofe zu Ehren gelangen könne. Der Schurke hegt die niederträchtige Hoffnung, es werde ihm der Alte, wenn derselbe durch das Fehlschlagen seiner Projekte an den Bettelstab gebracht worden sei, durch die Armut gedrängt, die Tochter

verkuppeln. Seine Absicht wird aber von Gabriel, dem treuen Diener und entfernten Verwandten Sir Andrews, durchschaut, und wenn dieser auch seinen Herrn nicht sogleich von Sir Ferdinands Schurkerei zu überzeugen vermag, gedenkt er doch alles zu thun, was dazu dienen kann, den Betrüger zu entlarven und der Charissa zu ihrem wahren Geliebten zu verhelfen, einem jungen Menschen ohne Vermögen, aber von guter Familie, Namens Frederick, dem der alte Herr das Haus verboten hat. Da verbreitet sich plötzlich die Nachricht, Sir Ferdinand sei wahnsinnig geworden. Damit sieht Sir Andrew sein Streben vereitelt, ja seine Zukunft bedroht, um so mehr, als er den gröfsten Teil seines Vermögens bereits mit Plänemachen durchgebracht hat. Doch sichert er sich noch, so gut er es vermag. Da nämlich das Gut Sir Ferdinands als das eines Unzurechnungsfähigen der Krone verfällt, so erbettelt er sich dasselbe. Weil ihm aber dennoch an der Genesung Sir Ferdinands noch mehr liegt — er hofft, durch diesen die Würde eines Lord zu erlangen —, so wendet er sich an Lady Strangelove, die nach ihrer Gewohnheit von einem Kreise sich witzig dünkender Narren umgeben ist, welche ihr den Hof machen. Seine Bitte geht dahin, die Lady möge den kranken Ritter in ihr Haus aufnehmen, damit derselbe sie öfter sehe und so schneller genese, denn die Ärzte schrieben seinen Wahnsinn dem Umstande zu, dafs er von der Dame zu wenig beachtet worden sei. Auf diesen Vorschlag geht die Dame ein; der Ritter wird in ihr Haus aufgenommen. Nachdem seine Raserei sich etwas gelegt hat, besucht die Dame ihn auf Bitten des Arztes. Dabei ereignet sich's, dafs Sir Ferdinand auf sie eindringt und ihr Gewalt anthun will, jedoch überwältigt wird. Nun soll sein Arzt, den die Lady für den Anstifter des Attentates hält, auf die nämliche Weise bestraft werden, wie bei Plautus der Miles gloriosus; indes, er befreit sich von der drohenden Schmach, indem er der Lady Strangelove mitteilt, dafs Sir Ferdinand die Tollheit nur erheuchelt habe, um sich an der Lady zu rächen; er habe seine brennende Liebe an ihrer Schmach kühlen wollen. Um dieser Mitteilung willen wird dem Arzte verziehen; doch darf er nicht mehr im Hause verweilen. Ein neuer Arzt soll den Ritter behandeln. Es erscheint, als Doktor verkleidet, der Geliebte Charissas, Frederick, und verlangt, man

solle ihn und den Diener Gabriel mit dem Patienten allein lassen. Dann bringt er den Ritter durch Drohungen dahin, dafs dieser seine unredlichen Absichten auf Charissa eingesteht und verspricht, Sir Andrew Mendicant zu veranlassen, dafs er Frederick zum Schwiegersohne nehme. Auch erklärt die herbeigerufene Lady, sie würde den Ritter durch Erzählung seines Truges bei Hofe der beständigen Verachtung preisgeben, wenn er sich nicht dazu verstehe, Fredericks und Charissas Glück wirksam zu befördern. Den Weg dazu werde sie vorzeichnen. Man begiebt sich in Begleitung eines Priesters nach Mendicants Hause, teilt diesem mit, man wolle, wie er es immer gewünscht habe, Charissa mit Sir Ferdinand trauen, und trifft auch in der That Anstalten zu einer Trauung. Während aber Mendicant sich kurze Zeit im Garten mit einigen Projektenmachern unterhält, traut man oben seine Tochter mit ihrem geliebten Frederick. Als Mendicant die vollendete Thatsache vernimmt, will er verzweifeln; denn nicht nur, dafs ihm ein einflufsreicher Schwiegersohn entgeht, er mufs auch, da Sir Ferdinand sich nicht mehr im Zustande des Wahnsinns befindet, dessen Güter wieder herausgeben, die er als dessen Vormund (guardian) eingezogen hatte. Doch beruhigt er sich, da er hört, dafs Sir Ferdinand das junge Paar reichlich ausstatten will. Er entsagt — jetzt ein „man out of his humour“ — aller Projektenmacherei, und unter tollen Ergötzlichkeiten [in Form einer Maske] endet das Stück, nachdem auch Sir Ferdinand, welcher Besserung verspricht, und die Lady sich miteinander verlobt haben. —

Wir haben hier die Haupthandlung gegeben, die, wie man sieht, nicht ganz einfach, aber doch verständlich und ohne inneren Widerspruch ist. Leider wird der einheitliche Charakter des Stückes sowohl durch die Nebenhandlung beeinträchtigt, welche sich zwischen einem Courmacher der Lady und deren Kammermädchen entspinnt, als auch durch die kleinen, wenn schon komischen Scenen, in denen der Beutelschneider Dainty seine Kunst ausübt; vor allem aber erscheint als eine Überladung der Komödie die Episode, deren Held Sir Raphael ist. Dieser alte Ritter wünscht die Verbindung seines Neffen Frederick mit Charissa so lebhaft wie dieser selbst; nun aber weist Mendicant den Ritter, der gleichsam als Brautwerber auftritt, ab und ver-

wundet sogar seinen eigenen Diener Gabriel, als dieser im Sinne des Ritters spricht. Diesen Vorgang benutzt Sir Raphael, um sich zum „guardian“ Mendicants ernennen zu lassen.

Raph. You, sir, furiously
Wounded your Man to day.
Mend. Not dangerously, I hope.
Raph. Flatter not yourself. Hee's on the point of dying.
Mend. How!
Raph. Nor be not too much dejected.
His life you may get off for (as 't was done
In heat of blood); marry, sir, your estate
(You 'le pardon me) is beg'd; my selfe has don't,
And therein beg'd the Beggar. (W. I, 264.)

Er hat also der Obrigkeit die Sache so dargestellt, als sei Gabriel von Mendicant wirklich erschlagen worden; infolge dieses „manslaughter“ ist Mendicants Grundbesitz der Krone verfallen, die nun, wie Sir Raphael angiebt, den Besitz auf diesen übertragen hat, indem sie ihn zu Mendicants Vormund machte. Der Ritter erklärt sich indessen bereit, Mendicant in seinem Besitze zu lassen, wenn er in die Heirat Fredericks und Charissas willige. Unterdessen ist ihm aber Lady Strangelove zuvorgekommen und hat die Trauung bereits zu stande gebracht. So ist es denn der einzige erkennbare Zweck dieser Episode der, die Freude der Lady Strangelove an dem düpierten Ritter zum Ausdruck zu bringen. Über die innere Unwahrscheinlichkeit der Episode braucht man kein Wort zu verlieren.

Diese Komödie gilt für eine der unterhaltendsten, die uns von Brome überliefert sind.[1] Dies hat seinen Grund einmal in der trotz aller Überladung noch munter genug vorwärts schreitenden Handlung, sodann aber und hauptsächlich im Charakter Sir Andrew Mendicants, des Hofbettlers, mit dessen Person, Ansichten und Bestrebungen der Verfasser ein echtes Stück der Kulturgeschichte seiner Zeit zur Darstellung bringt. Mendicants Neigung, Projekte zu schmieden und sie der Krone anzubieten, weist auf eine nach Monopolen haschende Regierung, wie es die Karls I. thatsächlich war. Die andere Seite seiner Thätigkeit, das Erbetteln verfallenen Grundbesitzes, findet ihre Erklärung in einem Brauche der Feudalzeit, der sich bis auf diesen Herrscher erhalten hatte, aber unter den veränderten Zeitverhältnissen zum

[1] Ward II, 339, Note.

Mifsbrauch führen mufste. Ein Ritter, welcher, wie dies meist der Fall war, seinen ländlichen Besitz auf Grund der von seinen Vorfahren der Krone geleisteten Kriegsdienste inne hatte, konnte sich ohne besondere Licenz dieses Besitzes nicht entäufsern. „Starb er, so ward, wenn die Ländereien auf eine minderjährige Person übergingen, der Herrscher Vormund, und dieser hatte, solange jene Minderjährigkeit währte, nicht allein das Recht auf einen grofsen Teil der Einkünfte, sondern konnte auch verlangen, dafs das Mündel, bei Vermeidung schwerer Strafen, irgend welche Person von angemessenem Range heirate", was denn der Anlafs wurde, dafs so mancher herabgekommene Edelmann durch Servilität und Schmeichelei den Anspruch auf eine reiche Erbin zu erlangen strebte.[1] Andere solcher Hofbettler wufsten es dahin zu bringen, dafs der König ihnen die Vormundschaft übertrug, so dafs ihnen mindestens eine reiche Einnahme gewifs war. Durften sie doch sogar die Vormundschaft verkaufen! Endlich beschränkte sich die Verhängung der Vormundschaft nicht auf Minderjährige: auch Unzurechnungsfähige wurden von ihr betroffen.[2] Das Vermögen derer, welche einen Totschlag begangen, oder derer, die das Land auf immer verlassen hatten, scheint ebenfalls ein beliebtes Objekt der Hofbettelei gewesen zu sein. — In unserem Stücke nun ist Sir Andrew der Hofbettler *κατ' ἐξοχήν*. Er hat seine Leute, die ihm nachweisen, was des Erbettelns irgend wert ist,

> — — — — project Beagles, that smell out
> Where such a forfeiture is to be begg'd;
> Where one would purchase a Reprieve, another
> A Pardon or a Lease of Life Rope-free
> For ready money: Then where Goods or Lands
> Are found of men that make away themselves,
> And so of fools and madmen ..... (W. I, 188.)

Während er so das Betteln als Profession betreibt, sehen wir in Sir Raphael einen Edelmann, der es nur ausnahmsweise unternimmt, „to beg an estate". — Wie überflüssig auch die Episode mit Sir Raphael für den Gang der Handlung ist — die Person des Ritters selbst würde man nur ungern vermissen; „an old knight that talkes much and would be thought wise", wie

[1] Macaulay, Hist. of England I, 151.

[2] Vgl. in Nares' Glossary die Artikel *Beg* und *Ward*.

er im Personenverzeichnis genannt wird, beweist er sein Talent für unfreiwillige Komik am meisten da, wo er die Lady von ihrem übermütig weltlichen Treiben abbringen will und von dieser geistreichen Dame gar artig heimgeschickt wird. — Für die Lady und für die ganze Epoche charakteristisch ist die Art der Bestrafung, mit der sie dem verräterischen Arzte droht. Allerdings wird die Drohung nicht zur That; aber daſs überhaupt ein Dichter daran denken konnte, eine Dame über so etwas auch nur reden zu lassen, zeugt von der ungemeinen Verrohung der Sitten in jenem Zeitalter. Solch launenhafter (humorous) Damen, die sich von aller Welt den Hof machen lieſsen und mit ihren Anbetern umsprangen wie in den Mysterien Vice mit dem Teufel (oder wie im ersten englischen Lustspiel Merrygreek mit Ralph Roister Doister), gab es unstreitig damals viele; aber weder die Freiheit ihrer Sitten noch die modischen Euphuismen können unserer Zeit zusagen. — Sir Ferdinand ist der Typus des vornehmen Wüstlings, dem nichts heilig ist, und dessen Treiben nur die ihm innewohnende Feigheit ein Ziel zu setzen vermag. — Gestalten von drastischer Komik sind die Projektenmacher. Halb Narren, halb Betrüger, werfen sie, wenn von dem zu erwartenden Ertrage ihrer Monopol-Ideen die Rede ist, mit Hunderttausenden und Millionen um sich, ohne nur einen Schilling in der Tasche zu haben. Stiefel, Bänder, Degen wollen sie besteuern und ein Perückenmonopol einführen; aber ihr merkwürdigstes Projekt ist das eines schwimmenden Theaters:

A new project
For buylding a new Theatre or Play-house
Upon the Thames in Barges or flat boats,
To helpe the watermen out of the losse
They 've suffer'd by Sedans; under which project
The subject groanes, when for the ease of one
Two abler men must suffer; and not the price,
Or pride of Horse-flesh or Coak-hire abated.
This shall bring flouds of gaine to th' watermen
Of which they 'l give a fourth of every fare
They shall board at the floating Theatre,
Or set ashore from thence, the Poets and Actors
Halfe of their first yeares profit.[1] (W. I, 194.)

[1] Collier, History of English Dramatic Poetry III, 407: „In 1613 the watermen presented a Petition to James I., praying that the players might not be permitted to have a theatre in London or Middlesex, within four miles of the Thames, in order that the inhabitants might be induced,

Dieses Projekt ist nicht die einzige Anspielung auf Bühnenverhältnisse. Dramen zu schreiben, schien damals Modesache geworden zu sein,[1] und Brome[2] wendet sich gegen alle diejenigen, welche, um ihre Stücke aufgeführt zu sehen, den Schauspielern Geld gaben:

> — who in a way
> To purchase fame, give money with their play.
> Yet you — *sc. the audients* — sometimes pay dear for't, since they write
> Lesse for your pleasure, than their own delight.

So gast er im Prolog zu „The Court Beggar"; und im Epilog redet er von denselben Leuten, „that give these playes as the Prologue said, and money too to have them acted". Noch kommen dergleichen Ausfälle im zweiten Akte unseres Stückes vor, wo Courtwit, einer der Courmacher der Lady, erklärt: „And my Project is that no Playes may be admitted to the Stage, but of their making who Professe or indeavour to live by the quality: That no Courtiers, Divines, Students at Law, Lawyers-clearks, Tradesmen or Prentises be allowed to write 'em, nor the Works of any Lay-Poet . . . ." (W. I, 215.) Aber auch die Schauspieler bekommen ihr Teil. Derselbe Courtwit will sich ein Patent verschaffen, „to have the only priviledge to give instructions to all the actors in the City, (especially to the younger sort) the better to enable them to speake their parts *emphatically* and *to the life*". (Ibid.) Dieser Gedanke erinnert an die bekannten Lehren, die Hamlet (III, 2) den Schauspielern erteilt, und das führt uns zu der Frage, ob Brome sich in diesem Stücke auch anderweit von Werken der Zeitgenossen oder unmittelbaren Vorgänger abhängig erweist.

Da zeigt sich denn sogleich, wieviel er zunächst dem Einflusse seines Meisters verdankt. Denn die Hauptperson, Sir

---

as formerly, to visit the playhouses in Southwark in boats. Not long afterwards, sedans came into fashion, to the farther injury of those who plied on the river" etc.

[1] Collier, ibid. III, 426. „At one Period, writing for the stage seems to have become, in a degree, very fashionable" etc.

[2] Ähnlich wie Ben Jonson, der sich auch, wie wir sahen, in der Empfehlung des Bromeschen Stückes „The Northern Lass" über die Dilettanten beklagt. Vgl. noch Jonsons „The Staple of News" IV, 1 und „Epicœne" II, 1. S. Ward II, 237.

Andrew, giebt sich anfangs durchaus als Man in his Humour, und am Ende, wo er, von seiner Thorheit geheilt, sich sogar selbst ironisiert,[1] als Man out of his Humour. Während alle anderen Gestalten des Stückes bereits als typisch gelten können, weil sie fast ausschließlich durch die in ihnen zum Ausdruck gelangenden Sitten des Zeitalters unterhalten, erweckt Sir Andrew schon an sich unser Interesse. Seine Leidenschaft beherrscht ihn ganz und gar, bestimmt alle seine Gefühle und bedingt alle seine Handlungen. Da haben wir die Kriterien des „Humour" in Jonsonschem Sinne; denn

— when some one peculiar quality
Does so possess a man, that it does draw
All his effects, his spirits, and his powers,
In their confluxions, all to run one way,
This may be truly said to be a humour.[2]

Mendicants Leidenschaft für Hofbettelei und was damit zusammenhängt hat etwas Pathologisches: sie ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen und kann nur durch ungeahnten, plötzlichen Glückswechsel aus ihm vertrieben werden; und ob sie gleich als „eccentricity of manners by the fashion of the day" sich äußert, so liegen ihr doch Eigenschaften eines starken Charakters zu Grunde, nämlich Ehrgeiz und Konsequenz. Damit aber nähert sich dieses Stück Bromes, das sonst nirgends aus dem Rahmen der Sittenkomödie heraustritt, der Charakterkomödie. — Jonsons Einfluß macht sich ferner in der Maske bemerklich, in welcher die Sinnesänderung des Hofbettlers allegorisch dargestellt wird. Auch finden sich in dieses Dichters Stücken bereits Projektoren; so tritt in „The Devil is an Ass" (aufgeführt 1616) neben einem Projektenmacher sogar eine Projektenmacherin auf, bei denen es sich um Trockenlegen sumpfigen Landes, um Patente

[1] Mendicant hat sich mit all seinen papiernen Patenten und Projekten bekleidet und trägt eine Windmühle.

[2] Ward I, 554 f. (Note). Der Gebrauch des Wortes „Humour", wie er damals üblich war, weicht allerdings von der Jonsonschen Auffassung dieses Wortes gänzlich ab. Werden von Brome selbst doch Personen wie Lady Strangelove, Lady Nestlecock (in „The New Academy"), der Höfling Horatio (in „The Queen and Concubine") als „humorous" bezeichnet; das will dann nur sagen: launisch, nervös oder, je nach den Umständen und Personen, albern.



auf Hundeleder, Wein aus Rosinen und ein Patent oder Monopol für die Zahnstocherfabrikation handelt. Nicht sehr verschieden von diesen und Bromes Projektoren sind die, welche Shirley in seiner Maske „The Triumph of Peace“ (aufgeführt 1633) auftreten läſst. Der eine derselben will eine Lampe erfunden haben, welche, unter den Ofen gestellt, das Fleisch so gründlich kocht, daſs der bloſse Dampf des einen Kochgeschirrs einen zweiten Topf zum Sieden bringt; ein anderer Phantast sucht das Problem zu lösen, Geflügel mit den Abfällen von Möhren zu mästen, und ein dritter will ein Schiff bauen, das gegen den Wind fährt. Bei Shirley wie bei Brome tanzen die Projektenmacher. Da aber hinsichtlich der Abfassungszeit weder des „Court Beggar“ noch des „Triumph of Peace“ etwas Genaues bekannt ist, vielmehr nur so viel feststeht, daſs jenes Stück 1632, dieses 1633 aufgeführt ward, so läſst sich, falls man überhaupt eine Abhängigkeit des einen vom anderen annehmen will, nicht angeben, welcher der beiden Autoren der Gebende, welcher der Empfangende gewesen. Jedenfalls aber zeigt das schematische Wesen der Projektoren, daſs sie bereits zu echten Typen geworden waren. Übrigens werden wir ihrer auch in „The Antipodes“ (aufgeführt 1638) finden.

The Northern Lass, or a Nest of Fools. Der Ritter Philipp Luckless hat sich mit der Witwe Fitchow verlobt; sein Verwandter Tridewell aber will ihn von der Heirat zurückhalten, da er selbst die Dame ehelichen möchte. Als nun Tridewell sieht, wie sehr sein Vetter dennoch auf die Verbindung mit jener erpicht ist, läſst er beide durch Luckless’ eigenen Diener trauen, der sich in die Kleidung eines Geistlichen geworfen hat. Bald nach der Scheinheirat und noch ehe Luckless die Rechte der neuen Gemeinschaft genossen hat, erfährt er Dinge, die ihn seinen Schritt bereuen lassen. Fürs erste ist der Bruder seiner Frau ein Narr, und Luckless trägt Bedenken, „to mix his blood amongst a race of fools“. Sodann aber faſst er plötzlich eine tiefe Neigung zu Constanze, einer Nichte des Richters Sir Paul Squelch. Dieses Mädchen war noch vor Luckless’ Scheinheirat aus dem Norden, aus Durham, zu ihrem Oheim gekommen, um sich längere Zeit bei ihm aufzuhalten. In dessen Hause hatte

Philipp sie früher einmal gesehen und scherzweise ihren Oheim gefragt, ob dieser sie ihm zur Frau geben wolle. Dann hatte er ihre Hand ergriffen. Dieses Kompliment hatte sie für ein Versprechen ewiger Treue gehalten und wendet sich nunmehr an ihn, um ihn an seine vermeintliche Verpflichtung gegen sie zu erinnern. Da er sich jetzt, wie erwähnt, einer tiefen Neigung gegen sie bewufst wird, trachtet er danach, sich von der scheiden zu lassen, die er für seine Gattin halten mufs. Dazu, hat man ihm berichtet, sei es nötig, dafs beide Teile ihre Einwilligung erklärten. Um die Fitchow zu zwingen, in die Scheidung zu willigen, bekümmert er sich fortan gar nicht mehr um sie, sondern vernachlässigt sie in jeder Beziehung, so dafs sie nunmehr in der That Tridewells fortgesetzter Werbung geneigtes Gehör schenkt. Sie willigt denn auch schliefslich in die Scheidung von Philipp und in die eheliche Verbindung mit Tridewell, doch unter der Bedingung, dafs ihr Bruder die Hand Constanzes erhalte, damit Luckless zu seiner Beschämung leer ausgehe. Tridewell agiert nun gemeinsam mit seinem Vetter Philipp: man läfst eine Dirne die Rolle Constanzes spielen; und jene Dirne vermählt sich zum Schein mit dem Bruder der Fitchow. Diese aber, da sie die von ihr gestellte Bedingung erfüllt glaubt, reicht Tridewell ihre Hand. Dagegen wird nunmehr die echte Constanze, das Mädchen aus dem Norden, Philipp Luckless' Gemahlin, und die tiefe Schwermut, in die sie verfallen war, verschwindet mit deren Ursache. —

Scheintrauungen sind die Bedingungen der durch Masken belebten Handlung, deren Entwickelung somit kein uneingeschränktes Lob in Anspruch nehmen kann. Doch zeichnet dieses erste Stück Bromes sich durch einen naiven, unverdorbenen Charakter aus: das Mädchen aus dem Norden, Constanze, ist eine Erscheinung voll lieblichster Unschuld, wie die übrigen Stücke unseres Dichters deren nicht aufzuweisen haben; höchstens die Person der Phillis in „The Damoiselle“ läfst sich ihr an die Seite stellen. Auch ist Constanze nicht Bromes volles Eigentum: ihre sanfte Melancholie, die sich in ihren Reden und rührenden Liedern äufsert, macht es wahrscheinlich, dafs der Verfasser an die Tochter des Schliefsers in „The Two Noble Kinsmen“ (gedruckt 1634, aber jedenfalls weit früher geschrieben) und an

Ophelia im „Hamlet“ gedacht hat; und zwar erinnert die Situation, in der Constanze sich befindet, an diejenige der Tochter des Kerkermeisters, welche von dem ihr bestimmten Bräutigam nichts wissen will und aus Sehnsucht nach dem Geliebten in Wahnsinn verfällt, — während die Reden und besonders die Lieder des Mädchens aus dem Norden mehr an Ophelia denken lassen. So sagt Constanze von ihrem Geliebten:

> But he is geane, alas, hee's geane, and all too late I sorrow;
> For I shall never be well again, till yesterday be to-morrow,

und verabschiedet sich mit dem Grufse: Good [give] you good Even, sir. (W. III, 59.)

Zur weiteren Vergleichung citieren wir noch die folgende Strophe, die wenigstens Anklänge an Ophelias Gesang zeigt:

> I coo'not go to't, nor I must not go to't,
> For love, nor yet for fee,
> For I am a Maid, and will be a Maid,
> And a good one, till I dye. (W. III, 59.)

In diesem Stücke tritt auch die Person eines Gentleman-Usher auf, wie man eine solche in Jonsons „The Devil is an Ass“, „The Tale of a Tub“ und in anderen Komödien dieser Zeit findet. Howdee, so heifst er bei Brome, giebt eine vollständige „Gentleman-Usher's Grammar“ (W. III, 69 ff.), deren Inhalt im wesentlichen mit dem übereinstimmt, was Lenton in seinen 1631 erschienenen „Leasures“ über die Obliegenheiten eines G.-U. sagt.[1] Da „The Northern Lass“ zwar erst 1632 gedruckt, aber, wie das Titelblatt meldet, vorher oft aufgeführt worden war, so mag die Abfassung des Stückes wohl noch vor 1631 fallen und es wahrscheinlich sein, dafs nicht Brome Lenton, sondern Lenton Brome benutzt hat, indem er sich bei den Aufführungen die nötigen Notizen machte. Möglich auch, dafs beiden Verfassern eine ältere Quelle vorlag.

The Antipodes. Joyless, ein alter Landedelmann, der eine junge Frau geheiratet, hat aus erster Ehe einen Sohn Peregrin, welcher an einer Krankheit eigener Art leidet: durch die Lektüre John Maundevilles aufgeregt, schwärmt er ungemein für

[1] S. den Artikel *G.-U.* bei Nares.

fremde Länder und spricht Tag und Nacht von grofsen Reisen, die er unternehmen will. Nebenbei ist er so naiv und unwissend, dafs er seine seit drei Jahren ihm vermählte Frau noch nicht berührt hat. Endlich wendet sich sein Vater an einen geschickten Arzt, und dieser gedenkt Peregrin dadurch zu heilen, dafs er auf dessen Wahnideen scheinbar eingeht, indem er ihm zunächst eine Reise nach den Antipoden vorschlägt. Doch wird, wie man sich denken kann, diese Reise nicht in Wirklichkeit ausgeführt; der Patient erhält einen Schlaftrunk und ist, nachdem die Wirkung vorüber, leicht zu überreden, er befinde sich im Lande der Antipoden. Verkleidete Personen, darunter Schauspieler, sämtlich mit dem Arzte im Einverständnis, spielen ihre Rollen als Gegenfüfsler so lebendig, dafs Peregrin sich vollständig täuschen läfst. Zuletzt wird er zum Könige der Antipoden erwählt und der Königin des Landes angetraut, die, ohne dafs er's vermuten kann, seine eigene Frau ist. Nun erst erlangt er, was ihm bisher abging, „the real knowledge of a woman". Damit kehrt denn auch, wie der Arzt richtig prophezeit hat, sein Verstand zurück; er ist genesen. — Ohne weiteres Interesse ist die Nebenhandlung, deren Motiv die Eifersucht des alten Joyless bildet. Es stellt sich schliefslich heraus, dafs der vermeintliche Geliebte seiner Gattin niemand anderes ist als deren Vater, welcher — freilich in höchst peinlicher Weise — deren Tugend auf die Probe stellen wollte. —

Die Antipoden, die wir hier in den Masken auftreten sehen, geben sich in ihren Sitten und Gebräuchen als das strikte Gegenteil der Londoner, während sie im Äufseren, aber auch in der Sprache und selbst in der Religion, denselben gleich sind.

> The people through the whole world of Antipodes
> In outward feature, language, and religion,
> Resemble those to whom they are supposite:
> They under Spain appeare like Spaniards,
> Under France Frenchmen, under England English
> To the Exterior show: but in their manners,
> Their carriage and condition of life
> Extreamly contrary. (W. III, 251.)

Bei den Gegenfüfslern sind die Weiber die Herren im Hause, während den Männern die Sorge für die kleinen Kinder obliegt; die alten Leute schickt man hier zur Schule; hier betrügt kein Advokat, noch läfst er sich seine Dienste bezahlen;

Bettler teilen hier Almosen aus u. s. f. Dabei ist es nur konsequent, wenn der Dichter bei den Antipoden alle Poeten Puritaner sein läſst.

Daſs Brome die Idee zur Schilderung solch einer verkehrten Welt durch Jonsons Maske „News from the New World discovered in the Moon“ (1620) empfangen habe, was Ward für wahrscheinlich hält,[1] kann nicht ohne weiteres geleugnet werden; nur ist zu bedenken, daſs beiden Dichtungen kaum ein individueller Zug gemein ist. Auch Bacons „New Atlantis“ (1627) könnte höchstens eine Anregung genereller Art gegeben haben. Auſser Zweifel steht dagegen die Benutzung John Maundevilles, der an mehreren Stellen nicht nur erwähnt, sondern auf dessen Reiseberichte vor allem Bezug genommen wird. So sagt man von Peregrin:

> He talkes much of the Kingdom of *Cathaya*,
> Of one great *Caan*, and goodman *Prester John*,
> (What e're they be) and says that *Caan* 's a Clowne
> Unto the *John* he speaks of. And that *John*
> Dwels up almost at Paradice .... (W. III, 240.)

Mit Recht versetzt der Doktor auf diese Mitteilung: „O Mandevile ....“ Die Erzählung vom Priester Johannes und vom groſsen Chan findet sich in der 1866 erschienenen Halliwellschen Ausgabe der Reisen Maundevilles p. 270 ff., in Wülckers altengl. Lesebuch Bd. II, 200 ff. „This *prestre Johne,*“ heiſst es in letzterem, „has vnder him many kynges and many yles .... And this lond is fulle gode and ryche, but no so riche, as is the lond of the grete *Chane* .... And on that other partie, in the yle of *Cathay,* men finden alle maner thing that is nede to man, clothes of gold, of silk ......“ —

Wir haben es hier im Grunde mit einer Komödie in der Komödie zu thun. Der Rahmen, welcher das Zwischenspiel der Antipoden umgiebt, ähnelt dem zu Shakespeares „Taming of the Shrew“ insofern, als hier wie dort ein Lord — bei Shakespeare ohne Namen, bei Brome Letoy genannt — die Schauspieler des Zwischenspiels installiert. Beide Lords sind bereits mit den Persönlichkeiten der Schauspieler von früheren Zeiten her bekannt; aber während Shakespeares Lord der Erwähnung dieser Bekannt-

[1] II, 341.



schaft seine Anerkennung ihrer Leistungen hinzufügt, hat Letoys Ansprache den Zweck, ihnen gute Lehren zu geben und besonders sie vor Übertreibung zu warnen. Und hiermit lenkt der Auftritt in die Bahn der entsprechenden Scene in „Hamlet“ ein. Man glaubt mitunter Hamlet selbst reden zu hören, wenn Letoy sagt:

— — Let me not see you act now
In your Scholasticke way, you brought to towne wi'yee,
— — — — — — — — — — — —
Nor in a Comicke Scene, play *Hercules furens*,
Tearing your throat to split the Audients eares, u. s. f.
Ile none of these absurdities in my house,
But words and action married so together,
That shall strike harmony in the eares and eyes
Of the severest, if judicious Criticks.

Der Lord wendet sich auch gegen das Improvisieren. „But you, Sir,“ sagt er zu dem Schauspieler, den wir uns als den Clown zu denken haben,[1]

But you, Sir, are incorrigible, and
Take licence to your selfe, to adde unto
Your parts, your own free fancy; and sometimes
To alter, or diminish what the writer
With eare and skill compos'd: and when you are
To speake to your coactors in the Scene,
You hold interloquutions with the Audients,

und als der Schauspieler sich damit entschuldigt, dafs dieses Verfahren auf den älteren Bühnen erlaubt gewesen sei, „to move mirth and laughter“, erwidert jener:

Yes, in the dayes of *Tarton* and *Kempe*,
Before the stage was purg'd from barbarisme,
And brought to the perfection it now shines with,
Then fooles and jesters spent their wits, because
The Poets were wise enough to save their owne
For profitabler uses. (W. III, 259 f.)

Ganz ähnlich wie Shakespeare, der wahrscheinlich auf William Kemp zielte, als er dem Dänenprinzen seine Strafpredigt gegen das Improvisieren in den Mund legte.[2]

---

[1] Der obligate Clown extemporierte noch im Jahre 1614, wenigstens findet sich in Greene's Tu Quoque wiederholt die Bühnenweisung: „here they two talke and rayle what they list.“ Elze, Shakespeare, 269.

[2] Elze, Eine Aufführung im Globus-Theater. Weimar 1878. S. 24 f. — Auch im Jahrbuche der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Bd. XIV, p. 15.

Die Kurmethode, welche der Arzt bei Peregrin anwendet, war nichts Neues im Drama; ist es doch dieselbe, deren sich der Doktor in „The Two Noble Kinsmen“ bedient, um des Kerkermeisters Tochter wieder zur Vernunft zu bringen: scheinbares Eingehen auf die Wahnideen des Patienten.

An Jonsons „Epicœne, or the Silent Woman“ erinnert die Stelle, wo Lord Letoy stolz von seiner Abstammung spricht. Mit Genugthuung vernimmt er, daſs der Wappenherold das Geschlecht der Letoy „ex origine, ab antiquo“ abgeleitet habe.

> — Full foure descents beyond
> The conquest, my good Lord, findes that one
> Of your French ancestry came in with the Conqueror,

sagt zu ihm der Wappenherold; darauf Letoy:

> Jefrey Letoy, twas he, from whom the English
> Letoys have our descent .... (W. III, 244.)

Bei Jonson sagt La-Foole: „They all come of our house, the La-Fooles of the north, the La-Fooles of the west, the La-Fooles of the south — we are as ancient a family as any in England, but I myself am descended lineally of the French La-Fooles — —“. (Epicœne I, 4.)

Aber schon der Kesselflicker Sly (The Taming of the Shrew) leitet seinen Ursprung von französischen Ahnen her: „Look in the chronicles, we came in with Richard [sic] Conqueror.“ (Induction, Scene 1.)

Wie wir bereits bei Besprechung des „Court Beggar“ kurz erwähnten, finden sich auch in „The Antipodes“ episodisch auftretende Projektenmacher. Ihre Projekte erreichen den Gipfel der Absurdität. Man will das Wachstum der Wolle fördern, indem man Pferde, denen die Haut abgezogen wurde, mit Schafsfell neu bedeckt; auch wird vorgeschlagen, es sollten die Bürger in den Städten zahme Eulen zum Vertilgen der Ratten und Mäuse halten, damit man sich der auf diese Weise entbehrlich gewordenen Katzen entledigen könne, welche dem Hexenwesen Vorschub leisteten, u. s. f.

Die romantischen Komödien.

Die Stücke mit auswärtigem Schauplatz besprechen wir zuerst.

The Love-sick Court, or the Ambitious Politique. Der alternde König von Thessalien wird, da er keinen männlichen Leibeserben hinterläfst, vom Volke gedrängt, einen Nachfolger zu bezeichnen. Ein solcher mufs, nach dem Gesetze des Landes, von edler Geburt und Soldat sein und sich bereits Verdienste um den Staat erworben haben. Der ehrgeizige Stratokles, welcher diese Erfordernisse zu besitzen glaubt, bemüht sich vergebens, die Wahl auf seine Person zu lenken. Es sind nämlich noch Zwillingssöhne eines vor zwanzig Jahren gefallenen verdienten Generals da, Philargus und Philokles, deren einem — gleichviel welchem — der König gern die Krone hinterlassen würde; aber sie beide bewerben sich um die Hand Eudinas, seiner Tochter. Die Schwierigkeit liegt nun darin, dafs Eudina beide gleich lieb zu haben meint und sich deshalb für keinen von beiden entscheidet. Das Delphische Orakel, welches um Rat angegangen wird, macht die Sache nur noch dunkler. Auf alle Fälle aber wollen die Brüder nichts Feindseliges gegeneinander unternehmen, denn ein jeder möchte lieber auf die Prinzessin verzichten, als den anderen kränken. Der König aber will dem Schwanken der Tochter ein Ende machen. Er giebt ihr noch fünf Tage Frist; habe sie sich nach Ablauf derselben nicht für einen der Brüder entschieden, so müsse sie den ihr verhafsten Stratokles zum Gemahl nehmen. Trotz der Intriguen dieses Mannes ändert sich während jener Zeit die Situation in nichts: bis im letzten Augenblicke sich herausstellt, dafs Philokles[1] des Königs eigener Sohn ist. Nun ergiebt sich die übrige Entwickelung von selbst; Eudina wird die Gemahlin des Philargus, und der Thronfolger Philokles heiratet Placilla, ein edles Mädchen, als deren Bruder er bisher galt und die ihn schon längst innig geliebt hat. —

Den Titel „The Love-sick Court“ führt das Stück nicht

[1] Nicht Philargus, wie es nach dem Personenverzeichnisse scheinen könnte.



mit Unrecht, da aufser der gemeinsamen Liebe des Philokles und des Philargus zur Prinzessin und der Liebe des ersteren zu Placilla auch das Schmachten des Pedanten Geron nach dem Besitze des schönen Kammermädchens Doris in Betracht kommt; wie denn Geron zwei Nebenbuhler hat, deren einer die Geliebte auch wirklich heimführt. Dieser Geron ist eine köstliche Lustspielfigur. Er kann keine Periode sprechen, ohne wenigstens eine Anspielung auf das klassische Altertum einzuflechten, keinen Satz vollenden, ohne sein „Whilome“ angebracht zu haben. So sagt er:

> My business is the same, that Whilome drew
> Demosthenes to Corinth — — —.
> O forfeit not the praise
> That Whilome Aristotle gave your Sex. (W. II, 123.)

In diesem Tone redet er mit der Geliebten, die aber Mutterwitz genug hat, ihm auf ihre Weise heimzuleuchten: Antiquity nennt sie ihn und Old Whilome. (W. II, 138.) Die Heiratsgedanken solle er sich vergehen lassen:

> — though you boast you have an interest in me,
> We are not yet one volume —,
> — — — — — — — — — — —
> No, I am yet lose paper .... (Ibid.)

Nicht minder komisch als der Pedant wirkt die alte Amme Garula, der das Geheimnis von der Geburt des Prinzen bekannt ist, die auch schon oft den Anfang gemacht, es laut werden zu lassen, aber nie damit zu stande kam, weil sie „cannot tell her news for talking“, wie Ward treffend bemerkt. Sie vertritt gewissermafsen das retardierende Moment in dieser Komödie.

Der Nebentitel „The Ambitious Politique“ geht auf die ehrgeizigen Ränke des Stratokles, welche hauptsächlich die Nebenhandlung ausmachen. Er ist ein ebenso schlauer als rücksichtsloser Krieger und Höfling, der selbst vor dem verwerflichsten Mittel nicht zurückschreckt. —

Wie die Gestalt des Geron nicht den Eindruck dichterischer Originalität machen kann, so sind auch sonst der Anklänge an Werke anderer Dichter mancherlei. Wenn ein Intrigant (Stratokles in unserem Stücke) zweien Edelleuten Forderungen zum Zweikampf in der Weise zusendet, dafs jeder von ihnen glauben mufs, der andere habe ihn gefordert, so findet sich dieses Motiv schon in Marlowes „Jew of Malta“ (1588—90). Die Erinnerung

an „Hamlet“ verfolgt Brome auch hier; denn diesem Stücke hat doch wohl die Vision ihre Entstehung zu danken, in welcher Eudina die Nebenbuhler Philokles und Philargus miteinander kämpfen sieht, ohne dafs die übrigen Anwesenden etwas davon wahrnehmen. Auch die Befragung des Delphischen Orakels findet sich anderwärts; so in „The Winter's Tale“, in der Tragödie „The Broken Heart“ von John Ford (gedruckt 1633), in dem J. Webster und Will. Rowley zugeschriebenen „The Thracian Wonder“ (gedruckt erst 1661). — Soweit die Hauptsituationen in Betracht kommen, kann „The Love-sick Court“ ein Seitenstück zu Beaumonts und Fletchers „A King and No King“ (gedruckt 1619) genannt werden. Dort führt Arbaces, der König von Iberien, jahrelang Krieg mit Tigranes, dem Könige von Armenien. Dieser wird besiegt und gefangen nach Iberien gebracht, wo Arbaces, der seines Feindes Tapferkeit schätzt, ihn seiner Schwester Panthea vermählen will. Zwar sträubt Tigranes sich heftig gegen die ihm aufgedrungene Geliebte, da er bereits in den Fesseln der Spaconica schmachtet; als er aber Panthea mit eigenen Augen schaut, ändert sich sein Sinn: er vergifst Spaconica und betet Panthea an. Inzwischen ist aber auch mit Arbaces eine auffallende Wandlung vor sich gegangen. Kaum nach Hause gekehrt, verliebt er sich selbst in seine Schwester, die er seit seinem neunten Lebensjahre nicht gesehen hat. So verbrecherisch diese Liebe ist, so heftig ergreift sie ihn. Nunmehr ist ihm Tigranes ein Nebenbuhler, den er beseitigen möchte; doch kommt er in seinem Schwanken zu keinem festen Entschlufs. In einem jener Augenblicke, in denen ihm das Lasterhafte seiner Liebe bewufst ist, entsinnt er sich, dafs ihn Lord Gobrias zuerst auf Pantheas Reize aufmerksam gemacht und seitdem seine Liebe zu ihr auf alle Weise angefeuert hat, und alsbald kehrt sich seine Wut gegen diesen. Da enthüllt der mit dem Tode bedrohte Gobrias ihm das Geheimnis seiner Herkunft. Arbaces ist Gobrias' Sohn. Einer Verbindung des Pseudokönigs mit der Königstochter Panthea steht nun nichts mehr im Wege, denn auch Tigranes hat sich seiner alten Liebe, der Spaconica, wieder in Treue zugewandt. — Bei „The Love-sick Court“ erscheinen die Verwandtschafts- und Liebesverhältnisse in ähnlicher und doch auch abweichender Gestalt. In beiden Stücken wird eine königliche

Prinzessin von zwei Nebenbuhlern geliebt (Panthea von Arbaces und Tigranes, Eudina von Philargus und Philokles), deren einer jedoch im Herzen eine zweite Liebe hegt (Tigranes liebt die Spaconica, Philokles die Placilla). Während aber dort die vermeinte Verwandtschaft des einen Liebhabers mit der Geliebten das Hindernis für eine befriedigende Lösung bildet, wird hier eine solche erst dadurch möglich, daſs die Verwandtschaft des einen Liebhabers mit der Geliebten nachgewiesen wird, indem so dieser Bewerber notwendig aus der Konkurrenz ausscheidet. Auch verdient bemerkt zu werden, daſs das Schwanken des Tigranes zwischen den beiden Geliebten dem Schwanken Eudinas zwischen ihren beiden Liebhabern ähnelt. Wollte man eine Abhängigkeit des Bromeschen Stückes von demjenigen Beaumonts und Fletchers annehmen, so dürfte der Umstand, daſs manche Verhältnisse bei Brome fast wie auf den Kopf gestellt erscheinen, an dieser Annahme am wenigsten irre machen: muſste doch unser Poet bestrebt sein, den Mangel an Originalität so wenig als möglich merken zu lassen! — Übrigens baut sich auch in „The Coronation“ (spätestens 1635), einer Komödie Shirleys und, wie manche wohl mit Unrecht meinen, Fletchers,[1] die Handlung auf ähnlichen Miſsverständnissen auf, die denn auch in ähnlicher Weise gelöst werden. Doch steht „A King and No King“ Bromes Stücke ungleich näher.

The Novella. Fabricio, der Sohn des venetianischen Senators Pantaloni, hat sich in Rom mit einem armen Edelfräulein Victoria verlobt, ist aber alsbald von seinem Vater nach Venedig zurückgerufen worden, um daselbst Flavia, die Tochter des Senators Guadagni, zu heiraten. Diese aber hängt noch treu an dem jungen Edlen Francesco, mit welchem ihr Vater sie verlobt hat, ehe der alte Pantaloni ihm seinen Fabricio zum Schwiegersohn anbot. Da nun auch Fabricio und Francesco ihrerseits an ihren Bräuten festhalten, so wird es ihnen leicht, sich zu verständigen. An dem für seine Hochzeit festgesetzten Tage ist Fabricio nirgends zu finden, und Francesco gelingt es, Flavia zu entführen. — Victoria, jene Römerin, ist nach Fabricios Abreise aus Rom ihm

[1] Ward II, 327.

nach Venedig nachgeeilt. Hier verfällt sie auf ein höchst abenteuerliches Mittel, den Geliebten wieder zu Gesicht zu bekommen: sie nimmt den Besuch aller Kavaliere an, die sich ihr nahen, weist aber alle gegen ihre Ehre gerichteten Anträge mit dem Bemerken zurück, daſs ihre Jungfrauschaft nur für 2000 Dukaten feil sei. Was Wunder, daſs sie in den Ruf eines Freudenmädchens kommt; bald spricht die ganze Stadt von ihr als der „Novella". Sogar der alte, geizige Pantaloni naht sich ihr, wird aber mit Hilfe eines Dieners der Novella, der ein Mohr und Eunuch ist, gar arg angeführt. — Victoria kommt durch ihren Kundschafter bald hinter den Liebeshandel zwischen Francesco und Flavia; sie nimmt beide nach vollbrachter Entführung in ihr Haus auf und läſst sie schleunigst kopulieren. Fabricio, der von der Anwesenheit seiner Verlobten vernommen, kommt hinzu. Sein Glaube, es sei die Geliebte zur Dirne geworden, wird ihm bald benommen, auch stellt sich heraus, daſs der Mann, der bisher für ihren Zutreiber galt, ihr leiblicher Bruder ist, ein Priester, der jeden ihrer Schritte bewachte und jederzeit auf ihre Ehre bedacht war. Auch die beiden Alten erscheinen, doch vermag Guadagni an der vollendeten Thatsache der Heirat seiner Tochter und Francescos nichts zu ändern, und Pantaloni muſs wohl oder übel sich des Tadels über die inzwischen auch bereits vollzogene Verbindung seines Sohnes mit der Novella begeben, da sonst zu fürchten steht, sein garstiges nächtliches Abenteuer möchte verraten werden. —

An romantischen Umständen leidet das Stück nicht Mangel. So sind Flavia und Victoria fest entschlossen, sich zu töten, wenn die ihnen Verlobten nicht ihre Gatten würden; so hat Victorias Bruder den geheimen Plan gefaſst, die Schwester dem Tode zu weihen, wenn sie vom Pfade der Tugend weichen sollte. Es ist aber das Spiel auch reich an Verwickelungen, die durch mehrere Intriguen hervorgerufen werden. Die Entführungsgeschichte der Flavia — die Nebenhandlung — bildet schon an sich eine Reihe von Intriguen, an denen hier, wie natürlich, Zofen und Diener hervorragenden Anteil haben. Dabei kann es nicht fehlen, daſs mitunter der Wahrscheinlichkeit zu wenig Rechnung getragen wird. Es erinnert übrigens die Entführung an Lorenzos und Jessicas Flucht in „The Merchant of Venice". Wie

Jessica den Vater vorher beraubt, so führt Francesco den Raub am Gute seines künftigen Schwiegervaters aus. 'Auch ist es wahrscheinlich, daſs die Charakteristik der Liebhaber Victorias auf M. of V. I, 2 zurückzuführen ist, wo Nerissa und Portia die Freier bekritteln. Bei Brome liest man:

Victoria. Pray thee, speake nearer home, who hast thou hous'd?
Paulo (V.'s brother). I have cull'd from the pack a speciall prince;
Foure glittering Gallants; one of Italy,
For our deare Countries sake. But then a Monsieur,
A joviall Frenchman, all of flame and spirit.
Victoria. I shall not dare to meddle with his glory,
For feare I fall with Semele; who next?
Paulo. A Spaniard next, that, to adorne his pride,
Weares an Epitome of both the Indies.
Victoria. I saw his punctuality passe by.
Paulo. And did you note his stiffe reservednesse?
He dares not cough for breaking of his chaine.
But then there is a Dutchman (Cargo lustick!)
A jolly strong chind German, princely borne;
A Landgrave at the least; whose very bluntnesse
Promises more than the sharp-set Italian,
The fiery Frenchman, or the doughty Diego
In all their eager pursuit.[1] (W. I, 130 f.)

Endlich mag „Othello", besonders hinsichtlich des Lokaltones, von Einfluſs gewesen sein, wie auch das Auftreten eines Mohren wohl eine Reminiscenz an eben dieses Stück ist. Das letztere könnte auch hinsichtlich Bromes „The English Moor" gelten, wo allerdings nur eine als Mohrin gefärbte resp. gekleidete Person auftritt. — Bezüglich der Gestalt des Mohren auf der englischen Bühne überhaupt finden sich bei Rapp[2] und Ward interessante Mutmaſsungen. Jener führt diese Gestalt auf das früher Marlowe zugeschriebene Stück „Lust's Dominion" zurück. „Der blutdürstige Mohr wirkte auf die Masse durch sein

[1] Es findet sich ein ähnliches Zwiegespräch in Thom. Heywoods „A Challenge for Beauty" (gedruckt 1636) II, 1; doch scheint Brome dasselbe nicht benutzt zu haben. — Vgl. auch Wilh. König a. a. O. XIII, 119. Ähnliche Unterredungen finden bei Shakespeare statt in „The Two Gentlemen of Verona" zwischen Julia und Lucetta, in „Troilus and Cressida" zwischen Pandarus und Cressida, in „Pericles" zwischen Simonides und seiner Tochter bei den Turnierscenen.

[2] Studien über das englische Theater. Tübingen 1862. S. 36.

schwarzes Gesicht und wurde nun eine stehende Figur dieser Bühne.“ Ward hingegen[1] ist geneigt, das eben genannte Stück — welches er mit dem von Haughton, Day und Dekker verfaſsten „The Spanish Moor's Tragedy“ identifiziert — als eine Nachahmung von Marlowes „The Jew of Malta“ (1588—90) aufzufassen. Demnach würde Ithamore der Stammvater der englischen Bühnen-Mohren sein.

Der Deutsche, den Brome in „The Novella“ auftreten läſst, Swatzenburgh oder Swatzenberg — „a jolly strong chind German, princely born; a Landgrave at the least“, kurz vorher als „Dutchman“ bezeichnet — redet an der Stelle, wo er es mit dem als Deutschen verkleideten Fabricio zu thun hat, hochdeutsch:

> *„Was oder wer biſtu? Biſtu ein Deutſcher? Sag mihr in was ort Du gelebſt haſt?“ — — — — — „Ich denke du biſt ein heuchler; biſtu aber ein Deutſcher ſo antwort mihr in deutſcher ſprach.“* (W. I, 169.)

Beiläufig werden auch „The Netherlands“, „the Low Countries“ erwähnt. Daſs Brome selbst jemals auf dem Kontinente gewesen, haben wir schon oben bezweifelt, und diese wenigen deutschen Worte, fast die einzigen, die sich bei ihm überhaupt finden,[2] vermögen diesen Zweifel nicht zu beseitigen. Sein geringes Deutsch mag er von Kollegen oder Schauspielern haben, die in Deutschland mit deutscher Sitte und Sprache sich vertraut gemacht hatten,[3] falls er nicht eines der vielen Stücke jener Zeit benutzte, in denen Deutschredende auftreten. Zudem war es nicht eben schwierig, in London selbst von geborenen Deutschen manches aufzufangen und sich anzueignen,[4] und end-

[1] II, 49 f.

[2] In „A Jovial Crew“ kommt noch einmal „lustick“ vor. (W. III, 366.) In „The Antipodes“ heiſst es: „... from Keyser to the Clowne“. (W. III, 265.)

[3] Elze, Chapman's Alphonsus, Emperor of Germany, p. 7: „This knowledge they took home with them, and no doubt imparted it to their friends and colleagues.“

[4] Ders., p. 4 ff. Als Prinzess Elisabeth 1613 den Pfalzgrafen heiratete, brachte er ohne Zweifel ein zahlreiches Gefolge mit. „How often may the Steel-Yard, that centre of national merriment and international dainties, no less than of international business, have witnessed groups of English and German courtiers, merchants and actors, overflowing with

lich ist nicht völlig ausgeschlossen, dafs die angeführten Phrasen Einschiebsel des Schauspielers oder Nachschreibers oder auch des Herausgebers dieser Komödie sind, falls nicht die beiden letzten identisch sein sollten.

A Jovial Crew, or the Merry Beggars. Dem reichen Gutsherrn Oldrent ist prophezeit worden, seine beiden Töchter würden Bettlerinnen werden, und darüber ist er in Schwermut verfallen. Nun hat er einen Verwalter, Springlove, der bisher jedes Jahr, sobald der Sommer nahte, Urlaub erbeten und erhalten hatte, um sich einem ungebundenen, vagabondierenden Leben hinzugeben. Eine Schar Bettler, die sich gerade auf Oldrents Hofe befindet, wird vom Verwalter so reichlich bewirtet, dafs sie ihn zu ihrem Oberhaupte erwählen. Er nimmt von neuem Urlaub und will mit ihnen ziehen. Unterdessen haben Meriel und Rachel, Oldrents Töchter, gefunden, dafs das beschränkte Leben im Hause ihres schwermütigen Vaters recht drückend für sie ist; sie wünschen, einmal auf längere Zeit ganz frei zu sein, um am liebsten als Bettlerinnen die Welt zu durchziehen. Ihre Verlobten, Vincent und Hilliard, würden sich ihnen anschliefsen. In ihrem Entschlusse werden sie bestärkt durch den Verwalter Springlove, der ihnen das freie Leben nicht genug rühmen kann und ihnen überdies den Grund der Schwermut des alten Herrn mitteilt. Die Töchter wollen nun um so mehr Bettlerinnen werden, als sie dadurch jene Prophezeiung zu erfüllen und ihr Genüge zu leisten glauben; denn der Wahrsager hatte nur davon gesprochen, dafs sie überhaupt einmal Bettlerinnen werden würden, nicht davon, dafs sie es für immer bleiben sollten. Zugleich hoffen sie, durch diesen Schritt dem Vater seine Heiterkeit zurückzugeben. Doch lassen sie ihn zunächst von ihrem Vorhaben nichts merken, sondern sind plötzlich eines Morgens mit Springlove, der Bettlerschar und ihren beiden Liebhabern verschwunden. Anstatt noch trauriger zu

---

feelings of universal brotherhood — *upsy Dutch* or *upsy English;* the Germans murdering the King's English as lustily as the English did the Palsgrave's German." Auch durch Gesandte und ihr Gefolge, sowie durch englische Kaufleute, die sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten, kamen deutsche Sprachbrocken nach England.

werden, benimmt sich Oldrent als Philosoph. Er redet sich ein, die Töchter seien für ihn unwiederbringlich verloren, und alles Klagen nütze zu nichts. Deshalb giebt er sich Mühe, über die Maſsen lustig zu sein, was ihm mit Hilfe seines jovialen Freundes Hearty auch gelingt. — Unterdessen durchziehen die freiwilligen Bettler die Umgegend und haben manches heitere Abenteuer zu bestehen. Der Zufall will, daſs ein drittes Liebespaar unter sie gerät. Amie, des Richters Clack Nichte, war von dessen Schreiber Martin entführt worden und sucht nun samt diesem bei unseren Bettlern eine Zufluchtstätte. Da nun Martin sieht, wie Amie alsbald sich in Springlove verliebt, verläſst der Eifersüchtige die Gesellschaft, kehrt nach Hause zurück und verrät dem Richter ihren Aufenthalt. Clack läſst die Entflohene sogleich verfolgen, und da man sie unter den Bettlern findet, werden auch diese mit verhaftet und eingebracht. Doch gelingt es den Bettlern von Profession gar bald zu entwischen, und nur unsere Freiwilligen verbleiben in der Haft. Nun ist gerade beim Richter Clack der Herr Oldrent zu Besuch, und um seinen Gast zu ehren, will jener dem alten Herrn ein Schauspiel zum Besten geben. Die Verhafteten sollen straffrei ausgehen, wenn sie ihre schauspielerischen Talente zeigen — denn solcher hatten sie sich gerühmt. Aus ihrem Spiele erkennt Oldrent den Zusammenhang. Er vergiebt den wiedergefundenen Töchtern und ist froh, daſs die Prophezeiung sich in so harmloser Weise erfüllt hat. Auch stellt sich heraus, daſs Springlove sein und einer Bettlerin Sohn ist. Er war im Gewerbe der Mutter aufgewachsen. Daher seine Vorliebe für das wandernde Leben der Bettler, welches er, seitdem er in Oldrents Dienste stand, in jedem Jahre einmal von neuem genossen hatte. —

So sonderbar uns Neuere die Idee anmutet, eine Gesellschaft gewerbsmäſsiger Bettler auf der Scene zu sehen, so muſs doch bei diesem Stücke eine gewisse Naturwüchsigkeit und Frische anerkannt werden, die freilich mitunter in das Obscöne übergeht. Daſs die Entwickelung unwahrscheinlich ist, wie Ward bemerkt, ist kein Fehler, der dieser Komödie vor anderen Stücken unseres Autors eigentümlich wäre; ja wir dürfen sagen, daſs gerade hier vieles mehr und besser motiviert ist als in manchen der Sittenkomödien. Auch der Vorwurf, den Rapp dem Stücke macht,

es leide Mangel an Einheit, trifft andere Stücke weit mehr. Dagegen hat Rapp entschieden recht, wenn er den Charakter des Springlove wenig ausgeführt nennt und meint, es fehle der Komödie an konsequenter Leidenschaft und somit an Pathos und Idealität.[1]

Wald- und Feldscenen, in denen Bettler, Zigeuner, Geächtete und Strafsenräuber auftreten, finden sich in den dramatischen Werken der Epoche nicht selten; so in „The Pilgrim“ (1621), „The Maid in the Mill“ (1623), „Wit at Several Weapons“ (vor 1616), „The Beggars' Bush“ (1632) von Beaumont und Fletcher, bez. von Fletcher allein; in Massingers „The Guardian“ (1633), in manchem Jonsonschen Stücke, wie in „The Sad Shepherd“ und der Maske „The Gipsies Metamorphosed“, vor allem auch in „The Spanish Gipsy“ (gedruckt 1652) von Middleton und Rowley. Solche Scenen verdanken ihren Ursprung entweder spanischen Novellen oder englischen Fairy Tales und Volkssagen (Robin Hood). An Feenmärchen erinnern in Bromes Stücken nur einige der eingelegten Lieder, in denen von Elfen und König und Königin (d. i. Oberon und Mab) die Rede ist; in anderen Gesängen mag man Reste lokaler Sagen erkennen (so W. III, 385). Die Handlung aber, wenigstens die Haupthandlung, läfst an spanischen Einflufs denken. Freilich wird dieser Einflufs kein direkter gewesen sein können. Die spanischen Quellen verboten sich Brome von selbst, da bei seinem Bildungsgange ihm die Erlernung der spanischen wie überhaupt einer fremden Sprache kaum möglich gewesen sein dürfte. Aber auch Übersetzungen wird er kaum benutzt haben; denn die kleineren Erzählungen des Cervantes, um die es sich bei vorliegendem Stücke allein handelt, sind wohl nicht vor 1640 ins Englische übertragen worden.[2] Es ist vielmehr von vornherein wahrscheinlich, dafs er auch hier auf den Schultern der Zeitgenossen steht.

Wir prüfen zunächst Wards Meinung. „It is possible,“ sagt er,[3] „that he (Brome) was only availing himself of an idea which Fletcher's The Beggars' Bush or, less directly, more than one of Jonson's productions might have suggested to him.“ — In der That möchte man glauben, dafs Fletchers „The Beggars' Bush“

---

[1] Rapp a. a. O. 22. [2] Ward II, 239, Note 5. [3] Ders. II, 341.

einigen Einfluſs auf unser Stück geübt hat, nicht, soweit die Haupthandlung in Betracht kommt — denn diese hat mit der des Bromeschen Lustspiels gar nichts gemein —, wohl aber hinsichtlich der Bettlerscenen. Zwar läſst sich von keiner solchen Scene in „A Jovial Crew“ behaupten, sie sei einer Fletcherschen nachgebildet; in den Einzelheiten ist die Ähnlichkeit dieser Auftritte nicht eben schlagend. Aber der allgemeine Eindruck, den sie im Leser hervorrufen, spricht durchaus für ihre Verwandtschaft. Hier wie dort hat sich eine Art von Bettlerstaat konstituiert, ein „commonwealth“, mit einem Oberhaupte, mit Gesetzen und Traditionen; das Verhalten der Glieder dieses Staates gegen das Oberhaupt ist dasselbe in „The B. B.“ und in „A Jovial Crew“; der Ton dieser Leute in beiden Gemeinschaften frei, beinahe roh, in „The B. B.“ zum Teil cynisch; und endlich bedienen sich die Bettler Bromes und diejenigen Fletchers derselben charakteristischen Gaunersprache, wenn sie auch bei Fletcher mehr ausgebildet erscheint. Es steht somit der Annahme nichts entgegen, daſs Brome „The B. B.“ wohl gekannt und, soviel die Bettlerscenen anlangt, mehr als eine bloſse Anregung durch dieses Stück erhalten hat. — Ben Jonsons Maske „The Gipsies Metamorphosed“ kommt hinsichtlich der Handlung noch weniger in Betracht; auch lassen die Gesänge, in denen der Dichter die Gaunersprache mit wahrer Virtuosität behandelt, eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit denen in „A Jovial Crew“ nicht erkennen. Dagegen ist die Maske merkwürdig wegen einer Stelle, die sich in der Rede des Jackman, gleich zu Anfang, findet. Derselbe ladet das Publikum zur Betrachtung der fünf kleinen Kinder ein, die er auf dem Rücken trägt: „Gaze upon them ... especially on this brave Spark struck out of Flintshire, upon Justice Jug's Daughter, then Sheriff of the Country, who running away with a Kinsman of our Captain's, and her father pursuing her to the Marshes ......“ Es liegt die Möglichkeit vor, daſs diese wenigen Worte für Brome der Anlaſs wurden, die Nebenhandlung seines Stückes so zu gestalten, wie sie ist: eines Richters Nichte wird von dessen Schreiber entführt, und der Vater läſst beide verfolgen. — Der frische Waldesduft, der in Jonsons „The Sad Shepherd“ weht, kann sehr wohl Bromes Wald- und Feldscenen mit der Frische beschenkt haben, von der wir oben

sprachen, und das Feenwesen jenes Stückes ist vielleicht nicht ohne Einwirkung auf die Gesänge in „A Jovial Crew“ geblieben; auch finden wir hier wie dort eine Amie.

Wir möchten aber auf ein Stück aufmerksam machen, welches nicht in Einzelheiten bloſs, sondern vor allem im ganzen Charakter seines Baues mit Bromes romantischer Komödie auffallende Ähnlichkeit hat. Es ist dies Middletons und Rowleys Drama „The Spanish Gipsy“. Beide Stücke haben zwei Handlungen, die nicht allzu eng miteinander verknüpft sind. In „A Jovial Crew“ dreht sich die eine Handlung um Springlove und seine Bettlerschar, die andere um des Richters Nichte und deren Geliebten; in „The Spanish Gipsy“ die eine um Constanze (Preciosa) und die Zigeuner, die andere um Roderigo und Clara. Als Quellen benutzten Middleton und Rowley zwei Novellen des Cervantes, und zwar für die erste Handlung „La Gitanilla“, für die zweite „La Fuerza de la Sangre“.[1] Wenn nun auch die zweiten Handlungen der beiden Stücke fast nichts miteinander gemein haben, so zeigen doch die ersten eine Übereinstimmung, die nicht bloſs zufällig sein kann. Denn abgesehen davon, daſs die Bromeschen Bettler mit den vermeinten Zigeunern Middletons gewisse individuelle Züge teilen, nimmt Springlove eine Stelle ein, die derjenigen Constanzes analog ist. Beide sind die Häupter ihrer Gesellschaft, beide finden am Schlusse ihre Angehörigen wieder, und beider Liebe erlangt den Segen der ihnen neu geschenkten Eltern. So spielt denn Springlove „gewissermaſsen eine umgekehrte Preciosa-Rolle“.[2] Zudem aber erfolgt die Lösung des Knotens in beiden Stücken durch eine Komödie in der Komödie, welcher Zug sich in der Novelle des Cervantes nicht findet; wohl der sicherste Beweis, daſs Brome nach Middleton und Rowley gearbeitet hat.

Noch seien einige Anklänge an Shakespeare erwähnt. Der Monolog des Dieners Randal, welcher sich besinnt, ob er ihm anvertrautes Geld für sich behalten solle oder nicht, bildet ein Pendant zum Monologe Lancelot Gobbos, welcher im Zweifel ist,

---

[1] S. Ward II, 78, wo derselbe überdies dankenswerte Nachweise über den anderweiten Einfluſs der Gitanilla giebt.

[2] Rapp a. a. O. 22.



ob er dem Juden, seinem Herrn, entlaufen oder ob er bleiben solle („Merchant of Venice“ II, 2). So sagt Randal: „If I now should turn this money to my own use! ha! dear Devil, tempt me not. — Away, Temptation, leave me, I am frail flesh: yet I will fight with thee. — — Turn from me, Satan: strive not to clog my conscience .....“ (W. III, 381 f.) Auf einen bekannten Ausspruch des Polonius („Hamlet“ II, 2) weisen Heartys Worte:

If this be madness, 'tis a merry Fit. (W. III, 389.)

„A Jovial Crew, or the Merry Beggars“ hat sich sehr lange auf der Bühne erhalten. Wenn aber Ward[1] diesen Umstand der aufserordentlichen Popularität zuschreibt, die das weit später (1728) erschienene Stück John Gays „The Beggar's Opera“ sich erwarb, so ist vor allem zu bedenken, dafs, vom Titel abgesehen, beide Dichtungen durchaus verschieden sind. Jedenfalls aber zeigte der Erfolg der Gayschen Schöpfung, dafs sich auf dem Gebiete der Bettleroper etwas wagen liefs, und so erscheint es als ganz natürlich, dafs schon 1732 Bromes Stück unter seinem alten Titel in Drury-Lane als Oper aufgeführt ward, nachdem Mr. Roome und Sir William Young dasselbe um verschiedene Gesänge bereichert hatten.[2] In dieser Gestalt blieb es sehr lange auf dem Repertoire.[3] Von dieser Oper urteilt die Biographia Dramatica: „It is certain that it is far from an unentertaining piece, especially to those who are fond of the musical drama; yet it is mingled with so many absurdities and indelicacies, that I cannot help looking on the great approbation it met with, as a kind of reflection on the public taste.“

Von den *romantischen Intriguendramen* besprechen wir

The Queen's Exchange. Bertha, die Königin von Wessex, gedenkt Osriick, den König von Northumberland, zu heiraten, stöfst aber bei Lord Segbert, dem Freunde ihres verstorbenen Vaters, auf Widerspruch: der Lord meint, unter einem northumbrischen Herrscher möchten die westsächsischen Interessen zu

---

[1] II, 341.

[2] Biogr. Dram. II, 172. — Ward hat 1731 als Jahr der ersten Aufführung.

[3] Nach Ward bis 1791. II, 341, Note 1.

wenig gewahrt werden. Zur Strafe für seinen Widerspruch verbannt ihn die Königin, und so zieht er denn, nur von seinem ältesten Sohn Anthynus begleitet, nach Northumberland, um dort dem Könige selbst Vorstellungen zu machen, wird aber unterwegs von seinem zweiten Sohn Offa, der ihn schnell beerben möchte, meuchlerisch überfallen und verwundet. Ein frommer Eremit nimmt sich seiner an, giebt ihm Herberge und pflegt ihn, während Anthynus, der mit Not den von Offa gedungenen Mördern entwischt war, den verlorenen Vater vergebens in Wald und Flur sucht.

Unterdessen hat der Sinn des Königs von Northumberland eine merkwürdige Veränderung erfahren. Der Gesandte, welcher ihm mit Berthas Jawort deren Bildnis überbrachte, liefs ihn zugleich das Porträt der Mildred sehen, der Tochter Segberts. Eine Vergleichung der Bildnisse hat die Wirkung, dafs Osriick der Königin vergifst und nur danach trachtet, jene andere Jungfrau kennen zu lernen. Dies mufs incognito geschehen; das Volk soll nichts von seiner Abwesenheit merken. Da ist's ihm denn gerade recht, dafs man den Anthynus, den man im Walde schlafend gefunden, und der ihm gleicht wie ein Ei dem anderen, einstweilen seine Rolle spielen lassen will. Nur wenige Lords sind in das Geheimnis eingeweiht, und diese wenigen begleiten den als Privatmann auftretenden Osriick nach Wessex. Dort wird er für Anthynus angesehen und, da der heuchlerische Offa ihn beschuldigt, den Vater, Segbert, ermordet zu haben, ins Gefängnis geworfen.

Anthynus kann sich inzwischen in seine Rolle als northumbrischer König durchaus nicht finden: er wiederholt seiner Umgebung, er sei Anthynus, Segberts Sohn, und nicht der König. Die Höflinge, denen der Tausch unbekannt ist, und die ihn demnach für den Regenten halten müssen, glauben, er sei gemütskrank geworden. Man sucht seine Heirat zu beschleunigen, da man von derselben seine Genesung erhofft. Die Königin von Wessex, die man von seinem Zustande benachrichtigt hat, eilt herbei, und Anthynus läfst es sich gefallen, mit ihr vermählt zu werden; worauf denn das Ehepaar nach Wessex reist.

Dort erfolgt die Aufklärung. Der aus dem Gefängnisse

befreite Osriick verbindet sich mit Mildred. Die Festfreude wird zum Schlusse durch die Rückkehr des totgeglaubten Segbert erhöht. Der schurkische Offa erhält Verzeihung. —

In diesem Drama zeigt der Verfasser bei weitem mehr Kunst als in den bisher besprochenen Stücken. Er hat sich hier ersichtlich Mühe gegeben, seinen Stil auf einer gewissen Höhe zu halten, und hat insbesondere den blank verse durchgehends, wenn auch mit sehr ungleichem Erfolge, zur Anwendung gebracht. Der Verlauf der Handlung zeigt eine Frische, die vom Leser jede Ermüdung fernhält; und obwohl das leitende Motiv in der Verwechselung von Personen und daraus sich ergebenden Mifsverständnissen liegt, so findet sich doch nirgends Unklarheit oder Verschwommenheit. Auch sind die einzelnen Handlungen gut miteinander verbunden.

Das Stück enthält mannigfache Anklänge an andere Dramen, wie zum Teil schon Ward hervorhebt. Zunächst erinnert die Art, wie der in die Verbannung ziehende Lord Segbert zu erkunden sucht, in welchem Grade seine Kinder ihn lieben, an „King Lear" (I, 2). Segbert fragt ein jedes der drei Kinder, wie es seine Liebe zu ihm gefunden habe. Darauf erwidert Offa, überschwenglich wie bei Shakespeare Goneril:

O dear Sir,
I am all unworthy to acknowledge half,
Half of your pious bounties on a Son,
A wretch so ill-deserving as myself;
Your hand has evermore been open to me,
Your blessings still more readily have showr'd
Upon my head, than I had grace to ask them ....

Mildred versichert unter Thränen, seine Güte sei unaussprechlich:

Could, or durst I attempt t'express your goodness?
More than to say, 'tis more than I can say.

Doch wie sich später zeigt, meint sie es aufrichtig, anders als Offa. — Endlich richtet der Alte seine Frage auch an Anthynus. Dieser mag nicht schmeicheln, und aufserdem ist sein Gemüt verbittert, weil der Vater ihn, den Erstgeborenen, zuletzt fragt.

Segb. Now there rests
Of all my children but you, to resolve me,
How you have found my love.

Anth. You ask me last,
Sir, I presume, 'cause you have had me longest,
To crown their testimony.
Segb. Yet you seem,
Anthynus, by your leave, least to know me,
But like a stranger look upon me when
These give me due respect.
Anth. Lesse than due
I dare not give you; and more were to abuse you.
Though I do not applaud, I must approve,
You are a right good father. (W. III, 466 f.)

Diese Offenheit verletzt Segbert, und er bestimmt, dafs bei seinen Lebzeiten der zweite Sohn Offa als Erstgeborener betrachtet und geehrt werden solle. Und doch ist Anthynus von wahrer Kindesliebe erfüllt, denn er begleitet freiwillig den Vater in die Verbannung, während Offa bald darauf beiden nach dem Leben trachtet. — Der Überfall Segberts und seines Sohnes Anthynus durch Offa und die von diesem gedungenen Mörder gemahnt an „Macbeth", wo auch ein Vater (Banquo) fällt, der Sohn aber entkommt (III, 3). Dafs, wie sich später herausstellt, Segberts Tod nur scheinbar ist, thut der Ähnlichkeit der Scenen keinen Eintrag. — Den Genius, welcher im vierten Akte dem Anthynus Trost und Vertrauen einspricht (W. III, 528 f.), glaubt Ward auf den Einflufs von Massingers „The Virgin Martyr" (um 1620) zurückführen zu können, welche Meinung trotz der sehr verschiedenen äufseren Umstände viel für sich hat. In Massingers Stück wird Dorothea, die christliche Blutzeugin, im Leben und bei ihrem Tode von einem guten Genius geleitet und getröstet. Derselbe Genius bekehrt später den eifrigen Christenverfolger Theophilus und umschwebt ihn, als auch dieser den Märtyrertod erleiden mufs. Da, wenige Augenblicke vor seinem Verscheiden, hat Theophilus eine Vision: Dorothea erscheint ihm, eine Krone auf dem Haupte, begleitet von seligen Märtyrern, und überreicht auch ihm eine Krone (V, 2). In unserem Stücke sieht sich Anthynus, auf die Eingebungen des Genius hin, im Traume zum Könige von Wessex erhoben. Die Visionen sind von beiden Verfassern als „dumb shows" behandelt. — Ungewifs bleibt, woher Brome seinen Stoff genommen, und insbesondere, ob die Verwechselung des Königs Osriick mit Anthynus etwa dem Einflusse einer Komödie der Irrungen zu danken ist, ungewifs ferner, ob der schlagfertige

Hofnarr Jeffrey als Bromes eigene Erfindung betrachtet werden darf. Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daſs er in der Diebesscene des fünften Aktes (W. II, 535), in welcher Räuber, als Divils, recte Devils, verkleidet, auftreten, demselben Suckling folgte, den er, wie wir annehmen durften, wegen ähnlicher Teufelsscenen verspottete.[1]

[1] Vgl. „The Goblins", Komödie von Sir John Suckling.

Dresden. Dr. E. K. R. Faust.

Pierre de Lariveys Komödien
und ihr Einflufs auf Molière.

Von
Dr. Guido Wenzel.

Unter den zahlreichen Komödiendichtern der vorklassischen Epoche in Frankreich, den Vorgängern Molières, des grofsen, unübertroffenen Meisters des französischen Lustspiels, nimmt Pierre de Larivey wohl den hervorragendsten Platz ein. Der Dichter gehört der Zeit nach dem 16., seiner Bedeutung nach jedoch erst dem 17. Jahrhundert an, und seine Verdienste um die dramatische Kunst in Frankreich sind weniger darin zu suchen und zu erkennen, dafs er zur Weiterbildung, zur Förderung des französischen Lustspiels, wie es von Étienne Jodelle, dem Vater der ersten regelrechten Komödie, angebahnt wurde, beigetragen hat, als vielmehr darin, dafs er selbst, von italienischer Herkunft, das italienische Lustspiel mit seinem frischen dramatischen Leben, seiner Fülle origineller Ideen und ausgeprägter Typen der damaligen mittleren und niederen Volksklassen in Frankreich eingeführt und es im Sinne und Geiste des französischen Volkes umgemodelt, es mit einem Worte den Franzosen mundgerecht gemacht hat.

Vor Étienne Jodelle, der zuerst die schwierige Aufgabe unternahm, den Franzosen eine gleichzeitig nationale und den Forderungen der antiken Kunst entsprechende Komödie zu liefern, nämlich seinen Eugène oder La Rencontre, ein Lustspiel in fünf Akten, kannte man in Frankreich nur tolle, grobkörnige Stücke, welche inhaltlich gar sehr viel Ähnlichkeit mit den alten Fabliaux des 13. Jahrhunderts hatten und an Derbheit und Rohheit meist nichts zu wünschen übrig liefsen. Es waren dies die

alten Farcen und Sotties des Mittelalters, welche besonders bei feierlichen Gelegenheiten, bei Volks- und Hoffesten zur Aufführung gelangten.*

Die Sotties waren im allgemeinen dem französischen Geschmacke nicht so entsprechend wie die leichten lustigen Farcen, welche voll Humor und toller Einfälle so recht für das groſse Publikum geschaffen waren, das im Theater hauptsächlich unterhalten und weniger belehrt werden wollte und auch heutzutage noch eine lustige und humorvolle Wendung selbst im ernsteren Schauspiele stets mit Freuden begrüſst. Daher kam es auch, daſs die ersten dramatischen Stücke, die sich mehr oder weniger eng an Jodelles Werke anlehnten, ihre Wirkung aufs Volk gänzlich verfehlten und mehr für die Gelehrten geeignet waren, welche in dem Wiedererwachen der Klassizität auf dem Gebiete der Komödie, namentlich aber der Tragödie, einen groſsen nationalen Gewinn für Frankreich erblickten. Das Volk, aber zum groſsen Teil auch der französische Adel, der Hof, die Könige Heinrich III. und Heinrich IV. an der Spitze, huldigten dem italienischen Geschmack. Die französischen Könige riefen daher italienische Schauspielertruppen ins Land und lieſsen ihnen alle Ehren und Auszeichnungen für ihr für damalige Zeit vollendetes Spiel zu teil werden. In Italien ebenso wie in Spanien hatte sich bereits aus der schulgemäſsen Nachahmung des antiken Dramas ein neues volkstümliches Theater entwickelt. Die Pracht der Dekorationen, eine leichte und heitere Musik, der Reiz des Gesanges, der Zauber pantomimischer Darstellungen und anmutiger Tänze, die Durchführung der Frauenrollen von Frauen und nicht von jungen Männern, wie dies in Frankreich im 16. Jahrhundert geschah, das alles verband sich mit der Kunst des Dichters und des Schauspielers, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu fesseln, um sein Interesse für das Spiel zu steigern und ihn für immer diesen heiteren Spielen zu gewinnen. In Italien war im 16. Jahrhundert die Stegreifkomödie, die sogenannte Commedia dell' Arte, vorzugsweise beliebt, und sie fand auch gar bald ihren Weg über die Alpen nach Frankreich, wo sie mit Begeisterung aufgenommen wurde und zahlreiche Anhänger fand, weil sie sich

* Cf. Adolf Ebert: Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie in Frankreich, vornehmlich im 16. Jahrhundert. Gotha 1856.

inhaltlich an die alten beliebten volkstümlichen Farcen und Fabliaux anlehnte.*

Die Stücke der Commedia dell' Arte hielten sich fast ein halbes Jahrhundert auf den französischen Theatern, und selbst als Corneille seinen „Menteur“ und Molière verschiedene seiner gelungensten Komödien veröffentlicht hatte, waren jene noch in gutem Angedenken, sowohl in der Hauptstadt als ganz besonders in der Provinz, und Molière hatte auf seinen Wanderungen in der Provinz oft genug Gelegenheit, es zu erfahren, so daſs er sich entschloſs, auch kleinere Stücke, echte Possen, im Stile der Commedia dell' Arte zu verfassen, um den Theaterfreunden von ihrer Lieblingsspeise aufzutischen.

Italienische Stücke im Genre der Commedia dell' Arte und zwar solcher, die im geschriebenen Texte vorliegen und deren Verfasser man kennt, in Frankreich einzubürgern, sie an den Bühnen zu befestigen und sie so zu sagen zum nationalen Gemeingut der Franzosen zu machen, war wohl keiner besser im stande als Pierre de Larivey, dessen Vorfahren in Italien zu Hause waren. Über Pierre de Lariveys Personalien ist uns nicht eben viel Sicheres bekannt. Hauptquelle für seine Biographie bildet ein Werk seines Zeitgenossen und engeren Landsmannes, die „Mémoires sur les Troyens célèbres“ von Grosley. Hiernach war Lariveys Vater ein Italiener und gehörte der bekannten in Florenz und Venedig ansässigen Buchdruckerfamilie der Giunti an. Derselbe war nach Troyes in der Champagne ausgewandert, wo unser Larivey (der Name ist eine Französierung von Giunto = joint = arrivé, also der „Angekommene, der Eingewanderte“) um das Jahr 1540 geboren wurde. Auſserdem wissen wir noch, daſs er Kanonikus von St. Étienne in Troyes war (Chanoine en l'église royale et collégiale de St. Étienne de Troyes) und daſs er nicht lange nach 1611 gestorben sein muſs. Larivey war von italienischer Herkunft, wollte aber als Franzose gelten, weshalb er sich auch immer so nachdrücklich auf seinen Werken als einen Angehörigen der Champagne, als einen „poète champenois“ bezeichnet. Da Larivey das Italienische beherrschte und auch des Französischen vollkommen mächtig war, eignete er

* Cf. F. Lotheissen: Geschichte der französischen Litteratur im 17. Jahrhundert, Band I, p. 265 ff. Wien 1878.



sich ganz vorzüglich, die italienische Komödie in Frankreich einzubürgern.

Den wichtigsten Teil in der litterarischen Hinterlassenschaft Lariveys bilden die Komödien, von denen neun auf uns gekommen sind. Die sechs ersten: Le Laquais, La Veuve, Les Esprits, Le Morfondu, Les Jaloux, Les Écoliers erschienen zusammen im Jahre 1579. Die drei letzten: La Constance, Le Fidèle und Les Tromperies kamen erst im Jahre 1611, dem Todesjahre Lariveys, an die Öffentlichkeit. Die besten Leistungen des Dichters sind unfraglich die sechs ersten 1579 erschienenen Lustspiele, welche sich in jeder Beziehung vorteilhaft von den drei letzten schwachen Stücken aus dem Jahre 1611 abheben. Sämtliche Lustspiele Lariveys sind übrigens, so sehr auch immer berühmte französische Litterarhistoriker und Editoren bemüht gewesen sind, Larivey als nahezu selbständig arbeitenden Autor hinzustellen, mehr oder minder freie und geschickte Übertragungen der italienischen Originalstücke, deren Verfasser uns alle bekannt sind. Den Plan der Stücke, den ganzen Aufbau derselben, die Charakteristik hat Larivey direkt herübergenommen und seine Änderungen sind mehr äuſserlicher Art, daſs sie nicht sehr ins Gewicht fallen können.*

Wollte man aber die Bedeutung Lariveys für die französische Litteratur deswegen, weil seine Stücke freie Übertragungen italienischer Originale sind, hinwegleugnen, wollte man seine Verdienste um die französische Komödie in Abrede stellen, so würde man dem fleiſsigen Autor entschieden unrecht thun. Lariveys Verdienste sind allerdings mehr auf dem direkt sprachlichen Gebiete zu suchen, denn er ist in der Handhabung der Sprache ein wahrer Meister, so daſs Professor Darmesteter in seinem „Seizième Siècle en France“ (p. 179) mit Recht sagen kann: „Il annonce la prose de Molière.“ Larivey hat durch seine Übersetzungen italienischer Stücke das Verständnis derselben den französischen Dichtern wesentlich erleichtert und sie mit einer Menge neuer Gestalten und Ideen, mit einer Fülle echt komischer, gelungener Scenen, mit einer Reihe stereotyper Charaktere bekannt gemacht, die infolge ihrer unübertrefflichen Komik bei

* Cf. hierzu J. Vogels: Der syntaktische Gebrauch der Tempora und Modi bei Pierre de Larivey (Böhmer: Romanische Studien, Heft XVIII).

den französischen Lustspieldichtern, vornehmlich bei Molière in etwas veränderter Gestalt, in neu retouchierter Form, feiner und kunstgerechter gezeichnet, immer wiederkehren. Der gemeinsame charakteristische Zug und Grundton sämtlicher Lariveyschen Lustspiele ist das grotesk Possenhafte; sie leiden alle durchweg an Übertreibungen der gegebenen Situationen und Charaktere, und es wiederholen sich stets dieselben mehr oder minder feinen, aber auch zuweilen etwas plumpen Intriguen, Betrügereien und Schurkenstreiche verschlagener Diener und unverschämter Kuppler. Die Diener, und es giebt deren eine ganze Reihenfolge und Blumenlese in den Lariveyschen Komödien, sind ohne Ausnahme gerieben und durchtrieben bis zum Exceſs, dabei aber aufopferungsvoll und ihren Herren treu ergeben, freilich immer auch aus dem Grunde, materielle Vorteile der einen oder anderen Art zu genieſsen. Diese Dienerrollen hat Molière ganz gewiſs aus den italienischen und besonders den ihrer Zeit so beliebten Lariveyschen Stücken kennen gelernt und hat sie mit viel Geschick und Meisterkunst in seinen besten Lustspielen verwertet. Nur hat er die Intrigantenrolle meist einer Dienerin überwiesen, was von noch gröſserer Wirkung sein muſste, da man in Frankreich solche Rollen gern von Frauen spielen sah. Man denke nur z. B. an die glänzend durchgeführte Rolle der Dorine im Tartüffe, einer der Meisterschöpfungen Molières.

Lariveys Stücke sind nur groſs durch einzelne höchst pikante, äuſserst komische Scenen, in denen die gegebenen Situationen zwar nicht eine jedesmalige Folge der Charaktere sind, sondern vielmehr umgekehrt die Charaktere sich den Situationen anpassen, wie es in den gewöhnlichen Possen der Fall ist und sein darf. Es fehlt den Stücken oft, ja meist, die einheitliche Handlung; an deren Stelle finden sich mehrere gleichberechtigte, lose Nebenhandlungen, die, jede für sich, das Interesse des Zuschauers in Anspruch nehmen. Übertreibungen, nicht nur in den Situationen, sondern ganz besonders auch in den Charakteren, sowie deutlich zu erkennende Schadenfreude der ränkespinnenden Personen gehören zu den beiden Hauptkennzeichen der Stücke Lariveys und sind gerade die Charakteristiken des gewöhnlichen niederen Possenspiels. Ganz dasselbe Gepräge wie die im Tone der Commedia dell' Arte gehaltenen Lustspiele Lariveys haben auch die dramatischen Entwürfe und kleineren Stücke Molières,

die er auf seinen Wanderungen in der Provinz (in den Jahren 1647—1658) abfaſste. Es stammen aus dieser Zeit Stücke wie: Le Médecin volant, La Jalousie du Barbouillé, Gorgibus dans le Sac, les Fourberies de Scapin, le Fagoteux, dem ein altfranzösisches Fabliau des 13. Jahrhunderts, Le vilain mire, zu Grunde liegt und aus dem später die genial-tolle Posse „Le Médecin malgré lui“ hervorgegangen ist. Das äuſsere Gewand, aber auch der Aufbau, die ganze Struktur dieser Molièreschen Possen hat ungemein viel Ähnlichkeit mit denen Lariveys, und man ist gewiſs berechtigt, anzunehmen, daſs er Molière zum Muster und Vorbild gedient hat. Molière kehrte auch in den gereifteren Jahren immer wieder zu der niederen Gattung des Dramas, zur Posse zurück, und selbst nachdem er auf dem Höhepunkte seines Dichterruhmes angekommen war, nachdem er Figuren wie Tartuffe und Alceste über die Bretter hatte gehen lassen, verfaſste er wiederum launige, humorvolle Possenstücke, wie z. B. den „Médecin malgré lui“ u. a. Boileau, der scharfe Kritiker des 17. Jahrhunderts, der mit seinem nüchternen Kunstrichterverstande die Welt naturgemäſs ganz anders auffaſste, als sie sich in dem phantasiereichen Geiste eines Molière spiegelte, tadelte mit Unrecht den groſsen und vielseitigen Dichter, daſs er von der erhabeneren und künstlerisch vollendeteren Charakterkomödie wieder zur Posse zurückkam. Boileau begriff eben nicht, daſs es für den groſsen Dichtergenius, der, wie die meisten Komiker, einen entschiedenen Hang zur Schwermut hatte, gewissermaſsen Bedürfnis war, von der ernsteren „haute Comédie“ zur heiteren Posse zurückzukehren, um das Publikum durch seine gelungenen, von Witz übersprudelnden Geistesprodukte, die zu wahren Zeitbildern geworden sind, zu fesseln und zu erheitern.

Weit mehr jedoch als der Plan und der dramatische Aufbau liefert die frappante Ähnlichkeit der Sprache in den Possenspielen Molières und den Lariveyschen Stücken den Beweis, daſs der gefeierte Lieblingsdichter der klassischen Zeit in Frankreich sich an den Italienern bildete. Larivey hatte das Bestreben, den an und für sich schon volkstümlichen Stil der italienischen Komödie noch mehr zu popularisieren. Zu dem Zwecke versteht er es, mit groſser Gewandtheit und Natürlichkeit echt idiomatische Wendungen, bildliche oder sprichwörtliche Redensarten einzustreuen. Bei der Tendenz Lariveys, in einem recht populären

Stile zu schreiben, ist es begreiflich, daſs er derbe und schlüpfrige Stellen seines Originals, an denen es selbstverständlich in einem so volkstümlichen Genre, wie die Komödie ist, nicht fehlen konnte, keineswegs in der französischen Version zu mildern bestrebt ist. Im Gegenteil, er erlaubt sich oft, die bedenklichsten Situationen, die anstöſsigsten Handlungen durch eine derbe, fast mehr als gemeine Sprache breit auszumalen, wie es aber Molière in ganz ähnlicher Weise in mehreren seiner Erstlingswerke, z. B. in dem cynischen „Médecin volant“ gethan hat. Das Publikum des 16. und auch noch des 17. Jahrhunderts war in den possenhaften Theaterstücken an die Darstellung der derbsten Scenen gewöhnt, und die Ohren der Zuschauer damaliger Zeit konnten die gröſsten Dosen prickelnder, unanständiger, ja man darf sagen geradezu gemeiner Ausdrücke vertragen. Um dies deutlicher zu erkennen, braucht man nur einige der Lariveyschen Stücke näher auf den Inhalt und auf die Ausführung hin zu prüfen. Es ist allerdings kaum möglich, den Inhalt dieser Possen in Kürze und knapper Form wiederzugeben, da durch die vielen Verwickelungen, Intriguen und Episoden der einheitliche Faden, sofern von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, vollkommen verloren geht und man nur ein Konglomerat von dramatischen Scenen vor sich hat, in denen die Personen nach Kräften darauf bedacht sind, sich gegenseitig zu betrügen und anzuführen, namentlich aber die Ehemänner zu hintergehen, Väter zu düpieren, verliebte Greise zu überlisten und zu verspotten, um sie von ihrer eitlen und geckenhaften Liebeswut endgültig zu kurieren. Abgesehen von der Zusammenhangslosigkeit dieser Stücke gestattet auch der cynische Inhalt derselben nicht, an dieser Stelle näher auf Einzelheiten einzugehen. Es möge hier nur, um das vorher Gesagte zu illustrieren, ganz kurz der Inhalt eines jener Intriguenstücke und zwar „Le Laquais“ skizziert werden. — Ein verschmitzter, geriebener und erfindungsreicher Lakai Jacquet wird von einem Kuppler Thomas und dem Diener Valère überredet, den hochbetagten, aber nichtsdestoweniger noch sehr verliebten Greis Siméon gehörig hinter das Licht zu führen und ihn für immer von seiner tollen Liebe zu einem jungen reizenden Mädchen, die ihr Herz dem Sohne jenes Alten geschenkt hat, zu heilen. Der Diener erscheint in der Verkleidung des angebeteten Mädchens und spielt dem ahnungslosen

Alten einen ganz gelungenen, höchst komischen und originellen Streich, worüber dieser zwar nicht wenig aufgebracht ist, aber doch von seiner krankhaften Liebestollheit geheilt wird. — Der „Laquais" ist eine Posse im wahrsten Sinne des Wortes und erinnert uns sehr an die alten lustigen Fabliaux und Farcen des früheren und späteren Mittelalters. Die heiklen Situationen, und zwar die heikelste von allen, die Scene zwischen dem Alten und dem verkleideten Diener, spielt sich übrigens hinter den Coulissen ab und wird nur später berichtet, ähnlich wie in den Tragödien des 16. Jahrhunderts, die sich dem Aufbau nach an die antik-klassischen Stücke der Griechen anlehnten, die Haupthandlung auch nicht vor den Augen des Zuschauers stattfand, sondern von einem Boten weitschweifig erzählt und breit ausgemalt wurde. Eine gewisse Steigerung des Interesses ist im „Laquais" vorhanden, insofern als man gespannt ist, zu erfahren, wie sich der Schlaukopf seines schwierigen Auftrages entledigen wird. Ähnlich wie der „Laquais" sind auch die anderen Intriguenstücke Lariveys beschaffen, und nur „Les Esprits" (die Gespenster) heben sich vorteilhaft von den übrigen ab und müssen mit Recht als die beste dramatische Leistung des Dichters gelten. Sie haben auch auf Molière den unverkennbar gröfsten Einflufs ausgeübt, wie jetzt des näheren dargelegt werden soll.

Der Titel des italienischen Originals war „Aridosio" von Lorenzino de' Medici. Larivey änderte den Titel in „Les Esprits" um, eine Neuerung, die gar wenig passend ist, da die Gespenster nur in einer einzigen Scene vorkommen und gar nicht die Seele des Stückes ausmachen, dessen Quintessenz vielmehr darin besteht, das Gebaren des alten Filzes Séverin und sein Verhältnis zu seinen Söhnen, sowie deren Stellung zum Vater zu kennzeichnen. Die „Esprits" zeigen uns, wie die Adelphi des Terenz, zwei Brüder von entgegengesetztem Charakter. Séverin, der eine, ist rauh, mürrisch und schmutzig-geizig. Er will keinen Pfennig von seinem zusammengescharrten Gelde aus den Händen geben und weder seinem Sohne Urbain noch seiner Tochter Laurence das Geringste überlassen. Er hält seinen Sohn Urbain in strengster Abhängigkeit und möchte ihn am liebsten von jeder Berührung mit der Aufsenwelt fernhalten. Der zweite Bruder Hilaire denkt nicht so. Da seine Ehe kinderlos geblieben, hat er einen anderen Sohn Séverins, den jungen

Fortuné, adoptiert und behandelt denselben mit der gröſsten Nachsicht und Güte. Er verzeiht ihm alle tollen Streiche, denn sein Spruch ist: Jugend muſs austoben („Il faut que la jeunesse ait son cours“). Nicht mit Strafpredigten sucht er ihn zu bessern, sondern durch wohlgemeinte Ratschläge, denn er will nur als sein väterlicher Freund gelten. Die Folgen dieser grundverschiedenen Erziehungsmethoden treten nun in dem Stücke zu Tage. Urbain ist ein Bruder Liederlich geworden, während Fortuné trotz mancher jugendlicher Streiche als besonnen hingestellt wird. Urbain, ein toller, leichtlebiger Bursche, zieht sich in das väterliche Haus in Paris zurück, um dort mit seiner Geliebten ein fröhliches Gelage zu feiern, wozu er sich das Geld zusammengeborgt hat. Das Liebespärchen befindet sich in dem Glauben, daſs der Vater auf dem Lande weilt, wohin er sich vor kurzer Zeit aus Sparsamkeitsrücksichten begeben hat, als er mit einemmal ganz unerwartet in Paris vor der Thür seines Hauses erscheint, um seine mit 2000 Thalern gefüllte Börse, die er ängstlich bei sich trägt, dort in Sicherheit zu bringen. Da ist nun freilich für die im Hause befindlichen Liebenden guter Rat teuer, und der treu ergebene, intrigante und erfindungsreiche Diener Frontin muſs aus der peinlichen Verlegenheit helfen. Er erfindet eine höchst ergötzliche und drollige Geschichte, um den alten Séverin vom Betreten des Hauses abzuhalten. Er hat schon vorher, als er den alten Geizhals kommen sah, die Insassen des Hauses instruiert, auf ein von ihm gegebenes Zeichen, ein lautes Husten, einen Höllenlärm zu machen. Als der Alte urplötzlich diesen Lärm vernimmt und als er gar erst sieht, wie mit Ziegeln und Steinen aus den Fenstern herausgeworfen wird, ist er von Schreck und Furcht völlig gelähmt und trostlos darüber, daſs man ihm all seine Möbel zertrümmert, daſs man ihm sein ganzes Hausgerät zerschmettert. Frontin, der Schlaukopf, bedeutet ihn mit geheimnisvoller Miene, daſs böse Geister im Hause ihr verderbliches Spiel treiben und nur durch feierliche Beschwörung des Maître Jossé zu vertreiben sind. Dieser Maître Jossé steht auf der Seite der Intriganten und wird von Frontin genau in den Sachverhalt eingeweiht. Nach längerem Zaudern und auf Frontins inständiges Bitten, hinter dem sich bitterste Ironie verbirgt, geht der alte Séverin endlich darauf ein, den Geisterbeschwörer kommen zu lassen, freilich nur mit schwerem Herzen,

aus Furcht, daſs dieser viel Geld für seine Dienstleistung fordern wird. Frontin beruhigt ihn hierüber, und es folgt sodann eine Scene, die zwar sehr drastisch und auſsergewöhnlich komisch ist, aber doch etwas zu sehr an Übertreibung und Unnatürlichkeit leidet, insofern als die Intriganten auf geradezu haarsträubende Dummheit und Borniertheit seitens des alten Séverin rechnen. (III. Akt, 2. Scene) Maître Jossé behauptet nämlich, daſs die bösen Geister, die höchst gefährlichen Gespenster nur dann zu bewegen sind, das Haus schnell zu verlassen, wenn Séverin sich, das Gesicht nach unten gekehrt, auf die Erde legt und sich seinen Ring vom Finger ziehen läſst, eine Forderung, worauf die Geister bestehen. Séverin in seiner Herzensangst und Todesfurcht geht auf alles ein, und in der Zwischenzeit läſst Frontin das saubere Liebespaar unter Gepolter entwischen. Der Ring wird hierauf verkauft, und die drei Schelme Jossé, Frontin und Urbain teilen sich in den Raub. Der überlistete und übertölpelte Séverin hat auf diese Weise seinen Ring, ein altes Familienerbstück im Werte von 30 frcs., verloren, worüber er ganz trostlos und traurig ist. Er ist aber doch auch gleichzeitig froh gestimmt, daſs die bösen Gespenster für immer aus seinem Hause verbannt sind, und zum Danke dafür lädt er den Zauberer zu einem lukullischen Mahle ein und verspricht ihm eine halb vom Marder aufgezehrte Taube, ein Stückchen goldgelben Speck und sechs Stück auf dem Feuer geröstete Kastanien. Während sich die Geisterbeschwörungsscene abspielt, wird dem alten Séverin die Geldbörse, die er aus Vorsicht in einem Loche vergraben hat, von Désiré, dem zukünftigen Schwiegersohne, entwendet. Dies ist die direkte Nachahmung einer Scene aus der „Aululuria“ des Plautus. Als Séverin beim Zurückkommen seine Börse anstatt mit Goldstücken mit Steinen gefüllt wiederfindet, gebärdet er sich wie ein Unsinniger, rauft sich das Haar und wünscht sich den Tod. Désiré hat den Schatz entwendet, nicht um den Alten zu bestehlen, sondern nur um ihn zu ängstigen und seines greulichen Geizes halber zu züchtigen. Er giebt das Geld an Hilaire, Séverins Bruder, und dieser erstattet es ihm später wohlbehalten zurück, wobei der Geizhals in höchst drastischer Weise ausruft: „Götter, es sind dieselben!“ Die Entwendung und spätere Zurückerstattung des Schatzes bildet den Kern des ganzen Stückes; es entsteht dadurch die Verwickelung und die glückliche Lösung

des Ganzen. Der alte Geizhals freut sich des Wiedergewinnes seiner angebeteten und vergötterten Goldstücke und giebt freudigen Herzens sein Jawort zur Vermählung seiner Tochter Laurence, die von Urbain, der inzwischen vermögend geworden ist, ausgestattet wird. Das ganze Stück schlieſst mit einer dreifachen glücklichen Heirat.

Die „Esprits“ sind das einzige Stück, in welchem Larivey selbständig einiges hinzugefügt, und zwar bei der Wiedergabe der auf Illustrierung des Charakters des alten Séverin bezüglichen Abschnitte. Lariveys Zuthat ist z. B. das köstliche Anerbieten, welches der Geizhals dem Geisterbeschwörer für seine geleisteten Dienste macht. Er sagt: „Davantage je vous dis que, quand aurez affaire de quelque argent, comme d'un teston (Silbermünze von 10—15 Sous), venez à moi, je le vous prêterai pour un jour, voire (sogar) deux, en me baillant un petit gage.“ Ebenso ist die Einladung zu dem lukullischen Mahle eigene Erfindung Lariveys. Ferner folgende treffliche Schilderung des alten Filzes, der in einem Monologe also spricht: „J'ai faim, mais je veux encore épargner ce morceau de pain que j'avais apporté: il me servira bien pour mon souper ou pour demain pour mon dîner avec un ou deux navets cuits entre les cendres.“ All diese Einzelheiten, welche Larivey hinzugefügt, tragen dazu bei, die „Esprits“ in Bezug auf Durchführung des Charakters der Hauptperson zu erhöhen. Die „Esprits“ sind vom dramatischen Standpunkte aus betrachtet entschieden das Beste, was der Dichter geleistet, zumal sie auch, zum Teil wenigstens, den Charakter der Selbständigkeit wahren. Die Handlung im Stücke ist zwar wegen der grundverschiedenen Erziehungsmethoden der beiden Brüder, sowie der geteilten Interessen der einzelnen Personen nicht recht einheitlich, aber doch dreht sich schlieſslich das Ganze um einen Angelpunkt, um Séverin und dessen Geiz. Die Situationen sind oft, ja meist, sehr komisch und interessant und auch im Gegensatz zu den übrigen Stücken, namentlich durch Lariveys Zuthaten, eine notwendige Folge der Charaktere, welche allerdings, mit Ausnahme von Séverin und dem Diener Frontin, nur matt gezeichnet sind. Letzterer ist ein raffinierter, durchtriebener Geselle, der Intrigue über Intrigue spinnt, um den Alten möglichst viel zu ärgern. Die Intrigue ist immer wieder neu und daher bleibt das Interesse auch immer frisch und leben-

dig. Fehlen dem Stücke nun auch, vom rein künstlerischen Gesichtspunkte aus betrachtet, die Hauptmomente, namentlich die einheitliche Handlung, um es als ein Lustspiel gediegener Art hinstellen zu können, so ist doch die Sprache meist die der besseren Komödie. Sie ist weniger derb, grob und anstöſsig als in den übrigen Stücken; der Dialog zeichnet sich durch knappe, kräftige, klare, bilder- und spruchreiche Diktion aus, die aber doch so populär gehalten ist, daſs weder Gezwungenheit noch Geschraubtheit Platz greifen. Die Sprache ähnelt sehr der Molières in den in Prosa verfaſsten Komödien und erinnert bereits an die ausgeprägte Formgewandtheit des groſsen Meisters.

Was hat nun Molière wohl von Larivey gelernt und was hat er speciell aus den „Esprits“ benutzt? Die „Esprits“ lieferten ihm die Sujets zu zwei seiner besseren Komödien, zur „École des Maris“ und zum „Avare“. Die Idee der Männerschule ist schon sehr alt; Plautus und Terenz hatten sich bereits dieses Stoffes bemächtigt, nach ihnen die Italiener und dann wieder Larivey. Molières Stück hat mit den Lariveyschen „Esprits“ in Bezug auf Gang, Handlung, Darstellung einzelner Scenen gar nichts gemein. Nur die Grundidee, die verschiedenfache Erziehung zweier jungen Männer durch zwei Brüder ungleichen Charakters, nahm Molière auf. Er wuſste aber dem Lariveyschen Stücke eine gröſsere Mannigfaltigkeit zu geben, indem er statt der beiden Söhne zwei junge Mädchen einführte, an welchen sich die Erziehungskunst der Brüder bewähren soll. Die neuere Komödie muſs, den veränderten Verhältnissen und Anschauungen des Lebens entsprechend, den Frauen eine gröſsere Rolle zuweisen, als es die Alten und auch die Italiener des 16. Jahrhunderts thaten. Molière trat als Verfechter der modernen Ideen für die Würde der Frauen, ihre Selbständigkeit und ihre freiere Stellung in der Familie und Gesellschaft auf. Zwei junge Mädchen werden von Pflegevätern erzogen. Sganarelle, der Pflegevater von Isabelle, ist streng, ernst, finster und sucht sein Mündel vom Verkehr mit der Auſsenwelt fernzuhalten. Ganz und gar das Gegenstück ist sein Bruder Ariste, Leonores Erzieher. Er ist milde, gütig, nachsichtig und vertrauensvoll. Er hat Verständnis für die Herzensneigungen des jungen Mädchens, pflanzt ihr Liebe zu den Menschen sowie zum geselligen und häuslichen Leben ein, begünstigt ihre Liebe zu einem rechtlichen braven

Bewerber um ihre Hand und findet in dem Glücke seines Mündels reichlichen und den schönsten Lohn für seine Mühen.

Weit wichtiger als für die „École des Maris“ wurden die „Esprits“ für den „Avare“. Diese Komödie hat nicht nur in Bezug auf die Charakterzeichnung des Geizhalses viel Ähnlichkeit mit den „Esprits“, sondern es läſst sich auch eine gewisse, teilweise sogar frappante Verwandtschaft einiger Ideen und Situationen konstatieren. Als hauptsächliches Moment für die Ähnlichkeit beider Stücke fällt die Charakterschilderung der beiden Geizhälse ins Gewicht. Séverin und Harpagon sind beide von Hans aus reich, beide darben aber inmitten ihres Reichtums und sind nur ängstlich und peinlich darauf bedacht, denselben zu hüten und zu vermehren. Ganz köstlich schildert Désiré seinen zukünftigen Schwiegervater Séverin (Esprits II, 1). Dort heiſst es: „Il est avare, envieux, hypocrite, superbe, nonchalant, mensonger, larron, sans foi, sans loi, sans honte, sans amour, bref un monstre engendré des vices et de la sottise.“ Wohl selten sind auf einen Menschen so viele liebenswürdige Attribute, eine solche Blumenlese schmückender Prädikate gehäuft worden. Séverins Charakterschilderung ist übertrieben, ebenso die Harpagons, obwohl sie sonst ein Meisterstück des Dichters genannt werden muſs. Infolge der Übertreibungen in den Charakteren, auch der deutlichen Schadenfreude, welche Harpagons Feinde empfinden, streift selbst der „Avare“ hier und da an das Possenhafte. Lariveys Séverin traut keinem Menschen, am wenigsten von allen dem Pfiffikus Frontin. Er trägt das Geld stets bei sich, und als er es einen Augenblick aus den Händen gegeben, ruft er beim leisesten Blätterrascheln „au voleur!“ Harpagon ist ebenfalls im höchsten Grade miſstrauisch, nicht nur gegen seinen ebenso verschmitzten als frechen Diener la Flèche, dessen Hosentaschen er ängstlich untersucht, ob er vielleicht etwas beigesteckt hat (I, 3), sondern auch gegen seine eigenen Kinder Cléante und Elise, die er sogar schändlicherweise im Verdacht hat, daſs sie ihn bestehlen, weil ersterer immer gut gekleidet ist und zuweilen in der Equipage spazieren fährt (I, 5). Der Sohn muſs Rechenschaft ablegen, wie er das Geld erworben hat, und man erfährt, daſs er seine Zuflucht zum Spiele nehmen muſs, nur um das Notwendigste, was der hartherzige Vater ihm verweigert, zusammenzubringen. Molière entfaltet hier seine Meisterschaft in

der Komödie und verarbeitet die verschiedensten Lustspielelemente, indem er auch die ernsten Seiten des Lebens berührt, so sicher zu einem Ganzen, und zwar zu einem Ganzen originalen Charakters, wie in keinem anderen Stücke. Er entrollt vor unseren Augen ein düsteres Familiengemälde und zeigt den Vater im Zwiespalt mit den Kindern, die mit Schmerzen den Tod ihrer guten, zu früh heimgegangenen Mutter beklagen und sich offen gegen den herzlosen, geizigen Vater auflehnen. Cléante macht Schulden, borgt bei Wucherern auf den Namen des Vaters, weil die Not ihn dazu treibt. Der Sohn geht sogar so weit, im Bunde mit dem Intriganten la Flèche des Vaters Kassette zu stehlen. Bei Larivey ist der Konflikt nicht ganz so krass dargestellt, indem dort der zukünftige Schwiegersohn das Geld entwendet. Die Scene, in welcher Cléante seinem Vater die gröbsten Vorwürfe wegen seines Geizes macht, ihm offen ins Gesicht sagt, dafs er sich nicht mehr vor den Augen der Welt sehen lassen dürfe, nachdem er in der gemeinsten Weise Geld zu Wucherzinsen ausgeliehen, nur um immer mehr zusammenzuscharren, ist äufserst derb und könnte fast das Sittlichkeitsgefühl verletzen, weil es mehr als ein Streifen an das Gemeine ist, was ja nur in der Posse erlaubt und sogar notwendig, wenn sie ihrer Aufgabe entsprechen will. Strenge Moralisten tadeln daher auch Molière, dafs er in Cléante einen pflichtvergessenen, den Vater verhöhnenden Menschen, einen Dieb dargestellt habe. Sie übersehen dabei ganz, dafs Cléante auch keineswegs als ein ehrenhafter Mann hingestellt werden soll. Molière will vielmehr zeigen, wie der gemeine Geiz des Vaters die Familie verdirbt und auf Abwege führt. Die Moral kann nur durch solche Scenen verletzt werden, wie sie im George Dandin öfters wiederkehren, Scenen, worin die offenbare Untreue der Frau auf Kosten des betrogenen Ehemannes geradezu belobt und verherrlicht wird. Ebenso trifft der Vorwurf des Unmoralischen mit Recht eine andere Posse Molières, nämlich die Fourberies de Scapin, worin in höchst bedenklicher, offenkundiger Art Diebstahl und Betrug eine Hauptrolle spielen. Der „Avare“ hingegen ist von der Beschuldigung der Immoralität freizusprechen, und nur engherzige, kurzsichtige Kritiker, so namentlich der Genfer Jean-Jacques Rousseau, haben den „Avare“ verwerfen können, weil der Zweck zwar gut, die Mittel aber gefährlich und unmoralisch seien.

Lariveys Geiziger ist nicht so unbarmherzig und gefühllos wie Harpagon. Er will seine Kinder nicht zu einer Ehe zwingen, wozu sie keine Neigung haben, er will nur nicht wegen des Geldes behelligt sein. Harpagon ist grausam gegen seine Kinder; er nimmt gar keine Rücksicht auf ihre Herzensneigungen und will seine Tochter Elise zwingen, den alten Herrn Anselm zu heiraten, nur deshalb, weil er keine Mitgift verlangt. „Sans dot," das ist immer sein letztes Wort, andere Gründe kennt er nicht. Ehre, Liebe, Altersverschiedenheit u. s. w. gelten ihm absolut gar nichts. Unangenehm berührt es, daſs Cléante in seinem Vater einen Nebenbuhler hat, daſs beide die bescheidene und liebenswürdige Marianne heiraten wollen, eine Ungereimtheit, wozu ebenfalls die italienischen Stücke zahlreiche Beispiele bieten. Harpagon ist trotzig, eitel, geckenhaft und will das junge Mädchen seinem Sohne nicht überlassen, nur weil dieser sich weigert, eine reiche Witwe zu ehelichen. Nur die Entwendung der Kassette und die Zurückerstattung derselben um Mariannes Hand als Preis veranlaſst endlich Harpagon, auf des Sohnes Braut zu verzichten. Auch diese Idee findet sich bei Larivey, indem hier Désiré die Börse entwendet und durch Zurückgabe derselben die Einwilligung zur Vermählung mit Laurence erzwingt. So sehr sich aber auch die beiden Stücke in Bezug auf den Schluſs gleichen, insofern für beide Väter das wiedergewonnene Geld zum leitenden Motiv wird, die Einwilligung zu der Söhne Heirat zu geben, so verschieden sind beide mit Rücksicht auf Darlegung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn. Molière führt uns mehreremal Vater und Sohn im heftigsten Wortwechsel, in stürmischen Scenen vor und entwirft in kühnen Federstrichen mit feinem dramatischem Verständnis ein deutliches Bild beider Personen. Nichts von alledem findet sich bei Larivey. Er folgte hier, freilich zu seinem Nachteil, zu getreu seinem italienischen Vorbilde und läſst Séverin nicht ein einziges Mal im Dialoge mit seinem Sohne Urbain auftreten, was doch, vom künstlerisch ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, unbedingt notwendig gewesen wäre. Man erfährt nur indirekt durch Hilaire oder den Diener Frontin einiges über die Gesinnungsweise des Vaters seinem Sohne gegenüber. In diesem Verstoſse gegen die Regeln der dramatischen Kunst liegt eine der Hauptschwächen des Lariveyschen Stückes im Vergleich zu dem Mo-

lières. In den „Esprits“ wie in den anderen Lustspielen Lariveys fehlt auch eine geschickte und logisch begründete Scenenverknüpfung, und wir begegnen hier derselben Erscheinung, die auch in den Tragödien dieses Zeitraumes eine Folge der mangelhaften Begabung und des geringen dramatischen Verständnisses der Dichter ist. Larivey, gleich wie Jodelle und Garnier, der gröſste Tragödiendichter des 16. Jahrhunderts, verstehen es nur sehr schlecht, die einzelnen Scenen so zu verbinden, daſs die eine die notwendige Folge der vorhergehenden ist, daſs die neu auftretenden Personen nicht unmotiviert in die Handlung eingreifen, sondern daſs die Zuschauer schon genügend von ihrem Auftreten in Kenntnis gesetzt worden sind. Dies ist in den Molièreschen Lustspielen fast durchweg der Fall, wie jeder bei aufmerksamer prüfender Lektüre leicht finden kann.

Aber nicht nur in den Ideen, sondern auch in den Situationen gleichen sich Lariveys und Molières Lustspiel. Um diese Thatsache näher zu beleuchten, mag hier nur einiges hervorgehoben werden.

Die drollige Ringscene bei Gelegenheit der Geisterbeschwörung findet sich wieder bei Molière im dritten Akte, in der zwölften Scene. Nur hat Molière das Übertriebene und Unnatürliche in der Lariveyschen Darstellung, wobei auf des alten Geizhalses Dummheit und Furcht doch ein wenig zu sehr gerechnet wird, vermieden und eine äuſserst geschickte und wirkungsvolle Situation geschaffen dadurch, daſs er den Sohn Cléante dem Vater einen zwar schadenfrohen, aber ganz köstlichen Streich spielen läſst.

Eine andere Scene, die verzweifelte Lage Séverins nach der grauenvollen Entdeckung des Diebstahls (Espr. III, 6), hat Molière (IV, 7) fast wörtlich aufgenommen. Er übertreibt nur noch ein wenig mehr als Larivey und man kann sich eines Lachschauers nicht erwehren, wenn man den alten Harpagon sich selbst als den vermeintlichen Dieb festnehmen sieht, wenn man ihn einmal über das andere „ich bin tot, ich bin schon begraben!“ ausrufen hört.

Auch die Scene zwischen Harpagon und der Kupplerin Frosine (II, 6) findet ein Analogon bei Larivey (I, 3), wo auch ein Kuppler Rufin im Dialog mit Urbain eingeführt wird. Die Darstellung ist jedoch bei Molière weit feiner, geschickter, interessan-

ter und komischer. Rufin spricht gleich von vornherein von einer guten und anständigen Belohnung für seine Kupplerdienste, er verlangt zehn Francs und betont nur in plumper und offenkundiger Weise diese pekuniäre Entschädigung für seine Mühen. Frosine bei Molière hofft auch stark auf eine Belohnung von Harpagon, wenn sie ihm die Marianne zur Gattin verschafft, thut aber fein und rücksichtsvoll, berührt zunächst aus Vorsicht und Schlauheit den heiklen Geldpunkt gar nicht und kommt erst ganz am Schluſs darauf zu sprechen. Als aber Harpagon Ausflüchte macht und mit leeren, allerhand schönen Versprechungen, ohne den Geldbeutel zu öffnen, von der Bühne geht, macht das ränkesüchtige, scheinheilige Weib in einer wahren Flut von Schimpf- und Lästerworten ihrem vorher nur mit gröſster Anstrengung zurückgehaltenen Ingrimme Luft. Dieser gewaltige, schreiende Gegensatz in Frosines Benehmen während und nach der Besprechung kommt ganz trefflich zur Geltung, wirkt überraschend komisch und zwingt den Zuschauer zu einem schallenden Gelächter.

Einige Scenen sind aber nun auch im Lariveyschen Lustspiele schöner und psychologisch feiner durchgeführt als bei Molière, und er hätte sie sich besser zu nutze machen sollen. Hierzu gehört besonders das im zweiten Akte in der dritten Scene gegebene dramatische Gemälde. Dort hat Séverin nach langem Suchen und ängstlichem Umherspähen endlich ein kleines Loch entdeckt, worin er seine mit Gold gefüllte Börse verstecken will. Begeistert ruft er aus: Oh, petit trou, combien je te suis redevable! Hélas, ma bourse, hélas, mon âme! hélas, toute mon espérance! Ne te laisse pas trouver, je te prie! Und doch hat er immer wieder Bedenken und sieht in jedem Steine einen Späher, so daſs er sich beim Vergraben des Schatzes zu jener absonderlich komischen, phantastischen Äuſserung hinreiſsen läſst: Hé, mon petit trou, mon mignon, je me recommande à toi, au nom de Dieu et de St. Antoine de Padoue: In manus tuas, domine, commendo spiritum meum! Man vergleiche hierzu den „Avare“ (I, 4), und es läſst sich in der Situation eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Erwähnten konstatieren, nur ist die Darstellung der Seelenstimmung Harpagons, der seine Kassette soeben im Garten vergraben hat und, sobald nur ein Hund bellt, einen Dieb wittert, weit weniger gelungen und lange nicht so effektvoll als bei Larivey.

Diese Einzelheiten können schon genügend beweisen, daſs Molière bei Abfassung seines „Avare“ die Lariveysche Komödie, die ihm leichter zugänglich war und bequemer sein muſste als das betreffende italienische Stück, vor Augen gehabt und benutzt hat. Im ganzen ist Molières Stück weit kunstgerechter, einheitlicher und interessanter als das Lariveys, und doch kann man es nicht zu den gröſsten Werken des Dichters rechnen, denn dazu ist es zu schwach in der Komposition und zu arm an dramatischer Handlung. Die Gröſse desselben liegt in der Tendenz, zu zeigen, auf welche Abwege der Geiz den Menschen führen kann, ferner in der Charakterschilderung Harpagons, sowie auch in der Erfindung äuſserst komischer und drolliger Scenen, die durch einen witzigen, feinen, geistreichen und lebendigen Dialog das Interesse und die Aufmerksamkeit des Publikums erwecken und dauernd fesseln. Die Sprache im „Avare“ ähnelt zwar der Lariveys, ist aber doch weit formgerechter, abgerundeter, kräftiger und markiger, zuweilen ein wenig derb, aber doch nicht gemein und trivial, was sich auch wenig mit einer guten Komödie verträgt und mehr auf das Gebiet der gewöhnlichen Farce und Posse gehört. Wenn nun auch Molière mit Rücksicht auf die Komposition und den Aufbau der Komödie nicht eben viel direkt von Larivey lernen konnte, so ist doch das Studium der Lustspiele dieses Mannes nicht ohne Wert für den Meister der französischen Komödie geblieben, insofern als er manche gute Idee vorfand, die nur geschickter und eingehender weiter zu führen war, und insofern als Molière Gelegenheit geboten wurde, zu zeigen, wie sich auf einem einfachen Grunde eine groſse und kunstgerechte Komödie aufbauen läſst und wie weit seine Vorgänger noch davon entfernt waren. So viel aber steht sicher fest, daſs Molière von den Italienern und speciell von Larivey viel mehr lernen konnte und in der That auch lernte als von jenen uninteressanten Komödienverfassern des 16. Jahrhunderts, die im Geiste Jodelles Lustspiele in Versen verfaſsten, Stücke, in denen von wirklichem dramatischem Leben, sowie von Komposition und Charakterzeichnung so gut wie gar nicht die Rede sein kann.

Molière-Übersetzungen des 17. Jahrhunderts.

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas.

Von

Johannes Bolte.

Das deutsche Theater war während des 17. Jahrhunderts den verschiedensten Einflüssen der Nachbarländer unterworfen. Auf die begierig angestaunten Schauertragödien und Gesangspossen der seit 1586 erscheinenden englischen Berufsschauspieler [1] folgten die pomphaften Opern Italiens, dessen Commedia dell' arte schon längst an den gröſseren Fürstenhöfen Süddeutschlands, in Innsbruck, München und Wien, bewundert und gepflegt worden war. [2] Daneben weckten niederländische Komödianten, [3] welche zuerst in die Fuſsstapfen der Engländer getreten sein mögen, in Norddeutschland das Interesse für die Erzeugnisse der stammverwandten holländischen, aber auch der spanischen Bühnen-

---

[1] Goedeke, Grundriſs zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. 2, 524—545.

[2] K. Trautmann, Italienische Schauspieler am bayerischen Hofe. Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 193—312.

[3] Vgl. Anzeiger für deutsches Altertum 13, 112 f. Der 1666 von Rist erwähnte Prinzipal Jean Baptista wurde am 10. Juli desselben Jahres von der Königin Eleonore von Schweden in ihren Dienst genommen und erhielt 1500 Thaler Silbermünze jährlich (Dahlgren, Anteckningar om Stockholms Theatrar 1866, S. 7); wahrscheinlich ist er identisch mit dem Jean Baptista von Fornenburgk, der 1674 von dem holsteinischen Herzoge Johann Albrecht gegen die Komödianten Arnold Emmerich und Hermann König klagbar wurde, weil sie in Tönning und Friedrichstadt seine Bande verlassen hatten (Akten des Schleswiger Staatsarchivs). — 1653 traten holländische Schauspieler in Stockholm, 1702 in Berlin auf; und noch 1708 lobt Christian Weise ihr Spiel, „weil alles mit der gemeinen Expression so wohl übereinkommt“. — Vgl. die Nachträge.

dichter, während französische Schauspielertruppen mit allgemeinerem Erfolge und wachsendem Ansehen dem deutschen Publikum ihre eigene aufblühende dramatische Litteratur vorführten. So entstand eine buntscheckige Mannigfaltigkeit, ein unsicheres und unselbständiges Tasten nach fremden Vorbildern, das wunderlich absticht von der geschlossenen Entwickelung des 16. Jahrhunderts, welche durch die naiv-gläubige Verbildlichung der biblischen Historien und die etwas schulmeisterliche Nachahmung des Terenz beherrscht wurde. Wenn mit dem professionsmäſsigen Betriebe der Schauspielkunst der Zusammenhang mit dem allgemeinen Volksleben verloren ging, so brachte doch die in einer Zeit politischer Ohnmacht so natürliche Anlehnung an die ausländischen Muster auch manchen Gewinn. „Eine kurze Zeit lang schien es," sagt Scherer, „als wenn die Veredelung der deutschen Bühne schon im 17. Jahrhundert aus Frankreich kommen, als wenn die herrliche Erscheinung Molières seinen deutschen Standesgenossen höhere Ziele zeigen sollte." In der That, gegenüber dem bedrohlichen Überwuchern der Oper und gegenüber der gespreizten Unnatur der Hauptaktionen muſste durch das Studium Molières die Beobachtung auf das wirkliche Leben gelenkt, die Kunst der Charakteristik herangebildet werden.

Zwei kleine Funde auf diesem Gebiete geben uns den Anlaſs, einen Blick auf die Geschichte der Molièreschen Lustspiele in Deutschland bis zum Jahre 1700 zu werfen.

Zuerst brachten wohl die nach dem Dreiſsigjährigen Kriege häufiger erscheinenden französischen Schauspieler dieselben nach Deutschland. Genaueres läſst sich leider bei den dürftigen Nachrichten, die wir darüber besitzen, nicht sagen; denn erst seitdem einige Fürsten eine stehende französische Hofbühne eingerichtet haben (in Braunschweig und Hannover um 1665, in München 1671), erfahren wir einiges über die dargestellten Stücke. Ich verweise auf die lehrreichen und zuverlässigen Zusammenstellungen von K. Trautmann[1] und trage nur einige Kleinigkeiten nach.

[1] Archiv für Litteraturgeschichte 15, 102—108, 218—221. Wertvolle Aufschlüsse dürfen wir von einer demnächst im zweiten Bande des Jahrbuches für Münchener Geschichte [S. 185—334] erscheinenden Arbeit Trautmanns über französische Litteratur und französisches Theater am Münchener Hofe bis 1726 erwarten.

1667—1669 spielten die französischen Schauspieler Herzog Georg Wilhelms in Lüneburg. Von ihnen wurde wohl auch ein zu Lyon ohne Jahr veröffentlichtes Stück des vielgeschäftigen Samuel Chappuzeau dargestellt, „*Les Eaux de Pirmont, comédie représentée à Pirmont au moi de juin 1669 devant toute la sereniss. maison de Brunsvic et Lunebourg*“.[1] 1673 liefs D. C. de Nanteuil, „*Comédien de leurs A. S. de Brunsvik et Lunebourg*“, in Hannover ein Lustspiel „*L'amante invisible*“ drucken.[2] 1674 erschien in Frankfurt a. M. Brécourts Einakter „*La régalle des cousins de la cousine*“, 1685 zu Wolfenbüttel eine anonyme Tragödie *Proserpine* in fünf Akten, 1689 zu Celle eine „*Europe, Pastoral héroique*“, vielleicht identisch mit der gleichnamigen *Comédie héroique* des Kardinals Richelieu (1643).[4] 1680 unterhandelte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz mehrfach mit einer französischen Gesellschaft, die von Hannover nach Köln gegangen war und ihm vom Bischof von Strafsburg empfohlen wurde.[5] Ein Repertoire der im Karneval 1693 zu Hannover gespielten Stücke[6] nennt folgende Titel: „*Le jaloux, Le coeur* [l. *cocu*] *imaginaire* [Molière], *Le muet, La liberté contentée, Le festin de Pierre* [Molière], *L'amante, Les deux rivales concordés, La coquette, L'empereur Antonie, Psyche* [Molière-Lully], *Le chevalier à la mode, Nicomède* [Corneille], *Le brutal sangfroid*“, darunter also drei Komödien Molières. Auch nach Schweden, wo 1679 Samuel Columbus an einer

---

[1] P. L. Jacob (= Lacroix), Catalogue de la bibliothèque Soleinne (1843) Nr. 1288.

[2] Jacob, Bibliothèque Soleinne Nr. 1453.

[3] Jacob, Bibliothèque Soleinne Nr. 1335.

[4] Chrysander, Jahrbücher für musikalische Wissenschaft 1, 200 und 203 (1863). Daselbst auch andere französische, in Wolfenbüttel aufgeführte Stücke; über die Opern soll später gehandelt werden.

[5] E. Bodemann, Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz 1885, S. 385, 393, 402. Ebenda S. 142 citiert er Molières Tartuffe, 318 L'amour médecin, 392 Scarrons Jodelet. Wie viel Karl Ludwigs Tochter, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, in ihren Briefen von dem Pariser Theater erzählt, ist bekannt und aus Hollands musterhaften Registern leicht ersichtlich.

[6] C. E. v. Malortie, Der hannoversche Hof unter Ernst August. 1847. S. 152.

Übersetzung von Molière und Corneille arbeitete, wo Racines Iphigenie 1684 von Hofdamen dargestellt und seine Esther 1693 von Adelcrantz übersetzt worden war, drangen die französischen Schauspieler; Karl XII. liefs 1699 eine unter Claude Guilmois de Rosidor stehende Truppe anwerben, welche in Stockholm Regnards *Joueur,* Molières *Mariage forcé* und Stücke von Corneille, Racine, Dancourt u. a. spielten.[1] Ein im Stockholmer Reichsarchiv befindliches Verzeichnis ihrer vom August bis Dezember 1700 gegebenen Vorstellungen, das ich leider nicht vollständig kopiert habe, weist u. a. auf: *„Scapin, Dame invisible, Tiridate, Merlin Draguon* [Dancourt], *Regulus, Cleopatre, Agamemnon, Edipe, Mitridate“,* von Molière: *„Mr. de Pourceaugnac, Avare, École des femmes, Amphitrion, Fourberies“.*

Nach dem Vorbild der französischen Komödianten nahmen auch bald deutsche Prinzipale Molières Stücke in ihr Repertoire auf. Eine zuerst 1766 bei J. F. Löwen[2] auftauchende und seitdem weiter fortgepflanzte Überlieferung, die nur auf einer Vermutung Ekhofs beruht, schreibt diese That dem Magister und Schauspieldirektor Johannes Velten aus Halle (1640—1692) zu; allein schon vor der allein uns klar vor Augen liegenden Glanzzeit Veltens spielten andere Banden dieselben Stücke. Mag also auch Velten wirklich zuerst unter seinen deutschen Berufsgenossen oder besser als andere den Wert des grofsen Dichters erkannt haben, der einzige Molière-Darsteller seiner Zeit war er nicht. 1670, drei Jahre vor Molières Tod, erschien zu Frankfurt eine „Schaubühne englischer und französischer Komödianten“ in drei Bänden,[3] eine offenbar von einem Schauspieler besorgte

---

[1] Dahlgren a. a. O. S. 12—20. — Vgl. die Nachträge.

[2] Geschichte des deutschen Theaters, in seinen Schriften 4, 13. Danach C. H. Schmid, Chronologie des deutschen Theaters (1775) S. 34. Vgl. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels, 1879, S. 5. C. Heine, Johannes Velten, Dissertation, Halle 1887, S. 43—47.

[3] Exemplare in Berlin, Dresden, Haag, Hamburg, Kopenhagen, London, Stockholm. Eine nirgends erwähnte Ausgabe, Frankfurt u. Leipzig 1727, in drei Bänden, befindet sich auf der Stuttgarter Bibliothek. Vgl. J. Tittmann, Die Schauspiele der englischen Komödianten in Deutschland, 1880, S. LXI f., der aber in seiner Aufzählung die Précieuses ridicules vergifst. Der Irrtum von H. Schweitzer, Molière-Museum 1, XXXVI

Sammlung der „schönsten und neuesten Komödien", dazu bestimmt, „daſs sie leicht darauſs spielweise wiederum angerichtet, und zur Ergötzlichkeit und Erquickung des Gemüts gehalten werden können". Diese für die Kenntnis des Zeitgeschmackes wichtige Auswahl von 22 Dramen enthält 12 aus dem Französischen übersetzte Komödien, von denen fünf Molière zum Verfasser haben: 1, 6—44 Amor der Arzt; 1, 145—186 Die köstliche Lächerlichkeit *(Les Précieuses ridicules);* 1, 186—221 Sganarelle oder der Hanrey in der Einbildung; 3, 210—328 Der Geitzige; 3, 500—565 Georg Dandin oder Der verwirrete Ehemann. Unter den übrigen befinden sich acht aus den „Englischen Komödien und Tragödien" von 1620—1630 entlehnte Stücke und zwei neue Nummern: Damons Triumpfspiel[1] und eine lederne Dramatisierung von F. Pallavicinos Roman „Taliclea", nach der 1668 zu Frankfurt gedruckten Verdeutschung desselben. Auch in den spärlichen Nachrichten über einzelne Aufführungen deutscher Schauspieler stoſsen wir öfter auf Molières Schöpfungen. Zwar enthält ein von dem Hamburger Caspar Stiller zwischen 1654 und 1663 zu Güstrow eingereichtes Verzeichnis[2] nichts davon, und ebensowenig befaſste sich der Puppenspieler Michael Daniel Treu oder Drey,[3] welcher später Leiter einer Schauspieltruppe wurde, nach Ausweis seines Lüneburger und Münchener Repertoires von 1666 und 1681—1685, damit; doch von den

---

(1881), es seien 1670 nur drei Stücke Molières verdeutscht worden, rührt daher, daſs er nur den ersten Band gesehen hat. Auf ihm fuſst wiederum F. Lotheiſsen, Molière, 1880, S. 387. Über die anderen Nummern der Sammlung vgl. weiter unten S. 121 f.

[1] Das einzige gereimte Stück der Sammlung, nicht identisch mit der 1634 in Kopenhagen gespielten prosaischen Tragödia von den Tugenden und Lastern (5 Bog. 4°), wiederholt Hamburg 1635, 4°. Vgl. S. Birket Smith, Studier på det gamle danske Skuespils Område 1883, S. 55.

[2] Bärensprung, Jahrbücher für mecklenburgische Gesch. 1, 95.

[3] Vgl. Gaedertz, Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg 1888, S. 99—102, und K. Trautmann, Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 257. J. F. Löwen (Schriften 4, 13. 1766) nennt die Treuische Gesellschaft älter als die Veltens; aus ihm schöpft C. H. Schmid, Chronologie des deutschen Theaters 1775, S. 24. Über die angebliche Verbindung des Theologen J. Lassenius mit Treu vgl. Carstens, Allgem. deutsche Biographie 17, 789.

„Hamburgischen Komödianten“ teilt uns Fürstenau[1] mit, dafs sie 1674 im Februar zu Dresden den alten Geizhals *(L'Avare)* und den klugen Knecht Mascarillia und den einfältigen Herrn *(L'Étourdi),* und 1679 ebenfalls in der Karnevalszeit Amor der Arzt, Mascarilias und Scabins Betrügereien darstellten, also vier Stücke Molières, von denen nur zwei in die Schaubühne von 1670 aufgenommen waren. Ohne Zweifel war diese Truppe identisch mit der „Carlischen Hochteutschen Komödianten-Compagnie“, welche, wie wir aus Teubers Geschichte des Theaters in Prag 1, 78 erfahren, am 8. März 1674 auf der Reise von Dresden nach Wien in Prag anlangte. Ihr Leiter Karl Andreas Paulsen oder Paul mufs ein unternehmungslustiger Geist gewesen sein; denn wir treffen ihn während der Jahre 1661—1679 an den verschiedensten Orten Deutschlands und auch in Dänemark und Schweden an: Am 4. Dezember 1663 verklagt der Komödiant Karl Andreas Paulsen seine Ehefrau, die Komödiantin Elisabeth Paulsen, wegen eines im Lollfufs zu Schleswig begangenen Ehebruchs,[2] 1664 spielt er zum Ostermarkte in Lüneburg, 1665 in Frankfurt a. M. und Basel, 1668 in Güstrow und Lübeck,[3] 1671 in Kiel;[4] 1672 oder kurz vorher hielt sich in Kopenhagen eine „berühmte Primadonna“ Anna Paulson auf, welche man vergeblich für ein Engagement in Rufsland zu gewinnen suchte.[5] Wie Litzmann[6] kürzlich treffend nachgewiesen hat, geht die älteste erhaltene deutsche Bearbeitung des Shakespeareschen Hamlet auf denselben Prinzipal zurück, und auch die chrono-

---

[1] Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden 1, 244 und 253 (1861).

[2] Mitteilung des Staatsarchivars Herrn Dr. Hille in Schleswig.

[3] Gaedertz, Theaterzustände (1888) S. 76. 99. E. Mentzel, Arch. f. Frankfurter Geschichte 9, 92 (1882). A. Burckhardt, Beiträge zur Gesch. von Basel 2, 205 (1839). Bärensprung, Jahrbücher für mecklenburg. Gesch. 1, 95. Bolte, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 12, 133.

[4] B. Litzmann, Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur, N. F. 1, 9 (1887).

[5] A. Wesselofsky, Deutsche Einflüsse auf das alte russische Theater, 1876, S. 14. A. W. Fechner, Chronik der evangelischen Gemeinden in Moskau 1876, 1, 350.

[6] A. a. O. 1, 6—13: Die Entstehungszeit des ersten deutschen Hamlet.

logisch sicher unrichtige Angabe bei Schmid,[1] dafs 1628 Karl Pauls, der Sohn eines Oberstlieutenants, der Führer einer aus wohlerzogenen und meist studierten jungen Leuten bestehenden Truppe geworden sei, ist auf ihn zu beziehen.

Nicht genauer bezeichnet werden die Gesellschaften, welche am 27. Juni 1677 in Dresden die Komödie vom scheinheiligen Manisten Tartuffe und 1683 dasselbe Stück sowie George Dandin zur Aufführung brachten.[2]

Das Repertoire des schon erwähnten Velten weist unter den 87 bei Heine aufgezählten Nummern zehn Komödien Molières auf, nämlich: 1) *L'Amour peintre,* dreimal[3] (1680, 1684, 1690). — 2) *L'Avare* (1684, 1688). — 3) *L'Étourdi* (1688, 1690). — 4) *Le Misanthrope* (1686). — 5) *L'École des femmes* (1686). — 6) *L'École des maris* (1690). — 7) *Le Bourgeois gentilhomme* (1690). — 8) *Le Mariage forcé* (1690). — 9) *Le Médecin malgré lui* (1690). — 10) *Le Festin de pierre* (1690).

In einem um 1710 in Nürnberg zusammengestellten Verzeichnis von Schauspieltiteln, welches J. Meifsner im Jahrbuche der deutschen Shakespearegesellschaft 19, 145—154 veröffentlicht hat, ist Molière ebenfalls vertreten, doch nur mit zehn Stücken unter der Gesamtsumme von 160: Nr. 6 Der kluge Knecht (= *L'Étourdi*?), 56 Geiziger, 59 Don Juan, 68 Bürgerlicher Edelmann, 87—91 Der verwirrte Ehmann Georg Dandin, Die köstliche Lächerlichkeit, Gezwungener Arzt, Malende Liebe, Amor der beste Arzt, 157 Listig Scapin, 158 Don Pedro Gastmahl (= *Festin de Pierre*).[4] Namentlich als Nachkomödien erhielten sich die Schöpfungen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem Repertoire der fahrenden Banden. So ergötzte 1699 in Linz „Le Malade imaginaire oder Pickelhärings Akademie" die Zuschauer der blutigen Tragödie Titus Andronicus,[5] und dasselbe Stück wurde am 6. März 1705 in Merseburg nach Beschlufs der bekannten Aktion „Der flüchtige

---

[1] Chronologie des deutschen Theaters 1775, S. 26.

[2] Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden (1861) 1, 250. 271.

[3] Fürstenau 1, 271. 307. Heine, J. Velten, S. 29.

[4] Vgl. Fürstenau 1, 308: Don Juan oder des Don Petro Gastmahl.

[5] Bolte, Anzeiger für deutsches Altertum 13, 112. Cohn, Jahrbuch der Shakespearegesellschaft 23, 280.

Virenus und die getreue Olympia" gespielt. 1722 wird uns Amor der Arzt als eins der beliebtesten Nachspiele genannt,[1] und zahlreich sind die Beispiele, die man aus den Sammlungen von Theaterzetteln dieser Zeit[2] anführen könnte. Deutsche Schauspieler brachten auch Molières Werke zuerst nach Rufsland: von ihnen wurde unter der Grofsfürstin Sophie (1682—1689) der Médecin malgré lui zu Moskau dargestellt; später, als Peter der Grofse 1701 durch Johann Kunst und dann durch Otto Fürst sich eine Hofbühne hatte einrichten lassen, wurden die Précieuses ridicules, Amphitryon, George Dandin deutsch und auch in russischer Übersetzung gegeben.[3]

Wie nun im 17. Jahrhundert die Meisterwerke des französischen Dichters dem deutschen Publikum mundgerecht gemacht wurden, davon gewähren uns noch die vier gedruckten Komödien in der Schaubühne von 1670 eine leidliche Vorstellung. Dafs die zierliche und gelenke Sprache des Originals nicht annähernd wiedergegeben wurde, namentlich für das verwöhntere Ohr der Nachwelt, ist selbstverständlich; aber der Übersetzer band sich auch nicht ängstlich an den Wortlaut seiner Vorlage, seine Rede ist roh, aber lebendig und verständlich, weil sie für die Bühne berechnet war. Von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus ist, wie erst Zarncke[4] richtig hervorgehoben hat, eine mehr als 20 Jahre später von dem Nürnberger Verleger J. D. Tauber begonnene Übersetzung angelegt, welche sämtliche Komödien Molières umfassen sollte, aber nie zur Vollendung gelangte. Wie man seit dem 15. Jahrhundert die liebe Jugend am Terenz hatte Latein lernen lassen, wie der Genfer Catherin Le Doux[5] 1599

---

[1] J. Opel, Der Kampf der Universität Halle gegen das Theater. Blätter für Handel, Gewerbe und wissenschaftliches Leben. Sonntagsbeilage zur Magdeburgischen Zeitung 1881, Nr. 21, S. 161 f.

[2] Z. B. auf den Bibliotheken zu Frankfurt a. M., Hamburg, Kopenhagen.

[3] Wesselofsky, Deutsche Einflüsse auf das alte russische Theater, S. 37, 52. Auch Scarrons Gardien de soi-même ging damals über die Moskauer Bühne als „Prinz Pickelhering oder Jodelet durch sich selbst verhaftet".

[4] Christian Reuter. Abhandlungen der sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 9, 470 f. (1884).

[5] Bolte, Ztschr. f. deutsche Philologie 20, 82. Für die Hofschule des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel schrieb Le Doux 1604 eine französische Schulkomödie „*Tobie*" (Exemplar in Berlin).

den Tübinger Studenten die Erlernung der ital. Sprache dadurch annehmlich zu machen trachtete, daſs er den terenzischen Eunuchus in eine modische italienische Komödie „in gratiam studiosorum linguæ italicæ“ umformte, so erschien 1692 zu gleichem Zwecke eine vollständige italienisch-deutsche Übersetzung des Terenz, in welcher Seite für Seite links der italienische Text und rechts der deutsche gedruckt war: „Die Comödien der Terentii Ubersetzt In die reine Toscanische Sprache Von Antonio Gagliardi. Nebst der teutschen Version nach dem Toscanischen von Wort zu Wort gegeben Von J. C. M[üller]. Allen der Toscanischen Sprache liebenden zu grossen Nutzen. Leipzig, Verlegts Friedrich Lanckschens Erben, Anno 1692.“ [1] Dieses Werk nun gab, wie ich glaube, dem Nürnberger Buchhändler den Gedanken ein, eine Molière-Ausgabe zum Unterrichte im Französischen in ähnlicher Weise herzurichten. Da schon damals Schulbücher einen besseren Absatz als rein belletristische Werke fanden, lieſs er eine französische und eine deutsche Ausgabe, die sich Seite für Seite genau entsprachen, drucken, um so durch Ineinanderbinden derselben ein zum Schulgebrauche dienliches Exemplar herrichten und auch jede Ausgabe einzeln verkaufen zu können. Vielleicht läſst sich noch in der pädagogischen Litteratur jener Zeit eine Äuſserung über die wirkliche Verwendung des Buches entdecken. Als Analogon kann ich noch eine 1698 von dem Sprachmeister Nicolo de Castelli in Halle unternommene Übersetzung sämtlicher Lustspiele Molières ins Italienische [2] anführen, obwohl der-

[1] Exemplare in Berlin, Kassel, Göttingen, Greifswald und auf der Münchener Universitätsbibliothek. Eine zweite Auflage erschien zu Leipzig 1727 (Berlin).

[2] Le Opere di G. B. P. di Moliere. Lipsia, Gleditsch, 1698. 4 Bände 12° (Exemplare in Berlin und auf der Breslauer Stadtbibliothek). N. Aufl. Lipsia 1740 (Berlin). Der Autor, welcher sich kurfürstl. brandenburgischer Sekretär nennt, erscheint schon 1691 am Berliner Hofe mit einem Glückwunschgedicht; 1696 dediziert er Friedrich III. und seiner Gemahlin Sophie Charlotte, der geistreichen hannoverschen Prinzessin, eine Pastorale „Il pastor infido“. Vgl. Adelungs Fortsetzung zu Jöchers Gelehrtenlexikon 2, 178 (1787) und Heinsius, Allgem. Bücherlexikon 1, 515 (1812). — „Zum Behuf derjenigen, so die italiänische Sprache lernen“, übersetzte Talander (= A. Bohse) 1699 zu Erfurt Guarinis Pastor fido in deutsche Prosa (Breslauer Universitätsbibliothek). — Vgl. die Nachträge.

selbe seine Absicht nicht mit dürren Worten ausspricht. „*Meritarono,*“ sagt er in der Vorrede zum ersten Bande, „*le di lui opere, a causa delle belle inventioni, argutie, stilo e leggiadria sparsavi, che fossero tradotte in lingua Tedesca, dopo d'esser state varie volte rappresentate, con applauso universale, sopra li teatri della Germania.*“ Aber er schrieb nicht für seine Landsleute, sondern für Deutsche, denen das französische Original doch leichter verständlich war als die italienische Übersetzung: und dies läſst ohne weiteres den Schluſs auf einen pädagogischen Zweck der Arbeit, welche übrigens noch 1740 wieder aufgelegt wurde, zu. Die Nürnberger Übersetzung „Derer Comoedien des Herren von Molière königlichen Französischen Comoediantens ohne Hoffnung seinesgleichen“ erschien nun im Jahre 1694 in drei Teilen.[1] Sie enthält 13 Stücke Molières: *Festin de Pierre, Médecin malgré lui, Sicilien, Comtesse d'Esbargnac, Monsieur de Pourceaugnac, Précieuses ridicules; Bourgeois gentilhomme, Malade imaginaire, Amour médecin, Mariage forcé; George Dandin, Avare, Fourberies de Scapin* und zuletzt Brécourts Komödie *L'ombre de Molière* (1673), die auch den ersten französischen Gesamtausgaben Molières angehängt war.[2] Ausdrücklich widmet der seinen Namen hinter den Initialen J. E. P. verbergende Übersetzer sein Buch „der Jugend, welche der Frantzösischen Sprach begierig seyn mag, zu desto geschwinder und leichter Begreiffung derselben“. Schon diese Worte stimmen ebensowenig wie die Namensbuchstaben zu dem Schauspieldirektor J. Velten, den eine unsichere Tradition zu dem Verfertiger dieser Übertragung stempeln will. Noch klarer wird die Unmöglichkeit derselben durch die Erwägung,[3] daſs Velten nur sechs der hier verdeutschten Stücke gab, während er vier andere spielte, die in der Nürnberger Übersetzung fehlen. Zudem hat er die Herausgabe der letzteren schon deshalb nicht besorgen können, weil er 1692 zu Hamburg gestorben war. Die genannte Übersetzung von 1694 nun, welche Lotheiſsen[4] plump

[1] Exemplare in Dresden, Mainz, Weimar. W. v. Maltzahn, Deutscher Bücherschatz des 16.—18. Jahrh. (1875), S. 345, Nr. 968.

[2] Einen Neudruck von Brécourts Stück veranstaltete Lacroix 1880 (*Nouvelle collection Moliéresque* Nr. 6).

[3] Heine, Velten, S. 17. [4] Molière, 1880, S. 390.

und ungenieſsbar schilt, muſs schon bei ihrem Erscheinen ähnliche Urteile erfahren haben; denn schon im folgenden Jahre veranlaſste der Verleger einen anderen Anonymus zu einer „gantz neuen und mit sonderbarem Fleiſse verfaſsten“ Umarbeitung: „Histrio Gallicus Comico-Satyricus sine exemplo ... Wieder aufs Neue in das reine Teutsche übersetzt“.[1] Dieser geht mit seinem Vorgänger streng ins Gericht, weil er „in einer so ungerathenen Art und hundertfältig-verkehrten Wort-Verstand geschrieben, daſs es kein Wunder, wann alle verkehrte und übelständige Wörter von der schwartzen Presse auf dem Papier vor Scham gantz roth erschienen wären“. Zahl und Anordnung der Stücke, sowie der besondere Zweck sind dieselben geblieben; denn er will das Original für „die zur Frantzösischen Sprach begierige Teutsche Nation dem Molierischen Genio gemäſs in das reine Teutsche übersetzen“, aber „nicht vom französischen Wortverstand abweichen, noch unseren ersten Comödien-Spielern diese Comödien-Stücke in sinnreichen und zierlichen Reden, die sich für sie auf ihre Schaubühne schicken mögten, vorschreiben“. Nur der Ausdruck ist hier und da im möglichsten Anschluſs an den französischen Text geändert. Und so weit geht unser Anonymus in diesem sklavischen Bemühen, daſs er auch eigentümlich französische Wendungen und Sprichwörter zuerst wörtlich wiedergiebt, ehe er in Klammern eine freiere Erklärung beifügt. So lauten Valères Worte (Avare I, 1) *„Il est difficile d'accommoder ces deux confidences ensemble“* bei ihm: „sie beede miteinander zur Einträchtigkeit zu bringen (sie beide unter einen Hut zu bringen)“. — Ebenda I, 3: *„Des vilains et des ladres“* = „Lausichte Limmel und Aussätzige (Mist-Bauern)“. — Ebenda: *„Qui se sent morveux qu'il se mouche“* = „Wer sich rotzig befindet, der schneutze sich (Wer sich getroffen findet, der nehme sich's an)“. — Ebenda II, 5 ironisch: *„Je suis votre valet“* = Ich bin euer Knecht (Ja, guten Morgen)“. — Ebenda III, 5: *„Monsieur l'intendant fait bien le nécessaire“* = „Der Herr Haus-Hofmeister macht sich gewaltig geschäfftig (Hat viel Hosen zu waschen)“. — George Dandin I, 4: *„Sachons un peu ce que vous avez dans l'esprit“* = „Laſst uns ein wenig wissen, was euch im Sinne

[1] Nürnberg, J. D. Tauber, 1695. 3 Teile. Exemplar in Berlin.

lieget (in Kropff stecket)". — Amour Médecin III, 9: „*La bécasse est bridée*" = „Der Schnepff ist aufgezäumet (der Vogel ist gefangen)".

Übrigens haben die Nürnberger Übersetzungen[1] in den vier Stücken, welche schon in der Schaubühne von 1670 stehen, diese ältere Übertragung vielfach benutzt. So ist die eben angeführte Stelle des Avare II, 5 „*Je suis votre valet*" 1670 wiedergegeben „Ja Morgen", 1695 „Ja, guten Morgen". Und die Verse am Schlusse von L'amour médecin III, 8 lauten (1695. 2, 315) völlig mit der Schaubühne (1670. 1, 43) gleich: „Wir seynd allein die Aertzt" etc.

Gerade die mangelnde Gewandtheit in der poetischen Form veranlaſste auch, daſs die gereimten Komödien wie der Tartuffe, Misanthrope, Étourdi, École des maris, École des femmes vorläufig noch nicht übertragen wurden. „Weil ich," sagt der Übersetzer von 1695, „auf den Parnasso Poëtico nicht studiert habe, als werden selbige von einem anderen Subjecto, welches den Pegasum geschicklich zu satteln und aufzuzäumen weiſs, in das Teutsche übersetzet, und mit der Zeit von eben diesem auf den Titel benannten Verleger zum Druck befördert werden." Dies Versprechen wurde ein Jahr später wirklich erfüllt; der 1696 gedruckte vierte Teil,[2] den ich nicht gesehen habe, enthält jedoch nur drei Nummern von Molière: *Les amants magnifiques, La Princesse d'Elide (= Les plaisirs de l'île enchantée)* und *Tartuffe*. Eine weitere Fortsetzung ist nicht zu stande gekommen, obwohl 1721 die bisher gedruckten vier Bände noch einmal aufgelegt wurden[3] und die Verleger, J. D. Taubers Erben, eine Prosa-Übersetzung der fünfzehn noch rückständigen Komödien folgen zu lassen versprachen. Im übrigen nennen sie diese Ausgabe „wieder aufs neue zum drittenmal ins Teutsche übersetzt" und reden über die früheren Auflagen ebenso verächtlich wie

[1] Wahrscheinlich schon die erste von 1694, welche mir augenblicklich nicht zur Verfügung steht.

[2] Maltzahn, Bücherschatz des 16.—18. Jahrh. S. 346, Nr. 970. Die in Weimar vorhandene Ausgabe des vierten Teils von 1710 enthält auſserdem die Gherardische Posse *Arlequin empereur de la lune.*

[3] Exemplar in Berlin. Statt der kurzen Nachricht über Molières Leben ist dem ersten Bande Grimarets ausführlichere Lebensbeschreibung vorangestellt.

der Übersetzer von 1695 über seinen Vorgänger. Andere Ausgaben von 1700 und 1710 sind wahrscheinlich nur Titelauflagen. —

Während die beiden eben besprochenen Übersetzungsversuche von 1670 und 1694 schon mehrfach die Aufmerksamkeit der Litterarhistoriker auf sich gezogen haben, sollen uns nun zwei deutsche Bearbeitungen einer Molièreschen Komödie beschäftigen, welche jenen bisher entgangen sind. Die erste ist eine nach J. Mathesons Angabe[1] 1679 von dem Hamburger Kapellmeister Johann Wolfgang Franck komponierte und in Hamburg gespielte Oper, betitelt „DON PEDRO | oder | Die | Abgestraffte | Eyffersucht | in einem | Singe-Spiel | vorgestellt“. $4^3/_4$ Bogen 4⁰ o. O. und J.[2] Das Textbuch, dessen Verfasser nicht angegeben wird, erweist sich bei näherer Betrachtung als eine freie Übertragung von Molières zwölf Jahre zuvor entstandener Komödie: Le Sicilien ou l'amour peintre. Freilich bemerkt der Musikhistoriker E. O. Lindner, dasselbe sei „nach einem italienischen komischen Singspiele“ gemacht, und wir werden weiter unten noch auf ein älteres Zeugnis stofsen, nach welchem Molière wirklich eine italienische Posse benutzt haben soll.[3] Trotzdem bleibt Lindners Behauptung, für welche er keinen Beleg anführt, sehr zweifelhaft. Hätten wirklich Molière und der Hamburger Dichter nach demselben italienischen Originale gearbeitet, so müfste Molière dasselbe geradezu sklavisch abgeschrieben haben. Nun haben aber weder Moland,[4] der das Verhältnis des französischen Dichters zum italienischen Theater untersucht hat, noch Pougin[5]

[1] Der musikalische Patriot, S. 178 (Hamburg 1728).

[2] Exemplare in Berlin und Hamburg. Vgl. Walther, Musikalisches Lexikon 1732, S. 258. Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller 2, 351 (1854). Allgem. deutsche Biographie 7, 212. E. O. Lindner, Die erste stehende deutsche Oper 1855, S. 11. 169. Chrysander, Allgem. musikalische Zeitung 12, 421 (1877). — Vgl. die Nachträge.

[3] Merkwürdigerweise behauptet auch der alte Übersetzer von Shakespeares Taming of the Shrew (1672), sein Stück sei „von italienischem Ursprunge“. Kunst über alle Künste, hrsgb. v. R. Köhler 1864, S. VIII.

[4] Molière et la comédie italienne. Paris 1867.

[5] Molière et l'opéra comique Le Sicilien ou l'amour peintre. Paris 1882. — Vgl. auch Œuvres de Molière, éd. par E. Despois et P. Mesnard 6, 216 f. (1881). Einen kleinen Beitrag zur Frage nach der Quelle des Stückes will ich nicht unterdrücken. Die Novelle bei Gabr. Chappuis,

in seiner Monographie über unser Stück, noch sonst ein spüreifriger Molièrist eine derartige Vorlage ausfindig gemacht; hingegen hat der gründliche Chrysander, ohne Molières *„Sicilien"* zu kennen, sogleich aus dem Tone und verschiedenen Einzelheiten der Hamburger Oper auf eine französische Quelle geschlossen. Daſs auch nicht etwa eine italienische Übersetzung die Vermittlerrolle zwischen dem französischen und dem deutschen Stücke gespielt hat, lehrt eine genauere Vergleichung.

Eine zweite, um zehn Jahre jüngere Übersetzung desselben Lustspiels fiel mir bei einer Musterung der Handschriften auf der Berliner Königlichen Bibliothek auf. Sie ist erst in neuerer Zeit aus dem Magdeburger Provinzialarchive an ihren jetzigen Aufbewahrungsort gelangt und trägt neben der neuen Signatur „Ms. Germ. Quart 980" folgenden Titel: „Der | Verliebte Mahler. aus dem Französischen | übersetzt". 1 Bl. + 46 S. 4°. Über den Verfasser giebt eine Bemerkung auf S. 46 Aufschluſs: „Mersebourg le 15. de Juin 1689 G C Schmidt". Näheres von diesem Schmidt zu erfahren habe ich mich vergeblich bemüht. Daſs nicht an einen Schulmann und eine Schulkomödie zu denken ist, ergiebt sich aus der Geschichte des Domgymnasiums von Merseburg von F. Witte.[1] Eher darf man in dem Stücke ein zur Ergötzung des Herzogs Christian I. von Sachsen-Merseburg[2] und seines Hofes bestimmtes Festspiel vermuten, wie sie im benachbarten Weiſsenfels um dieselbe Zeit der spätere Hamburger Pastor Johann Riemer († 1714) abfaſste. Mehrere seiner öden Spektakelstücke wurden sogar in Merseburg gedruckt und vielleicht auch bei Hofe aufgeführt: 1678 die Tragikomödia „Der

Facétieuses journées 1584, 8, 1, auf welche von den französischen Erklärern hingewiesen wird, stammt ursprünglich aus Matteo Bandellos *Novelle* 3, 23 (in der Londoner Ausgabe von 1791, 7, 292—299), übersetzt in Belle-Forests *Histoires tragiques* Nr. 33 (Lyon 1590. 2, 699—738). Hier ist die Rede von einem gewissen Galeazzo della Valle aus Vicenza, der in Venedig seine Geliebte verliert, weil er einen Maler zu ihr schickt, um sie porträtieren zu lassen; doch tötet er schlieſslich seinen glücklichen Nebenbuhler. Man sieht, es ist nur eine entfernte Ähnlichkeit der Motive vorhanden.

[1] Zwei Programme, Merseburg 1875 und 1876. Vgl. auch Zarncke, Chr. Reuter, Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. 9, 462.

[2] 1650—1691. Vgl. J. Vulpius, Megalurgia Martisburgica. Quedlinburg 1700. S. 119 und 229.

tyrannische Groſsvater oder der glückliche Bastard" [1] und 1685 eine Dramatisierung der Sage von Eginhard und Emma, „Amor der Tyranne mit seiner lächerlichen Reuterey". [2] Wahrscheinlich stammt die Berliner Handschrift aus dem Besitze einer Schauspielertruppe, welche 1689 Merseburg besuchte. Solche Banden wurden damals vielfach von den kleineren Fürstenhöfen auf kürzere oder längere Zeit unterhalten. Im Januar 1695 spielten in Leipzig die merseburgischen Komödianten unter dem Prinzipal Herman Heinrich (Reinhard?) Richter, der 1685—1691 der Veltenschen Truppe angehört hatte; [3] und am 23. September desselben Jahres gaben dieselben hochfürstlich sächsisch-merseburgischen Hofkomödianten in Nürnberg Alexanders Liebessieg und das verliebte Nachtgespenste. [4] In München spielte 1699 der herzoglich Mörsburgische Hofkomödiant Balthasar Prunbach zwölfmal auf dem Rathause und erlegte für diese Vergünstigung am 22. August 1699 27 fl., sowie 6 fl. 6 ß. 9 d. für das Aufschlagen der Bühne. [5] Auch einige in Merseburg gedruckte Operntexte, [6] deren Zahl freilich nicht an die aus Weiſsenfels und Halle erhaltenen heranreicht, weisen auf die Theaterliebe des Hofes: 1672 Die erfreute Ceres. fol. — 1681 Götter-Freude. fol. — 1702 Die verachtete Eitelkeit der Welt. 8°.

Beide Bearbeitungen des Sicilien stehen weder untereinander noch mit der Nürnberger Übersetzung von 1694 in Zusammenhang;

[1] Exemplar in Stuttgart. Eine Handschrift ohne den Namen des Verfassers in Dresden: M 15. 1679 führte der Görlitzer Rektor Chr. Funcke das Stück mit seinen Schülern auf. Vgl. Gottsched, Nötiger Vorrat 1, 239 und Goedeke, Grundriſs [2] 3, 226. Wie mir K. Trautmann freundlichst mitteilt, wurde auch in Augsburg im Mai 1698 „Der Glickliche bastardt oder der Türannische Groſsvatter" von der Kaufbeurer Agentengesellschaft (Arch. f. Litt.-Gesch. 14, 240) dargestellt, ebenso noch 1749 in Kaufbeuren.

[2] Exemplar in Berlin. Im Nürnberger Repertoire von 1710, Nr. 132 (Jahrb. d. Shakespearegesellschaft 19, 152).

[3] Zarncke, Chr. Reuter, a. a. O. 9, 465. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters zu Dresden 1, 272. 311.

[4] Will, Historisch-diplomatisches Magazin 1, 214 (Nürnberg 1781). Über eine Merseburger Aufführung 1705 s. oben S. 87.

[5] Gütige Mitteilung Trautmanns aus der Münchener Stadtkammerrechnung [Jahrbuch f. Münchener Geschichte 2, 242].

[6] Gottsched, Nötiger Vorrat 1, 232. 244. 273. Über Weiſsenfelser Opern vgl. Schletterer, Das deutsche Singspiel, S. 221 (1863).

eine Vergleichung beider mit dem Originale fällt entschieden zu Gunsten des Hamburger Singspiels aus. Während jenes noch auf der Grenzscheide zwischen Posse und Operette steht und dem Gesange nur in einzelnen Scenen und Zwischensätzen Spielraum gewährt, hat Franck mit bewufster Konsequenz einen Schritt weiter gethan; durchweg ist in seinem Libretto die ungebundene Rede dem Verse und dem Reime gewichen; in geschickter Weise wechseln drei- bis fünffüfsige Iamben in verschiedener Reimbindung miteinander, geeignete Stellen sind als Arien behandelt. Die neunzehn Scenen Molières sind in drei Akte (Sc. 1—5, 6—13, 14—19) gruppiert, und ein Prolog, in welchem Cupido und Mars durch Fama zu friedlichen Beschäftigungen ermahnt werden, dem Ganzen vorangestellt. Der Ausdruck zeigt Gewandtheit und Frische, ohne sich allzu ängstlich an das Original zu halten; was auch bei der Umwandlung von Prosa in Verse das ungeeignetste Verfahren gewesen wäre. Sorgfältig wird die Herübernahme französischer Ausdrücke und Verbindungen vermieden, die komischen Verse in Lingua franca sind ganz fortgefallen. Als Beispiel führe ich eine Stelle aus der fünften Scene an.

Don Pèdre (donnant un soufflet à Hali): *Qui va là?*	Don Pedro: Wer da? (schlägt).
Hali (rendant le soufflet à Don Pèdre): *Ami.*	Hali: Guth Freund! (schlägt wieder).
Don Pèdre: *Holà! Francisque, Dominique, Simon, Martin, Pierre, Thomas, Georges, Charles, Barthélemy. Allons, promptement, mon épée, ma rondache, ma halebarde, mes pistolets, mes mousquetons, mes fusils. Vite, dépêchez. Allons, tue, point de quartier!*	Don Pedro: Frantz, Merten, Jürgen raus, Den Degen her! das Schild und die Pistolen, Lafs Claufsen fort die Helleparte hohlen Geschwind! geschwind! macht fort! fallt aus Und waget euch mit mier, Frisch drauff lofs, schlagt und gebet kein Quartier.

Dagegen ist der Merseburger und der Nürnberger Übersetzung der wörtliche Anschlufs an den französischen Text gemeinsam; nur wo dieser Reime hat, bringen auch sie Verse. Im ganzen aber bewegt sich der Übersetzer von 1689 noch etwas freier als sein Genosse, er teilt die Handlung in zwei Akte und ordnet die neunte Scene etwas anders als der Nürnberger. Beide zeigen Unkenntnis in musikalischen Dingen, da sie Halis

Bemerkungen in der vierten Scene über *bécarré* und *bémol* (Dur und Moll) ganz mifsverstehen; *C'est du beau bécarré* übersetzt Schmidt: „Der vortreffliche Becarre hats gemacht," und der Nürnberger: „Es ist ein schön Beccaré."[1] Am besten wird man den Charakter der drei Verdeutschungen durch die Mitteilung eines längeren Stückes kennen lernen. Ich wähle dazu eine Stelle der vierten Scene, welche schon im Originale poetische Form trägt (siehe folgende Seite).

Dafs Molières *„Sicilien ou l'amour peintre"* überhaupt in Deutschland sehr günstig aufgenommen wurde, ergiebt sich auch aus der S. 87 hervorgehobenen Thatsache, dafs Velten das Stück wiederholt (1680, 1684, 1699) zur Darstellung brachte. Es läge natürlich nahe, ihm auch die Merseburger Übersetzung von 1689 zuzuschreiben, wenn nicht diese Vermutung bis jetzt jeder Spur eines Beweises ermangelte. Auch in Holland entstand um dieselbe Zeit eine Bearbeitung, der ich hier, weil ich sie noch nirgends angeführt finde, einige Worte widmen möchte. Ihr Verfasser ist der am 3. Juli 1681 verstorbene Andries Pels, welcher in der Litteraturgeschichte besonders als Mitbegründer der nach dem Muster italienischer und französischer Akademien eingerichteten Kunstgenossenschaft „Nil volentibus arduum" zu Amsterdam bekannt ist. Erst nach seinem Tode veröffentlichte sein Freund Pieter Lankeur ein von ihm hinterlassenes Lustspiel:

DE | SCHILDER | DOOR LIEFDE, | BLYSPÉL. | (Kupfer mit der Unterschrift: NIL.VOLENTIBUS.ARDUUM.) | TE AMSTERDAM, | By ALBERT MAGNUS, op de Nieuwen Dyk, | in den Atlas, by den Dam. 1682 | *Met Prilegie.* | 4 Bl. + 64 S. 8°. Das Privileg ist datiert Amsterdam, 30. März 1682. — Exemplare in Berlin und Leiden. — 2. Auflage Amsterdam 1716 (Leiden). — Vgl. die Nachträge.

---

[1] In der Hamburger Oper heifst es richtig: „Er ist zu frisch der Thon, Singt ihr nur eins das im b-mol aushält." „Der dritte — sang recht frisch aus dem stets frohen C." Man vergleiche damit die Charakteristik, welche Matheson 1713 im Neu eröffneten Orchester S. 240. 244 von den einzelnen Tonarten giebt, z. B.: „C dur (Ionicus) hat eine ziemliche rude und freche Eigenschafft, wird aber zu Rejouissancen, und wo man sonst der Freude ihren Lauff läst, nicht ungeschickt sein." „C moll ist ein überaus lieblicher, dabey auch trister Tohn, ... [aber es] mögte einer bey seiner Gelindigkeit leicht schläffrich werden." Er führt auch gleichartige Äufserungen älterer Musikschriftsteller an.

Molière *(1667).*	**J. W. Franck** (1679).
Scène quatrième.	Dritter Auftritt.
Adraste, Hali, Musiciens.	**Adraste, Hali, 3. Music.**
Premier musicien, représentant Philène.	1. Sänger.
Si du triste récit de mon inquiétude, *Je trouble le repos de votre solitude,* *Rochers, ne soyez point fâchés:* *Quand vous saurez l'excès de mes peines secrètes,* *Tout rochers que vous êtes,* *Vous en serez touchés.*	1. Ihr Klippen zürnet nicht, Wenn etwa diſs mein Klagen, Das ich euch wil vortragen, Die Ruhe unterbricht. Euch ach! muſs ich erzehlen Mein ungemeines Quählen, Drüm ach! so zürnet nicht.
Deuxième musicien, représentant Tircis.	2. Sänger.
Les oiseaux réjouis, dès que le jour s'avance, *Recommencent leurs chants dans ces vastes forêts;* *Et moi, j'y recommence* *Mes soupirs languissants et mes tristes regrets.* *Ah! mon cher Philène!*	2. Wenn dich belaubter Wald Der Vögel frohes Singen Pflegt Morgens zu durchdringen, Daſs es mit Lust erschallt, So muſs ich dir auch klagen Des Amors strenge Plagen, Drum zürne nicht, ô Wald.
	à 2.
	ô Ach! was Angst, was Schmertzen Empfinden solche Hertzen.
Philène.	1.
Ah! mon cher Tircis!	Ach! Tirsis Ach!
Tircis.	2.
Que je sens de peine!	Ach mich entseelt mein Ungemach!
Philène.	1.
Que j'ai de soucis!	Ich muſs für Angst noch gar verderben!
Tircis.	2.
Toujours sourde à mes vœux est l'ingrate Climène.	Und ich für Jammer sterben! Kein Seufftzen kan Climenens Ohr durchdringen!
Philène.	1.
Chloris n'a point pour moi de regards adoucis.	Und Thirsis* Blick, will mich üms Leben bringen!
Tous deux ensemble.	à 2.
O loi trop inhumaine! *Amour, si tu ne peux les contraindre d'aimer,* *Pourquoi leur laisses-tu le pouvoir de charmer?*	O strenger GOTT! du wilst uns nur betrüben, Verschaffe doch daſs sie uns müssen lieben, Wo nicht, so laſs dein Quählen seyn Und zieh der Schönheit Strahlen ein.

* lies: Chloris.

G. C. Schmidt (1689).

Dritter Auftritt.

Drey Musicanten singen.

1. Music.

Du Harter Felſs, brech' ich gleich deine Ruh,
Und scheint mein Ach! dein Jubilo zu stören,
Höhr meiner Klage zu:
Ich weiſs, Mein Unglück, qvaal und Pein
Wird deinen Stein
In weiches Wachs verkehren.

2. Music.

Ach! wie vergnügt kan doch im düstern Wald
Die Nachtigal ein frohes Liedgen singen!
Hingegen muſs bey mir ein stetes Ach! erklingen,
Das durch die Thäler schalt.
Mein Frühstück ist nur Angst und Noth,
Und lauter Ach! mein Abendbrodt...
Liebster Hirt, Philen', ach, ach!

1. Music.

Tirsis, treues Hertz!

2. Music.

Waſs leyd' ich vor Ungemach!

1. Music.

Waſs fühl' ich vor Schmertz!

2. Music.

Mein Seuffzen kan Climénen nicht bewegen.

1. Music.

Und Cloris ist stets meiner Lieb' entgegen.

Alle beyde.

O bittre Pein!
Wenn man von seinem Schatz nicht kan geliebet seyn.
Drum, Amor, Strafe sie, daſs sie nicht mehr vermögen
In eines Schäfers Herz die Flammen zu erregen.

Nürnberger Übersetzung (1695).

Dritter Auftritt.

Von drey Musicanten gesungen.

Der erste Musicant.

Wann ich euch die Geschicht von meiner Unruh lehre,
Und etwan eure Ruh, der Einsamkeit zerstöhre,
So zürnet nicht, ihr Felsen-Stein!
Wärs möglich, daſs ein Felſs geheime Noth anhöret?
Ihr würdet, wenn ihr härter wäret,
Von meiner Klag erweichet seyn.

Der andere Musicant.

Das leichte Volck der Lufft schwingt sich, sein Lied zu singen,
In diesem kühlen Wald, seit dem es Tages-Zeit;
Ich aber fange hier vor allen Dingen,
Das warme Seuffzen an, der alten Traurigkeit.
O lieber Philene!

Der Erste Musicant.

Ach Thirsis mein Licht.

Der andere Musicant.

Ich thräne und sehne.

Der Erste Musicant.

Ich beuge dich nicht.

Der andere Musicant.

Immer taub ist meiner Bitt die undanckbare Climene.

Der Erste Musicant.

Cloris gibt mir nimmermehr ein versüsstes Angesicht.

Beyde zugleich.

O ein Gesetz, das nimmer schöne!
Hör Amor! kannst du sie zu unsrer Lieb nicht zwingen,
Was, gibst du ihnen Krafft, uns in ihr Netz zu bringen?

Troisième musicien, représentant un pâtre.

Pauvres amants, quelle erreur
D'adorer des inhumaines!
Jamais les ames bien saines
Ne se payent de rigueur;
Et les faveurs sont les chaînes
Qui doivent lier un cœur.
On voit cent belles ici
Auprès de qui je m'empresse;
A leur vouer ma tendresse
Je mets mon plus doux souci;
Mais lorsque l'on est tigresse,
Ma foi, je suis tigre aussi!

Der 3. Sänger.

1. Verliebeter Sinnen
Verwirrtes Beginnen
Wird billich verlacht!
Denn was sie veracht
Das wollen sie göttlich verehren,
So kan sie die Liebe bethören.

2. Ich liebe die Schönen,
Doch wenn sie mich höhnen,
So wird mir mein Muth
Voll Bärischer Wuth.
Und wil sie für Bofsheit verstummen,
So kan ich recht brüllen und brummen.
Zwar Amors Kunst führt bey sich ihre Ketten,
Doch, glaubts, man kan sich leicht daraus erretten!

Philène et Tircis, ensemble.
Heureux, hélas! qui peut aimer ainsi!

à 2.
Ach glücklich ist, der frey wie dieser liebt,
Den nicht der Zwang der Gluth wie uns betrübt!

In der Widmung sagt der Herausgeber: „*De Heer én Mr. Andries Péls zaaliger heeft my kort voor zyn dood ter hand gestélt, én in eigendom overgegeeven, dit Blyspél, genaamt De Schilder door Liefde, uit de Italiaansche in de Fransche, én uit de Fransche in de Néderduitsche taale gebragt; dóch het laatste door den Heer Péls, maar zo verhanzelt, én verschickt, naar de hédendaagsche tooneelwétten, dat het niet alleen niet vermindert, maar in tégendeel mérkelyk verbétert is.*“ Die hier nicht näher bezeichnete französische Vorlage, welche auf ein italienisches Original [1] zurückgehen soll, ist wiederum der „Sicilien“ Molières. Aber der holländische Dichter, der zugleich ein selbstbewufster Theoretiker war und sich zum Reformator der dramatischen Kunst berufen glaubte, hat einschneidende Veränderungen vorgenommen. Aus der leicht hingeworfenen, mit lustigen Ge-

[1] „*Molière,*“ sagt Pels 1681 in seinem Lehrgedichte „Gebruik en Misbruik des tooneels“ S. 53, „*vólgt in zijn meeste wérk de Italiaanen na.*“ Im vorliegenden Falle mochten das Lokal der Handlung und die Stellen in Lingua franca diese Meinung hervorrufen. Vgl. oben S. 93.

3. Music.

1. Wie thöricht thut ihr doch, die ihr verliebt,
Die Unbarmherzigkeit so eifrig anzubethen;
Drum wärt ihr klug, so solt ihr das mit Füſsen treten
Waſs euer Seel' und Herz kränckt und betrübt.
Denn der liebsten Küſse müſsen
Amors Strick und Band versüſsen.

2. Ich lieb' und brenne zwar so wohl als ihr,
Mein Herze pflegt gar offt ein schönes Kind zu suchen.
Ists aber, daſs man will statt gegenliebe fluchen,
Und find' ich vor ein Lamm ein Tiegerthier,
Ey! wie kan ich wieder reisen
Und der ganzen Welt erweiſsen,

1. u. 2. Music.

Daſs deine Brunst recht klug und glücklich sey zu preiſsen.

Der Dritte Musicant.

Arme Buhler, eitler Wahn!
Wilder Jungfern Opffer bringen.
Niemal hat so Stutz als Zwingen
Klugen Leuten gnug gethan:
Gunst und Liebe sind die Schlingen,
Die die Hertzen { binden / fesseln } an.
Hundert Schöne sieht man hier,
Denen ich pfleg nachzustreben,
Denen ich zu Dienst zu leben,
Alle Mittel kehre für.
Doch, will man ein Tiger geben?
Bin ich auch ein Tigerthier.

Der erste und andere Music.

Ey wie so glückseelig ist! der also wird können lieben.

sängen und burlesken Tänzen verbrämten Posse ist ein dreiaktiges Familienstück geworden, in dem alles gesetzmäſsig und bürgerlich ehrbar zugeht. Im geraden Gegensatze zu dem Hamburger Singspiele sind alle Gesänge und Balletts weggefallen. Zwar läſst Pels seine Personen sämtlich in Versen mit künstlichen Reimverschlingungen reden, aber diese enthalten weniger Poesie als Molières Prosa. Den Kern der Handlung, die Unterhaltung des als Maler verkleideten Liebhabers mit der Dame in Gegenwart des eifersüchtigen Hüters und die listige Entführung derselben, hat er beibehalten; sein zweiter Akt folgt treu Molières Scene 7 und 11—20. Doch mit der kurzen, unvermittelten Lösung vermochte er sich nicht zu beruhigen. Damit die entflohene Sklavin Don Pedros auch mit gutem Gewissen ihre Freiheit genieſsen kann, muſs sich im dritten Akte bei einer langweiligen Gerichtsverhandlung herausstellen, daſs sie eine als Kind in türkische Gefangenschaft geratene vornehme Holländerin und die Schwester des Oberrichters ist. Der geprellte Eifersüchtige wird durch eine Heirat mit seiner wackeren Haushälterin entschädigt,

die mit einem Dutzend Kinder auf der Bühne erscheint und die Abkunft ihrer jungen Nebenbuhlerin enthüllt. Der Schauplatz ist nach Holland verlegt, die Personen haben mit Ausnahme des Don Pedro andere Namen erhalten und handeln nach holländischen Anstandsbegriffen. Der Liebhaber Eduard (bei Molière Adraste) erkundigt sich sorgfältig, ob Leonoor (= Isidore) aus guter Familie herstammt, bevor er ihr seine Liebe erklärt; er wird durch ihre Pflegerin Madonna Laura protegiert. Die Intrigue leitet, wie im Französischen, sein listiger Bedienter Jasje (= Hali), der auch die Rolle der Zaide übernimmt; auch Leonoor hat ein durchtriebenes Kammermädchen Styntje, die den zärtlichen Eduard vom Balkon aus in den Kleidern ihrer Herrin foppt, schliefslich aber mit Jasje das dritte Paar bildet. — Im selben Jahr ging aus der Gesellschaft „Nil volentibus arduum" noch eine Bearbeitung von Molières *Mariage forcé* hervor;[1] ob der unbekannte Autor hier nach demselben Zwange nüchterner Regeln den Dichter gemeistert, vermag ich nicht zu sagen, da ich das Stück noch nicht gesehen habe.

Unter den Verdeutschungen Molières sind endlich noch zwei, wie es scheint, verlorene Arbeiten Bressands für den Wolfenbütteler Hof zu nennen, beide 1694 aufgeführt: „Molière, l'Étourdy, ou les Contretemps d. i. Der Tumme oder die Klugheit zu Unzeit" und „Le Mariage forcé oder Die gezwungene Heirath."[2]

Dafs nun Molières Werke französisch oder in Übersetzungen auf die deutsche Bühnendichtung einen fördernden Einflufs übten, läfst sich ohne weiteres annehmen. Dies aber genauer zu untersuchen, hiefse die Grenzen dieses Aufsatzes überschreiten. Schon der talentvolle Verfasser der Kunst über alle Künste gedenkt

[1] *Kluchtspel van het gedwongen houwelyk.* Amsterdam 1682 (Breslauer Stadtbibliothek). Wahrscheinlich identisch mit dem 1680 erschienenen gleichbetitelten Stücke von A. P[eys]. Vgl. Jonckbloet, Geschichte der niederländischen Litteratur 2, 418 und A. Pels' Lehrgedicht *Gebruik en misbruyk des tooneels* 1681, S. 31.

[2] Salzthalischer Mayenschlufs 1694. 4°. Danach Chrysander, Jahrbuch für musikal. Wissensch. 1, 239. Zu den bei Gottsched (Nötiger Vorrat 1, 341 f.) verzeichneten Übersetzungen des 18. Jahrhunderts füge ich noch drei handschriftlich in Weimar erhaltene Arbeiten von A. H. Porsch: Molières *Amphitryon* (1757), Regnards *Ménechmes* und Montfleurys *La fille capitaine*.

im Alamodisch Technologischen Interim 1675, S. 499 Molières mit Hochachtung;[1] für Christian Weise, der gleich dem französischen Dichter auf die lebendige Charakterzeichnung und Naturwahrheit das Hauptgewicht legte, bedürfen wir noch einer Untersuchung seiner Quellen; als der Verfasser des Schelmuffsky, der Leipziger Student Christian Reuter, 1695 wegen seiner satirischen Komödie „Die ehrliche Frau zu Plissine" vor das Universitätsgericht gefordert wurde, verantwortete er sich, nicht die Beschwerde führende Witwe Anna Rosine Müller habe er beleidigen wollen, sondern er habe seinen Stoff „meist aus dem Molière genommen". Und mit Recht konnte er sich, was Zarncke in seiner ergebnisreichen Monographie[2] übersehen hat, auf die *„Précieuses ridicules"* berufen, aus der er gerade die Haupthandlung entlehnte. Bekundete Reuter in diesem und in seinen folgenden Lustspielen ein beachtenswertes Talent für die Charakteristik und die gelungene Auffassung komischer Motive, so machte ein gleichzeitiger, unter dem Pseudonym Haloander schreibender Autor seinem Vorbilde Molière wenig Ehre. Sein 1696 erschienenes Opus,[3] welches mit dem Verfasser des Schelmufsky in Verbindung zu stehen scheint, ist eine rohe und schmutzige Dramatisierung eines kurz zuvor veröffentlichten französischen Pasquills[4] auf den einflufsreichen Beichtvater Ludwigs XIV., François de La Chaize d'Aix (1624—1709). In der

[1] R. Köhler, Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 1, 406.

[2] Abh. der sächs. Ges. d. Wiss. 9, 492—494. 508. 607. Zarncke nennt Reuters Stück eine Komödie ganz in Molières Manier und Zuschnitt, zieht aber nur den *Bourgeois gentilhomme* zur Vergleichung heran. [Nachträglich hat er, wie ich erst jetzt ersehe, im Litterarischen Centralblatt 1884 (34), 1171 auch auf die „Précieuses ridicules" hingewiesen.]

[3] Der vertrackte Jesuit und | Intriguen-Macher | P. LA CHAISE | Königlicher Frantzösischer | Beicht-Vater, | in einer lustigen | COMOEDIE, | Darinnen über die jenigen Intri- | guen so von ihm in seinem unlängst her- | ausgegebenen Leben zu finden, noch meh- | re und neuere | Liebes-Staats-Practiquen | nebst andern anmuthigen Erfindungen | enthalten; | Aus dem Frantzösischen nach der | Teutschen Redens-Art | eingerichtet, | und auff Begehren | vorgestellet | Von | HALOANDER || Cölln, | Gedruckt bey Peter Marteau, 1696. | 9 Bl. + 418 S. 12°. Exemplar in Berlin. — Fünf Akte in Prosa.

[4] Diese *Histoire du Pere La Chaize Jesuite & Confesseur du Roy Louis XIV.* benutzte ich in einer *Nouvelle edition augmentée,* die 1696

Vorrede verteidigt er sein Unternehmen mit dem Beispiele der Komödie [Tartuffe], „welche ehemahls zu Parifs auff Anstifftung des Mr. le Prince der bekannte Molière auff den P. La Chaize spielen müssen, darinnen sein Naturel und die gantze Lebens-Art unter den Nahmen des Betrügers gar artig verstecket worden.“ Allein mit Molières Feinheit ist die grobe und nicht selten lüsterne Ausmalung aller liederlichen und schurkischen Streiche des Jesuitenpaters gar nicht zu vergleichen. Von einer inneren Verknüpfung der Handlungen, einem planmäfsigen Aufbau ist nicht die Rede. Am erträglichsten, weil naturwahr, sind einige Scenen, welche Leute niederen Standes in charakteristischen Äufserungen vorführen. Wiederholt flucht der betrunkene Narr des Königs Marcolfus (V, 14) wie Schelmufsky: „Der Tebel hol mer.“ S. 399 ein Lied mit dem studentischen Refrain „Rundadinellula“. Der Autor entschuldigt sich ausdrücklich, dafs er beliebter Kürze halber nicht alle losen Stücke seines Helden ausführlich abgehandelt und dafs er „in Vorstellung derer unzüchtigen Affecten unsers Paters manchmahl einige Redens-Arten oder andre Dinge, welche keusche Ohren verletzen und fromme Hertzen touchiren könten“ (und er leistet darin das Mögliche), vorgebracht habe. Ob eine 1729 zu Hamburg gedruckte dreiaktige „satirisch-moralische Tragödie“ von Haloander, Der demasquirte Macarius betitelt, über die Person unseres Autors Licht verbreitet, vermag ich nicht zu sagen; Goedeke[1] übersetzt ohne weiteres seinen Namen in Salzmann; vielleicht war das Stück eine Satire auf die Wolfenbütteler Oper[2] desselben Jahres: „Der flüchtige Macarius.“ In der Tendenz sind mit der Komödie von 1696 mehrere in den nächsten Jahren herausgekommene Satiren auf Vorgänge am französischen Hofe zusammenzuhalten: „Des grofsen Ludwig neues Liebesverständnis mit Madame de Saint-Trou. Paris 1696. 12°.“ Chr. Schröter, Eröffnetes Schau-Spiel von dem verdienten Fall des Hertzogs von Anjou. 1706. 4°.

---

unter derselben fingierten Verlagsfirma „*Cologne chez Pierre Marteau*“ erschienen ist. Ein zweiter Teil ebenda 1695 (Berlin). Eine „deutsche Copey“ war nach Haloander schon 1694 veröffentlicht worden.

[1] Grundrifs[2] 3, 357 nach Gottsched, Nöt. Vorrat 1, 305.

[2] Gottsched 1, 306. Fehlt bei Chrysander, Jahrbücher für musikal. Wissensch. 1, 278.

„Der von Printz Eugenio und Duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV. Siegeland 1707. 4°.“[1] „Des Königs von Franckreich und so genandten Printzen von Wallis kluges und närrisches Lust- und Trauer-Spiel, 1708,“[2] und „Ludewigs des grofsen Königs in Franckreich Trauerklage ... nach Uebergab der Vestung Ryssel ... in einer Opera vorgestellet, 1709, 4°“.[3] Für diesen von Frankreich ausgehenden Hang zu Pasquillen in dramatischer Form[4] liefern uns die bekannten Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, welche mit gesundem Urteile und unverhohlenem Interesse ihren deutschen Verwandten von den Leistungen der französischen Bühne berichtet,[5] einen weiteren Beleg. Wie sie am 18. Oktober 1698[6] erzählt, hatte ihr Halbbruder, der zwanzigjährige genial-liederliche Raugraf Karl Moritz, der sich damals in Paris aufhielt, eine solche Komödie in französischer und eine andere in deutscher Sprache geschrieben, die sie gar nicht übel findet.

Molières Tartuffe und den Pédant joué des Cyrano de Bergerac (1654) setzt Christian Thomasius in Deutschland als bekannt voraus, wenn er 1688 seinen Lustigen und ernsthaften Monatsgesprächen eine Vorrede *„à messieurs monsieur Tarbon et monsieur Bartuffe“*, soll heifsen Barbon und Tartuffe, die Abbilder eines Pedanten und eines Heuchlers, voranstellt und einen berühmten Auftritt aus dem Tartuffe durch ein Kupfer illustriert.[7]

---

[1] Gottsched 1, 262. 277 f.

[2] Gottsched 1, 279. Exemplare auf der Leipziger Stadtbibliothek und in Weimar.

[3] Gottsched 1, 282. Vgl. „Das eroberte Rissel“ im Nürnberger Repertoire Nr. 154 (Jahrbuch der d. Shakespearegesellschaft 19, 153).

[4] Vgl. auch Zarncke, Chr. Reuter S. 480.

[5] Die Molière betreffenden Äufserungen findet man bequem in den Registern zu Hollands trefflicher Ausgabe (Stuttgarter litterar. Verein 1867. 1871. 1874. 1877. 1879. 1881), ferner sind die Briefe an die Herzogin von Hannover bei L. v. Ranke, Sämtliche Werke 13, 108. 176. 276 (1870) zu vergleichen.

[6] So, nicht 1699, ist wohl bei Holland a. a. O. 1, 117 f. 181 zu lesen.

[7] Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus 1, 296 f. 319 (1845), wo aber Bergerac mit Balzac verwechselt wird. Für diesen Hinweis habe ich Herrn Professor Dr. Creizenach zu danken.

Beilage.

Französische Einflüsse auf das deutsche Schauspiel vor 1700.

Wenden wir zum Beschlusse den Blick einmal von den immerhin beachtenswerten Nachahmungen Molières hin zur Betrachtung der übrigen französischen Bühnenwerke, welche auf das deutsche Schauspiel bis zum Ende des 17. Jahrhunderts einen erkennbaren Einfluſs ausgeübt haben. Auch eine knappe Übersicht einiger teils bekannten, teils noch nicht beachteten Thatsachen kann bei dem Mangel an tiefer schöpfenden Arbeiten über die nicht immer erquickliche Geschichte des Dramas im 17. Jahrhundert für weitere Studien nutzbringend sein. Als bibliographisches Hilfsmittel muſs dabei noch immer Gottscheds schon öfter angeführter Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (1757—1765) in erster Linie benutzt werden; denn Goedeke, welcher in seinem unschätzbaren „Grundriſs“ dem Drama des 16. Jahrhunderts die eingehendste Sorgfalt zuwandte, liefert auch in der neuen Auflage für das folgende Säkulum nur einen unvollständigen, wenn auch berichtigten Auszug aus dem Werke seines Vorgängers. Über Einzelheiten auf diesem Gebiete ins Klare zu kommen, erfordert oft mühsame Nachforschungen auf den deutschen und ausländischen Bibliotheken.

Für die Abhängigkeit der mittelalterlichen Passions- und Fronleichnamsspiele von den französischen Mystères ist besonders Mone[1] lebhaft eingetreten; indes sind hier noch viele Vorfragen, besonders chronologischer Art zu erledigen, ehe man das entscheidende Wort sprechen kann. Für die deutschen Behandlungen der Geschichte Josephs hat kürzlich A. von Weilen[2] nachgewiesen, daſs die romanischen Dramen desselben Inhalts nirgends vorbildlich gewirkt haben. Die Fäden, welche das Meisterstück der altfranzösischen Komödie, die Farce vom Advokaten Pathelin, mit Reuchlins epochemachendem lateinischem Lustspiele „Scenica progymnasmata“ (1498) verknüpfen, hat sich Herman Grimm in einem geistreichen, aber zu sehr anfechtbaren Resultaten gelan-

---

[1] Schauspiele des Mittelalters 1, 47. 2, 27. 164 (1846).

[2] Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts (1887).

genden Essay [1] zu entwirren bemüht. Dafs von einer eigentlichen Abhängigkeit nicht die Rede sein kann, legt K. Schaumberg [2] dar, welcher auch das Luzerner Neujahrspiel in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts setzen will. Ein ebenfalls aus Luzern stammendes Fastnachtspiel vom Jahre 1592, von dem sich nur die Inhaltsangaben der Akte und das Verzeichnis der Rollen erhalten haben, ist nach der überzeugenden Darlegung von Holthausen [3] eine ziemlich treue Bearbeitung einer allegorischen Dichtung von Nicolas de la Chesnaye, welche 1507 unter dem Titel *La condamnacion de Bancquet* erschienen war und eine Gerichtsverhandlung gegen das personifizierte Trinkgelage, im deutschen Stücke Convivium genannt, enthielt. Fast gleichzeitig verdeutschte der Bremer Schulrektor Nathan Chyträus Theodor Bezas biblisches Schauspiel *Abraham sacrifiant* (1550), und zwar direkt aus dem französischen Originale, [4] nicht aus einer lateinischen Version. Leider ist es mir nicht gelungen, sein Werk auf den öffentlichen Bibliotheken ausfindig zu machen. Nach dem Leipziger Ostermefskataloge 1595 Bl. Djb war es betitelt: „Ein Herrlich, Christlich vnnd Anmütige Tragoedi von Abrahams Opffer aufs dem Frantzösischen Gedicht Theodorici Bezæ verteutschet durch Nathanem Chytraeum Sampt einem zusatz etlicher neuwer Christlicher Gesäng. Herbornae bey Christoff Raben. 12°.“ Es ist kein zufälliges Zusammentreffen, dafs Chyträus kurz zuvor wegen calvinistischer Neigungen hatte aus Rostock weichen müssen und dafs er in der Folgezeit verschiedene theologische Werke aus dem Französischen übersetzte.

[1] H. Grimm, Fünfzehn Essays. Erste Folge (3. Aufl. 1884), S. 497 bis 514: Das Luzerner Neujahrspiel und der Henno des Reuchlin (1854 geschrieben).

[2] Zeitschrift f. neufranzösische Sprache und Litteratur 9, 1—47: Die Farce Patelin und ihre Nachahmungen. — Vgl. die Nachträge.

[3] Germania 31, 110—115; vgl. R. Brandstetter, Zeitschr. für deutsche Philologie 17, 347—365.

[4] Vgl. darüber J. de Rothschild zum Mistère du Viel Testament 2, XLIX. Timm, der im Rostocker Gymnasialprogramme von 1882, Nr. 577 des Chyträus Ludi literarii sciographia abgedruckt und ein Verzeichnis seiner Schriften beigefügt hat, giebt S. VII den Titel: „Abrahams Opffer mit andern geistlichen Comedien, aus dem Französischen. Herborn 1595.“ — Vgl. die Nachträge.

Gegenüber der massenhaften Produktion, welche Deutschland im 16. Jahrhundert auf dem Gebiete des religiösen und profanen Schauspiels entwickelte, wollen diese vereinzelten Ableger der französischen Bühne wenig besagen. Anders wurde es mit der Wende des Jahrhunderts. Die deutsche Dramatik, deren Triebkraft noch nicht unter den Stürmen des Dreifsigjährigen Krieges erlahmt war, lenkte in neue Bahnen, vor allem unter dem Vorbilde der englischen Komödianten. Doch gleichzeitig mit ihnen, wie schon S. 81 erwähnt wurde, erschienen auch französische Truppen: 1586 u. ö. in Frankfurt, 1604 in Basel, 1613 in Regensburg, Augsburg, Stuttgart u. s. w. Und ihr Auftreten half sicherlich die Kenntnis des französischen Dramas verbreiten, während in der erzählenden Litteratur die Wanderung von Westen über den Rhein eigentlich nie aufgehört hatte und die Lyrik Ronsards und seiner Genossen seit Opitz' Auftreten genauer studiert wurde. Ein elsässischer Schriftsteller, dessen in den Initialen J. B. B. B. versteckter Name noch nicht enträtselt ist, verdeutschte nicht nur das zweite bis fünfte Buch von Nicolas de Montreux' Schäferroman von der schönen Juliana,[1] sondern auch seine Dramen *Diane* (1592) und *Isabelle* (1594). Die Titel dieser noch nirgends genannten Werke lauten: „Ollenici du Montsacré (d. i. Nic. de Montreux), Isabella eine Tragödia, übersetzt durch J. B. B. B. Strassburg 1607. 8°" und: Derselbe, „Diana. Pastoral oder Hirtenspiel, aus dem Französischen durch J. B. B. B. Strassburg 1616. 8°."[2] Eine andere Hirtenkomödie, die 1621 erschienene *Silvie* von Mairet,[3] gab, was ebenfalls noch nicht bemerkt ist, das Vorbild zu der im zweiten Bande der Englischen Komödien und Tragödien (1630) enthaltenen „Comoedia von König Mantalors unrechtmessigen Liebe und derselben Straff". Hier wie dort ein tyrannischer Herrscher, der die Tochter nicht mit dem Geliebten vereinigen will und beide hinzurichten befiehlt. Ein wohlmeinender Zauberer führt dies Gebot nur scheinbar aus, so dafs abwechselnd der eine Teil der Liebenden den anderen wie tot daliegen sieht und bejammert. Im fünften Akte dringt ein fremder Ritter als Deus ex machina

[1] Strafsburg 1615—1617. 8°. Vgl. Goedeke, Grundrifs 2, 576.
[2] Exemplare von beiden Stücken auf der Ulmer Stadtbibliothek.
[3] Vgl. die Nachträge.

in das Schlofs und zerbricht den Zauberspiegel; das Liebespaar erwacht, und nun setzt der reuige König ihrer Verbindung keinen Widerstand mehr entgegen. Fast gleichzeitig dichtete ein Schüler August Buchners, der Holsteiner Zacharias Lund, eine andere französische Schäferkomödie, die er nicht näher bezeichnet, nach. Sein Stück ist Handschrift geblieben: „Reu vnd Leidt Vber die Liebe Der Schäfferin Dieromene. Auss Fransosischer in Teutscher Sprach vbergesetzet Durch Zachariam Lundium.“ [1] Einige Chöre teilte er jedoch 1636 in seiner Sammlung „Allerhand artige Deutsche Gedichte“, Leipzig, S. 70—74 mit. 1644 fand auch A. Montchrestiens *Bergerie* (1601) in August Augspurger [2] zu Dresden einen Verdeutscher.

Auch die Nürnberger Dichtergenossenschaft verfolgte achtsam die Bühnenlitteratur Frankreichs. Eine gewandte Arbeit, *La comédie des proverbes* (1633) des Grafen Cramail, [3] gab der Stifter des pegnesischen Blumenordens, G. P. Harsdörffer, 1641 in seinen Frawenzimmer-Gesprechspielen 2, 309—417 in einer freien Übertragung: „Das Schauspiel Teutscher Sprichwörter, Aus dem Frantzösischen mit zulässiger Freyheit übersetzet.“ Beachtenswert sind die von ihm aufgestellten Grundsätze über die Thätigkeit des Übersetzers; indem er sich auf die Dolmetscher des Pantagruels und des Quevedo, d. i. Fischart und Moscherosch, beruft, sagt er S. 318: „Eine jede Sprach hat ihre Eigenschafft ... Man muss die Wort fahren lassen und bedacht seyn, wie man den Verstand derselben ausdrucken möge: und solches mit grosser Befreyung, dass man auslassen, darzusetzen, änderen und wechseln darff, wie man will, wann es anderst nicht wichtige Sachen betrifft.“ So liest sich auch seine diesmal ziemlich knappe Prosa ganz angenehm. Noch freier benutzte er 1643 in demselben Buche 3, 351—432 die 1629 erschienene und einem

---

[1] 73 + 5 Bl. 4°. Auf der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen, Thottske Samling 1097 in 4°. Vgl. Goedeke 3, 58. Über die ganze Gattung s. G. Weinberg, Das französische Schäferspiel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1884. M. v. Waldberg, Die deutsche Renaissancelyrik, 1888, S. 83—200.

[2] Goedeke 3, 247. Exemplare in Berlin, Leipzig (Stadtbibl.), Zwickau.

[3] P. L. Jacob, Bibliothèque Soleinne Nr. 929—934. Parfaict, Histoire du théâtre français 3, 215—234. Über Harsdörffer s. Tittmann, Die Nürnberger Dichterschule, S. 194—197 (1847).

René Barry Sieur Du Peschier zugeschriebene *Comédie des comédies*[1] für den ersten Akt seiner „Melisa oder der Gleichniss Freudenspiel". Seine Worte: „Die erste Handlung ist fast auss des Balsacs Sendschreiben, so in einem Büchlein *La Comedie des Comedies* genant zusamen gefast", lassen allerdings einen Zweifel, ob er die satirische Absicht des Franzosen, Balzacs *Lettres* zu parodieren, die auch in dem Titel *„traduite d'Italien en langage de l'Orateur"* angedeutet war, völlig durchschaute.

Während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mufste naturgemäfs die sich zur höchsten Blüte entfaltende Litteratur der Franzosen eine wachsende Anziehungskraft auf die traurig gesunkene und nach fremden Mustern haschende deutsche Poesie ausüben. Die kleinen Reichsfürsten, denen die glänzende Hofhaltung Ludwigs XIV. ein unerreichtes Vorbild blieb, unterhielten, soweit ihre Mittel es gestatteten, neben italienischen Sängern französische Komödianten. Das gröfsere Publikum ergötzte sich an den Lustspielen Molières, Scarrons, Boisroberts, welche ihm die heimischen Bühnenkünstler in deutscher Sprache vorführten, oder las die gedruckten Bearbeitungen einzelner ernsterer Stücke, die nicht alle das wegwerfende Urteil verdienen, welches man meist für sämtliche Erzeugnisse dieser an Geschmacklosigkeit und Unvermögen so reichen Periode bei der Hand hat.

Unter Corneilles Tragödien,[2] die wir hier billig voranstellen, erschien zuerst der epochemachende *Cid* (1636) 1650 in einer metrischen Übertragung durch den Hamburger Notar Georg Greflinger, in zweiter Auflage 1679. Wie Harsdörffer geht er darauf aus, nur den „Verstand" des Originals, nicht dessen Worte wiederzugeben; denn „jede Sprache hat ihre Art zu reden, mufs man sich also darein schicken, wie es am bästen stehet". So sehr auch seine Arbeit noch an Unbeholfenheit leidet, so verdient doch, wie W. v. Öttingen in seiner lesenswerten Monographie[3] durch

---

[1] Jacob, Bibliothèque Soleinne Nr. 1039—1041. 1. Suppl. Nr. 138. Brunet, Manuel du libraire, 5. éd., 2, 887.

[2] Die sorgsamen Angaben Picots in seiner Bibliographie Cornélienne (Paris 1876) werden hier etwas vervollständigt.

[3] Über Georg Greflinger von Regensburg (1882) S. 76—82. Eine niederländische Übersetzung des Cid von J. van Heemskerck erschien bereits 1641; vgl. J. te Winkel, Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde 1, 105.

eine sorgfältige Untersuchung erweist, seine lebendige und selbständige Sprache und das Fernhalten aller eigenmächtigen Einschaltungen Lob. 1655 verdeutschte der Strafsburger Isaac Claufs den Cid nochmals und hängte zwei Fortsetzungen von Urbain Chevreau (1638) und Timothée de Chillac (1640) an: Der Climene Trauer-Jahr und Der Geist des Graffen von Gormas.[1] 1699 folgte eine metrische Übertragung von dem herzoglichen Hofmeister Gottfried Lange in Wolfenbüttel, welche Gottsched mit Anerkennung nennt und sogar eines Neudruckes würdigt.[2] Corneilles *Horace* (1639) wurde 1662 von D. E. Heidenreich in nüchterner Prosa wiedergegeben;[3] eine andere Übertragung in Alexandrinern,[4] welche ich auf der Berliner Bibliothek vorfand, erschien 1690 in Prag ohne Namen des Verfassers; der Ausdruck verrät einige Gewandtheit, verstöfst aber oft gegen die Gesetze der deutschen Wortstellung. Besonderer Beliebtheit erfreute sich der *Polyeucte* (1640), welcher bis zum Jahre 1700 viermal verdeutscht wurde: 1666 von Tobias Fleischer,[5] 1669 von Christoph Kormart,[6] 1688 von dem Ham-

---

[1] Exemplare in Göttingen, Hamburg und auf der Leipziger Stadtbibliothek. Vgl. Goedeke 3, 221 und Jacob, Bibl. Soleinne Nr. 1152. In Amsterdam wurde 1654 *'t ware vervolge van de Cid* [nach Desfontaines?] gespielt (Wybrands, Het Amsterdamsche Tooneel 1873, S. 259).

[2] Exemplar in Berlin. Wieder abgedruckt in Gottscheds Deutscher Schaubühne Bd. 1 (1742). Eine summarische Inhaltsangabe des Cid für eine Aufführung in Saalfeld 1714 sah ich auf der Rudolstädter Bibliothek. In Stuttgart wurde er, wie ein dort erschienener Textabdruck beweist, 1698 französisch gegeben; vgl. Trautmann, Archiv f. Litteraturgeschichte 15, 220.

[3] Exemplare in Berlin und Weimar. Goedeke 3, 222. Holländisch schon 1647 von J. de Witt. — Vgl. die Nachträge.

[4] Horatz, | Trauer-Spiel. | 10¼ Bogen 4°. Auf Bl. L3b steht: Prag, gedruckt im Collegio Carolino, | bey Georg Labaun, | Anno 1690. — Eine französische Ausgabe erschien 1706 zu Stuttgart; Arch. f. Litt.-Gesch. 15, 220.

[5] Exemplare in Berlin, Göttingen, Hamburg, Oldenburg, Rudolstadt. Vgl. Goedeke 3, 222 und A. Laun, Die ältesten deutschen Übertragungen einiger Dramen von Corneille. Archiv f. Litt.-Gesch. 3, 249—256. Die Berliner Bibliothek besitzt eine handschriftl. Sonettensammlung Fleischers v. J. 1651, betitelt: Die geistliche Galatee (Mscr. germ. Oct. 110).

[6] Leipzig 1669 (Berlin, Leipziger Universitätsbibliothek, Prag, Weimar). Halle 1673 (Gottsched 1, 232). Leipzig und Halle 1690 (Ulm). Vgl. Goedeke 3, 223.

burger Pastor Heinrich Elmenhorst als Oper[1] mit Musik von Förtsch, und 1698 von einem Stuttgarter Anonymus, welcher wahrscheinlich zu der Gesellschaft der Hofkomödianten J. W. Augustin und J. Fromm gehörte.[2]

Die Bearbeitung des Leipziger Magisters Kormart hat dadurch eine gewisse Bedeutung, daſs sie uns über die Pflege des Schauspiels in den Kreisen der Studenten, aus denen schon so mancher Jünger Melpomenes hervorgegangen war, Kunde giebt. Dem Titel zufolge war das Stück „vor weniger Zeit in Gegenwart und Versamlung hoher Häupter E. Hochlöblichen Universität und E. Ed. E. Hochweisen Raths zu Leipzig“, auf dem Fleischhause, wie Zarncke a. a. O. 9, 464 bemerkt, vorgestellt worden und wurde nun „auf geschehenes inständiges Ansuchen einer Studierenden Gesellschaft“ veröffentlicht. In der Vorrede (Bl. Avijb) verheiſst der Autor, demnächst noch einige schon vor etlichen Jahren verfertigte Stücke in Druck zu geben, „als die Mariam Stuart [Vondel 1646] und Claudianam,[3] den Timocratem,[4] den zur Höllen gestürtzten Lucifer [Vondels Lucifer

---

[1] Chrysander, Allgemeine Musikzeitung 13, 343. Nach Moller, Cimbria litterata 2, 975, wäre der aus dem Opernstreite als Gegner Reisers bekannte Hamburger Advokat Aug. Wigand der Verfasser des Textes gewesen. Ein Druck vom Jahre 1689 in Jena.

[2] Trautmann, Archiv f. Litteraturgesch. 15, 221. — Ins Holländische übertrug den Polyeucte erst 1696 F. Rijk.

[3] Vielleicht J. H. Krul, Juliana en Claudiaen. Pastorel musyckspel. 1634. Auch in desselben Pampiere wereld. Amst. 1644 und 1681.

[4] Gottsched 1, 247 giebt den Titel: „Der unbekannte Liebhaber, oder geliebte Feind Timocrates. In einem Freudenspiele mit vieler kurtzweiligen Ergetzlichkeit von dem lustigen Pickelhering angefüllet und vorgestellet. Gedruckt zu Liebstädt im Vogel-Lande. 8° in Prosa (1683).“ Den wahren Verlagsort erfahren wir aus dem Leipziger Ostermeſskataloge von 1682: Dresden, M. Günther. Ein Exemplar auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. habe ich leider versäumt einzusehen; indes ist die Autorschaft Kormarts schon durch den Druckort wahrscheinlich [siehe Nachträge]. Als Peter Hilverding dies Stück 1741 zu Berlin aufführte, wurde es aus Anstandsrücksichten verboten (Plümicke, Theatergeschichte von Berlin, S. 163. 1781. Brachvogel, Geschichte des kgl. Theaters zu Berlin 1, 95. 1877). — Auf ein vielleicht verwandtes Drama von W. S. Ring, Fortunata, Verliebte Feindin, Frankfurt a. O. 1690 (fünf Akte in Alexandrinern, der Stoff aus Harsdörffers Grossem Schaw-Platz Lust- vnd Lehrreicher Geschichte 1, 187, Nr. 53. 1651), will ich wenigstens hinweisen.

1654], König David im Elende [Vondel 1660], Heraclium [Corneille, s. u. S. 117], Palamedem [Vondel 1625], den Don Japhet [Scarron, s. S. 124], Duc de Biron,[1] das güldene Flüſs [L. Meijer, *Het ghulde Vlies* 1667], und sein selbst eigenen Gefangenen [Scarron oder Thomas Corneille, s. u. S. 123]." Hier haben wir das Repertoire einer sicherlich seit mehreren Jahren bestehenden Vereinigung von Leipziger Studenten, die sich die Aufführung von Schauspielen zur Aufgabe machte, namentlich von Verdeutschungen moderner niederländischer und französischer Dramatiker. Zwei der genannten Arbeiten veröffentlichte Kormart wirklich mehrere Jahre später, nachdem er nach Dresden übergesiedelt war: 1673 Maria Stuart Oder Gemarterte Majestät, Nach dem Holländischen Jost van Vondels,[2] und 1675 Die Verwechselte Printzen oder Heraclius und Martian unter den Tyrannen Phocas.[3] Ausdrücklich betonte er den Anlaſs zu diesen Dichtungen in dem Zusatze: „Auff Anleitung und Beschaffenheit der Schaubühne einer Studierenden Gesellschafft in Leipzig ehemals auffgeführt" und „Auff der Schau-Bühne einer studierenden Gesellschaft in Leipzig ehemals aufgeführet". Wenn man sich nun erinnert, daſs gerade in den

[1] Auch dies Drama mag einem holländischen Vorbilde nachgeahmt sein. 1629 erschien H. Roelandts Biron, in welchem J. te Winkel eine Übersetzung von Montalvans spanischer Tragödie „*El mariscal de Viron*" (1635. Ticknor 1, 668. Supplement S. 107) vermutet. Identisch damit ist wohl der am 12. Januar 1639 zu Amsterdam gespielte *Duc de Biron* (Wybrands S. 256). 1653 dichtete ein Schüler Buchners, der Schlesier Andreas Sevelenberg, eine frostige lateinische tragœdia politica *Bironius* nach antikem Zuschnitte, welche mehrfach aufgelegt wurde: Lignici 1653 (Breslauer Stadt- und Universitätsbibl., Jena, Kopenhagen, Leipziger Stadtbibliothek, Zwickau), Lipsiæ 1656 (Lipenius, Bibliotheca realis philosoph. [1682] p. 1487 b), Vratislaviæ 1658 (Paris, Bibl. nationale). Sicherlich unabhängig von Sevelenberg war M. D. Dreys Puppenspiel von Piron auss Franckreich in seinem Lüneburger Repertoire von 1666 und der im Februar 1677 zu Dresden dargestellte Krieg zwischen dem Könige in Hispanien und dem Vicekönig von Portugal Marschall Duc de Biron (Fürstenau 1, 249). 1693 folgte Chr. Weises Schulkomödie Der Fall des Marschalls Biron, die noch 1708 in Altenburg und in Bautzen von Schülern aufgeführt wurde. In London erschien Biron schon 1606 auf der Bühne.

[2] Halle 1673. 8° (Berlin, Göttingen, Hannover, Leipziger Stadt- und Universitätsbibl.). Halle 1678 (Gottsched 2, 257).

[3] Dresden 1675 (Berlin, Göttingen, Leipziger Universitätsbibl., Weimar). Eine Handschrift von 1676 in Görlitz.

Jahren 1660—1668 ein später berühmt gewordener Dramatiker als Student und Privatdocent in Leipzig weilte, der junge Zittauer Christian Weise, so läfst sich die Vermutung schwer abweisen, dafs auch er jener studentischen Gesellschaft angehörte und seine Erstlingswerke hier über die Bretter gehen sah. Wenigstens erwähnt er 1674 eine Aufführung seiner 1668 gedruckten Triumphierenden Keuschheit, die er selber mit angesehen habe.[1] Auch der spätere Schauspieldirektor Johannes Velten hielt sich, wie Heine nachgewiesen hat, 1660 und 1661 als Student in Leipzig auf; und mag auch die von Löwen überlieferte Nachricht, dafs Velten als Student 1669 im Polyeukt eine Rolle dargestellt und hierbei den Entschlufs gefafst habe, sich ganz dem Schauspielerberufe zu widmen, in dieser Fassung eine Unrichtigkeit enthalten, da Velten schon 1661 zum Magister kreiert worden war, scheint es mir doch etwas voreilig, aus diesem Grunde jeden Zusammenhang Veltens mit der Leipziger Liebhaberbühne abzuweisen. Auch Kormart hatte bei jener Aufführung von 1669 den Magistertitel seit vier Jahren in der Tasche: am 23. Dezember 1665 hatte er denselben durch eine Dissertatio politica de Constantino Magno[2] bei der Leipziger philosophischen Fakultät erlangt. Ohne ein bestimmtes Amt scheint er dann mehrere Jahre in seiner Vaterstadt Leipzig gelebt und sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt zu haben; 1669 übersetzte er z. B. ein holländisches Werk Consideratien van staat oder Politische Wag-Schale,[3] wie er später in Dresden Calprenèdes

[1] L. Fulda, Die Gegner der zweiten schlesischen Schule 2, XVIII. 1683 wurde die Triumphierende Keuschheit in Hamburg zu einer Oper unter dem Titel Floretto umgearbeitet; vgl. Chrysander, Allgem. musikal. Zeitung 13, 293.

[2] 9½ Bogen 4°. Exemplar in Berlin. Der Respondent war Joh. Christophorus Laurus, Bergâ Variscus.

[3] Leipzig und Halle 1669. Vorrede + 672 S. 8°. — Die bei Goedeke und Weller nicht verzeichnete Statira erschien in fünf Bänden zu Leipzig 1685—1707, der erste Band in zweiter Auflage 1689. — Im Abbrégé des Mémoires illustres contenant les plus remarquables affaires d'estat, Dresden 1689, nennt Kormart sich Doctor philos. et iuris utriusque. (Exemplare in Berlin.) Seine Conclusio ad capitulationem Josephi in Tractatu de iure Consiliorum (Jena 1678 und Dresden 1693), welche ein Verzeichnis seiner Schriften enthalten soll, habe ich nicht gesehen.

Roman Die Aller-Durchlauchtigste Kayserin Statira oder Cassandra verdeutschte und einen Auszug aus 32 französischen Memoirenwerken herausgab. Gleich Kormart und Weise mag auch Velten sich noch längere Zeit nach seiner Promotion in Leipzig aufgehalten haben und mit jenen in näheren Verkehr getreten sein. Wann Kormart geboren wurde und die Universität bezog, sagen uns die dürftigen Artikel bei Jöcher 2, 2147 und Rotermund 3, 737 nicht. Darf man jedoch aus dem Jahre seines Studienabschlusses auf sein Alter folgern, so war er jünger als Velten (geb. 1640, Magister 1661) und Weise (geb. 1642, Magister 1663). Lesen wir nun in diesem Zusammenhange, dafs ein 1684 von A. A. von Haugwitz (1645—1706) veröffentlichtes Mischspiel Soliman nach dem Zeugnis des Autors „schon vor vielen Jahren auff einer Universitet einer damahls von etlichen Studenten zu einiger Sprach-Ubung unter sich auffgerichteten Comoedianten Compagnie zugefallen auffgesetzt" worden ist, so liegt es nahe, an die Leipziger Genossenschaft zu denken. Freilich ist nur das sicher, dafs Haugwitz am 28. Oktober 1665 in Wittenberg in zartem Alter [!] immatrikuliert wurde;[1] ob er auch in Leipzig studiert hat, müfste aus der Matrikel noch festgestellt werden. Wir wissen auch nicht, ob die Bestrebungen der Studenten seitens der Leipziger Professoren Billigung und Aufmunterung empfingen; Weise wenigstens gelang es nicht, einen akademischen Lehrstuhl zu gewinnen. Dagegen wurde dreifsig Jahre später unter dem Vorsitze des Professors Burkhard Mencke von mehreren seiner Zuhörer ein Verein zur Pflege der Dichtkunst gestiftet; da die Mitglieder sämtlich aus Görlitz stammten, wo zwei litterarisch fruchtbare Rektoren, Christian Funcke (1666—1695) und Samuel Grosser (1695—1736), auf die Bildung des Geschmackes eingewirkt hatten, so nannten sie sich die Görlitzische poetische Gesellschaft.[2] Dafs schon viel früher ähnliche litte-

[1] Bolte, Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 86. Der Soliman ist eine Dramatisierung von M. de Scudérys Roman Ibrahim (1635), der auch den jungen Lohenstein (1650, gedruckt 1685), einen Heidelberger Poeten (1686) und den Engländer Elkan Settle (1677) zu dramatischer Verarbeitung lockte. Vgl. Jahrb. d. Shakespearegesellsch. 19, 145, Nr. 1.

[2] Ihre 1697—1724 entstandenen Erzeugnisse, meist Gelegenheitspoesien, liegen in acht Foliobänden auf der Leipziger Stadtbibliothek (Ms. VI, 16 b).

rarische Vereine unter den Leipziger Studenten, und zwar gerade unter der lausitzischen Landsmannschaft, bestanden, lehrt eine 1650 erschienene Erzählung im Schäferstile: „Des | HYLAS | aufs Latusia | Lustiger | Schau-Platz | Von einer | Pindischen Gesellschaft. | Hamburg, | In Verlegung Christian Guths, Buch- | händlers, Im Jahr 1650.“[1] Der Autor, welcher vielleicht mit dem Verfasser der handschriftl. Widmung in dem einen Berliner Exemplare, Andreas Hartmann, identisch ist, bezeichnet sich als einen aus der Lausitz (Latusia = Lusatia) gebürtigen achtzehnjährigen Leipziger Studenten und widmet sein Buch den Studiosen der Polnischen und Sächsischen Nation, die teilweise unter Pseudonymen wie Chrysocomus, Cœladon, Myrtillo, Daphnis, Lucidor eine Rolle in der Erzählung spielen. Unter den eingestreuten Liebesgedichten begegnet einmal (S. 83) auch ein studentisches Schmauslied mit dem Refrain: Rond di nellula.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Corneille-Übersetzungen zurück! Kormart begnügt sich nicht mit einer Wiedergabe seiner Vorlagen, für welche ihm die ungebundene Rede am zweckdienlichsten erschien, sondern er ist stolz darauf, dieselben „mit sich darzu fügenden neuen Erfindungen vermehret“, sie „in vielem geändert und nach anderer Weise verbessert“ zu haben. Diese Zusätze sind durchweg recht geschmacklose Äufserlichkeiten, scenischer Pomp, Geistererscheinungen, Hinrichtungen, eingestreute Arien. Maria Stuart singt vor ihrer Enthauptung: „Es fällt uns ziemlich schwer aus ewrem Reich zu ziehn ...“ Dafs an dieser Geschmacksroheit und Vorliebe für rein äufserliche Effekte vorzugsweise die Oper schuld ist, wird man ohne weiteres voraussetzen;[2] Kormart sagt es aber auch ausdrücklich in der Vorrede zur Maria Stuart: „Von des vortreflichen Holländischen Poetens Vertheilungen ist man in vielen abgewichen, und nur zum theil seinen Auffsatz nachgefolget, indem man sich nach anderer Zuschauer Zuneigung richten

1726 wandelte Gottsched die Vereinigung in die Deutsche Gesellschaft um. Vgl. Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 79 f.

[1] 200 S. 8⁰. Exemplare in Berlin und auf der Leipziger Stadtbibl. Vgl. auch Birlingers Alemannia 15, 123.

[2] Vgl. die treffenden Ausführungen von Erich Schmidt über Hallmann, Allgem. deutsche Biographie 10, 444—447.

müssen, welche reiche Vorstellung und nicht blosse Aufftritte des Schauplatzes begehren. Dahero dann zwar Italienische in hohen Werth gehalten."

Gleichzeitig mit seiner oben S. 111 erwähnten Cid-Übersetzung gab Fleischer eine Verdeutschung des *Cinna* (1639) heraus.[1] Den *Heraclius* (1647), welchen Kormart, wie gesagt, 1675 bearbeitete, lernte der Münchener Hof 1690 in einer italienischen Umformung[2] kennen. Aus der *Andromède* (1650) schuf der Hamburger Komponist J. W. Franck, den wir als Benutzer von Molières *Sicilien* kennen gelernt haben, eine Oper, welche 1679 zur Darstellung gelangte.[3] Dagegen beruht sein 1682 entstandener Attila wohl nicht, wie Picot angiebt, auf Corneilles gleichnamigem Drama (1667), sondern auf einem von L. v. Bostel übersetzten italienischen Stücke. Für das Wolfenbütteler Theater übersetzte F. C. Bressand 1691 die *Rodogune* (1644) und 1694 den *Sertorius* (1643), während sein Brutus[4] die Aufschrift „Trauer-Spiel, aus des Corneille Französischem" mit Unrecht trägt; denn Corneille hat kein Stück dieses Namens geschrieben. Wahrscheinlich liegt der 1691 anonym gedruckte *Brutus* von Cathérine Bernard, einer Verwandten Corneilles, zu Grunde. In welchem Verhältnis Fiedlers 1709 in Wolfenbüttel aufgeführte und gedruckte Oper Brutus[5] zu Bressands Texte steht, bleibt noch zu untersuchen. Auch für seine von Cousser (Kusser) in Musik gesetzte Oper Jason (1692)[6] benutzte Bressand Corneilles *Médée* (1636). Unter den Stücken, die Velten 1686 zu Dresden auf-

---

[1] Eine andere Übersetzung von C. Fürer von Haimendorf erschien 1702. Goedeke 3, 276.

[2] K. v. Reinhardstöttner, Jahrbuch für Münchener Geschichte 1, 110. In Amsterdam wurde diese Tragödie schon 1650 holländisch gegeben. 1695 erschien die Übersetzung von F. Rijk. Über einen 1655 in Dresden gespielten Heraclius (Fürstenau 1, 134) ist mir nichts Näheres bekannt. Hallmanns Heraclius (1684) folgt einem italienischen Originale von 1671. Corneille benutzte bekanntlich ein 1622 gedrucktes Stück Calderons (Schack 3, 174—178; Klein, Geschichte des Dramas 11, 2, 483). — Vgl. die Nachträge.

[3] Chrysander, Allgem. musikal. Zeitung 12, 417. 13, 289.

[4] Goedeke, Grundriſs 3, 229.

[5] Chrysander, Jahrbücher für musikal. Wissensch. 1, 261.

[6] 1695 in Hamburg wiederholt. Chrysander, Jahrbücher 1, 207 und Allgem. musikal. Zeitung 14, 433.

führte, hat Heine[1] zwei Titel für Corneille in Anspruch genommen: Pompejus (= *La mort de Pompée*) und Der Kleopatra Tod (= *Rodogune?*). Dagegen ist der 1690 von Velten gegebene „Künstliche Lügner“ wohl nicht, wie Heine vermutet, auf Corneilles *Menteur* zu beziehen, da ein Danziger Theaterzettel[2] der Veltenschen Gesellschaft uns auf einen ganz anderen Inhalt des Stückes weist.

Von den Zeitgenossen Corneilles hat zuerst Desmarets, der Sekretär des Kardinals Richelieu, in Deutschland Bewunderer gefunden. Seine *Mirame* (1639), welche noch 1675 von dem belesenen Verfasser des Alamodisch technologischen Interims S. 460 und 499 neben dem Cid und Molières Komödien genannt wird, übersetzte 1662 der oben S. 111 erwähnte Heidenreich.[3] Seine *Aspasie* (1636) glaubt Heine S. 37 in der 1690 von Velten gegebenen Aspasia wiederzuerkennen; ich möchte mit meinem Urteile noch zurückhalten, bis eine gleichzeitige Wiener Handschrift „Die gekrönte Schäfferin Aspasia“[4] und ein Hallisches Trauerfreudenspiel von 1672 „Die königliche Schäfferin Aspasia“[5] mit dem französischen Stücke verglichen worden sind. Mit Unrecht hat auch Holland in seiner trefflichen Ausgabe der Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans[6] vermutet, dafs ein in den Jahren 1663—1671 am Heidelberger Hofe aufgeführtes Schauspiel Sejanus, an welches die Fürstin sich oft erinnert, eine Übersetzung von Magnons gleichnamiger Tragödie (1647) war; es war, wie ich im Jahrb. d. Shakespearegesellsch. 24 nachweisen werde, eine Bearbeitung nach dem Englischen des Ben Jonson.

Für die Gesichtspunkte, welche damals noch vielfach für die Beurteilung von poetischen Werken mafsgebend waren, ist der Erfolg bezeichnend, welchen eine nach unserem Geschmacke wenig

---

[1] J. Velten, S. 33.

[2] A. Mundt, Altpreufsische Monatsschrift 4, 380. Vgl. unten S. 122.

[3] Exemplare in Berlin, Göttingen, Weimar.

[4] Serapeum 1866, 319.

[5] Goedeke, Grundrifs 3, 221. Vielleicht lag dem Hallischen Stücke *De koninckl ijcke herderin Aspasia* von J. Cats (deutsch in seinen Werken, Hamburg 1710—1714; 6, 1—91) zu Grunde. 1674 spielte die Carlische Gesellschaft in Dresden eine Aspasia (Fürstenau 1, 244). Am Amsterdamer Theater wurde schon 1656 Cirus en Aspasia gegeben.

[6] 2, 62. 80. 125 f. 142; 3, 81. 91. 352. 377; 4, 313; 5, 289; 6, 90. 393.

hervorragende Tragikomödie von Gillet de la Tessonerie, *L'art de regner ou le sage gouverneur* (1645), in Deutschland hatte. Ein Prinzenhofmeister belehrt darin seinen Zögling über die einzelnen Regententugenden, indem er ihm als Beispiel für jede einen Vorgang aus der Geschichte durch Schauspieler vor Augen führen läſst. Die lehrhafte Tendenz des Stückes bewirkte, daſs 1660 ein Schlesier Benjamin Knobloch zu Schleswig dem Herzoge Christian Albrecht eine dürftige Prosabearbeitung „Die Regier-Kunst oder Der kluge Hoffmeister"[1] widmete, welche wir sechs Jahre später im Repertoire des Puppenspielers M. D. Drey zu Lüneburg wiederfinden, und daſs 1677 der Görlitzer Rektor Christian Funcke eine Schulkomödie[2] daraus machte; ein Singspiel „Regierkunst-Schatten"[3] war schon 1658 in Wolfenbüttel zur Aufführung gekommen. Wahrscheinlich hat auch Gillet de la Tessonerie Calderons Schauspiel *La vida es sueño* erst durch seine Bearbeitung *„Le grand Sigismond prince Polonais ou Sigismond duc de Varsau"* (1646) den Deutschen zugänglich gemacht, sei es, daſs diese sein Werk direkt oder in einer holländischen 1647 und öfter gedruckten Übersetzung von Schouwenbergh[4] benutzten. 1666 spielte Drey in Lüneburg auf seinem Marionettentheater „Von Sigismundo oder dem Tyrannischen Printz von Polen", 1674 gaben in Dresden die Carlischen Komödianten Prinz Sigismundo, und 1690 brachte Velten in Torgau Prinz Sigismund in Pohlen zur Darstellung.[5] Eine 1693 zu Hamburg aufgeführte Oper J. G. Conradis, „Der königliche Prinz aus Polen Sigismund oder Das menschliche Leben wie ein Traum",[6] zu welcher Postel den Text lieferte, ist nach der Angabe des Vorwortes aus einer holländischen Komödie übersetzt.

---

[1] Exemplare in Berlin, Heilbronn, Kassel, Weimar. Eine Ausgabe von 1661 bei Maltzahn, Deutscher Bücherschatz 1875, II, Nr. 923. Vgl. Goedeke, Grundriſs 3, 221. Bolte, Ztschr. f. deutsches Altertum 32, 14 f. Holländisch: De regeerkunst of de wyze leermeester, staatspel door J. Dullaart. Amst. 1667.

[2] Handschriftlich in Görlitz.

[3] Chrysander, Jahrb. f. musikal. Wissensch. 1, 175.

[4] J. te Winkel, Tijdschrift voor nederl. taal- en letterkunde 1, 99. Eine Ausgabe Amsterdam 1668 (die dritte) auf der Berliner Bibliothek.

[5] A. v. Weilen, Shakespeares Vorspiel zu Der Widerspenstigen Zähmung 1884, S. 73. Heine, J. Velten, S. 35. Shakespearejahrbuch 19, 145, Nr. 4.

[6] Chrysander, Allgem. musikal. Zeitung 13, 422--424.

Unter den Werken des jüngeren Corneille (Thomas C.) wurde *Le berger extravagant* (1653) von Andreas Gryphius, der in der Vorrede selbst erklärte, „zu derogleichen Übersetzungen wenig Belieben zu tragen", auf die Veranlassung eines Gönners in auffallend steifen Alexandrinern und ungelenker Sprache wiedergegeben. Den ersten Druck, den Gryphius in der Ausgabe von 1663 selbst erwähnt, der aber, soweit ich sehe, bisher nicht nachgewiesen ist, fand ich auf der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen; er ist unter dem Titel „Der schwermende Schäfer Lysis" 1661 zu Brieg in 4° erschienen und trägt keinen Autornamen. Corneilles Vorlage, der satirische Roman des Jean de la Lande (= Charles Sorel de Souvigny. 1627), war schon 1647 von Harsdörffer in seinen Frawenzimmer-Gesprechspielen 7, 139—165 dem deutschen Publikum durch einen Auszug bekannt gemacht worden. Eine andere Dichtung Corneilles, *Antiochus* (1666), brachte die Schaubühne Englischer und Frantzösischer Comödianten (1670. 1, 345—430) in deutscher Prosa. Auf seine 1678 erschienene Tragödie *Essex* geht wahrscheinlich das 1688 von Velten in Dresden gespielte Stück „Die ermordete Unschuld oder Graf Essex"[1] zurück. Rascher noch drang die von ihm gemeinschaftlich mit Jean Donneau de Visé verfaſste Bearbeitung einer Pariser Skandalgeschichte, des Aufsehen erregenden Prozesses der Madame Voisin, nach Deutschland. Das 1679 erschienene Lustspiel, in welchem die verübten Verbrechen als ziemlich harmlose Täuschungen dargestellt wurden, *La devineresse ou les faux enchantements,*[2] wurde schon im folgenden Jahre von einem gewissen Christian à Gletelberg „in teutschen Habit umgekleidet" unter dem Titel „Eryfila. Oder Die Verrathene Zauber- und Wahrsager-Kunst".[3] Der Übersetzer, welcher eine leidlich gewandte Prosa schreibt, sagt aber in der Vorrede ausdrücklich, daſs er

[1] Fürstenau 1, 303. Dasselbe Stück begegnet in dem Nürnberger Dramenregister (Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 19, 148, Nr. 48) und 1741 in Frankfurt „aus dem Frantzösischen übersetzt" (Mentzel 9, 449). Über den spanischen Essex vgl. Schack 3, 407 und Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 60. bis 68. Stück. — Vgl. die Nachträge.

[2] Neudruck bei V. Fournel, Les contemporains de Molière 3, 545—570.

[3] Nürnberg, Endter, 1680. 3¼ Bog. + 272 S. 8°. Exemplare in Berlin, Kiel, Stuttgart, Weimar, Wernigerode. Vgl. Goedeke 3, 227.

seinen wahren Namen verschweige, da er bei diesen richt- und tadelsüchtigen Zeiten wichtige Ursachen dazu habe.

Mit dem Mitarbeiter Corneilles, de Visé, ist nach der Meinung Lacroix'[1] jener François Donneau identisch, von dem 1660 ein Pendant zu Molières *Sganarelle,* betitelt *Les amours d'Alcippe et de Céphise ou la cocue imaginaire,* erschien, welches die Schaubühne von 1670 (1, 222—253) verdeutschte.

Die ebenda 2, 66—167 stehende Komödie „Der Verliebten Kunstgriffe", welche Tittmann mit Chazans verschollener *Supercherie d'amour* (1627) zusammenbringen wollte, ist vielmehr eine Übersetzung von Gabriel Gilberts *Intrigues amoureuses* (1667), von denen man bei Parfaict (10, 111—118) einen Auszug findet. Die von ihm benutzten Vorbilder, D'Ouvilles *Aimer sans savoir qui* (1646) und Boisroberts *Belle invisible ou la constance éprouvée* (1656), gehen auf spanische Originale zurück.

Von Boisrobert enthält die erwähnte Sammlung 1, 254 bis 345 *La jalouse d'elle même* (1649), Die Eyfernde mit Ihr selbst; und diese Komödie gab 1679 die Carlische Gesellschaft in Dresden[2] zugleich mit einem anderen Stücke desselben Autors: *Les trois Orontes*[3] (1652). Seine Komödie *La folle gageure* (1653) begegnet 1690 in Veltens Repertoire als „Die wohlnärrische Wette oder der geizige Gerhard"; nach diesem Titel zu schliefsen wird sie ihren Weg zu uns über Holland, wo sie 1671 von P. Blasius und 1677 von einem Anonymus der Gesellschaft „Nil volentibus arduum" unter dem Titel *De malle wedding of gierige Geraardt* übersetzt worden war,[4] genommen haben.

Quinault, von dessen Musiktragödien nachher die Rede sein soll, erscheint in der Schaubühne von 1670 mit drei Stücken:

---

[1] In der Einleitung zu dem Neudrucke der *Veuve à la mode* von Donneau de Visé, Paris 1881, S. V (Nouvelle collection Moliéresque Nr. 8).

[2] Fürstenau 1, 253. Boisrobert bearbeitete wiederum ein spanisches Original, *La zelosa de si mismo* von Tirso de Molina; niederländisch 1678 von P. de la Croix. Vgl. Schack 2, 578. 685. J. te Winkel, Tijdschrift 1, 107. Parfaict, Histoire du théâtre français 7, 252—256.

[3] Parfaict 7, 361—365.

[4] Parfaict 7, 313—319. Heine, Velten, S. 37. J. te Winkel, Tijdschrift 1, 106. Die Anregung gab Lope de Vega mit seinem Lustspiele *El mayor imposible* (Schack 2, 374). Vgl. im Nürnberger Verzeichnis Nr. 47: Die unmögliche Möglichkeit (Jahrbuch 19, 148).

1, 45—144 *La comédie sans comédie*[1] (1654), 2, 267—360 *L'amant indiscret* (1654) und 1, 431—536 *La mère coquette* (1664). Seine Bearbeitung von Calderons Lustspiel *Lances de amor y fortuna* (1635), betitelt *Coups de l'amour et de la fortune* (1656), oder die gleichnamige und gleichzeitige Boisroberts bildete die Grundlage für ein holländisches Drama von H. de Graef: „*Aurora en Stella of zusterlijcke kroonzucht*" (1665), das in Deutschland sehr beliebt wurde. Aufser zwei nicht datierten handschriftlichen Übertragungen besitzen wir Kunde von Aufführungen in Lüneburg (1666 durch den Puppenspieler Drey), in Dresden (1676) und Danzig (um 1690) durch die Veltensche Bande und in Frankfurt a. M. 1741.[2] Auf der Danziger Ankündigung lautet der Titel: Der künstlich verliebte Lügner Oder die beyden umb der Cron streitenden Schwestern Aurora und Stella. Zweifelhaft mufs es dagegen bleiben, ob die oben S. 95 angeführte Nürnberger Aufführung des Verliebten Nachtgespenstes (1695) und ein 1741 in Frankfurt gegebenes Stück gleichen Titels[3] auf Quinaults *Fantôme amoureux* (1659), eine Bearbeitung von Calderons graciöser Komödie[4] *El galan fantasma* (1634), die Lingelbach 1664 ins Holländische übersetzte,[5] oder auf das Verliebte Gespenst des Andreas Gryphius (1660), welches im Inhalte ganz abweicht, zurückgeht. Ähnliche Motive, teilweise ebenfalls spanischer Abkunft, begegnen in der dramatischen Litteratur des 17. Jahrhunderts mehrfach.

Einigermafsen auffallend ist es, dafs in der Schaubühne von 1670 Scarron gar nicht vertreten ist, der durch seine von

---

[1] Wie die folgenden Dramen leicht zugänglich in Quinaults Werken, aufserdem bei Fournel, Les contemporains de Molière 3, 69—104. Ebenda 1, 1—38 *L'amant indiscret.* Holländisch J. Dubbels, Tooneelspel zonder tooneelspel. Amst. 1671. Über de Visés *Mère coquette* (1665) vgl. Parfaict, Hist. du th. fr. 9, 379—382.

[2] Schack 3, 214. 448. Val. Schmidt, Die Schauspiele Calderons 1857, S. 128—133. Parfaict 8, 152—157. Bolte, Ztschr. f. deutsche Philologie 19, 92[6]. Heine, Velten, S. 29.

[3] E. Mentzel, Archiv für Frankfurter Gesch. und Kunst. N. F. 9, 449.

[4] Schack 3, 219 f. 448. Val. Schmidt, Die Schauspiele Calderons, S. 134—139. Parfaict 8, 274—277.

[5] *De spookende Minnaer.* Vgl. J. van Vloten, Het nederlandsche kluchtspel van de 14. tot de 18. eeuw 3, 96 (1881).

Greflinger verdeutschten Novellen[1] schon einen Ruf erlangt haben mufste. Doch erwarb ich vor kurzem einen noch unbekannten Schauspieldruck aus demselben Jahre, welcher sich bei näherer Betrachtung als eine Übersetzung von Scarrons Komödie *La fausse apparence* (1662) herausstellte. Leider fehlt jede Angabe des Herausgebers und des Druckortes; die prosaische Übersetzung folgt getreu, auch in den Eigennamen, dem französischen Texte, der ja nur eine Bearbeitung von Calderons *No siempre lo peor es cierto* (1652) ist,[2] mufs aber als ziemlich fliefsend und gewandt bezeichnet werden. Der Titel lautet: „Der falsche | Schein | Oder | Die scheinbare Lieb. | Anno 1670.“ 120 S. 12°. — Noch ein anderes Stück Calderons, *„El alcaide de si mismo“*,[3] in dessen Übertragung Scarron *(Le gardien de soi-même)* 1655 mit Thomas Corneille *(Le geôlier de soi-même,* auch *Jodelet prince)* wetteiferte, gelangte durch diese Vermittelung nach Deutschland: 1684 und 1690 spielte Velten[4] in Dresden „Sein selbsteigen Gefangener“, nachdem schon 1680 J. W. Francks von Matsen versifiziertes Singspiel „Sein Selbst Gefangener oder der närrische Prinz Jodelet“ über die Hamburger Bühne gegangen war.[5] 1726 wurde diese Oper einer Erneuerung unterzogen, indem Praetorius den Text umarbeitete und Reinhard Keiser diesen neu komponierte. Eine Ausgabe der glücklicherweise erhaltenen Partitur des Keiserschen Jodelet wird durch Herrn Dr. F. Zelle in Berlin vorbereitet. In Moskau stellte eine deutsche Schauspielertruppe den „Prinz Pickelhering oder Jodelet durch sich selbst verhaftet“ vor Peter dem Grofsen dar.[6] —

[1] Bolte, Anzeiger für deutsches Altertum 13, 107.

[2] Val. Schmidt, Die Schauspiele Calderons, S. 85—87.

[3] Schack 3, 217. 447. Val. Schmidt, S. 140—144. 510. Parfaict 8, 116—128. Niederländisch 1678 von P. van Geleyn nach J. te Winkel, Tijdschrift 1, 110.

[4] Fürstenau 1, 271. 307. Heine, Velten, S. 31. Kormarts Übersetzung fällt vor 1669; s. oben S. 113.

[5] Chrysander, Allgem. musikal. Zeitung 12, 199. 249. 449 f. Lindner, Die erste stehende deutsche Oper 1855, S. 109. Die Königliche Bibliothek zu Kopenhagen besitzt ein Textbuch o. O. und J., betitelt: „Sein selbst | Gefangener.“ 4½ Bogen 8°, welches wörtlich mit dem 5 Bogen 4° starken Hamburger Texte von 1680 übereinstimmt.

[6] Vgl. oben S. 88, Anm. 3.

Auch in dem 1679 von den Carlischen Komödianten in Dresden aufgeführten „Jodelet" könnte man dasselbe Stück Scarrons zu erblicken geneigt sein, wenn nicht die 1683 ebenda von etlichen Hofkomödianten gespielte Komödie von dem in seinen Herrn verkleideten Diener Namens Jodelet[1] es wahrscheinlicher machte, dafs wir es in beiden Fällen mit dem *„Jodelet ou le maître valet"* (1645) desselben Autors zu thun haben, dessen Quelle wieder ein spanisches Stück, *Donde hay agravio no hay zelos* von Rojas,[2] ist. Vielleicht war die der zweiten Aufführung beigegebene Posse „Die französischen Komödianten" eine Bearbeitung von Scarrons *Comédie des comédiens* (1635). Den *Don Japhet d'Arménie* (1652) hatte Velten 1689 in sein Repertoire aufgenommen.[3]

Von Montfleury wurden durch die fahrenden Schauspieler zwei Stücke in Deutschland gespielt, *L'école des jaloux ou le cocu volontaire* (1664) und *La fille capitaine* (1672). Das letztere, dessen Idee der *Dama capitan* Figueroas[4] entlehnt war, führte Paulsen mit seiner Truppe 1679 in Dresden auf; und Velten wiederholte 1684 die „Jungfer Capitain", als er nach längeren Wanderzügen ebendort zum Karneval eintraf.[5] „Der

[1] Fürstenau 1, 254. 270.

[2] Schack 3, 324—327. Klein 11, 1, 230. Eine holländische Übersetzung von J. Kommelijn, *Jodelet of de knecht meester en de meester knecht*, erschien 1683 zu Amsterdam; J. van Vloten, Het nederlandsch Kluchtspel 3, 182. Anders J. te Winkel, Tijdschrift 1, 112.

[3] Heine, Velten, S. 35. Scarron folgte hier dem *Marques del cigarral* Moretos; vgl. Schack 3, 354. 448. J. te Winkel, Tijdschrift 1, 112. Wybrands, Het Amsterdamsche tooneel, S. 261. Eine holländische Übersetzung von Claude de Grieck wurde 1657 in Amsterdam aufgeführt und gedruckt. Über Kormarts Übersetzung vgl. oben S. 113.

[4] Schack 3, 405. 448. Parfaict 11, 237. Eine holländische Übersetzung von Frans Rijk 1707 nennt J. te Winkel, Tijdschrift 1, 112. Auf eine spätere Verdeutschung von Montfleurys Stück durch Porsch ist oben S. 102, Anm. 2 hingewiesen.

[5] Fürstenau 1, 253. 271. Heine, Velten, S. 32. Die Jungfer Capitain finden wir um 1710 im Nürnberger Dramenregister (Jahrb. der deutschen Shakespearegesellschaft 19, 147, Nr. 34) und etwas umgewandelt auf einem Frankfurter Theaterzettel vom 11. Juli 1741 (Archiv f. Frankfurter Gesch. u. Kunst, N. F. 9, 451). Französisch wurde es im Februar 1724 zu Hamburg als Zwischenspiel gegeben, ebenso L'Europe galante und 1725 Molières Mr. de Pourceaugnac (Lindner, Die erste stehende deutsche Oper, S. 118).

freiwillige Hahnrey“ befand sich ebenfalls unter den zahlreichen aus dem Französischen entlehnten Stücken, welche Paulsen 1679 gab.[1]

Noch eine in Dresden wiederholt, von fremden Komödianten (1672), von Paulsen (1674. 1679) und Velten (1690) dargestellte Posse[2] „Die Perle“ führt Heine S. 38 auf ein 1672 gedrucktes französisches Original, M. Girardins *Le collier des perles*, zurück; ob mit Recht, wird sich schwer ausmachen lassen; bei der ältesten Aufführung (1672) lautet der Titel wunderlich genug: das Possenspiel von Braten und der Perlen.

Vermutungsweise sei auch der französische Ursprung einer von Gottsched 1, 223 verzeichneten Schäferei Melissa (1668 o. O. 4⁰) erwähnt, welche jedenfalls nicht von der Melisa Harsdörffers (oben S. 110) herstammt. Man kann an Du Rocher, *Mélize, pastoral comique* (1639) oder an die anonyme *Mélisse tragicomédie pastorale* (1658) denken, in welcher Lacroix[3] ein Jugendwerk Molières erkennen will.

Nicht nachzuweisen vermag ich das Original einer Onolzbacher Oper[4] von 1678, deren Titel uns Gottsched 1, 240 überliefert: „Der verliebte Föbus. Aus dem Französischen in das Teutsche übersetzt und in dem Hoch-Fürstl. Schau-Platz zu Onolzbach singend vorgestellet. 8⁰.“ [*Les amours du Soleil.* 1671?]

Falls nicht blofs der Text, sondern auch die Komposition in Frankreich entstanden waren, hätten wir hier das erste Zeichen für die weitere Verbreitung der französischen Singspiele. Wenige Jahre später erschienen die grofsen Musikdramen Lullys auf den deutschen Bühnen, welche sich, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, der Pflege der Oper widmeten, und errangen sich neben den italienischen Schöpfungen gleicher Art und ihren deutschen Nachbildungen Geltung. Zuerst gab man dieselben noch in der Sprache der Originale. So in Wolfenbüttel 1686 das 1678 von Molière und anderen gedichtete Ballett

---

[1] Fürstenau 1, 253. Parfaict 9, 307—316.

[2] Fürstenau 1, 235. 244. 254. 308.

[3] Neudruck der Mélisse, Paris 1879 (Nouvelle collection Moliéresque Nr. 2).

[4] Auch im Nürnberger Register Nr. 135 (Jahrbuch 19, 153). Andere Onolzbacher Opern bei Schletterer, Das deutsche Singspiel, S. 218 (1863).

Psyché[1] und 1687 den *Thesée* (1675), zu dem Quinault den Text geliefert hatte; in Hamburg 1689 die zwei Jahre früher in Paris gespielte Oper *Acis et Galatée* und 1692 *Achille et Polixène* (1687), beide von Campistron gedichtet und mit Lullys Musik;[2] doch wurde bei der Aufführung des letzteren Stückes dem Textbuche eine deutsche Übersetzung von C. H. Postel beigegeben, und 1695 erschien auch Acis und Galathea in deutscher Sprache.[3] Kurz zuvor hatten die Leiter der Hamburger Opernbühne, welche ihrem Publikum die Pariser Novitäten vorführen wollten, obschon sie nur den Text derselben und nicht die Partitur in Händen hatten, zu einem eigentümlichen Auskunftsmittel gegriffen. Quinaults von Lully komponierte Alceste (1674) wurde ins Deutsche übertragen, J. W. Franck machte eine neue Musik dazu und führte 1680 das Werk auf, welches den gerade in Hamburg weilenden Dichter Regnard zu einem anerkennenden Urteile veranlaſste und 1696 noch einmal unter dem veränderten Titel „Der siegende Alcides" in Scene ging.[4] Genau ebenso erging es 1683 dem 1675 in Paris aufgeführten und 1682 im Haag wiederholten *Thésée* derselben Verfasser, von welchem schon oben die Rede war, nur daſs diesmal Lucas von Bostel die Rolle des Dolmetschers und N. A. Strunck die des Komponisten übernahm.[5]

---

[1] Chrysander, Jahrbücher für musikal. Wissensch. 1, 200. A. Pougin, Les vrais créateurs de l'opéra français 1881, p. 112. Auf eine Aufführung der auch von Elisabeth Charlotte von Orleans erwähnten Psyche 1693 in Hannover ist oben S. 83 hingewiesen. R. Keisers Oper gleichen Titels (Text von Postel) erschien 1701 zu Hamburg und wurde zu Wolfenbüttel 1702 und 1709 wiederholt; vgl. Chrysander, Allgem. musikal. Zeitung 14, 502. Jahrbücher 1, 257.

[2] Allgem. musikal. Zeitung 13, 343. 420—422.

[3] Ebenda 14, 405.

[4] Ebenda 12, 434—437. 449. Jahrbücher 1, 269. Lindner, Die erste stehende deutsche Oper, S. 27. G. Ellinger, Alceste in der modernen Litteratur 1885, S. 12 f. Eine neue Bearbeitung der Alceste von J. N. König mit Musik von Schurmann erschien zu Hamburg 1719. Andere Opern desselben Titels verzeichnet Gottsched aus den Leipziger Meſskatalogen von 1693, 1702 und 1704.

[5] Allgem. musikal. Zeitung 13, 291. Nuitter et Thoinan, Les origines de l'opéra français 1886, p. 165.

Für die musikalische Verwertung waren, wie es scheint, auch die Übertragungen bestimmt, welche Bressand 1693 und 1694 von Racines *Alexandre* (1666, hier Porus betitelt) und *Athalie* (1691) für das Wolfenbütteler Theater veranstaltete; ebenso seine 1692 und 1695 veröffentlichten Verdeutschungen von Calprenèdes *Herménigilde* (1643) und von Pradons *Régulus* (1688).[1]

Hiermit mag für diesmal die Liste geschlossen werden, zu welcher eine umfassendere Prüfung der dramatischen Litteratur, auch der Operntexte noch manchen Nachtrag liefern wird. Auf bloſse Vermutungen über Entlehnungen habe ich mich so wenig als möglich eingelassen; daſs das hier als Grenze angenommene Jahr 1700 keine neue Epoche für das Verhältnis des deutschen Dramas zum französischen bedeutet, brauche ich wohl kaum besonders zu betonen.[2] Nur darauf möchte ich noch hinweisen, daſs viele der genannten Stücke ganz oder teilweise in Spanien wurzeln, daſs also die Franzosen, wie andererseits die Holländer[3] und Italiener in diesen Fällen nur die Vermittlerrolle zwischen dem spanischen und deutschen Schauspiel übernahmen. So erklärt sich die mehrfach bekämpfte Behauptung Löwens, daſs Velten und andere Prinzipale spanische Dramen nach Deutschland verpflanzt hätten, auf ganz natürliche Weise, gleichviel ob sie auf alter Tradition beruhte oder, wie Bobertag im Archiv für Litteraturgeschichte 5, 188 f. annimmt, auf eine von Lessing erst 1767, ein Jahr nach dem Erscheinen von Löwens Werk, veröffentlichte Beob-

[1] Chrysander, Jahrbücher 1, 227. 239. 209. 240. Goedeke, Grundriſs 3, 229. Der Porus wurde von Cousser komponiert und 1694 für eine Aufführung in Hamburg von Postel einer Textrevision unterzogen. Allgem. musikal. Zeitung 14, 389. Ein Singspiel Porus erschien auch 1698 und 1700 zu Stuttgart. Von der Übersetzung der Athalie (in Alexandrinern) liegt eine Handschrift ohne Namen des Verdeutschers in Wolfenbüttel: Mscr. Nov. 637. 1 (59 Bl. 4°).

[2] Vgl. für die folgende Zeit auſser Gottscheds Verzeichnis Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels 1879 und seine Nachträge im Archiv für Litteraturgeschichte 14, 109—111.

[3] Vgl. das allerdings der Vertiefung bedürftige Buch des Grafen Puibusque, Histoire comparée des littératures espagnole et française (Paris 1843) und die öfter citierte Abhandlung von J. te Winkel.

achtung[1] zurückgeht. Direkte Übersetzungen aus dem Spanischen werden sich kaum während des 17. Jahrhunderts in Deutschland nachweisen lassen, obgleich zu verschiedenen Malen am kaiserlichen Hofe zu Wien spanische Schauspiele in spanischer Sprache aufgeführt wurden.

[1] In seiner Besprechung des Corneilleschen Essex im 62. Stück der Hamburgischen Dramaturgie. Vgl. den auch hier sorgsam und nüchtern urteilenden Koberstein, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 4. Auflage 1, 783. 789. — Der feingebildete Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz (1617—1680) urteilte, wie seine Tochter, die Herzogin Charlotte von Orleans berichtet, „dafs die spanische Comedien weit über die frantzösche gingen, aber dafs die englische über alles gingen." L. v. Ranke, Sämtliche Werke 13, 289 (1870).

Nachträge.

Da zwischen dem Abschlusse des vorliegenden Aufsatzes und seiner Drucklegung eine längere Zeit verstrichen ist, mufs ich einige mir seither zu Händen gekommene Thatsachen hier anhangsweise verzeichnen und für die dadurch verursachte Unbequemlichkeit die Verzeihung des Lesers erbitten.

S. 81, Anm. 3. — Der Prinzipal Jan Baptista von Fornenburg spielte um 1660 im Haag, 1662 ebenda, 1670 in Rotterdam, 1674 in Lübeck, 1678 und 1679 im Haag; er ist auch der Verfasser des zu Amsterdam 1680 und öfter erschienenen Kluchtspels *Duifje en Snaphaan*. Vgl. P. Haverkorn van Rijsewijk, De oude Rotterdamsche Schouwburg, 1882, S. 7. Gaedertz, Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg, 1888, S. 47. — Niederländische Komödianten erschienen auch 1682 in München, 1684 in Altona und 1694 in Lübeck. Vgl. Trautmann, Jahrbuch für Münchener Geschichte 2, 242, Schütze, Hamburgische Theatergeschichte S. 65 und Gaedertz a. a. O. S. 52. — Jacob van Rijndorp, welcher im Haag, Leiden, Rotterdam und Nordfrankreich spielte, bereiste 1703 auch Norddeutschland und Dänemark. Vgl. Haverkorn van Rijsewijk S. 8.

S. 83. — Über französische Komödianten, welche 1648 und 1672 im Haag spielten, berichtet v. d. Bergh, Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde 6, 77.

S. 84, Anm. 1. — Rosidor spielte noch 1718 in Prag (Teuber 1, 106 f.), zuvor in Schwerin (Jahrbücher für mecklenburg. Gesch. 1, 100). — Ein anderer Rozidor war 1668 Mitglied des Théatre du Marais in Paris (Fournel, Les contemporains de Molière 3, XXXIX. 1875). Eine Madame Marie Tros de Rosidor aus der Truppe des am 3. Dez. 1706 zu Brüssel verstorbenen Fompré wurde von George Du Rocher für den Berliner Hof engagiert.

S. 89, Anm. 2. — Den gleichen pädagogischen Zweck verfolgt auch der Professor Matthias Kramer in seinem italienisch-deutschen Werke

„Der wieder-lebende und auf die Italiänische Schau-Bühne aufgetretene Moliere, das ist, einige, durchgehends lustige, Lehr-reiche und besonders Wol-gefällige Italiänische Comedien ... Nürnberg 1723. 8°." Vgl. Gottsched, Nötiger Vorrat 1, 297 f.

S. 93, Anm. 2. — Über Francks Leben und Werke wird F. Zelle im Programm des Humboldt-Gymnasiums zu Berlin 1889: J. W. Franck, Ein Beitrag zur Geschichte der ältesten deutschen Oper, handeln. — Inzwischen hat auch G. Ellinger, Zeitschr. für deutsche Philologie 20, 301, den *Sicilien* Molières als das Original für Francks Oper erkannt.

S. 97, unten. — *De Schilder door Liefde* befindet sich unter den Komödien, welche die „Groote Compagnie acteurs van de Haagse en Leidse Schouwburg" unter Jacob van Rijndorp am 18. August 1699 in Rotterdam auf einem Theaterzettel ankündigte. P. Haverkorn van Rijsewijk, De oude Rotterdamsche Schouwburg, 1882, S. 9. — Später ist Molières *Sicilien* noch oft als Singspiel verarbeitet worden. H. Riemann, Opernhandbuch, 1887, zählt folgende Werke auf: *L'amour peintre,* französische Oper von Apell, Kassel 1796. *Le Sicilien,* Opern von Levasseur, Versailles 1780; Costard de Mézeray, Strafsburg 1825; V. de Joncières, Paris 1859; Ballett von F. Sor, Paris 1827. Adrast und Isidore von Chph. Bretzner, Leipzig 1779 (Musik von Preu und von Kospoth). Salieri, Wien 1780. Mitscha, Wien 1790.

S. 103, Anm. 2. — Vgl. Ellinger, Ztschr. f. deutsche Philol. 20, 293; ebenda S. 324 wird eine Nachahmung von Molières *L'amour médecin* in dem Possenspiele: „Der alte verliebte und verachte Freier Jean Henn" nachgewiesen, welches der anonymen Komödie: „Das bärtigte Frauenzimmer" o. O. 1696 (Berlin. Weimar) angehängt ist. — Da den Spuren Christian Reuters seither eifrig nachgeforscht worden ist, will ich hier auf ein älteres Citat aus dem Schelmuffsky aufmerksam machen. Joh. Chph. Männling sagt in seinen „Denckwürdigen Curiositäten derer so wohl inn- als ausländischer abergläubischen Albertäten", Frankfurt und Leipzig, 1713, S. 82: „Mahomets Mutter habe diesen ihren Sohn ohne Schmertzen, ohne Nabel und ohne Vorhaut gebohren, der sie wie der Schelmofsky angeredet: O meine Mutter! Ich bezeuge, dafs kein GOtt sey, als der einige, und ich sein Prophet." Ebenda S. 133: „Benagt in Mexico in den Jungfern Tempel eine Maufs oder Ratze ein Tuch, so soll difs ein warhafftes Zeichen seyn, es habe sich eine von den heiligen Jungfern ungebührlich verhalten." Auf diese Stellen weist J. Grimm hin in einer jetzt auf der Königl. Bibliothek zu Berlin (Mscr. germ. quart 950) befindlichen Abschrift von „Schelmuffskys Reisebeschreibung. Schelmerode 1696" und „Anderer Theil. Padua 1697". Eingelegt sind zwei Blätter mit charakteristischen Federzeichnungen: „Wie Schelmofsky mit Damigen auf dem Margd spazieren geht"; „Herr Bruder Graf", „O! Sapperment, was kam mir so weitläufig vor"; Schelmuffsky und der Bruder Graf schlittenfahrend und miteinander disputierend.

S. 107, Anm. 2. — Über das Verhältnis Reuchlins zum Maitre Pathelin vgl. noch H. Holstein, Johann Reuchlins Komödien, 1888, S. 40 bis 48; ferner Herford, Studies in the literary relations of England and Germany in the sixteenth century, 1886, p. 80—83; A. v. Weilen, Anzeiger für deutsches Altertum 13, 253; ferner A. Banzer, Zeitschrift f. neufranz. Sprache und Litt. 10, 93—112; Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 210 f. und die Anm. (1888). Eine russische Prosaübersetzung des Advokaten Pathelin liegt handschriftlich auf der Wolfenbütteler Bibliothek (115. 8 Extravag. fol.). — Dafs französische

Moralitäten wie *L'homme pêcheur, Bien avisé Mal avisé, L'Innocent* nach England, Holland, Deutschland drangen und dort vielfache Nachbildungen hervorriefen, habe ich mich bemüht, in einer Anzeige der dänischen *Comœdia de Mundo et Paupere* (1607) in der Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 484 f. und in der Einleitung zum Neudrucke von J. Strickers Düdeschem Schlömer (1581) nachzuweisen.

S. 107, Anm. 4. — Eine zweite handschriftliche Verdeutschung aus dem Jahre 1617 besitzt der historisch-antiquarische Verein in Schaffhausen: „Theodor Beza, Die Aufopferung Isaaks. Tragödie aus dem Französischen übersetzt." 4°. — Über Lariveys *Jaloux* vgl. unten zu S. 127.

S. 108, Anm. 3. — Mairets *Silvie* ist auch benutzt von E. C. Homburg zu seiner prosaischen Tragico-Comœdia Von der verliebten Schäfferin Dulcimunda, Jena 1643 (Exemplare in Berlin, Darmstadt, Hannover, München, Tübingen, Weimar, Würzburg), welche 1646 von Andreas Gärtner und einer Studentengesellschaft in Königsberg und 1668 in Danzig aufgeführt wurde; vgl. E. A. Hagen, Geschichte des Theaters in Preufsen, 1854, S. 94 f. Altpreufsische Monatsschrift 2, 228 (1865). — Eine kürzlich erschienene Münchener Dissertation von E. Dannheifser, Studien zu Jean de Mairets Leben und Wirken, 1888, gelangt nicht bis zur Besprechung der *Silvie*. — Für ein späteres Schäferspiel: „Der unglückselige | HIRT, | Nebenst andern beygefügten | Sprach-Übungen, | Aufgesetzt von | (verschlungene Initialen APSV?) | Regenspurg, | Gedruckt bey Paulus Daln- | steinern, 1682." | 1 Bl. + 57 S. 8° (Berlin, Frankfurt a. M.) vermute ich ein französisches Vorbild, da der anonyme jugendliche Autor zum Teil französische Namen wie Cadige verwendet und diesem dreiaktigen prosaischen Hirtenspiele noch einige Heroiden anhängt, deren Stoff zum Teil aus Calprenèdes *Cassandre* [s. oben S. 114 f.] entnommen ist: „Unterschiedliche | Aus der Frantzöfs: Cassandra | Und | Andern dergleichen Büchern | Genommene | Liebes-Geschichten." | 1 Bl. + 42 S. 8°. Doch vermag ich zur Zeit das Original nicht nachzuweisen.

S. 110, Anm. 3. — In Altona kündigten 1684 holländische Komödianten an: *„Don Roderigo de Cid met groote Pracht van Klederen, noch noit alhier gesien."* Schütze, Hamburg. Theatergesch. 1794, S. 65.

S. 111, Anm. 3. — In dem Exemplar der Züricher Stadtbibliothek hat Bodmer Heidenreichs Arbeit folgendermafsen kritisiert: „Diese Übersetzung ist überaus schwach. An vielen Orten ist der Verstand des Französischen nicht eingesehen, zuweilen, was der Übersetzer nicht verstanden hat, ausgelassen. Er ist auch der deutschen Sprache nicht recht mächtig gewesen. Bodmer."

S. 112, Anm. 4. — Das Frankfurter Exemplar, welches ich inzwischen eingesehen habe, enthält 2 Bl. + 203 S. (eigentlich 204, da S. 192 doppelt gezählt ist) 8°. Das Titelkupfer stellt die Vereinigung der beiden Liebespaare nach Akt 5, Scene 9 dar, darunter steht: „1683. C. J. K. J. D. P." — Das fünfaktige prosaische Schauspiel entpuppte sich bei näherer Betrachtung als eine Bearbeitung des *Timocrate* von Thomas Corneille (1656) im Geschmacke der landläufigen Hauptaktionen. An einigen Stellen geht die Prosa in Alexandriner über (V, 7. 13), Lieder sind eingelegt; zu Anfang des dritten Aktes deklamiert Eriphyle nicht selber ihren grofsen Monolog, sondern liegt schlafend auf der Bühne, während ein unsichtbarer Chor die fünf Strophen desselben absingt und Pickelhering dazu agiert. Den fünften Akt eröffnet dieselbe wieder, wie in vielen Hauptaktionen „am Tische sitzend", mit einem Monologe; statt der würdevollen

Tiraden der Königin nach der Erkennung des Helden (IV, 7) schien dem deutschen Autor ein grellerer Effekt nötig: die Königin sinkt ihrem Feinde ohnmächtig in die Arme, und dann folgen kurze Wechselreden Schlag auf Schlag zwischen beiden. Vor allem aber sind dem niederen Geschmacke der schaulustigen Menge Zugeständnisse gemacht durch weitgehende Einschaltungen possenhafter Elemente. Aus der „*Doride, confidente d'Eriphile*" ist ein „Dorides, Pickelhering aus der Insel Doris, der königlichen Princefsin Auffwärter" geworden und ihm „Clarilla, desselben Liebste" beigegeben; beide machen sich nicht nur in zahlreichen (im ganzen 22) neuen Scenen breit, sondern mischen sich auch in die ernsthafte Haupthandlung mit karikierenden und unflätigen Bemerkungen hinein. An Chr. Weises Triumphierende Keuschheit (1668. Vgl. oben S. 114), an den Juden von Venedig (Meifsner, Die englischen Komödianten in Österreich, 1884, S. 131) u. a. wird man oft erinnert. Dorides erscheint als Exerziermeister (Bolte, Niederdeutsches Jahrbuch 11, 159. 12, 130), als Kerkermeister, mit Fuchsschwänzen oder Flederwischen behängt, wird von Clarille durch Kleidertausch aus dem Turm gerettet, hält mit ihr einen stichomythischen Dialog oder singt ein Duett und parodiert schliefslich auf einem Bocke zum Venustempel reitend die Hochzeit des Helden. Wie der Verfasser mit den Worten Corneilles umspringt, dafür nur eine Probe. Bei diesem sucht sich der königliche Liebhaber Cleomenes gegen das Mifstrauen der Prinzessin zu rechtfertigen (IV, 4):

Que vois-je qui m'alarme, ô divine Princesse?
Aurois-je quelque part dans l'ennui qui vous presse,
Et dois-je apprehender de mon mauvais destin,
Que Cleomene heureux ait causé ce chagrin?
D'où peut-il être né quand la joie est publique?

Kormart giebt dies ganz kurz wieder (S. 146): „Was mufs ich für ein Unglück ersehen, warum ist meine göttliche Princefsin so betrübt?" — schaltet aber vor der Antwort der Eriphyle eine lange Zwischenrede Pickelherings ein: „Ja! du Schelm! du Timocrates-fänger! du wirst den *degeratias* auff den Buckel kriegen, wer dir nur den Staup-Besen ümsonst geben solte, du hettest ihn lange verdienet. Hertzliebe Jungfer Herrschafft, trauet dem Kerl nicht mehr und geht ihm nicht zu nahe; wer weifs was er für Schelmenstücken kan, dafs ihr ihm gar müstet nachlauffen; was wolten wir machen, wenn wir läuffisch würden, die Mutter Königin liesse uns nicht weg ..." — Auch im Nürnberger Dramenverzeichnis von 1710, Nr. 127 (Jahrb. der d. Shakespearegesellschaft 19, 152) steht „Der unbekande liebhaber oder gelibete feint timocrates".

S. 115, Anm. 1. — Auch das Lustspiel von Haugwitz, „B. C. D. Flora, In ungleich zerstreuten Reimen Deutsch auffgesetzet" (Dresden 1684) ist nach einem französischen Ballett *Flore* von J. de Benserade (Œuvres 1697) gedichtet, welches der Autor 1669 in Paris tanzen sah.

S. 115, Anm. 2. — Über gelehrte Gesellschaften in Leipzig im 17. Jahrhundert vgl. B. G. Struvius, Bibliotheca historiæ litterariæ selecta 3, 2014. 2022 (1763). Auch in der Geschichte der Leipziger Oper (seit 1693) spielen Studenten als Musiker und Sänger die Hauptrolle. Vgl. Opel, Neues Archiv f. sächs. Gesch. 5, 122 f. (1884).

S. 117, Anm. 2. — Über die Aufführungen des *Heraclius, Hermocrate* und *Essex*, welche der Landgraf Wilhelm VI. von Hessen 1647 als Prinz in Paris ansah, berichtet sein Reisetagebuch (Kasseler Mscr. hist. quart 69); vgl. C. v. Rommel, Geschichte von Hessen 8, 731. — Ein Fragment einer französischen Tragödie *Heraclius Empereur d'Orient* im Münchener Cod. gall. 29.

S. 117. — Zu der Hamburger Oper Attila vgl. Nr. 18 des Nürnberger Verzeichnisses (Jahrb. d. Shakespearegesellsch. 19, 146): „Der tyranische attilla könig der hunen und gotten sampt desen untergang.“

S. 120, Anm. 1. — Auf der Bürgerbibliothek zu St. Gallen befand sich laut Katalog im Jahre 1870 eine gedruckte „Tragœdia, Genannt der unschuldig ermordte Graf von Esseck. St. Gallen 1696. 4°“, welche wahrscheinlich von den fremden Komödianten gegeben wurde, die nach Scherer, St. Gallische Handschriften, 1859, S. 76, in diesem Jahre in St. Gallen spielten. Leider war das Buch während meiner Anwesenheit im August 1888 trotz der Bemühungen des Bibliothekars Prof. Dr. Dierauer nicht aufzufinden. — Eine im Cod. Vindob. 13117 enthaltene Tragödie: „Die Ermordete Unschuld oder Die Enthauptung des Graffen Essecs“, welche ein Student F. H. Brauer 1716 zu Strafsburg für die Truppe Karl Ludwig Hoffmanns komponierte, geht, wie C. Heine soeben in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgesch. 1, 323—342 darlegt, auf ein italienisches Stück, welches aus der spanischen Tragödie Coellos (1653) flofs, zurück.

Den *Berger extravagant* des Thomas Corneille citiert der Dichter der Hamburger Oper: Der irrende Ritter Don Quixote 1690 (Ellinger, Ztschr. f. deutsche Philol. 20, 321 f.); sein Vorbild Jean de la Lande führt J. Rist, Friedejauchzendes Teutschland (1653) zu Ende des ersten Aktes an. — Über die 1683 erschienene Bearbeitung seines *Timocrate* ist S. 130 geredet worden. — Von seinem Lustspiel *Don César d'Avalos* (1674), in welchem er Tirso de Molina (*Villana de Vallecas*. Moreto 1627; danach *La ocasion hace al ladron*. 1676. Schack 2, 576. 3, 352. J. te Winkel, Tijdschr. 1, 102) benutzt zu haben scheint (holländisch von H. Angelkot, Amsterdam 1717), fand ich in Wolfenbüttel eine handschriftliche prosaische Übertragung (Mscr. Nov. 637. 8): „Don Cæsars | D'Avalos | Lust Spiel.“ 2 Bl. + 152 S. 4°. Schrift des 17. Jahrhunderts. Anfang: „Beatrix: Ja, wie ich eüch gesaget, man versicherte aller erst eüren Vater, das man innerhalb einer Stunde eüren Bruder alhie gesehen habe ...“

S. 127. — Unter meinen Notizen aus der Zwickauer Ratsschulbibliothek finde ich noch angeführt eine handschriftliche französische Komödie in fünf Akten mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung (26. 4. 22 in 16°). Anfang: „*La Comedie, qu'ores nous vous representons, est intitulée les jaloux: pour ce que les personnes qui interviennent en icelle ou la pluspart, sont molestées de variables et diverses jalousies* ...“ Dies ist, wie ich erst jetzt bemerke, ein 1579 erschienenes Stück von Pierre de Larivey, „*Les jaloux* (Viollet Le Duc, Ancien théatre françois 6, 5—92. 1855). Die Übersetzung verdient, genauer untersucht zu werden.

Auch ein Prosadrama aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts: „Die getreue Liebhaber | Oder | Die vier Könige von Grenaden.“ 19 Bogen 4° o. O. u. J. (Kassel, Wernigerode) scheint aus einer französischen Quelle herzustammen. Alborat, das Haupt der Gomellen, beginnt mit einer Rede an Zogan, das Haupt der Zegern: „Solte wol der Gomellen Geschlecht also können bey Hofe angesehen seyn, dafs die Zegern eine Königin aus unserm Hause dulden wolten. Mein Herr vergebe mir, das ich gegen jhme, als dem Haupt der Zegern ...“ — Vielleicht identisch mit den „Vier bestendigen Liebhabers“, welche der Hamburger Komödiant Kaspar Stiller zwischen 1654 und 1663 in Güstrow darstellen wollte (Bärensprung, Jahrbücher für mecklenburg. Geschichte 1, 95).

Lockere und straffe italienische Perfektformen.

Das Perfektum erfreut sich im Italienischen einer reichen Verwendung, es ist nicht nur erzählend, sondern auch präsentisch, und so besitzt es einen grofsen Reichtum an neben- und durcheinander gehenden Formen, welcher den Blick der Grammatiker mehrfach getrübt und irregeführt hat. Ohne mir vorzunehmen, alle Einzelheiten dieser Formen des italienischen Perfekts zu beleuchten, will ich in den nächsten Sätzen eine der über dasselbe bestehenden Lehren beseitigen und durch eine richtige, wie ich hoffe, ersetzen; in anderen dunkleren Punkten hoffe ich wenigstens ein gutes Fragezeichen, vielleicht auch einen Wink gegeben zu haben, durch welchen später einmal das Richtige zu finden ist.

Meine Hilfsmittel sind folgende. Erstens: Würdigung und Prüfung des bisher Aufgestellten und Gangbaren, insbesondere bei Blanc, Diez und in meiner Italienischen Sprachlehre (Hann. 1882); auch manche der älteren habe ich herangezogen, sowie auch Neuestes, Zeitschriften; ich hoffe nichts Wesentliches übergangen zu haben, wenn mir auch genaue Verzeichnung aller Ansichten fern lag. Zweitens: Betrachtung, Vergleichung und Auseinanderhaltung der Thatsachen: a) in der heutigen italienischen Allgemeinsprache, b) in der alten italienischen Litteratur, c) in den italienischen Mundarten, α) Toscanas, β) des Südens, γ) des Nordens, d) im Latein, α) im vorklassischen, β) im klassischen, γ) im späten, e) in altitalischen Mundarten, α) im Oskischen und im Oscolatein, β) im Umbrischen und im Umbrolatein, f) in aufseritalischen romanischen Sprachen und Mundarten, α) im Rätoromanischen, β) im Rumänischen, γ) im Spanischen, δ) im Alt- und Neuprovençalischen, ε) im Alt- und Neufranzösischen.

I. Die Accentregel für das italienische Perfektum.

Schon Castelvetro zu Rembos Prose 51 bemerkt, dafs im Perfekt auf ai, ei, etti, ii der Accent von der Stelle, die er im Präsens, 1. Sing., habe, dem Ende etwas zurücke: ámo, amái; er bleibe aber in den Perfekten auf si und den nach lateinischer Art, pòrgo, pòrsi in der 1. Sing. und in der 3. Sing. Pl., die zweiten Personen und die 1. Pl. habe den Ton wie jene ersten, zu denen sie in Wahrheit gehörten, es habe v vorgelegen: valevisti, valesti. Eine sonderbare Erscheinung, dieses heutzutage gewöhnlich als stark oder unregelmäfsig bezeichnete italienische Perfekt mit seiner Teilung der sechs Formen in zwei verschiedenartige Gruppen:

feci fece fecero
facesti facemmo faceste

Nirgends auf dem gesamten Gebiete der Verwandtschaft findet sich so etwas wieder, wie schon Diez bemerkt; keine der anderen romanischen Sprachen hat eine Spur von etwas Ähnlichem, nirgends das Latein, nicht auch eine der altitalischen Mundarten. Wie in aller Welt kommt oder kam man dazu, von feci zu facesti auszuweichen, von strinsi zu stringesti? Da doch sonst die Sprache in der Konjugation und gerade auch im Perfektum sich dem Latein so eng anschliefst? Ja, der Accent, heifst es, scheidet die beiden Gruppen. Das wäre sonderbar. Dem Lateiner sollte fecísti gut zu féci gepafst haben, aber dem Italiener sollte in einem fecísti oder fecésti der Accent nicht passen, so unerträglich sein, dafs er nun für die zweiten Personen und für die erste der Mehrheit aus einer anderen Vorratskammer etwas vorsuchen müfste? Nein, es ist ja rein unmöglich! Wir haben doch vidi, vedesti auch in der Art, mit Verlassung des Perfektischen, mit Zurückgehung auf das Präsentische gebildet, aber vedésti ginge von Accents wegen und fecesti nicht? Nein!

Doch halt! Altmeister Diez hat ein Beispiel zur Hand, durch das die nun einmal nicht abzuleugnende Thatsache, dafs der Accentwechsel hier wirkt, wo nicht begreiflich, so doch glaublich wird. „Wir haben bei dovere, udire und uscire wahrgenommen, wie die ital. Sprache das vom Infinitiv gegebene Thema in allen flexionsbetonten Stellen durchführt, wenn (d. h. während) es in den stammbetonten abgeändert wird. Dasselbe geschieht nun auch im starken Perfekt, in welches sich stamm- und flexionsbetonte Formen teilen.“

dévo	dobbiámo	òdo	udiámo	èsco	usciámo
dévi	dovéte	òdi	udíte	èsci	uscíte
déve	dévono	òde	òdono	èsce	èscono.

Das läſst sich hören, sieht auf den ersten Anblick unserem Falle recht ähnlich! Aber doch wohl nur auf den ersten Anblick! Obgleich es von Fr. Diez vorgeführt wird! Hier nämlich handelt es sich um eine Verdunkelung des Vokals der ersten Silbe in dem Falle, daſs sie den Ton verliert: e wird dann zu o, zu u, offenes o (eigentlich au) zu u. Ein wohl begreiflicher Vorgang! So sagen die Rumänier für lateinisches ambulare âmblà, indem das a zu einem ihnen eigenen tiefen ü, ähnlich dem Seufzer eines sich Anstrengenden, wird, oder 'mblà, indem es zu einem bloſsen, dem m sich von selbst vorschiebenden leisen Brummen herabsinkt — weil der starke Ton nachfolgt. Die Stärkung einer folgenden Silbe durch kräftige Betonung schwächt und verdunkelt die vorhergehende. So wird im Italienischen aus amarò amerò, denn e ist auch dunkler als a.(1) In dovere (lat. debere) ist auch um des nachfolgenden Tones willen zu do gegriffen. Daſs diese Nebenform von der Präposition de immer beliebt wird, wenn ein Lippenlaut folgt, hat Diez vortrefflich angemerkt; wir dürfen wohl hinzusetzen, daſs stets der nachfolgende Ton gewirkt zu haben scheint: dománi, domándo, in domandáre mag der etwas entfernter folgende Ton doch empfehlend gewirkt haben. In dopo dürfte es ähnlich sein, denn es ist ursprünglich stets Präposition, so daſs der Ton erst im folgenden Worte lag: dopo mòrte, dopo sé. Haben wir úscio (Ausgang), so ist dies entweder vom Verbum genommen oder es gab, wie Diez meint, dem Zeitworte das Vorbild, gerade wie ich unabhängig von Diez do als eine mögliche Nebenform, zu welcher am geeigneten Orte gegriffen werden konnte, bezeichne (Ital. Sprachl. S. 35). Der ganze Vorgang aber, sieht man wohl, vergleicht sich mit unserem zweiteiligen Perfektum gar nicht oder fast gar nicht. Denn in finsi, fingesti sind die ersten Silben ganz dieselben; in vidi, vedesti, feci, facesti ist auch keine Erleichterung, geschweige Verdunkelung zu spüren; höchstens wäre in eb-bi

---

(1) Die Beweiskraft von amerò könnte wohl einmal so in Abrede gestellt werden, daſs man es von amere herleitete, doch bliebe immer, daſs man es gerade hier gern hatte. Aber es giebt noch viele andere Beispiele mit Beweiskraft. So das morse muriu, welches in III erwähnt wird. Von sic. purtári heiſst die erste Silbe unbetont immer pur, betont por.

a-vesti, scris-si scri-vesti eine, jener freilich unähnliche, Erleichterung zuzugeben. Das ist aber nur ein kleiner Bruchteil von Zeitwörtern. Auch wird dafür in mi-si met-testi die erste Silbe sogar schwerer. Und die Annahme von der Wirkung des Accentes bei dieser Zweiteilung erhält vollends noch den gröfsten Stofs, wenn wir bemerken, dafs zwar die beiden zweiten Personen zu ihr passen, aber die erste der Mehrzahl gar nicht: fecísti fecístis, ja, aber fécimus! Wie kam man dazu, dieses von der Reihe der vorn betonten abzutrennen? Wenn irgend etwas, so ist deutlich, dafs die Accentregel für die Zweiteilung des Perfekts, wie sie Diez hat, nichtig und unhaltbar ist.

Vor wenigen Jahren versuchte ich einmal die Schwierigkeit der ersten Person pluralis hinwegzuräumen. Ich vermutete, man könnte im Volke unbemerkt in alter und neuer Zeit von der klassischen abweichende Betonung der vorletzten Silbe, wie in dederímus dederítis, so ein fecímus beliebt haben. Der Accent wechselte ja mehrfach: dedérunt déderunt déderim! Doch sie steht auf zu schwachen Füfsen, diese Vermutung, sie ist unrettbar, jene schon so unklare Accentregel. Fecísti fécimus, die guten lateinischen Formen, sind durch ihren Ton nicht gegen das Sprachgefühl des Italieners und des Toscaners. So wenig, dafs sie wirklich vorhanden sind, diese letzteren Formen: weit und breit toscanisch und sonst mundartlich und in der nicht edelsten Schriftsprache arsimo díssimo ébbimo fécimo giúnsemo lèssamo méssamo trássamo. Zu den eben angeführten Formen der ersten Person der Mehrheit schreibt Diez die Worte: „wahrscheinlich zufällige bequeme Flexionen ohne historischen Grund.“ Ungerecht und ganz ungerechtfertigt, soweit ich sehen kann. Als ob facemmo das wohl begriffene, nicht zu erklärende, auf historischem Grunde erkannte wäre, und nicht fécimus das klassisch-lateinische, auf das er doch überall zurückwill, oder als ob er mit einer Silbe erwiesen hätte, dafs fécimus im Accent zu fecístis stimmte und nicht zu féci. Denn wenn oben auf p. 126 (der dritten Auflage) zurückverwiesen wird, so sehen wir dort nur, es ist einmal so: facémmo, sp. hicímos, pr. fezém, afrz. fesímes, so ist das doch kein Beweis, zumal Spanisch und Altfranzösisch die Betonung der drittletzten wenig begünstigen, gegen Toscanisch, Sicilisch und andere der Quelle näher stehende Mundarten. So ein unhistorischer Zufall, der uns ein fécimo gäbe, wäre wohl der Betrachtung wert.

Es ist also erwiesen, dafs die Annahme, die sogenannten starken

italienischen Perfekta seien um des wechselnden Accents willen in zwei Hälften geteilt, nichtig ist, indem sie erstens unvernünftig und unbegreiflich ist, zumal auch Diezens Vergleichung von devo dovere, esco uscire, odo udire gar nicht paſst, und weil zweitens eine von den drei Formen der einen Gruppe derselben gar nicht entspricht.

II. Das Perfekt auf si in allen Personen vorhanden.

Haben wir im vorigen richtig gesehen, daſs kein Grund vorläge, weshalb ein gemeinhin stark oder unregelmäſsig geheiſsenes Perfektum nicht vollständig durchgeführt werden sollte, so muſs es sich in der Wirklichkeit zeigen. Das s-Perfektum hat vor allen anderen hier in Betracht kommenden in der Sprache die bei weitem gröſste Ausdehnung: versuchen wir es mit diesem zuerst.

Wie es jedem von uns gelegentlich vorkommt, daſs er eine Form unserer Sprache im Augenblicke des Bedürfnisses nicht sowohl fertig aus seinem Gedächtnis hervornimmt, sondern sie eben selbst macht, aus den gehörigen Stücken zusammensetzt, gerade so der Italiener; seine Sprache ist auch eine recht lebende, in ihren kleinsten Stücken verstandene. In Zeiten, wo es wenig Litteratur giebt, wo sich die Sprache erst noch bildet, ist das, versteht sich, am meisten der Fall. Lassen wir so das Perfektum von vivere gebildet werden, so wird an vive oder vivi si angehängt und es erscheinen die Formen:

1) vívesi, auch vi'esi, auch vi''si, vi''ssi
2) vives'sti oder vivesti,
3) vívese, auch vi'ese, auch vi''se, visse,
1) vívesimo, auch vi'esimo, auch vi''simo, víssimo,
2) vives'ste oder viveste
3) vívesero, dann vi'esero und vi''sero, vissero.

Im Latein bildete sich aus vívesi, indem e schwand und v sich härtete und zum Gaumenlaute umschlug (vgl. propior proximus, statt propisimus), vixi. Das Toscanisch-Italienische hält die Vokale, namentlich zwischen Konsonanten, fester. Deshalb schwand dieser vor dem s mehr allmählich, zögernd, wo ihn der Accent nicht zu stützen kam. Er muſste ihn zu stützen eintreten in den zweiten Personen, da sich hinter ihm zwei s und ein t anhäuften: eine durch Position beschwerte vorletzte Silbe reiſst im Lateinischen und auch im Italienischen — wenn es sich nicht um losere Zusammensetzung handelt, wie in prénder-si — stets den Ton an sich. Die Sache ist

so wahr und so klar, gerade in den zweiten Personen bei allen s-Perfekten dieselbe, daſs es hier keiner Beispiele weiter bedarf. Denn eben auf die zweiten Personen kommt es uns hier an. Sollte jemand wegen der ersten Personen der Einheit und Mehrheit und der dritten der Mehrheit behaupten, das Konsonantische (v, c, g, d — condurre, leggere, chiudere, prendere) müſste sich länger als der Vokal erhalten, so brauche ich deshalb nicht zu heftig zu streiten, genug, wenn man zugiebt, das e (oder i) war da und erhielt sich, wo es ging, namentlich bei Begünstigung durch den Ton. Ich kann die Richtigkeit meiner Behauptung auch durch folgenden Beweis noch erhärten. Wenn es richtig ist, daſs lateinisches dixi und dixti in dem x ein ursprüngliches ces haben und dasselbe auch italienisches dissi in dem ss, und daſs italienisches dicesti das jenen Formen geschwundene e noch habe, so muſs die Sprache ein Streben haben, auch dieses e bei einigermaſsen günstiger Gelegenheit aufzugeben. Und solche Formen sind wirklich in Toscana nachzuweisen. Die Mundart von Montale-Pistoia hat das Perfekt von volé (volere) bei Nerucci, Cincelle, Pistoia 1881

i' vòrsi	no' si vòrse
tene vòrsi, voléssi	vo' vòrsi, voléssi
e' vòrse	e' vòrsano.

So buchstäblich. Man sieht, eine von uns gesuchte Form wie volsti, zweite der Einheit zu volsi (alte Nebenform zu volli), ist dieser Mundart zu bilden möglich, weil sie die zweiten Personen des Perfekts durchweg statt mit st mit s bildet. Auch von vienì (venire) bildet diese Mundart ein s-Perfekt viensi, 2. Sing. vienissi oder viensi. Stand vorhin vòrsi zuerst, volessi zuzweit, so bedeutet es wohl, daſs jene die gewöhnlichste, dies die zwar ursprüngliche, doch seltenere Form ist. Hier mag es umgekehrt sein, i weicht schwerer. Neben dem s-Perfekt giebt es hier noch für die erste und dritte der Einheit (letztere versieht immer zugleich mit die erste der Mehrheit, vgl. Archiv LIV, S. 183; Sprachl. S. 123) und für die dritte der Mehrheit ein t-Perfektum. Es ist aber wie zu unserem Glücke mit e gebildet, so daſs man sieht: mit unserem vienissi hat es nichts zu thun, dieses ist, wie gesagt, die vollere, die Vorform zu unserem viensi.(2)

---

(2) Auch dissi = dicesti findet man am gen. Orte. Für sti si ist sehr alt. Bei Barsegapé und in den anderen alten nordital. Denkmälern

Bei diesem kräftigen Beweise mufs man wohl glauben, dafs meine schon an sich so deutliche und vernünftige Auffassung, „dicesti ist zunächst die Fortsetzung von dissi und nicht von dice(v)i“ richtig ist. Ich habe mir dieselbe erdacht, rein aus der Notwendigkeit und der Vernunft der Sache. Dafs wir in der sardischen Mundart, wo die s-Perfekta so fast ausschliefslich herrschen, recht wohl ein Vorbild zu jenem von mir aufgestellten durchgehenden s-Perfekt finden müfsten, welches meine Sache bekräftigte, fiel mir dabei gar nicht einmal ein. Davor fürchtete ich mich zwar nicht, dafs man jene s-Perfekta als jünger nachgewiesen haben will; denn gesetzt es wäre richtig, so kommt es mir ja, wie oben angedeutet, auf das Alter nicht so sehr hierbei an als auf die Art der Bildung, der Entstehung. Aber ich erinnerte mich, dafs mir bei meiner einstigen ersten Bekanntschaft mit dem Sardischen dort die sogen. starken Verba des Lateins und der anderen italienischen Mundarten zu schwachen, verba pura, mit vokalischem Charakter geworden schienen: so sagte ich mir dunkel, dafs dort nichts zu holen sei. So sieht man zuweilen den Wald vor Bäumen nicht. Das mache ich ja eben, setze das e ein, welches dort überall schön erhalten ist und deutlich dasteht. Lateinisches mulgére (ital. múngere) heifst dort logudorisch múlghere, gallurisch mugnì (campidanisches múlliri kommt uns nicht in Betracht, da es nur ein zusammengesetztes Perfekt hat), im Perfekt:

log.		gall.
mulghesi		mugnisi
mulghesti		mugnisti
mulghesit		mugnisit
mulghèsimus		mugnisimi
mulghezis		mugnisiddi
mulghesint		mugnisini.

Können wir es schöner sehen, was lateinisches Perfekt-x, wie in duxi, fixi — mulsi steht ja auch statt mulxi —, was dafür stehendes italienisches ss, ns eigentlich und ursprünglich ist? Jenes mein Gebäude habe ich selber aufgerichtet und dieses steht hier schon so lange in den sardischen Grammatiken, und wie lange wohl schon fest in dem Munde der Menschen! Der Ton hat sich hier ganz und

---

wechseln beide Endungen sehr oft, die altsic. Vita B. Conr. hat 373 purrissi = potresti. In den tosc. Volksliedern bei Tigri 240 scriveressi stressi = scrivereste stareste.

gar für unser in Rede stehendes e entschieden, darum ist es durchweg erhalten. Die zweiten Personen und die erste der Mehrheit mögen die übrigen Formen beeinflufst haben. Denn múlghesimus war unmöglich, da das Logudorische die Betonung der viertletzten Silbe überhaupt nicht kennt. (3) Vielleicht wirkte auch das Beispiel der Wörter, bei denen die Betonung in dieser Art, nach der Länge und Betonung des vor der Infinitivendung re stehenden Vokals, in der Ordnung scheint: cantáre, timíre, finíre, Perf. cantési, timési, finési, die wie unser oben gegebenes mulghesi gehen, doch ist die erste Pl. cantémus, timésimus, finémus zu beachten.

Kurz, wir sehen, dafs dicesti keine Abweichung von dissi zu sein braucht, dafs somit die Reihe vollständig wird und dafs Formen wie arsimo, dissimo, als zu einer solchen ununterbrochenen Reihe gehörig, keineswegs als Zufälligkeiten dastehen, auch wohl nicht als unhistorisch, da die Reihe der lateinischen und altlateinischen (dixi, dixti u. s. w.) sehr ähnlich ist.

III. Das Perfektum auf vi und ui.

Auf derselben Seite 160 der Grammatik der romanischen Sprachen II[3] sagt Diez auch noch: „Das ganze starke Perfektum hätte z. B., Buchstab für Buchstab berechnet, tacqui, tacquesti, tacque, tacquemmo, tacqueste, tacquero ergeben, wie placui pr. plac, plaguest, plac, plaguem, plaguetz, plagron ergab.“

Unter den drei Formen, welche Diez hier selbst gemacht hat, sind, obgleich er mit dem „Buchstab für Buchstab berechnet“ eine grofse Sicherheit ausspricht, nicht mehr und nicht weniger als drei falsch. Beginnen wir mit dem tacquesti. Diese Form ist unitalienisch, weil sie das e vor dem sti zu viel hat. Wie die Lateiner neben amavisti (ohne i und ohne v) amasti haben, neben dixisti dixti (ohne i und statt der zwei s mit nur einem), so hat der Italiener ebenfalls amasti (und sentisti, credesti) ohne i (und ohne v), dicesti ohne i (und mit nur einem s statt mit zweien). Es ist rein unmöglich, auf dem Gesamtgebiete der italienischen Mundarten eine 2. Sing. Perf. mit

(3) Auch in Siena liebte man nicht immer den Ton weit ab vom Ende. Gegen Castelvetro sagt Cittadini, dafs in uccidonsene, feriscónsene der Ton nicht auf dem i, sondern auf dem o sei.

einem isti oder esti nach dem Perfektcharakter v oder u oder s oder t oder d aufzutreiben. Glaubt man einmal eine zu haben — z. B. giebt Nerucci (Vern.) das Perf. von avere in der Mundart von Montale ebbi ebbesti, aber in den Cincelle sieht man, letzteres gehört nicht zu ebbi, sondern zu ebbetti, ersteres hat er dort gar nicht, ebbetti, ebbesti giebt er —, so wird die Freude immer wieder zu Wasser. Es bleibt dabei: sti oder ste, nicht isti oder esti, nicht iste oder este heifst die Endung der zweiten Person der Einheit des Perfekts im Italienischen. (4)

Nach Entfernung des unitalienischen e müfste also die Form wohl tacusti heifsen? Das wäre auch noch nicht italienisch, sondern rumänisch; tăcúi, tăcúşĭ, tăcú macht der Rumänier. Aber der Lateiner hält das u von tacui und derartigen Formen kurz und der Italiener hat es noch kürzer, nur halbvokalisch, so dafs es nie eine Silbe bildet, gar keinen Ton tragen kann. Es hilft nichts, wir müssen zu unserem beim s-Perfektum kennen gelernten Mittel greifen, uns erinnern, dafs lateinisches tacui und italienisches tacqui eigentlich und urspsünglich taceui oder tacevi heifst. Das Latein giebt uns diesmal das deutliche genaue Bild, wie der Vorgang war. Man stelle von adoleo adolevi und adolui (letzteres schrieb Varro, s. Neue

(4) Das Perfekt von aè (avere) heifst nach Nerucci (Cinc. 47) buchstäblich: i' ebbètti; ten' ebbésti, ebbéssi; 'ghi ebbette, ebbé; no' s'ebbètte, ebbé, ébbamo; vo' ebbésti, ebbéssi; 'ghi èbbano. Man sieht, ebbesti, ebbessi gehört genau zu ebbetti, so sehr, dafs es in V. als guter Beweis für das vollständige Durchkonjugieren eines Perfekts auf etti stehen könnte, kein Gedanke an ein lateinisches isti. Nur ebbamo und ebbano gehören zu dem sonst hier nicht vorhandenen ebbi; ebbé ist v-Perfekt, wie credè gebildet. Man könnte in diesem und in den übrigen t-Perfektformen das bb für v, e für a ansehen; doch ist wohl viel wahrscheinlicher, dafs wir Doppelbildung haben, von ebbi ebbetti gemacht ist. So steht in den Canti pop. march. 164 vedessaste für vedeste. Vielleicht gab oder giebt es zu vedeste noch die lockere Form vedessete, vedessate, und es fand sich dann im Gedanken an die gewöhnliche straffe das s überflüssigerweise ein. Tigri 12 hat so stassete = steste: Se stassete dieci anni a ritornare, Se stassete dieci anni a far ritorno. Bei Tigri findet man auch evamo evate; hierzu stelle man eravamo, eravate, eravassimo. Abruzzisch heifst das Perfekt zu stare stive und stattive; toscanisches staggetti führt Nann. An. an; ders. ci. impf. statesse von Jac. da Lentino, stetesse von Niccolò da Siena. Auch conobbi, crebbi sind möglicherweise Doppelperfekta aus conovevi, crevevi.

Formenl. II², S. 480) nebeneinander — es giebt auch noch andere hierfür brauchbare Beispiele — und man sieht, dafs neben adolevi mit langer betonter vorletzter Silbe ein adolevi mit kurzer vorletzter und betonter drittletzter stand, welches das v weicher, zu u, werden liefs und dann das e verlor. So eben war es mit tacevi, und handelte es sich darum, die zweite Sing. auf -sti zu bilden, so mufste sich das e erhalten: tace(v)sti, tacesti, und nicht anders mufs die von Diez gesuchte, zu tacqui wirklich gehörige, von ihm nicht abweichende Form heifsen. Kann es eine schönere Überraschung geben? Die gewöhnlichen, als aus der Reihe tretend gescholtenen, Formen der zweiten Personen sind gerade die gewünschten, trefflich in der Reihe bleibenden.

Und nun zur ersten Person der Mehrheit! Was das von Diez gemachte tacquemmo zu viel hat, sieht man nach dem Vorigen bald. Wenn es wahr ist, wie ich mit Castelvetro und Celso Cittadini glaube, dafs von amammo das vorletzte m aus v geworden ist, dafs es aus amav(i)mo entstand, so kann jene Form nur richtig werden durch Streichung des vorletzten m. Und solche den bei Gelegenheit des s-Perfekts gesehenen ganz ähnliche Formen giebt es hier; Delâtre z. B. in seiner Teorica de' verbi ital., Fir. 1856, hat unter der Rubrik „erroneo“ tacquamo piacquamo: die richtige gesuchte Form heifst tácquimo. Wenden wir aber jenes unser Mittel hier an, so erhalten wir tacev'mo, tacemmo, die gewöhnliche, als schwach und aus der Reihe tretend gescholtene Form auch hier als in der Reihe bleibend, als richtige Nebenform zu dem gewünschten tácquimo erwiesen.

Ein gutes Mittel, eine treffliche Erfindung, eine herrliche Entdeckung, die sich so zum zweitenmal gut, ja noch besser als zum erstenmal, bewährt! Empfiehlt sich die Sache beim s-Perfekt durch die Beobachtung, dafs überhaupt im Latein und mehr noch im Italienischen ein Konsonant schwer seines ihm nachfolgenden Vokals entbehrt, wie der Italiener nicht leicht den Buchstaben x icsi, sondern lieber icase, ichisi nennt, und wie im vorklassischen Latein (s. Ritschl, Rh. Mus. X, 453, Brix zu Plautus' Men. 758) merces zu mercis, merx und mers wird, calcis, faucis, nucis, scrobis, Opis, lentis, partis u. a. zu calx, faux, nux, scrobs, Ops, lens, pars, wie optimus ein inschriftliches OPITVMA vor sich hat, so können wir hier auch zu amavisti, amasti die volkstümliche (bei Petronius) alte Form bovis stellen, welche der klassischen bos voranging. Und dafs es den

Thatsachen entspricht, nicht nur erdacht und aus der Luft gegriffen ist, wenn ich sage, wir wollen uns vorstellen, wie man die Formen macht, wie si an dice, wie vi oder ui an tace gehängt wird, das zeigt uns deutlich die allgemein bekannte Thatsache, daſs in der ältesten italienischen Litteratur und auf dem breiten Gebiete aller italienischen Mundarten von denselben, so zu sagen von allen, Zeitwörtern sich die Perfekta auf vi, ui, auf si, auf ti, di nebeneinander finden, so daſs man recht deutlich sieht, der einzelne bildet im Augenblicke die Form, wählt, ob er dies oder das oder jenes anhängen soll. Auch das Altertum hat dergleichen, wie sorbui sorpsi, amicui amixi, allexi elicui, und gewiſs in gröſserer Ausdehnung als diese Spuren zeigen, aber die mit der Strenge des Staates und der Gesetze Hand in Hand gehende Strenge der Sprache und Litteratur läſst Doppelbildung viel weniger aufkommen.

Im heutigen Italien kann es sogar vorkommen, im Leben und in der Litteratur, daſs, um ein Geschehenes recht hinzustellen, man das Perfektum in doppelter Bildung hinstellt: gleichsam, so sage ich, oder ist es so noch deutlicher, daſs es geschehen und unabänderlich ist? Man sehe z. B. dieses Lied des „Volgo Neritino" bei Casetti und Imbriani Canti pop. delle prov. mer. II, p. 132:

> Mmi morse e mmi muriu la mmia pandiera,
> E li bilizzi sua supra la bara!
> L'eucchi, ci eranu' pierti, ssi chiudera;
> Li bianchi carni sua secchi turnara.

Stellen wir nebeneinander das gewöhnliche morii, das altertümlich-poetische moritti, hierzu noch das toscanische moriedi (Tigri Canti pop. tosc.[1] p. 411 moriede, 3 s.), ferner das auch toscanische morsi (Tigri p. 398 morse, 3 s.), und nehmen wir endlich noch ein morissi an nach Jacopone da Todi, der, wie Nannucci (Anal.) zeigt, suffrisse = soffrì und fosse = fu hat (fusse = fu auch häufig in den Canti pop. veron. bei Righi), so kommt, wenn wir von diesen Formen die zweite Person der Einheit bilden, bei I, II, IV moristi heraus, auch dieses bei III, wenn wir es, wie wohl wahrscheinlich, von morisi, nicht von einem moresi (zum Infin. morere) herleiten. Einzig IIb moriedi würde ein mor(i)esti und ein (IIIc) moretti (vgl. venetti zu venire, genauer zu venere) ein moresti ergeben. Ziehen wir nun weiter in Erwägung, daſs unter allen Perfekten die auf (v)i, auf a(v)i, e(v)i, i(v)i in Ausdehnung, der Zahl nach, alle anderen,

selbst die auf si, bei weitem überwiegen, so wird es deutlich, dafs man zu einem esti der zweiten der Einheit (und este der zweiten der Mehrheit) nicht erst lange fragte, ob es zu ui gehörte, ob zu etti oder iedi, ob zu esi, sondern es ein für allemal, wie es doch in den meisten Fällen richtig war, auf e(v)i zurückführte. Und ebenso isti immer auf i(v)i. Das ist die wirkliche Entstehung von feci facesti, ebbi avesti, seppi sapesti, misi mettesti, ruppi rompesti u. ähnl.: man hatte sich ohne Not, aus Bequemlichkeit, gewöhnt, dicesti neben dissi nicht von diesem, sondern von dicei abzuleiten, und machte, nun bei einigen wenigen sich Verlegenheit einstellte, die zur ersten der Einheit gehörigen zweiten Personen zu bilden, aus jener Bequemlichkeit eine Tugend, erhob es zur Regel: die zweiten Personen werden vom Perfektum auf (v)i gebildet. Und mit der ersten Person der Mehrheit ging es ähnlich. Standen, wie vorhin gezeigt, tacquimo und tacemmo, parvimo und paremmo (parevmo von parĕvi, parvi) als gleichberechtigt, als ganz gleich nebeneinander, so entschied man sich leicht zu Gunsten der voci piane; denn obgleich der Italiener voci sdrucciole nicht ungern hat, so zieht er im ganzen doch die Betonung der vorletzten Silbe als die einfachere, ruhigere, natürlichere (daher ihr Name) vor, zumal für diese schon eine grofse Zahl von ammo, emmo, immo (von are a[v]i, ere e[v]i, ire i[v]i) sprach, und da diese Art nun auch noch wuchs, zumal auch noch das Beispiel der zweiten Personen wirkte, zog sie bald alles, auch wo sie eigentlich kein Recht hatte, wie bei dissi, zu sich hinüber: dissimo wurde verdrängt durch dicemmo von dice(v)i, fecimo durch facemmo von face(v)i u. s. w.

IV. Das Perfektum auf i.

Im Lateinischen, und damit zugleich im Italienischen, giebt es ursprünglich kein auf blofses i, das heifst ohne ihm zuvorgehendes v oder u, s, t oder d, auslautendes Perfektum; wo es so scheint, hat ein v oder u gestanden, dessen Spuren oft noch deutlich sind. Dies habe ich als eine Wahrscheinlichkeit in meinen Priscæ Latinitatis originum libri tres (Berlin 1877) S. 67, 68 ausgesprochen und hoffe es hier noch wahrscheinlicher zu machen.

Manche Perfekta, meint man, hätten neben dem Schlufs-i nur die Verlängerung der Stammsilbe, zum Teil mit einem Vokalwechsel, aufzuweisen. Der Vokalwechsel, behaupte ich, ist zufällig, wenn es

auch wahr sein mag, dafs man ihn nachher mit Behagen als ein Perfektabzeichen ansah, er war und ist es eigentlich nicht: so wenig als z. B. von lateinischem hic das c ein wirkliches Singularzeichen ist, obgleich es in der Praxis wahr ist, dafs hic Singular, hi Plural ist. Von feci z. B. zeigt sich das e (und ihm verwandtes i) bei Kompositis schon im Präsens adfecio (auch adiecio u. s. w., man sehe Lachmanns Lukrez oder Ribbecks Vergil); man vergleiche auch das dem facio sehr nahe verwandte fio — ursprünglich ist es wohl eins mit ihm, die passive Bedeutung entwickelte sich spät. Die uralte und heutige Lust zu oi, ai (inschriftlich Sæturnus, oino coiro, tosc. moilto, caildo, vgl. auch Bottari zu Guittones Briefen) konnte auch ein Perfekt-e herstellen; Nannucci giebt als heute tosc. tràissi, tràisse, tràisseno und aus der Cron. di Mant. dreimaliges tresse. Für feci haben die Rumänier făcui, und dafs dieses u-Perfekt keine neue Analogiebildung zu tacui sei, legen uns die alte umbrische und die oskische Mundart nahe, welche entsprechen. Im Umbrischen heifst facust fakurent, fecerit fecerint, und im Oskischen giebt es fefacust als Futur exact, fefacid als Perfektkonjunktiv. So ist es auch mit dem Sprachgeiste und mit der ältesten Bildungsart gewifs in bestem Einklange, wenn die Lex Salia und spanische Urkunden von den Jahren 886, 1032 (Diez II ^{3}, 183) capuimus und capuerit haben. Und die Längung? Ist eine Ersatzdehnung für das schwindende v, welche nicht immer, aber in der Regel beliebt wurde. Zuweilen schwand auch das v nicht, sondern assimilierte sich dem vorhergehenden Vokal. So in italienischem venni (vgl. osk. cebnust Bant. 20 = advenerit, also gewissermafsen *convenuerit), tenni (lat. tenui), seppi, alt und sic. und sonst mdartl. sappi (lat. sapui von sapivi — Übergang sapīvi), ebbi, alt und mdtl. appi, happi (lat. habui). (5) Findet sich zu ruppi im lat. rupi und zu anderen lateinischen hierher-

---

(5) Dafs in ebbi, seppi u vorliege, zu v geworden und dann dem b, p angeglichen, sagt schon Wentrup, Beitr. z. Kenntn. der Neap. Mundart, Wittenb. 1855, S. 24. Provençalische und spanische Formen zeigen, dafs dies u nicht so leicht spurlos verschwand. In Formen wie saup, prov. für sapui, ist u nicht übergesprungen, sondern von den zwei Lippenlauten verhärtete man den zweiten und erweichte den ersteren. Worte einer Beichtformel aus einer von Löwe dem 11. Jahrh. zugeschriebenen Hs. sind: offertione ke no la dei (dedi) siccomo far dibbi (debui); s. Morandi, Or. della l. it. Città di Castello 1883, p. 61.

gehörigen Perfekten kein Beweis in Nebenformen, so sprechen doch die eben angeführten Stücke sehr deutlich. Auch erklärt sich ruppi wohl wieder etwas durch die italienische Nebenform rompe(v)i. Für die Angleichung des v oder u an den vorhergehenden Konsonanten vergleiche man, daſs pons Mulvius, inschriftlich auch Molvi, bei Rom ponte Molle wurde; der Name Alfius heiſst auch Allius (6) und Alius, so gewiſs volui ital. volli; der Name Pacuvius heiſst bei Varro Paccvius, volscisch Pacvies, auf römischen Inschriften auch Pacquius, Paccius, Pacius, oskisch Pakis. Noch vergleiche man ianuarius gennaio, ianua sard. ianna, die stetige Assimilation von mb und nd zu mm, nn (Wentrup, Beitr. S. 30) im Sicilianischen, wie schon Plautus, Mil. 1407, dispennite, distennite hat. Für Längung der vorherigen Silbe um des ausgefallenen v willen ist zu beachten, daſs der Name Silvius — Horaz miſst sīlŭæ — neben sich Sīlius hat, Fulvius auf einer Inschrift von Spoleto Fuulius heiſst. Manches in der Konjugation spricht auch für sich selbst, wie wenn aus fŏdivi fōdi, wohl durch ein mittleres *fodui, geworden ist. Daſs italienisches sappi richtig lat. sapui ist, daſs bei ihm und bei seppi das zweite p ursprüngliches u oder v ist, kann uns sehr schön sacque = seppe zeigen, welches Nann. An. aus der Cron. di Mant. II, 11 anführt. Es ist bekannt, daſs dies Wort bei den Alten und in Mundarten im Präs. Ind. Konj. und Part. mit gequetschtem cc vorkommt; aber durch alle oder die meisten Formen des Verbums hindurch geht diese Erscheinung nirgend, und es ist wohl sehr glaublich, daſs jenes kleine Vorspiel und der sonst nicht seltene Fall, Lippenlaut zu Gaumenlaut umschlagen zu lassen, hier angewandt wurde, um das sonst unrettbare v zu erhalten, nicht daſs sich nach tacere u. ähnl. dieses aus jenen Präsensformen entwickelt hätte.

Perfekt-u des Lateinischen erhält sich als solches selten, nur als noch kürzerer zu q gehöriger Halbvokal, wie oben bemerkt. Haben

(6) Zeitwörter mit ll vor der Endung legen die Vermutung nahe, daſs das zweite von ihnen aus einem perfektischen oder präsentischen v entstanden sei: vgl. lat. sallere, salire, sallire, sard. bàlfere für valere. Catull hat 63 5 devolvit; da der Sinn nicht auf volvere, sondern auf vellere drängt, und von diesem als Perf. nur velli und volsi bekannt ist, bessert man devolsit. Wer steht dafür, daſs es nicht doch von vello volvi gab, das man nur um des volvere willen abschaffte? Neue II [2], 503 erwähnt diese Lesart nicht, doch vgl. die Ausgaben von Lachmann und von Bähr.

die Lateiner zuweilen das u lieber hart, wie in tenvis, genva in Versen des Lucrez und Vergil (oskisch heifst Capua Capva), so setzen dem die Italiener die Perfekta parvi, dolvi, dolfi entgegen. Aber nicht immer hatte man diesen Geschmack, und diese Formen haben neben sich parsi, dolsi, und es mag ein Beweis sein für meine Auffassung, dafs volli aus volui sei, wenn es eine recht alte Nebenform volsi hat. Es stritt sich um diese mit volgere, lat. volvere, und mufste zuletzt weichen: wie es sich im Präsens am l genügen läfst, mufste es sich im Perfekt bei diesem schadlos halten. Parere hat auch mehrfach schon im Präsens den Lippenlaut, wie im alten al mio parvente, wie in sardischem cumpárfidu Part., cumparzesi, cumparfesi Perf., und wie bei Tigri Canti pop. tosc. p. 65 parghi (wieder Umschlag des Lippenlautes zum Gaumenlaute) = pari steht. (7) Wie unsere Auffassung von venni durch tenni gestützt wird, so noch durch tense (Tigri S. 272) neben oben erwähntem viensi. Ist nun in solchem Falle einfach, wie wir es oben empfahlen, für vi si eingetreten? Oder ward v zum Gaumenlaute und dann zu s, oder bildete sich ps oder x, dann s? Das sind schwierige Fragen, die ich nicht entschieden, nur angedeutet haben mag. Sind vielleicht alle drei, v, s, t, so untereinander verwandt, indem aus s sich gelegentlich auch noch t oder d entwickelt? Das Umgekehrte kennt man wohl, doch warum sollte nicht auch dies richtig sein, da s und t der Zunge und den Zähnen nahe verwandt sind und die Griechen zwischen σσ und ττ kaum einen solchen Unterschied finden, als ob deutsch gut oder jut gesagt wird? Zu vergleichen ist auch Sassari Tataris auf Sardinien. Ich deute dies nur an, überlasse es Späteren, Geschickteren, bleibe (vgl. Sprachl. S. 81) hier bei dem Nebeneinander dieser Endungen. Im Sicilischen z. B. giebt Wentrup keinen Übergang von d zu s an; Avolio, Introduzione allo studio del dial. sic. 149, läfst desi aus dedi entstehen, mit Berufung auf pisolo von podiolum. Ich ziehe das Nebeneinander der Endungen vor.

Nebenbei sei hier noch bemerkt, dafs es auch nur scheinbar ist, wenn man meint, es gäbe im Altertume mit Reduplikation ein Perfekt auf blofses i; dieselbe ist nur ein Schmuck, nicht etwas Wesent-

(7) Bei parghi kann man wohl auch an vengo denken und hier das e oder i verhärtet glauben; doch ist wohl gerade in dieser Form, der 2. Sing., an v zu denken rätlicher. Ein Präsens stavo findet man in einem Volksliede aus Grottaminarda, Cas. Imbr. II, 49.

liches am Perfektum gewesen. Das beweist jenes oskische fefacust, und hat der Lateiner neben accinui cecini, neben tenui tetini, tetuli, tuli, attuli, so ging u verloren, meistens weil es guter Ton und Takt so wollte.

Bei lateinischem vinco vici, frango fregi, rumpo rupi ist für den Ausfall des m und n zu erwägen, daſs es kein wesentlicher Bestandteil des Stammes ist, wie ruptum rumptum, victor, fragilis zeigen. Entweder ist es nur ein Vorschlag des c, g, p, oder der Stamm, einst rein, ohne c, g vorhanden, hatte ein präsentisches v, welches zu m und n wurde. Haben wir facere, ital. fare, so konnte c, wie man gewöhnlich glaubt, schwinden, es konnte aber auch ursprünglich dasselbe nicht haben, erst später bekommen (vgl. altlat. friare = fricare, viere = vincire). Mit v hätten wir dann favo, fuo, was sehr unterstützt würde durch fui, futurus, fore, altes fuat = sit, und noch mehr durch eine alte Glosse, welche Löwe in seinem Prodr. gloss. mitteilt und als durchaus zuverlässig empfiehlt, nach welcher fuat so viel war als faciat und fuet = faciet. Wie dem auch sein mag, m, n in solchen Verbalstämmen galten als entbehrlich und man gab sie in diesen Perfekten auf, um die Ersatzdehnung (vī, frē, rū) für das geschwundene Perfekt-u deutlich zu haben.

Italienisch muſste zu feci die zweite Person fecsti, also festi, lauten. Es ist möglich, daſs fei, festi, fe, femmo, feste, ferono von diesem festi herkommt; vielleicht wirkten auch die anderen Formen, welche das c oder die mit c anfangende Silbe nicht haben. Beachtenswert dürfte hier sein, daſs Pietro Barsegapé, den man auf 1250 etwa setzt, die zweite Pers. Pl. fisti hat, aber die erste fessemo (also fécimo, wie er auch vídemo, vídeno, véneno hat), aber die dritte Pers. Pl. fen (also fenno von fei), doch hat er schon v e d e s t i, v e d e r e. Fecimo belegt Nann. in der An. aus Bargigi, Komm. zu Inf. 21, fecemo aus Franc. Angeluccio, Stor. Aquil., und aus Boezio di Rainaldo, Stor. Aquil., dreimal fecemmo. Dies letzte kann auf den ersten Anblick sehr freuen als eine Perfektform dieses Wortes mit dem ursprünglich ihm gehörigen v; doch ist es wohl nur eine nachlässige Mischform aus fecimo und facemmo, wie derselbe aus derselben Quelle ein dissemmo anführt, was auch eine solche verfehlte Mischform (vgl. oben tacquemmo) ist und nicht einmal Anspruch auf Vergleichung mit altem nexui u. a. Doppelbildungen haben dürfte.

Avere findet sich in Toscana rein von dem Stamm a, auch rein

von e gebildet, beides ist z. B. in Tigris Canti pop. zu beobachten: Inf. er S. 97, enno (= hanno, während es sonst = sono) 284, ete = avete 61, 154, tu l'esse = tu l'avessi 71, evo = avevo 42: da ist das e von ebbi nicht zu verwundern; auch ebi, hebi — vgl. jenes véneno und vénero, Lett. del sec. XIII, 23, 84, 85 ebi, avarebero — ist von Nann. belegt. Ebbimo hat derselbe aus Bargigi Inf. 28, emmo aus Boiardo I, 22, 48, doch hat es Panizzi nicht. Esti führt er ohne Beleg auch an: es ist begreiflich, wie man hier lieber zu einer anderen Reihe griff; esto „dieser". Ähnlich war es mit sesti (sesto „der sechste") von seppi. Rusti von ruppi konnte auch schwerlich gefallen. Carlo Mascheroni, Gli ostaggi, pagina storica del 1848 Mil. 1867, sei hier übrigens erwähnt, schreibt stets ebbimo, seppimo, fecimo.

Wenn nun aber crebbi, conobbi (beide auch mit vv nachweisbar) den doppelten Lippenlaut nur vom lat. einfachen v haben, ist es da nicht unrecht, bei den eben betrachteten ein ursprüngliches u wittern zu wollen? Nein. Es ist wohl von diesen wie von sentivvi, givvi, andavvi in den Canti Marchigiani des Gianandrea S. 157, 158, 195 anzunehmen, daſs sie nur zufällig und ohne Berechtigung jenen und noch anderen, welche hier zu nennen sind, sich anschlossen. Piovvi, bevvi (auch piobbi, bebbi, von piovere, bevere, bere) sind als eigentliche piovevi, bevevi in bestem Rechte, desgleichen altes debbi statt devevi, dovevi, und auch ricevvi (Petr., Vite de Pontefici, bei Nann. auch -evve, -evvero) ist ricevevi — vgl. oben erwähntes capui, und capi(v)i. Aus dem älteren Sicilischen paſst hierzu richippi von richipiri, beides z. B. in der Vita Beati Conradi, welche Avolio als Anhang zu seinen Canti pop. di Noto nach einer Hs. aus Noto von 1350 herausgab, p. 364, 371, vippi d. i. bevvi, s. Avolio Introd. p. 178 (mbippi = bevve, s. Canti del popolo Reggino, Mario Mandalari, Nap. 1881, p. 135; heute sic. chioppi = piovvi, nap. moppe = movi, mossi). Statt s hat man in volsi im älteren Sicilischen auch c: sollte dies nicht auf das u von volui zurückgehen? Wie prov. volc (volgui, Diez II[3], 221)? Man vergleiche Avolio Introd. p. 192, Vita B. Conr. 373 volzi, 375 vulciru, 377, 368 volciru, 355 vulsiru, vgl. altes sachiu = sacciu, Av. Introd. 179. Auch hierher paſst altsic. placzi, plassi, plazi (Av. Introd. 180) = placuit, valle = valuit, Giov. da Proc. bei Di Giov. Fil. II, p. 57. — Es ist wohl deutlich, daſs es ein Perfekt auf bloſses i ursprünglich nicht giebt.

V. Das Perfektum auf tti und di.

Schon öfter, u. a. in der kleinen Schrift Oskisches Perfektum in lateinischer Inschrift, Berlin 1878, S. 5, und in der Ital. Sprachl. S. 62, habe ich gezeigt, dafs die Italiener und die Rätoromanen ganz ähnlich den alten Oskern ein mit tt oder d statt mit v oder s gebildetes Perfektum haben. Diez will alles auf stetti von lat. steti zurückführen, aus diesem habe sich detti und dann die übrigen Perfekta auf etti gefunden. Aber wie unzureichend diese, weil sie von Diez ist, immer wieder festgehaltene Lehre ist, sieht man schon an dem einen Umstande, dafs Diez nicht einmal das itti der poetischen und alten Sprache erwähnt und in Betracht zieht, geschweige das atti der napolitanischen Mundart: pegliattero bei Basile (Wentrup S. 21, Sprachl. S. 14). D'Ovidio, Arch. gl. IV, 174, Giorn. di F. r. II, 64 weist auf diese Formen (purtatte, vulatte), als heute in der Mundart von Campobasso lebend, hin. Haben die Italiener dieses Perfekt in allen drei Konjugationsklassen, ein atti (nap.), etti (allgemein), itti (alt und poetisch), so ist es wohl sehr sonderbar, etwas so weit verbreitetes — die Rätoromanen machen sogar ihr fui als füt auf diese Art — von einer einzigen lateinischen Perfektform durch einen neckischen Zufall entstanden sein zu lassen. Unter solchen Umständen ist es dringend geboten, das Oskische, welches diesen Perfektcharakter nach a sehr ausgedehnt, fast ausschliefslich, nach e auch etwas zeigt, zu beachten. Wir haben dort Perfekta der 3. Sing. auf afed und affed (vgl. oben andavvi), häufiger auf atted (dadìkatted = dedicavit, prùfatted = probavit) seltener ated (profated, er hat gebilligt, uunated, er hat vereinigt), in der 3. Plur. attens (prùfattens probaverunt, teremnattens terminaverunt), ferner attìns (tribarakattìns ædificaverint) 3. Pl. Konj. Pf., attuset (tribarakattuset) als 3. Pl. Fut. II, und etuzet (angetuzet egerint) 3. Pl. Fut. II, was auf ein angeted = egit schliefsen läfst.

Ferner ist zu beachten, wie weit verbreitet in der Vervollständigung der lateinischen und italienischen Formen der Verba Nomina und Particulæ die Verwendung der pronominalen Silben vi, si, ti und di ist, so dafs es wirklich zu verwundern wäre, wenn nun plötzlich ti und di als Perfektendungen nicht zu treffen wären. Die Sache verhält sich umgekehrt als man gemeint hat: nicht von steti und dedi mufs den in Rede stehenden Perfekten Licht kommen, son-

dern von diesen aus müssen steti und dedi erst richtig erkannt werden. Auch das Latein hat seine d-Perfekta in credidi, altem descendidi, altem mandidi und vor allem in dedi nebst Kompositis, sein t-Perfektum in steti, stiti, nebst Kompositis. (8) Man will diese letzten als redupliziert ansehen, aber die auffällige beispiellose Kürze dieser Formen — di, sti ohne Reduplikation — muſs vor dieser Auffassung warnen. Auch sind im Italienischen alle Reduplikationen geschwunden; sollten diese geblieben sein? Und gerade daſs tosc. diedi und detti, stetti und stiedi so schön nebeneinander stehen, bekräftigt unsere Auffassung. Diez meint freilich II[3], 153, stiedi gebe es nicht, aber es ist wie gesagt schön toscanisch, immer in den Schluſsversen der toscanischen Märchen (Se ne stiedero e godiedero E a me niente ne diedero, Sprachl. 13, 73) zu finden und auch römisch.

Diez meint II[3], 154, an credidi wäre bei credetti nicht zu denken, da das Italienische dd haben würde, nach caddi, nicht catti, zu schlieſsen. Das steht nicht so fest; die Sprache kann im Falle solcher Zusammenziehung, mit Ausstoſsung des i, tt oder dd haben, je nachdem ti oder di angehängt wird. So wird uns cretti von Nannucci aus Pier delle Vigne geboten, und Mastrofini kennt die Formen; und creddi kennt Toscana, s. Tigri, Canti pop. 398, Disgrazie della Mea, poema rusticale, wo es v. 55 heiſst:

E mi creddi d'avemmi a dare a beco (alla disperazione).

Die Frage liegt aber etwas anders bei credetti, indem es lateinischem credidi nahe verwandt, nicht mit ihm eins oder von ihm herkommt, da jenes mit di, dieses mit ti oder vielmehr tti gebildet ist. Haben wir e in den von mir als Stammsilben angesehenen von diedi detti, stiedi stetti, so ist auf die Imperfektkonjunktive dieser Wörter hinzuweisen, welche denselben Vokal haben, und auf so viele in Toscana lebende Nebenformen in der Art von dere, nicht dare (vgl. auch die lat. Komposita), von stere, nicht stare; dasselbe ist es mit andare, venire u. s. w. Formen, welche hierfür sprechen, werden uns von Nannucci geboten, manchem ist etwas der Art im Ge-

---

(8) So alt auch descendidi u. ähnl. sein mag, ist möglicherweise descendi u. ähnl. doch noch älter. Wie wir nämlich perfektisches v schon im Präsens auftreten sehen, so konnte es auch mit d aufgefaſst werden.



dächtnis. Schon Barsegapé hat stevan; das altrömische stavea = stabat neigt auch hierher. Dea = dava führt Nann. aus Jacopone an. Was kann deutlicher sprechen, als wenn die Perfekta dei, stei u. s. w., selbst alt, vorhanden sind? Deo (Bocc.), denno (Petr.), diè' 3. Sing. (Dante), dienno (Dante); ebenso stiè (Jacopone), stenno (Frezzi). In den Canti pop. tosc. bei Tigri findet man stressi 240 = stareste, 19 stevo, 383 andesse, 394 andeva, 399 andevano, devano, 409 strò, und 412 wird dev' un bacio erklärt „vi do un bacio“: es wäre dann wohl ein deo, ich gebe, als nur de, wie sich hier auch sonst die erste Pers. Sing. Präs. ohne o findet, so S. 16 fangen vier Zeilen eines Rispetto hintereinander mit sospir „ich seufze“ an.

Es ist bekanntlich ein Vorurteil, wenn man meint, die erste, die a-Konjugation sei die älteste. Sie enthält umgekehrt die jüngsten, die abgeleiteten Zeitwörter, wie dictare von dictus, fugare von fuga. Schon Priscian (vgl. Fr. Neue, Formenlehre der lat. Spr.[2] S. 414) lehrt p. 837, daſs a die erste Konjugation bilde, weil es der erste Buchstab im Alphabet sei, eben deshalb, d. h. nach der Reihenfolge im Alphabet, bilde e die zweite, kurzes i die dritte (da es so vielen Wörtern derselben eigen) und langes i die vierte. Trefflich behaupteten andere, diese letzten beiden, die dritte und vierte, müſsten nur eine sein. Uns muſs es, denke ich, fest stehen, daſs die i-Klasse das Ursprüngliche war; von ihr sind die Wörter der dritten und zweiten nur leichte Abweichungen, Entartungen, indem i zu e wurde, mehr oder weniger schwand: man sehe nur solche der vierten so nahestehende Wörter wie cupio, cupivi, cupitum, cupĕre, alt cupīre, arcesso, arcessivi, arcessitum, arcessere, auch accersire. Da e nur ein unreines i ist, sieht man, wie die lateinische vierte, dritte, zweite Konjugation genau genommen nur eine sind. Wie kam man zu der a-Konjugation? Aus der anderen her stammt sie gewiſs auch, dafür bürgen manche Spuren. Die Perfekta in ui dürften sehr nach der zweiten und dritten weisen. Sonui ist gewiſs kein ursprüngliches sonāvi, sondern ein älteres sonēvi, und Varro dürfte in sonēre, dieser archaische Schriftsteller, keine jüngere, sondern eine ältere Form haben.(9) Ich halte es für sehr möglich und für nicht unwahrschein-

---

(9) Varro hat auch tonère, tonimus; sonere haben auch Ennius, Accius, Pacuvius, Lucretius, so daſs es gewiſs älter ist als sonare. Vgl. Neue II[2], 421.

lich, dafs sich das a der Konjugation ursprünglich als ein kurzes aus kurzem e entwickelte, wie es Toscana, dem heutigen Italienischen, insbesondere der Mundart von Siena, eigen ist, und dafs es erst dann seiner Anlage gemäfs sich verlängerte und mit Ehren die erste Konjugationsklasse bildete. Dies letzte ist eine Vermutung, doch vielleicht der Erwägung wert. Man vergleiche im Italienischen giovane, Modanese, cronaca, Sanese. In den Canti del pop. Reggino giebt es p. 56 littara fimmani, 113 fimmana, 62 giuvana, 65, 125 omani, 86 povaru, 202 piatà, 94 se saparrissi, 132 dézzaru. Celso Cittadini, selbst aus Siena, spricht immer sehr für amarò und credarò, erwähnt aber nie die wahre Quelle solcher Formen, den Infinitiv nach der dritten lat. Konjugation. Aber schon in den Lettere volgari del secolo XIII scritte da Senesi (Bol. 1871) finden sich diese Infinitive in Menge, und die Herausgeber Cesare Paoli und Enea Piccolomini (die Vorrede ist „Siena nel gennaio 1871“ unterschrieben) verfehlen nicht, im Verzeichnis sie durch Accentzeichen als sdrucciole kenntlich zu machen: èsare, vèndare, díciare, pèrdare, pèndare, scrívare, tòlare, mèttare, condúciare, rèndare, bátare. Die ältesten, besten Klassiker, auch Dante, haben gelegentlich auch dergleichen, wenn auch nicht im Infinitiv, aber nach diesen Belegen hilft kein Spitzfindeln, man sieht, dergleichen gehört oder strebt zu einem Ganzen. Sehr viel dergleichen, auch Infinitive, hat Ristoro d'Arezzo (Nann., Man.[3] 193): entendare, essare, defendare, feciaro, fossano u. s. w. Man vergleiche noch diesen schönen hierhergehörigen Infinitiv ohne re aus den Canti pop. tosc. des Tigri S. 75: non ti ci metta. Auch nicht zu vergessen sind unsere Perfektformen wie tacquamo, diedano = diedero (Tigri 132), turnara = tornaro, s. oben (III). In den Canti pop. marchigiani 123 findet man mettateve, und dergleichen, heifst es dazu, sei im Gebiet von Macerata gewöhnlich, und umgekehrt heifse es daselbst amete, cantete.(10) Ob letzteres auf ein ursprüngliches amere, amĕre, amire statt amare hinweise, vgl. flor. amono st. amano, doch auch amavono st. amavano, oder ob es von ai (s. oben IV) herkommt, oder wie es entstehe, wird schwer zu

(10) Zu amete, amono vgl. Tigri 398 pappetevi = pappatevi, 243 dican = dicono, 385, 387, 389 paglian = paiono, Cas. Imbr. II, 370 credando, 379 disando, Canti pop. march. 108 manniste, 147, 148, 230, 231 cerchenno, razzenno. Bei Righi, Canti pop. veron., findet man ameme (amami), vedar, piovar, bevar.

entscheiden sein. In den Serenate Umbre des Mazzatinti, Alba 1883, p. 14 findet sich amene uno = amane uno, also wohl ein Imperativ auf i oder e von amare: drei Zeilen beginnen so. In der Mundart der Abruzzen sieht man in Finamores Vocabolario dell'uso abr., Lanciano 1880, S. 5, ist cantare bis auf Infin. und Part. Perf. fast vollständig und genau so zu konjugieren wie leggere. Da uns dies und zugleich das Durch- und Nebeneinander vom v-, s- und t-Perfekt anzieht, setze ich beide in den Hauptformen hierher. Inf. candà, lègge. Ger. candenne, leggenne. Part. Perf. candate, leggiute. Ind. Pr. cànde, chènde (chjiende, chinde), cande, candéme (candáime), candéte (candáite); lègge, ljiegge (ligge), legge, leggéme (leggiáime), leggéte (leggiáite). Impf. candé, candive, candé, candaváme, candaváte; leggé (leggiáve), leggive, leggé, leggiaváme, leggiaváte. Perf. candive (candjìeve, candjìette), candiste, candì (candìse, candette), candéseme, candéste; leggìve (leggjìeve, leggjìette), leggiste, leggì (leggette, leggèse), leggèseme, leggeste. Konj. Pr. und Impf. candèsse, candisse, candesse, candassème, candassète; leggesse (leggiasse), leggisse (leggissce), leggesse (leggiasse), leggiásseme (leggiassáme) u. s. w. (11)

Nannucci führt altes itti an aus der Vita di S. Francesco, conseguitte, finitte, Legg. dell'Asc. salitte, apparitte, Nov. ant. feritte, Buti inf. 5 moritteno, 32 traditte; oft hat es Boi., wie I, 3 57 fuggitti. Erwähnenswert sind noch aus Tigri, Canti pop. tosc., conducietti 395, cresciette 396, guarietti 405, moriede 411; aus den Lett. del sec. XIII, 84 ricieveti: hier findet sich öfter ein statt zweier Konsonanten (bàtare 41), doch ist es nicht etwa stehend (80 possiamo, costarebbero, valliono). (12)

Haben wir neben credetti auch oben erwähnte cretti, sic. critti, und creddi, so ist die Frage, ob solche auch sonst noch vorkommende tti, ddi so wie oben und hier angedeutet zu erklären sind, daſs sich nämlich an das Stamm-t oder -d mit Ausfall des Vokales die Endung ti oder di angefügt habe, oder in der Art, wie wir früher (IV)

(11) Zu abruzzischem cande, chinde, cande vgl. die Einleitung zu meiner Sprachl. und Wentrup, Beitr. z. K. der Neap. Mdrt. Die Formen leggiásseme und leggiassáme sind ein rechter Beleg, wie a gern sich verlängert und den Ton an sich nimmt.

(12) Ein „morite" 3. Sing. Pf. findet sich auch im Giorn. di fil. rom. I, p. 109, in einem Heldengedichte von Carlo Martello e Ugone d'Alvernia in venezianischer Mundart, von A. Graf besprochen.

Doppelkonsonanten, besonders Lippenlaute, so auflösten, daſs wir die Perfektendung vi oder ui erkannten. Bei potti z. B. könnte lat. potui hierfür sprechen. Aber gerade die Härte, wo man die Weiche erwarten sollte, wie bei creddi, cretti von cred, muſs entschieden für die schon ausgesprochene Ansicht sein, daſs wir ti und di, nicht v, zu erkennen haben. Vielleicht giebt es noch einen zwingenden Beweis in Folgendem. Auf Sicilien heiſst vedere vidiri, Perf. vitti, vidisti, vitti, víttimu, vidistivu, vittiru. In Noto (s. Avolio, Canti pop. 25) viriri, Perf. vitti, viristi, vitti, víttimu, viristru, vítturu. In Noto, fügt Avolio noch hinzu, e in qualche altro comune si dice pure visti, vìstimu, vistiru. Die erste dieser letzten drei Formen hat der treffliche Wentrup, S. 36, zu flüchtig und falsch angesehen, wenn er schreibt: In Noto 2. Sing. viristi und visti. Es soll offenbar heiſsen: statt vitt giebt es auch vist, also 1. und 3. Sing. visti, 1. Pl. vistimu, 3. Pl. vistiru. Auch Rapi Corr. 364 hat visti = vidit. Da es nun bekannt ist, daſs d vor t lateinisch (s. Corssen, Ausspr. I, 208) und italienisch zu s wird (Plautus persuastrices von suadeo, ital. visto von vedo, auch nascosto von nascondo), so dürfte herauskommen, daſs vis von diesem visti, vid ist und als Endung sich ti und nichts anderes ausweist. (13) Hiernach dürfte es richtig sein, in derartigen Perfekten, u. a. altsic. percotti, caddi, ital. caddi, ital. und lat. vidi, lat. nicendi, ascendi, t- bezw. d-Perfekt zu erkennen und anzunehmen, daſs ihnen solche Formen, wie altertümliches lat. descendidi, mandidi, aus welchen sie erst entstanden, vorangingen, vgl. abscondidi und abscondi.

Derartige Perfekta sind, versteht sich, wie die mit v, u, oder s gebildeten, vollständig durch alle Personen vorhanden: detti, de(tt)sti, dette, dettimo, de(tt)ste, dettero. Dergleichen erste Personen der Mehrheit sind heute napoletanisch (Wentr.), toscanisch und sicilisch, man vergleiche auch vídemo aus dem Barsegapé. Frühe schon, wie bei dem

---

(13) Auch die Romagna hat eine dem visti von Noto ganz ähnliche Form vest = vidit. Mussafia, Darst. der rom. Mundart, Wiener Akad. 1871, p. 21, wundert sich über dieselbe und meint, Einfluſs des Part. (visto) sei unverkennbar. Das wäre doch sonderbar. Nach occisus, uccisi, o ja, aber nach posto ein Perf. posti? Noch sonderbarer wird die Anmerkung: „Zu bemerken ist sigmat. Perf. in lugh. vens, imol. ravenn. venš. So auch in tosc. Mundarten.“ Also vest von einem visi, t ist eine Zugabe!

s-Perfektum, drängte sich die auf der vorletzten betonte Form des v-Perfekts ein, und so zum Teil sogar die entsprechenden zweiten Personen. So hat Sicilien detti, dasti, detti, déttimu, dástivu, déttiru. Haben die Rätoromanen füt, füttast, füt, füttan, füttat, füttan (siehe Peter Justus Andeer, Rätorom. Elementargramm. m. bes. Berücks. des ladinischen Dial. im Unterengadin, Zürich 1880, S. 27), avet, avettast, amet, amettast, vendet, vendettast, sentit, sentittast, sentit, sentittan, sentittat, sentittan, so ist zu beachten, daſs sie die zweiten Personen auf isti, istis haben (zu dem a ist tacquamo u. ähnl. zu vergleichen), und daſs also Gartner (Rätorom. Gr., Heilbronn 1883, S. 116) vollständig im Irrtum sein dürfte — auch anderes weist noch darauf hin —, wenn er das Perfekt im Rätoromanischen nicht dem Volke gehörig, sondern von Schriftstellern und Grammatikern nach dem italienischen Perfekt gemacht sein läſst. In dem alten Liede auf W. Tell, Romania XIV, 1885, p. 111, V. 10, 18, in engadinischen Volksliedern (Ulrich, Chrest. II, 186 ff., 195) stehen solche Formen. Vielmehr sind diese füttast, avettast, obgleich mit isti — ast(i) — gebildet, eine schöne Bekräftigung in ital. desti, de(tt)sti, nicht de(v)sti, gelegentlich crede(tt)sti, nicht immer crede(v)sti, zu erkennen. Und noch eine schöne Bestätigung dessen giebt uns die toscanische Mundart von Pistoia-Montale. Wir haben mehrfach gesehen, wie leicht ein Konsonant den ihm unmittelbar folgenden verschlingt, sich assimiliert, wie deshalb in Montale unsere Endung der zweiten Personen sti zu ssi, auch si, wird. In unserem jetzt eben in Rede stehenden Falle, daſs wir dsti oder dssi haben, ist nun diese Mundart in Zweifel, was wohl zu thun sei: soll das Perfekt-d sich diesmal von dem folgenden ssi (aus sti) verschlingen lassen oder soll es auch sein Vorrecht des ersteren geltend machen und soll st verschlungen werden? Bei stessi (stesti) liegt ersteres vor, das letztere bei veddi, du hast gesehen.

i' stiedi	i' vedessi
tene stessi	tene veddi, vedéssi
e' stiede, sté	e' vedde
no' si stiede, stè	no' si vedde
vo stessi	vo' veddi, vedessi
e' stiedano, stettano, stenno	e' veddano, vedettano, vederno.

Das veddi der zweiten Personen ist zu den dritten zu stellen, mit dem s-Perfekt der 1. Sing. hat es nichts zu thun. Schönere

Beweise für die Richtigkeit von de(tt)sti, vede(tt)sti können wohl nicht verlangt und erwartet werden. Sted-ssi wird stessi, ved(e)d-ssi wird veddi.

VI. Die Spuren des v.

Weil aus den Endungen ai, ei, ii das v ganz geschwunden ist, meint man heutzutage gewöhnlich, es sei unrecht, dasselbe in irgendwelchen zu jenen gehörigen Formen erkennen zu wollen. Und wirklich ist es nicht leicht, dem Zweifler und Leugner es zwingend zu erweisen. Haben wir amorno, so kann man leicht avr verwerfen und das erste o dem zweiten zur Gesellschaft gesetzt annehmen, wie in flor. amavono, zumal ja in der ersten Pl. auf ommo (Tigri p. 71 c'innamorommo, giurommo, vedemmo gereimt) v, wenn man es erkennen wollte, doppelt, im o und in dem ersten m, da wäre. Doch dieser eine Überfluſs stört schwerlich sehr, und die Menge der Fälle, in welchen das v vorliegen kann, 3. Sing., Pl., 1. Pl., verstärkt die Beweise doch bedeutend. Zur dritten Sing. in ò, ao, eo, io meint Diez mit Delius, es sei das so oft angetretene Schluſs-o (sono amano) zu erkennen. Mit einigen trefflichen, zum Teil schon oben angedeuteten Gründen trat Nap. Caix, Giorn. di fil. rom. I, p. 229 für das v ein und mit Unrecht hielt ich damals in der Zeitschriftenschau dieses Archivs an Diez fest. Calabrisches fuîu (vgl. auch sic. purtaiu, s. Wentr.), welches ich dort geltend machte, kann noch für das v sprechen. Recht für amavit spricht amoe, und sic. ripitivi 1. Sing. ist doch auch ein rechter Fingerzeig.(14) Zu einer altsic. 3. Sing. vindii bemerkt Avolio (Introd.), es sei dann zu vindì geworden, dem sich u, auch a, angesetzt habe. Aber er übersieht, daſs er selbst in diesem seinem Buche und in der von ihm herausgegebenen Vita B. Conr. noch ältere iu hat, daſs also vindivi das v, aber auch lieber das letzte i, verlieren konnte und zu vindii und zu vindiu werden konnte. Das a von vindia, dia (dies) halte ich auch nicht für angesetzt, sondern erkenne darin die Senesische Lust zu a, welche den Calabriern und Siciliern (man lese den Giovanni da Procida) auch nicht fremd ist, leite jenes von vindii ab.

---

(14) Wenn Barsegapé die Endung oe (3. Sing. Perf.) sehr häufig hat, so spricht dies wohl sehr dafür, daſs man ave, avit in ihr zu erkennen hat.



Aber in der 1. Pl. kann doch nur der Accent die Verdoppelung des m bewirkt haben, v kann ja nicht darin stecken, da man in derselben Form des Präsens auch dies mm hat, z. B. in Neapel, Ind. und Konj., in Modica und Buccheri auf Sicilien (s. Wentr.), und umgekehrt mehrfach die 1. Pl. des Perfekts nur ein m zeigt: mehrfach auf Sicilien, bei Barsegapé, in den Lett. del sec. XIII scr. da Senesi. (15) Dem ist zu entgegnen, daſs präsentisches Doppel-m gerade gegen die Wirkung des Accentes spricht; credè, credemmi (mi credette) also credé-mmo, wohl, aber áma, amammo paſst schlecht. Es ist mir vielmehr wahrscheinlich, daſs auch in dieser Präsensform v vorliegt. Im Latein sind die Spuren des v im Präsens zahlreich (Pr. lat. or. p. 74): danunt (= dant) geht auf davunt zurück, vgl. duim, creduim. Aus venundavit in einer Stelle des Zwölftafelgesetzes (Neue II², 441) macht man ungerecht venunduit, denn duit geht auf davit zurück, vgl. luit, lavit, ingruit, ingravit (Pr. lat. or. p. 74). Im Italienischen fehlen diese Spuren auch nicht, s. Canti pop. march. (Gianandrea) p. 20 daga = dia, 19 staghi = stai, 145 a stag = stare, altröm. stavea, d. i. staveva. Die o in der 1. Pers. Pl. mancher Mundarten, z. B. von Reggio (Diez II³, 226), von Como und von Piemont gehen gewiſs auf av zurück.

Will man jedoch durchaus kein v in dem mm zugeben, so bliebe immer noch, daſs Diez a. a. O. tacquemo mit einem m bilden muſste, da die 1. und 3. Sing. den Ton auf der vorletzten haben. Einen schönen Wink hierfür dürfte auch das napolitanische amáiemo = amavimus geben. Denn wie in amáie = amavi, ist doch wohl deutlich, fehlt das v hinter a, das ie in beiden Formen ist das lateinische i der entsprechenden. Wenn es auch nie gelingen sollte, amaiemo, oder das amaimo des angeblichen Spinello, urkundlich recht alt nachzuweisen, wie unhistorisch, zufällig, in Lauten und in Betonung mit der entsprechenden lateinischen nichts zu thun habend sieht mir diese Form nimmermehr aus. Aber wohl wie ein Beweis gegen amammo amavmo, i blieb länger, v schwand früher? Nicht überall, das sind mundartliche Geschmacksachen, wie bei vindi(v)i, vindiu(i), wie wenn es sic. ripitivi heiſst und ital. gelegentlich udio und nur udì = audivi.

---

(15) In den Lettere del secolo XIII scr. da Senesi findet sich die 1. Pl. Perf. in toscanischer Weise auf emo (statt emmo), u. a. S. 22, 23: sapemo, traemo.

VII. Die chronologische Frage.

Der Accent, haben wir wohl gesehen, ist zwar mit im Spiele, freilich aber nicht in bisher gedachter Weise, als einzige treibende Ursache, wenn das v-Perfekt in den zweiten Personen und in der ersten der Mehrheit die Alleinherrschaft bekommen hat. In den zweiten Personen fielen dem der Zahl nach schon so sehr ausgedehnten (v)sti, insbesondere dem e(v)sti, die Formen des u-Perfekts von Rechts wegen und, als in Wirklichkeit nicht von ihm zu unterscheiden, auch die des s- und des t- und d-Perfekts mit zu, so daſs es schlieſslich als unumstöſsliche, auch die wenigen übrigen Perfekte, wie feci, conobbi überwältigende Regel dastand: zweite Personen giebt es nur nach dem Infin. Pr. mit geschwundenem v gebildet; durch fosti, stesti, desti, festi lieſs man sich dabei nicht beirren. Ähnlich in der ersten der Mehrheit; von Hause aus dasselbe Übergewicht des v-Perfekts, mit dem u-Perfekt stand es fast ebenso (tacquimo und tacevmo fast eins), und die noch standhaften Formen mit s, t und d fügten sich auch, weil schon bei den zweiten Personen der Sieg entschieden war, desgleichen die wenigen übrigen: dazu drängte der Umstand, daſs man Piano dem Sdrucciolo vorzog. Vielleicht ist auch zu beachten, daſs man gelegenlich s fallen läſst, zumal um Sdrucciolo zu Piano zu machen; sardisch heiſst asino ainu, für medesimo haben, wie Blanc, Gr. 333, bemerkt, Dichter gern medesmo, das Volk medemo. Sollte dies auf römische Perfektformen amassimo, credessimo, sentissimo, auf oben erwähntes sardisches -emus und auf andere ähnliche Anwendung finden?

Die neufranzösischen entsprechenden Formen haben in dem Dach noch das Erinnerungszeichen an s, und die altfranzösischen mit sm (Diez II³, 228) sind schwerlich von lat. -sĭmus zu trennen: Burguys Herleitung des s aus dem st der zweiten Personen und Delius' Einschub des s, um das a zu kräftigen, sind gekünstelt und unhaltbar. Das s-Perfekt muſs einst angefangen haben, sich noch weiter zu verbreiten — schon vorchristlich sind die Spuren dieses Strebens, bemerkt Diez, auf archaisches intellēgi, neglēgi hinweisend — als ihm nachher dauernd gelang und, wie es mundartliche Geschmacksachen giebt, hielten manche das dem Toscaner weniger gefällige -sĭmus gerade gern fest, wie vielleicht jene altfranzösischen Mundarten. Betrachten wir einen Augenblick mit Biondelli die

Mundarten der Emilia von Parma Bologna Reggio und dazu die lombardische von Bergamo. Parma hat tenere im vollen s-Perfekt: tèins tèins (prächtige straffe 2. Sing., wie jenes tiensi aus Montale, wie lat. duxti, finxti), tèins, tèinsen, tèinsev (ganz wie 2. Sing., v nur pronominaler Ansatz), tèinsen. Bologna hat es auch, aber die zweiten Personen sind locker und die 3. Sing. fehlt, ist nur im v-Perfekt vorhanden, die 3. Pl. doppelt: tèins, tgness, tgnè, tèinsen, tgnessi, tèinsen od. tgnénn. Reggio und Bergamo haben beide nur v-Perfekt, bis auf die 1. Pl., wo s-Perfekt einzig, dazu hat Reggio in der 3. Pl. noch beides. Reggio: tgnì, tgnis, tgnì, tgnissem, tgnissev, tgniren oder tänser. Bergamo: tgné, tgnesset, tgnè, tegnessem, tegnessef, tegnè. Dazu kommt, dafs Parma neben dem oben angegebenen noch das für Reggio angegebene (doch die 3. Pl. tgnin), also auch noch die 1. Pl. locker mit s, hat. Das ist doch ein starker Beweis für die Zähigkeit des -sīmus! Auch die italienischen, insbesondere römischen, lockeren s-Perfekta, wie amassi, credessi, dicessi, morissi, fussi, werden bekanntlich gerade in der 1. Pl. sehr geliebt, so dafs sie vielfach von den Grammatikern nur in der 1. Pl. angeführt werden und eben in dieser auch noch aus dem Perfekt ins Imperfekt hinübergehen: eravassimo. (16)

---

(16) Nicht nur die dritte Person der Einheit des Perfekts, auch schon die erste läfst das i des Lateins vielfach zu e werden, wie z. B. in Neapel credette, dette, veppe (bevvi), und da ist es nicht zu verwundern, wenn dieses auch noch zu a wird. So findet man es in Calabrien, fua ist dort fui. Mandalari 226, 229, 234: Eu ti fici patruna di stu pettu, E ffua fidili e ffua sempri custanti. Rrosa addurusa cululita e bbedda, Eu sulu fua lu primu chi tt'amai. No nnesci mai davanti a st'occhi mei, Pacciu fua pir tia, pir tia suspiru, Pir tia la paci e lu cori perdei. Gartner behauptete, die Rätoromanen hätten kein eigenes volkstümliches Perfektum, und mufs doch S. 155 fovas = fuisti, fova, fuva = fuit, fovan, fuan = fuerunt anführen: als oberländisch. Die heute gebräuchliche oberländische Bibel (Frankfurt a. M. 1870 „Romonsch da la ligia grischa") hat es auch gleich in den ersten Versen. Man wird doch schwerlich glauben, dafs „italianisierende Schriftsteller" dies aus Calabrien geholt haben, noch dazu mit dem schönen v. Schon die Osker hatten fufans = fuerunt, cipp. Ab. 10. Gartner S. 155 nennt die angeführten Perfektformen „mit Imperf.-Endung". Es ist wohl unzweifelhaft, dafs Imperfekt und Perfekt einst eins waren, dafs ersteres aus letzterem einst so entstand, wie in Calabrien fui zu fua wurde, in den Alpen fuvi, fovi zu fuva und fova, und wie bei den Oskern *fufens zu fufans wurde. Hat Chr. Caminada,

Schon nach dem bisher Dagewesenen kann über das hohe Alter der 1. Pl. auf ĭmo im Italienischen, über seinen Zusammenhang mit derselben Endung im Latein, kein Zweifel sein. Hier nur noch wenige Belege dafür. Die Vita B. Conradi, von Avolio nach der

Manuale de præparatione ad mortem, Zürich 1690, fovas statt fovast, so ist zu beachten, daſs diese Form das i am Schluſs immer, gelegentlich auch das t, entbehrt, sogar in havesch = habuisti, für havettast; vielleicht richtete es sich auch nach dem Imperfekt, wie Gartner meint. Meine Ansicht von der ursprünglichen Einheit des Perfekts und Imperfekts, ist hier nicht zu übersehen, wird sehr durch den Umstand unterstützt, daſs die Betonung von amávimus bis auf den heutigen Tag mehrfach auch die von amabamus ist: das der Betonung der drittletzten so sehr abgeneigte Spanien, wo cantámos in mit dem alten Allgemeinitalienischen und Toscanischen übereinstimmender Weise = cantamus und = cantavimus ist, hat doch cantábamos für cantabamus, wie man toscanisch mundartlich amávamo kennt und festhält, und wie Sannazaro Arc. 6 solche Formen im Strauchelausgange hat. Ebenso deutlich und nicht zu übersehen ist auch, daſs diese span. amábamus, tosc. amávamo zu neap. amáiemo, tosc. dissimo, sic. vittimu, parm. teinsem, altnordital. vídemo u. s. w. treffliche Seitenstücke und kräftige Belege für die Dauerhaftigkeit dieser Betonung (ĭmus) sind. Leitet man die Endung des rätoroman. fovas nicht vom Imperfekt her, so ist zu beachten, daſs es zu füttast, amettast, den dieser Sprache gewöhnlichen Formen auf isti, nicht auf sti, sich richtig anschlieſst. Zu amabāmus, amavámo neben amávimus, amávamo, span. amábamos vgl. Anmerkung 11. Daſs dem Volke Imperfekt und Perfekt urverwandt und geradezu eins ist, dürfte auch röm. eravissimo beweisen. Denn ssĭmo ist doch nichts als eine Perfektendung, diese Form ist nur ein Doppelperfekt, s. Anm. 4. Leitete man schlieſslich das a in cal. fua, rätorom. fua, fova, osk. fufans vom Imperfekt her, so bliebe doch immer bestehen, daſs dem Volke Imperfekt und Perfekt gut zusammen passen, verwandt und eins sind. Wie man von der Pflanze die verschiedenen Teile als gleichartig, Zweig, Blatt, Blüte, Wurzel als wesentlich einerlei erkennt, so die Zeitformen des Zeitwortes in der italischen Sprache. Das Perfekt hat als Abzeichen vi, Imperfekt, Präsens und Futur haben es auch; die ersten beiden flieſsen deshalb etwas ineinander, dem Präsens sucht man das Abzeichen als unnötig abzudrängen und das Futur schafft man, als von den anderen zu wenig unterscheidbar, schlieſslich lieber ab und ersetzt es anders. Noch bemerke ich: wenn Gartner, Rätor. Gr. 117, das friaul. Perfekt -ái, -ás, -á, -áring, -áris, -ár miſstrauisch und als wohl von ital. portai, portarono gemacht ansieht, so übersieht er, daſs dieses ohne das rumänische Perfekt ai, aș, a, arèm, areţ, arĕ (und úi, uș, u, urem, ureţ, ure) gar nicht zu beurteilen ist. Ich brauche darauf hier nicht einzugehen, erinnere nur für die 2. Pl. im Rumänischen an das z derselben Form im Sardischen.

die Jahreszahl 1350 führenden Hs. als Anhang seiner Canti pop. di Noto veröffentlicht, hat S. 356 arsimu. Die ziemlich lange norditalienische, um 1250 (Hs. v. 1274) gesetzte Dichtung des Barsegapé hat viermal deutlich und zweifellos vídemo, und es ist überhaupt nicht erweislich noch wahrscheinlich, daſs dieser Dichter mit Vermeidung des Tones auf der drittletzten Silbe eine aus der Reihe der übrigen Formen heraustretende 1. Pl. gebildet habe, vielmehr ist es so gut wie sicher, daſs er die Formen auf ĕmo überall mit Wohlgefallen festhielt. Auch fessemo scheint als ein fecimo aufzufassen und von fesomo „daſs wir thun sollten“ (S. 215, Biondelli St. ling.) zu trennen. Vgl. S. 320, 323 gen. O.

Quando te videmo, patre sancto,
Ke nu te servimo cotanto?
Dix li iusti ancora a Xristo:
Di, Meser, quando fo questo,
Ke nu te vídemo in povertà,
E ke nu te fessemo carità?

Wann haben wir dich gesehen, wo wir dir so sehr gedient haben? Sage, Herr, wann ist dies gewesen, daſs wir dich in Armut gesehen haben und daſs wir dir wohlgethan haben? Man sieht videmo, vidimus und servímo, servi(vi)mus, und wie diesem das letzte fecimus entsprechen muſs, daſs kein „wir thäten, hätten gethan“ vorliegt. Anders hier, da die Negationen der zweiten, vierten und sechsten Zeile die Konjunktive hervorrufen.

Mo quando te videmo int'al besognia,
Ke unca de ti non avessemo sognia?
Se altra persona nel dissese,
A nu no par k'el g'el credesse;
Ke nu te vedesemo infirmità,
Ni soffrir necessità,
Ni quando te videmo nudo essere,
Povertà fame e sede.

Passender stünde wohl hinter der drittletzten Zeile ein Punkt. Daſs wirklich vídemo zu lesen, die Form nicht als ein vedémo, d. i. vedemmo aufzufassen sei, lehren uns der Infinitiv vedere 324, vedeva 243 zweimal, 293, vegì d. i. vedete oder besser vedite 296, veçemo 1. Pl. ci. pr. 242, veçando d. i. vedendo 250, vederì d. i. vedrete, vè d. i. vede 296, dreimaliges vedì d. i. vedete 305, vedevan 318, viermaliges vedisti 2. Pl. Perf. 319, vídeno 3. Pl. Perf. 217, 246, vide Perf. 210, 252, 263, 285, 298. Daſs diese Perfektformen sogar mit mir als d-Perfekt (vididi, vidi) gefaſst oder doch gefühlt wurden,

machen wahrscheinlich crete und zweimaliges vite,(17) von Biondelli unzweifelhaft richtig durch credette und vide erklärt. Auch die venezianische S. Maria Egiziana, Giorn. di fil. rom. III, p. 89 hat crete 399, aber vide 448.

Sahen wir also vorhin bei jenen heutigen Mundarten Oberitaliens keine Spur von Ausweichung nach dem v-Perfekt hin in der ersten der Mehrheit, und in den zweiten Personen eine nicht undeutliche Lust, eben diesen Gebrauch zu verachten, so stimmt dies alte Denkmal in dem ersteren Punkte, in Bezug auf die 1. Pl., vollständig mit ihnen;(18) dagegen ist dem Verfasser und seiner Sprache die Regel, in den zweiten Personen auszuweichen und auf den Infinitiv der Gegenwart zurückzugehen, wohlbekannt und entweder vollständig oder fast vollständig eigen.

Toscana und die Allgemeinsprache, wissen wir, hat die Regel vollständig seit den ältesten Denkmälern, obgleich die 1. Pl. ohne Ausweichung, heute lebend, vielleicht stets neben der ausweichenden Form vorhanden sein konnte. In Anbetracht des Standes dieser Frage bei den Mundarten ferner werden wir sagen müssen, dafs die Regel für die zweiten Personen durchzuführen das ältere war, dafs ihnen die erste der Mehrheit nachfolgte, zumal auch bei jenen sich das gröfsere Bedürfnis als bei dieser herausstellte. Man möchte Toscana das Aufbringen dieses zweiten Teiles der Regel zuschreiben, lieber als Sardinien mit seinen wenigen Spuren dieser Neigung. Bei dem Umstande, dafs die Formenlehre der zweiten Personen der sicilischen und der toscanischen Mundart und jener alten norditalienischen Sprache mit grofser Genauigkeit eine ist, liegt die Vermutung nahe, dafs um 1250 das Ausweichen der ersten Person der Mehrheit noch jung sein mochte.

Einmal, 321, hat Barsegapé vidisti. Man könnte es für dem Latein oder Sicilien entlehnt halten, doch ist wohl sicherer nach dem

---

(17) Vete bei Bars. 226 ist als „siehe dir“ von den Perfektformen dieses Verbs mit t zu scheiden. Auch Bonvesin hat vite Perf. 3. Sing., und der altberg. Decalog vito 3. Pl. Perf. Auch der aven. C. Martello e U. d'Alvernia, Giorn. di fil. rom. I, hat p. 109 vite. Ebendort findet sich auch feno = fecero, aber p. 104 feze und facisty.

(18) Bei Barsegapé ist mir dísemo p. 253 (Mo disemo lo re è bateçao) nicht entgangen; ich habe es nicht als Beleg angegeben, weil der Sinn der Stelle etwas unklar ist.

viermaligen vedesti hier ein Versehen in der Abschrift anzunehmen. Fuisti 2. Sing., 233, möchte geneigt machen, hier die immer vergebens gesuchte italienische Form der zweiten Person auf isti, nicht auf sti, zu finden. Da sie aber so einsam stehen würde, ist davor zu warnen. Man könnte ein fuitti, fui(tt)sti vermuten, doch steht 320 eo fu' infermo, also fui. Wenn die Schreibung richtig ist — 222 Pulver fusto (d. i. fusti to oder tu) e pulver ee (ei oder sei) — so teile ich nicht fu-isti, sondern fui-sti, und berufe mich auf die auch diesem Denkmal beliebte Vorliebe für ui, ai: 302 maitin, cuintan, 232, 326 scuira, 268 luitan. Vgl. fiça = fosse 279. Zu fare, 226, erscheint das Perfekt in fessemo 320, fise 292, fisi, fisti, auch fite einmal, als 2. Pl. 319, 321. Der Wechsel von st und s scheint richtig, das dritte mag verschrieben sein. Einmal 319 facisti (hierfür auch fisi und fasisti 322, 323 Imperf. ci.) fe 3. Sing., fen 3. Pl., beide oft (dazu feva Imperf.). Noch gehört etwas hierher: fi giamao, fi dito = fit dictus, dicitur 212, 240 und oft firà, firan = fiet, fient. Bei Betrachtung dieser zweiten Personen der Mehrheit ist man sehr geneigt, facisti (fasisti 2. Sing. in dem von Putelli, Giorn. di fil. rom. II, 162, veröffentlichten Nuovo testo veneto del Renard) die jüngere, dem Verf. noch nicht so geläufige Form, fisti die alte zu fice (wie feci, fe[c]sti) sein zu lassen. Wenn diese Vermutung nicht trügt, so dürfte das Ausweichen der zweiten Personen auch nicht viel älter als 1250 sein. Man möchte wohl von dieser Zahl aus für jenes um fünfzig, für dieses um hundert Jahre ungefähr zurückgehen. Diese verwegene Wahrscheinlichkeitsrechnung scheint etwas unterstützt zu werden, wenn wir mit Tobler die Perfektformen des, Berlin 1884, von ihm herausgegebenen Uguçon da Laodho betrachten. In der ersten Person der Mehrheit stimmt er gewiſs mit Barsegapé, weiſs nichts von Ausweichen um imus zu vermeiden; freilich hat er von hier in Betracht kommenden Formen nur eine, veesemo (vidimus), welche eine besondere Vorliebe für s-Perfekt in dieser Form an den Tag legt, da dieses Wort sonst sein Perfekt, wie auf Sicilien und zum Teil bei Barsegapé, mit t gebildet hat. In Bezug auf festi, facesti steht Uguçon ähnlich wie Barsegapé, er hat beides: 2. Sing. fisti zweimal, faissi fais, faisso (dies ist wie faissi oder fais zu achten, da o nur um des Reimes willen, noch dazu stumm, steht), 2. Pl. fesse, fese, faesse. Allerdings scheint er weiter als Barsegapé, indem er die ausweichenden Formen in gleicher Anzahl als die anderen hat. Doch erscheint

er wieder in einem Punkte und bei den anderen Beispielen weit hinter Barsegapé in der Durchführung des Ausweichens zurück. Uguçon hat nämlich das im Italienischen hier und da bemerkte rückwärts wirkende Streben nach Vokalharmonie (d*a*naro, m*a*raviglia) in seinen Perfektformen sehr stark ausgeprägt, so dafs von einem solchen Wechsel wie feci, facesti, fece, vidi, vedesti, vide hier oft keine Spur ist. Macht i den Schlufs, wie in der 1. und 2. Sing., so will er vorher auch i haben, öfter sogar in der drittletzten, der Stammsilbe, macht e den Schlufs, wie in der 3. Sing. und 2. Pl., so wird e bevorzugt. Er hat v i t = vidi, v e e s s e und v e d h e s = vidistis; vigni = veni, vene und ven = venit, tign' = tenui, 3. Sing. tene, ten;(19) traisi, trais = traxisti, m*i*tis = misisti; creesse = credidistis, volesse = voluistis, avisi, avisti = habuistis. Die letzten beiden Formen sollten e e haben. Offenbar geht ihm diese Harmonie über alles, sichere Beispiele von Ausweichung hat er wohl aufser bei fare

---

(19) Vigni und tigni bei Uguçon dürfte (gn = ni) als vini(v)i, tini(v)i zu fassen sein und vene, tene als ven'(v)e, ten'(v)e, indem v kein zweites n, sondern Verlängerung des ersten e bildete. Tobler behält das Verdienst, bemerkt zu haben, dafs bei Uguçon in der 2. Sing., selten Pl., das letzte i das e der vorletzten Silbe zu i macht, desgleichen dafs in mitis (mettesti) das erste i durch das letzte betonte hervorgerufen ist. Hierbei versteht es sich von selbst, dafs in der 2. Pl. in der Regel e e, während ich dieses als nicht zufällig, als ebenfalls berechnet hinstelle und auch die erste und dritte der Einheit — i i, e e — hinzunehme. Freilich giebt es in dem letzten Punkte Ausnahmen, disse, scrise, divise, mis (alle in der 3. Sing.), sie stofsen aber die Regel nicht um: 1. vit, 3. vete, 1. vigni, 3. vene, 1. tign', 3. tene können doch nicht deutlicher sein. Es wäre nicht unmöglich, dafs auch bei Barsegapé die stets auf isti, nie auf esti, ausgehenden 2. Pl. etwas auf der Freude am i zu i beruhten — vedisti, vedeva, vegì, vederì, credisti, credevano, fusto, fuisti (fu͡isti) —: doch aber, auch so betrachtet, welch einen Fortschritt hat er im Vergleich zu Uguçon nach dem toscanischen feci, facesti, vidi, vedesti, vide hin! Diesen Wechsel des Vokals in der Stammsilbe darf ihm die Harmonie von ii und ee nie antasten. Das a scheint bei beiden von einem folgenden i oder e nicht verändert zu werden, doch einmal hat Barsegapé mostresi. Derselbe hat, sei hier noch bemerkt, aufser stevan auch stasevan 201, staxevan 304 (x wohl nach ven. Art = s). Ich achte dies gleich röm. stavea, s für c, c für v gesetzt. In der Romagna giebt es dergleichen auch. Mussafia sagt am gen. O. 720, Anm.: „daseva, staseva in Untermundarten; Anbildungen an taseva, diseva.“ Schwerlich! Wie machte man plötzlich von do und sto Formen nach taccio, dico? Vgl. Anm. 7.

nur in mitis, 3. Sing. mis, traisi, trais, 3. Sing. trase. Er konnte bilden: vediti, viditi, viti, v i t, 2. Sing. vedisti, vidi(t)sti (sollte jene Form des Barsegapé so zu beurteilen sein?), vidissi, vidis 3. Sing. vedete, v e t e; crediti, criti, 2. Sing. cridi(t)sti, 2. Pl. credesse, c r e e s s e; vol(e)si, 2. Sing. vole(s)sti, volisi, 2. Pl. v o l e s s e; hat er ave als 3. Sing. Perf., so ist es wohl āve st. avve, daher avevi schliefslich 2. Pl. a v i s t i ergab, vgl. avè = ebbe bei Barsegapé. Uguçons Gedicht diente, wie Tobler zeigt, dem Barsegapé mehrfach als Vorbild, ist also leicht 25—30 Jahre älter und hat von Ausweichung wohl mehreres weniger: das ist eine Bestärkung der zu Barsegapé ausgesprochenen Vermutung, dafs zu jener Zeit die Ausweichung bei der 1. Pl. noch s e h r jung oder unbekannt, die der zweiten Personen noch nicht alt sein mochte. Bedenken wir auch, dafs bedeutende Erscheinungen im Zeitworte sich bald über viele Mundarten verbreiteten, vgl. Futur Condizional und Imperfektkonjunktiv, so scheint es nicht unstatthaft, hier von diesen alten mundartlichen Denkmälern auf Toscana und die Allgemeinheit zu schliefsen. Doch bleibt dergleichen zunächst unsicher. Namentlich könnte der letztere Fall (mit den zweiten Personen) leicht noch höher hinaufreichen. Vielleicht gelingt es einmal, aufser amasti, amâmus, amastis, amarunt noch weitere V o r s p u r e n im Latein zu finden. Neue, Lat. Formenl. II², 493, hat erepisset, Spart. Car. 3, 7 obrepisse, Cic. Planc. 7, 17 erepisti, Pomp. bei Non.; übrigens ist nur repsi, kein repi, bekannt: könnte dies u. ähnl. nicht (vgl. inschriftl. opituma, macisteratus, geloria) ein Beispiel lockerer Form von ps sein, indem jene Formen anzusehen wären als erepset, obrepse, erepsti? Wären sepisset, Cic. Phil. 13, 9, 20, und sæpissent, Liv. 33, 5, 6, nicht sowohl durch späte Belege von sepivi statt sæpsi, sondern in eben angedeuteter Weise zu fassen? Evadissent, Treb. Poll. 30, tyr. 5, erinnert doch sehr an Hor. sat. 2, 7, 68 evasti, Lucil. in Non. 296 invasse (Catull. subrepsti, Hor. erepsemus u. s. w., s. Neue II², 536).

So mifslich es auch sein mag, hier Jahreszahlen aufzustellen, fest dürfte doch bleiben, dafs die Regel des Ausweichens für die zweiten Personen die ältere, für die erste der Mehrheit die jüngere war.

Friedenau. Dr. B u c h h o l t z.

Sermo in festo Corporis Christi,[1]

aus den Mss. mitgeteilt

von

C. Horstmann.[2]

1) Ms. Harl. 4196.

Sermo in festo corporis xpi.

Panem angelorum manducauit ho*mo* (Ps. 77, 25).

Laude men herto tak hede —
ffor vnto clerkes it es no nede,
In þaire bukes may þai se
þe gudenes of goddes preuete —
Gastly how he will vs fede 5
with his body in fowrom of brede,
Als haly kyrk now most and lest
Mase mynde now in þis new-fun fest.
Als dauid in þe sawter said,
And þe haly gast had him puruaid 10
By figures þe folk forto lere;
þar-fore he said on þis manere
Als witnes beres in þis stede:
„Man", he said, „etis angell brede."
So was it in tyme of moyses 15
Omang þe childer þat ihe*s*u chese.
ffor when þai war in thraldom broght
with farao þat þam wranges wroght —
þat war ful lang now forto tell;
Bot at þe last so it bifell 20
þat god wald suffer it namore
þat his folk in thraldom wore:
he bad moyses þat he suld fle
with his folk thurgh þe (rede) se.
And when þai to þe se war cumen, 25
A dri way sone haue þai nomyn:

[1] Vgl. „Altengl. Leg. Neue Folge", Heilbr. 1881, p. LXVIII, p. LXXIII Anm. und p. LXXXII. Von den drei erhaltenen Mss. giebt Ms. Harl. 4196 den besten und ältesten Text, obwohl dieser wohl bereits aus einer älteren Fassung umgearbeitet ist; während Mss. Dd 1, 1 und Vernon eine südliche Umdichtung der ursprünglichen nördlichen Homilie enthalten, beide mit demselben Text, dem jedoch in Dd eine eigene, nur hier vorhandene Einleitung von 38 Versen vorausgeht. In Vernon schliefst sich an die erste Homilie eine zweite, Septem Miracula de corpore Christi, an, die ihre ursprünglich nördliche Abfassung noch deutlich verrät und weniger eine Umdichtung als eine einfache Umschreibung aus dem nördlichen Dialekt zu sein scheint. — Die Narrationes dieser Homilien des Ms. Vernon sind bereits in den „Evangeliengeschichten des Ms. Vernon" (Archiv 1878) abgedruckt.

[2] In dem in den letzten Heften des „Archiv" abgedruckten Proprium Sanctorum, Teil I, der nach der ersten Korrektur sogleich abgedruckt ist, sind leider einige Druckfehler enthalten; so p. 83 v. 3 l. grou*n*de st. grounde; p. 100 tilge die Note: Ms. sawe st. dawe; p. 106 ist v. 110: þat grace of god lihtnede him þo zu ergänzen; aufserdem sind mehrfach Interpunktionen ausgefallen oder nicht deutlich sichtbar. — Aufserdem sei hier bemerkt, dafs das jüngst von Paul Meyer (Romania XVI, p. 221 ff.) beschriebene, dem Ms. Oxf. Bodl. Selden supra 38 verwandte Ms. Grenoble 1137 die afrz. Quelle der Kindheit Jesu des Ms. Laud 108 zu enthalten scheint und vielleicht auch den altengl. Gedichten über Leben Jesu und Marias und die Passion nahesteht.

þe water stode vp als a wall,
vntill þai war past ouer all.
kyng farao with ful gret bofte
pursued þam with all his oste, 30
And wele þai wend þe way to hent
Als þe childer oway had went:
þe se closed and þam vmcast;
þaire liues might no langer last.
þare was he and his menȝe drownd, 35
And goddes folk past hale and sownd.
In wildernes þan was moyses f. 101
with childer þat god him-seluen chefe.
God sent to þam fra heuyn doune
Als it war flowre ful gret foysowne; 40
Manna in clergi es it cald,
Angell mete men may it hald.
þai gaderd it, and lifed þar-by,
And sinned I sall tell ȝow why:
þai gederd more and broght to hend
þan þai had mester forto spend.
And if þai samind it on þe day,
On þe morn wald it be oway,
And þar-in wald be no foysowne,
Bot turn in to corrupciowne. 50
þai might wele fe þan by þis thing:
God was noght paid of þaire gedering.
þan may we se it es ill store
Of þir mokyrers þat bies more
Corn or malt þan he has nede 55
his menȝe fully forto fede.
he þat byes corn so here
And ȝemes it till it be dere,
And are will lat it lig and rote
Or he it do till oþer note, 60
he greues god, trewly to tell,
Als did þe childer of isr*ae*l,
þat trowed noght with trew entent
þat fode Inogh suld þam be sent.
And þat corn gaders gude spede 65
And will noght part in tyme of nede
vnto þam þat fode has nane,
Bot faues it to him-self allane,
fful hard rekining ȝeld sal he
At þe dome, when he sall demed be 70
By-for god þat es high iustife
And euyn domes-man & al right-
wise,
And bifor all his saintes fere
And his angels all in-fere;
þan sall he wit how he has spend 75
Al þe gude þat god him send!
ffor in þis maner sall god say
vnto nithinges on domes-day:
„hunger I had and thrist ful grete:
þou gaf me nowþer drink ne mete; 80
And herberles þou me forsoke;
In preson wald þou noght me loke;
Nakid when I was also,
with-owten clath þou lete me go.
þarfore now saltou wende to hell, 85
Euer-more with deuils to dwell.“
þan sal þe sinful say in hy:
„lord, when saw we þe nedy
And did noght als vs fell to do?“
þan sal he answer þam vnto 90
And say: „when þat ȝe saw in pine
Any of þe lest of myne
And helpid þam noght i*n* þaire nede,
vnto me did ȝe þat ilk dede.“
þan thurgh dome he sal þam
schende 95
To won in wa with-owten ende.
þus on domesday þe most hething
Sall fall vnto þe hard nithing;
ffor þarof will þai noght þa*m* schriue,
If þai be nithinges al þaire liue, 100
Bot euer-more þai answer þus:
„we gif wele more þan men dofe vs“,
And fyn þai say þat it (es) nane
To faue all to þam-self allane
And spare it all vntill þai dy — 105
þat bargan sall þai dere haby!
þarfore of nithinges lat we be
And till oure mater turn will we:
More in þis tyme now will we tell
Of þe childer of israel, 110
how þai gaderd angell fode
More þan neded to do þam gude.
þai traifted noght in goddes grace:
þar-fore vnto þam wrath he was,
he sufferd þam peris ilkanè 115
And with þaire enmys to be flane;
with were he was opon þam wroken,
ffor þai had his biding broken.
Of sex and twenty hundreth thowsand
þat war þare in desert dweland, 120
To þe land of hest þare come nane fre
Bot anly Calef and iosue —
And of þa twa come all þe ftrene
Of milde mari, oure heuyn-quene. —
Now in þis werld wele may we fe 125
þat lufed with god wele more er we:
ffor he sent þam bot angels brede,
þat bot a day wald stand in stede,
And vntill vs here has he fent
his awin body, verrayment, 130
þat euer-more will last vs in,
If we be out of dedly syn.
Both his verray flefl and blude
Gifes he till oure gastly fode,
þat for vs was pined on a tre; 135
Ilk day oure-self may it fe

83 Ms. whin. 117 Ms. þan.

In faire fowrom of erthly brede,
þat for vs in erth sufferd dede
And toke his hand-werk out of hell.
þarby a tale he(r) will I tell, 140
þat wretin es in þe legent
Towcheand þis haly sacrament.

Narracio de iudeo & x̄piano.

Sum tyme, als clerkes tell ȝow can,
was a iew and a cristen man;
þai met togeder opon a day, 145
And so ȝode samen by þe way.
And, als in bokes beres witnes,
þe cristen man herd ring to mes.
he said to þe iew: „habide me here,
whils I go mak my prayere.“ 150
þe iew said: „I will assent.“
þe cristen man to kirk es went,
And made his prayers inwardly
vnto oure lord god al-mighty.
þe iew þan in þe way him held, 155
And thoght his felaw ful lang dweld;
þarfore vnto þe kirk he ȝede,
preuely forto tak hede
what maners was þam omang
þat his felaw dweld so lang. 160
And þan he ſaw, or euer he leuid,
þe prist hald vp ouer his heuid
A knaue-childe, with wowndes ſore
In fete and hend; ȝit ſaw he more
þat þare was nowþer wife ne man 165
Of þam þat in þe kirk was þan
þat þai ne kneled and held vp þaire hend;
And fra þe child þan saw he wend
To ilk man swilk a child to sight,
And euyn bitwene þaire handes it light. 170
þe iew biheld þan to þe priste
Bygan to vse þe ewkariste,
he saw him ett þe same childe
þat he bitwix (his) handes hilde;
And on þe same wise thoght him þare
Did all þat in þe kirk ware.
þe iew þan went and stode þat tide
whare his felow bad him abide;
And vnto him-self said he þan:
„A lathly life ledes cristen men!“ 180
þe cristen man, when mes was done,
Come vnto þe iew full ſone.
þe iew said: „how fars þou now?“
þe toþer said: „better þan þou.
ffor I haue ſene my sauiowre, 185
vnto wham be euer honowre;
And sen þat I haue sene þat sight,
All þe day I am more light.“
þe iew said: „so mot I the,
þi wombe aght wele full to be! 190
ffor, and I might so mekill ette,
þir thre daies suld I ett no mete.“
þe cristen man þan said ful right:
„þis day come no mete in my sight;
Als fer als I on may think, 195
þis day I saw no mete ne drink.“
þe iew said: „for schame, lat be!
I saw both oþer men and þe
Ilkone hald a child blody
And ett it seþin, sekerly. 200
And sertes, me think by þis scill
A lathly life ȝe gif ȝow till!“
þe cristen man þan wex all wrath,
And said: „þou lies, with-owten ath.
ȝowre law es fals and so er ȝe, 205
ȝe will noght leue bot þat ȝe se.
þarfore fare furth, opon þe fy!
I will nomore þi cumpany.“
þe iew said: „felaw, greue þe noght
Al-if me here-of wonder thoght! 210
Bot tell me by sum graither preue
how I might þe sertayn leue.“
þe cristen man said: „þis es þe skill
þat god of heuyn noght suffer will
þat þi sinful eghen seghe 215
þe sacrament þat es so heghe;
he wald noght schew þe in þat stede
how his body es hid in brede:
þi kin him ſlogh ogains þe law.
ffor-þi þou him al blody saw, 220
And so sall all þi kin him se
At þe dome when þai sal dampned be.“
þe iew said: „felow, I prai þe þan
þat I war made a cristen man.“
þan was he cristend als I tell, 225
Thurgh þis miracle þat þus byfell.

Exemplum per speculum.

A faire ensample may men se
Of goddes body, how it may be
In diuers parcels parted here
And ilkane be goddes body entere; 230
And how þat of ane eucharist,
þat sakerd es þe cors of crist,
A hundreth men may haue þaire dale,
And ilkone haue cristes body hale —
þat may men by ensawmple here. 235
Bihald þi-self in a ſchewere:
þou sese bot a face, more ne les,
whils þe glas vnbroken es.
Breke þan þe glas in two or thre:
And so many faces sall þou se; 240
Breke in a hundreth peces þe glace
And þou sall se a hundreth face.

And if þat þe glas all hale ware,
A face þou suld ſe and nomare.
So þe sacrament of goddes body 245
May be departed in sere party,
And in ilk part all hale es he,
All-if it neuer so litill be. —
Alſo ȝit, þat þe sacrament
Es ordand all by trew entent, 250
þat may ilk man him-seluen se
By þe making of þe vble.
By seuyn ſelles it es made euyn,
To stroy þe dedly sines seuyn.
þe eukarist aw to be white, 255
fforto destroy fleſly delite
And alkins lust of lichery,
þat blac es euer and ful vgly.
Thin aw it to be al-gate,
Glotony forto abate; 260
ffor þai couait þat glotons es
Of mete and drink ay mekelnes.
Rownd it es and light to thraw,
Ogains ſlewth, þat makes men ſlaw.
And it es made with-owten leuaine, 265
wreth and enuy to stand againe;
ffor enuy bolnes mans hert
when he ſeſe oþer men in quert.
It es also with-owten bran,
And, als þir clerkes declare it kan, 270
þat es ogaines couatiſe,
þat rekkes neuer on whatkin wise
þat he may reches vnderfang,
Be it right or be it wrang.
Also it es litill and clene, 275
Ogains pride, þat euer es kene
And couaites to be grete and fell,
Als lucifer, þat went to hell
And fell for pride fra þe blis of heuyn.
þe brede þus es ordand by ſeuyn 280
proper skils forto reherce
Als funden es here in þis vers:

Candida, triticia, tenuis, non magna, rotunda,
Ex-pers frumenti, non mixta sit hostia xpi. —

And when crist made þis sacrament?
þat sal we trow with trew entent,
fful light it es in faith to fele, 285
ffor ilka cristen man wate wele
how þat crist sat at his sopere
when þat his passiown neghed nere,
And till his appostels gan he bid
fforto do als he þan did. 290
And how he did, wele find men may
In þe passion on gude friday;
he said: „on þis wise sall ȝe do,
ffor I most wende my fader vnto;
þus sal ȝe do in mynde of me 295
Als oft as it done sal be.“
þus of þe appostels þat god sent
Toke haly kirk þis sacrament. —

Et dicitur sacramentum Nota
Quasi sacre rei signum.
Et dicitur eukaristia
Quasi bona gracia.

þe first tels with trew entent:
A haly signe es sacrament. 300
And noght els menes þe eukarist
Bot gude grace, cumen of crist.
wele may we ſe it es gude grace
þat keper es in cristes place!
And grace es more worthi þan kinde,
Als cristen men may haue in minde.
Men aw to be in clene entent
þat sall resayue þis sacrament,
ffor saint paule sais, & se men may
In þe pystell of þis day: 310
þat what man so with euill mode
Resaiues goddes fleſſ and his blude,
he cums to his confusiowne
And resayues his dampnacioune.
þarfore saint paule, ane of þe twelue, 315
Sais þat a man here demes him-selue
And of dampnacion takes his dome,
vnclene to goddes burd and he come.
Man þat dose so, wha-euer he be,
Sall he neuer-more demed be; 320
ffor his awin dome wha-so will take,
what oþer dome suld god him make?
þarfore suld na man reklesly
wend to resayue þat blisced body,
þat life es, if þai wele it ta, 325
And ded to þam þat dose noght swa.
And þarofe here we saint mark [1] say
In þe godspell of þis day,
whare we may find wretin þus:
To his desciples said ihesus 330
And also to þe iewes in-fere,
Telland to þam on þis manere:

Euangelium secundum Marcum.[1]

Caro mea uere est cibus, & sanguis meus uere est potus:

„My fleſſ“, he said, „es brede of life
And verray mete to man and wife,

253 l. skils st. ſelles?

[1] es ist Johan. 6, 56—59.

And my blude es drink verray 335
To all þat lifes in cristen lay.
Wha ettes my flesſ and drinkes my blude,
In me he dwelles with mayne & mode,
And I in him am ay dwelland,
whils he in stabill trowth will stande. 340
And als my fader, lifand in blis,
has sent me, forto mend ȝowre mis,
And als he lifes in lith and lim,
So lif I for þe luf of him;
And he þat ettes my body fre, 345
he sall ay lif thurgh might of me.
þis es þe brede with-owten ende
þat fra þe hegh of heuyn descend;
Noght like to manna þat doun fell
vnto þe childer of israel, 350
ffor þarof ette þai in þat stede
And neuer-þe-lese ȝit war þai dede.
he þat þis brede ettes worthily,
he sall ay lif and neuer dy" —
Gastly life ay sall he haue, 355
And in heuyn sall his saul be ſaue.
Crist grante vs for his moder sake
þat worthily we may it take.
More of þis mete we may here tell
how þat saint John in his godspell 360
Sais: bot if we ett cristes brede
And drink his blude, oure liues er ded. —
All-if it here be parted in ſmale,
Crist cors in heuyn it es all hale,
And euer with-owten end sall last. 365
þus aw oure trowth to be stedfast —
ffor no man may here serue crist,
Bot if his trowth to him be trist.

Oculus fidei acutus et:
Quia inuisibilia conspicit:

þe eghe of faith es scharp and kene,
It sese þat may noght here be ſene. 370
þarfore vs aw to trow and wirk
Efter kening of haly kirk,
ffor þat es here þe fastest fay,
And vnto heuyn þe rediest way. —
More will I tell ȝit in þis stede 375
how þat men ettes angel brede.
þis blisced brede may neuer be spend,
ffor god him-self hider has it send
ffra þe fende man saul to fend
And giff þam blis with-owten ende. 380
In þe bigining was ordand
A custum in ilk cristen land:
þat men and wemen more & les
Suld ilka sunday efter mesſ
Be howſeld all with gude entent 385
And resaiue þis ilk sacrament.
Seþen was þat custum casten doun,
I sall ȝow tell by what chesoune.
ffor folk war howsild so comunly,
þai toke þe les reward þarby, 390
Ne þam-self þai wald noght ȝeme
Als to þe sacrament suld ſeme.
Anoþer was, for men wex irk
with grete trauail in hali kirk,
And þat none wise þai might forsake 395
In tyme when folk suld howsil take.
þarfore þe pape on þis manere
Ordand: þat thrise in þe ȝere
Suld men reſaiue þat blisced brede
Thurgh cristen land in ilka stede; 400
And who did noght anes at þe leste,
he sall be halden bot als a beste,
And he sal noght, whe(n) he es ded,
haue his beriel in haly stede.
þarfore pray we god in-wardly 405
þat we in werk may be worthy
þat brede enterely forto take,
Sen it may all oure sorows slake.
And by þis brede now will I tell
Ane ensaumple þat sum tyme fell. 410

Narracio de presbitero.

A prest sum tyme in ingland
In a cete was wonand;
he had noght led, als sum men tolde,
his life als clenly als he ſolde:
A grete euil god to him ſend, 415
ffor þat he ſuld his mis amend.
And als he lay opon a night,
God of heuyn him schewed þis sight:
A child him thoght he ſaw and herd,
þat asked him how þat he ferd; 420
A panier in his hand he broght
fful of brenand oblis, als him thoght.
þe prest þan asked: „wha ertow?
And what es þat þou bringes now?"
he said: „I am goddes messangere, 425
And lo, oblis I bring þe here;
þus many vnworthi has þou tane
At þi mes bi þe allane.
And if þou will noght leue me,
Schew furth þi hand and þou sal se." 430
þe prest put furth his hand onone,
And þe childe has ane vble tone
Of þam þat semid so brinand,
And put it in þe prestes hand.
When it was laid in a moment, 435
A hole thurgh-out þe hand it brent.

þe childe þan went oway in hy,
And þe prest bigan to cry.
Oþer men þan come him to
And asked whi þat he fore so. 440
„Lo,“ he said, „how I am dight!
wha saw euer swilk a sight?“
A hole in his hand might men se
Als brade als was þe vble.
þe prest þan wele amendid es, 445
And efterward sang many mes,
And þe hole euer in his hand,
þat men þe suth might vnderstand.
he serued god in word and dede,
And seþin his sawl to heuyn ȝede. 450
I hald, þe man es more þan mad
þat ettes þis brede and es noght rad
ffor vengance of god and for wrake,
If he vnworthily it take! —
Wroght it was thurgh goddes worde
þat he said at his awin burde.
þe same might has ilka prest:
To turn þe brede till þe cors of crist,
And forto turn wine in to blude,
þe same þat was sched on þe rode. 460
Crist blisced þe brede, als sais þe boke,
And till his appostels he it toke,
And said to þam on þis manere:
„þis es my fleſſ I gif ȝow here.“
And efter he toke þe chalis, 465
And on þe same wise gan it blis,
And said to þam with mild mode:
„Drinkes of þis, it es my blude.
And als oft-tymes als ȝe it take,
Mynde of me luke þat ȝe make!“ 470
þus ordand crist þis sacrament.
And when he vnto heuyn was went,
þai did messes als he cumand,
Als þai went in ilka land.
And when peter was pape of rome, 475
Chef cownsailoure of cristendome,
Ne al þe oþer, whare þai lend,
Said namore þan crist had kend;
Ne did þarto none oþer thing,
when þai suld þaire messes sing, 480
Bot þe pater noster gan þai say,
Als crist had cumand þaim to pray.
þai had noght els bot brede and wine,
And goddes wordes gude and fyne.
vestimentes none had þai 485
Bot als þai werid ilka day,
And veſſels þat of tre war made —
None oþer chaliſes þan þai hade.
þan efterward þe pape vrban,
þat was halden a haly man, 490
Ordaind þat þe chalis sulde
Be made of siluer oþer els of gulde,
with a patene, to hill ouer all,
Ordand of þe same metall.
þe pape celestiene alſwa 495
Ordand a salme hat *Judica*
þat ilk prest þat ordand es
Sal say bifor he go to mes.
þe pape siluester toke out of grew
þe nien kyries, als clerkes knew; 500
þe angell sang he did þar-to
Gloria in excelsis deo.
Saint hillary þan, als men hers,
Erchebisschop was of paters,
All þe remnand ordand he 505
þat we sing fra laudamus te.
þan by þe pape it ordand es
To sing þat Gloria at þe mes;
It confermed pape tellophorus,
And seþin so did pape cinacus. 510
Pape alisander ordand rath
þe pistell and þe godspell bath.
By ierom and ambrose ordaind es
To sing þe graell at þe mes.
It confermed pape gregori, 515
And made þarto þe offertory.
þan þe pape anastacius,
In his tyme he ordand þus:
þat men suld stand, was his biding,
whils þe godspell was in reding. 520
þe twelue appastels made þe crede:
To sing it damacius þe pape bede.
Pape steuen and pape clement,
þai ordand þe vestiment.
Pape siluester ordand þe corporas, 525
In tokining þat goddes body was
In clene clathes lapped and laid
when it in þe graue was graid.
þan þe pape Leones
Ordand þe preface at þe mes. 530
Pape alisander ordand sine
To do in chalis water and wine,
In takin þat both water and blude
Come fra crist side on þe rode;
þe blude es tokin þat he vs boght, 535
þe water wassches all euill thoght.
þan ordand þe pape Situs,
Thrise þat men suld say sanctus.
Jelasius made þe canon right,
And crist þe pater noster dight. 540
And how þat praier ordand was,
þat sall I tell ȝow or I pas.
his deſciples said on a day:
„lord, tell till vs what we sal pray.“
And saint Jon sais he bad þam bid 545
þe pater noster, and it vndid,

---

503 þan st. þat? 527 Ms. was lapped.

how þat it es ordand euyn
fforte destroy þe sines seuyn.
ffor seuyn askins er þar-in,
And ilkone may for-do a syn 550
If it be said in gude degre
And clene life als it aw to be;
Els prayes a man him-self ogayne,
And all his trauail es in vaine.
Pape Innocent þan next folowand, 555
Pax *domini* þan he ordand,
ffor þat ilk man suld kis oþer
And hald þam hertly als þaire broþer,
In takining þat god ordand pese
Bytwix him and man, neuer to lese. 560
þe last word þan of þe fest
Es said þus: Ite missa est,
þat es to say „now es it sent
To heuyn for vs, þis sacrament.“

Adhuc de canone misse.

IN þe canon aw neuyned to be 565
ffirst mari, cristes moder fre:
ffor (of) hir, maiden milde of mode,
Toke he þat blisced flesh and blude,
þat same flesh þat sufferd dede
And þat es named ay-lastand brede.
þe twelue appostels þan neuind err,
ffor þai *pre*chid both nere and ferr
þe trowth als he had preched playne,
And for his sake seþin war þai slaine.
þe apostelis of crist war sent, 575
And martires, when þai war went,
witnest þaire werkes fer and nere;
þarfore all done to ded þai were.
Jh*esus* died for luf of vs,
And þai died for luf of ih*esus*, 580
with mekill dole and diuers ded,
ffor þai bare witnes of þis brede.
Peter, Andrew, and philip, find we,
war hanged on þe cros all thre;
Paul, more James, and Mathew 585
war heuidded, and also bertilmew,
þat here was a ful haly man,
he was slain quik and heuidded þan;
Simon, and Judas thadeus,
And les James, þai died þus, 590
Als it es with clerkes knawen:
þaire sins war fra þaire body drawen.
And saint Jon þe eu*a*ngelist,
þat cosin was to ih*es*u crist,
In a tonn ful lang he dweld 595
And brinand ole þai on him held;
venim he drank and dered him noght,
And seþin he died when god gude thoght.
Saint thomas þat es named of ynde,
he was thurgh-stiked, als folk may finde. 600
þan in þe canon neuind es
Twelue þat war trew martires
And died all with sorowis sere,
And sum papes and sum bisschops were,
Sum dekines þat suld be prest, 605
And sum lawd men þat lifed on crist;
And all þir marters more and les
Of þis ilk brede þai bare witnes.
Saint leo, clemens, and cletus,
Sixtus, and cornelius, 610
Al þir war papes, and sufferd ded
ffor þai bare witnes of þis brede;
Ciprian was bisschop of cartaginus;
Dekens war steuen and laurencius,
And vincent was a dekin of mightes;
Grisogon, Jon and paul war knightes;
Saint Cosma and saint damiane
þai war lechis by þam allane.
Katerine, Mergarete, and agace,
þai died all for þis brede of grace; 620
þarfore es reson þat þai thre
Neuynd in þe canon be.
Al toke þir ded with gude entent
fforto mayntene þis sacrament,
þat named es here angell brede 625
And saues man fro endles dede
And bringes him to þe blis of heuyn,
whare more ioy es þan men may neuyn.
þe sight of god þare sal þam fede,
And his lightnes sall be þaire wede,
And werk þat þai sall wirk ilkane
Sall be loueing of god allane.
God grant vs in þat blis to bilde,
Thurgh prayers of his moder milde.

De indulgenciis inde concessis.

Grete nowmber of p*ar*don granted es
vnto all folk, both more and les,
þat þis seruis will say or here
And als it fals in ilka ȝere,
þat es þe next thursday to se
Efter þe fest of þe trinite. 640
þe pape vrban ordand þis fest,
ffor cristen men both most & lest
Suld in þat tyme with gude entent
honore þis haly sacrament.

---

638 Ms. Ans st. And.

he granted to all men at þe mes 645
A hundreth daies of forgifnes;
And at þe matins who wald be,
A hundreth daies haue suld he;
And at þe first euin-sang byfore
A hundreth daies by þe ſex ſcore; 650
And for ilk oure he vowched-ſaue
ffourty dais þat men suld haue;
And to þe euinsang folowand
A hundreth daies he cumand;
And fourty at þe cumplin clere 655
vnto all men þat it will here.
And forþermare if, men will luke,
þis same *par*done es all þe woke
To þam þat cums with gude entent,
vntill þe vtas be all went. 660
God grant vs so, whils we lif here,
þis seruise forto say or here,
þat we may with þat *par*don lend
In life þat lastes with-owten end.

2 a) Ms. Dd 1, 1 Cambr. Univ. Libr. fol. 32 b.

In no*mine* sum*mi* saluatoris, gloriosissimi sublimis creatoris, indiuidue omnipotentis ineffabilis trinitatis, inco*m*prehensibilis et inco*m*mutabilis, veri dei & hominis, n*ost*ri *prin*cipii, progredit*ur* exordiu*m*: veri vbi christus est fundamentu*m*, nullu*m* boni op*er*is sup*er*est edificiu*m*: patebu*n*t ling*ua* materna, dei mediante gr*aci*a.

Panem angeloru*m* manducauit homo: Dauid in psalmo.

In þe name of our*e* souereyn sauyour,
þat is al weldinge creatour,
þe heye holi trenyte,
þer o god is & p*er*sonis .iij.,
Boþe veri god and man, 5
& þe holi gost, alle .iij. but an,
be a-mong vs in his *grace* to wone,
to helpe þe speche þ*at* is her*e* begu*n*ne.
and if þer eny man be her*e*
þ*at* of his beleue haþ ben in a wer*e* 10
or haþ errid her-be-fore,
wher-bi his soule myhte be lore,
swich word he mote now her*e*
to sauen him fro helle-fer*e*;
and alle þ*at* ben in riht fay, 15
þat þei mote hold þe saf way.
and þer-for beseke we him
þ*at* may sauen eueri lyme,
to-berste, to-bete bon & felle,
to saue vs fro þe fir*e* of helle; 20
and þis day lete his bodi be bore, [f. 33]
to techin vs þe riht wey before,
and þ*at* he to vs take hede
& send vs þing þ*at* we han nede.
ffor as I seyde beforn in latyn 25
þ*at* no werk haþ no good fyn,
It is nouht worth, verament,
but if crist be þe fundament:

þer-for wile we him beseche
þat he be founder of oure speche, 30
and þat it ende in his name,
& þat þe foule fend it schame,
and profite to oure soulis alle,
þat non in mysbeleue ne falle.
þer-for alle þat ben here, 35
preyth for me sum preyere,
ffor ihesu cristis owne loue,
& also for ȝoure own behoue.
Ȝe lewid men, takiþ hede —
for þe clerkis han no nede 40
þat I hem opene þis latyn,
for þei it knowe wel & fyn;
ffor holi chirche it singiþ meste,
nameliche in þis newe feste.
But nertheles it is ful old 45
þat dauid in þe sawtere told:
for þis it is þat dauid seyde:
þat Man etiþ aungelis brede.
& þat is soth, for so it wes
in tyme of þe prophete moyses. 50
he was in Egipte in gret truage,
& goddis folk in foul seruage,
vnder þe king pharao
þer was a þousand men & mo.
longe it were al to telle; 55
but atte laste þus it befelle
þat god ne wold suffren it no more
his owne folk in thraldom thore,
and god bad moyses he schuld fle
wiþ his folk þorw þe rede se. 60
and whan moyses to þe se com,
al drye his folk wiþ him he nom:
þe se stod vpriht as a walle,
til þei were passid alle.
king pharao him suyd faste 65
wiþ al his meyne, & al in haste;
and whan þei were alle in þe se wiþ-in,
God turnid hire strengþe al aȝen,
so þat goddis folk was al ouer went
& pharao & hise were alle schent. 70
In þis place it may ben seyde [f. 33 b]
þat man ete aungelis brede:
þe tyme þat moyses lad þus
his gret ost in wildernes,
God fro heuene lete reyne adoun 75
as it were a flour, gret foysoun,
Manna, so it is wrete,
& it is seyd aungelis mete.
þei it gaderid, & lyuid þer-bi,
& synnyd sore, I wile telle ȝow whi: 80
þei gaderid mor of bred
þan eueri day þei had to ned;
and it wolde not ben on morwe
for to kepe ne for to borwe.

2 b) Ms. Vernon f. CXCV.

I. De festo corporis xpi.

ȜE lewede Men, takeþ hede —
ffor þeos clerkes haþ non nede
þat I hem opene þis latyn,
ffor heo hit conne wel a-fyn;
ffor holy Churche hit singeþ meste, 5
Nomeliche of þis newe feste.
Ac noþeles hit is ful olde
þat Dauid in þe psauter tolde:
ffor þis is þe latyn þat Dauid sede:
þat Mon ete Angeles Brede. 10
And þat is soþ, for so hit wes.
þe tyme of þe prophete Moyses
was in Egipte in gret truage(!)
And godus folk in foul seruage,
Vnder þe kyng Pharaon 15
þer was mony a þousund mon.
Longe hit were al to telle;
But atte laste hit þus bifelle
þat god nolde soffre hit no more
his owne folk in þraldam wore, 20
And god bad Moyses he scholde fle
wiþ his folk þorwh þe Rede séé.
þo Moyses to þe séé com,
Al druye his folk wiþ hym he nom:
þe séé stod vp riht as a wal, 25
Til þei weore I-passed al.
Kyng Pharao him suwed faste
wiþ his Chares and his hoste;
And whon þei weore alle in þe séé,
God torned heore strengþe a-ȝe, 30
So þat þei were ouer-seynt,
And he and alle hise weren i-dreynt.
In þis place hit mai beo sede
þat mon ete Angeles brede:
þat tyme þat Moyses ladde þus 35
his grete host In wildernus,
God dude lete reyne adoun
As hit were flour gret foysun,
Manna, so hit is I-write,
And is I-clept Angeles Mete. 40
heo hit gedrede, and liueden þerbi,
And sunged sore, I wol telle ou whi:
þei gederde more, for drede of brede,
þen vche day þei hedde to nede;
And hit nolde not ben on Morwe 45
fforte kepe ne for to Borwe.

I holde þis a badde stor 85
to eueri mokerere þat wold han mor
of catel þan he haþ to nede
his owne meyne for to fede;
he bieþ corn aȝen þe ȝere
& kepit it til it be dere. 90
„But þer-of doþ he wiseliche,
if he departe it skilfulliche."
Nay for soþe, þenkiþ he nouht
to pore men departen ouht;
Bouhte he neuere so good chepe, 95
he ne rewiþ not þe pore to wepe;
he ne rouhte how al þe world ȝode,
so þat his owne geting were gode.
for þis is þe mokereris answere:
„go ȝoure wey, corn is ful dere." 100
also for soþe, wiþ-outen gabbe,
þe same answere he schall habbe
whan alle þe aungelis in heuene beth,
& alle on erthe þat suffrid deth,
schul ben at on parlement: 105
þer þe mokerere schal ben schent;
þer he schal vpbraydid be
of god him-self, þat is so fre,
In what manere þat he haþ spent
þe godis þat god on erthe him lent. 110
þer god him-self schal ȝeuyn þe dome —
he may ben a drad or he þer come;
For þis is þe word þat god wile say
to þe mokerere at domys-day,
and so harde to non other man 115
as to þe vnkynde mokerere þan:
„I hungrid whan þou wernedist me mete;
I wold haue had drink, I cowde non gete;
herborwles, þou me forsoke;
& sike, in prisoun, cam not me to loke; ..." 120

(foll. 34, 35 und 36 fehlen.)

Ich holde þis a badde store
To vche Mokerere þat biddeþ more
Of Catel þen he haþ to nede
his owne Meyne forte fede; 50
he buggeþ Corn aȝeyn þe ȝere
And kepeþ hit til hit beo dere.
þer-of he doþ wysliche
Ʒif he departe hit skilfulliche.
Nay forsoþe, þenkeþ he nouht 55
To pore men parten ouht;
Bouȝte he neuere so good chepe,
he reweþ nout þe pore wepe;
he ne rouhte how al þe world ȝode,
So þat his owne bi-ȝete were goode. 60
ffor þis is þe Mokereres onswere:
„Goþ or wey, Corn is dere."
And forsoþe, wiþ-oute gabbe,
þe same onswere he schal habbe
whon alle þe Angeles in heuene beoþ, 65
And alle on eorþe þat þoleþ deþ,
Schul ben at a parlement:
þen þe Mokerere schal be schent;
þer he schal vbbreyded beo
Of God him-self, þat is al freo, 70
In what manere he haþ spent
þe godus þat God on eorþe him lent.
þere god him-self schal ȝiue þe dome —
he may beo adred er he þer come;
ffor þis is þe word þat God wol say 75
To þe Mokerere at Domes-day,
And Certeynliche to non oþur mon
But to þe wrecche Mokerere þon:
„I hungred whon þou wernedest me mete;
I was a-ffurst, I coude not gete; 80
herborweles, þou me forsoke;
Seek, in prisun, þou ne come me to loke;
A-Cold, Cloþeles also,
Naked, þou me lette go:
þerfore, Mokerere, þou wende to helle, 85
wiþ alle þe deuelen þer euere to dwelle."
þe wrecche Mokerere onswere schal þan:
„Lord, whon sauh we þe neodi Man?"
„Ʒus, whon ȝe warned þe leste of myne,
Ʒe warned hit me wel a-fyne", 90
And þere hem tit heore onswere:
„Goþ to helle, for heuene is dere."

65 l. þei. 91 him in hem korr.

At Domes-day þe meste schennes
hit falleþ vppon þe nyþinges;
ffor þei neuermore wole hem schryue
þat þei weore niþinges in heore lyue,
But eu*er*e heore onswere hit is þus
„we ȝiuen more þen men ȝiuen vs.“ —
Torne we to vre gospelle,
Of þe folk of Ysraelle, 100
hou þei gedrede Angeles brede
More þen þei hedde to nede.
þerfore god wroþ was
þat þei trist not to his gras,
And let hem dye; and were I-slay 105
ffourti þousund on a day,
ffor þat gult and oþur eke,
And godus heste þat þei breke;
þat of sixe and twenti þousende —
þus muche was þe nou*m*bre to toknynge — 110
þat þer come non to londe freo
Saue tweyne, Calef and Josue —
And of þulke tweyne com al þe strene
Of vre ladi, heuene-Qweene. —
Now is wel sene to-day 115
þat he loueþ vs more þen þay.
ffor he ne sende hem but Angel brede,
þat lasteþ but a day to nede;
he haþ send us a Ricchor sonde:
his owne bodi, ich vndurstonde, 120
þat wol laste eu*er*e þe soule wiþ-Inne,
whil þou art out of dedly synne.
þat was I-pyned for vre nede,
To-day þou seost In ffourme of brede.
And þauh I wol ȝow schewe and telle 125
Beo þis ensau*m*ple hou hit bi-felle,
þat is writen In þe Legent
Of þi(s) holy sacrament.

Videm*us* in altari formam panis,
non carnis, & quare.

A Jew sum tyme and a Cristene mon
were felawes in þe wey vppon. 130
And bi þe wey, as riht was,
þe Cristene Mon herde Rynge to Mas.
þe Cristene Mon seide: „a-byd me here,
whil I go to my preyere!“
þe cristene mon we*n*te in to þe churche. 135
And þe Jew bi-gon to grucche,
ffor hym þhouȝte his felawe was
To longe biddinge atte Mas.

Þe Jew ros vp and forþ ede
In to þe Churche, to take hede. 140
Þen sauh he atte weuede
Þe prest holde ouer his heuede
A ffeir child, I-woundet sore
In ffot, in hond; ȝit sauh he more
Þat þer nas nouþur wyf nor mon 145
Of alle þat in þe Chirche were on,
Þat ne helde vp here hondes and sat on kneo;
And from þat child sauh come fle
Anoþur such as he sauh stonde,
A(nd) lihte bi-twene vche monnes honde. 150
Þe Jeuh a-Bod, til þe prest
vsede þe Eukarist,
Þen sauh he him ete þe child
Þat he bi-twenen his hondes held,
And al þat weore in þe churche þer-mide 155
Þe Jeuh þhouȝte þat so heo dude.
Þe Jeuh was agrise, and wente him hyde
Þer his felawe him bad abyde,
And bi him-self he seide þan:
„A grisly lyf haþ Cristen Man!“ 160
Þe Cristene Mon aftur þe Mas
Com to þe stude þer þe Jew was.
Þe Jeuh asked: „hou farestou?“
Þe Cristene mon seide: „better þen þou;
ffor siþen ichaue my god seye, 165
Þe lihtore ich holde al my weye.“
Þe Jew seide: „beo my scolle,
wel ouhte þi wombe be fulle;
hedde I so muchel I-ȝete,
Þis þreo dayes nolde I no mete.“ 170
„ffforsoþe,“ quaþ þe cristene mon,
„To-day sayȝ I siht of non,
Non eorþliche kunnes mete
Þat my Mouþ mihte ete.“
„Let beo! I sauh wiþ myn eȝen two 175
where þou and oþur mo,
vche of ow heold a child blodie,
And siþen ȝe eten hit, I nul not lye;
wherfore i seye þat oure lawe
Is not good.“ bi þat sawe 180
Þe Cristen mon bi-gon to beo wroþ;
„Þou lyest, Jew, þou art me loþ;
ȝoure lawe is fals, and so ȝe ben,
ȝe wol not leeue but þat ȝe sen.
Þerfore al-one I go þe bi, 185
I kepe no more þi cumpaygni.“

---

185 I ist zu tilgen?

þe Jew seide: „ffelawe, greef þe nouht
þeih I telle þe what I sayh and þouht!
Ac tel me bi sum oþur preue
wher-bi I may þe soþe leue!“ 190
„þis is þe skile,“ quaþ þe Cristene man,
„þat god nout soffreþ þe þan
þat þou seȝe wiþ þin eȝe
þe sacremens þat ben so sleȝe,
þat his fflesch mihte so ben hud 195
To vs cristene wiþ-inne þe bred;
And þy kun made hym dye,
þerfore al blodi þou hym seȝe.“
„ffelawe,“ quaþ þe Jew þon,
„help þat I were a Cristene mon; 200
ffor leuere ichaue cristned ben
þen euere seo such a siht aȝen.“
þo was þe Jew cristned, and oþur mo,
ffor þe Miracle þat fel þo. —
þis Bred þat is godus flesch, 205
what feiror preue wolde men esch
þat vche part is godus entere?
þeih hit weore parted in þreo quartere,
And þeih hit weore an hundred dole,
vche part is his bodi al hole. 210
And þat loke bi skile, lo here:
Bi-hold þi-self in a schewere:
þou ne sest but onliche þi faas,
þe while al hol is þe glaas;
And brek þe glas in two or þre, 215
And so moni formes þou miht se. —
Beo þe makyng of þe oblee
wel and skilfoliche me may se,
Of wȝuche we make Godus fflesch,
þis is þe saumple whose wol esch.
hit is maad beo seuen skiles
Aȝeyn þe seuene dedly synnes:
Aȝeyn Lecherie hit is whit,
þat was Blak and stynkynge euere ȝit.
hit is þunne a-ȝeyn Glotenye, 225
þat al to muche wole swolewye.
hit is round and liht to þrowe
Aȝeyn Sleuþe, þat makeþ men slowe.
Of swete whete mad hit is
Aȝeyn Wraþþe, þat is bitternis. 230
hit is mad wiþ-oute leueyn:
Aȝeyn Envye hit stont aȝeyn,
ffor Envye makeþ Men swelle
whon he seoþ eny spede welle.
hit is also wiþ-oute Bryn 235
Or eny oþur Corn þer-in:
hit is a-ȝeyn Couetyse,
þat ne reccheþ In what wyse

Eny catel vndurfonge,
Beo hit Riht beo hit wronge. 240
hit is þerto clene and luyte
Aȝeyn Pruide, þat euer ȝute
wolde beo gret and heiȝ of wille,
As Lucifer, þat furst felle
ffor his Pruide out of heuene. 245
Do we þis Bred aȝeyn þis seuene!
Candida triticia, tenuis, non magna, rotunda,
Expers frumenti, non mixta sit hostia xpi. —

And hou hit furst com and ede
þat mon ete Angeles Brede,
hit is liht soþ to telle,
ffor vche cristene mon wot hit welle.
þe late soper wiþ-outen wene
was I-mad atte Ceene,
And God bad þe Apostles do so
whon he weore to heuene I-go:
„Do þis in þe muynde of me; 255
I go and come to ow a-ȝe."
Of þe Apostles þat God sent,
(tok) holichurche þe sacrament.

Et dicitur Eukaristia
Quasi bona gracia:

þat is to siggen, eukarist
As goode grace com from crist. 260
Wel may we seyen hit is good grace
whon hit is wardeyn in godus place!
And grace is betere þen nature,
whose þerto wol take cure.
I rede þe mon be in good entent 265
whose takeþ þis grace in sacrement.
Seint poul seiþ, and siggen I may,
In þe pistel of to-day:
„whose vnworþiliche ȝode
To fonge Godus fflesch and blode, 270
þere he fongeþ his owne dome" —
Allas, hit falleþ so to lome!
þerfore poul seiþ bi þat halue:
„he (!) demeþ not God, he demeþ him*s*elue."
In þulke whose i-take be, 275
Schal he neu*ere* beo dampned a-ȝe;
Ȝif we vre owne dom take,
what oþur dom schal God vs make?
þerfore make ow alle Redi
To take hit not as fool-hardi. 280
þeih seint Poul vs þrete þus,
Vr lord hym-self, swete Jh*esus*,
þis day in Markes (!) gospelle
To his disciples he gon telle,

---

274 he st. him.

And to þe Jewes þat were ryue: 285
„I am my-self Bred of lyue.
Mi fflesch soþfast mete is,
And my Blod verrey drinke, iwis.
Whos eteþ mi flesch and drinkeþ
my blode,
I wone wiþ hym and he wiþ me. 290
Mi ffader me sent and so I ȝode,
To lyue for hym and he for me:
So [1] whose me eteþ, for me schal libbe.
þis is þe Bred þat from heuene come,
Not lyk Manna, þat flour be sibbe, 295
þei þat hit ete, weore dede bi dome,
And hose eteþ of þis brede,
he schal liue wiþ-outen ende."
Jhesu, graunt vs so to spede
þat þulke bred to heuene wende (!).
Amen. 300

Off þulke Bred in þe gospelle
Seint Jon we here þus telle:
þat ȝif we ne ete of þulke brede
Ne drynke his blood, vr lyf were dede.
And þeih we ete hit al þus here, 305
hit is in heuene al entere.
So schaltou leeue, Cristene mon,
þat in no weere þi leue [2] beo on!
ffor þi feiþ tit no mede
where þing of deþ takest hede (!); 310
hit is inpossyble to serue crist
But þi be-leeue beo good and trist.
And eȝe of feiþ hit is ful kene
þat seoþ a siht þat is not sene.
þerfore alle þing þat we seoþ 315
Leeue we as holychirche deþ,
ffor þat I holde þe rihte fey
And to heuene þe nexte wey. —
To telle more I mot nede
hou men ete Angeles Brede. 320
Of ffoles I herde herby-fore
þat wyse men toke of hem heore lore,
And so a sek mon mihte teche
A good skile perauenture bifore a
leche.
þis Bred mihte neuermore be spende
Til God hym-self on eorþe hit sende,
To saue mon fro pyne of helle,
So þat he kepe hit welle.
Sum tyme such lawe þer was
þat vche sonday after mas 330
Eueri trewe wyf and Mon
Schulde be hoseled or þei eode þon....

V. 289—296 sind im Ms. in Reimpaare umgesetzt, mit veränderter Folge, indem 291 vor 290, 294 vor 293 gestellt sind.
[1] Ms. ffor st. So. [2] auf Korrektur.

And þat for þis enchesun,
I wol ow telle for what resun:
On was, for þat folk mis-bere 335
hem-selue, whon þei hoseled were.
þe toþer was, for þe grete trauayle
þat holy churche hedde be þat entayle,
In nome of þat for Godus drede
Me ȝiueþ nou þe holy Brede. 340
þerfore þe pope ordeyned, þries in þe ȝere
vche mon I-hoseled were;
And bote he were ones atte leste,
þe pope Comaundet be his heste
þulke bodi þat so ne dede 345
Schuld neuer be buried in holy stude.
þerfore beo redi, I ow Rede,
fforte fonge Angeles Brede.
And beo þis Bred I wol ȝou telle
A luytel ensaumple hou hit bifelle. 350

De manu sacerdotis per hostiam penetrata.

BE-fel sum tyme In Engelonde,
þer was a prest, ich vndurstonde,
þat ladde not his lyf, as was tolde,
Also clanliche as he scholde.
God wolde he scholde hym amende,
And he hym a strong vuel gon sende:
So, he wende almost to dye.
And on a day þis siht he seȝe:
A child boþe he seih and herde,
And asked hym hou he ferde; 360
In his hond bret-ful he beere
Of bernynge Obeleis a paniere.
þe prest asked: „what is þat,
And þou þat askest of my stat?"
he seide: „Ich am Godes Messagere,
And þeos Obeleis þat ben here,
þus monye vnworþily þou fong,
whon þat þou þi Masse song;
And ȝif þat þou nult I-leue me,
Scheuh forþ þyn hond, and þou schalt se." 370
þe prest heold forþ his hond anon.
And þe child tok vp on
Of þe obeleys þat were so rede,
And pult hit in þe prestes hond amidde.
hit fel þorwh þe prestes hond on, 375
And þe child a-wey gan gon.
þe prest let men come hym to
And tolde hem whi he ferde so:
„Lo," quaþ he, „hou I am diht!
who sauh euere such a siht?" 380
þat þorw his hond me mihte se
As brod as was þat obele.

„lo," quod he, „how I am diht! [f. 37]
who saw euere swich a siht?"
þorw his hond men myhte se
als brod as was þat vble. 420

and he not maymed was,
& afterward song many a mas,
and þe hole al-wey þorw his hond —
þus þat soþe men it fond.
& after for a þousand pound of gold 425
þe prest no mor synne wold,
But seruid god wiþ greet drede,
& afterward to heuene ȝede.
I hold þat man mor þan mad
þat takiþ þis bred & is not drad 430
of þe wreche þat myhte befalle. —
so wurthi bred it is wiþ-alle
þat for þe myht of þat word
þat god seyde at his bord,
þe same myht þat word haþ here 435
to turne þe bred in to other manere,
& to turne þe wyn in to blod,
þe same þat was schad on þe rod.
þe wordis perauenture I coude the telle,
but I am not worþi & þer-for I nelle. 440

al oþer making to þe mas
I dar wel tellin how it was.
þe apostelis seyde no more
but what þei herde of cristis lore —
no mor to þe masse wold þei do, 445
and þe pater noster þer-to,
vpon þe bred and þe wyn —
& so hem þouhte it good & fyn.

non othere vestemens vsid þai
but as þei werid eueri day; 450
and in vesselis of tre —
non oþer chaleys had he.

Than þe pope vrban,
þat was a ful holi man,
ordeynid þat þe chaleys scholde 455
ben of siluer or of golde,
wiþ a patene, to helin oueral,
made of þe same metal.

þe pope Celestyn, ordeynid he,
a psalme men clepe Judica me, 460
þat eueri prest þat is & was
schuld it seye or he ȝede to mas.

þe .ıx. kiries þat ben in boke
þe pope siluester of grew hem toke.

þer-after comiþ Gloria in excelsis: 465
þat þe aungelis of heuene first son(g), I-wis;

Of seint hillari þat was, [f. 37 b]
Erchebischop of poytas:
he made fro laudamus te
þe remenaunt þan singe we. 470

And he not I-maymed nas,
And afturward song mony a mas,
And an hole þorwh his hond — 385
þus þat soþe men hit fond.
After for a þousend pound of golde
þe prest no more synne wolde,
But serued god wiþ gret drede,
And afturward to heuene ȝede. 390
I holde þe Mon more þen mad
þat takeþ þis bred and nis not drad
Of þe wreche þat mihte bi-falle. —
So worþi bred hit is wiþ-alle
þat for þe miht of þulke word 395
þat god seide at his owne bord,
þe same miht þat word haþ here
To torne þe bred in oþur manere,
And to torne þe wyn in blode,
þe same þat was sched on Rode. 400
þe wordus perauenture I coude telle,
Ac I am not worþi and þerfore I nelle.

Ac oþur makyng of þe Mas
I dar wel telle hou hit was.
þe Apostles seide no more 405
But what þei herde of cristes lore —
No more to þe masse nolde þei do,
And þe paternoster to,
vppe þe bred and vppe þe wyn —
And so hem þhouȝt hit good and fyn. 410

Non oþur vestimens vsud þay
But as þei wereden vche day;
And in vessels of treo —
Non oþur chalys hedden heo.

Þenne þe pope vrban, 415
þat was a ful holy man,
Ordeynde þat þe Chalys scholde
Ben of seluer or of golde,
wiþ a patin, to hule ouer al,
Maked of þe same Metal. 420

ÞE pope Celestyne, ordeyned he,
A psalme Men clepeþ Judica me,
þat vche prest þat is and was
Schulde siggen hit er he eode to Mas.

Þe Nyne kyries þat ben in Boke 425
þe pope Siluestre of gru hem toke.

Þer-aftur comeþ Gloria in excelsis:
þe Angeles of heuene furst song þis;

Of seint hillari þat was
Erche-Bisschop of peytas: 430
he made from laudamus te
þe remenaunt þen synge we.

þan þe pope Tellophorus,
& þ*at* oþer pope Cinacus,
Be-twix hem boþ ordeynid was
to singen gloria at þe mas.
pope alisau*n*dere ordeynid wel 475
to redin Epistil and gospel.
Be Jerom & ambrose ordeynid was
to make þe grayel to þe mas.
al þis co*n*fermyd pope Gregori,
& þ*er*-to made þe offertori. 480

þanne þe pope anastasius
comau*n*did in lawe riht þus:
þ*at* no man schuld sitte, he bed,
whil þe Gospel wer*e* red.

Constantin*us* made þe Crede, 485
to singe it he ȝaf þe rede.

pope steuene & pope Clemens
ordeynid holi vestymens.

pope siluester ordeynid þe corporas,
in tokne þat goddis bodi was 490
In clene sendel I-wou*n*de
whan Joseph leyde it in tou*m*be
in his owne graue of ston
& leyde anoþ*er* gret ston þ*er*-on.

þanne þe pope leou*n*s 495
made þe prefaciou*n*s.

alisau*n*der*e* þe pope ordeynid þis:
to don watir & wyn in þe chalis,
in tokne þ*at* þer com boþ watir & blod
of cristis side þat heng on rod; 500
in blod is toknid þ*at* he bouhte vs,
in watir þ*at* cristenid be houiþ vs.

þan ordeynid þe pope sixtus
thryes for to singe sanctus;
& þan he made þe canou*n* þer, 505

and god made þe pater noster.
And how & in what maner befelle
þ*at* god made þe pater no*ster*, I wile telle.
þe apostelis seyde to crist on a day:
„teche vs, lord, how we schul pray.“
& seynt iohn haþ tauht vs þis —
þat is one of his disciplis —
þ*at* ih*esu* tauht hem þis preyer*e*
& bad hem seyn þe pater noster.

and þus moche to seyn it is: 515
„Our*e* fader þ*at* in heuene is,
halewid mote þin name be. [f. 38]
to þi kingdom mote come we.

ÞEnne þe pope Tollophornus,
And þat oþur pope Cynacus,
Bi-twene hem boþe ordeyned was 435
To synge þe Gloria to þe Mas ....

He hit Confermede, pope Gregori,
And made þerto þe Offertori.

ÞEnne þe pope Anastasius
Comau*n*det in lawe riht þus: 440
þat no mon schulde sitte, he beede,
whil þe gospel were to Rede.

(C)onstantinus þe pope made þe crede,
fforte siggen hit he bede.

Pope Steuene and pope Clemens 445
Ordeyned þe holy vestimens.

Pope Ciluester ordeyned þe Corporas,
In tokne þat godus bodi was
In clene lynnen cloþ I-wounde
þat tyme þat Josep hit founde 450
In his owne toumbe of ston
And leyde a-noþur gret vppon.

ÞEnne þe pope Leouns
Made alle þe prefaciuns.

Alisaundre þe Pope ordeynde þis: 455
To do watur and wyn In þe Chalis,
In tokne þat boþe com watur and blode
Of Godus syde on þe Roode;
þe blood bitokneþ þat he vs bouht,
þe watur bitokneþ vre ffullouht. 460

Sixtus þe pope ordeynde vs
þryȝes to synge Sanctus.
þe pope made þe Canoun þer,

And God made þe Pater noster.
(A)nd hou and what-maner bifelle 465
þat God made þe paternoster, I wol telle.
his Apostles seide hym on a day:
„Teche vs, lord, how we schul pray.“
And seint Jon haþ tauht vs þis —
þat is on of his disciples — 470
þat Jh*esus* tauhte hem þis preyer
And bad hem seyen þe pater noster.

And þus muchel to seyen hit is:
„Vr ffadur þat in heuene is,
halewed mot þy nome beo. 475
And to þi kyngdam þat we teo.

453 Ms. Leonus, l. Leouns.

þi wil in heuene & in erthe be do.
oure ech days bred send vs þer-to. 520
and oure dettis forȝeue þou vs,
as we for-ȝeuen oure detouris.
& lede vs in to no fonding,
but saue vs fro euil þing. amen."

Of þe holi gost þe .vij. ȝiftis 525
in þe pater noster touchid is;
of whiche to god þer touchin thre,
& foure in one to the and me.
þis preyere, þow it be schort,
but it be seyd in clene hert, 530
It is a-ȝen þat ilke man
þat in to his herte wraþþe haþ tan.

þer-for þe good pope Innocent
pax domini haþ ordeynt,
þat eueri man schuld kisse oþer 535
& holden hem for suster & brother;

in tokne þat god mad pes wiþ man,
þer-for þat pes is ȝouen þan.

þe laste word of þis heye feste
is clepid Ite missa est, 540
þat is to sey „it is I-sent
to heuene for vs, þe sacrament";
be-for þe holy trenyte
þe first part of þe thre,
þat oþer for hem þat suffrid deth, 545
þe thridde for hem þat alyue beth.

It is riht þat first nemenid be
oure ladi in þe Canone:
ffor god of hire flesch tok
þat neuere cristen man forsok; 550
þat flesch he haþ take the to fede,
þat is clepid aungelis brede.

þe .xij. apostelis nemenid beth,
for hire preching þei suffrid deth —

(a. R.: Quia apostoli dicuntur missi,
& martires testes apostolorum.)

As þing þat is sent ben þe apostelis, 555
and marteris ben to hem witnes;
& alle marteris þat were dede

for þei were witnes of þis brede,
þat god deyde for loue of vs,
& þei for þe loue of crist ihesus. 560

petir, andrew, philip, these .iij.,
were don vp-on þe rode-tre.

poule, Jamys, and mathew
were heuedid, & bartilmew

þi wille in heuene and eorþe beo do.
vre vche dayes bred send vs to.
And vre dettes for-ȝiue vs,
As we for-ȝiue vre dettours. 480
And lede vs in no fondynge,
But saue us from vche vuel þinge.
Amen."

Off þe holigost þe seuen ȝiftis
In þe pater noster I-touched is;
Of whuche to God þer touched þre, 485
And foure in on to þe.
þis preyere, þeih hit beo schorte,
But hit beo seid wiþ a clene herte,
hit is a-ȝein þulke man
þat in his herte wraþþe haþ tan. 490

ÞEnne þe pope Innocent,
Pax domini he ordeynt,
þat vche mon schulde cusse oþur
And holden him for suster and broþur;

In tokne þat god made pes wiþ man,
þerfore þat pes is ȝiuen þan.

ÞE laste word of þis heiȝe fest
Is I-seid Ite Missa est,
þis is to seye „hit is i-sent
To heuene for vs, þis ſacrament"; 500
Bi-fore þe holy Trinite
þe furste part of þe þre,
þat oþur for hem þat þoleþ deþ,
þe þridde for hem þat alyue beþ.

Hit is riȝt þat furst inempned be 505
vr ladi in þe Canone:
ffor God of hire þat flesch toke
þat neuer cristen mon forsoke;
þat flesch he haþ take þe to fede,
þat is i-cleped Aungel Brede. 510

ÞE twelue Apostles I-nempned beþ,
ffor heore prechynge þei þolede deþ —

Quia Apostoli dicuntur missi, &
Martires testes apostolorum:

As þing i-sent ben þe Apostles,

And Martires ben þe Apostles witnes;
And alle þe Martires ⁊ þat weore dede . 515

ffor þei weore witnesse of þis Brede,
þat God diȝede for loue of vs,
And þei for loue of Jhesus.

Petur and Andrew, philip, þeos þreo
weore don vppon þe Rode-treo. 520

Poul, James, and Mathew
were be-heuedet, and Bartholomew

was helt al nakid quyk 565
for his witnes of þis vnlik.

and þat oþer lesse Jamys, [f. 38 b]
and symon also, & thadeus,
hire senewis for cristen lawe
out of hire bodi were drawe. 570

and seynt John Euangelist,
þat was cosyn to ihesu crist,
he drank venym, to make preue
þat we han truþe and riht beleue.

and seynt thomas didimus, 575
he was þorw-stekid riht þus.
þer-after comiþ .xij. marteris,
þat company in þe canoun reknid is;
Of whiche summe popis were,
summe bischopis þat myter did bere,
summe deknes þat were half prest,

summe lewid men þat leuid on crist —
ffor. alle ordres & alle degres
to þis sacrament bere witnes.
Leouns, Clemens, & Cletus, 585
Sixtus, and Cornelius,
these were popis, þat suffrid deth
for þat bred þat ȝe a-days seeth.
Ciprian was bischop of Cartaginus;
Steuene, laurens, & vincent were dekins. 590
Grisogon, John and paules,
þei were on lyue knyhtis.
Cosmas and Damianus,
þei were lechis, wretin it is þus.
Katerine, Mergrete, & agace 595
deyden for þis bred of grace.
þer-for it is riht hire namys to be
nemenid in þe Canone,
for alle these deyde in good entent
for to mayntene þis sacrament. — 600

þe sacrament mote þi soule fede
þat is clepid aungelis brede.
if þat ȝe worþiliche it fonge,
it schal kepe ȝow þus longe,
fro þat day þat ȝe ded ben 605
til ȝoure bodyes risen a-ȝen;
and þan þe bodi & soule in-fere

schul wende to þe gret mangere
where neuere-mor schal ben no nede
to no maner of ertheli brede, 610
But þe sihte of þe blisful trenyte
schal euere-mor þi fode be.

þer we han þe moder to prey þe sone,
& we han þe sone to prey þe fader,

was huld al naked quike
ffor hit witnesse of þis onlike.

And þat oþur Jamus, 525
Symon, and Taddeus,
heore senewes for cristen lawe
Out of heore bodi were i-drawe.

And seint Jon þe Ewangelist,
þat was sib to Jhesu crist, 530
he dronk venym, to make preue
þat we han of þe rihte be-leeue.

And seint Thomas Didimus,
he was þorwh-stiked Riht þus.
þer-aftur comeþ þe xıȷ Martiris 535
þat in þe Canoun Rikned is;
Of whuche summe popes were,
Summe Bisschops þat Mitre beere,
Summe Dekenes þat weore half prest,
Summe lewede þat leeuede on crist —
ffor alle Ordres and alle degres
To þis sacrement bereþ witnes.
Leouns, Clemens, and Cletus,
Sixtus, and Cornelius,
þeose weore popus, þat þolede deþ 545
ffor þulke Bred þat we nou seoþ.
Ciprian was Bisschop of Cartiginus;
Stephene, Laurence, Vincent weore Dekenus.
Grisogon, Jon and Paulus,
þei weore in heore lyue knihtus. 550
Cosma and Damianus,
þei weore leches, I-writen is þus.
Cecili, and Agnes, and Agace
Diede for þis bred of grace.
þerfore is riht heore nomes to be 555
Nempned in þe Canone,
ffor alle þeos diȝede In good entent
ffor to Meyntyme þe sacrament. —

ÞE sacrament mot þe soule fede
þat is i-hote Angeles Brede. 560
ȝif þou worþiliche hit fonge,
hit schal kepe þe þus longe,
ffrom þulke day þat þou ded be
Til þi bodi rise a-ȝe;
And þenne boþe bodi and soule i-fere 565
Schal wende to þe graunt Mangere
where neuer-more tit no nede
To non eorþliche Brede,
But þe siht of þe Trinite
Schal euermore þi fode be. 570

Seþþhe we han þe Modur to preye þe sone,
we han þe sone to preye þe ffader,

þe holy gost we han in wone — 615	þo holygost we han in wone —
þis entre we han to-geder.	þis enteere we haue to-gader.
What lettiþ vs for to wynne [f. 39]	What letteþ vs forte wynne 575
þe riche blis þat is vs behote,	þe Riche blisse is vs bi-hote,
but it be oure owne synne?	Bote hit beo vr owne synne?
þer is non oþer þing, I wote. 620	þer nis non oþur þyng, I wote.
Of pardoun I haue no pouste	Of Pardoun I haue no pouste
to ȝow for to graunte of me.	Non to ȝow forte graunte. 580
but, if ȝe don now after me,	But, ȝif ȝe don now aftur me,
I wile ȝow tellin a quantite,	I wol ow telle a quantite,
how moche pardoun ȝe may habbe 625	hou Muchel pardoun ȝe may habbe
grauntid to ȝoure moste nede,	To ȝoure meste nede,
to come to honour wiþ-outen gabbe,	To come to honoure wiþ-oute gabbe 585
it is þis ilke aungelis brede.	þis ilke Angeles Brede.
That same thursday þat next is	Þulke þoresday þat next is
after þe feste of þe trenyte, 630	Aftur þe Trinite,
þe pope vrban ordeynid þis	þe pope vrban ordeynde þis
þat þan þis pardoun schuld be:	þat hit schulde þenne be: 590
an hundrid dayes of forȝifnes	An hundred dayes of forȝiuenes
he grauntid to hem alle in fay	he graunted alle þay
þat come vn-to þe matynes 635	þat come to þe Matynes
on þat same thursday.	Of þulke same day.
ffourti dayes for eueri houre þat tyde,	ffourti dayes for vche a tyde, 595
& an hundrid for þe masse,	An hundred for þe Mas,
an hundrid who-so þe euensong abide —	An hundred hose to þe Euensong a-byde —
he grauntid hem no lasse. 640	he graunteþ hem no las.
and al þat woke eueriday	And al þat wike vche day
þis pardoun lastiþ so,	þis pardoun lasteþ so, 600
who-so al þe seruyse han may;	hose al þe seruyse hauen may;
& ȝet he schal han mo:	And ȝit he schal han mo:
ffor eueri days seruise 645	ffor vche dayes seruyse
an hundrid days to bote —	An hundret dayes to bote —
wel men auhte to seen therin(!) þise	wel him ouȝte to seyen þise 605
on horse and also on fote.	On hors and eke on foote.
þe laste pope þat was now,	þe laste pope þat was nou,
his name John hiht, 650	Of Jon þat was hiht,
al þis pardoun he grauntiþ ȝow	Al þe pardun he graunteþ ow
& doubliþ it wiþ his myht.	And doubleþ hit wiþ his miht. 610
Meylerus, þorw goddis grace	Meilerous, þorwh godes grace
bisschop of leyȝ-lymme,	Bisschop of leihlinne,
he haþ amendid al þis cas 655	he haþ mendet in þis cas
þorw myht þat god ȝaf hym:	þorwh miht þat he ȝaf hymme:
ffourti days to pardoun	ffourti dayes to pardoun 615
he ȝaf þer-to, wiþ-out drede,	he haþ ȝiue þerto ȝete
to alle þat wiþ good deuocioun	To alle wiþ good deuocioun
herin it or don it rede. 660	hereþ hit or hit rede.
So it amountiþ holliche	So hit a-mounteþ holliche
on and fourty ȝere	On and ffourti ȝere 620
& sex-score dayes, truliche,	And sixcore dayes, treweliche,
who-so heriþ his seruise here.	whose hereþ his seruyse here.
Jhesu graunte ȝow alle & some 665	Jhesu graunte ow alle and some
in erthe so for to spede	On eorþe so forte spede
that þis pardoun ȝow make come [f. 39b]	þat þis pardoun ow make come 625
vn-to þis heuenlich brede.	To þis Angeles Brede.

þat man ete au*n*gelis brede,
 þus first we began; 670
to heuene it mote vs alle lede
 boþe wyf and man,
In no*mine* pa*tri*s & filij wiþ vs go
 Et sp*iritu*s sancti do also. amen.

þat Mon eete Angel Brede,
 þus furst we be-gon;
To heuene mot ow alle lede
 Boþe Wyf and Mon, 630
In nomine patris wiþ ou go,
Et spiritus sancti do alſo. Amen.

Ms. Vernon enthält darauf noch folgende zweite Homilie:

II. Septem miracula de corpore xpi.[1]

GOd Almihti þat alle þing weldes,
wyndes, watres, wodes and ffeldes,
And soþly, as þou madest of nouht
Alle creatures þat euer were wrouht,
ffor-ȝif vs, lord, þis day vr synne, 5
þis digne sacrament to biginne,
And also worschupe *þer*-of to speke,
þat we neuere þe trouþe breke,
Ne forte telle in þis *pro*longe
þing þat falleþ to eny wronge, 10
But þat hit mihte beo þe to queme
And vs in studefast trouþe to ȝeme.
 Godus sone in heuene aboue,
he schewed vs also muche loue:
ffor whon his passion neihȝed hi*m* neih,
To his disciples þat weren hi*m* by
he ȝaf his bodi, hem to fede —
More loue miht he not schewe in dede —
þat þei schulde muynde haue
Of hym þat miht hem þenne saue. 20
 Ȝit a-forward he let hym slo
wiþ so gret deþ, pyne and wo;
ffor vs and hem dude he þis,
To bringe vs alle to his blis.
More loue miht he not do, 25
Ne neuer mon mihte do so.
ffor vs he dude hit, in certeyn,
þat we schulde loue hym wel aȝein;
þouh we vr-self an hundred siþe
O poynt of such loue miht we not kyþe 30
Lyk to þat loue he haþ vs done,
ffor hit is vre saluacioune.
And of vs ȝit askeþ he nouht
But þat may wel I-nouh be wrouht:
Noþing bote loue wiþ good louyng, 35
To loue him ouer al oþur þing,
And for his loue to leue synne —
wiþ loue his blisse þen we may wynne.
And þou may neuere haue hym to þe
But þou wolt furst synne fle. 40
Alle þing he loueþ, but synne he hates;
Ȝif þou loue hym, wiþ synne þou bates;
Ȝif þou loue on, þou most nedes
fforsake þat þyng þat he forbedes,
Elles hit is told for no loue, 45
And nomeliche to vr lord aboue.
þou maiȝt not loue hi*m*, þe boc seiþ,
But þou haue wiþ þe good feiþ,
þat is to sey, leeue þou hit wel,
Al þat is writen of hym vchedel. 50
Studefast treuþe of loue hit semes,
And of trewþe loue men nemes:
So is þat on wiþ þat oþur,
wiþ studefast treuþe loue, his Broþur.
To whom ouȝte vr loue be went? 55
To trouþe of þis sacrament.
þis schulde leeue vche cristen mon
And lerne þe treuþe of on þat con:
þat þe bred þat sacrefyed is
On þe Auter, is godus flesch, 60
fflesch and blod, þer hit is leid,
þorwh þe wordus þe prest haþ seid;
þat lihte wiþ-Inne þe virgine Marie
And on þe Rode for vs wolde dye
And from deþ to lyue a-Ros, 65
God and Mon in Miht and loos.
ffor hose troweþ not þis cler
In þe sacrament of þe Auter,
he schal neuere þe blisse a-byde,
ffor no þing þat him may be-tyde. 70
 In þe Olde lawe þus is writen —
Jewes and Cristene wel hit witen:
God seide þat hit was wrouht,
he Comau*n*dede alle þing of nouht —
þis wordus aren verrey and cler, 75
Dauid hem seide in þe pſauter.
Seþþhe he made al of nouȝt þat was,
Lasse Maystrie were in þis caas

[1] Das Gedicht ist offenbar Teil eines gröſseren Ganzen, welches von den Geboten, Sünden und Tugenden handelte, vgl. V. 381, 497, 14. Die Einl. scheint späterer Zusatz.

73 þat st. and.

fforte chaunge on liknes
In to a-noþur þyng þen hit is, 80
þat ilke liknesse in Bred and Wyn
In fflesch and blod to torne hit in.
his fflesch and blood in Bred is wrouht.
Siþþe he made (al) be-fore of nouht,
Ʒif þou seo hit not bodiliche in siht, 85
þi soule wiþ-Inne schal trouwe hit riht;
And þauȝ þow fele no sauour
But verrey wyn and bred of fflour,
þis is wisdam of godus ordinaunce,
To saue vs alle from þis chaunce. 90
ffor ȝif hit weore as flesch to take,
wiþ-stonde we scholde and hit forsake;
And for he nolde we hit forsoke,
Bot alle men hit vndurtoke,
þerfore þis wisdam his owne rede 95
Sauereþ hit in wyn and Brede.
hit semeþ bred as to þe siht
And as Bred hit sauereþ riht;
Nouþur in siht ne in felyng
knowest þou of no certeyn þing. 100
What schal þenne þe most saue
But studefast þouht þat þou schalt haue,
Studefast trouþe of vchadel
þat wol vs saue wondur wel.
And summe han hit seyen Bodily, 105
To whom he schewed his Mercy.
Lo her a tale al and sum
þat is In Vitas patrum:

Narracio cuiusdam religiosi.

Hit was a Mon of Religioun,
Of alle Men he hedde gret renoun; 110
And, for þe fend wolde him haue schent,
he leeuede not in þe sacrament,
And seide, hit was not Jhesu
þat conceyued was þorwh gret vertu,
Ne Jhesu was not þat oble 115
þat was reised atte sacre
And þat þe folk honourede to;
To leeue hit was not to do.
Bi-fore two Abbotes þus he tolde —
þis Abbotes write þis tale to holde, 120
hit scholde be told to eueriche mon
þat is aȝeyn þe Cristendom
Til hit beo preued bi Clergye
wher hit beo treuþe or heresye.
þis Abbotes schewed him þe rihte wey, 125
wiþ alle þe ensaumples þat þei couþe sey.
And al he seide hit was lye,
But ȝif he seȝe hit wiþ his eȝe;
„Don þen so þat I hit seo,
þen wol I leue þat hit so beo.“ 130
þis Abbotes preide a ful seue-niht
þat he wolde schewe him, to trouwe his miht,
In fflesch, in Blod on þe auteer,
To Conferme his trouþe cler.
And him-self preyde specialy 135
þat god wolde schewe hym in Body,
„Lord, for no mis-bileeue,
þat þow scholdest wiþ me greue,
But forte schewe þe riht soþnes
þat þow art sacrament of þe Mes, 140
þat I may make oþer certeyne,
whon I wiþ eȝen haue þe seyȝene.“
þis Abbotes lyȝe in orisoun
Til þat þe seueniht were don.
þe sonenday to churche þei come, 145
þat oþur Mon wiþ hem þei nome.
A sege was ordeynt for hem þre,
To bi-holde al þat priuite
Of þat holy sacrament
þat scholde be schewed in here present. 150
Bi-twene hem sat þis ilke mon
Of whom þe Miracle furst bi-gon.
Whon þe oble was on þe auter leid
And þe prest þe wordes hed seid,
Alle þre þouȝte hem verreylik', 155
By-fore þe prest a Child lay quik,
In feir forme, of fflesch and blod;
þis say þei þre þer þey stod.
Whon þe prest scholde parte þe sacrament,
An Angel from heuene was sent 160
And sacrefyed þe child riht þore:
As þe prest hit brac, þe angel hit schore,
þe Blod in to þe Chalis Ron
Of þat child, boþe God and Mon.
þe prest ȝede to þe hiȝeste degre, 165
To hosel him as hit fel to be;
hem þhouȝte þe prest brouȝte on þe patin
Mosseles of þat child newe slayn,
And beed him a Mossel of þat fflesch,
wiþ al þe blod þer-on al fresch. 170
þen gan he crie wiþ loude steuene:
„Merci, Godus sone of heuene!
þe Bred I sauh on þe Auter lyȝe
hit is þi bodi, I seo wiþ eȝe;
Of þe Bred þorwh sacrament 175
To fflesch and Blod hit is went;
þis I beo-leeue, and euere I schalle,
ffor verreyliche we seon hit alle.“

Whon he and þei weore alle certeyne,
In forme of Bred hit tornde aȝeyne. 180
he dude him hosel as oþur wore,
And was a good mon for euer-more.
And al oþure beo þe bettre
þat hereþ þis tale or redeþ þis lettre.
þe Prest þat sacreþ Godus bodi, 185
he moste beo ful clene nedeli;
A lewed mon þat schal hit receyue,
Alle-Maner fulþe moot he weyue.
But beo þou neuere so good a prest
Ne neuer so gret wiþ-Inne þi Brest, 190
I rede þou here hou þei are schewed,
Al-þauh þei ben of langage lewed.
þou wost wel, in þe Oble
Is a luytel þyng to se:
So schaltou beo luytel in wille, 195
Luytel and Muchel wiþ-outen ille,
Nout in pride ne in heihþe,
ffor no wisdam ne no sleihþe;
þe soþe hit is wiþ Lucifer,
Proude men schal wone þer. 200
þe Oble is mad of whete,
þe Beste corn þat men of ete:
So schulde we beo meke and louely
To alle þo þat ben vs by;
þis Mekenes is a-ȝeyn þat Ire 205
þat is wiþ Lucifer in þat fyre.
þe paast of þe oble nouht ne owe
Beo maad of no-maner sourdowe,
ffor þe ſourdowe makeþ al soure
þe swettest þat comeþ of þe floure: 210
Bi þis ſourdowe is tokenynge
þat Envye is a wikked þinge,
ffor hit for-doþ alle swetnesse of dede,
þat god scholde ȝiue vr soules meede;
þerfore makeþ he non herburgrye 215
þer he fyndeþ biforen envye.
O vertue In þe whete is
þat is muche a-ȝein Slouhnes:
þer whete comeþ he wol not prike,
As Otes don and Barlike: 220
Ne we ne scholde not be prikel
In Idelnesse ouer-Mukel;
Idelnesse grucccheþ and is heui of þouht
And is soone wroþ for nouht,
And þat wraþþhe comeþ of sorwe, 225
And of wonhope wol muche Borwe.
þis sacrament of þe Messe
Loueþ not such Idelnesse,
Not wiþ non nul he dwelle
Bute þer men of þe Joye spelle. 230
þe paast of þe oble seid beo-forn
Schal not beo of medlet corn,
Bote al onliche of whete:
ffoule desires schal men lete,
þat bi-meneþ: In no wyse 235
we schal vs ȝiue to Couetyse,
þat is also called Aueryce,
þe whuche is a foul wikked vice.
Also þou seost þe oble is þinne
And muche honeste wiþ-Inne: 240
And þat wol wel signefye
Aȝeyn þe sinne of glotenye;
þer wol not þe sacrament reste,
Ac glotenye wol him out keste.
And as þou sest, þe oble is whit: 245
So schul we haue no-maner delyt
Of no-maner fflesches take,
ffor lecherie makeþ þe soule blake.
þeos seuene partyes beþ
In þe Oble, as we seoþ, 250
And eueri propurte þer-Inne
Is aȝein an hed-synne.
A-ȝeyn þis sacrament do þo
þat aren in synne and þerto go,
Or aren in wille aȝeyn to wende 255
To synne and hem-self schende;
As prest þat goþ to synge Mes
þat in dedly synne is;
An hondred fold he sungeþ more
þe(n) he a lewed mon wore. 260
Alle þat receyue þe sacrament
In dedly sunne or wikked entent
Or in eny of þeose seuene
þat þou hast here herd nempne,
Riht to heore Dampnaciun (!), 265
And þerfore vengaunce schal be don.
And here I schal telle a tale
hou hit is to þat mon Bale:

Narracio presbiteri parochialis.

A Parisch-prest was in a Toun,
Of ful gret discrecioun, 270
ffful good and rihtful he was,
And god sende hym of his gras.
Of his parischens he vndurstode
whuche wer vuel and wȝuche wer gode.
Two he hedde forte gete 275
þat nolde neuere synne lete.
And hit felde on an Asterne,
þat þe prest scholde non hosul werne
But hit were for þe gretur synne,
Inobedience or Corsyng Inne: 280
þis prest was in ful gret þouht
wher he schulde hosele hem or nouht.
he preyede to God, heuene-kyng,
þat he wolde sende him tokenyng

wheþer he scholde hem hosul forbede; 285
To ȝiue hit hem he hedde gret drede.
ffrom god he hedde þis onswere:
þat vch on scholde heor oune charge bere,
And þat he scholde werne hit none
But ȝiue hit forþ to euerichone. 290
„Do as Jhesu dude in dede,
And þou schalt no mon hit forbede,
No more þen he dude Judas
þat hedde I-don a gret trespas;
Jhesu ȝaf alle wiþ mylde mood, 295
whon Bred was turned to flesch and blod.
ffor summe þat hit take hit schal hem saue,
And summe þerfore peyne schal haue;
Aftur þey aren of synne clene,
Also schal hit on hem beo sene.“ 300

Ȝit preyed he god of More grace:
þat he mihte knowe be þe face
whuche resceyued hit worþily,
And wȝuche to haue hit not worþi.
And (god) graunted him his wille 305
To knowe þe goode from þe ille.
þe folk þat to þe prest went
fforte receyue þe sacrament,
Of somme þe face was also briht
As þe sonne In somer liht; 310
And (of) summe þe visage was also blak,
þat noþing miht hit Blakore mak;
Of somme hit was as red as blod,
Starynge as þei weore wood;
Of somme þe visage was bolled stoute, 315
As boþe heore eȝen welleden oute;
And summe nymped wiþ feet and hondes,
As dogges don þat gnawen heore bondes;
And somme hedde visages of Meselri;
And somme were lyk foul Maumetri. 320
Moni wondres weore on hem seene,
Mo þen he couþe þenne deme.
þe prest, whon he sauh alle þise,
Of þat siht he gan to grise,
ffor þat siht he was hidouse 325
And dredful and Meruilouse.

Ȝit preȝede he god wiþ good entent
þat he mihte wite what al þis ment.
And god almihti louede him wel
And wolde schewe him eueridel: 330
„þo Men þat weore so briht
As þe sonne on day-liht,
þo Men aren ȝit in Charite
And clene of synne, and worschupeþ me.
þo Men þat were so blake 335
þat no þing mihte hem blakore make,
þo weore lechours foul wiþ-Inne
And haue no wille to leue heor synne.
þo Men þat weore so red as blood,
þei are tirauns wikked of mood, 340
heore Euencristen for to slo
wiþ dede and wiþ word also.
þo þat þow sauh wiþ Bollen visage,
þo aren Envyous and ouer-outrage.
And þo þat nymped her fingres and hendes, 345
Are Bacbyteres bi-twene frendes.
þo þat þou sauh Meseles bi siht,
þey loue more good þen god almiht.
þo þat þou sauh lik Maumetrie,
On worldly þinges þei most affye, 350
More loue þei catel þat he haþ sent
þen þei don hym þat al haþ lent.
þeose-maner men are riht in wille
In heore synne to leue stille,
And þerfore schal þe sacrament 355
Of hem aske heor Jugement,
þat þei haue resceyued him vnworþily
And serued þe fend wiþ ful Envy.“
þis tale is told for loue of þo
þat in synne to hosul go, 360
Or ben in wille to torne aȝeyn;
Al heore trauayle þei don in veyn.
Ȝif þou wole þyn hosel saue take,
Beo in wille þi synne to forsake,
Euermore in studefast herte; 365
And ȝif þou synne in bodi smerte,
God takeþ hit nouȝt to so gret grim
As þou in tresun Receyuede hym.
In no þing wot I more tresun
þen bringe þi lord on his felun; 370
And ȝit men seiþ þe synne is to greue
þat bringeþ a trewe mon on a þeue.
ȝif þou do þus þi witande,
þen chargen hit me moste on hande.
þerfore loke þou wite nouht 375
No synne I-hud In herte ne þouht.
ffor no Clerk þat is in synne,
Til he leue and þer-of blynne
he schulde not serue atte Auteer
Ne hondle þing þat comeþ þer neer. 380

I touched er of þis outrage
whon I spac of þe sacrilage,
þat þe holigost schewed him nouht
ffor þe Dekene syngede in þouht;
In þe tale of Jon Grisostomus 385
þis tale is told, for ow and vs.
Als is he worþi to ben i-schent
þat sone aftur þe sacrament
To folye and to synne drawes —
Luitel of Godus vengaunce hym awes! 390
Ȝif þou forȝete or ouer-sittes
þe tyme of hosul þat þou wel wittes,
Luitel fors of him þou ȝeues,
Nouþur þou louest hym ne leues.
And ouer al he loueþ þe best; 395
And þou ne wolt a nihtes gest
Leten hym herborwe in þin hous!
þou art vnkynde and Meruylous
þat al þe ȝer þou letest him weyue,
wiþ worschipe woltou not him re-ſceyue. 400
God Manaseþ for þis chesun,
ffor riht hit wole and eke resun:
ffor suche men aren holden vntrewe
In þe Olde lawe and in þe newe.
Comaunded In þe Olde lawe was 405
Ones in þe ȝeer to schewe þi trespas.
þe newe lawe is of þe more honour,
Ones in þe ȝeer resceyue þi creatour,
Ones a ȝer him to knoweleche,
þi lord to plese for doute of wreche. 410
þat prest i blame ouer alle þinge,
wiþ-outen gret skil þat letteþ to synge;
ffor mony a soule mihte I-saued be
wiþ þat Masse þat þenne leueþ he.
ffor alle þat in þe peyne Is, 415
Abydeþ socour of þe Mes,
ffor eueri Masse makeþ Memorie
of soules þat aren In purgatorie.
Muche þonk schal he haue
þat helpeþ soules for to saue; 420
No þing may so muchel avayle
Of heore peynes and heore trauayle,
As þe sacrament of þe Auteer,
hit makeþ hem of peynes cleer.
And þat may I schewe apertely 425
Bi a tale of seynt Gregori:

Narracio felicis presbiteri.

Seint Gregori seiþ for þe same:
hit was a prest, ffelix his name,
Bi-syde he wonede in a paþe,
was a wassching In an hote baþe. 430
þis prest ofte þider ȝede,
To wassche him whon he hedde nede.
þis prest þer euer he fonde
A Mon, to wassche him, to foot and honde,
he drouȝ his hosen of and his schon 435
And redi was hem on to don,
At eueri tyme he þider com
his herneis feire of he nom,
And seruede him at eueri tyde
In þat watur and ofte beo-syde. 440
þis prest þat com þider so ofte,
þat þis mon þer seruede so softe,
he ne askede hym neuer-more
wheþen he was ne hou he com þore;
But eueri tyme he was redi 445
And seruede him ful apertely.
þis prest þouȝte, „he serueþ me wel,
his trauayle wol I quite sum-del."
On a day he þider þouhte
And twey loues wiþ hym he brouhte.
In to þat baþ ȝeode þat prest
And wusch him as he dude nest.
þis mon was þere him aȝeyn,
To serue him wel he dude his Mayn.
þis prest, whon he scholde go, 455
he ȝaf þis mon þis loues two,
And þonked him muchel his seruyse,
And more he scholde haue oþur-wyse.
þis Mon onswerde þis prest a-ȝeyn:
„þis bred ȝe bringeþ to me in veyn, 460
ffor neuer-more schal I ȝete
Bred ne non oþur mete:
I am a Mon þat is ded,
þat neuer-more schal ete bred."
þe prest asked: „on what manere
Is hit þat þou wonest here?"
þis Mon onswerde in þat tyde:
„I was lord here ar I dyede;
And þis seruise þat I am Inne
Is þe peyne for my synne. 470
Bote I þe preye *par* charite,
Offre on þe Auter þes loues for me,
And I beseche þe ouer alle þynge
þat sixe Masses for me þou synge;
And heo weore songen, I hope to wende 475
In to þe Joye wiþ-outen ende.
And whon þe sixte masse is left,
ȝif þou ne fynde me her eft,
Trouwe þenne forsoþe i-wis
þat for þi preyere I am in Blis." 480

---

381 ff. Dieses Mir. (das dritte von den sieben) fehlt hier.

þis prest al þat wike longe
ffor þis mon preyede and songe.
And whon þe wike was al gon,
þe prest com þidere, and fond non;
he hopede wel þat he was brouht 485
To blisse, for he ne fond him nouht.
Beo þis tale ȝe may se
þat hit is gret Charite
Masses for þe dede to synge,
þe soules of pyne forte bringe. 490
Ouer alle þing hit haþ pouwer,
þe sacrament of þe Auter,
And nomeliche whon hit is don
wiþ good monnes deuocion;
him wol god sannore here 495
þen on þat is him nouht so dere.
In þe seueþe Comaundement
Toucheþ to þis sacrament,
In a tale of þat kniht
hou þe prest þat liueþ not riht, 500
Of his preyere is luytel prou,
And þere hit telleþ wel hou.
And I schal telle anoþur here
Of a Masse of a good frere:

hou a man of Souþfolk was saued þorou a masse.

A Mon in Souþfolk ones dyed, 505
Bi-sydes Sudburi, as men seid.
ffor þat mon such grace was diht
þat him was graunted to come a niht
fforte speke wiþ his wyf,
To mende þe fautes of his lyf. 510
„ȝef a Masse,“ he seide, „were for me don
wiþ a good monnes deuocion,
I hope to Joye for to go
And beo dilyueret of al my wo.
I preye þe, dame, par charite 515
To trauayle so muche for me.“
heo graunted hym þat ilke bone,
And ros vppon þe morwen sone,
And to þe ffreres sone heo eode,
þer heo hopede best to spede. 520
heo com and spac wiþ a ffrere
And preyed heo moste his masse here,
And for hire hosebondes soule to synge,
And heo wolde ȝiue hym offringe.
þe ffrere dude hire a Mes 525
In Comuyn, as þe seruise is.
Whon þis Masse I-songen was,
heo wente hom a good pas.
þe niht aftur þenne com he.
„Slepestou?“ he seide. „nay,“ seide heo. 530
„Are ȝe ȝit,“ heo seyde, „in blis?
þe Masse for ow I-songen is.“
„þe Masse,“ he seide, „þou dudest do,
A parti hit helpeþ me þerto;
Mi part ich hedde of þat Mes 535
As of þing þat Comuyn is.
ȝif on weore specialy for me seid,
Of my peyne I were ful leyd,
ȝif þe prest were of lyf so good
þat God his preyere vndurstood; 540
I hope þenne grace to haue
þat his Masse mihte me saue.“
Ofte he seide to his wyf:
„A prest, A prest of clene lyf!“
On þe Morwen forþ heo eode 545
To þe ffreres eft to spede,
And schewed hit to þe priour,
And preyed him of socour;
ȝif he hedde eny broþur
þat he kneuh beter þen oþur, 550
„þat wol synge me a Mes
ffor a Mon þat ded is,
At myn ese he schal haue
To a pitaunce what he wol craue.“
þe prior spac to a ffrere 555
And preyed him on alle manere
þat he wolde a Masse synge
ffor þat soule heo made preyinge.
þe ffrere was an holy mon;
And ar he his Masse bi-gon, 560
he preyed to god his orison,
wiþ a gret deuocion,
þat hit mihte ben him to pay,
þe Masse þat he scholde synge to-day.
Whon þe Masse was don to þe ende, 565
he bad þe wommon hom wende,
„And whon þou more eft heres,
Cum and sey to vre ffreres!“
þe niht aftur — lustneþ now! —
he com and seide: „slepestou?“ 570
„Nay,“ heo sayde, „hou fare ȝe?“
„Wel,“ he seide, „and so worþ þe!“
„Sire, weore ȝe a-payed of þat Mas
þat for ow to-day songen was?“
„ȝe,“ he seide, „graunt Merci! 575
þat Masse to me is more worþi
þen al þe world an hundred siþe,
Ne miht haue mad me neuer so bliþe.
his preyere was to god so dere,
ffor al þat he preyede he wolde here; 580

þeih he hedde *prei*ȝed for a þousund mo,
ffrom peyne to blisse þei hedde i-go;
ffor what þing he hedde asked bone,
God wolde ha grau*n*ted him ful sone.
haue good day! for now I wende 585
To þat Joye wiþ-outen ende.
God lete þe neuere þer-of mis,
þou ne he, to haue þat blis."
þe wyf com sone on þe Morn
And fel on knes þat ffrere bi-forn, 590
And tolde hi*m* þer eueridel
hou he for his preyere was wel.
And þat ffrere ful wel he lette,
And þonked God, for Joye he grette.
wel weore hym at his endynge 595
hedde such a prest for hi*m* to synge!
In þis tale schewed is:
Of alle þing good is þe mes,
þe sacrament on þe Auter
Ouer alle passeþ his pouwer. 600
In þe Masse þei hem a-fye
þe soules þat are in purgatorie.
þe sone is offred to þe ffadur of heuene
ffor þe soules þe prest wol nempne;
þat is þus for to mene: 605
ȝif þe prest beo good and clene,
þenne wol Jh*es*u crist hym heere,
ffor what þyng he makeþ preyere;
Preye he for soule or for bodi,
þat aren in pyne or in nuy, 610
Boþe wol god almihti saue
what þe gode prest wolde haue.
Not only for soulus is he herd,
Bote eke for vs here in þis world.
Beo a Mon in seknesse or in prisun, 615
weyferynge or in temptaciun
Or in eny oþur trauayle,
þe sacrament wol vs a-vayle;
hit wol delyuere vs out of peyn,
ȝif vr trouþe beo certeyn. 620
And þat was wel schewed in dede
In Engelonde, so seiþ seint Bede:
In his Bokes writen hit is,
A feir Miracle of þe Mes:

Narracio Bede.

Þat tyme seint Bede was liuonde, 625
weore Mony kynges in þis londe.
Bi-twene two was gret Batayle —
þerfore i telle þis Meruayle —
þat on hiht Edfride, of North Cu*n*tre,
þat oþur of lindeseye was he. 630
Edfride hedde gret seygneri,
Seynt Andreu hosbonde of hely.
þis Batayle was bi boþe heore a-sent
Bi-sydes a watur men calleþ Trent.
Sire Elfride broþur hette Eleswynne,
he was slayn þat Batayle Inne;
On boþe partys ne was non
So feir a kniht of fflesch and bon,
Ne non so douhti was of Armes —
þ*er*fore seint Bede pleynede his harmes. 640
A-noþur kniht was feld doun
Nerhonde ded, and fel in swoun:
þe nome of þis ȝonge kniht
Ruyna, seiþ seint Bede, he hiht.
Whon þis Ruyna hedde long leyn, 645
he keuerde, and seet vp aȝeyn,
And stopped his wou*n*des, þei schulde not blede,
And, as he mihte, þennes he ȝede,
To seche him help sumwher to haue,
Of frendes fynde him to saue. 650
As he wente wiþ muchel drede,
he was taken wiþ kyng Coldrede;
And brouht him to a lordyng,
An Erl, þat heold of þe kyng.
þe Erl asked him what he was, 655
And wher he hedde ben in hard cas.
ffor doute of deþ he was a-friht
And dorste not seye he was a kniht;
he seide: „sire, ȝif þi welle be,
I am an hosebonde mon of þe cuntre, 660
I was wont to lede vitayle
To knihtes þat weoren in Batayle;
And nou I am a pore mon,
þus fro þis Batayle I com,
And wolde fonde to haue my lyf, 665
Til I may come to my wyf."
þis Erl dude a leche bi stoundes
To tente to hym, to hele his woundes.
þat tyme was here mony þeodes,
Mony vsages, and mony leodes, 670
ffor vche a kyng in þat dawes
vsede his diuerse lawes;
Su*m*me were cristene in vre fay,
And su*m*me leeuede in paynymes lay;
þ*er*fore þat tyme was muchel þro, 675
And ofte was boþe werre and wo.
ȝif a kniht miht oþer men take,
he scholde hem sulle or i*n* seruage make.
wherfore i telle so of þis kniht:
þe Erl let him bynde eueriche niht, 680

þat he ne scholde from hym fle
Ne stele a-wey to his cuntre.
ffor al þat þei mihte him bynde,
Ofte loos þei dude hym fynde;
Neuer so faste þeih heo him bounde,
Loos a-noþur tyme þei him founde.
þis bounden kniht, Ruyna,
hedde a Broþur, þat hihte Tymma;
þis Tymma was prest Religious,
ffor he was Abbot of an hous; 690
So longe he liuede in þat estre
þat his nome heet Tymmestre;
þat tyme, as ich vndurstonde,
hit was in Northhumberlonde.
þis Abbot hedde tiþinges certeyne 695
þat Ruyna was in Batayle slayne.
he com to Trent, þis Abbot Tymma,
And fond a bodi lyk to Ruyna;
honorabliche he dude hit graue
In his chirche þer he wolde hit haue, 700
And song þerfore day and oþur:
he wende hit hedde ben his broþur.
þauh Tymma hedde chosun wrong,
his broþur hedde þe goodus of þe song —
ffor God al wot and wust hit þere 705
ffor whom he made his preyere —:
þeih men a-niht þis kniht bounde,
A-Morwe þei hym loos founde,
Men mihte hym neuere bynde so fest
þat þei (!) þat tyme nolde al toberst. 710
þe men þat hedde þis kniht in holde,
þis wondur to þe Erl þei tolde.
þe Erl hedde þer-of gret wondur
þat þis bondes weore so in-sondur;
he seide, him-self wolde wiþ him speke 715
And wite whi his bondes dude breke.
Bi-fore þe Erl was he set,
And þe Erl feire he gret.
„Sey me,“ he seide, „þou belamy,
Const þou wel on sorcery? 720
Sum wicche-craft I trouwe þou bere
þat þi bondes þe not dere;
fforsoþe,“ he seyde, „sumwhat þou dos
þat euer-more þei fynde þe loos.“
he seide: „wicche-craft con I nouht, 725
Ne for me schal non beo wrouht,
Ne I nul by fendes craft
vn-bounde beo, bi no wicche-craft.
Sire Erl,“ he seide, „hit is a-noþur:
In my cuntre I haue a Broþur, 730
þat leeueþ wel þat I beo slayn,
ffor I com not hom aȝeyn;
ffor me he syngeþ vche day a Mes —
prest, abbot forsoþe he is.
I wot wel, þat is þe enchesun 735
þat my Bondus here vndon;
ffor no þing ne haues pouwer
Aȝeyn þe sacrament of þe auter.
ffor ȝif I weore ded, in oþur werld,
his preyere for me weore I-herd, 740
To bringe me out of peyne and wo,
And siþen to blisse forte go.“
Al þat Meyne and þat Erl
Leeuede wel he was no cherl,
And as he to-fore hem hedde i-seid, 745
whon þei on hym furst hond leyd;
Bi his semblaunt and feir beryng
hym semed wel a gret lordyng,
Bi his speche þei vndurstood
þat he was mon of gentil blod. 750
þe Erl tok him in priuite —
wheþen he was telle scholde he,
„Sey me soþ, and, as I am trewe kniht,
þou schalt no skaþe haue be my miht.“
„Seþþhe þou me bi-hotest pes and griþ, 755
I am þe kynges mon Eldriþ,
Armes I bar in þat Batayle,
wiþ my pouwer him to auayle.“
„So me þhouȝte,“ seide þe Erl,
„þou semed not to ben a cherl. 760
Bote for þi knowlechyng her me bye
þou weore worþi for to dye,
ffor þou halp þer to slo,
þat al my kynde is ded me fro;
Bote, for I er sikerde þe, 765
Scha(l)t þou haue no skaþe for me.“
he eode and sold him for Raunsoun
At Londone to a ffrisoun.
A ffrisoun, ȝe schul vndurstonde,
Is a Mon of ffrys-londe. 770
þis ffrisoun scholde þis Mon forþ lede,
And dude on him bondes for drede,
ffor a-skapyng bi þe weye
he dude bondes on him leye.
Bot þat vaylede him no-þyng 775
Neuer a day, þat byndyng:

710 þei st. þe bondes.

727 Ms. nul be by. 736 here st. ere. 745 tilge And.

ffor in þat tyme þe masse was songen,
þe bondes to-barst and al to-sprongen.
þis ffrison þhouȝte: „hou may þis beo?
he may riht wel from me fleo; 780
happyliche hit a-vayleþ nouht,
þe Catel þat I wiþ him bouht.“
þe ffrison seide: „wolt þou wel
Restore a-ȝeyn al my Catel,
And I schal ȝiue þe leue to go 785
To þi Cuntre þat þou com fro.
But furst þou schalt me trouþe pliht,
And trewely hold hit wiþ al þi miht,
To bringe þe Catel I ȝaf for þe,
And elles I graunte þe not fre.“ 790
he graunted him al þat he seide,
And trouþe in hond wiþ hym he leide.
þis Ruyna wente to kyng loer,
þat was kyng of Caunturber;
he was seint Andreus suster sone, 795
And Ruyna was wont wiþ hym to wone.
Of al his stat, boþe wo and wele,
Ruyna told him eueridele.
þe kyng ȝaf him his Raunsun;
And bar hit to londun to þat ffrisun. 800
Seþþe eode he hom, þis kniht Ruyna,
To his broþur, Abbot Timma,
And tolde him of al his wo-fare
And of his cumfort in al his care.
þis Abbot wel vndurstood 805
þat his Masse dude him gret good
And þe sacrament gon hym borwe
Out of seruage and out of sorwe.
þis tale telleþ vs seynt Bede
In his gestes þat we Rede. 810
Bi þis tale may men lere
þat Masses helpeþ vs wel here:
ffor vs liuynge hit makeþ Memorie,
Also for þe soules in purgatorie.
vche mon schal leeue þat riht 815
þat helpen hit wolle as (hit) dude þe kniht.
þis sacrament helpeþ not ȝit al-one,
Bote þe offrynges euerichone,
Al þat we offre atte Mes,
Al to vre saluacion hit is. 820
Not only forte saue þe dede,
þe quike hit saueþ also and rede;
As wel haue þe quike þe prou
As þe dede þerof þe vertu nou;
Quike and dede, More and lesse 825
Ben I-saued þorwh þe Messe.
þe Offringe is as a present
þat helpeþ vs wiþ þe sacrament,
To þe ffadur of heuene tentefuly,
ffor whom þou offerest to haue Merci. 830
A tale I fond ones I-writen,
And as I sauh hit, I wol ȝe witen,
And wel a-cordeþ in alle þinge
þat God is payed of good offringe.

Of a man þat was closed in a myne.

Hit was a Mon bi-ȝonde þe séé, 835
A Mynour, wonede In a Citee.
Mynours, þei makeþ in hulles holes,
As men don þat secheþ coles.
þe Mynour souht stones vndur molde
þat Men of maken seluer and golde. 840
he wrouhte and holede in þe hille.
A perilous chaunce fel hym tille:
A gret parti of þe Myne
ffel doun þer and closed hym Inne.
his felawes alle þat weren hym hende, 845
þat he weore ded wel þei wende;
þei eode and tok hem alle to Rede,
And tolde his wyf þat he was dede.
þis wommon bi-menede hir hosebonde sore —
God leeue þat mony such wymmen wore! — 850
heo helped his soule in alle þynge,
In almes-dede and in offringe.
heo Offred for him atte Auter
fful of wyn a picher,
And (a) feir lof wiþ-al, 855
Eueri day as principal,
And al þat twelf-moneþ stabely,
Bote o day þat passed forby.
ffewe suche wymmen we fynde
þat to heore hosebondes are so kynde! 860
Bote þis wyf wiþ al hire miht
Dude for him (so) day and niht.
hit fel at þe twelfmoneþ ende,
his felawes to þe hul gon wende,
And come to þat same stude eft 865
þer þei heore felawe in werk left.
Riht þere þei furst bi-gon
þei percede þorwh in to þe Mon:
þe Mon In good stat þei founde,
Liuinge, wiþ-outen wem or wounde.
Euerichone þei hedde ferly,
And þat was gret Resun why!
Alle þo men weore in gret weer
how he hedde lyued al þat ȝer.

Bote þenne he tolde hem euerichon 875
how he hedde lyued þer al-on:
„I haue I-liued gracious lyf
þorwh cortesye of my wyf:
Eueri day heo haþ me sent
Bred and wyn to present; 880
But o day, þenne eet I nouht,
ffor my mete me nas not brouht.“
þei ladde þe mon in to þe toun,
And tolde þis Miracle vp and doun,
ffurst þorwh þe Citéé, 885
And seþþe þorwh al þe contre.
hit com in spekyng atte laste
þat day þat he dude faste.
he tolde hem þe dayes name,
And his wyf seide þe same: 890
þat day heo offrede neuer a del,
þe goode ffriday hit mihte be wel.
Now may ȝe here þat almes-dede
Gostlyche wole a mon fede,
And so may ȝe wel vnderstande 895
þat God is payed of good offrande.
ffor al þis tale in ȝor lyues
Trustneþ not in ȝor wyues,
Ne in ȝour children no-þing;
Makeþ or-self ȝour offring! 900
So kynde a wommon as I of tolde
Liueþ not now, beo ȝe bolde!
Ne no clerk þat þis redes
Schal fynde non nou of so kynde dedes.
Ȝe men þat are nou In present, 905
þat hereþ rede þis sacrament,
Ouer alle þing hit haþ power,
þe sacrament on þe Auter,
As I haue here to ow i-schewed,
Not to lered bote to lewed. 910
Ȝe lewede men, I telle hit ow —
þis clerkes con hit wel I-nouh.
Preiȝe we þenne vr creatour,
þat þe sacrament, vr saueour,
þat Bodi and soule he wol vs saue, 915
And we him to loue and he us to haue. Amen.

905—916 sind offenbar Zusatz; das urspr. Gedicht war an die Priester, nicht die Laien, gerichtet.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 11. September 1888.

Herr Biltz spricht über die fürstlichen Verfasser von Kirchenliedern. Ist es schon an und für sich auffallend, dafs als Dichter gerade der besten Kirchenlieder so viele fürstliche Personen bezeichnet werden, so erheben sich begründete Zweifel an der Urheberschaft, wo, wie z. B. bei Albrecht Achilles, zwischen der sonst bezeigten Gesinnung und Gesittung des Mannes und der in dem ihm zugeschriebenen Liede bezeigten Frömmigkeit ein unüberbrückbarer Abgrund zu klaffen scheint. Wir haben es hier mit der mittelalterlichen Sitte der Fürsten und Ritter zu thun, Sprüche als Devise anzunehmen. Das that man auch im 16. Jahrhundert, aber damals wählte man dazu geistliche Lieder als Bekenntnis für die evangelische Lehre. Solche Lieblingslieder der Fürsten wurden dann in den Gesangbüchern als ihre Lieder bezeichnet, ohne dafs die Zeitgenossen geglaubt hätten, man hätte die Verfasser vor sich.

Besonderes Interesse gewinnt die Frage betreffs der Abfassung von Jesus meine Zuversicht. Das 1653 zuerst gedruckte Lied galt bis 1770 als anonym. Rofsmann wies aus der nach heutiger Ausdrucksweise leicht mifszuverstehenden Vorrede des ersten Druckes die Kurfürstin als Verfasserin nach. Aber keiner der Zeitgenossen hat die Worte ‚ihre eigenen Lieder‘ so gedeutet. Haben schon v. Orlich und Preufs, der das sprachliche Moment geltend machte, dafs die Kurfürstin nur eine geringe Kenntnis der deutschen Sprache besafs, sich gegen sie als Verfasserin erklärt, so führt der Redende als besonders ausschlaggebend an, dafs in keinem der Gesangbücher, die sonst den Verfasser angeben, der Name der Kurfürstin genannt ist, und dafs in keiner der Leichenreden und der zahlreichen bei Gelegenheit ihres Todes entstandenen Reden und Gedichte der Abfassung gedacht wird.

Nachdem noch anderen fürstlichen Personen die ihnen zugeschriebenen Kirchenlieder abgesprochen waren, führt Herr Vatke als Kuriosum an, daſs der Vers „Stärk' uns mit deiner Gotteskraft zu üben gute Ritterschaft“ vom Groſsen Kurfürsten als anstöſsig verboten wurde, weil er darin eine Aufreizung der Ritterschaft sah.

Herr Löschhorn spricht über die unter dem Titel „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst“ gesammelten Arbeiten von Münch. Alle durchzieht ein Gedanke, man solle nicht über den unmittelbaren Aufgaben der Schule vergessen die höheren zu prüfen. Besonders viel liegt dem Verfasser daran, die Schule mit der Zeit in Zusammenhang zu bringen. Der Vortragende bespricht ausführlich den Aufsatz über die Muttersprache, in welchem die Abschaffung des Mittelhochdeutschen beklagt wird und andere Wege, den Schüler in den Geist der Sprache einzuführen, gesucht werden, und empfiehlt den Lehrern diese Aufsätze dringend.

Herr Bourgeois berichtet über die Jugendzeit Alfred de Vignys, aus der uns wenig bekannt ist. Der Vortragende konnte sich dabei auf Émile Deschamps stützen, der ihn vor langen Jahren persönlich von einem Besuche in der Familie de Vignys und dem Leben daselbst Mitteilungen gemacht hat.

Sitzung am 16. Oktober 1888.

Herr Vatke sprach über „die Kleiderpresse“. Die Kleiderpresse (prelum), welche bereits im kaiserlichen Rom bekannt war, hatte den Zweck, die scharfen Falten und glänzenden Farben zumal der weiblichen Kleider dauernd zu erhalten. Martial z. B. und später Ammianus Marcellinus sprechen über dieselbe. Im romanisch-germanischen Mittelalter finden wir ein demselben Zwecke entsprechendes Möbel, die „Truhe“, ital. cassone, franz. le bahut, engl. trunk oder auch press, So sind die Locken des Junkers gekräuselt „als ob sie in Presse gelegt gewesen wären“. Vgl. das mittelhochdeutsche „in die Falte legen“. Littré führt aus Ducange an: Presseur, XIV. s. den Arbeiter, der den Kleiderstoff in die Presse legt. Und auch Alwin Schultz, das Höfische Leben, streift unseren Gegenstand, wenn er die auffallende Vorliebe der Frauen in der Minnesängerzeit für möglichst bunte und grellfarbene Gewandung eingehend erörtert.

Im Anschluſs an einen im Mai d. J. gehaltenen Vortrag über Robert Burns machte Herr Hahn Mitteilung von einem Aufsatze Giuseppe Bianchis in der Nuova Antologia vom Jahre 1886, in welchem einige Burnssche Gedichte in möglichst getreuer Übersetzung abgedruckt sind. Soweit dem Vortragenden bekannt, ist dies der erste Versuch einer Wiedergabe Burnsscher Gedichte in italienischer Sprache. Das Gedicht „To Mary in Heaven“ gab dem Referenten Gelegenheit, eine treffliche Übersetzung anzuzeigen, welche Herr

Direktor Dr. Gustav Legerlotz in Salzwedel unter dem Titel „Robert Burns' Gedichte in Auswahl. Leipzig 1889“ den früheren Übertragungen (in dem Werke: „Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen. Salzwedel 1886“ und in Schulprogrammen 1882 und 1887) hinzugefügt hat. Eine Vergleichung mit anderen deutschen Übersetzungen des schottischen Dichters ergiebt, daſs die vorliegende von L. eine ganz besondere Beachtung verdient.

Herr Rödiger macht auf eine Reihe von Schulausgaben aufmerksam, die Chuquet von deutschen klassischen Werken veröffentlicht hat. Der als Kriegsschriftsteller bekannte Herausgeber hat dazu meist Werke gewählt, die mit seiner Wissenschaft mehr oder weniger in Zusammenhang stehen, so Goethes Campagne in Frankreich, Götz, aber auch Hermann und Dorothea; zuletzt ist Wallensteins Lager erschienen. Alle Ausgaben hat Ch. mit Einleitung und fortlaufendem Kommentar versehen, die beide vortrefflich sind. In letzterem werden viel Parallelen geboten und sprachliche Schwierigkeiten gut erklärt.

Herr Hahn berichtete über den dritten deutschen Neuphilologentag, welcher in den Tagen vom 29. September bis 1. Oktober d. J. seine Sitzungen in Dresden hielt. Er verlas eine von Herrn Dr. Mahrenholtz eingesandte Darstellung der dort gepflogenen Verhandlungen und sprach mit besonderer Anerkennung über die sehr interessante, aber wegen der Reichhaltigkeit des Programms des Neuphilologentages leider zu wenig gewürdigte Dante-Shakespeare-Burns-Molière-Ausstellung, durch deren Veranstaltung sich die Herren Professor Dr. Scheffler, Oberlehrer Sahr und Baron von Locella in Dresden ein groſses Verdienst erworben hatten. Ein Katalog dieser Ausstellung, welchen Referent vorlegte, gab Zeugnis von der unermüdlichen Thätigkeit der genannten Herren.

Im Anschluſs an diesen Bericht teilt Herr Tanger einen Artikel des Dresdener Anzeigers über Dörrs Vortrag mit und knüpft einige Bemerkungen daran, worin er besonders darauf hinweist, daſs der Vortrag wenig oder nichts Neues enthielt. Herr Hirsch bemerkt dazu, daſs Sallwürck die Hoffnungen, welche die Reformer auf ihn gesetzt hatten, nicht erfüllt habe, da er sich auſserordentlich vorsichtig und gemäſsigt ausdrücke.

Sitzung am 30. Oktober 1888.

Herr Arnheim bespricht einen Artikel aus der Zeitschrift für Volapük „Rund um die Welt“. Derselbe enthält einen im Auftrage der Philological Society in London gegebenen Bericht von Ellis, in welchem derselbe auf Veranlassung der Philological Society zu Philadelphia und im Gegensatze zu derselben erklärt, daſs bei Erwägung eines Weltsprachesystems das Volapük nicht ohne weiteres zu verwerfen sei. Nicht die wissenschaftliche Betrachtung von Ellis ist

wiedergegeben, sondern es werden nur die beiden auffälligen Gründe angeführt, daſs das Volapük eine erfundene Sprache sei und daſs es groſse Verbreitung besitze. Herr Zupitza, dem es ein Parteibericht zu sein scheint, findet, daſs Ellis' Sprache ironisch klingt.

Herr Zupitza teilt drei kleine Beiträge zur Volkskunde mit. 1) Den von F. Liebrecht in der Germania 33, 179 f. zusammengetragenen Seitenstücken zu Gretchens „Er liebt mich — Liebt mich nicht“ fügt der Vortragende ein englisches hinzu aus dem Roman „Kith and Kin“ von Miſs Jessie Fothergill (London, R. Bentley & Son, 1881, 3, 254 f.; Tauchnitz 2, 257). Eine Dame erzählt hier, wie ihr Oheim sie gern mit seinem Sohne Ralph verheiraten wollte. *"He threw us together; his favourite plan was to send us out for walks in the summer evenings. I remember it well — we used to go, one on one side of the lane, and the other on the other; he used to switch off the tops of the flowers and weeds with his cane, and I used to pout, and pluck the grasses and pull the seeds off, saying, 'This year, next year — sometime, never.' That was to see when I should be married — not to Ralph."* 2) In demselben Bande der Germania S. 245 führt Liebrecht nach Gubernatis als Mittel an, um zu erkennen, ob ein weibliches Wesen noch rein sei: *"Accipe fructum lactucæ et pone ante nares eius: si tunc est corrupta, statim mingit."* Zwei Mittel zu dem nämlichen Zweck bietet die im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts entstandene Hs. der Bodleiana in Oxford Rawlinson C 813, aus welcher der Vortragende schon vor einigen Jahren einige Lieder mitgeteilt und deren wesentlichen Inhalt er im Sommer 1887 abgeschrieben hat, um ihn zu veröffentlichen. Fol. 34r findet man: *"Medecina ad probandum, si puella sit virgo pura. Take fyn corrall* and *pun them as small yn a morter, as can be,* and *then put* þe *poudre yn hur drynke,* and, *yf she be not pure, she shall make watter. — Anoder medesyne for the same. Take the sedis of purslene* and, *when wemen sytt befor the fyre, cast a handfull of the sedis yn to the fyre,* and *then merke hur well,* and *ye shall perceyve a evydent* (Hs. *vydent* mit Rasur eines Buchstaben davor, *de* undeutlich) *token, yff she be nott pure, etc."* 3) Auf Fol. 35r derselben Hs. steht mit vielen Korrekturen derselben Hand ein kleines Stück volkstümlicher Synonymik. *"A harlatt, a hunter* and *a hore. A harlatt ys she,* þat *man kepes,* and, *yf an oder make labour, for petye hur kynd harte can nott say 'nay'. A huntere ys she, that ij or iij good felowes kepys,* and *yet she sechez moo for hur aduauntage. A hore ys she,* þat *medeles with whoo some euer cummys, soo* þat *she hath medeled with so many, that she knoweth nott the nombre of them."* Die vom Vortragenden eingesehenen Wörterbücher haben *hunter* in dieser Bedeutung nicht.

Zu Nr. 1 führt Herr Hirsch den Abzählreim *tinker, tailor, soldier, sailor* an, Herr Marelle: *il m'aime un peu, beaucoup, passionnément, pas du tout,* und Herr Wetzel, daſs man auch im Bran-

denburgischen bei solchen Abzählungen Gräsersamen anwende, während Herr Tanger angiebt, dafs auch die Zahl der Kompottfrüchte mit *this year, next year, now, or never* gezählt werde.

Zu Nr. 2 fügt Herr Arnheim hinzu, dafs sich in einem Drama von Middleton Ähnliches finde.

Herr Vatke sprach über das Buch des Belgiers Émile de Laveleye, De la propriété et de ses formes primitives, 1874, in der deutschen Ausgabe „Das Ureigentum" von Dr. K. Bücher, Leipzig 1879. Das Buch behandelt vornehmlich die Entwickelung des gemeinsamen Grundbesitzes der Dorfgemeinschaften bei den Kulturvölkern, die germanische Mark, die Allmenden der Schweiz und Südwestdeutschlands, die mittelalterliche Feldgemeinschaft in England (die commons) nach E. Nasse in Bonn: „folkland und bokland im England der normannischen Eroberung" wurden erörtert und gezeigt, wie in England, zumal seit dem 16. Jahrhundert — wie auch Thomas Morus in der Utopia v. 1516 — es beklagt, die Grofsgrundbesitzer den Kleinbesitz an sich rissen: die Krone war hiergegen machtlos, während die absoluten Könige Frankreichs von Heinrich III. es verstanden, den Bauernstand in seinem Besitze zu erhalten gegen die Bestrebungen der grands seigneurs: so ist Frankreich reich an den petits cultivateurs, während England im wesentlichen nur den Lord und seine Pächter kennt.

Herr Tobler spricht über das adjektivische Pronomen possessivum, dessen Vielseitigkeit der Beziehungen in den Grammatiken zu wenig beachtet wird. Wie man sagt mon ami, sagt man auch mon ennemi, aber nicht mehr leicht mon voleur, was im Altfrz. noch gewöhnlich ist. Der Redner macht besonders auf den Fall aufmerksam, wo aktivische und passivische Participien von Verben, die den Dativ bei sich haben, mit dem Possessivpronomen verbunden stehen, eine Ausdrucksweise, die im Altfrz. häufig zu finden ist, aber im Neufrz. nur noch ganz vereinzelt auftritt, altfrz. mes nuisants, mes appartenants, ma promesse = was mir versprochen worden ist, neufrz. nur noch mon dû.

Nach la personne du roi kann man wohl bilden ma personne, die Person, die ich bilde, die man in mir zu sehen hat, aber nach la coquine de Toinette nicht sa coquine, die Spitzbübin, die sie ist. Ein Unterschied ist zu machen zwischen cela sent son vieillard, das riecht nach dem Greise, von dem es ausgeht, und dem Lafontaineschen un renard sentant son renard de loin, nach dem Fuchse, der er war. Im ersteren Falle ist das son auf cela zu beziehen, im zweiten auf renard. Vielleicht ist die eine der beiden Beziehungsweisen auf die andere ausgedehnt worden.

Herr Vatke führt dazu das Goethesche „meine Günstigen", Herr Völkerling „vos pesants d'or" an, während Herr Wätzoldt angiebt, dafs bei Hans Sachs „mein Dieb" scherzhaft gebraucht wird.

Zum Schlufs verliest Herr Burtin einen Artikel der Petite France über den style décadant.

Sitzung am 13. November 1888.

Nach Verlesung des Protokolls führt Herr Arnheim zu seinem letzten Vortrage noch an, dafs nach Büchmann, über den Berliner Adrefskalender, ein Berliner Professor Burja im Anfange dieses Jahrhunderts eine allgemeine Sprache erfunden habe. Herr Michaelis fügt hinzu, dafs derartige Bestrebungen bereits vor mehreren Jahrhunderten aufgetaucht sind.

Herr Rossi verliest zwei bei Gelegenheit des Besuchs Kaiser Wilhelms II. in Rom von ihm verfafste italienische Gedichte.

Il 9. Marzo 1888.*

Grande è condur un popolo guerriero
Alla vittoria: grande guadagnare
Un' imperial corona; — ma più grande
Al popolo accordar pace sicura,
Pace lunga e benefica; acquistare
Di fedeltà e d'amor una corona
Colla stima e il rispetto dell' intero
Mondo . . . .

Ode.

Te, Guglielmo, che già la gloriosa
Spada cingi degli avi immortali,
Con amore saluta festosa
Roma, madre di tre civiltà.
Questa terra per storiche gesta
Grande e sacra, al tuo arrivo, di fiori
Ti cosparge, in segnale di festa,
Ed eccheggia pei colli un Urrà

Roma libera, unita, maggiore
Delle cento sorelle risorte,
Col saluto che parte dal cuore
Sia conforto al recente tuo duol.
Ti conforti di Roma la gioia,
Rispecchiata nel riso soave
Di Colei, che di Casa Savoia
È virtude che splende qual sol.

Ti conforti l'accento leale
Del tuo amico e alleato, d' Umberto,
Che sull' orme del padre immortale
Del suo popolo veglia al destin.
Su Te pure, o Guglielmo, la stella
Dell' avita grandezza risplende.
Sei l'auspicio di gloria novella
Al cui raggio è serbato il tuo crin.

Su, risuonin per l'aer gli squilli
D'ambo gl'inni d'Italia e Germania,
Si dispieghin congiunti i vessilli,
Ma per simbol di pace e d'amor.
L'amistade sia patto verace,
Non offesa alle genti vicine,
Non ragione ad accender la face
Di discordie spargenti squallor.

O Guglielmo, il tuo avvento cancelli
Dei nemici d'Italia la speme,
Il diritto di Roma suggelli,
Riconsacri la nostra unità.
Salve, salve, Guglielmo! — il tuo regno
Sia clemente, felice, glorioso,
In lui goda il tuo popolo degno
Lunga pace ed ognor libertà.

---

*) Versi di G. E. Rossi per la morte dell' imperatore Guglielmo I.

Herr Zupitza spricht „Über die Quelle des 39. Stückes in den *Islendzk Æventýri* ed. Gering". Diese fromme Erzählung veranschaulicht Gottes Barmherzigkeit an dem Schicksal einer Frau, welche die schlimmsten Sünden (Blutschande, dreifachen Kindermord, Elternmord) begangen hat und, obwohl sie von ihnen nicht förmlich losgesprochen wird, doch, weil sie dieselben bereut, in den Himmel eingeht. Der Herausgeber hat II 395 nur auf eine in vielen Einzelheiten abweichende Darstellung in der *Scala cœli* aufmerksam gemacht. Es ist ihm entgangen, dafs auch eine Handschrift der englischen Bearbeitung der *Gesta Romanorum* (ed. Herrtage S. 390) dieselbe Geschichte enthält, und dafs Madden (s. Herrtage S. 504) sie auch in einer lateinischen Handschrift der *Gesta* Harl. 406, in welcher, wie in der *Scala cœli,* Jacobus de Vitriaco als Quelle genannt wird, und aufserdem in Herolts Promptuarium nachgewiesen hat, der sich auf Petrus de Amore beruft. In besonders nahem Zusammenhange steht aber die isländische Erzählung (= I) mit einem mittelenglischen Gedichte (= E), das zuerst Hartshorne in seinen *Ancient Metrical Tales* (1829) 151 ff. und neuerdings Horstmann in den Altenglischen Legenden (Neue Folge, 1881) S. 334 ff. und im Archiv 79, 421 ff. veröffentlicht hat. Drei Handschriften von E sind bisher bekannt, eine Cambridger (= C) und zwei Oxforder, nämlich eine Ashmole-Hs. (= A), welcher mehr als das erste Drittel fehlt, und eine Rawlinson-Hs. (= R). Der Gang der Erzählung ist in beiden Darstellungen durchaus der gleiche, und selbst in kleinen Nebendingen findet gewöhnlich Übereinstimmung statt, wobei bald die eine, bald die andere der englischen Handschriften I genauer entspricht. In E fängt die eigentliche Erzählung mit V. 7 C, 19 R an: *Ther was a man of mycull mayne In* þo *bisshoperiche of Wyan (In* þe *byshoprich of Gyan A man* þer *was of mych mayn* R), *Riche (And rich* R) *of londe and ledis (lede* R). *Hė hade a wyfe gentill (A wyfe he had gent* R) *and fre, The best (fayrest* R) *woman,* þ*at myȝt be, And fulle of almysdedis (-dede* R). *A douȝtur they had betwen hem twoo (hem betwene* R), *The fayrest,* þ*at myȝt on erth goo* (þe *fayrest woman,* þ*at myth bene* R) *Made of flesshe and blode.* Damit vergleiche man den Anfang von I: *svá byrjar* þ*etta æventýr, at út í Franz í einu biskupdæmi, er Apgeian* (so die Hs.; *Avenio* Gering) *kallaz, bjó einn mikill madr. hann var ríkr madr bædi í landi ok lausum eyri. eina konu átti hann góda* (vgl. C) *ok fulla af miskunnsemi.* þ*au áttu eina dóttur* þ*á hina vænstu, er verda mátti sköput af holldi ok blǿdi.* Da die Mutter das unnatürliche Verhältnis entdeckt, ruft sie nach R 73 ff. (C 55 ff. zeigt eine Lücke): *'Allas', she sayd* 'þ*at ȝe weryn born! Lyue and soule ȝe han forlorn Day withouten ende. Ȝe ben itauth to* þ*e fend of hell: With ȝou will I no lenger dwell; Fro ȝou will I now wend.'* In I sagt die Mutter 14 ff.: *'Auvi, at vit vórum fædd eda getin!* þ*viat nú veit ek, at* þ*it erut fordjörfut utan enda ok bundin*

með fjándanum í helvíti. því vil ek ekki lengr með ykkr vera ok ganga minn veg í brott í stað.' Das Begräbnis der Mutter wird C 73 ff., R 91 ff. so erzählt: *When þat synfull dede was done (And whan þis dede was idone* R), *They (Sche* R) *toke þe body vp (swyth* R) *sone And leyde hit in a cheste And beryd þe cors (it* R) *wiþ boþe her* (*þorow her boþers* R) *rede, As she sodenly hade be ded (As she had ibe fayr dede* R), *þat no man odur (it* R) *wiste (newyst* R). Die entsprechende Stelle lautet in I 23 ff.: *sem þat var gjört, tóku þau* (vgl. C) *hennar líkam ok lögðu í kistu ok jörðuðu hana eptir sínum vilja, sem hon hefði fögrum* (vgl. R) *dauða dáit, svá at eingi vissi annat* (vgl. C). Alles geht in die Kirche aufser dem sündenbeladenen Weibe C 181 ff., R 193 ff.: *But (All bot* A) *þat* (*þis* R) *synfull* (fehlt A) *woman (w. alone* A) *With (And* AR) *hir felows euerychon Lafte stille (Beleft* R, *Duellyd* A) *in þat strete (at þer in* AR). *Sory was she (Wo was þem* AR) *þat ilke day, Þat (There come* AR) *noman (no men* R), *with hir* (*þem* AR) *wold (to* AR) *play: Siluer (No s.* A, *Ne no s.* R) *my3t she non (they my3ht* A, *myght þei* R) *gete (wynne* AR: die nächste Strophe fehlt ganz in R). *Tille hur felowes she seide (Sche seyd to hyre feleys anon* A): *'To þe church go we, I rede (I rede, þat we to þe chyrche gon* A), *As swythe as we may (And haste vs in þe wey* A). *Þer may we (we schall* A) *sum 3ong man fynde, Þat is both curtesse (god* A) *and hynde (kynd* A), *Þat will with vs (And with vs will* A) *play.'* In I heifst es 74 ff.: ... *nema sú syndafulla* (vgl. CR) *kona ok* (vgl. AR) *hennar fèlagskapr: þær vóru kyrrar* (vgl. C) *at sínu heimili* (vgl. AR). *þat var þeirra* (vgl. AR) *sorg mest hvern dag, at eigi kómu* (vgl. AR) *svá margir menn með þær* (vgl. AR) *at syngaz, sem þær villdu, ok þær mætti sem mest silfr vinna. ok, sem þær sitja svá í sitt herbergi, talar hon svá til þeirra: 'vèr skulum ganga til kirkju, þvíat þar munu vèr fá nógra fèlaga, er með oss vilja leika, ok afla svá penninga.'* Da die Sünderin ihre Sünden bekannt hat und den Bischof um Lossprechung bittet, C 253 ff., R 235 ff. *Þe bisshop seyd anon ry3t (anon hyr tylle* R): *'Abide, woman, in þat ti3t (Woman, abyde a lytell wyght* A, *Woman, a lytyll whyle be stylle* R), *Tille my sermonde be done.' She swonyd and fel down there (Sche was so full of sorow and care* AR): *So ful she was of sorow and care (She fell adoune [in swownyng* R] *before þem [hym* R] *there* AR): *To berst hir hert began (Hyre hert braste in [a* R] *two* AR). I erzählt 105 ff.: *biskup svarar: 'bíð* (vgl. AC) *litla stund, til þers at úti er sermoninn.' eptir þat fell hon í úvit* (vgl. CR) *at öllum á sjándum svá full af sorg ok sút* (vgl. die Stellung in C), *at hennar hjarta brast í sundr* (vgl. AR). Der Anfang der letzten Strophe in C (R hat nichts Entsprechendes) lautet: *Gode (Crysten* A) *men, I warne alle* (*3ou all* A), *Þat 3e (non of 3ou* A) *in no* (fehlt A) *wanhope falle, 3if (They* A) *3e haue don gret* (*3e be in* A) *synne.* Damit vgl. man in I 121 f.: *ek vara yðr ok alla kristna* (vgl. A) *menn, at þèr fallit eigi í örvilnan, þótt*

(vgl. A) *þér hafit stórt* (vgl. C) *af brotit.* Wie an den hervorgehobenen Stellen, so stehen sich auch sonst die beiden Fassungen ganz nahe. Die zunächst sich aufdrängende Frage, ob beide etwa nur aus derselben Quelle geflossen seien, ist wohl zu verneinen. In diesem Falle würde E wohl nicht so genau zu I stimmen, da der Dichter des Reimes wegen sich gewiſs sehr häufig von seiner Quelle frei machen muſste. Vielmehr ist wohl E als die Quelle von I anzusehen. An sich hat eine solche Annahme um so weniger etwas Bedenkliches, als sechs andere Erzählungen der Handschrift, die I bietet, aus dem mittelenglischem Gedicht *Handlyng Synne* stammen (Gering II 95). Die Richtigkeit der ausgesprochenen Ansicht scheint vor allem durch den Umstand erwiesen zu werden, daſs öfter formelhafte Ausdrücke des englischen Gedichtes, die schwerlich aus der Quelle desselben entlehnt sind, ihre genaue Entsprechung in I haben. Vgl. C 15. R 27 *Made of flesshe and blode* = I 5 *sköput af holldi ok blódi;* C 81. R 99 *Be day and eke be nyȝt* = I 26 f. *bædi dag ok nótt;* C 84. R 102 *Thorow* þe (fehlt R) *grace of god almyȝt* = I 26 f. *eptir guds forsjá ok fyrirskipan;* C 105. R 123 *Wher* (Þer R) *god was whik and dede* = I 41 *sem gud var kvikr ok daudr;* C 113. R 131 *She bad hym sytte and (She bade hur fadur* C) *make hym glade* = I 44 *bad hann sitja ok gjöra sik gladan;* C 222 (die Strophe fehlt in R) *Bothe lowde and stille (hyȝe* A) = I 90 *bædi hátt ok lágt;* C 231 (AR haben nichts Entsprechendes) *They durst no longur abide* = I 98 *þordu eigi lengr at bída.* Sodann erklärt aber auch jene Annahme ein paar nebensächliche Abweichungen in den beiden Darstellungen. Wenn es R 76 heiſst: *Ȝe ben itauth to þe fend of helle,* in I 15 f. aber *þit erut . . . bundin med fjándanum í helvíti,* so scheint der Isländer die R's *itauth* entsprechende Form, die *iteit* lauten konnte, als *iteid* (= ne. *tied)* genommen zu haben. Dem Ausdruck *þat ilke day* C 184. R 196 steht in I 76 gegenüber *hvern dag:* der Übersetzer wird *þat* in seiner Vorlage nicht gehabt oder übersehen haben. Ferner C 223 ff. R 212 ff. wird erzählt *Thorow þe grace of god almyȝt A worde in to hir body (herte* A, *gan* R) *liȝt,* Þ*at þo bisshop speke* (*þer spake* R). In I aber lesen wir 90 ff. *med almáttigs guds miskunn fló ein ör í hennar hjarta* (vgl. A), *þar sem biskup taladi.* Der Isländer scheint *worde* = *ord* „Spitze" (vgl. zu Guy 7927) genommen und dafür dann *ör* „Pfeil" gesetzt zu haben. Endlich ist noch C 169 f. R 175 f. zu erwähnen. Die beiden Verse werden wohl ursprünglich etwa gelautet haben *All þe women, þat wold be folys, Ȝerne þei come to hyr scolys.* C hat *wyckud men* st. *þe women, were* st. *wold be* und *fals* st. *folys.* In R fehlt *be,* und es steht *folies* für *folys.* In der zweiten Zeile hat nur R *Ȝorne,* A *Fast,* C gar kein Adverbium; endlich steht in A *vnto* st. *to.* I 68 ff. heiſst es *margar ungar vóru svá heimskar, at þær villdu gjarna til hennar skóla ganga.* Natürlich kann die Stelle auch dem Isländer entstellt vorgelegen haben: jedenfalls

aber ist in E *folys* = *meretrices* gemeint, während es der Übersetzer im ursprünglichen Sinne verstanden hat.

Herr Wätzoldt giebt im Anschlusse an Villattes Parisismen Beiträge zum Argot von Paris. Der Redner bespricht zuerst solche Wörter, deren Argotbedeutungen bei Villatte fehlen. Er geht dann auf die Bedeutungslehre ein und zeigt, wie die Metapher bei der Prägung der Wörter des Argot eine grofse Rolle spielt. Schliefslich weist er auf eine Reihe von Fällen hin, in denen sich Berolinismen und Parisismen auffällig begegnen, ohne dafs an Entlehnung von einer oder der anderen Seite zu denken sei. Im Anschlufs daran verliest er einen im Pariser Argot verfafsten Brief eines Pariser Korrespondenten an Villatte.

Die Vorstandswahl ergiebt die Wiederwahl des bisherigen Vorstandes.

Sitzung am 27. November 1888.

Der Vorsitzende widmet dem verewigten Professor Dr. Delius, welcher der Gesellschaft seit ihrer Gründung angehörte, Worte der Anerkennung. Die anwesenden Mitglieder erheben sich zu Ehren des Verstorbenen von den Sitzen.

Herr Bouvier giebt im Anschlusse an den neulichen Vortrag des Herrn Tobler weitere Beispiele für den Gebrauch des Pronomen possessivum im Französischen, durch welche dessen Auffassung bestätigt wird. Herr Tobler bedauert nur, dafs der Redner auf das Beispiel un renard sentant son renard d'une lieue nicht genauer eingegangen sei, da dasselbe doch von den anderen wesentlich verschieden zu sein scheine. Von Herrn Zupitza ist derselbe darauf aufmerksam gemacht worden, dafs in den nordischen Sprachen derselbe Gebrauch herrsche, wie er ihn neulich aus dem Portugiesischen angeführt hat.

Herr Pariselle spricht über Giosuè Carducci. Der 1836 geborene Dichter, jetzt Professor in Bologna, ist zugleich Gelehrter, der besonders dem Griechischen, Lateinischen und Italienischen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Darauf beruhen auch seine Bestrebungen, die klassischen Metra wieder zu beleben. Von Anfang an stellte er sich den Romantikern gegenüber, die deshalb seinen Erstlingsgedichten eine feindselige Aufnahme bereiteten. Seine antikatholische, demokratische, realistische, aber nicht für das Häfsliche eingenommene Gesinnung haben ihn zum Lieblingsdichter des jungen Italiens gemacht.

Herr Lamprecht teilte Erfahrungen aus dem französischen Unterricht des Gymnasiums mit, einige auf alle Klassen bezüglich, z. B. über Abschriften von Klassen- und häuslichen Arbeiten, das Auswendiglernen derselben, über die Hinzufügung des Artikels bei Substantiven, der Femininform bei Adjektiven zweier Endungen in

Grammatik, Wörterbuch und Präparationsheft, andere einzelne Klassen betreffend. Zu dieser gehören die Aussprache des Nasalvokals è, das Abschreiben der zu lernenden Vokabeln, die den Berliner Schülern eigentümlichen Fehler der Aussprache (Quinta); für die besten Paradigmen erklärt der Vortragende aimer, punir, défendre, apercevoir, in dieser Reihenfolge, und belegt seine Ansicht mit Gründen; er bespricht den Wert der Formen-Extemporalien, verwirft die Klassen- und häuslichen Arbeiten, welche die Schüler untereinander verbessern, er will die Lektüre kleiner zusammenhängender Stücke nach einem oder anderthalb Jahren beginnen und daneben die Simplicia der für die Lektüre der gewöhnlich gelesenen Schriftsteller notwendigen unregelmäſsigen Verben lernen lassen (Quarta). Dies Lesebuch kann neben der bisweilen ermüdenden Lektüre von Michaud, Prem. crois., oder Voltaire, Charles XII gelegentlich zur Aushilfe benutzt werden (Tertia). Als Lektüre werden, ungefähr übereinstimmend mit Ulbrich, empfohlen für Untersekunda: Souvestre, Au coin du feu, Un philosophe sous les toits, Erckmann-Chatrian, Histoire d'un conscrit, Thiers, Expédition d'Égypte, ferner Chateaubriand, Itinéraire, und Barantes, Hist. de Jeanne d'Arc, verworfen: Verne, Le tour du monde; für Obersekunda: Sandeau, Mme de la Seiglière, Ségur, Hist. de Napoléon (aber nur mit Benutzung von Thiers, Chambray, Bogdanowitsch), allenfalls Montesquieu, Considérations; für Unterprima: Mol. BG oder FS, Lanfrey, Hist. de Napoléon 1806/7 und Voltaire, Siècle de Louis XIV, für Oberprima: Mol. Tart. und vielleicht Mis., daneben Guizot, Histoire de la civilisation en Europa, zu dessen Lektüre dem Lehrer jedoch umfassende geschichtliche Kenntnisse zu Gebote stehen müssen. Von Obersekunda, oder schon von Untersekunda an können zur Abwechselung oder zur Ausfüllung Gedichte von Lafontaine, Béranger und Victor Hugo gelesen werden. Die Grammatik muſs die Hauptregeln der Syntax zur Einübung, daneben andere zur Verweisung enthalten; jene müssen von Untertertia bis Untersekunda einschlieſslich gelernt und eingeübt werden; in Obersekunda werden sie kapitelweise wiederholt; in Unterprima werden aus ihnen die Paragraphen zur Wiederholung aufgegeben, auf deren Anwendung es in der folgenden Klassenarbeit ankommt; in Oberprima wird ohne Vorbereitung geschrieben. — Herr Lamprecht besprach ferner die Art der Anfertigung und der Beurteilung der Probearbeit, die schriftlichen Arbeiten in Prima, die verschiedenen Meinungen über das Ziel des französischen Unterrichts, und bedauerte den groſsen Unterschied der Stundenzahl von Quarta nach Tertia und die Kürze der mündlichen Abiturientenprüfung im Französischen.

Herr Wetzel bemerkt, daſs der Ausdruck offenes e ihm wesentlich dazu beizutragen scheine, die fortdauernd zu beklagenden Verwechselungen von é und è bei den Schülern herbeizuführen. Herr

Wätzold empfiehlt zur Lektüre Guizot, Récits historiques. Herr Herrig betont, daſs die Hauptsache die Lehrer seien, welche die Sprache beherrschen müssen.

Derselbe macht darauf aufmerksam, daſs der Verein deutscher Lehrer in London nach seinem letzten Berichte ein Seminar eröffnet habe, in dem Gelegenheit geboten werde, Englisch gründlich zu betreiben. Von der Existenz des Seminars für das Englische an der Berliner Universität scheint nach Herrn Zupitzas Mitteilung der Verfasser eines in dem Berichte enthaltenen Briefes nichts zu wissen.

Sitzung am 11. Dezember 1888.

Zu Ehren des verstorbenen Mitgliedes der Gesellschaft Herrn Bourgeois erheben sich der Aufforderung des stellvertretenden Vorsitzenden gemäſs die Anwesenden von den Plätzen.

Herr Zupitza macht einige kleine Mitteilungen. 1) In der Handschrift Rawlinson C 22 der Bodleiana bilden nach dem Katalog Nr. 11 *Sententiæ variæ ex ss. patribus decerptæ, explanationes quædam mysticæ et alia eiusdem generis* von einer Hand aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Auf S. 298 stehen hier zwischen Stellen aus Augustinus vier englische Verse:

Eueriche freman hach to ben hende
for to be Large of, þat him crist sende:
þan it es al ydon, that cume to þe nende,
na haues naman of þis werld bod gnedeliche his Lenge.

Das *w* ist durch *double u,* nicht durch *wên* gegeben. Der Dialekt scheint westmittelländisch. — 2) Am Schlusse der Handschrift Harl. 3724 des British Museum stehen zwei Verse von einer Hand des 14. Jahrhunderts, die schon in den *Reliquiæ antiquæ* I 57 gedruckt sind, aber mit Fehlern, die den zweiten Vers sinnlos machen. Sie lauten in der Handschrift:

Silly sicht i seich vnsembly forte se,
A fwil, ar hit was fetherid, fundind forte fle.

In den *Reliquiæ* steht *As wil as* statt *A fwil ar* und *fetherto* statt *fetherid.* — 3) a. Von Fol. 31r der Handschrift Rawlinson C 86 der Bodleiana hat Furnivall im *Babees Book* S. 332 einige gnomische Verse veröffentlicht. Von diesen sind die beiden letzten zu schreiben:

Si vis delere tua crimina, dic "miserere":
Per "miserere mei" frangitur ira dei.

Bei Furnivall steht auſser *dolere,* wie die Handschrift statt *delere* hat, noch *vieȝ* statt *vis* und *Permiserere.* b. Einen weiteren Spruch hat die Handschrift, die dem Ende des 15. Jahrhunderts angehört, auf Fol. 59r:

Who so in welth takyth none hede,
Shal fynde defaute in tyme of nede.

c. Ebenda steht der folgende Versuch, englisch-lateinische Hexameter zu machen:

Syng I wold, but, alas, discedant prospera, grata.
*Inglond sum tyme was regnor*um *gemma parata,*
*Of manhode the floure vbi quondam fuerunt hom*i*nes:*
But now is gone þat *owre; tradunt*ur *talia somnis.*

Die Hs. hat Haken, die wohl bedeutungslos sind, am *g* in *Syng* und am *d* in *wold* und *Inglond.* Vor *gemma* in V. 2 ist ein angefangenes *p* (der Schreiber wollte gleich *parata* schreiben) getilgt. In V. 1 möchte man *discedunt* vermuten. Am Schlufs des dritten Verses ist wohl *fuerunt* mit Verschleifung und *hom'nes* (oder *omnes?)* zu lesen. Zu beachten ist, dafs Reim sowohl in der Cäsur, als auch im Versschlufs stattfindet. Noch kunstvoller sind die englisch-lateinischen Hexameter in den *Reliquiæ antiquæ* II 283 f., da hier immer je vier Verse durch gleichen Cäsur- und Endreim gebunden sind (vgl. auch I 90. 91). d. Ferner steht auf Fol. 142 r:

Dum viuis et *bene stas et sursum cornua gestas.*
Non age res mestas: breuis est humana potestas.
*Vir, videas, que tu iubeas, d*u*m magn*u*s haberis.*
Et caveas, ne forte ruas, cum stare puteris.

Der erste Vers würde durch Weglassung des ersten *et* korrekt werden. e. Endlich bietet dieselbe Handschrift Fol. 173 v die folgende Bauernregel für den 25. Januar:

Clara dies Pauli bona tempora denotat anni.
Si nix vel pluvia, desingnat tempora cara.
Si fiunt venti, desingnant prelia genti.
*Si fiunt nebule, pereunt animalia queq*ue.

Fast wörtlich stimmt hierzu eine von Halliwell in den *Reliquiæ antiquæ* I 93 mitgeteilte Fassung, während eine weitere ebenda II 10 von Th. Wright abgedruckte im Wortlaut bedeutender abweicht. — 4) In die Handschrift Rawlinson C 22 S. 358 hat eine Hand des 14. Jahrhunderts geschrieben:

*Omnib*us *est notum,* quod *multum diligo potum*:
Qui bona vina bibit, paradiso *fort*ius *ibit.*

Gewifs eine eigentümliche *causa bibendi!* — 5) Die Handschrift der Bodleiana Ashmole 61, die dem Ende des 15. oder vielleicht gar erst dem Anfang des 16. Jahrhunderts angehört, enthält auf Fol. 23 v die folgenden vier Verse:

Tres infelices in *mundo dicim*us *esse:*
*Infelix, qui pauca sapit spernitq*ue *doceri;*
*Infelix, qui multa sapit spernitq*ue *docere;*
Infelix, qui sancta *doc*et, *si viuat iniq*ue.

Herr Rödiger besprach die neuen Lehren von der germanischen Wortbetonung, wie sie Sievers, Paul und Kock im 4., 5., 6. und 14. Bande der Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur vorgetragen haben. Er erkannte an, daſs die Versbetonung nicht unbedingt der prosaischen gleich gesetzt werden darf und daſs man allerdings aus dem Schwund oder der Verkürzung eines Vokals auf geringe oder mangelnde Betonung desselben schlieſsen darf. Aber die Ergebnisse, welche Sievers' Betrachtung der Mittelvokale in dreisilbigen Wörtern mit Länge in der ersten Silbe liefert, sind doch zu wenig einheitlich, als daſs dadurch Lachmanns Regel gestürzt werden könnte, wenn man nur in Betracht zieht, daſs in zusammengesetzten Wörtern andere Betonungsverhältnisse walten als in einfachen und daſs gewisse schwere Ableitungs- und Flexionssilben den Nebenton an sich reiſsen. Noch weniger läſst sich die Umkehrung von Lachmanns Regeln für die Betonung zweisilbiger Wörter rechtfertigen. Die bekannten auf der zweiten Silbe betonten Pronominalformen des Ahd. und Altn. ro aus ero einerseits, sowie andererseits die je nach der Quantität der Wurzel verschiedene Behandlung auslautender i und u in zweisilbigeu Wörtern reichen dazu nicht hin. Jedenfalls ist Kock im Recht, wenn er die von Sievers angenommenen wunderlichen Abweichungen und Verschiebungen der Wortbetonung zwischen und in den verschiedenen germanischen Sprachen verwirft. Die Prosabetonung läſst sich immer noch am besten aus den Versen erkennen und wenigstens für das Westgermanische im wesentlichen feststellen, wobei sich Lachmanns Regeln im ganzen bestätigen.

Herr Löschhorn bespricht eine von Karl Bleibtreu herausgegebene Broschüre: Zur Jahrhundertfeier der groſsen Revolution. Dieselbe behandelt zuerst die Leiter der Revolution, dann die Revolutionskriege. Das mit Phrasen und blendenden Antithesen gespickte Heftchen verherrlicht Robespierre. Zum Schlusse wird eine Übersicht über die Mittel der Revolutionäre gegeben, die der Verfasser rechtfertigt und als human hinstellt.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Friedrich Müller, Grundriſs der Sprachwissenschaft, IV. Band, I. Abteilung: Nachtrag zum Grundriſs aus den Jahren 1877 bis 1887. Wien 1888. VIII u. 240 S.

Die in Aussicht gestellten Nachträge und Anhänge zu Fr. Müllers schönem groſsem Werke „Grundriſs der Sprachwissenschaft“, drei Bände in acht Teilen, Wien 1876—1887, beginnt der Riesenfleiſs des Verfassers schon jetzt (Anfang November 1887) herauszugeben; nämlich eine Sammlung des in den letzten zehn Jahren zugewachsenen sprachwissenschaftlichen Materials bringt er im vorliegenden Bande und hofft und gedenkt er nach Ablauf der folgenden zehn Jahre dasselbe wiederzuthun. Eine reizende Aussicht, müssen wir sagen und dem Verfasser von Herzen weitere Gesundheit (er leidet an den Augen) und Kraft dazu wünschen. Freunde an den verschiedensten Enden der Erde haben das Werk durch Heranschaffung des Stoffes gefördert. S. 1—18 zu Band I: Die Sprache der Kham-Buschmänner im Norden der Kap-Kolonien, mit elf Sprachproben in Prosa. S. 19—54 zu Bd. I: Die Sprache von Nengone (Maré) — wichtig für die Frage nach der Entstehung des melanesischen Volkes —, die Sprache der Bewohner der Nikobaren — ohne Spur eines Zusammenhanges mit den Papua- oder australischen Sprachen, noch weniger mit den melanesischen Sprachen — mit Sprachprobe; die Sprache der Bewohner der Andamanen, südlicher Dialekt. Eigentümlich durch eine starke, ähnlich nirgends zu findende Entwickelung der Possessiva; es giebt auſser den allgemeinen auch wieder solche, die bei Nennung von Teilen des menschlichen Körpers (zerfallen in sieben Klassen), und solche, die bei Nennung von Verwandtschaftsausdrücken (zerfallen in acht Klassen) gebraucht werden. Mit einigen Sprachproben. S. 54—74 zu Band I: Die Sprache der Schilluk ist nach ihren Fürwörtern und Zahlwörtern als verwandt mit dem Dinka und dem Bari anzunehmen. Die Sprache der Serēr ist eine der höchstentwickelten Afrikas, deren Glanzpunkt ähnlich wie im Türkischen das so sehr formenreiche Verbum ist: feχ lieben, feχ-adar wenig lieben, feχ-er nicht lieben, feχ-el geliebt werden, feχ-and nicht geliebt werden, feχ-feχ innig lieben, feχ-nor veranlassen zu lieben. Zu Bd. I, S. 75—81: die Nupe-Sprache. Ihre hier stehende Beleuchtung ergiebt folgende Einteilung der Niger-Sprachen: I Ibo, II Yoruba, Odschi, Ewe, Nupe, Akra, III Efik: I ist von II entfernter als III von II. Zu Band I, S. 82—103: Zu den Mande-Sprachen Vei, Mandingo, Susu, Bam-

bara kommt hier noch das Mende. Etwas mit denselben verwandt ist auch noch das Serechule, etwa ein selbständiger Zweig dieses Sprachstammes. Basa, Grebo Kru lehnen sich in den Lauten an Ewe, Akra, Odschi, Yoruba; im Bau stehen sie tiefer. Mit einer Probe des Grebo, Übersetzung von Genesis 1. S. 104—122, zu Band I: die Bagrimma-Sprache ist nach Pronomen, Verbum und Zahlwort dem Bongo sehr verwandt. Die Muzuk-Sprache ist in Lauten und Bau sehr reich, hat sogar grammatisches Geschlecht der Substantiva und Adjektiva: „eine überraschende Thatsache in einer Negersprache im Centrum Afrikas". Einige Sätze als Probe. S. 123—228, zu Band II: Zahlenausdrücke mehrerer australischer Dialekte. Zur Sprache der Tschuktschen, mit Berücksichtigung von O. Nordquist. Die Sprache der Ainu besser beleuchtet nach der Grammatik von John Batchelor, nebst Proben. Eine Eigenheit der Innuit-Sprache. Der Objektskasus oder Accusativ hat kein besonderes Zeichen, aber (ähnlich wie in den uralischen Sprachen, z. B. im Magyarischen) es wird auf den Besitzer durch ein Suffix hingewiesen. Dieses kann ata, auch blofs a lauten; ersteres pflegt im Satze zuerst, letzteres danach zu stehen, ersteres beim Subjekt (agens), letzteres beim Objekt (patiens) sich einzustellen. Der Apalatšische oder Maskoki-Sprachstamm wird bekannter, da Gatschet „A migration legend of the Creek-Indians", Philadelphia 1884, die Sprachen der Krik und Hitschiti näher beleuchtet hat. Die Taensa-Sprache, etwas unsicher durch J. Parisot überliefert, wird etwas betrachtet. Die Sprache der Timukua im mittleren und nördlichen Florida; Fr. Pareja, Arte de la lengua Timuquana, 1881 in Madrid entdeckt, Paris 1886 erschienen. Nachträge und Berichtigungen zur Sprache der Koloschen. Die Sprache der Tšapaneken wird anschaulich gemacht; sie hat nur wenig Spuren des polysynthetischen Baues der nordamerikanischen Sprachen. Gar nicht hat diesen die Sprache der Kögguba in der Sierra Nevada de Santa Marta in der Provinz Magdalena der Republik Columbia (Raf. Celedon Gramatica Par. 1886), ist dem Guamaka und dem Bintukua und samt diesen wohl dem Tšibtša verwandt. Die Sprache der Botocuden (Būrū, Engerekmung) hat wohl keine verwandte in der Neuen Welt, gehört zu den isolierenden Sprachen, mit einigen Ansätzen zur Agglutination; das Verbum hat keine Zeitbestimmung, die Zukunft wird nötigenfalls durch den Beisatz „morgen" angedeutet. Die Redeteile wenig geschieden: kuēm = sterben, Tod, toter. Die Sprache der Colorados (so genannt, weil sie ihre weifsgelbe Haut am ganzen Körper ziegelrot färben, wohnen in Ecuador) ist formlos und arm, hat für Gott nur das spanische dios. Die Sprache der Feuerländer (Jagan) ist prä- und suffigierend, aber weder polysynthetisch noch inkorporierend. Nachträge zu den Sprachen der Mon oder Peguaner und der Kambodjaner: gehören zu den monosyllabischen Ostasiens. Beide Völker haben eine alte Kultur, welche zugleich mit dem Buddhismus aus Indien kam, daher sie viele indische, mehrsilbige Lehnwörter haben. Die Schrift ist die indische, aber die Aussprache weicht von der Schreibung sehr ab. S. 230 bis 233, zu Band III: die Sprache der Kubätschi, hängt innig mit der Hürkasprache zusammen. Die Kubätschi, d. i. tatarisch Waffenschmied, nennen sich selbst Augwugan; ihre Nachbaren nennen sie Arbukan, Arbikan, Urgbugan und mit dem Spitznamen Freng. Eine alte Sage nämlich nennt sie von einem Fürsten aus Rūm geholte Waffenschmiede, welche die Stadt Kubätschi erbauten. Den Islam scheinen sie erst im 14. Jahrhundert angenommen zu haben. Der Verfasser vermutet, da die Armenier mit Aγwanq Albanier bezeichnen, was mit Augwugan stimmt, dafs sie solche ursprünglich waren, und dafs also wohl auch diese rätselhaften alten Albanier mit dem heutigen Hürkan-Stamme in Daghestan zusammenhängen. Die Sprache zeigt übrigens mit dem Albanischen keine rechte Berührung (ich bemerke nur atta, Vater), wie auch vom Verfasser nicht

hierauf hingedeutet wird, und sie müſste auch (wie der Verf. bemerkt) erst noch besser bekannt werden.

Den Schluſs des Bandes bilden kleinere Nachträge und Verbesserungen, welche auch manchen willkommenen Nachweis enthalten.

Friedenau. H. Buchholtz.

Die Formalitäten des Ritterschlags in der altfranzösischen Epik. Inaugural-Dissertation von Karl Treis. Berlin, 1887.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die mannigfachen Bedingungen und Förmlichkeiten, die bei dem Übertritte des Knappen oder sonstiger Kandidaten in die haute ordre de chevalerie ein mittelalterliches Ceremoniell sämtlichen Beteiligten auferlegte, zur Darstellung zu bringen, und es darf nicht unausgesprochen bleiben, daſs Treis, überall da, wo er sich nicht auf seine zahlreichen Quellen berufen konnte, von glücklicher Einbildungskraft getragen, sämtliche in Betracht kommenden Züge zu einem im allgemeinen wohlgelungenen Kulturbilde zu fügen verstanden hat. Die Beobachtung der allein zulässigen Methode der Ausbeutung einer möglichst groſsen Anzahl einschlägiger Quellenschriften hat den Verfasser zu sicheren Schlüssen über die von ihm behandelten, in sich vielfach gegliederten Fragen nach dem Stand und Alter des Kandidaten, nach Stand und Geschlecht des Weihenden, nach der Anzahl der gleichzeitig zum Ritterschlag zugelassenen Kandidaten, nach den Veranlassungen zur Erteilung des Ritterschlags, nach Ort und Zeit der Ceremonie, nach den Ceremonien vor und nach dem Ritterschlage, nach Kleidung und Rüstung des Kandidaten, nach dem Ritterschlage an sich und den daran geknüpften Ermahnungen, nach den Festlichkeiten, die sich an den Ritterschlag nachträglich schlieſsen, geführt, und manche in früheren Erörterungen des Gegenstandes (vgl. etwa Vaublanc, La France aux temps des croisades, t. II [1844] S. 210 ff., wo auch weiteres Material angegeben ist) vorgetragene und bisher für zutreffend gehaltene Anschauung kann durch die reich begründete Beweisführung in vorliegender Studie als beseitigt betrachtet werden. Die drei Tabellen S. 115—117 zeigen mit dankenswerter Übersichtlichkeit, wie sehr die einzelnen Denkmäler in ihren Angaben über das Alter und die Anzahl der Kandidaten, sowie über die Reihenfolge der Wappnung auseinandergehen. Nur an wenigen Stellen habe ich Mängel vorgefunden oder haben sich mir Bedenken gegen das von Treis Vorgetragene aufgedrängt. Das Interesse für die Arbeit veranlaſst mich trotzdem zu ausgedehnterer Besprechung. Unter den Bemerkungen über den Stand des Kandidaten, die sich bei Treis S. 7—9 auf die Kluft beziehen, durch die der Ritterstand von dem Bürger und dem Bauer sich geschieden wähnt und die durch Innehaltung äuſserer Förmlichkeiten noch erweitert wurde, hätte auch eine Andeutung über die veränderte Form der Anrede, die man dem neugeschaffenen Ritter gegenüber anwandte, Platz finden können. Nach Stengel wird Durmart „bis zu seiner Erhebung in den Ritterstand“ von seinem Vater mit *tu* angeredet v. 452, 845, ebenso Guivres von Geogenant v. 6243. Vgl. Durmart S. 550. Das gleiche Verfahren aus mittelhochdeutschen Schriftwerken weist nach Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit Bd. II, S. 11. Die Exklusivität der ritterlichen Gesellschaft trat an hohen Festtagen besonders grell hervor. Man vermiſst bei Alwin Schultz Bd. II, S. 308 ff. einen Hinweis auf die Thatsache, daſs bei solchen Gelegenheiten keinem Niedriggeborenen vergönnt war, dem vornehmen Kreise zu nahen. Dann war es Brauch *(costume)*, daſs selbst der Dienst bei Tische von Fürsten oder den Kavalieren des Hofes oder, wie Meraugis S. 54—55 aus-

drücklich bezeugt wird, von den edelsten *damoiseles* oder deu *damoisels de grant renon* versehen wurde. Vgl. auch Berte v. 281. Bei dem Hochzeitsfeste des Ritters mit den zwei Schwertern und der Königin von *Caradigan ... ot bien .XIII. miles mengans, Ne n'auoit en toute maison Nule gent se cheualier non* Chev. II Esp. 12292—94. *Et seruirent li cheualier ... Onques n'iot fil de uilain, Ne de tout cele semaigne N'i entrait il fil de uilaigne* Florimont, Ms. 15101, fol. 84 a. *Sel ior furent li cheualier A* (= *et*) *maseor et penetier; De char et de uin et de pain Seruirent sens fil de uilain; Car se uilains i fust ueus, Le ior fut mors et comfondus*, ib. fol. 54 c.

Da, wo von dem Alter des Kandidaten, oder auch da, wo von den Veranlassungen zur Erteilung des Ritterschlages die Rede ist, war Gelegenheit, hervorzuheben, dafs der Jüngling zuweilen, mit oder ohne Hinweis auf seine nunmehr genugsam gestählte Kraft oder sein gereiftes Alter, den Wunsch nach der Ritterweihe zu erkennen giebt. Der junge Alexander wendet sich mit folgender Bitte an seinen Vater: *Saus siés, sire reis; Asex soi forz e soi jovnes e freis, Volet que sie chivalers o borgeis? Adobet mei a guise de Greceis, Vostra reaume vol metra a defeis; Si vos nel faites, tornera a sordeis.* Ms. Arsenal v. 168 ff. Ms. Venise v. 161 ff. Höchst eigentümlich ist das Verhalten Florimonts, der zunächst seinem Erzieher Floquart seinen Wunsch mitteilt; es heifst Ms. fr. 15101, B. N. fol. 25 b-c: *Un ior mist* (d. i. Florimont) *Floquart a raison; A lui sen vet en sa mason. „Maistres, fet il, fors et legiers Sui, bien puis estre chevaliers.“ Floquars respont: „di le por moi; Se tu le wels, et ie l'otroi. Et wels le[s] tu per main et main?“ „Oïl uoir, ainx hui que demain.“* Nachdem er von Floquart durch treffliche Lehren auf den zu unternehmenden Schritt vorbereitet ist und sonstige Anordnungen zur Abreise zum *roi d'Esclabonie*, zu dem er sich auf seines Erziehers Anraten *„por chevelerie“* begeben soll, getroffen sind, nimmt er vorerst von der Mutter und der Geliebten Abschied, um erst im letzten Augenblick vor seinen nichts ahnenden Vater mit folgenden kurzen, unumwundenen Worten hinzutreten: *„Sire, ie sui a vos venus, Assex sui grans, fors et crëus, Si vodroie ore estre adobex.“ Li dus respont: „Jel wel assex.“* ib. fol. 26 d. Ein ähnliches Pochen wie auf etwa vorhandene berechtigte Ansprüche, die Beförderung zum Ritter von dem eigenen Wunsche des Knappen abhängig sein zu lassen, klingt wieder in den Worten, mit denen der junge Lyonel sich an Lancelot wendet: ... *quant il furent venu* (nach *Camahalot), la voille devant si vient Lyoniaus à Lancelot et li requiert qu'il die au roi que il lo face chevalier; „car bien est, fait il, des ores mais tans et raisons que ge soie chevaliers, et bien lo requiert mes aages. Et sachiex que ge n'eusse pas si longuement estex escuiers, se ne fust por vostre amor, car onques n'oi si grant talant de nule chose comme ge ai eu de recevoir la haute hordre de chevalerie.“* Jonckbloet, Roman van Lancelot, Tweede Deel S. LXIV. Der Erfolg ist denn auch der erwünschte. In welchem Umfange nun ein den eben angeführten Stellen, die ja zum Teil dem Verfasser nicht bekannt sein konnten, entsprechendes Verfahren in den von ihm benutzten Quellen zum Ausdruck kommt, vermag ich nicht zu entscheiden; doch bemerkt man in dem von Treis in ausgiebiger Weise benutzten Roman de Joufrois ein den von uns citierten Stellen analoges Verhalten des Helden: *Un jorn vint son pere proier Par grant amor dire et requerre Que l'envoiast en Engleterre Au roi Henri, que l'adobast, Et que tant del suen li donast, Dont il pöist a grant honor Estre a la cort son seignor.* v. 104—110. Vergl. übrigens auch Cliges S. 4 ff.

Der S. 20 geäufserten Ansicht, dafs bei der so sehr an hohe und kräftige Gestalten gewöhnten Gesellschaft eine kleine schwächliche Person stets auf Hohn und Spott gefafst sein mufste, wird man nur mit Vorbehalt zustimmen können. Die Frage steht zwar nur in losem Zusammenhange mit dem Thema, doch da dieselbe vom Verfasser nun einmal berührt

wurde und ihr eine kulturhistorische Bedeutung nicht abgesprochen werden darf, so mögen hier einige von mir bei meiner Lektüre gesammelte darauf bezügliche Notizen Platz finden. Der von Treis angeführten Stelle, Elie 1193, werden sich gewifs andere anreihen lassen, in denen eine ähnliche, bis zur Grausamkeit gesteigerte Verachtung gegen Individuen kleiner Körpergestalt sich zu erkennen giebt. Wie indessen auf dem Gebiete wissenschaftlichen Erkennens durch den Mund und die Feder vorgeschrittener Geister schon früh ein schroffer, an den Forschungsgeist der Neuzeit erinnernder Gegensatz gegen den flachen Subjektivismus der Zeit sich Beachtung zu verschaffen sucht und die abenteuerlichen Vorstellungen und Fiktionen einer von Aberglauben erfüllten und geängstigten, unwissenden Menge als mit dem gesunden Menschenverstande unvereinbar hingestellt werden, so bemerkt man auch in einzelnen ethisch-socialen Fragen schon frühzeitig ein Abgehen von den starren Grundsätzen feudaler Exklusivität, sowie das Bedürfnis, für die Wertschätzung des einzelnen einen anderen Mafsstab als den durch hohe Geburt, Reichtum oder Anmut und Stattlichkeit der äufseren Erscheinung gebotenen geltend zu machen. Das Mittelalter schliefst von dem äufseren Menschen auf seine geistige Beschaffenheit, ein Standpunkt, wie er nicht treffender betont werden konnte als durch einen dem König Alphons von Neapel (wahrscheinlich Alphons I. = Alphons V. von Aragonien) zugeschriebenen Ausspruch; derselbe soll nämlich gesagt haben *que la beauté estoit une vraye signifiance de bonnes et douces mœurs, ainsi comme est la belle fleur d'un bon et beau fruit.* Brantôme, Vies des Dames Galantes ed. Paris 1886 (E. Dentu), S. 22, dem wir diese Stelle entnehmen, befindet sich mit solcher Sittenlehre, trotz des ungewöhnlich stark hinkenden Vergleiches, in voller Übereinstimmung. Der Ausdruck der Forderung, mehr auf das Herz als auf das Äufsere zu sehen, wie sie z. B. in der Zurechtweisung, die Renoart au tinel dem ihn wegen seiner ärmlichen Kleidung verspottenden Heiden Haucebier erteilt, gestellt wird: *Paien, dist il, por quoi me ramposnez? A vos qu'en tient, se ai dras despennez? Li cuers n'est mie dedenz les dras remez, Ains est el cors assis et reposez. Tiez est riche homs qui chiet en pouretez, Et tiez est riche et a avoir assez, Qui est couars et recreanz clamez. Se je sui poure, Diex me dorra plenté* (Bat. d. Alesch. 6382—89) steht nicht vereinzelt da. *Dehes ait bealtes sens procce* sagt der entrüstete Jozefens zu seinem entarteten Sohne. Durmart v. 458. Charakteristisch für die Verachtung einer auf blofsen Schein gegründeten Gröfse ist auch der von Heineschem Geiste durchwehte Ausspruch des Nigellus Wireker, Mönches in Canterbury (um 1200), in seinem Brunellus, sive Speculum stultorum v. 57—58: *Regna licet teneat sceptrumque leonis asellus, Juraque det populis, semper asellus erit;* vgl. bei Polycr. Leyser, Hist. poet. et poem. med. ævi, Halle 1721, S. 756. Man wird nun — um auf unsere specielle Frage zu kommen — ohne weiteres zugeben, dafs eine harmonische Vereinigung körperlicher und geistiger Vorzüge den Wert ihres Trägers in aller Augen beträchtlich erhöhen mufs, und nur in diesem Sinne kann man dem Verfasser eines an den durch Schönheit ausgezeichneten Henricus Winton. Episcopus gerichteten Gedichtes beistimmen, wenn er sagt: *Namque in regali mens regia corpore regnat, Magnanimumque decent fortia membra uirum.* Hagen, Carmina med. ævi S. 190, 10—11.

Dieser ihrem erhabenen Vorbilde *sana mens in corpore sano* gewifs nicht ebenbürtigen Maxime ist schon frühzeitig mehrfach widersprochen worden. Wenn Alfred de Musset, Namouna str. 10, von seinem Hassan sagt: *Bien qu'il ne s'élevât qu'à quelques pieds de terre, Hassan était peut-être un homme à caractère ... Sa petite médaille annonçait un bon coin ...*, so könnte diese Charakteristik, abgesehen von der Form, ebensowohl einem Schriftwerke des Mittelalters angehören. Die Gesinnung, die in der fast sprichwörtlich klingenden Jean Bodels Jeu de St. Nicolas ent-

nommenen Stelle: *On a veu souvent grant cuer en cors petit* zum Ausdruck kommt, hat schon einige noch ältere Dichter bei der Personalbeschreibung ihrer Helden beseelt. So heifst es in dem von Michelant publizierten Alexanderliede: *Li princes* (Dinas) *fu mult fiers, de petite personne.* S. 229, 1. Die Thatkraft des Pipin, dessen unbedeutende Erscheinung zunächst gewifs geeignet sein mochte, den Spott seiner Zeitgenossen herauszufordern (vgl. A. Streckfufs' Dichtung Pipin der Kleine), errang sich schliefslich doch die verdiente Anerkennung bei den letzteren sowie bei den späteren Dichtern. Bezeichnend dafür ist eine Stelle aus Adenés Berte aus grans pies: *L'autres* (d. i. der andere Sohn des Charles Martel) *ot non Pepins, par Dieu le fill Marie, Cinc pies ot et demi de long, plus n'en ot mie; Mais plus hardie chose ne fu onques choisie.* v. 43—45. Die Erinnerung an die Worte Jung Rolands: „ein kleiner Mann, ein grofses Pferd", die Ludwig Uhland in seinem auf freier Erfindung beruhenden Gedichte „Roland Schildträger" dem heldenmütigen Knaben als Erwiderung auf die Spottrede des Riesen in den Mund legt und die als ein schöner Beleg für des Dichters „innige Vertrautheit mit mittelalterlicher Empfindungs- und Ausdrucksweise" (vgl. A. Tobler, Herrigs Arch. Bd. LXXIX, S. 91) gelten können, wird wachgerufen, wenn man im R. de Florimont einen der Begleiter des Fürsten Rysus folgendermafsen charakterisiert findet: *Li onzimes fut Leodis; Se fut uns chevaliers petis, Mai el mont millor nen auoit, Quant a cheual armex estoit.* Ms. fr. B. N. 15101, fol. 42a. — Aber auch aus der praktischen Geschichtschreibung jener Tage läfst sich erweisen, dafs man die Verdienste auch eines kleinen Mannes wohl zu würdigen wufste. Bei der Belagerung des *castrum Algazer* in Portugal (im Jahre 1217) that sich durch persönliche Tapferkeit ein Mann hervor, von dem es heifst: *At Martinus, commendator Palmele, parvus quidem corpore, sed non impar leoni cordis ferocitate, vexillum dextra vibrans ruiture gentis medium prorupit in agmen.* Gesta Crucigerorum Rhenanorum in den Publications de la Société de l'Orient latin, sér. hist. t. II (1879), S. 32. Hierher gehört denn auch das von Treis selber S. 20 mitgeteilte Beispiel aus der Chanson d'Antioche I, S. 263. An hierher zu rechnenden sprichwörtlichen Wendungen fallen mir augenblicklich bei: *Mainte fois petite coignie Abat de langue grant charrie.* Florim. Ms. 15101, fol. 31 a. *Tex a grant cors et grosce pansce Quiest poc doutex de sa lance.* ib. fol. 39 a. *On a sovent grant aise en petite maison; De petite fontaine tot son saol boit on* in der Genesis des Herman de Valenciennes bei Reiffenberg, Phil. Mousk. t. II, S. CCXCIII. *Une petite pluere grant vent souvent apaise* G. Muis. t. II, S. 74. *Petit asne porte souvent grant fais;* Montaiglon und Rothschild, Recueil de Poés. Franc. ... t. XI, S. 104. — Unsere Frage hat aber auch eine ästhetische Seite, und es gehört in diesen Zusammenhang, zu erörtern, welcherlei Anforderungen die mittelalterlichen Dichter an das Körpermafs der von ihnen gepriesenen Helden stellten, um ihrem eigenen Geschmacke und dem ihres Publikums gerecht zu werden. So häufig nun Personalbeschreibungen in den Epen sind und so wenig die Dichter bei der Ausstattung ihrer Helden mit allerhand *biautés* kargen, so finden sich doch Angaben über die Körpergröfse verhältnismäfsig nur selten. Wo sie aber diesen Punkt berühren, wird, soviel ich sehe, stets der etwaigen Annahme, dafs die Helden sich durch eine besonders grofse Körpergestalt ausgezeichnet hätten, durch Angaben anderer Art vorgebeugt, — sie unterscheiden sich von den übrigen Sterblichen nur durch gröfsere Anmut und Schönheit des Gesichtes, sowie durch bedeutendere Körperkraft und Gewandtheit bei idealer Vollendung der Formen. Mafslosigkeit in den Körperverhältnissen wird besonders an sarazenischen Kämpfern getadelt (vgl. die Schilderungen des Corsolt in Cor. Looys 498 ff.; des Haucebier in Bat. d'Alesch. 366 ff.; die des Baudus ib. 6946 ff. u. s. w.), während es bei christlichen Rittern für

schön gehalten wurde, wenn das Maſs ihres Leibes sich in der Mitte zwischen groſs und klein bewegte. Wenn Gottfried von Straſsburg von seinem Tristan sagt, daſs *sîn lîp ze guoter maze lanc* war, so trifft er in dieser Äuſserung seines Geschmackes ohne Zweifel mit Adenés überein, welcher die über den auch sonst mit allen Vorzügen eines christlichen Helden ausgeschmückten Sarazenenkönig Karahues staunenden Franzosen ausrufen läſst: *Vez ci ... chevalier avenant, De bonne taille, trop petit ne trop grant.* Enf. Og. 2106—7. Auch von Florimont wird gerühmt: *Ne fut trop grans ne trop petis* a. a. O. fol. 40c, und in ähnlicher Weise wird zu deuten sein, was in der Ms. fr. B. N. 789 erhaltenen Version der Alexandersage von dem berühmten Macedonierkönige gesagt wird: *Il ne fu mie grans, mais de bele estachon,* Ms. fr. B. N. 789 v. 227 (P. Meyer, Alex. le Grand t. I, S. 124). Das Gleiche ergiebt sich aus folgender Stelle: *Ele amena II chevaliers; Chascuns sembloit hardis et fiers; Li I ert trop lons et trop grans, Mais li altres ert bienseans.* Durmart 3995—98. Wenn es von Aimeri de Noirbone heiſst: *Grant fu* ... H. Arch. Bd. 56, S. 26, und dem Aubri dasselbe Prädikat beigelegt wird (bei J. Bekker, Fierabras S. 174), so liegt darin kein Widerspruch zu unseren Ausführungen.

Als wie bedeutsam für die ganze Zukunft des Kandidaten sowohl die Zeit der Weihe (Treis S. 46) sowie die Persönlichkeit des Weihenden betrachtet wird, dafür folgendes schöne Beispiel. Lyonel ist auf Lancelots Empfehlung von König Artus zum Ritter geschlagen worden, *et il en a si grant joie que greignor ne porroit avoir et dit que or n'a-il nule paor que il proxdom ne soit qant il a si haut jor iert chevaliers et de la main à celui dont tuit li prodome ont chevalerie receue.* Jonckbloet, Roman van Lancelot, Tweede deel, S. LXIV.

Gelegentlich der Wappnung des Kandidaten bemerkt Treis S. 77—78, daſs hinsichtlich der Anlegung des oder der Sporen durch den Weihenden ein fester Gebrauch nicht zu konstatieren ist. Wenn wir nun in dem soeben genannten Roman van Lancelot S. LXV lesen: die Kandidaten *s'armerent si com a cel tans lo faisoient. Et lor chauça li rois lo destre esperon si com il estoit costume,* so zeigt der Ausdruck *si com a cel tans lo faisoient* sowie das Präteritum *estoit,* daſs der Erzähler von einem für seine Zeit nicht mehr geltenden Brauche spricht, und aus dieser Wahrnehmung ergiebt sich vielleicht die Handhabe für die richtige Beurteilung jener Inkongruenzen — sie scheinen eben auf dem veränderten Gebrauche verschiedener Zeitepochen zu beruhen. — Der weitere Zusammenhang, dem die soeben angeführte Stelle angehört, ist übrigens noch nach anderer Richtung hin von Interesse. Es ist darin die Rede von der zeitlichen Reihenfolge, in der dem Kandidaten die einzelnen Stücke der Rüstung angelegt werden und zwar im Verhältnis zur Messe und zu dem Ritterschlage an sich: *Et au matin* (nach der Nachtwache im Münster) *l'anmenèrent à son ostel, sel firent dormir jusqu'à la grant messe, et lors lo menèrent au mostier avoc lo roi. ... ... Mais ançois qu'il antrassent el mostier, furent aportees les armes a tox cels qui chevalier devoient estre; et s'armèrent si com a cel tans lo faisoient. Et lor chauça li rois lo destre esperon, si com il estoit costume; mais les espees ne lor ceint pas devant qu'il revenissent del mostier. Quant il orent les colees receues, si alèrent oïr messe, et tuit armé, car issi lo devoient faire. Et si tost com la messe fu dite, si lor ceint li rois les espees. ...* Die Wappnung — abgesehen von dem Schwerte — sowie der Ritterschlag an sich fällt also hier vor den Besuch der Messe, und erst nach derselben erhält der junge Ritter das Schwert. Die Ausdrücklichkeit, mit der der Erzähler den in dieser Weise sich abspielenden Verlauf der Förmlichkeiten betont, weist darauf hin, daſs derselbe sich in bewuſstem Gegensatze zu einem anders gearteten Programm befand. Wahrscheinlich aber handelt es sich bei diesen Abweichungen von der durch Treis dargestellten Ordnung wieder nur um

zeitliche oder vielleicht auch örtliche Verschiedenheiten. Dafs solche letzterer Art bestanden, zeigt Alwin Schultz, Höf. Leb. (1879) Bd. I, S. 142 ff. — Übrigens legt sich der junge Alexander die Sporen eigenhändig an: *Quant Alix. fu del tot adobez, Les esperons a en ses pez fermez; Li reis sis peres les li aveit donez; De fin or furent a esmal niellez*, Ms. de l'Arsenal v. 393—396, P. Meyer, Alex. le Grand (1886) I, S. 42, während das Schwert ihm von seinem Vater Felis umgegürtet wird, vgl. ib. 357; bei der Anlegung der übrigen Stücke der Rüstung erhellt die Selbstthätigkeit Alexanders aus dem v. 364—392, Ms. de Venise 355—382 Gesagten nicht mit aller Deutlichkeit. Bemerkenswert ist auch, dafs sich Philipp und Olympias in die Ausstattung ihres Sohnes teilen. Nach dem Vorschlage des Königs: *De vos, reïne, vengent li vestiment, De mei vendrunt li autra garniment* v. 196—197 (Ms. de Venise v. 190—191) giebt die Königin folgende Kleidungsstücke her: die *chamise* v. 264, Ms. Ven. 249, den *bliaut* v. 274, Ms. Ven. 259, den *pelliçon hermine* v. 283, Ms. Ven. 267, den *mantel martrin* v. 291, Ms. Ven. 277, den *baldrei* v. 300, Ms. Ven. 287, während der Vater die Teile der Rüstung beschafft, die, ebenso wie die Kleidungsstücke, sämtlich ihre Geschichte haben und dadurch doppelt wertvoll sind. Zu den von Olympias gelieferten *vestiments* gehört also auch der *baldrei*, und mit gleichzeitigem Hinweis auf diese Thatsache möchte ich bezweifeln, dafs die von Treis S. 69 aus Durmart (1286 ff.) angeführte Stelle bei ihm in dem richtigen Zusammenhange steht. Unter *cainture* kann daselbst nicht der zum Festhalten des *bliaut* verwendete Gurt gemeint sein — es kann hier nur das Wehrgehänge bedeuten, denn Durmart ist im Augenblicke der Anlegung dieser *cainture* bereits mit sämtlichen Stücken der Rüstung bekleidet, so dafs auf ihn die von Treis S. 85 citierten Zeilen aus Chev. II Esp. 1594 Anwendung finden. Zu der hier geforderten Auffassung mahnt auch die hohe Bedeutung, die die Königin der Verleihung dieses Stückes beimifst, wenn sie sagt: *Bealz filz ... je vos proi, Cest joel portes de par moi, Et si soies mes chevaliers* v. 1289—91. Wenn nun vollends in dem zehnsilbigen Alexander die kirchlichen Ceremonien gänzlich in Wegfall kommen, so folgt der Verfasser damit einer bewufsten Absicht: er kennt die religiösen Verhältnisse des griechischen Altertums zu gut, um sich nicht des Mifsgriffes, den die Einmischung so evident christlicher Elemente in antike Stoffe bedeutet hätte, bewufst zu sein. Dabei klingt allerdings die an Philipp gerichtete Forderung Alexanders: *Adobet mei à guise de Greceis*, Ms. Ars. v. 171 (*adobez moi a guise de greçeis*, Ms. Ven. 164) gerade in Alexanders Munde seltsam genug, beweist aber die Absichtlichkeit in den vom Schema abweichenden Schilderungen unseres Dichters.

Potsdam. Alfred Risop.

Die Parias unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken von Dr. Franz Söhns, ord. Lehrer am Realprogymnasium zu Gandersheim. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1888. 1260 S. 8. 2 Mk.

Unter den Parias versteht der Verf. diejenigen Volksausdrücke, die meist nicht in die Schriftsprache gedrungen sind, aber doch selbst von Gebildeten in der Umgangssprache nicht verschmäht werden. Der Sammlung und Untersuchung hielt sie der Verf. nicht für unwert, weil sie zum Teil eine sehr anziehende Gestalt haben, zum grofsen Teile ausgeprägte Züge uralter Vergangenheit an sich tragen. Die Vermutung des Verfassers, dafs die Form, in der er uns diese Sammlung bietet, auf Widerstand stofsen möchte, möchten wir für unbegründet halten, er hat

die Wörter und Redensarten nämlich nicht in der alphabetischen Folge eines gelehrten Wörterbuches zusammengestellt, sondern in der Umgebung, in der sie uns im Leben entgegentreten, also in zahlreicher Gesellschaft, die ebenso wie jene gemustert sein will. Es ist also eine bunte Menge von Scenen aus dem häuslichen, aus dem Volksleben, die an unserem Auge vorüberziehen; diese volkstümliche Form, diese Frische erregt gerade unser Interesse; wie ein Kulturbild mutet uns das Ganze an. Und doch würde man sich sehr irren, wenn man meinen wollte, man habe die Arbeit eines Dilettanten vor sich. Überall erkennt man aufser dem Sammlerfleifse des Verfassers gründliche germanistische Studien, nicht blofs in den Mundarten unserer Sprache, sondern auch in der Entwickelung und in der gesamten Litteratur derselben. Die volkstümlichen Gesellen haben gröfstenteils ihre Heimat in Nord- und Mitteldeutschland, die süddeutschen Volksausdrücke hat der Verfasser, weil sie ihm aus dem Leben selbst nicht bekannt waren, übergangen; von dorther liefse sich also das Buch bedeutend erweitern. Aber auch Norddeutschland ist weit ausgedehnt, der Bewohner dieses und jenes Striches kann auch noch aus seiner Heimat Zusätze machen, wie er andererseits vieles hier findet, was bei ihm daheim nicht gebräuchlich, was ihm unbekannt ist. So zieht nun ein wunderlicher Ausdruck nach dem anderen an uns vorüber, der in der vornehmen Sprache verpönt ist, den wir aber doch kennen und uns erklären müssen, wenn wir nicht inmitten unseres Volkes mit seinen Gefühlen und Gedanken unbekannt, also ihm selbst fremd bleiben wollen.

In eine Berlinische Gerichtsscene führt uns der erste nun schon weit verbreitete Ausdruck Fatzke, der aus Hans Sachs seine Erklärung findet, und nun folgt eine lange Reihe ähnlicher Volksausdrücke, wie futsch, Gämelhans, Dunzel, Dämel, flämischer Kerl u. s. w., es sind ihrer mehrere Hundert, und wie würde man irren, wenn man diese Gebilde für Schöpfungen einer unberechtigten Laune hielte, sie leiten ihren Ursprung aus grauer Vorzeit her. Man mufs dem Verfasser für seine reiche Gabe dankbar sein und mufs wünschen, dafs ihm nicht blofs aus Süddeutschland für die zweite Auflage manche Beiträge zufliefsen mögen. „Du kleine Murke!“ ist in Sachsen ein Kosewort, „du kleiner Lork, du kleine Kröte“ anderswo, und wieder anderswo „du lütke Blage“, wie denn der Westfale hören kann: „du lütke Aas, du lütke Aasbalg, du lütke Schindluder, Satan“ und ähnliche Kraftausdrücke. „Blage“ ist ein Lieblingsausdruck für kleine Kinder, ebenso Panze, eigentlich ein kleines Kind, dem der Bauch noch hängt, wie denn Panzer seine Quelle hat in dem lat. pantex, nach Bücheler im Rhein. Mus. 1882, 518. „Lütke Lüe“ sind dem Niedersachsen allerdings kleine Leute, aber „Lütens, Sing. Lüt“ sind Mädchen. Die „Faxen“ werden auf facetiæ zurückgeführt, nach dem W. B. III, 1385 ist es = Haar, vgl. floccus, θρίξ. Von dem „quatsch“ ist in Westfalen auch üblich der Quaselpeter und das Zeitwort quaddern, und neben dem verwalken, Schläge austeilen, durchwalken. Das „schier“ scheint der Verfasser auf den Aussterbeetat zu setzen geneigt zu sein; so weit sind wir in Westfalen noch lange nicht, „schier Fleisch“ ist allgemein üblich (übrigens sagen wir nicht „eitel Brot“, sondern „ihle“) für das reine Fleisch ohne Sehnen und ohne viel Fett, der gleichmäfsig bedeckte Himmel ist „Heben (Hemel) schier“. „All“ = schon ist nicht blofs preufsisch und anhaltinisch; aus der Volksmundart ist es in Westfalen auch in die hochdeutsche Rede überall eingedrungen, der Gebrauch des Wortes „schon“ zeugt „all“ von einer tüchtigen Schulbildung. Die ganze Bagage kann mir „gestohlen“ werden ist in Westfalen üblicher als „gewogen bleiben“. Mach dich nicht „mausig“ erläutert der Verfasser nach der Verstimmung des Vogels beim Mausern; eine andere Erklärung ist „der die Mause überstanden hat, zum Angriff bereit, keck, oder wer mit Federn sich brüstet“. Das Verbum „trecken“ wird sich allerdings

auch bei dem Hochdeutsch redenden Niedersachsen bald verlieren, aber nicht das Subst. Treckschüte, und auch nicht bald das Subst. „Trecke“ d. i. Schieblade, „in der obersten Trecke der Kommode liegen deine Strümpfe“ hört man auch in den gebildeten Familien Westfalens. Hübsch ist die Erklärung des hahnebüchenen Kerls, davon kommt auch wohl der Familienname Hanebom. Die alte „Kracke“, gewöhnlich auf das ital. caracca zurückgeführt, wird vom Verfasser vom niederdeutschen kracken (krachen) abgeleitet; liefse sich nicht an „krank“ denken? Wer denkt bei den Meetings der Zeitungen an das ahd. muotan, begegnen, wie der Westfale sagt: he quam mi to möte? Wie „niederträchtig“ statt leutselig, freundlich, gebraucht nicht blofs der Süddeutsche, auch der Norddeutsche „gemein“; „dat is en ganz gemenen Minsken“ ist ein grofses Lob. „Wippen“ (wupptig, Wippchen) kommt auch in Zusammensetzungen vor: Wippstert ist die Bachstelze nach ihrer schnellen zierlichen Bewegung, und danach tadelnd ein wie ein Tanzmeister schwänzelnder Mensch, ironisch auch übertragen auf die mit stark beweglicher Turnüre ausgepolsterte Frau. Der Ausdruck „Kieweken“ für Ferkel, den Schambach in seinem Wörterbuche aufführt, beschränkt sich nicht, wie man vermuten könnte, auf die Göttinger Mundart, in Westfalen ist er nicht mehr überall üblich, aber z. B. im Bielefelder Kreise in der Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf. Ebenso beschränkt sich der Ausdruck „seinen Trödel mit jemandem haben“ nicht auf die Magdeburger Gegend, er wird wohl überall in Niederdeutschland verbreitet sein. Bei der von dem Tümpen (Zipfel) kommenden sprichwörtlichen Redensart gedenkt der Verfasser auch der viertimpigen Mütze Bräsigs; dazu mögen auch die Timpenstuten, berühmte Lemgoer Semmel, erwähnt werden. Bei der Besprechung der Klassen der Landleute erläutert der Verfasser bei dem Namen Meier sehr hübsch die Ausdrücke „einen abmeiern, meiern“, sowie die Bezeichnung Bihaspel für ein uneheliches Kind, eigentlich nebenbei gehaspelt; ebenso drastisch ist der im Ravensbergischen vorkommende Name Överspinsel d. i. über (nebenbei) gesponnen, auf den landesüblichen Nahrungszweig hindeutend. „Tresem“ heifst im Braunschweigischen (nach S. 39, doch in der Stadt wenigstens niemals) der Verkaufstisch (trésor), in Westfalen allgemein „Tresen“. „Schlapps“ heifst der schlaff herumbummelnde Mensch überall in Norddeutschland, aber auch Schlappsack. „Schauer“, meint der Verfasser, in der Bedeutung „Obdach gewährender Ort“ sei nur noch dem Bayern bekannt; indes ebenso dem Westfalen, der auch das Verbum „unterschauern“ hat, sich an einen solchen Ort begeben. Aber was machen wir mit dem „Schurlemurle“ der Bayern d. i. Mischung von Wein und Wasser, wofür der Hesse sagt „Schollemolle“? das ist doch verschieden von dem Kuddelmuddel des Hamburgers. Statt Schrank sagt der Norddeutsche nicht Schop, sondern gebraucht das ahd. Schap. In Flitzbogen ist das Wort Flitze der Pfeil; zu Lessings Zeit war das Wort nicht mehr allgemein üblich (s. Lessings Wörterb. zu Logau). Schliefslich noch eine geschichtliche Bemerkung: Nicht König Heinrich I. warf den Ungarn einen fetten Hund vor, sondern als sie die Daleminzier zur Hilfe aufforderten, brachten diese ihnen dies Gastgeschenk.

Goethes Egmont. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium, von L. Zürn, Professor am Gymnasium in Rastatt. Paderborn und Münster, F. Schöningh, 1887. 1,20 Mk.

Eine ausführliche, zusammenhängende Darstellung der Geschichte des Abfalls der Niederlande vorauszuschicken hat der Herausgeber mit Recht unterlassen; wo der Dichter neu geschaffen hat, ist kurz hier und da an-

gegeben. Mit Rücksicht auf die Schule ist von einer gleichmäſsig eingehenden Erläuterung aller Scenen abgesehen, mit Rücksicht auf den Privatgebrauch vielfach einzelne Erläuterungen über die Bedürfnisse der Schule ausgedehnt. Mit der zu berücksichtigenden neueren Litteratur ist, soweit Ref. vergleichen konnte, der Verf. wohl vertraut, die Anordnung des Ganzen zweckmäſsig. Dem Texte sind einzelne Worterklärungen oder historische Andeutungen erläuternde Fuſsnoten beigegeben, dann folgen als der ausführlichste Teil Fragen über die einzelnen Scenen und Akte. Daran schlieſsen sich längere Bemerkungen zu dem ganzen Drama: die Entstehung des Dramas, die historischen Quellen des Dichters, über das Verhältnis des Dramas zur Geschichte, über den Wiederklang der Erlebnisse des Dichters im Gedichte, über den Stil des Dramas, über Schillers Kritik, eine kurze Inhaltsangabe der Schillerschen Bühnenbearbeitung, schlieſslich für den Zweck der Schule eine groſse Zahl von zu Aufsätzen und Vorträgen geeigneten Thematen über den Egmont. Beigegeben ist Schillers Besprechung des Dramas. — Überall zeigt der Herausgeber ein verständiges Urteil, und was er giebt, reicht für den Zweck der Ausgabe hin; wer über Egmont im ganzen, namentlich seine Stellung in der Entwickelungsgeschichte des Dichters, mehr wissen will, kann sich ja anderwärts genug Rat erholen, wird nicht die schönen Auseinandersetzungen in Hettners Litt.-Gesch. übersehen, mag auch das Kottbuser Programm von 1882 von Nötel durchlesen. Zu dem, was über Schillers Bemerkung über den unbeweibten Egmont gesagt ist, giebt eine Beleuchtung Zelters Urteil, der in seiner drastischen Weise 1829 bemerkt: „Gott soll mich behüten, Frau und Kinder des Helden abzuwarten, und wenn ich sie für mein Geld in die Witwenkasse einkaufen müſste! Daher mag es sein, daſs neuere Dramen, bei aller historischen Wahrheit, so brüchig herauskommen; man lebt von lauter Interessen ohne Kapital, man weiſs nicht, was man hat.“ Es ist das offenbar eine Anspielung auf Raupach. — Die bei weitem gröſste Anzahl der aus dem Gedichte zu gewinnenden Themata läſst sich sehr gut verwerten, einzelne sind weniger passend, z. B. 49: Vansen und Thersites. Wie bemerkt, sind die Erläuterungen zu den einzelnen Akten und Scenen am Schluſs des Dramas sehr, mitunter zu ausführlich und zeigen namentlich durch die genaue Disposition den erfahrenen Schulmann; aus ihnen gewinnt man hinlänglich Stoff für die Bearbeitung der Themata. Auf die zahlreichen metrischen Anklänge im Drama ist überall aufmerksam gemacht; danach ist auch als Thema 53 gestellt: „Versuch, einzelne Stellen in jambische Verse abzuteilen“; Schiller ist ja schon in seiner Recension vorangegangen, der Lehrer findet die Versifikation des 5. Aktes von E. Niemeyer im 21. Bande des Archivs. Von den Fuſsnoten sind einige auch für den Privatgebrauch überflüssig, z. B. S. 19 die Frage: inwiefern? S. 20 „Antwerpen, eine berühmte Handelsstadt an der unteren Schelde“, S. 28 „spöttische Anspielung u. s. w.“, S. 33 „sie stänkern“ nicht = „treiben sich herum“, das Wort ist ja wohl überall gebräuchlich, S. 82 „ihr seid nicht bei Besinnung“, S. 8 muſs es Cateau (Cambrésis) heiſsen. Zum Schluſs noch eine Einzelbemerkung. Alba (Akt 4) hat Oraniens Brief, er werde nicht kommen, gelesen: „Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu sein.“ Der Herausgeber bemerkt: „Dieses Mal war der kluge Oranien gerade klug genug, meine Absicht zu erraten und mir aus dem Wege zu gehen, beging aber eigentlich damit eine Unklugheit, indem er durch seine Weigerung zu kommen sich in den Verdacht des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit bringt. Es ist nicht zu leugnen, daſs das Wortspiel etwas gesucht erscheint. Aber es ist nicht nötig, die Stelle in die Worte zu ändern: so war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, auch klug zu sein.“ Gewiſs, zu einer solchen willkürlichen Änderung

sind wir durchaus nicht berechtigt; aber gegen die aufgestellte Erklärung des Herausgebers ist zu bemerken, daſs wohl der Kluge Oranien heiſsen, daſs Alba aber doch nicht von ihm sagen kann, er sei scharfsichtig genug, um die groſse ihm bei Befolgung der Einladung Albas drohende Gefahr zu erkennen, aber doch nur so weit scharfsichtig, daſs er unklugerweise durch seine Weigerung sich in den Verdacht des Ungehorsams bringe. Oranien ist ja längst entschlossen nicht zu kommen, er muſs sich für Tausende schonen, was auch kommen mag, er muſs sich erhalten; mit seiner Absage an den Bevollmächtigten des Königs hat er schon nicht den Verdacht des Ungehorsams erregt, sondern wirklich Ungehorsam bewiesen. Was kann ihm geschehen? Man kann ihn für einen Aufrührer erklären, man kann ihn ächten, man kann und wird seine Güter einziehen, das weiſs er längst, das weiſs er schon vor Albas Ankunft, bei dessen Nahen, aber seine Person rettet er, und damit ist Albas groſser Plan untergraben. Rötscher (Dramat. Charaktere S. 59) bemerkt richtig: „Dies ist der einzige Moment, der Alba aus seinem Gleichgewicht herauswirft. Ohne des Prinzen Besitz scheint dem Herzog das eigentliche Ziel seines ganzen Unternehmens verfehlt. Er, der so schlau Berechnende, sieht sich in seinen gröſsten Plänen durchkreuzt, er versinkt auf Augenblicke in sich selber und zeigt uns die ungeheure Bewegung seiner Seele, aus der er sich nur mit Mühe wieder sammelt.“ „Längst, sagt Alba, hatte ich alles reiflich überwogen und mir auch diesen Fall gedacht, — jetzt u. s. w. Ist's rätlich, die anderen zu fangen, wenn er mir entgeht u. s. w.?“ Diese ungeheure Aufregung, die ganze Situation spricht gegen die Auffassung des Herausgebers, nach der, alles scharf erwogen, Alba sehr kühl aus Oraniens Weigerung sich wenig macht, sondern ironisch aus seiner juristischen Berechnung heraus sagt: der sonst so kluge Oranien hat doch jetzt einen dummen Fehler gemacht, nun kann ich ihn in Form Rechtens in contumaciam verurteilen und in absentia et effigie an den Galgen hängen; nach derselben Auffassung waren ferner aus „klug genug“ wir zwei Sätze zu machen genötigt, zuerst beide Wörter scheidend: er war auch diesmal klug, sodann aber: er war nur insoweit klug, daſs er eine Thorheit beging. So wenden wir uns zu der Erklärung Düntzers zurück, daſs in dem angezogenen Satze Alba von sich selbst spricht: „so zwingt dich, sagt er im Fortgang, das Geschick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang bedacht! wie wohl bereitet! wie groſs, wie schön der Plan! wie nah die Hoffnung ihrem Ziele!“ Jedes dieser Worte ist ein Kommentar zu dem angezogenen Satze: Wider dein Vermuten (wie groſs, wie schön der Plan!) warst du, der Kluge, der Unbezwingliche, diesmal nur klug genug, um nicht klug zu sein, glaubtest Oranien so blindlings dir gehorsam zu finden wie Egmont; dein unverzeihlicher Rechenfehler bestand darin, daſs du nicht auf eine schlauere Weise Oranien in deine Gewalt zu bringen gedacht hast. Und nun ringt sich aus seiner bebenden Seele das Geständnis einer gewissen Ratlosigkeit hervor; er ist im höchsten Affekt; von einer Verhöhnung seiner eigenen Klugheit hätte freilich Düntzer nicht sprechen sollen.

Goethe und Frau von Stein. Von E. Adler. Leipzig und Wien, Töplitz & Deuticke, 1887.

Durch die Herausgabe der Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien sind wir erst auf die rechte Weise, so sagt der Verf., über das Verhältnis Goethes zu Frau von Stein aufgeklärt worden, haben wir erst gründlich den Charakter der Frau kennen gelernt. Wie verschieden man auch sonst geurteilt habe, anderes liest der Verf. aus den Zeilen heraus; und was ist nun das neue Ergebnis? Goethe ist in seiner glühenden

Liebe sich immer gleich geblieben, aber sie hat nie seine Liebe voll erwidert, sie war überhaupt keiner so großen Liebe fähig. Er hat für ihren Sohn Fritz die rührendste Fürsorge gezeigt; aber daß er, ohne sie einzuweihen, nach Italien reiste, konnte sie ihm nicht verzeihen, sie schmollte seitdem, sie nahm ihn bei der Rückkehr kalt auf, für seine künstlerischen Bestrebungen hatte sie wenig Verständnis. Zu einem offenen Bruche kam es, als Goethe es wagte, Christiane Vulpius kennen zu lernen und ein inniges Liebesverhältnis anzuknüpfen. Erst nach Jahren ist einigermaßen eine Versöhnung eingetreten. Viel Gutes bleibt an der Frau von Stein nicht, zumal sie auch nicht Entschlossenheit genug besaß, von ihrem ungeliebten, gleichgültigen Gemahl sich zu trennen und Goethe die ersehnte Hand zu reichen. Es ist kein bezaubernd Bild, welches wir von ihr erhalten; ob der Verf. aber hoffen darf, daß es allgemein als treu gezeichnet befunden werde, darf bezweifelt werden.

Goethes Faust in England und Amerika. Bibliographische Zusammenstellung von W. Heinemann. Berlin, A. Hettler, 1886.

Dies Verzeichnis enthält die Ausgaben des deutschen Textes des Faust mit und ohne Anmerkungen, die in England oder Amerika, aber auch solche, die in Deutschland erschienen sind, sowie eine Aufzählung der englischen Übersetzungen. Das Verzeichnis reicht von 1820 bis 1886 und enthält 161 Nummern. Es ist keine dürre Nomenklatur, sondern den einzelnen Nummern sind sorgfältige bibliographische Anmerkungen beigefügt, in denen manche Versehen früherer ähnlicher Verzeichnisse berichtigt sind; sein Aufenthalt in London bot dazu dem Verf. Gelegenheit.

Shylock und Nathan. Vortrag im Verein für jüdische Geschichte und Litteratur zu Frankfurt a. M. von Dr. H. Heinemann. Frankfurt a. M., J. Kauffmann, 1886.

Aus eigener Erfahrung, sagt der Verf., ist Shakespeare nicht mit dem Charakter des jüdischen Volkes bekannt geworden; indem er durch die italienische Novelle zu seinem Gedicht angeregt wurde, legte sich seine Phantasie die Frage vor, wie mußte sich der Charakter eines Volkes gestalten, das fortwährend verfolgt, von Kunst und Wissenschaft ausgeschlossen, durch die Gesetzgebung selbst zum Wucher hingetrieben wurde? Die Religion mußte ja zu engherzigem Fanatismus erstarren, selbst das Familienleben vor der Jagd nach dem Golde zurücktreten. Niemals aber hat Shakespeares Bild der Wahrheit der Geschichte entsprochen, der Dichter hat nie das innere Leben des Judentums kennen gelernt, dieses erscheint dagegen in Moses Mendelssohn, dem Vorbilde für den Nathan. Die Abhandlung ist in edlem Stile geschrieben.

Zeitschrift für deutsche Sprache, herausgegeben von Professor Dr. Daniel Sanders. Heft 3. Hamburg, Richter, 1887.

Auch dieses Heft bringt wieder viel des Anziehenden und Belehrenden; es sei der thatkräftig fortgeführte Kampf gegen den Unfug der Fremdwörter hervorgehoben. Es ist erfreulich, wie G. Hauff die Schiefheiten, Unklarkeiten in des Kanzlers Rümelin Verteidigung derselben nachzuweisen nicht ermüdet; es ist eine tadelnswerte Leichtfertigkeit, wenn man auf der gegnerischen Seite den Zusammenhang der Vorliebe für Fremdwörter mit einer schwachen Teilnahme für das echte Volkstum übersieht und die schlechte Sache durch wohlfeile Scherze oder Spötte-

reien verteidigen will. Ebenso geht der Liebelei mit Fremdwörtern ein launiger kurzer Aufsatz „Die unschuldigen Fremdwörter“ auf den Leib, anknüpfend an den Bericht eines hochwichtigen wissenschaftlichen Vereins. Den Hauptinhalt machen aber auch bei diesem Hefte die grammatischen Bemerkungen aus; bald anknüpfend an ein Lesestück, bald in Form von Antworten auf eingelaufene Fragen wollen sie in weitem Kreise Belehrung geben, wie man sich genau richtig auszudrücken habe. Unter den kleinen Mitteilungen kommen so Aufschlüsse vor auf Fragen, die man fast alltäglich hört, die einem gar leicht aufstoſsen können, z. B. über das bindende s in Zusammensetzungen, ob Friedrichstraſse oder Friedrichsstraſse u. ä. Den gröſsten Teil der grammatischen Bemerkungen knüpft aber auch hier der Herausgeber an einige Paragraphen des Aufsatzes von Goethe: Der Sammler; es sind alles sprachliche Ausführungen, mit reichen und fein ausgeführten Abschweifungen über Synonyme, aus denen sich sattsam lernen läſst. Auf die Gedankenentwickelung läſst sich der Herausgeber bei der Anlehnung an Lesestücke nicht ein, das lag auſserhalb seines Planes. Mitunter kann man wünschen, daſs die Ausführungen, namentlich bei den Synonymen, knapper gehalten sein möchten; will, das ist die mögliche Gefahr, der Schreibende bei jedem Satze und Worte, welches er niederschreibt, sich so lange über jedes mögliche Miſsverständnis besinnen, so wird die Frische der Darstellung darunter leiden. Der Verf. meint z. B., daſs in folgendem Satze in W. Scherers Litteraturgeschichte durch die Stellung zu einer Miſsdeutung des eigentlichen Sinnes herausgefordert sei: „Alle Poesie ist Stümperei, welche nicht das umgebende Leben zu gestalten weiſs“, es müsse heiſsen: „Stümperei ist alle Poesie, welche u. s. w.“ Indessen bei Scherers Stellung betont jeder vernünftige Leser „alle Poesie“, und an dies hervorgehobene Subjekt schlieſst sich in natürlichem Redefluſs der Relativsatz an; wer da miſsverstehen kann, wird überhaupt auch bei anderer Stellung den Gedanken nicht verstehen. Bei der zweiten Stellung kann aber im Lesen „alle“ nicht so hervorgehoben werden, wie es soll; es ist demnach Scherers Stellung vorzuziehen. Wollte man an der Einschränkung festhalten, daſs, ohne Rücksicht auf die Kraft des Ausdrucks, das Relativum sich immer nur auf das nächste Wort zurückbeziehen dürfe, so würden dem deutlichsten aller Schriftsteller, ich meine Lessing, die meisten Fehler aufgemutzt werden können.

Herford. Hölscher.

Von Opitz bis Klopstock. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung, von Dr. Karl Lemcke. Neue Ausgabe des ersten Bandes von Lemckes Geschichte der deutschen Dichtung. Leipzig.

Die Periode in der deutschen Dichtung von Opitz bis auf die Vormänner Klopstocks ist durchgehends eine unerfreuliche; „von allgemeinem bedingungslosem ästhetischem Werte ist darin im groſsen und ganzen nichts. Wer aber den Wandelungen nachspüren mag, wie aus Altem Neues wird, wer lernen will, was es heiſst, eine neue Kunst heranzuleben und zu gestalten, wer Einblick gewinnen will in die Schädlichkeit falscher Lehrsätze, wie sie Jahrhunderte hindurch zu Ab- und Irrwegen und stets an den richtigen Zielen vorbeiführen — der soll getrost die deutsche Geschichte dieser Zeit zu seinem Studium erwählen.“ Der Verf. weiſs durch seine anziehende Darstellung unser Interesse für diese trockene Periode zu wecken und uns die Bedeutung derselben darzulegen. Mit Recht nennt daher Karl Gödecke in dem Vorwort zu seinem Grundriſs der Ge-

schichte der deutschen Dichtung Lemckes Darstellung dieses Zeitraums eine gediegene.

Nach einer in grofsen Umrissen gegebenen Charakteristik der deutschen Dichtung und scharfsinniger Zeichnung ihrer gesamten Entwickelung behandelt der Verf. im ersten Teil die Zeit von Opitz bis Gottsched und sucht die tiefen Schäden aufzudecken, welche die traurigen Ergebnisse herbeigeführt hatten. Man dürfe nicht einzelne deshalb anklagen. „Das ganze Volk trug die Schuld. Was 1624 siegte, konnte nur siegen, weil die Deutschen sich nicht auf der notwendigen geistigen und Charakterhöhe gehalten hatten.“

Wir lassen zu besserer Übersicht die Überschriften der einzelnen Abschnitte folgen: 1) Die poetischen Strömungen zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 2) Die Vormänner und Genossen von Opitz. 3) Die fruchtbringende Gesellschaft und die Universitäts-Poetik. 4) Martin Opitz. 5) Aufnahme der Neuerung in Süddeutschland und bei den Katholiken. 6) Die freieren Lyriker (Sächsische Schule). 7) Norddeutsche Schule. 8) Fortwirkungen. Die religiösen Dichter. Dichterinnen. 9) Die Satiriker. 10) Das Drama (G. Gryphius). 11) Epos und Roman. 12) Hoffmannswaldau und Lohenstein oder die sogen. zweite schlesische Schule. 13) Anti-Lohensteiner: Die Gelehrten. 14) Anti-Lohensteiner: Die französische Schule. Günther. 15) Die Hamburger Poeten. Brockes.

Der zweite Teil: Von Gottsched bis Klopstock, weist zunächst nach, „wie Gottsched, der Polizist gegen das Unsaubere, der Lehr- und Zunftmeister gegen die Ungeregeltheit, mit unglaublichem Erfolge eingriff. In wenigen Jahren hatte er sich die Diktatur auf dem damaligen deutschen Parnafs teils erzwungen, teils hatte man sie ihm mit Freuden zugestanden.“

Die folgenden Abschnitte besprechen: 2) Die Poetik der Schweizer. 3) Die neuen Bewegungen in Gottscheds Kampf. Das satirische Geschlecht (Gottsched und die Neuberin. Liscow. Rost. Pyra u. a.). 4) Hagedorn und Haller. 5) Die Hallische Schule. 6) Die sogen. Preufsische Schule. 7) Die Leipziger Schule.

Der Verf. hat sich unstreitig durch seine liebevolle, unparteiische und gründliche Arbeit ein bleibendes Verdienst um die richtige Würdigung der von ihm behandelten Periode erworben. A.

Streifzüge durch die mittelenglische Syntax unter besonderer Berücksichtigung der Sprache Chaucers. Von Dr. Eugen Einenkel, Privatdozenten an der Königl. Akademie zu Münster i. W. Mit einem Wörterbuche von Wilh. Grote, Cand. phil. Münster, Schöningh, 1887. XXII und 296 Seiten 8. Preis 4 Mark.

Bei weitem das meiste, was bis jetzt für die Erforschung der germanischen Sprachen gethan ist, ist der Laut- und der Wortlehre zu gute gekommen; die Satzlehre hat verhältnismäfsig noch wenige Bearbeiter gefunden. Wir haben daher guten Grund, uns jeder neuen Leistung auf dem Gebiete der Satzlehre zu freuen, und wir dürfen es desto mehr thun, wenn uns, wie hier von Einenkel, eine Arbeit geboten wird, die bei allem Eingehen in das Einzelne und Kleine doch immer das Grofse und Ganze im Auge behält.

Dafs der Verfasser in seinen Streifzügen vornehmlich die Sprache des 14. Jahrhunderts behandelt, wird allgemeine Billigung finden: im 14. Jahrhundert ist die alte englische Sprache so weit überwunden und

die Verschmelzung der normannisch-französischen mit dem, was von der einheimischen weiter zu leben vermochte, so weit vorgerückt, daſs dasselbe als die eigentliche Werdezeit des Neuenglischen betrachtet werden muſs. Ebenso wird sich jeder damit einverstanden erklären, daſs der Verfasser die Sprache Chaucers zu Grunde gelegt und andere mittelenglische Schriftsteller nur nebenher berücksichtigt hat: Chaucer ist als geborener Londoner, feiner Weltmann, werkereicher Schriftsteller und Dichter ersten Ranges so sehr der hervorragendste Vertreter seines Zeitalters, daſs jede andere Wahl minder gut gewesen wäre.

Auch wenn es der Verfasser nicht ausdrücklich gesagt hätte, würden aufmerksame Leser doch erkennen, daſs er sein Augenmerk hauptsächlich auf zwei Fragen gerichtet hat: erstens nämlich zu zeigen, „inwieweit sich die Sprache des 14. Jahrhunderts aus den altenglischen Verhältnissen heraus entwickelte, bezw. inwieweit diese Entwickelung durch romanische Einflüsse gehemmt oder gefördert, durchkreuzt oder in gänzlich neue Bahnen geleitet wurde; und zweitens inwiefern alle diese Umstände auf den Sinn und das Verständnis der Sprache einwirkten.“ Ich bin überzeugt, daſs dem Verfasser auch in dieser Hinsicht die Zustimmung nicht fehlen wird.

Das Buch zerfällt in folgende Hauptabschnitte: 1) das Substantivum und der Artikel, 2) das Adjektivum und der Artikel, 3) die Kasus, 4) die Präpositionen, 5) das Verbum. Mit besonderer Liebe ist die Lehre von den Kasus und vom Substantiv mit Infinitiv ausgeführt worden, Abschnitte, die ja naturgemäſs die Aufmerksamkeit des Forschers vor allen anderen beanspruchen. Überall im Buche finden wir willkommene Belehrung; besonders aber wird in jenen Abschnitten über eine Reihe von Punkten ein sehr erwünschtes Licht verbreitet.

Möge die fleiſsige und tüchtige Arbeit Einenkels die Beachtung finden, welche sie verdient.

Bonn. M. Trautmann.

W. Kreiten, S. J.: Voltaire, ein Charakterbild. Zweite vermehrte Auflage. Freiburg i. Br. XVI u. 580 S. 8.

Wer nach des Verfassers Bezeichnung „ein Charakterbild“ vermeinen wollte, in dem Buche eine Schilderung des Gesamtcharakters Voltaires zu finden, der dürfte sich bei genauerer Bekanntschaft mit dem Kreitenschen Werk schwer enttäuscht fühlen. Es ist nichts weiter als eine Schmähschrift übler Art, in der alles, was der Charakter und die Schriften Voltaires Abstoſsendes enthalten, mit auſserordentlichem Geschick zusammengetragen und in die dem Verf. zusagende Beleuchtung gerückt ist. So entsteht wohl ein Zerrbild, aber kein Charakterbild. Was sich Gutes in Voltaires Charakter findet, sein hochherziges und aufopferungsfreudiges Gerechtigkeitsgefühl, seine uneigennützigen und erfolgreichen Bemühungen um das Emporkommen der gänzlich verarmten Bevölkerung seines Ländchens Gex, die fürstliche Gastfreundschaft, die er zwanzig Jahre lang übte, der unerschütterliche Mut, womit er immer und immer wieder gegen althergebrachte und längst zur stehenden Gewohnheit gewordene Miſsbräuche in Staat und Kirche ankämpfte, das alles wird entweder mit Stillschweigen übergangen oder höhnisch so umgedeutet, daſs es ebenfalls wieder zum Nachteil des gebrandmarkten Philosophen ausschlägt. — Es gehört zum System des Verfassers, alle Personen, zu denen Voltaire in feindliche Beziehungen getreten ist, lobend herauszustreichen; seine Anhänger, Gönner und Freunde nach Möglichkeit in den Schmutz zu zerren. Keiner kommt dabei in des Verfassers Darstellung schlimmer fort als Friedrich der Groſse, dessen Privatleben der

Verf. mit sichtlichem Behagen nach der verlogenen, von Voltaire unmittelbar nach der Frankfurter Affaire aus Wut und Rachsucht niedergeschriebenen Vie privée du Roi de Prusse schildert. Nach Kreiten war Voltaire allerdings ein Ausbund aller möglichen Verruchtheit; Friedrich der Grofse aber unendlich viel raffinierter, frivoler, unsittlicher und glaubensloser. Es nimmt sich possierlich aus, wenn stellenweise das Mitleid des Lesers für den armen unschuldigen Voltaire angerufen wird, der durch die monströse Lasterhaftigkeit des Königs erst in Berlin den letzten sittlichen und religiösen Halt verloren habe. Freilich war der grofse König nicht nur Philosoph, wie Voltaire, sondern zudem noch Protestant und Freimaurer! Es ist ein besonderer Vorzug des Kreitenschen Buches, dafs der Verf. durch sein unaufhörliches Höhnen, Schmähen und Beschmutzen die Geduld auch des gläubigsten und langmütigsten Lesers ermüdet und den Eindruck, den eine gerechtere Verteilung von Licht und Schatten hätte hervorbringen müssen, selbst zerstört. Dr. Fr. Bischoff.

Molière-Studien. Ein Namenbuch zu Molières Werken mit philologischen und historischen Erläuterungen von Herm Fritsche. Zweite verb. u. verm. Aufl. Berlin, Weidmann, 1887.

Die ungemein rührige Thätigkeit, welche sich in den beiden letzten Jahrzehnten in der Molière-Forschung entfaltete, hat auch auf dem in dem obigen Werke behandelten Gebiete manche Resultate und Aufschlüsse zu Tage gefördert. Darum erschien es dem Verf. geboten, die Früchte dieser Bestrebungen auch seinen Studien einzuverleiben und eine Umarbeitung der im Buchhandel vergriffenen ersten Auflage vorzunehmen, „damit das Buch in seiner Art auch fernerhin denen ein brauchbarer Führer bleibe, welche dem gröfsten französischen Dichter eingehendere Betrachtung widmen wollen.“ Jeder, welcher die Forschungen des Verfassers aus seinen trefflichen Ausgaben einzelner Molièrescher Stücke in der Weidmannschen Sammlung und aus seinen in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen kennt, wird die neue Herausgabe dieses umfassenden Sammelwerkes mit Freuden begrüfsen, da hier nicht nur vereinigt ist, was in den Einleitungen und Anmerkungen jener kleineren Anzahl von Stücken zerstreut niedergelegt ist, sondern in übersichtlicher Weise Aufschlufs auch über die in den sämtlichen übrigen Stücken Molières vorkommenden Namen und Personen und manche Erläuterung der Molièreschen Bühnenverhältnisse zu finden ist. Schon die erste Auflage des Buches hat die Berücksichtigung und Anerkennung selbst der französischen Molière-Forscher gefunden; in seiner neuen Gestalt verdient es in noch höherem Grade die Beachtung aller Freunde Molièrescher Dichtung.

Grünberg i. Schl. W. Herforth.

German Classics. Edited with English notes, etc. By C. A. Buchheim, Phil. Doc., Professor of the German Language and Literature in King's College, London.

Der elfte Band dieser längst gewürdigten „Clarendon Press Series“ umfafst Beckers Friedrich der Grofse. With an Historical sketch of the rise of Prussia and of the times of Frederick the Great, Genealogical tables, and a map. Oxford 1888. Buchheims Verdienst um die Vermittelung deutscher Ideen und deutscher Wissenschaft in England ist von gröfster Tragweite; wir wünschen Deutschland recht viele solcher Interpreten. Buchheims Unternehmen ist aber nicht nur ein patriotisches,

sondern auch in pädagogischer Hinsicht ein bedeutungsvolles. Beckers Friedrich der Grofse zeigt auf jeder Seite die tüchtige Hand des Praktikers. Die Einleitung ist geradezu vorzüglich, und die „Noten“ geben Aufklärung über alles, was zum Verständnis des Autors nötig ist.

Möge Professor Buchheims Werk auch in Deutschland die verdiente Anerkennung finden.

Wiesbaden. Dr. Otto Weddigen.

Französische und englische Schullektüre. Herausgegeben von F. K. Schwalbach: 1) Ausgewählte Reden von Mirabeau, Desèze und Chateaubriand. 2) William the Conqueror and Queen Elisabeth von David Hume. Hamburg, Otto Meifsners Verlag.

Der rühmlichst bekannte Herausgeber hat es unternommen, den vielen Sammlungen französischer und englischer Schullektüre eine neue hinzuzufügen, welche sich von manchen der vorhandenen vorteilhaft unterscheidet. Wir erhalten blofse Textausgaben, ohne Anmerkungen unter dem Texte, und in einem Anhange kurze biographische Notizen über den Autor nebst den allernotwendigsten sachlichen Erklärungen mit Ausschlufs von sprachlichen Anmerkungen. Was die Auswahl der Schriftsteller betrifft, so will sich der Herausgeber nach den „feststehenden Resultaten“ richten, die sich aus den ministeriellen Lehrplänen ergeben. Wir möchten Herrn Schwalbach raten, dafs er dabei doch vorzugsweise die von Wiese gegebenen Winke berücksichtigen wolle, einem Manne, der die Sprache und Litteratur der Franzosen und Engländer genau kannte und in seiner hohen Stellung segensreich für die Förderung des Unterrichts in den neueren Sprachen gewirkt hat.

Das französische Heft bringt drei Reden von Mirabeau, die Verteidigungsrede für Ludwig XVI. von Desèze und eine Rede von Chateaubriand über die spanische Frage; das englische Heft enthält aus D. Humes Geschichte Englands zwei Abschnitte: William the Conqueror und Queen Elisabeth. Die beigefügten Noten sind knapp gehalten, aber im ganzen für das Bedürfnis ausreichend. Die äufsere Ausstattung ist sehr schön, und der Druck empfiehlt sich im allgemeinen durch Korrektheit; Ref. hat nur wenige unberücksichtigt gebliebene Druckfehler gefunden, darunter einen allerdings recht unangenehmen in der Biographie von Desèze, welcher nach Seite 83 im Jahre 1790 geboren sein soll.

Lectures enfantines par Th. Hatt. I et II parties. Petits Contes et Nouveaux petits Contes pour les enfants. Strasbourg, Schulze et Cie, successeurs de Berger-Levrault.

Die vorliegenden hübschen Büchlein erfreuen sich bereits weiter Verbreitung und haben eine reiche Zahl von Auflagen erlebt, so dafs es überflüssig erscheinen dürfte, an dieser Stelle eingehend über die neue Ausgabe zu berichten. Die Erzählungen des Verfassers der Ostereier sind bekannt, und es möge deshalb genügen, den Contes nachzurühmen, dafs die französische Bearbeitung nichts zu wünschen übrig läfst und auch die äufsere Ausstattung lobenswert ist. Das Gleiche kann man auch von den Hattschen Lectures enfantines sagen, welche im Elsafs schon bei dem Unterrichte von Kindern im Alter von sechs bis neun Jahren mit grofsem Nutzen gebraucht werden.

An die geehrte Redaktion des Archivs.

Mein erstes in Deutschland veröffentlichtes Werkchen: Proverbi e Sentenze, wurde bisher von der Kritik durchweg sehr gütig behandelt, einzig und allein der Herr Recensent im Archiv sah es mit unfreundlichen Augen an. Er sagte darüber (im 80. Bande), es würde mit Genufs gelesen werden, so wunderlich es auch sei, und fährt dann fort: „Der Verfasser meint nämlich, wer Latein oder Französisch versteht, kann Italienisches lesen. Wozu dann des Verfassers Übersetzung?“ — Diese Behauptung nun beruht auf einem Mifsverständnis des Herrn Recensenten. Ich sagte nicht, dafs jeder, der Lateinisch oder Französisch versteht, ohne vorherige Studien italienische Bücher lesen kann, sondern, weil ich deren einige fand, welche jedoch das Gelesene nicht im geringsten auszusprechen verstanden, kam ich auf den Einfall, die wenigen und so aufserordentlich schnell zu erlernenden Regeln über die Aussprache des Italienischen zusammenzustellen. Die hieran geknüpfte Frage scheint mir mindestens so wunderlich, wie dem Herrn Recensenten mein Buch. Darf man denn für Menschen, die weder Latein noch Französisch verstehen, keine Bücher schreiben?

Der mir oft zum Vorwurf gemachte konfuse Titel kommt lediglich auf Rechnung des Verlegers. Die italienischen Worte sollten grün, die deutschen rot gedruckt werden; dann standen die beiden Titel gesondert, wenn auch verschlungen beieinander. — An Stelle der üblichen Bezeichnungen „offen und geschlossen“, die, wie ich oft erfahren, nur denen verständlich sind, die viel Sprachstudien getrieben, setzte ich die von meiner neapolitanischen maestrina gebrauchten „hell und dunkel“. Der Herr Recensent beliebt das „Unsinn“ zu nennen und findet in dem bei „raccolti — tradotti, editi“ fälschlich gebrauchten di statt da, wozu mich der Titel eines italienischen Buches verführte, den Beweis, dafs ich von dem richtigen Gebrauch dieser Wörter keine Ahnung habe. — Ebenso ersieht er aus dem Umstand der von mir absichtlich weggelassenen Übersetzung des Spruches 242, dafs d'oro adjektivisch zu brauchen über meinen Horizont gehe, obgleich er kurz zuvor Übersetzung und Erklärung von 756 Sprüchen, welche ich mit Hilfe einiger Kopisten in wenigen Tagen fertig stellte, „im ganzen gut“ nannte. Einen so kühnen Schlufs müfste man findig nennen, wenn er nicht gerade diesesmal ganz verfehlt wäre. Nicht d'oro und golden, wie Ihr Herr Recensent übersetzt, heifst es hier, sondern d'ore von Stunden. Die wörtliche Übersetzung des Spruches erschien meinem deutschen Empfinden unmöglich, bis Dr. de Rocca aus Piemonte, eine zweifellose Autorität, sie mir als die richtige bezeichnete; sie heifst: Ehrenworte dauern Stunden (Parole d'onore — parole d'ore).

Der Herr Recensent sagt: „Die Proverbi von Giusti hat der Verfasser erst nach Abschlufs seiner Arbeit kennen gelernt, und bedauert es; woher hat er seine? Von Gipsfigurenhändlern?“ Auf die Frage: woher hat er seine? habe ich schon zu Anfang des Buches eingehend geantwortet, und ich füge hinzu: ja, auch von Gipsfigurenhändlern erfuhr ich viele der Sprüche und nicht die schlechtesten, aber eine wichtige Hauptquelle hatte ich auf besonders ausgesprochenen Wunsch nicht angeben dürfen. Aus lieber Hand gingen mir viele Proverbi mit Übersetzung und Erklärung zu. Um meine Dankbarkeit für dies Geschenk zu beweisen, setzte ich zum Namen dessen, der gesammelt und übersetzt, ein grofses R, das sich weder in einem meiner Vornamen befindet, noch unter irgend einer meiner Arbeiten, ja nicht einmal in demselben Buche bei den zwei anderen Unterschriften. Aus derselben Hand bekam ich wenige Tage, bevor ich meine Arbeit in Druck geben mufste, doch ehe ich dieselbe hatte kopieren lassen, die Sammlung des Giusti. Selbst wenn bei der ersten Sendung schon Sprüche aus der italienischen Sammlung

genommen waren, konnte mir das nicht besonders auffallen, denn Sprichwörter haben die Eigentümlichkeit, dafs sie von mehr als einer Person gekannt zu sein pflegen. Sicher diesem Verdachte entgehen konnte ich schliefslich nur, wenn ich die Sprichwörter selber machte. Meine Dankesschuld an Giuseppe Giusti habe ich klar und deutlich in dem meiner Sammlung beigefügten Postscritto abgetragen.

A. Chwatal.

Antwort des Recensenten.

Wenn ich in meiner Anzeige (Archiv LXXX, 112) gesagt habe, das Büchlein „Italienische Proverbi e sentenze Sprüche raccolti e tradotti di gesammelt und übersetzt von A. R. Chwatal, Magdeburg, Druck und Kommissionsverlag: Fabersche Buchdruckerei, 1887" werde mit Genufs gelesen werden, so wunderlich es auch sei, so ist dies nicht unfreundlich geurteilt, wie der Herr Verf. schreibt, sondern ich habe mich über seine Erstlingsarbeit, wie er im Vorwort bittet, recht milde ausgesprochen. Der Verfasser ist in Wahrheit mit den ersten Anfangslehren der italienischen Grammatik in Streit, hat keine Ahnung davon, dafs man, um ein italienisches Buch zu lesen oder gar selbst eins zu machen, diese Sprache gründlich erlernen und betreiben mufs. Kann etwas deutlicher hiervon reden als die ersten Zeilen seiner Beilage Über die Aussprache des Italienischen? „Die Erfahrung, dafs Herren, welche des Lateinischen oder Französischen mächtig waren, jedes italienische Buch mit Leichtigkeit verstanden, ohne doch das Gelesene im geringsten aussprechen zu können" u. s. w. Wundert man sich dem gegenüber, warum doch zwischen die ital. Texte deutsche Worterklärungen und gegenüber Übersetzungen gestellt sind, so sagt die dem Buche an Wunderlichkeit gleichende Entgegnung, dafs dieses „für die Menschen" sei, „die weder Latein noch Französisch verstehen." Hell und dunkel für offen und geschlossen sind nicht so üble Ausdrücke; aber o hell wie in Rose, dunkel wie in Motte ist doch ganz unsinnig: das lange o wie in Rose, Los, ohne ist ja dunkel, das kurze o (Motte, von, Gott) ist ja deutsch immer hell, zu a hin geneigt. Meint sein Gewährsmann Dr. de Rocca aus Piemont, in „Parole d'onore, parole d'ore" sei kein mundartliches d'oro golden zu Hilfe zu nehmen, vielmehr an Stunden zu denken, so läfst sich das hören, möglicherweise festhalten: Ehrenworte (die man zu leicht zur Hand hat) dauern (nur) Stunden. Aber so recht schlagend und klar, den Gedanken an mundartliches d'oro glatt ausschliefsend, ist es mir doch nicht; in Deutschland habe ich schon gehört: der Mann ist gut, auf sein Wort kann man sich verlassen, was er sagt, ist Gold. Herr Chwatal nimmt seine Sprichwörter zum Teil von dieser und jener Mundart angehörigen Leuten, wie ich aus der Vorrede seines Buches und aus der Entgegnung schliefse; da mufs man, noch dazu bei seiner grofsen Unkenntnis des Italienischen, auf manche Seltsamkeit stofsen. Den bekannten Spruch Chi due bocche bacia, l'una convien che gli puta (Wenn einer zwei Münder küfst, mufs der eine ihm stinken) hat er so, dafs das letzte Wort heifst sputa, schreibt hierzu „anspeit" und übersetzt: „Wer zwei Münder küfst, den soll der eine anspeien." Liegt hier ein Versehen des Herausgebers zu Grunde oder mundartliches? Denn der Konjunktiv mufs nach convien che stehen, es müfste toscanisch-italienisch sputi heifsen. Darum kann sich Herr Chwatal freilich, der noch nicht amare konjugieren gelernt hat, keinen Kummer machen. Hat der Mann nicht (187) Impar*i* (statt impara) l'arte e mettila da parte! Kennt und versteht diesen gewöhnlichen Spruch nicht (Lerne die Kunst und leg sie beiseite — irgendwann nützt sie dir doch! vgl. Giusti 1853, p. 294: A Dionigi di Siracusa ed a Luigi Filippo di Francia tornò conto saper fare da maestro di scuola) und verdirbt ihn, macht nach metti von

mettere den Imperativ von imparare impari! Oder will man sagen, er verstehe „du erlernst die Kunst und lege sie beiseite“? Er übersetzt „Erlerne das Handwerk und ...“? Ach, das ist ein Druckfehler, meint der Leser. Damit ist es auch nichts. Denn so, Impari u. s. w., schreibt er in der mir handschriftlich vorliegenden Entgegnung noch einmal. Ja, seine Unkenntnis des Italienischen geht so weit, daſs er der Redaktion des Archivs empfiehlt, das „Postscritto“ seines Buches abzudrucken, worin es u. a. heiſst: „Es sind die Proverbi Toscani raccolti *di* Giuseppe Giusti editi *di* Capponi Firenze.“ Das Blatt hat er gedruckt beigefügt und die Worte „editi di“ mit Bleistift durchstrichen und überschrieben „herausgegeben von“. Würde letzteres, und nicht wie in dem Buche gedruckt ist, nachgedruckt, so wäre dies eine Fälschung, gegen die ich mich hier verwahre, wie ich auch das Impari des Buches und der Entgegnung im Drucke wiederzugeben, nicht nach meiner Besprechung zu verändern bitte.

H. Buchholtz.

Miscellen.

Ludwig Uhland als Romanist.

Von Ludwig Fränkel.

I.

Nachträge zu Bd. LXXX, S. 25—113.

S. 25, A. 1: Der Aufsatz Ludwig Uhland als Gelehrter in „Unsere Tage" stammt von R. Bechstein. O. Jägers angezogene Skizze beschäftigt sich im wesentlichen mit Uhland als Dichter.

S. 26, A. 1: Vgl. Vilmar, Lebensbilder deutscher Dichter (1869) S. 155.

S. 27: Die gegen Uhlands Beurteilung durch H. v. Treitschke gerichteten Bemerkungen sind zum Teil mifsdeutet worden. Sie beziehen sich hier, wie aus S. 65, Anm. 2 und S. 70, Anm. 2 hervorgeht, ausschliefslich auf die Besprechung des Romanisten Uhland. Bei dieser Gelegenheit lag aber natürlich keine Veranlassung vor, den grofsen Zug und die patriotische Wärme, welche Treitschkes Aufsatz durchziehen, besonders hervorzuheben; freilich wären auch nach der allgemeinen Seite hin mancherlei Versehen zu erwähnen, doch galt es eben hier nur Irrtümer in der Auffassung Uhlands als romanistischen Dichters richtig zu stellen. Höher als Treitschkes schliefslich vom ersten bis zum letzten Buchstaben tendenziöse Schilderung steht unbedingt das mustergültige Gesamtbild, welches Friedrich Vischer, Kritische Gänge 4, 99 ff. entworfen hat und versehentlich in dieser Abhandlung nur nebenbei (S. 77, Anm. 2) Erwähnung fand. Die Anmerkung auf S. 27 hat den Zweck, den Verdacht einer Treitschke gegenüber freilich leicht verzeihlichen Voreingenommenheit anderer Art abzuweisen, indem gegen seine Auslegungsart Stimmen seiner Richtung ins Feld geführt werden. Die wissenschaftliche Methode des berühmten Publizisten wäre jedenfalls schon nicht durchaus stichfest, wenn nur parteilose Männer sie auf so scharfe Weise bekämpften, wie hier Leute, die sonst in Parteifragen Schulter an Schulter mit ihm stehen.

S. 29, A. 1: Man vergleiche hierzu die trefflichen Nachweise Schanzenbachs in dem vorletzten Osterprogramm des Stuttgarter Eberhard-Ludwig-Gymnasiums.

S. 30, A. 1: Neben Wieland und Heinse wäre hier auch Maximilian Klinger zu nennen.

S. 30, A. 2: Der Titel von Schlegels Schrift lautet: Comparaison entre la Phèdre d'Euripide et celle de Racine.

S. 31 „Gesamtpoesie": Der Ausdruck „Weltlitteratur" findet sich schon beim Historiker Schlözer.

S. 34, A. 2: Über Hans Kösters Paolo und Francesca (1842) referiert schon Keller a. a. O. genügend (vgl. die Bemerkung bei W. Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung III, 430). Von Wildenbruchs Erzählung gilt dasselbe, was von der Festenbergs gesagt ist; vgl. Wechsler in Westermanns

Illustr. Deutschen Monatsheften, März 1888. Über Martin Greiffs ungedrucktes Drama wurden in der Deutschen Romanzeitung vom April 1888 Mitteilungen gemacht. Ich gedenke gelegentlich sämtliche Bearbeitungen dieses Stoffes eingehender zu behandeln.

S. 35, zu v. 6: Äufserung an Kölle vgl. Herder bei Erich Schmidt, Charakteristiken S. 236.

S. 37, A. 2: Interessant ist ein Vergleich mit Friedrich Halms König Wamba.

S. 38, A. 1: Vgl. E. Paulus, Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen, S. 41.

S. 39, A. 1: Wilhelm v. Wenden von Ulrich v. Eschenbach, herausgegeben von Wendelin Toischer (Prag 1876), Einleitung p. XIV über das Verhältnis zu Chrestien.

S. 40, A. 2: An den abschliefsenden Ergebnissen der angeführten neueren Werke mag man die Bedeutsamkeit von Uhlands Arbeit messen.

S. 41, A. 1: Von dem hervorragendsten Vertreter der neudeutschen Rahmenerzählung, Gottfried Keller, ist „Das Sinngedicht" (Berlin 1882) allein genannt, weil es durch die Ausdehnung und Bedeutung, welche hier die umschliefsende Handlung einnimmt, als typischer Beleg gelten darf.

S. 45, A. 1: Uhland selbst konnte sich nur mit Mühe und erheblichen Kosten in den fünfziger Jahren ein Exemplar jenes ersten Druckes verschaffen.

S. 46, A. 1: Osterhages Abhandlung ist im folgenden Hefte der Zeitschrift für romanische Philologie weitergeführt; Veckenstedt schreibt in der That „im" (chanson de Roland) statt „in der".

S. 49, Z. 6 des Textes v. u.: Vgl. Zutavern, Über die altfranzösische epische Sprache I. 1885.

S. 53, A. 1: „eine ausführliche liebevolle Charakteristik" ist zum Folgenden zu interpungieren, also auf Challemel-Lacour zu beziehen.

S. 54, A. 1: Bei der Erwähnung von Lacurne de Saint-Palaye ist eher an die „Histoire litteraire des Troubadours, contenant leurs vies, les extraits de leurs pièces, et plusieurs Particularités sur les mœurs, les usages et l'histoire du deuxième et du treizième siècles, à Paris 1774 (3 ts.) zu denken. Der Titel des zweiten Originalwerkes lautet: Memoires sur l'ancienne Chevalerie. Interessant ist, die verständig lobende Stimme eines sachkundigen Litterators der Erscheinungszeit zu hören: Flögel, Geschichte der komischen Litteratur IV (1787), 227—229.

S. 54, A. 2: Diese Recensionen aus Schlegels Feder (s. S. 97) erwiesen sich bei genauerem Zusehen doch eigentlich als referierende Auszüge.

S. 56, A. 3: Ferdinand Wolf veröffentlichte nur eine Schrift über dies Thema.

S. 59, Z. 6 des Textes v. o.: Vgl. O. Dietrich, Über die Wiederholungen in den altfranzösischen Chansons de geste. 1881.

S. 60: Die bei „Graf Richard Ohnefurcht" und „Taillefer" unmittelbar benutzten Stellen aus Wace hat Hormel abgedruckt (neben Uhlands Text) in Krefsners Franco-Gallia V (1888), S. 10 ff.

Nach der Datierung, welche W. L. Holland nach Vergleichung des Uhlandschen Nachlasses in der revidierten Cottaschen Ausgabe der Gedichte und Dramen giebt, fällt auch der „Waller" ins Jahr 1829, ist aber immer noch jünger als „Bertran de Born".

S. 60, A. 1: Uhlands „Taillefer" ins Französische übersetzt von A. Pariselle: Herrigs Archiv LXXV, 234.

S. 61 (s. auch S. 47): Vgl. G. Weber, Allgem. Weltgeschichte VI, 578 zum ersten Kreuzzuge: „Die romantische Sage lebte wieder auf, dafs Karl der Grofse bereits Jerusalem den Heiden entrissen habe, und machte die Wiedereroberung der verlorenen Errungenschaft zu einer Pflicht der Pietät für seine Nachkommen. Ja, es ging die Sage, der grofse Kaiser

sei von den Toten auferstanden, um sein Volk selbst gegen die Ungläubigen zu führen."

S. 64, Z. 1 des Textes v. u. lies: ungemeine.

S. 66, A. 1: In der von Michael Bernays unabhängig von Hollands Material aufgestellten Chronologie der Uhlandschen Gedichte.

S. 71, Z. 2 v. o.: Sigmund Schopf, Beiträge zur Lebensgeschichte u. s. w. des Peire Vidal. Kieler Dissertation 1887.

S. 71, Z. 12 v. o.: Über eine schwäbische Lokaltradition vom heiligen Georg vgl. Ed. Paulus, Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen (1869), S. 10.

S. 73, Z. 2 v. o. lies: (b. Holland [s. unten S. 75, Anm. 2] Seite 56).

S. 75, Z. 5 v. o. und S. 77, Z. 15 v. o.: Über Kellers Verhältnis zu Uhland vgl. Zur Erinnerung an Adelbert von Keller (Tübingen 1883), S. 6 f., 17, 20, 22, 24; Keller, Uhland als Dramatiker (1877), S. 3 f.

S. 77, A. 2: Sintenis gab auch eine Monographie Dorpat 1871.

S. 79: W. Jordans Aufsatz auch in „Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. f. 1863".

S. 85: Einige weitere Bemerkungen giebt Ullrich im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, Januar 1888, S. 31—34, gelegentlich der Besprechung von Benedetto Croce, La leggenda di Niccolò Pesce. Estr. del Gambettista Basile III, 7. 1885.

S. 86, Z. 1 des Textes v. u.: Damit soll nicht gesagt sein, dafs Kircher als Schillers zweifellose Quelle betrachtet werden mufs. Nach Ullrichs Ergebnissen, denen Erich Schmidt mit einigen Ergänzungen beipflichtet, hat auch eine Fassung des 16. Jahrhunderts ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich.

S. 87, Anm. 1: Man vgl. jetzt A. Biese, „Zur Geschichte des Romantischen" bei Koch-Geiger, Ztschr. für vergleichende Litteraturgeschichte u. Renaissance-Litteratur, N. F. I (vgl. Ztschr. f. roman. Philol. 10, 9). — Anm. 2: Lefmanns Aufsatz behandelt „die Romantik und die Sprachwissenschaft".

S. 88, A. 1: Vgl. L. H. Fischer, L. Tieck und J. Kerner, Allgemeine Zeitung 1887, Beilage 260.

S. 93, Z. 10 v. o.: Abdruck aus Acta societatis scientiarum fennicæ, tomus XV.

Z. 94, Z. 7 v. o. lies: ird'sche. — Z. 10 v. o.: Vgl. E. Sauerland, Ganelon und sein Geschlecht im altfranzösischen Epos. Programm 1886.

S. 95, Z. 1 des Textes v. u.: Vgl. Werner Hesse, Heine und Schlegel: Allgem. Zeitung 1880, Beil. 174.

S. 96, A. 1: Minors Arbeit ist in Heft 11 der genannten Zeitschrift zu Ende geführt.

S. 97: Die Abhandlung Schlegels wurde später der Sammlung „Essais littéraires et historiques" einverleibt, wo sich der Aufsatz de l'origine des romans de chevalerie anschlofs.

S. 100, A. 1: Auf den 362 Seiten der Bibliotheca Tieckiana. Catalogue de la Bibliothèque célèbre de Ludwig Tieck, Berlin 1849, finden sich neben deutscher die romanischen Litteraturen besonders zahlreich vertreten, allein 1200 Originalpiecen des spanischen Theaters.

S. 103, A. 1: Paul Heyse war hier wie sonst (vgl. S. 73) Uhlands verständnisvoller Schüler, namentlich in den Troubadour-Novellen, die sich durch manche glückliche Bildung und geschickte Wortfügung in Anlehnung an provençalische Vorbilder auszeichnen. Übrigens hat Heyse in dieser Sammlung wie Uhland das südfranzösische Sagenmotiv der Sängerliebe behandelt (vgl. auch S. 108 über Fouqué).

S. 108, A. 2: Über Dantes persönliches Verhältnis zu den Malatesta siehe Frenzel, Dichter und Frauen I, 19 (vgl. auch III, 369).

Dritter deutscher Neuphilologentag
in Dresden (29. September bis 1. Oktober 1888).

29. September. Nach Begrüſsung der aus 126 Teilnehmern bestehenden Versammlung durch die Vertreter des kgl. sächs. Ministeriums und der Stadt Dresden, gab der Vorsitzende, Professor Scheffler-Dresden, einen sehr ansprechenden Überblick der bisherigen Neuphilologentage. Sodann sprach Baron Guglielmo di Locella über „Dante in Deutschland“. Von den Dante-Übersetzern rühmte er besonders Philaletes, der auch als Kommentator und Protektor des nun heimgegangenen Dante-Jahrbuches hohe Bedeutung habe, von den Interpreten Karl Witte. Die neueren Dante-Übersetzungen hätten Philalethes' Vorlage oft nur „als Linienblatt“ benutzt, Kannegieſsers Übertragung sei am besten „polizeilich zu verbieten“. Eine von Locella mitgeteilte Dante-Statistik ergab, daſs fast alle Berufsarten und Stände sich an der Dante-Forschung und dem Dante-Kultus beteiligt haben. Auch Herr v. Locella wird durch seinen formgewandten, sachlichen Vortrag und durch die von ihm veranstaltete Dante-Ausstellung, welche Gegenstände von hohem wissenschaftlichem Werte enthält, viel zur Würdigung seines groſsen Landsmanns beigetragen haben.

Herr Prof. Körting-Münster sprach über die „gegenwärtigen Ziele und Aufgaben der romanischen Philologie“, betonte die Einheit und Wechselwirkung der verschiedenen romanischen Sprachen und Litteraturen, die Wichtigkeit der Dialektforschung, die Bedeutung der kulturhistorischen und ästhetischen Momente für die Schriftsteller-Erklärung. Er warnte vor einseitiger Überschätzung der französischen Litteratur, besonders vor der ausschlieſslichen Betonung des Altfranzösischen. Die an der Debatte sich beteiligenden Herren Prof. Stengel-Marburg und Prof. Kölbing-Breslau waren im wesentlichen mit den Ansichten des Vortragenden einverstanden; der anregende Gedankenaustausch der drei hervorragenden Neuphilologen fesselte die Versammlung längere Zeit.

Der Verfasser dieses Referates äuſserte sich über „F. M. Grimm als Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich“. Schon ein halbes Jahrhundert vor Mme. de Staël hat unser Landsmann Grimm, der seit seinen Jünglingsjahren meist in Paris weilte und im übrigen ganz zum Franzosen wurde, auf die Fortschritte der deutschen Dichtung und Wissenschaft hingewiesen, und in zwei Artikeln des Mercure de France (1750—51), durch sein 1754 begründetes Journal étranger und seine aphoristischen Bemerkungen in der von ihm 1753—1773 redigierten „Corresp. litér. philos. et critique“ für sein Vaterland gewirkt. Grimm hat sich aber von den Fesseln des Gottschedianismus nie ganz befreit, konnte daher Lessing nur einseitig, Klopstock überhaupt nicht würdigen. In Paris entfremdete er sich der deutschen Litteratur und stand ihr schlieſslich ungefähr so wie der von ihm scharf getadelte Friedrich der Groſse gegenüber.

Der Vortrag des Herrn Rektor Dörr-Solingen über „Reform des neusprachlichen Unterrichts, Erfahrungen und Erwägungen“ sollte nach Anordnung des Vorstandes erst am zweiten Sitzungstage (Montag) stattfinden, aber in der Versammlung hatten die Vorkämpfer der Reform durchgesetzt, daſs er schon Sonnabend Nachmittag (4—6 Uhr) stattfände. Was Dörr sagte, war nicht immer neu und parteilos, aber doch maſsvoller und sachlicher als die Erörterungen der Herren Reformer auf früheren Neuphilologentagen. Seine Vorschläge zur Besserung des Unterrichts und seine Angriffe gegen die Vertreter des „Alten“ sind durch die Schriften der neuesten Reformer, der „Jungen“, wie sie sich jetzt nennen, hinreichend bekannt, vielfach wurden sie von dem in die Debatte wirksam eingreifenden Oberschulrat v. Sallwürk, dem verdienstvollen badischen Pädagogen, berichtigt und eingeschränkt. Herrn Oberlehrer Klinkhards

ungestüme und seine eigenen Erfolge, die er auch in einer der Versammlung ausgehändigten Broschüre verherrlicht hatte, preisenden Worte haben den wohlberechtigten Bestrebungen der Reformer nur geschadet und sind hauptsächlich daran schuld, dafs eine sehr mafsvolle, zwischen den Gegensätzen vermittelnde These des Prof. Stengel von der bereits geleerten Versammlung nur mit schwacher Mehrheit angenommen wurde.

Da der Sonntag für die Besichtigung der reichhaltigen Dante-, Molière-, Shakespeare-, Scott-, Burns-, Sandeau-Sammlungen der Herren v. Locella, Prof. Scheffler, Oberl. Sahr-Dresden und für eine Fahrt nach Meifsen bestimmt, die Montagssitzung durch geschäftliche Beratungen zum grofsen Teile ausgefüllt war, so konnte Herr Prof. Stengel seinen Vortrag: „Zur Abfassung einer Geschichte der französischen Grammatik in Deutschland“ nur in sehr verkürzter Form halten. Er erwähnte die eingehenden Nachforschungen nach alten, zum Teil längst vergessenen Grammatiken der französischen Sprache, die er auf deutschen Bibliotheken angestellt hatte, forderte die Fachgenossen zu gleichen Studien auf, die dann einer von ihm ins Leben gerufenen Kommission zur Ordnung und Sichtung übergeben werden sollten. Jedenfalls hat der Gedanke, eine Geschichte der französischen Grammatik in Deutschland zu schreiben, hohe Bedeutung und verdient allseitige Förderung und Unterstützung.

Von den geschäftlichen Resultaten ist besonders die Abschaffung des probeweis gehaltenen neuphilologischen Centralanzeigers hervorzuheben. Der vorwiegend wissenschaftliche Charakter der Vorträge und Debatten und die ungestörte Eintracht der verschiedenen Berufsgenossen wird sicher viele, welche sich bisher von den Bestrebungen des „Verbandes der deutschen neuphilologischen Lehrerschaft“ fernhielten, bekehren. Für die sorgsame Vorbereitung alles dessen, was für den Neuphilologentag von Wichtigkeit und Interesse war, verdient der Vorstand, insbesondere der Vorsitzende Prof. Scheffler, den wärmsten Dank jedes Teilnehmers.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

H. Klinghardt, Ein Jahr Erfahrungen mit der neuen Methode. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Rambeau, Die Phonetik im französischen und englischen Klassenunterricht. (Hamburg, Meifsner.) 1 Mk.

Walter, Der franz. Klassenunterricht. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

G. Gröber, Grundrifs der romanischen Philologie. I. Bd. (Strafsburg, Trübner.) 14 Mk.

Fr. Neumann, Die romanische Philologie; ein Grundrifs. (Leipzig, Fues.) 2 Mk.

J. Heller, Real-Encyklopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens. 2. Hälfte. (Oppeln, Franck.) kompl. 10 Mk.

H. Paul, Grundrifs der germanischen Philologie. 6 Lfrgn. (Strafsburg, Trübner.) 4 Mk.

J. Methner, Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen. (Halle, Waisenhaus.) 2 Mk. 80 Pf.

G. Körting, Encyklopädie und Methodologie der englischen Philologie. (Heilbronn, Henninger.) 8 Mk.

E. O. Lubarsch, Über Deklamation und Rhythmus französischer Verse. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.

A. Darmesteter, La question de la réforme orthographique. (Paris, Delagrave.) 50 c.

Grammatik.

H. Hoffmann, Einführung in die Phonetik und Orthoepie der deutschen Sprache. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 60 Pf.

W. Dittmer, Die Pronomina possessiva im Altfranzösischen. (Greifswald, Dissert.)

Karl Ganzlin, Die Pronomina demonstrativa im Altfranzösischen. (Greifswald, Dissert.)

E. Schwan, Grammatik des Altfranzösischen (Laut- und Formenlehre). (Leipzig, Fues.) 3 Mk.

R. Alscher, Der Konjunktiv im Rolandsliede. (Progr. d. Oberrealschule zu Jägerndorf.)

O. Mätschke, Die Nebensätze der Zeit im Altfranzösischen. (Kiel, Dissert.)

H. Saberski, Zur provençalischen Lautlehre. (Berlin, Mayer & Müller.)

Badke, Die Anfangsgründe im Französischen auf phonetischer Grundlage. (Progr. d. Realgymn. in Stralsund.)

Ph. Marcou, Der Infinitiv im Französischen. (Berlin, Mayer & Müller.) 80 Pf.

S. Sänger, Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 80 Pf.

Hörnig, Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. (Leipzig, Fock.) 1 Mk.

A. Haase, Französische Syntax des 17. Jahrhunderts. (Oppeln, Franck.) 7 Mk.

Scherffig, Beiträge zur französischen Syntax. (Progr. d. Realschule in Zittau.)

A. Brachet et Dussouchet, Grammaire française. Cours Supérieur. (Paris, Hachette.) 1 fr.

Lexikographie.

A. Lübben, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Vollendet von Chr. Walther. II. (Norden, Soltau.) 5 Mk. 50 Pf.

F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous les dialectes du IXe au XVe siècle. Fasc. 51. (Paris, Bouillon et Vieweg.)

K. Nowack, Beiträge zur neufranzösischen Lexikographie. (Posen, Rehfeld.) 1 Mk.

Schuster-Regnier, Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 15. Aufl. Ganz neu bearbeitet von W. Damour. 2 Bände. (Leipzig, Weber.) 16 Mk.

A. Millet, Études lexicographiques sur l'ancienne langue française, à propos du dictionnaire de M. Godefroy. (Paris, Lechevalier.)

L. Rigaud, Dictionnaire d'Argot moderne. (Paris, Ollendorf.) 6 fr.

Éléments germaniques de la langue française. (Berlin, Boll.) 3 Mk.

F. A. Bosworth, A compendious Anglo-Saxon and English Dictionary. (London, Reeves.) 12 sh.

David Milne, A readable English Dictionary, etymological arranged. (London, Murray.) 7 sh. 6 d.

R. Bareia, Nuovo Diccionario de los voces y locuciones latinas y estrangeras mas usadas en la literatura, el periodismo y la conversación. (Paris, Bouret.)

Litteratur.

L. Schmidt, Gudrun. Eine Umdichtung des mhd. Gudrunliedes. (Wittenberg, Herrosé.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Gröneveld, Die älteste Bearbeitung der Griseldissage in Frankreich. (Marburg, Elwert.) 3 Mk. 60 Pf.

Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion. (Leipzig, Teubner.) 2 Mk. 40 Pf.

K. Breitsprecher, Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie. (Breslau, Kern.) 1 Mk.

J. Goldschmidt, Schillers Weltanschauung über die Bibel. (Berlin, Rosenbaum.) 8 Mk.

E. Philippi, Schillers lyrische Gedankendichtung, in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet. (Augsburg, Votsch.) 2 Mk.

M. Schmitz, Carmen Sylva und ihre Werke. (Neuwied, Heuser.) 1 Mk. 50 Pf.

G. Paris, Manuel d'ancien français. La littérature fr. au moyen-âge, (XIe—XIIe siècle). (Paris, Hachette.) 2 fr. 80 c.

Th. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. II. I. Abtlg. (Gotha, Thienemann.) 4 Mk.

E. Montet, La Noble Leçon. Texte original d'après le ms. de Cambridge, avec les variantes des ms. de Genève et de Dublin, suivi d'une traduction etc. (Paris, Fischbacher.) 3 fr. 50 c.

E. Seelmann, Bibliographie des altfranzösischen Rolandsliedes. (Heilbronn, Henninger.)
G. Rahstede, Studien zu La Rochefoucaulds Leben und Werken. (Braunschweig, Schwetschke.) 2 Mk. 40 Pf.
F. Bouquet, Points obscurs et nouveaux de la vie de Pierre Corneille. (Paris, Hachette.) 7 fr. 50 c.
B. Niemann, Über Mathurin Regniers Leben und Satiren. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
Le Roman du renard, avec étude littéraire sur le renard. (Paris, Gautier.) Nouvelle bibliothèque populaire. à 10 c.
Les satiriques français des XVIIIe et XIXe siècle. Nouv. bibl. pop. 10 c.
J. Friedrich, Die Dido-Dramen des Dolce, Jodelle und Marlowe in ihrem Verhältnis zueinander und zu Virgils Äneis. (Progr. d. Studienanstalt zu Kempten.)
E. Dannheifser, Studien zu Jean de Mairets Leben und Wirken. (Leipzig, Fock.)
Vernier, Montaigne, Étude littéraire et philologique sur Montaigne. (Niort, Favre.)
W. Orlopp, Über die Wortstellung bei Rabelais. (Jena, Dissert.)
S. Schopf, Beiträge zur Biographie und zur Chronologie der Lieder des Troubadours Peire Vidal. (Kiel, Dissert.)
L. Kellner, Zur Sprache Christopher Marlowes. (Progr. d. Staatsoberrealschule zu Wien.)
L. Wattendorff, Essai sur l'influence que Shakespeare a exercée sur la tragédie romantique française. (Kolberg, Warnke.) 80 Pf.
H. Morf, Die Cäsar-Tragödien Voltaires und Shakespeares. (Oppeln, Maske.) 40 Pf.
Vitzthum von Eckstädt, Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis dér Shakespeare-Dramen. (Stuttgart, Cotta.) 4 Mk.
Pseudo-Shakesperian plays. (Halle, Niemeyer.) 3 Mk.
H. Höne, Die Sprache des neueren englischen Romans und der Tagespresse. (Osnabrück u. Kolberg, Warnke.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

C. Schäfer, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Berlin, Winckelmann.) 1 Mk. 20 Pf.
P. Sénéchaud, abrégé de littérature française à l'usage des écoles supérieures. (Eisenach, Bacmeister.) 1 Mk.
Berger, Übungsbuch zur Erlernung des französischen Briefstils. (Hanau, Alberti.) 1 Mk. 20 Pf.
Racine, Britannicus. Publ. avec des notes par M. Lanson. (Paris, Hachette.) 1 fr.
Ch. Lebaigue et R. Pessonneaux, La lecture expliquée. Recueil de Morceaux choisis avec commentaires et questionnaires. (Paris, Belin.) 2 fr. 60 c.
J. Storm, Französische Sprechübungen. Mittlere Stufe. (Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1 Mk. 80 Pf.
A. Rambeau, Lauttafeln für den französischen und englischen Unterricht. 4 lith. Blatt. (Hamburg, Meifsner.) 4 Mk.
W. Fick, Materialien für den Anfangsunterricht im Englischen nach lautlicher Methode. (Hamburg, Seitz.) 85 Pf.
Ch. Dickens, A christmas carol. Mit Erklärungen von G. Tanger. (Leipzig, Tauchnitz.) 1 Mk.
F. L. Bierbaum, History of the English language and literature. II Edition. (Heidelberg, Weifs.) 3 Mk.

Briefe von Ch. F. Weiſse an K. W. Ramler.

Im Auszuge mitgeteilt
von
Karl Schüddekopf.

(Schluſs.)

70. L. 14. V. [76.] Tausend, tausend Dank, mein bester Rammler, für die groſsen Beweise Ihrer Freundschaft, die Sie mir in Ihren beiden letzten Briefen, hauptsächlich durch die Kritik meines Calas gegeben haben. Ich habe sie wegen der Meſsunruhen zwar nur flüchtig durchlaufen können: aber überall hat mir mein Gefühl gesagt, daſs sie wahr und richtig ist und ich habe mich mehr, als einmal schon vor den Kopf geschlagen, daſs ich nicht eben das vorher gefühlet habe. An vielen Dingen mag Schuld seyn, daſs ich den Kopf mit dem gerichtlichen Proceſs angefüllet hatte, und also für meine Absicht, der Wahrheit zu getreu geblieben bin. Gegen einige Erinnerungen möchte ich mich gern vertheidigen, dergleichen sind, daſs Marcanton zu viel Aufhebens über die 10 verlorenen *Louisd'or* mache:[1] nicht diese sind es, die ihm den unsinnigen Entschluſs erpressen, sondern der melankolische Zustand seines Gemüths, das diese Gelegenheit nur erhascht, seine Lage von der schwärzesten Seite zu betrachten. So bezieht sich die Anführung aus dem Shäkespear auf einen Zug aus des Unglücklichen Geschichte: indem er nämlich den *Monologve* des Hamlet *To be or not to be* beständig im Munde führte und her deklamirte.[2] Endlich scheint mir der

[1] In dem Monologe des Marc Antoine (so im Drucke von 1780), ältesten Sohnes des Jean Calas, I. Aufzug, 1. Auftritt.

[2] Im Drucke ist demgemäſs zu der Stelle: „Doch Seyn oder Nichtseyn, das ist die Frage! — Ja, bey dir, Hamlet, bey dir! — bey mir

kleine Zug, den Sie aus andern guten Gründen verwerfen, da er vom Tische kömmt, am ganzen Leibe bebt, und als ihn die alte Magd fragt, ob er friere, antwortet: nein, ich brenne,[1] die der Geschichte gemäſs ist, die Zerrüttung seiner Seele und die Unruhe, indem er eben im Begriffe ist, die That zu vollziehen, aufs äuſserste zu charakterisiren. Doch ein Verfasser denkt oft etwas hinzu, an das weder Leser noch Zuschauer dachte. Ich will bessern, was mir möglich ist und nur wünschen, daſs, wo ich Unkraut ausreiſse, nicht garstge Lücken werden mögen, die das Ganze noch mehr verunstalten. ... Haben Sie auch Dank für die *Curas posteriores* meiner kleinen Lieder und des Abcbuchs: sie sollen treulich aufbewahret werden.

Ein Exemplar von der neuen Ausgabe meiner Tragödien[2] und dem 2ten Stücke des Kinderfreundes soll Ihnen entweder einer Ihrer Buchhändler oder der Überbringer dieses Briefs überreichen. Dieser letzte ist H. Wezel,[3] der Verfasser des Tobias Knaut und mancherley anderer witzigen Versuche. Sie werden bald finden, daſs es ein Kopf ist, dem es nur an Reife fehlet. um ein guter Schriftsteller zuwerden: es ist auch sonst ein braver ehrlicher Mann, mit dem Ihr Minister Münchhausen, zu dem er als Hofmeister geht, gewiſs zufrieden seyn wird, den ich mit Liebe für Sie erfüllt habe, und den Sie vielleicht zu kleinen witzigen Aufträgen brauchen können. ...

71. L. 17. VI. 76. ... Freylich weiſs Engel von meinem Calas und es ist mir in gewisser maſsen nicht ganz lieb. Ich hatte mein Trauerspiel dem alten Eckhof anvertrauet, der es mit nach Gotha genommen, weil ich die Rolle des alten Calas ganz in seine Seele gearbeitet hatte. Er hatte es wieder Engeln vertraut und führte dieſsfalls eine kahle Entschuldigung: ich konnte also bey seiner Zurückkunft kein Geheimniſs gegen ihn daraus machen, und wenn ich es zum 5ten Bande meiner Tragödien nehme, so bin ich ohnedieſs verrathen. Darüber bin ich aber noch zweifelhaft. ...

---

entschieden“ die Anmerkung gemacht: „Marc Antoine pflegte diesen bekannten Monolog des Hamlet im Shakspeare beständig zu deklamiren.“

[1] 1780 S. 39 beibehalten.

[2] Trauerspiele von C. F. Weiſse. IV. Leipzig, Dyck, 1776.

[3] Cf. Goedeke G. R. II, 680 f.

Kennen Sie denn einen gewissen Cammerherrn vom Hombold in Berlin? Es ist hier ein junger Mann für ihn als Hofmeister *engag*iret worden:[1] da er aber weder Etwas von dem Haufse, noch von seinem künftigen Principal weifs, so hat er mich sehr gebeten, ob ich ihm nicht bald zu einer kleinen Nachricht zu verhelfen wüfste, weil er zu gleicher Zeit einen andern Vorschlag hat, und gern für sein Glück das Beste wählen möchte. Ich bin ihm aber diesen Dienst als einem Menschen von Rechtschaffenheit und Talenten schuldig. Es kömmt hauptsächlich darauf an, ob er daselbst eine Aussicht zu einem gewissen Glücke vor sich hat.

Ich erwarte hier täglich unsern Lessing von seiner gelehrten Italiänischen Reise.[2] Engeln werde ich nächstens schreiben. ...

72. L. 25. VIII. 76. Gottlob! dafs Sie wieder in Berlin sind.[3] ... Ihr Stillschweigen über Ihre Gesundheit scheint mir zu verrathen, dafs sie meinen Wünschen gemäfs ist. Meine kleine Frau hat mich während Ihrer Abwesenheit wieder zum Vater von einem kleinen Julchen gemacht, drey Mägdchen und ein Knabe, drey Blätter und ein Stiel, also ist das Kleeblatt fertig. Sie hatte noch dazu den klugen Streich gemacht, mich unter einer Entfernung von etlichen Tagen, da ich mit einem gewissen Baron von Wedel den Fürsten von Dessau in Werlitz und zugleich Basedows Philantropin besuchte, damit zu beschenken. ...

Den Julius von Tarent[4] habe ich noch nicht gelesen: Denn ich hüte mich wohl von den neuen shäkespearischen deutschen Dramen etwas anzurühren, ehe einer oder andere meiner Freunde mir es als ein unshakespeärisches angepriesen haben: unsere Zeit, mein liebster Freund, ist zu schätzbar, als dafs man alles auskosten kann, und wenn das halbe Säculum unsers Le-

---

[1] Campe verliefs das Humboldtsche Haus 1776; sein Nachfolger als Erzieher Wilhelms und Alexanders v. Humboldt ward 1777 Gottlob Joh. Christian Kunth (vgl. Das Leben des Staatsrath Kunth. Von Friedr. u. Paul Goldschmidt. Berlin, 1881, S. 14 f.), der bis Ostern 1776 in Leipzig studierte und vielleicht hier in Rede steht.

[2] L. war von Dresden nach Berlin gegangen, ohne Leipzig zu berühren, und schon seit Ende Februar 1776 wieder in Wolfenbüttel.

[3] Ramler war am 4. Mai zu seinem Bruder nach Kerstin gereist.

[4] Von Leisewitz.

bens vorbey ist, dann läuft die Zeit mit Hirschfüßsen nach dem Grabe.

Sie laden mich künftiges Jahr mit meiner Familie zu sich ein, weil Ebert hinkommen will. Was denken Sie, mein guter Rammler? Eberts wegen? wenn Sie gesagt hätten, Ihrentwegen, und Ihrentwegen allein, so hätte es geschehen können: aber eben weil Ebert hinkömmt, werde ich nicht hinkommen: denn ich bin so eyfersüchtig in der Freundschaft, als man es in der Liebe seyn kann, und wenn ich dort bin, will ich Sie ganz, ganz allein haben, für mich haben. Überdieß ist Ebert, so ein guter Mann er seyn mag, mir zu sehr Hofmann: er sagt allen Menschengesichtern ohne Unterschied, dieselben Süßsigkeiten und Freundschaftsbetheurungen mit eben dem Tone vor, mit dem er sie mir vorsagt, und das verräth mir eben so viel Kälte und Gleichgültigkeit gegen mich als alle die übrigen.

Kommen Sie lieber zu uns: ich bin zweymal in Berlin gewesen, und Sie sollen zweymal in Leipzig gewesen seyn, ehe ich wieder zu Ihnen komme. Sie reisen weit leichter, als ein Mann, der 4. Kinder, 4. Kopisten, 4. Bediente, und oft 80 000 Thaler in seiner Casse hat: wenn Sie zuschließen und Ihre alte ehrliche Guvernante mit einer Helleparde vor Ihre Thüre stellen, so ist alles bewacht. ...

[Ich treibe] itzt nur Kindereyen und befinde mich ruhiger dabey, als da ich mit andern um Ruhm buhlen wollte. Wie lächerlich kömmt mir das tiefe Stillschweigen aller nur möglichen gelehrten Zeitungsschreiber über die neue Ausgabe meiner Tragödien vor! Die meisten der kleinern werden wohl erst abwarten wollen, was eines von den gekrönten Häuptern der Kunstrichter, der Merkur, oder die allgemeine Bibliothek für einen Ton anstimmen möchten. ...

73. *Undat. [Ende 1776.]* Haben Sie tausend Dank, mein bester Freund, für die väterliche Güte, mit der Sie immer noch die Kinder meiner Muse ansehen, noch mehr für die Besserungen, die Sie ihnen angedeihen lassen. Ich will es gern gestehen, daß die Fehler der Rechtschreibung von mir selbst kommen: niemand kann sich (und es ist mir eben keine Ehre) um die deutsche Grammatik weniger bekümmert haben, als ich: daher läuft so manche Ungleichheit mit unter: ich will mir aber Ihre

Erinnerungen sorgfältig aufzeichnen, und bey der ersten Lektüre meiner Tragödien, wenn ich einmal in der Welt wieder darüber kommen sollte, nachbessern. Unsere meisten jungen Dichter verbittern uns Altgesellen beynahe ganz den Geschmack an der dramatischen Dichtkunst. Man hat uns diese Messe über bey Seilern mit nichts als Hamburgischen Preisstücken bewirthet: mein Gott! was ist das für widersinnisch Zeug! Findet sich noch bisweilen eine leidliche Scene drinnen, die man einem Engländer abgestohlen, so ist es ein Glücke. H. Gotter hat eine neue Manier, unser einen um sein bischen Ruhm zu bringen. Er fieng mit Engels Dankbaren Sohn an und durchspickte ihn mit Arien. Zu gutem Glück kam E. damals nach Gotha, widersetzte sich mit Händen und Füfsen: Da indessen die Arien komponirt und gelernt waren, stoppelte man ein Ding, wozu Engel den Plan machte, zusammen, das man den Jahrmarkt hiefs.[1] Jetzt hat H. G. diese Ehre meinem Walder,[2] und was mich weit mehr ärgert, dem Romeo[3] erwiesen, ihn in 3. Akte umgeformt und mit Lieder durchwebt. Da die Bendaische Musik dazu vortrefflich seyn soll, so seh ich im Voraus, dafs mein Romeo vom dem Theater verdrängt ist: die Sache ist wirklich unangenehm und H. G. sollte billig jeden in seinem Besitze ruhig lassen. Mit dem gröfsten Widerwillen mufs ich itzt die Revision meiner Komödien und komischen Opern zu der neuen Ausgabe übernehmen. Der erste Band von den letztern[4] ist schon abgedruckt, und da zu dem 4ten Bande nur ein einzig Stück die Jubelhochzeit vorhanden ist, so thät es Noth, ich machte noch eine, um diesen vollzumachen, eine Arbeit, die mir unter der itzigen Situation höchst ekel seyn würde, wenn ich auch schon eine Fabel dazu ausfündig gemacht hätte.

Allerdings haben Sie, mein liebster Freund unserm Huber

---

[1] Die Musik, unter dem Titel: „Der Dorfjahrmarkt“ erschien 1776, der Text des „Jahrmarktes“ 1778.

[2] Walder, ein ländliches Schauspiel mit Gesang in einem Aufzuge. Musik 1777, Text 1778; Gotha bei Ettinger. Vgl. Minor, S. 124.

[3] Romeo und Julia, ein Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen. Leipzig, Dyck, 1779. Vgl. Minor, S. 196, 214.

[4] Komische Opern von C. F. Weifse. Drei Teile. Leipzig, Dyck, 1777. Ein vierter Teil kam nicht zu stande.

einmal das Opfer der Nymphen geschickt, und ich habe Ihnen auch seine Übersetzung davon übersanndt.[1] Besinnen Sie Sich: denn Sie haben sie ganz gewiſs wo aufbewahret. Ich bin bey ihm gewesen, um zu sehen, ob er noch eine Kopie davon hätte: aber er hat vergebens nachgesucht. Wo mir recht ist, steht auch eine in *Hubers Choix litteraire des meilleurs poesies Allemandes* im 3ten Bande.[2] Er wird sie gern noch einmal übersetzen, wenn es noch Zeit ist. Dieselbe Übersetzung von Huber steht auch im *Journal etranger*. In Leipzig haben Sie gewiſs keinen einzigen Neider, sondern lauter feurige Freunde und Bewunderer, das wollte ich Ihnen beschwören, und deswegen müssen Sie auch auf künftigen Sommer wieder zu uns kommen. Herr E[bert] mag Sie besuchen, ehe Sie uns durch Ihre Gegenwart beglücken, oder wenn Sie wieder nach Hauſse sind: denn ich sehne mich recht innbrünstig nach Ihnen.

Daſs unser Lessing noch ein Ehmann geworden,[3] war mir anfänglich ganz unbegreiflich: Wenn Sie es wären, Sie mit dem gefühlvollsten und weichsten Herzen, der zärtlichsten und süſsesten Bande fähig und würdig, das wäre mir nicht unerwartet gewesen! Immer scheint es mir auch, daſs L. mehr am Geiste als am Herzen muſs gefesselt seyn, da die Person 35. Jahr alt, eine Mutter von 3. Kindern und beständig kränklich seyn soll. ...

74. L. 6. V. [77.]. ... Hier haben Sie, liebster Rammler, die neue Ausgabe meiner Opern nebst tausendfältigen Dank für die Verbesserungen des Aerntekranzes, die Sie mir mitgetheilet. Sie werden finden, daſs ich die ersten Bogen auch noch umdrucken lassen und Ihre bessern Lesarten auf das getreuste angenommen habe: nur bey einem Paar habe ich bey dem Alten bleiben oder eine kleine Aenderung vornehmen müssen, wo der eine Reim unserer Sächſsischen Aussprache zuwieder war, (es war nämlich gereimt Zeug und weich: wir in Sachſsen lesen durchgängig das *g* wie ein *k:* Zeuk) und in der andern war ein Provinzialausdruck, den wir hier nicht verstehen; ich kann

---

[1] Vgl. den 62. Brief.

[2] Gemeint ist Hubers „Choix de Poésies Allemandes“, die 1766 in vier Teilen zu Paris erschien, eine Übersetzung von Ramlers „Opfer der Nymphen“ aber nicht enthält.

[3] Am 8. Oktober 1776.

mich auf denselbigen nicht gleich besinnen. ... H. Gotter hat durch seinen Romeo den meinigen vom Theater verdrängt, ob es gleich ein so verstümmeltes Ding ist, daſs selbst die Bendaische Musik nicht das Miſsfallen der Zuschauer, die es vormals gesehen, heben kann. Haller hat sich, wie mir Kästner schreibt, in der Götting. Anzeige[1] gegen den Krispus* und noch ein anders, dessen Namen ich nicht weiſs, erklärt — Ja so mache denn Trauerspiele, wer Lust hat, welche zu machen! Billig sollte ich das zweyte Stück zur Jubelhochzeit machen, um den 4ten Band der komischen Opern auszufüllen, da das erste fehlt: aber ich kann mich nicht darzu entschlieſsen.

* *[Am Rande:]* Ich habe nun die Recension gesehen: ich sehe sie gilt alle meine Trauerspiele und der Eingang und Tadel ist durchgängig hämisch. Es sollte mir leicht seyn, zumal was unhistorisch genennt wird, alles zuwiderlegen. Noch besser wäre es, wenn ich die Recension der vorlezten Ausgabe der Götting. gel. Zeitung, die mit vollem Backen das Lob meiner Trauerspiele posaunte, gegenüber abdrucken lieſse. Aber die Schweizer werde ich nie wieder gut machen können, nachdem ich Bodmers Oedip, Johannes von Tockenburg und Jul. Cäsar für elende Werkchen erklärt habe.

☞ Der groſse Döbelin hat mich diese Messe besucht und hat mir solche Wunderdinge von seinem Theater erzählt, daſs, wenn der 100ste Theil davon wahr wäre, Ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.

Eine seltsame Erscheinung war mir vor kurzem ein Brief des alten Bodmer,[2] worinnen er mir schreibt, wie er gehört habe, daſs ich doch nicht ein so böser Mensch sey, als er geglaubt habe, ich solle also doch, wenn ich auch mit seinen Urtheilen über meine Schauspiele in seinen politischen Parodien nicht zufrieden wäre, seine Person nicht hassen. Ich habe ihm aus vollem Herzen darauf geantwortet, ob ich gleich nicht glauben kann, daſs ihm die Versöhnung so gar sehr von Herzen geht: denn er schickt mir eine neue Ausgabe seiner pol. Trauerspiele mit, wo noch alles mögliche Böse von den Meinigen gesagt wird. ... Ich habe gehört, unser guter Rode hat wieder ein paar Blätter geätzt; darf ich mir eine Anzeige für die Bibliothek ausbitten?

75. L. 22. VI. 77. ... Vermuthlich hat Ihnen unser Reich

[1] Vom 5. April 1777. Vgl. Hirzel, A. v. Hallers Gedichte. 1882. p. CDLXXXVII.

[2] Vgl. Minor, S. 292 ff.

schon gemeldet, daſs er sich nahe bey der Stadt ein artiges Landgütchen gekauft, wo er in der That nach seiner gewöhnlichen Gastfreyheit seinen Freunden manche angenehme Stunde zubereitet.

Haben Sie tausend, tausend Dank für Ihre vortrefflichen Verbesserungen in meinem Aerntekranze: aber ewig Schade, daſs sie erst nach Abdruck der ersten 4—5 Bogen angekommen: nur bey dem 5ten, der noch nicht abgezogen war habe ich sie nützen können: indessen habe ich sogleich mit dem Drucke einhalten lassen, um mir wenigstens von den letzten Bogen dieselben zu Nutzen zumachen. ... Auch die ersten Bogen sollen nicht vergebens der Zucht ihrer Hand genossen haben, wenn mich Gott anders noch eine künftige Auflage erleben läſst. Arien möchte ich freylich weder unsern Liederfreunden noch unserm Hiller gern wegnehmen und ich zweifle auch, da die Musik abgedruckt und die Partitur auf allen Theatern ist, ob sie sich dieselben werden nehmen lassen; endlich sind die Terzett und Qvartett auf dem Theater, wenn sie gut gesungen werden, ungemein angenehm und bringen ein gewisses Leben unter die Sänger, so elend sie sich auch lesen lassen. Gerade dasjenige, was zum Henker suchst du hier *etc.*[1] bey dem ich mir keinen Gedanken einfallen lieſs, es in Verse zubringen, muſste ich auf wiederholtes Bitten Hillers aus Prosa umschaffen. Bey dem Versuch, die Arien weniger unwahrscheinlich einzuführen, ist mir doch der Zweifel eingefallen, ob es nicht noch weit mehr auffällt, wenn die Personen etliche 30 mal sagen „sie wüſsten ein Liedchen, das so und so klänge.“ Die ängstliche Bemühung das unnatürliche wegzubringen, macht, deucht mir, es weit sichtbarer und wer sich an das Singen im währenden Dialog stöſst, wird sich dadurch schwerlich bekehren lassen. Mir wenigstens scheint es dadurch nicht zu gewinnen: doch bin ich vielleicht auch schon daran zu gewöhnt, als [daſs] ich das Unschickliche genug fühlen sollte. Ich habe für nöthig gehalten, zu dieser Ausgabe noch eine Vorrede hinzuzuthun, um meine Hauptabsicht

[1] Dieses Terzett, in den älteren Ausgaben der 8. Auftritt des III. Aufzuges, ist im 3. Teile der „Komischen Opern“ von 1777 (III. A., 11. Auftritt, S. 267 f.) nach Ramlers Vorschlage in Prosa verändert, die frühere Fassung aber doch in einer Anmerkung wiederholt worden.



bey dieser Arbeit zu entdecken: sie ist in gröſster Eil aufgesetzt. Lesen Sie Sie doch, mein bester Freund, mit der Feder in der Hand durch und streichen Sie weg, was Ihnen miſsfällt: halten Sie sie für überflüſsig, so zerreiſsen Sie dieselbige.

Haben Sie Dank für die französische Übersetzung.[1] Ich habe sie durchlesen: ob ich sie aber leicht wieder lesen werde, zweifle ich. Man sieht noch den groſsen Dichter: aber mein Himmel! was ist das für ein Unterschied, zumal wenn man schon den Kopf von der Harmonie der schönsten Verse voll hat. Schlimm genug, daſs ein deutscher König seine Horatze erst aus einer solchen Übersetzung muſs kennen lernen: die Bezeugung seiner Achtung[2] hat mich erfreut: aber wenn er Ihnen Ihr Alter durch einen ansehnlichen Gehalt, ohne alle Arbeit, wie August seinen Dichtern, ruhig und sorglos gemacht, sie auf das angenehmste Landguth in seinem weiten Gebiethe mit diesem Gehalten *[sic]* verwiesen hätte, das würde mich noch weit mehr erfreuen. Dem General Möllendorf[3] weiſs ich es Dank, daſs er Ihnen durch die schöne Dose seine Achtung bezeigt. Wäre es nicht möglich, daſs Sie es noch, wie unser Reich machten? Der Mann wird noch um ein 5. Jahr älter seyn, als Sie, und seine Frau ist sehr liebenswürdig. Eine Dose ist ja wohl mehr werth, als ein Apfel, und diese aus Ihrer Hand? Da könnten sich wohl noch 3. Erdengöttinnen drüber streiten. Ich habe vor einiger Zeit auch ein sehr prächtiges Gemälde, das die lezte Scene aus dem Romeo vorstellet, aus München zum Geschenke erhalten. Es ist von einem dasigen sehr berühmten Künstler Dorner,[4] der für die Schleuſsheimer Gallerie viel gemalt: so gleich ist unser Schicksal:

---

[1] Poesies lyriques de Monsieur Ramler. Traduites de l'Allemand [par Cacault]. A Berlin et a Paris. 1777. 8°. Vgl. den 54. Brief.

[2] Durch einen anerkennenden Brief, welchen ich an einem andern Orte zu veröffentlichen gedenke.

[3] Zum Lobe des damaligen Generallieutenants W. J. H. v. Möllendorf (1724—1816), der sich bei Leuthen, Torgau und Burkersdorf auszeichnete, hatte Ramler in seine Ode „Abschied von den Helden" eine Strophe eingeflickt und in der französischen Übersetzung nachtragen lassen. Zum Danke schenkte ihm M. eine kostbare Dose, auf welcher das Urteil des Paris eingeschnitzt war.

[4] Johann Jakob Dorner, der ältere (1741—1813). Vgl. ADB. 5, 354.

denn ich wollte wetten, dafs ich es mit Ihrer Dose in einer Stunde erhalten. ...

76. L. 13. VIII. [77.] Ihr würdiger Minister von Zettlitz ist nunmehro bey uns gewesen und ich halte es für Pflicht, Ihnen mein liebster Freund, in ein paar Worten Rechenschaft zu geben, wie ich Ihrer Empfehlung eine Genüge zu leisten mich bestrebet habe. Ob er mit meiner Aufmerksamkeit zufrieden gewesen, weifs ich nicht. Ich habe ihn aber die zween Tage, da er hier gewesen, kaum einen Augenblick verlassen, ihn in unsere Garten, Kabinetter und Bibliotheken geführet, mit unsern besten Leuten, deren ich habhaft werden konnte, bekannt gemacht, meine Frau der Seinigen zugeschickt, und endlich ihn noch den Abend vor seiner Abreise in unserer Mittewochgesellschaft, wo ich ihm unsere Künstler und Witzigen Köpfe am besten vorstellen konnte, bewirthet. Es waren wohl ein paar heifse Tage für mich: denn die Hitze war grofs, und ich, der das Gehen nicht so gewohnt ist, wie Ihr Herrn Berliner, war so niedergejagt, dafs ich diese zwey folgenden Tage wie angenagelt auf meinem Stuhle gesefsen und nach Luft geschnappt habe. Noch eine Menge ist mir übrig geblieben, von dem ich ihn gern noch unterrichtet hätte: aber, so klein unser Städtchen ist, so sind doch 2. Tage, wo man zumal verschiedene Bekanntschaften errichten möchte zu wenig.

Wie unendlich freue ich mich nicht auf Ihr Duodrama![1] O schicken Sie es bald! schicken Sie es, wo möglich mit einer Abschrift von der Musik: Die Kosten sollen alle ersetzt werden: so können wir es binnen 4. Wochen aufgeführt sehen: denn wir haben itzt eine Gesellschaft hier, die unfehlbar eine der besten werden wird, da man bey Hofe keine Kosten dafür sparet, und die besten Akteurs bey nahe überall schon *engag*iret sind: und dann, dann kommen Sie aufs Frühjahr zu uns und ärndten den vollen Beyfall der Bewunderung und Zufriedenheit ein. Was darf man sich nicht versprechen, wann Ihr lyrisches Genie sich dieses Feldes bemächtiget, das alle Zaubereyen der verschwisterten Künste mit zu Hülfe nehmen,

---

[1] Cephalus und Prokris. Ein Melodrama. Berlin 1778, komponirt von Reichardt und zuerst gespielt in Hamburg am 7. Juli 1777. Vgl. den folgenden Brief.

und mit in die Gebiete der Fabel und der Einbildungskraft ausschweifen kann! Grüssen Sie den Komponisten, der hier mein grofser Freund zu seyn schien, und den ich erst recht lieb gewinnen werde, wenn er in Ihre Seele gearbeitet hat.

Was mag ich in aller Welt den Berl. Kunstrichtern der Allg. Bibl. zu Leide gethan haben, dafs sie mich bei jeder Gelegenheit demüthigen. Sehen Sie nur, wie sie das kleine Ding die Geschwisterliebe aus dem Kinderfreunde abgeschmackt beurtheilen,[1] indessen, dafs sie die elenden und faden Kinderspiele eines Rode in Dessau loben. Und was sagen sie vom Kinderfreund selbst? „In des DomHerrn Rochau seinem ist mehr Simplicität!“ Wenn ich für kleine Bauernkinder von 5. und 6. Jahren Mährchen schreiben will, kann ich es auch, und mein Abcbuch ist älter, als des Herrn v. Rochau seines. „Manches ist zu hoch für Kinder.“ Für unsre Sächfsischen Kinder warrlich nicht, zumal wenn sie so alt sind, wie ich die meinigen beschreibe von 10—14 Jahren, und haben sie denn keine Aeltern und Hofmeister, dafs sie fragen können, wenn sie etwas nicht verstünden? Endlich vermifst man die Sokratische Methode. — Wenn diefs Wochenblättchen Catechisationen enthielte, so könnten sie sie vermissen: aber in Gesellschaftlichen Erzählungen, wo bald diefs bald jenes vorkömmt, versteh ich von der Sokratischen Methode nichts. — Doch vergeben Sie, liebster Freund, dafs ich Ihnen so etwas vorklage, da Sie mich lange werden beklaget haben: Wenn ich nur wenigstens so viel Gefälligkeit von Nicolai erhalten könnte, dafs er von meinen Sachen schwiege.

Der Überbringer dieses ist der Graf Auersberg aus Wien mit seinem Hofmeister, ein Schüler von Dennis, der Sie kennen zu lernen wünschet. ...

77. L. 25. V. 78. ... Ihre Verbesserungen zu Ihrer allerliebsten Bluhmenlese habe ich allezeit sorgfältig im Manuscripte nachgetragen, und unser Reich, welchem ich itzt auch eine baldige Genesung wünsche, da er sehr krank ist, wird sie nun unverzüglich in Druck geben. So ein genauer Kunstrichter, als Sie, mufs kein Mensch auf Erden seyn. Z. B. Bey Peneus wäre es mir nicht eingefallen, dafs ich nicht nach Bedürfnifs des

[1] ADBibl. Bd. 31, St. 2, S. 570 f.



Sylbenmaſses, das Wort bald zwey, bald dreysilbig gebrauchen könnte: ich dachte, die Lateiner hätten das auch gethan. Einen andern Zweifel habe ich Ihnen einmal bey einer Stelle Ihrer Oden[1] machen wollen, wo Sie (deucht mir) Proserpīnen lang gebraucht haben, da es doch wohl kurz seyn sollte: aber ich habe meine Grammatik so vergessen, daſs ich immer ungewiſs bin, zumal da mein Gedächtniſs mir sehr ungetreu ist.

Ihren Cephalus habe ich aufführen sehen.[2] Den feinen Kennern hat er auſserordentlich wohlgefallen. Die Brandes spielt die Prokris unverbesserlich: aber Cephalus, (Hempel, den Sie vielleicht vom Döbbelinschen Theater kennen,) hatte nicht den Umfang der Stimme, oder wuſste sie nicht genug zu schonen, daſs er gegen das Ende zu sehr kreischte. Dem gröſsern Publiko hätte ich noch einige Veränderung der Scenen gewünscht; so schön auch die Decoration war: aber es geht wie bey der Oper: alle Sinnen wollen bey diesem Schauspiele zu thun haben und dieſs um so vielmehr, da Monolog und Dialog durch die wiederholende, ausbildende Musik sehr verlängert werden: Ohne Zweifel kömmt es daher, daſs Ariadne auf Naxos[3] so sehr gefällt. Das Meer bey Heiterkeit und Sturm, das fortsegelnde Schiff, Donner und Blitz, alles hilft. Ich habe Brandes Ihre Wünsche in Ansehung Hn. Reichards entdeckt und er hat mir versprochen nach seinem Vermögen es zu bewerkstelligen, daſs ihm eine kleine *Gratification,* und solche durch ihn an Sie geschickt werde.

Mein Calas und die Brüder, die ich aber ganz zusammen geschmolzen und ihnen auch itzt den Titel die Flucht gegeben habe, könnte ich abdrucken lassen, wenn ich wollte: aber ich hatte diesen Winter so viel zu übersetzen angenommen z. B.

---

[1] Ode auf einen Granatapfel Vers 4.

[2] Vgl. den Brief einer Majorin v. Korff an Ramler (Leipzig 15. V. 78): „Ein wirkliches Vergnügen haben wir den 12 May gehabt. Cephalus und Prokris sahen wir auf den hiesigen Theater aufführen — und wie aufführen — vortreflich — gantz vortreflich. *Madam* Brandes, und Herr Hempel, zeigten daſs Schöne Melodrama in seiner völligen gröſse. Voll empfindung habe ich es angesehen. Auch die *Madam* Röder machte die Hiale schön. O mein Wertester Herr Prof., wie oft habe ich Ihre gegenwahrt gewünscht, bey ieden Wahren ausdruck erneurte sich mein Wunsch.“

[3] Ariadne auf Naxos, ein Duodrama von J. Chr. Brandes. Gotha 1775

Courtney Melmoths freymüthige Gedanken in 3. Th.[1] Miſs Moore Abhandlungen für junge Frauenzimmer, andere kleinere Arbeiten ungerechnet, daſs ich, da mich meine Krankheit bey nahe 6. Wochen gekostet, kaum fertig werden konnte. Sie werden sagen, liebster Freund, daſs ich als Übersetzer wenig Lorbeern einärndten werde, Sie haben Recht: wäre ich ledig, so hätte ich gewiſs ein besserer Dichter und gröſserer Gelehrter werden wollen: aber wo der Kreis der Familie sich so erweitert hat, daſs die Ausgabe die Einnahme übersteigt, muſs man bisweilen mehr auf Gewinnst als auf Ehre sehen.

Von den Nicolaischen Gedichten[2] habe ich bereits einige gelesen: sie sind allerliebst und haben viel Naivetät und Leichtigkeit: wenn das die ersten Schritte sind, so wird er manchen unter uns zurücke lassen. Klopstocks deutsche Grammatik[3] werde ich nie lesen, wenn ich auch wieder aufs neue zu leben anfienge, so wie ich viele, viele seiner Verse nicht gelesen habe.

Die angezeigten Theatralischen Werkchen kenne ich nicht. Ich will Ihnen dafür ein anders von unserer gewesenen Mademoisell Lucius anzeigen: Düval und Charmille, eine wahre Dresdner Geschichte.[4] Sie will durchaus ihren Namen nicht wissen lassen, darf sich meines Bedünkens nicht schämen: ich bin der Herausgeber.

Wir haben uns umsonst auf einander gefreut, mein bester Rammler. Der H. v. Thümmel, der zu Ende der Woche mich hier besucht, geht nunmehro nicht nach Berlin, da der Prinz von Koburg, den er besuchen wollte, zum Könige nach Schlesien gegangen. ...

Schicken Sie mir doch Ihre Anmerkungen über des Rechtschaffenen Adelungs Wörterbuch: ich wollte gern eine Recension davon machen und weiſs nichts darüber als eine Lobrede zu sagen: der 4te Theil kömmt auf Michael gewiſs. Breitkopf treibt

[1] Liberal Opinions, upon Animals, Man, and Providence by Courtney Melmoth (Pseudonym für Samuel Jackson Pratt). London, 1775—77, I. 8°. Die Übersetzung fehlt in Iphofens Verzeichnis, ebenso die folgende.

[2] Vermischte Gedichte von L. H. v. Nicolay. Berlin u. Stettin 1778 ff.

[3] Über die deutsche Rechtschreibung von Klopstock. Leipzig 1778.

[4] Cf. Goedeke, G. R. 2, 1089.

ihn, daſs er auch einen Auszug daraus machen soll: aber lieber gäbe er ein paar Bände Supplemente heraus. Er bittet Sie um Ihre fernere Freundschaft.

78. L. 8. V. 79. Sie sind doch der gefälligste Freund, auf dem ganzen Erdboden, mein bester Ramler. Sie haben mir durch die Rechenschaft, die Sie mir von einigen Verbesserungen in den Liedern Ihrer Bluhmenlese [gegeben haben,][1] einen unaussprechlichen Gefallen gethan. Jede Recension, sie möchte von mir oder einem andern seyn gemacht worden, würde das nicht gewesen seyn, und nicht haben seyn können. Jeder Leser wird Ihre Verbesserungen aus einem andern Gesichtspunkte ansehen und wenn er nicht ganz in Ihre feine Seele fühlet, das wenigste mal die wahre Ursache zu der oder jener errathen, zumal bey alten Liedern, wo die alten Lesarten zu tief im Gedächtniſs hängen. Überhaupt, glaube ich, würde es sehr wohl gethan seyn, wenn jeder gute Schriftsteller von seinen eignen Werken eine vollständige Recension machte. Es ist mir bey allen meinen Sachen so gegangen, daſs die Kunstrichter mir die allerschwächsten Stellen ausgezeichnet haben und sehr selten eine einzige, die ich gewünscht, oder auf die ich in meinen Gedanken einen Werth gesetzt hätte. Hätte ich einen so innigen, so vertrauten Freund, wie Sie an mir gehabt, der ein Journal geschrieben, so hätte ich mich gewiſs bisweilen zum Recensenten meiner eignen Schriften aufgeworfen; warrlich nicht um mir selbst Komplimente und Lobsprüche zu machen; sondern die Welt auf das zu weisen, was ich vorzüglich für gut hielte. Kein Jota soll übrigens nach dem Gebrauch Ihrer Handschrift übrig bleiben, sondern solche so gleich vertilget werden. Das ist auch der Mühe werth, daſs Sie Entschuldigungen wegen Ihrer Verbesserung in meinen Liedern in Rücksicht auf den Tadel meines vorigen Recensenten machen. Man weiſs schon, was herauskömmt, wenn ein Schuster den Apelles meistern will!

Unserm lieben Rode danken Sie unzähligmal für seine schönen Blätter. Wundern Sie Sich bey Leibe nicht, wenn meine

---

[1] Die Selbstanzeige steht in der Neuen Bibl. d. sch. Wiss. XXIII, 2, 275—299 und ist auf S. 61 meiner Dissertation (K. W. Ramler bis zu s. Verbindung mit Lessing. Wolfenbüttel 1886) nachzutragen.

Anzeigen in der Bibliothek bisweilen ein wenig kalt ausfallen. Wenn ich Ihnen meine Arbeiten und Zerstreuungen von Morgen bis Abends erzählen sollte, so würden Sie Sich wundern, wie ich noch alles bestreiten kann: aber das entschuldiget freylich nicht beim Publikum, und ich verdiene Ihren Verweis nach allem Recht.

Nach dem Namen des Filidor werde ich mich genau erkundigen.[1] Jezt in der Messe laufen alle Leute mit Bretern vor den Köpfen, daſs man ihnen ausweicht, um nicht über den Haufen gerannt zu werden. Sobald ich ihn weiſs, sollen Sie Nachricht haben. An Hn. Rode wird unser Winkler[2] nächstens um eine Zeichnung, als Pendant zu demjenigen schreiben, das unser Bause nach ihm sticht. Von seinem Catalog von Kupferstichen habe ich einen Gebrauch gemacht, der ihm vortheilhaft seyn soll. ...

79. L. 18. X. 79. ... Schreiben Sie ja keinen Kinderfreund! Da giebt es eine Menge Aeltern, die das für ein recht artig Mittelchen ansehen, ihren Kindern eine Übung zu verschaffen, und lassen ganze Hecken an mich schreiben: und ich — das kann ich nicht wie Lavater, öffentlich in Zeitungen es verbitten, weil es so prahlerisch läſst, noch weniger undankbar schweigen: also vertändele ich mein Leben mit Nichts.

Noch hat mir Reich nicht Ihren geänderten Wernicke[3] zu lesen gegeben: warum weiſs ich nicht! ich werde ihm aber denselben abfodern. Ich freue mich darauf: denn ich fange an, den Musen ganz feind zu werden, seit sie uns in Almanachen solch elendes unharmonisches Zeug auftischen. — Aber, liebster Freund, das ist doch von Ihnen falsch gedacht: „Besser das Alte dem Untergange entrissen, als etwas Neues gegeben, das bald den Untergang verdienen möchte.“ Was Sie uns Neues geben bleibt

---

[1] Vgl. Archiv f. Lg. XIII, 508, wo zu berichtigen ist, daſs Ramler aus Schwiegers „Geharnschter Venus“ (Hamburg 1660) S. 50 ein Lied in seine Lyrische Blumenlese VIII, 59 aufgenommen hatte und deswegen dem Pseudonym nachforschte.

[2] Lessings einstiger Reisegefährte.

[3] Christian Wernikens Überschriften. Nebst Opitzens, Tschernings, Andreas Gryphius und Adam Olearius epigrammatischen Gedichten. Leipzig 1780.

gewiſs: und wenn selbst ein allgemeiner Feuerbrand in den Büchersälen entstünde, so würden Ihre Verse nicht untergehen: denn wer noch ein wenig ächte Poesie liebt, kann die auswendig: und an den Lesern liegt so gar viel nicht, die man erst mit der Nase drauf stoſsen muſs, daſs sie, wo Rammler arbeitet, eine Goldgrube finden. ...

80. L. 26. I. 80.

Mein bester Freund,

Sie werden Sich wundern, was Sie hier für ein Exercitium von mir zu corrigiren bekommen! Aber Sie sind einmal mein litterarischer Mentor und ohne Sie habe ich nicht das Herz ein Jota in die Welt zu schicken. Ich bin genöthiget, meine Sophie, die ich nunmehr die Flucht genannt und den Calas drucken zu lassen. Die Ursache ist folgende. Unsere Schauspieler, die vom Calas gehöret, drangen vorigen Sommer in mich, daſs ich ihnen denselbigen zur Vorstellung geben sollte: nun hatte ich es längst gewünscht, weil dieſs immer die beste Schule für den Autor ist. Ich gab ihn also ohne Bedenken. Zum Unglück aber fand sich, daſs 4. von den Hauptakteuren, die ich gar nicht missen konnte, katholisch waren und wegen ihrer hiesigen Beichtväter und des Hofes willen darinnen zu spielen [sich nicht] getrauten: nun hatte ich Noth ihn wieder zurückzubekommen: er war durch aller Schauspieler und auch vielleicht mancher Studenten Hände gegangen, und ich muſs fürchten, ihn auf eine Art gedruckt zu sehen, die mir wenig behagen möchte, da ich ihn im Theateralmanach, in der Gothaischen, und andern gel. Zeitungen angekündiget finde: Besser also ich schicke ihn selbst fort. Ich habe Ihre Kritiken aufs sorgfältigste genützt: abgekürzt, wo abzukürzen war: So habe ich es auch mit dem andern gemacht, und ich denke, sie sollen dadurch eine ungleich bessere Gestalt gewonnen haben. Indessen habe ich es für höchst nöthig gefunden, beykommende Vorrede[1] hinzuzufügen. Prüfen Sie doch, mein Liebster, ob ich was Unschickliches darinnen gesagt, und streichen Sie weg und setzen Sie hinzu, was Sie für gut halten. Unsern Kritikern möchte ich gern eins abgeben: Denn ich kenne doch itzt kein einziges Journal, das ein witziges Werk mit Ein-

[1] Vgl. darüber Minor, S. 261 f.

sicht und Verstand beurtheilte. Die mittelmäſsigsten, holprichsten Dichter läſst man unsere besten alten Dichter verdrängen, erhebt Klopstockische Rhapsodien bis in Himmel und vergiſst ein Adelungisches Wörterbuch nur anzuzeigen. A propos, dieser unser Freund sagt mir, daſs er die Anfragen, die Sie durch mich an ihn haben thun lassen, selbst beantwortet habe.[1] Des Minister Zettlitzens Auftrag an ihn, wissen Sie. Er glaubt aber keine gute kleine Grammatik fertigen zu können, ohne daſs er zugleich in einer groſsen Rechenschaft von seinen Regeln giebt. Schade! daſs der Mann Arbeiten übernommen, worzu herkulische Geduld und Kräfte gehören, und ich würde mich nicht wundern, wenn er einmal unterläge. ...

81. *Undat. [März 1780.]* Tausend Dank, mein liebster Freund, für Ihre lezten Verbesserungen in meiner Vorrede. Aber da komme ich schon wieder mit einem Anliegen. Als ich diese Feyertage einmal von Amtsgeschäften frey war, fiel mir ein, ein poetisches Sendschreiben, als eine Zueignung an den Erbprinzen von Schleſswig Holstein Augustenburg[2] hinzuwerfen. Es ist dieſs ein junger liebenswürdiger Herr von 16 Jahren, der vor Kurzen mit der Königl. Dänischen Prinzessin von 10 Jahren in Hamburg verlobt worden, und der schon seit 3. Jahren mit mir in einem sehr vertraulichen Briefwechsel steht. Ich glaube nicht, daſs an dieser Epistel viel ist: aber in dem ersten Augenblicke, wann so etwas bey mir aus der Feder kömmt, bin ich auch nicht im Stande, es gewiſs zu sagen, oder zu bestimmen, wo es fehlt. Sie mein bester Mentor, sollen mir also bloſs sagen, ob es eine Verbesserung werth ist, und allenfalls einen Strich machen, wo solches nöthig, aber auch einen Strich durchs Ganze, wenn es, wie ich fürchte gar nichts taugt: Denn es ist nichts dran gelegen und ich bin ohnedieſs noch sehr ungewiſs, ob ich es nütze, oder nicht. Die Tragödien denke ich so ziemlich ausgebessert zu haben, wenigstens sind unsere neuen Dramen so beschaffen, daſs man sich unter sie wagen darf, ohne zu fürchten, daſs man von ihnen verdunkelt werde. Ich lese zwar wenig von der

[1] In einem ungedruckten Briefe vom 6. XI. 79. Ramlers Antwort, welche dessen Anteil an Adelungs grammatischen Arbeiten bezeugt, steht im Neuen Teutschen Merkur, 1807, Januar, S. 46 ff.

[2] Christian Friedrich, Schillers Wohlthäter. Vgl. den 90. Brief.

Gattung mehr, aber so viel weiſs ich doch, daſs ich seit etlichen Jahren 10. zu lesen angefangen, ohne eines vollenden zu können. Den dramatisirten Walwaise habe ich auch noch nicht gelesen, da mir derselbe Innhalt schon hier in einem Trauerspiel von einem Hofmeister war vorgesetzt worden und ich genug gewürget hatte. Jenes ist, glaube ich, in Manheim zum Vorschein gekommen. ...

Wegen des Wernicke habe ich gemeinschaftlich mit unserm Adelung alles in der Welt aufgesucht, wo wir etwas von ihm zu finden gedachten: aber alles umsonst! Wenn ich nicht froh wäre, mich von dem Briefwechsel mit dem Hn. v. Murr losgerissen zu haben, so hätte ich an den geschrieben: denn, wenn wo ein Jota von W. noch steht, so bringt es der heraus, sein einzig Verdienst! Denn sonst ist es ein beschwerlicher, abgeschmackter, eitler Mann. Günther ist Ihr Leibdichter in Ihrer Jugend gewesen und auch der Meinige, ja er ist der einzige beynahe gewesen, den ich bis zum 20ten Jahre gekannt: von Lohenstein habe ich lebenslang keine Zeile gelesen.

Der 4te Theil des groſsen Adelung. Wörterbuchs ist schon a mWeihnachten abgedruckt gewesen: und von dem kleinern sind es auch schon 8. Bogen und von einem englisch deutschen und deutsch englischen auch 10 Bogen: und dieſs sind noch lange, lange nicht alle Arbeiten, die sich der rechtschaffene Mann aufladet. Seine kleine Grammatik, sagt er mir, macht ihm unendliche Mühe, weil er sie aus der Sprache selbst herausziehen und nicht seinen beqvemen oder unwissenden Vorgängern nach, sein Werk auf lateinische und griechische Grammatiken bauen, oder den Schnitt darnach nehmen will. Freylich wäre es gescheiter gewesen, er hätte erst seine groſse *raisonnir*ende Grammatik zu Stande gebracht, weil alsdann ein Auszug leicht gewesen wäre. Er versichert mich, daſs er sein ganzes Wörterbuch durchgehen und alle Wörter prüfen müsse. Das schlimmste wäre, daſs er bey einer kleinen Grammatik nicht seine Ursachen immer hinschreiben könne, und viele seine Aussprüche für den Stolz eines *αὐτος ἔφη* ansehen möchten. Entschuldigen Sie ihn nur bey dem Minister Zettlitz, daſs es langsammer geht, als er vermuthete. ...

82. L. 29. IV. [80.] Tausend Dank, mein bester Freund, für Ihre lezten Correcturen in meiner poetischen Zueignungschrift! Jede Verbesserung von Ihnen, so klein sie ist, wird

mir wichtig: indessen habe ich Sie verstanden und sie weggelassen: in einem Merkur oder Musenallmanach kann sie vielleicht am ersten taugen. Hier erhalten Sie den neuen Band meiner Trauerspiele[1] brühwarm: aber ich beschwöre Sie bey unserer Freundschaft, daſs Sie mir mit der gröſsten Herzensaufrichtigkeit sagen, ob Sie wünschen, daſs ich sie nicht hätte drucken lassen: Denn kein Journal sagt mir die Wahrheit und keinem meiner übrigen Freunde traue ich so viel richtige Beurtheilung zu, als Ihnen, der eben so viel Theorie, als Geschmack, eben so viel Empfindung, als Belesenheit, selbst Dichter und unpartheyisch ist. Vor der Berl. Allg. Bibl. fürchte ich mich am meisten: denn ich finde bey Gelegenheit der Recensionen des Kinderfreundes, daſs ich dort zweyerley Richter habe: einer ist mir günstig, der andere feindselig, und nach dem nun ein oder der andere Band dem oder jenem in die Hände fällt, nach dem werde ich beurtheilet.

Ihr Wernike — o welch eine Arbeit steckt in Ihren Verbesserungen, wie schön sind sie — und wie wenig, die den alten Wernicke nicht dabey in die Hand nehmen werden Ihr ganzes Verdienst dabey einsehen!

Mit Lessing bin ich sehr unzufrieden, daſs er seine Muse so vernachläſsiget. Was hilft alle sein Balgen und Kampfjagen! Gewiſs nichts weiter, als daſs er nach 10. Jahren vielleicht, mit sammt seinen Gegner vergessen ist, und allenfalls in einer polemischen Bibliothek prangt.

Gern wollte ich von dem Petersburg. Nicolai einen Recensenten in meiner Bibl. abgeben: aber ich bin mit so vielen Arbeiten überhäuft, daſs noch 2. Bände von diesem braven Dichter von mir ungelesen sind. Von der Mad. Genlis Erziehungs-Theater, das ich übersetzt habe, schicke ich Ihnen den ersten Band, den Ihnen ein Buchhändler übergeben soll. ...

83. *Undat. [Mitte 1780.]* ... Herrn Dyck habe ich das mir vor einiger Zeit zugeschickte Gedicht sogleich übergeben: Schade, daſs es unter so vielen mittelmäſsigen stehen soll.

Noch herrscht über Ihren Wernike in allen gelehrten Zeitungen ein tiefes Stillschweigen: So bald unsere Kunstrichter

---

[1] „Die Flucht“ und „Jean Calas“ enthaltend.

eine Vergleichung anstellen sollen, so ist ihnen schon solches zu mühsam. Wie kahl war die Recension im [!] Göttingischen Zeitungen! Tadel dürfen Sie wohl nicht fürchten, man müſste sich denn darüber aufhalten, daſs Sie von Ihrem Reichthume fremde Kinder ausstatteten, da Sie eigne Kinder in die Welt setzen und versorgen könnten: und das ist so gar unwahr nicht: denn es kostet wahrhaftig Müh in der itzigen niedlich ausgebildeten Tracht die Wernikeschen wiederzufinden.

O! daſs Sie doch meine Trauerspiele gelesen hätten, ehe Sie dieselben aufführen sehen! Was darf ich mir versprechen, wenn Sie sie schlecht oder auch nur mittelmäſsig vorstellen sehen? Der Eindruck bleibt und läſst sich schwer wieder austilgen. Gleichwohl geht mir Ihr Urtheil über alle andern Kritiken, und würde mir vielleicht zu Verbesserungen bey einer anderweitigen Ausgabe dienen. Thun Sie es doch ja noch, mein liebster Rammler, wenn es noch Zeit ist und lesen die Flucht so wohl als den Calas, ehe sie gespielet werden.[1] Ich fürchte mich vor Nichts so sehr, als vor der Recension der Allg. Bibliothek: denn ich weiſs, daſs einer unter den Beurtheilern nicht mein Freund ist, und Nicolai sollte mir schon den Freundschaftsdienst erweisen, da es meine letzten Tragödien seyn sollen, und meiner gar nicht erwähnen, wenn es zu meinem Nachtheile geschehen muſs. In Augsburg hat man den Calas schon mit sammt dem Bilde von Chodowiecky nachgedruckt und nachgestochen und verkauft es für 3 Gr. ... Ich bin Willens dem [Kinderfreunde] ebenfalls bald ein Ende zu machen. Ist Ihnen mit dem Erziehungstheater der Gräfin von Genlis[2] was gedient, so schicke ich es Ihnen: Denn ich habe es übersetzt. Unser guter Adelung ist scharf über seiner Grammatik her, und empfiehlt sich Ihrer Freundschaft. ...

84. L. 28. IX. [80.] ... So wenig mich auch itzt der litterarische Ruhm mehr rühret, so ist es mir doch nicht gleichgültig, daſs Ihnen mein Calas und meine andern Kindereyen nicht miſsfallen. Aber nun möchte ich auch gern Ihre Kritiken wissen, damit ich bessern kann, was zu bessern ist, wenn es zu

[1] „Der Fanatismus oder Jean Calas“ wurde in Berlin zuerst von Döbbelin am 3. VIII. 1780 gegeben. (Cf. Brachvogel 1, 300. Minor, S. 248.)

[2] Der Frau Gräfin von Genlis Erziehungstheater für junge Frauenzimmer. Leipzig, 1780 bis 1782. IV. 8°.

einer zwoten Auflage kömmt. Ungerecht ist diejenige, die mir Schuld giebt, daſs ich Voltäre's nicht mit Ehren erwähnet hätte, ein sicherer Beweis, daſs man meine Vorrede nicht gelesen hat, wo ich gesagt, daſs er sich durch den Eyfer, womit er sich der Unschuld des Calas und der ...[1] angenommen, sein Andenken bey der Nachwelt noch unvergeſslicher mache, als selbst seine geistvollen Schriften.

Hiller läſst Ihnen seine freundschaftliche Empfehlung machen und versichert mich theuer, daſs die Sachen an den Herzog von Curland und die Beantwortung seiner Anfragen schon vor 14. Tagen abgegangen wären, und itzt in seinen Händen seyn müſsten.[2] Ich glaube es, weil er schon vor 8. Tagen mir etwas davon gesagt hat. Veichts Komposition Ihres Prokris[3] und Cephalus habe ich nie gehöret: aber Reichards auf unserm Theater.[4] Wie es mir damals schien, (ob ich gleich bloſs nach meiner Empfindung urtheile,) war sie ein wenig mit zu viel Musik überladen, und mich däuchte, daſs er den Gang hin und wieder zu sehr verzögerte, indem er jedes Wort ausmalen wollte.

Die Kritik, als ob Calas vorgestellet wurde, als ob er mit ausgeränkten Knöcheln aus der Marterkammer käme, geht vermuthlich den Berliner Akteur an? Denn ich habe sie nicht gelesen, weiſs also nicht, wo sie steht.

Unser guter Adelung wird Ihnen nun vermuthlich seine Einleitung in die deutsche Grammatik, die eine Geschichte der deutschen Sprache enthält, überschickt haben. Mir hat sie sehr wohlgefallen. Da er zugleich die groſse Grammatik, oder räsonnirende ausarbeitet, so geht es freylich langsamm: aber, er hat mir auch sehr richtig bewiesen, daſs er die eine ohne die andere nicht machen könne. Der Mann arbeitet unsäglich, und Sie würden erschrecken, wenn ich Ihnen eine Liste von allen Büchern, die

[1] Ein unleserliches Wort.

[2] Bezieht sich wohl auf Hillers Komposition einiger Lieder Elises von der Recke, der Schwägerin des Herzogs Peter von Kurland, welche als „Joh. Adam Hillers geistliche Lieder einer vornehmen kurländischen Dame, mit Melodien" 1780 in Leipzig erschienen.

[3] Jördens 4, 285 verzeichnet: Cephalus und Prokris, ein Singespiel von K. W. Ramler, in Musik gesetzt von Franz Adam Veichtner. Berlin 1779. Fol.

[4] Vgl. den 77. Brief.

er zu gleicher Zeit arbeitet, her setzen sollte. Ohne eine Felsenfeste Gesundheit hätte er lange erliegen müſsen.

Wie kalt unser Publikum gegen seine Dichter ist, davon ist Nicolai auch ein Zeuge. Ich lese doch eine Menge Journale und gel. Zeitungen und erinnere mich kaum, daſs ich seine Gedichte nur erwähnt gefunden habe. Wenn ich mich mehr in meiner Bibliothek mit Recensionen von Gedichten abgäbe, so hätte ich Rücksicht darauf genommen: aber ich fürchte das *genus irritabile* und habe nicht gern etwas mit ihnen zu thun. Von Ihrem Wernicke habe ich eine Recension für mein nächstes Stück:[1] Wenn ich nicht wegen Mangel von Manuscript es schon in dasjenige einrücken muſs, das itzt unter der Presse ist, so schicke ich es Ihnen zu Ende der Messe durch einen unserer Bekannten zur Durchsicht mit. Der Freund, der sie verfertiget, hat ein paar kleine Anmerkungen gemacht, die ich nicht gerade wegstreichen wollte, weil es den Schein einer zu freundschaftlichen Partheylichkeit haben möchte: so bald Sie sie aber miſsbilligten, müssen sie doch weg. ...

85. L. 18. X. 80. ... Engel sehe ich ist immer noch — Engel, der nachläſsige, hypochondrische, launische Engel. Unser guter Adelung wird die Fortsetzung, mit der er schon ziemlich weit ist, künftig zuerst in Ihre Hände geben, und vielleicht erhalten Sie schon durch die itzt zurückkehrende Meſsgelegenheiten einen Theil. Mich däucht, wenigstens was ich davon gelesen habe, thut der Erwartung eine Genüge. Meine Freunde Zollikoffer und Garve denken eben so. Ihr Blättchen habe ich Adelung gegeben, und er wird es nützen: ich habe mich immer so wenig mit grammatikalischen Untersuchungen abgegeben, daſs es mir schwer werden sollte, von vielem zu sagen, warum ich so und nicht anders schrieb: lasse mir aber jede Bestimmung von Ihnen und Adelung gefallen, die ich zu meinen Mustern nehmen. Es ist mir sehr ärgerlich, daſs ich die Recension Ihres Werniken schon habe müssen abdrucken lassen: aber ich hatte keine Zeile Manuscript mehr, der Buchdrucker drängte und mit Ausgang der Messe sollte 1 Stück fertig seyn. Für mein Leben gern hätte ich sie Ihnen erst zu lesen gegeben und ihr *videtur* darüber ein-

[1] Sie steht Neue Bibl. XXV, 1, 100—122. Vgl. die drei folgenden Briefe.

geholt, weil darinn etliche Bedenklichkeiten aufgeworfen werden, die dadurch wären beantwortet worden: Sie werden aber leicht glauben, dafs sie nicht zu Ihrem Nachtheil ist, sondern alles das Rühmliche davon sagt, was Ihre Bemühungen verdienen.

Ich mufs doch in Berlin einen hämischen Freund oder Feind haben, der mir bey jeder Gelegenheit einen Druck giebt. Ich weifs nicht, ob Sie in meinem Kinderfreunde die Friedensfeyer gelesen haben. Sagen Sie mir ohne Zurückhaltung und Sie werden mich unendlich verbinden, ob sie die Verachtung verdient, mit der gelegentlich bey der Andreischen Musik davon gesprochen wird. Mit Freuden will ich mich dem Urtheile unterwerfen, wenn Sie es für wahr halten: lassen Sie aber Ihre Freundschaft für mich nicht den geringsten Antheil daran nehmen. Ich sehe im Voraus, was ich vom 5ten Theil meiner Trauerspiele zu gewarten habe. . ..

85a. Ramler an Weifse. *[Undat. Concept.]* Antw. Was Sie mir von einer hämischen Kritik wieder ihre Kinderkomödie schreiben habe ich nicht gelesen. Aber eben lese ich das Gegentheil im 1 Stücke des 43. Bd. der allg. Bibl. *pag.* 283. „Die Paar Kinderscenen unter dem Titel des Friedensfestes, mögen wohl das beste Stück der Sammlung seyn, nicht eben durch die Kunst des Verf. — der mag aus Weifsens Friedensfeyer sehen, wie viel ihm fehlt — sondern weil etc. etc.

It. p. 279. Doch bequemer für den Leser und auch wohl redlicher wäre es allemahl gehandelt, die eigenen Artikel von den abgeschriebenen zu unterscheiden, und überhaupt Bücher, wie z. E. der Kinderfreund ist, die in jeder HausBibliothek zu seyn pflegen nicht zu oft plündern, um dafs etc. etc.

Und in der Hauptstelle *p.* 258. „Das kleine Schauspiel Versprechen mufs man halten ist eins der besten für Kinder, sowohl dem Inhalt als der Ausführung nach. Eben das mufs ich von dem Stücke des 15 Th. sagen, welches heist: Die Friedensfeyer; und gleichfalls von der natürl. Zauberey im 18 Th.

86. L. 6. II. 81.

Mein liebster, befster Freund,

Ich mufs auch einmal aufser unserer eingeführten Ordnung, und zwar auf das Begehren eines Freundes an Sie schreiben. Der H. v. Blankenburg ein warmer Verehrer von Ihnen giebt

auf Verlangen unsers Reichs eine Übersetzung der lezten Sulzerischen. Schriften heraus und wird dieser eine Lebensgeschichte von ihm vorsetzen. Da Sie den Verstorbenen ziemlich nahe gekannt haben und so gar als Schriftsteller mit ihm in Verbindung gewesen, so wünschte er wohl durch mich von des Mannes Charakter näher unterrichtet zu seyn, weil er nicht gern Gleimens und Hirzels Posaune[1] nachposaunen möchte. Besonders fehlt ihm auch die genaue Geschichte von Ihrem damaligen Kritischen Wochenblatte,[2] und ich wollte doch nicht, da Sie dabey interessiret waren, daſs er Etwas hin schrieb, das unwahr wäre oder Sie nicht wollten gesagt wissen. Ich stehe Ihnen dafür, daſs Alles was Sie mir über diese Sache schreiben werden, oder die Materialien, die Sie zu S. Leben an die Hand geben können, ohne Ihrer zu erwähnen, soll genüzt werden. Blankenburg ist mein vertrauter Freund und ein guter Mann, der tiefe Einsichten in die Philosophie mit vieler Litteraturkenntniſs verbindet. Er versichert mich, (da er bey dieser Gelegenheit die Sulz. Schriften sehr genau durchstudiret,) daſs er das nicht darinne fände, was viele sich einbildeten, und daſs selbst das Gebiete der schönen Wissenschaften betreffend, Adelung in s. Wörterbuche die Begriffe von vielen Dingen weit richtiger als jener bestimmt habe.

Garve hat mir vor einigen Tagen geschrieben, daſs er sich gefreuet habe, in Ihnen den Mann zu finden, der meine enthuiastische Liebe für Sie so sehr rechtfertigte.[3] Der gute Adelung grüſst Sie von ganzem Herzen! Seine Grammatik, wo er so viel Schwürigkeiten zu überwinden hat, wird ihm sehr sauer.

Mein Kinderfreund wird Ihnen doch ordentlich übergeben? Mit dem 24ten Bändchen werde ich schlieſsen. Voller Angst erwarte ich die Recension meiner lezten Trauerspiele in der Allgem. Bibliothek. Ich wünschte, wenn sie nichts Gutes davon sagen

---

[1] Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. Zwei Abtheilungen. Zürich und Winterthur. 1779.

[2] Critische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. Auf das Jahr 1750. Vgl. Wagner, Lessing-Forschungen. Berlin, 1881 und meine Dissert. S. 29 ff.

[3] Garve schreibt vielmehr aus Berlin (15. I. 81): „Ramler, der gewiſs ein redlicher, dienstfertiger Mann ist, wird durch etwas Affectation, Egoismus und Einschränkung aller seiner Kenntnisse auf Poesie im Umgange weniger angenehm.“ (Briefe von Chr. Garve an Chr. F. Weiſse. Breslau, 1803. I, 160.)

zu können glauben, daſs sie dieselben lieber ganz mit Stillschweigen übergiengen. Ich habe es Hn. Nicolai schon hier gesagt, und bitte es ihm nebst meiner freundschaftlichen Begrüſsung zu wiederholen. Sind Sie mit der Recension von Wernikens Gedichten in meiner Bibliothek zufrieden gewesen? Gelegentlich soll eine über die Nicolaischen folgen. ...

87. L. 22. V. 81. Ihr lieber Brief, mein bester Freund, kam in Absicht der kleinen Nachricht den Sulzerischen Antheil an den Kritischen Neuigkeiten, für den Hn. v. Bl[ankenburg] [betreffend] zu spät, weil sein Leben sammt der Vorrede abgedruckt war. Am Ende liegt so gar viel weiter nicht daran, da, wie ich sehe, dieselbige kritische Schrift so gar lange nicht in seinen Händen gewesen. Sulzers Charakter schildern Sie so, wie ich ihn durch meine eigne Erfahrung habe kennen lernen. Einseitige Liebe bis zum Enthusiasmus für seine Landsleute und Bitterkeit gegen Diejenigen, die nicht seiner Meynung waren. Was Engel über sein philosophisches Wörterbuch sagt, glauben mehrere und nur jüngst sagte mir Jemand, daſs er in Adelungs Wörterbuch mehr Bestimmung von manchem, in die sch. Wiss. einschlagenden Worte und mehr Aufschlüsse fände, als in manchem unter derselbigen Rubrik weitläuftig abgehandelten Artikel in jenem und unser Adelung selbst sagt, daſs er wenig Trost bey ihm zu seiner Absicht gefunden habe, so sehr er gehofft, sich darinnen vorgearbeitet zu sehen. *Peace to his Ashes!* Ich werde mich immer freuen, wenn sein Andenken bei der Nachwelt erhalten wird. Lessings Ruhm wird sicher bleiben, wenn auch manche seiner gelehrten Streitschrifften nicht mehr sollten gelesen werden. Sein Lob in der allg. Bibl. und in der Berl. Zeitung hätte ihn freylich beschämen müssen, wenn er noch gelebt hätte. So viel weiſs ich, daſs ihn sein Chemnitzer Bruder,[1] der Conrector, der ihm der liebste unter seinen Geschwistern war, auf eine solche Art nicht gepriesen hätte.

Die Stellen aus der allg. Bibl., die zum Lobe meines Kinderfreundes gereichen, hatte ich damals nicht gesehen, wohl aber ein Urtheil, das bey Gelegenheit der Andräischen Musik über die Friedensfeyer über den Dichter daselbst gefällt wurde: ich

[1] Theophilus.

habe den Band nicht bey der Hand. Am Ende muſs ohnedieſs ein Autor lernen, jedes Urtheil zu ertragen, wenn er ruhig schlafen [will], oder er muſs niemals Autor werden. — Schon lange war ich in Willens meine alten Komödien noch einmal zu überarbeiten: die Vergessenheit aber, in die sie so gänzlich bey dem Publikum und auf der Bühne gerathen sind, überzeugt mich, daſs sie es nicht werth sind. Ich werde also wohl am klügsten thun, wenn ich meine kleine Muſse der Erziehung meiner Kinder wiedme, und die Autorschaft andern überlasse.

Wenn es bey den Recensionen in meiner Bibl. oft sehr flüchtig zugeht, so müssen Sie verzeihen, liebster Freund! Den ganzen Tag sitze ich in meiner Zollbude, wo ich kein Buch bey der Hand habe um eine Vergleichung anzustellen, in wie fern die Recensionen ihre Richtigkeit haben, viel weniger bin ich auch selbst einer Anstrengung fähig: die Recension des Wernike würde also freylich wohl etwas besser ausgefallen seyn, wenn ich meine *curas posteriores* hinzuthun können: aber ich bin immer froh, wenn ich nur einmal ein Stück zusammenstoppeln kann. Ich hätte längst aufgehöret, aber es wartet Jemand darauf, der sie dann zu einem Tummelplatze bitterer Kritiken und Streitigkeiten machen würde. ...

88. [L.] 2. V. [83.] Ja, mein bester Freund, ich bin krank, so krank gewesen, daſs ich dem Lande sehr nahe war, von dem kein Reisender zurückkömmt.[1] ... Ich will Sie nicht mit der Geschichte meiner Krankheit unterhalten, da solches, wenn Sie sie zu wissen verlangen, mein Sohn thun kann. Diesen überschicke ich Ihnen nebst seinem vortrefflichen, 10jährigen Lehrer. Wenn ich Ihnen in dem ersten noch keinen Dichter übersende, so finden Sie doch in ihm einen jungen 16jährigen Gelehrten, der einen groſsen Theil junger Leute von seinem Alter in der alten Litteratur, in der alten und neuern Geschichte, in

[1] Vgl. Ramler an Reich, 7. V. 83. [ungedr.]: „Unser Freund Weiſse ist uns wiedergeschenkt und vorgestern habe ich seinen ersten Brief erhalten und sein wahres Ebenbild seinen lieben Sohn umarmt. Lange Zeit habe ich keinen so glücklichen Tag gehabt, als diesen. Heute antworte ich auf seinen Brief noch nicht; aber mit seinem Sohn werde ich ihm desto mehr schreiben. Aber meinen herzlichsten Gruſs bitte ich ihm zu machen.“

der Naturgeschichte, in der theoretischen und praktischen Mathematik leicht hinter sich zurücklassen kann; was mir ihn aber lieber, als Alles macht, der ein edles, freundschaftliches Herz und alle Empfindungen besitzt, die den guten Menschen ausmachen. ... Während meiner Krankheit fiel mir der Gedanke ein, wie bald der Tod liebende Freunde, zumal, wenn sie in gewisse Jahre kommen, trennen kann, und da wünschte ich denn, dafs mein Sohn meine verehrungswürdigen Freunde in Berlin sollte kennen lernen, ehe noch dergleichen traurige Vorfälle kämen. Er wird Ihnen von dem litterarischen Abtrag meiner Schuld Alles mitbringen, was in seinem [!] Koffer geht.

Wie sehr habe ich mich gefreut, dafs man dem vortrefflichen Rode endlich noch Gerechtigkeit wiederfahren läfst.[1] ... Der Madame Therbusch ihr Leben steht im neusten Stück der Bibl.,[2] das nächster Tage bey Ihnen einlaufen wird: Dank Ihnen für diesen Beytrag! Denn ich habe itzt Noth, die Bibl. vollzufüllen und Ihnen verdanke ich doch denselbigen.

Ihre herrliche Ode, Lob der Gottheit,[3] hat mich sehr gefreut und in meiner Schwachheit habe ich sie auswendig gelernt.

Ich mufs schliefsen, weil ich meinem Ernst gern noch etliche Empfehlungsschreiben für meine Berliner Freunde mitgeben wollte. ...

89. L. 20. VI. [83.] *Empfehlungsschreiben für* H. Wagenseil aus Kaufbeuren, der kleine Biographien für die Jugend herausgegeben, auch den *Huttenium* zu ediren angefangen.[4] ... Nur will ich noch melden, dafs ich die Rodischen Kupfer zum gröfsten Danke für den braven lieben Künstler erhalten und wie Sie aus der Bibliothek werden ersehen haben, auch der Länge nach angezeigt habe. ...

90. *Undat. [Ende 1783.]* Der Überbringer dieses ist der Königl. Dänische Legationsrath Schiffmann, Hofmeister der Prinzen

[1] Rode ward 1783 Direktor der kgl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin.

[2] Neue Bibl. d. sch. Wiss. XXVIII, 2, 324—334.

[3] „Lob der Gottheit. Nach dem 19. Psalm." Berlin. Monatsschr. 1783, April, S. 311 f.

[4] Ulrici de Hutten Opera. Tom. I. Epistolas ... complectens. Ed. Chr. Jac. Wagenseil. Lips. 1783. Weiter nichts erschienen.

von Schleſswig Holstein Augustenburg. Er so wohl als diese wünschen Sie, mein bester, kennen zu lernen und ich möchte ihnen gern diesen Vortheil verschaffen, da sie meine Freunde sind. Vorzüglich zeichnet sich der Erbprinz[1] durch seinen reifen Verstand und durch sein vortreffliches Herz aus: er ist, (doch unter uns!) der Bräutigam der jungen Königl. Dänischen Prinzeſsin, und studiret itzt mit seinen beyden Brüdern bey uns, die bereits ObristLieutenants in Dänischen Diensten sind. — Doch genug von Prinzen!

... Gern hätte ich Ihnen den ersten Theil vom Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes[2] mitgeschickt: aber Ihr Chodowieky hält uns mit den Kupfern auf, und verspricht sie erst mit Ende des Monats zu liefern: doch Sie werden nicht viel dabey verlieren. Es läuft Etwas Unnatürliches in diesem Briefwechsel mit unter, das ich ihm nicht habe benehmen können. ...

91. L. 18. V. 84. Auch ich, mein bester Freund, habe einen sehr traurigen Winter gehabt. Fünf Wochen lag ich an einem bösen Fuſse krank, wo die Rose vor der Zeit blühte und noch geht der Wundarzt zu mir: Dann lagen alle meine Kinder am Scharlachfieber, bösen Hälsen, und Masern hart danieder: ja, meine älteste Tochter Henriette war nur einen Schritt vom Grabe entfernt. Gottlob! daſs es überstanden ist. Unsere völlige Genesung erwarten wir nun von der heilenden Hand des Frühlings.

Dank Ihnen für die lezten Theile des Zuschauers,[3] der eine unterhaltende Lectüre auf dem Lande, vorzüglich für meine Familie abgeben wird. Die Gedichte Ihres edlen, verblichenen Freundes, des Past. Götz, habe ich seinem Sohne selbst eingehändiget,[4] und da er sie hier drucken lassen will, mich gegen

[1] Vgl. den 81. Brief.

[2] Vgl. Minor, S. 348 f.

[3] Auszug des Englischen Zuschauers nach einer neuen Übersetzung. Acht Bände. Berlin 1782 f. Über diesen Auszug des „Spectator“ von Addison, welchen Benzler unter Ramlers Mitarbeit übersetzte, vgl. Seuffert im A. f. Lg. IX, 512 ff.

[4] Gottl. Christ. Götz, Buchhalter in der Schwanschen Buchhandlung zu Mannheim, schreibt am 15. V. 84 aus Leipzig an Ramler: „Herr KreissteuerEinnehmer Weiſse hatte die Güte mir Ihre geehrteste Zuschrift vom 1ten dieses [abgedruckt bei Voss, Über Götz und Ramler. Mannh. 1809. S. 149 f.] persönlich zu überliefern. Bey meiner Ankunft in Leipzig konnte mich nichts angenehmer überraschen, als dieser Brief aus

ihn erboten, die lezte, oder auch die erste Korrektur zu übernehmen. Ich werde mich dabey genau nach Ihrer Vorschrift richten und alle Mühe darauf wenden. Wenigstens habe ich den Vortheil, daſs ich Ihre *Circulos* kenne, und wenn mir eine Bedenklichkeit aufstoſsen sollte, geschwind anfragen kann.

Adelung, der sich Ihrer Freundschaft recht herzlich empfiehlt, läſst itzt das 2te Stück seines 2ten Theils vom Magazin drucken: so bald es die Presse verlassen, wird er die beiden Stücken zugleich schicken.

Haben Sie denn, mein liebster, den Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes erhalten? Geschickt habe ich ihn durch den Verleger; und so Gott will! und Herr Chodowiezky [!], so erhalten Sie den 2ten Band diese Messe noch durch die Buchhändler. Sagen Sie mir, ob Sie damit zufrieden sind? Denn Ihr Beyfall geht mir über Alles. Ich sehe, daſs man für die Deutschen Kleinigkeiten schreiben muſs, wenn man Lob erhalten will. Der Kinderfreund hat mir mehr Beyfall verschaft, als Alles was ich in der Welt geschrieben habe: Doch erkenne ich auch hier, so eitel es aus dem Munde eines Autors klingt: *magna fama, magnum malum!* Ich werde von Aufträgen, Hofmeister und Kinderlehrer zu verschaffen und von Briefen von Aeltern und Kindern bald überschüttet, und diese Messe bin ich von Besuchern so bestürmt worden, daſs sie die beschwerlichste für mich gewesen, die ich jemals gehabt habe. Auſserdem ist eine Menge gelehrter Zugvögel hier gewesen, die mir itzt die fürchterlichsten sind, da Sie anfangen, ihre nichtsbedeutenden Reisen drucken zu lassen.[1] ...

---

diesen Händen und ich freute mich herzlich, über die längstgewünschte Nachricht, daſs Sie nun mit Bearbeitung und Ordnen der Gedichte meines sel. Vaters völlig zu Stand gekommen. ... Noch ist es nicht entschieden, ob ich die Gedichte hier oder in Mannheim drucken laſse; Solten sie aber hier gedruckt werden, so will Hr. Kreis-Steuer Einnehmer Weiſse so gütig seyn die Revision zu übernehmen, wobey die Gedichte gewiſs nichts verlieren." Derselbe am 7. IX. 84 aus Mannheim: „Ich laſse es hier verfertigen, weil Papier, Drucker, Kupferstecher wohlfeiler sind, als in Leipzig, ich auch auf Correctur und das typographische überhaupt mehr Sorgfalt, mit Beihülfe Hn. Schwans, der die *revision* lieſst, verwenden kann, da alles unter unsern Augen gemacht wird."

[1] Hier folgt ein unleserlicher Satz.

Vor kurzem war auch ein neuer Hofmeister des jüngsten Prinzen Ihres Königl. Prinzen Ferdinands bey mir. Man sagt mir, Campe habe ihn empfohlen. Kennen Sie den jungen Mann? — Wohl, wir denken gewiſs — einer wie der andere. Leuchsenring ist, wie ich höre, Hofmeister des künftig-künftigen Kronerben geworden.[1] Auch ihn habe ich vor kurzem hier gesprochen.

Sie müssen noch lange leben und noch viele Ausgaben Ihrer Schriften selbst besorgen: Denn ich rechne darauf, daſs Sie noch auf meine Urne eine Thränen [!] sollen fallen lassen! ...

92. L. 22. X. 84. Der Anlauf von Menschen ist diese Messe bey mir so groſs gewesen, daſs ich noch wie in einem Rausche schreibe. Noch ist die Cammerherrin von der Reck[2] und unser beyder alter Freund Grothausen mit seiner Frau hier, die auch den Winter hier bleiben wollen, und von denen der erste sehr krank ist. ...

Ihr Cyrus[3] hat mir viel Freude gemacht. Tausend Dank dafür, so wie für die Anzeige der Rodischen Blätter: sie selbst habe ich noch nicht erhalten: Doch bin ich im Voraus dem lieben Geber verbunden. Meine Zeit Verse und Dramen zu machen ist ganz vorbey: Ist es Liebe für den alten Geschmack, oder Mangel des Gefühls: aber ich kann mich gar nicht mit unsern Mode Dramen und dem Theater, wo man nichts, als solche Haupt und Staatsactionen sieht, vertragen. Alle Embryonen, die ich sonst noch im Kopfe mit mir umher trug, sterben nach und nach ab, und die Welt wird so wenig dabey verlieren, als ich: Denn mein Haus ist itzt meine Welt und meine Kinder meine Musen: für diese arbeite ich noch und spiele mit ihnen. Ganz

---

[1] Franz Michael Leuchsenring wurde im April 1784 von Friedrich d. Gr. zum Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm (III.) in den Anfangsgründen der Dialektik ernannt, blieb aber nur bis zum Juni d. J. im Amte. Vgl. H. v. Sybel, Zwei Lehrer Friedrich Wilhelms III. in der Philosophie (Berliner Ak. Berichte 1879, S. 714 ff.).

[2] Vgl. Sophie Beckers Tagebuch „Vor hundert Jahren", hg. v. Karo und Geyer (Stuttgart 1884), S. 58—63.

[3] „Cyrus und Kassandane. Ein Singespiel", auf Herzog Peters von Kurland Vorschlag zum Empfange des Czaren verfertigt, aber nicht aufgeführt. Zuerst gedruckt in der Berlinischen Monatsschrift 1784, August, S. 97—130, dann einzeln Berlin 1786 in 8°. In Musik gesetzt von J. D. Hensel. Halle 1786. 4°.

gewiſs würden Sie mit Ihrer feinen musikalischen Oper[1] den Metastasio und Qvinault ausgestochen haben, wenn Sie für Gesangspiele hätten arbeiten wollen: Denn wer ist, der es Ihnen an Wohlklange der Verse gleich thut?

Von neuen Meſsbüchern habe ich noch wenig gelesen: doch bin ich auf Engels Mimik[2] begierig, ob ich gleich zweifle, daſs dadurch bessre Schauspieler werden gebildet werden. Stollbergs Jamben[3] haben in einem Schweizer Journale über theologische und schöne Litteratur eine schreckliche Rezension bekommen. Unser Adelung sagt, daſs er mit seinem Wörterbuche lange fertig sey, und es bloſs an Breitkopfen läge, daſs es nicht abgedruckt wird; ja er versichert, daſs er schon wieder zu 4. Qvartanten *Supplemente* liegen habe. Zum Groſsen *Lexico* hat er die lezte Messe einen 4⁰ Band von 6. Alphabeten geliefert und itzt arbeitet er an einer philosophischen Grammatik, die in 3. Bänden erscheinen soll. Sie werden wenigstens daraus schlieſsen, daſs er nicht müſsig geht. ...

93. L. 20. I. 85. ... Können Sie glauben, daſs ich sie [Madame Koch] auch nicht ein einzigmal seit ihren Hierseyn besuchet? ... Nun will ich ihr heute vor ihrer Abreise wenigstens noch diesen Brief überbringen, und ihr meinen Segen auf den Weg geben.

Ob wir gleich itzt nur die Messen über ein Schauspiel hier haben, so bin ich doch in 2. Jahren nicht hineingekommen. Schlieſsen Sie daraus auf meine Gleichgültigkeit für dasselbe. Immer hängt mir noch der altväterische Geschmack von Plane, Ordnung, Wahrscheinlichkeit u. s. w. an, als daſs ich die allermeisten neuen Schauspiele mit allen ihrem Guten verdauen könnte. — Tausend Dank! daſs Sie noch den Krispus einmal wieder in Erinnerung bringen wollen: eine andere Frage ists, ob Ihnen auch das Publikum dafür danken wird: Daſs Sie mit meinem Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes zufrieden sind, macht mir wahre Freude, und ich beschwöre Sie, als einen meiner ältesten Freunde, daſs Sie mir winken, wenn ich aufhören

[1] Siehe vorige Seite Note 3.

[2] Ideen zu einer Mimik. Berlin 1785 f. II. (angekündigt im T. Merkur 1782, II, 179).

[3] Jamben. Leipzig 1784.

soll. Selten hat man Selbstgefühl und Selbsterkenntnifs genug, um zu fühlen, wenn die Kräfte zu sinken anfangen.

Die Kammerherrin von der Reck ist in Ellrich bey Göcking, nachdem sie hin und her auf den Witz umhergereiset ist und sich zulezt auch in Weimar noch 4. Wochen aufgehalten hat. Ich verehre sie von ganzem Herzen: aber — unter uns gesagt! wenn sie auch keine Verse machte, würde ich sie verehren: wir verstehn einander! ...

Mit innigster Erwartung sehe ich Ihrer Ausgabe von Götzens Gedichten entgegen: Dann wird man sich doch wieder einmal von den holprichten Versen, die man bisher verschlucken müssen, erholen können. ...

94. L. 5. II. [85.] Schon so oft, mein befster Freund, sind Sie mir durch Ihre vortreffliche Feile zu Hülfe gekommen: o darf ich es wagen, Sie wieder um dieser ihre Politur zu bitten? Nicht ich allein, die Ehre Deutschlands so wohl, als die Ehre Ihres innigen Freundes gewinnt dabey.[1] Schon vorm Jahre sagte ein in dem Dresdner Journale von Kanzler und Meifsner eingerückter Brief von unserm engl. Gesandten, dem Grafen von Brühl, dafs die königl. Familie daselbst viel Vergnügen am Kinderfreunde fände — in einem neuerlichen, ebenfalls daselbst stand wieder: „Er habe den Königlichen Prinzessinnen, die sehr unzufrieden gewesen, dafs der Kinderfreund aufgehört, gesagt, dafs er fortgesetzt würde, und sie hätten viel Freude darüber bezeugt.“ — Diefs war mir nun weiter ganz gleichgültig, da das Lob eines Kenners, wie Sie, mir weit mehr schmeichelt. Indessen erhalte ich einen Brief vom 7. Jänner von dem Hofmeister eines irländischen Lords, der ein alter Freund von mir ist, und mir sagt, die *Lectrice* der Königin habe ihm erzählt, was schon der Graf Brühl in seinen Schreiben erwähnt und die Königin liefs mich fragen, ob ich ihn denn fortsetzte? Ich antwortete meinem Freund, dafs solches im Briefwechsel geschähe, und dafs ich bey der schmeichelhaften Nachricht, die ich schon damals in einem deutschen Journale gefunden, auf den Gedanken gekommen wäre, der jungen Königl. Familie in einer

[1] Vgl. zum folgenden Weifses Selbstbiographie S. 196 f. und den 103. Brief.



kleinen Zueignung diese Fortsetzung zu übersenden: es sey aber nun zu spät, weil ich schon 2. Bändchen geliefert habe. Hierauf schreibt mir mein Freund, der meinen Brief der *Lectrice* gewiesen: sie habe ihm denselben abgefodert, und da sie dem König und der Königin davon gesagt, hätten sie sich ihr ihn [!] geben lassen, und ihn ganz durchgelesen, worauf ihr die lezte gesagt, sie sollte mir schreiben, ob es dazu nicht noch Zeit bey dem 3[ten] Theile wäre, sie würde solches mit grofsem Vergnügen sehen: ich könnte mich selbst darauf berufen, ich sollte es aber nicht allen ihren Kindern, sondern nur ihren beyden ältesten Prinzessinnen, Charlotten Augusten, und Augusten Sophien zuschreiben, weil diese deutsch am befsten sprächen. — Was soll ich thun? Auf diesen Wink kann ich nicht zurück bleiben, so unangenehm es mir von der Seite ist, da der 3[te] Theil schon vor 14. Tagen fertig ist und eben sollte versendet werden. In der gröfsten Eil habe ich hier beygelegte Erzählung entworfen, weil diefs die leichteste Versart für mich ist, der hohe Odenton, der vielleicht der schicklichste gewesen wäre, meine Muse nicht kleidet, und vielleicht für die Prinzessinnen auch unverständlich gewesen wäre; endlich auch die leichte Erzählung dem Innhalte angemessen ist. O! dafs ich das Talent hätte, auf eine so feine, delikate Art, wie Sie, die Grofsen zu loben: Doch ich gebe was ich kann, und vielleicht hilft mir das gute Vorurtheil, das man für mich gefafst hat, fort. Bessern Sie, liebster Freund, was zu bessern möglich ist. Wenn man im Tumulte der Einnahme, die gerade bey mir itzt am stärksten ist, ohne nur seine Gedanken ein wenig zu sammeln, etwas hinwerfen mufs, so darf man freylich nichts hervorstechendes erwarten. Beym Grofsen taugen aber auch Klopstockische Schrauben nicht immer. Ist es Ihnen möglich, mir etwa in 8. Tagen diefs Epistelchen wieder zu senden, so würden Sie zu so viel Freundschaftsdiensten, die ich Ihnen schon durch mein Leben schuldig bin, einen neuen hinzuthun. Erlaubt es Ihre Mufse aber nicht, so melden Sie mir es nur in zwo Zeilchen und vertilgen Sie die Handschrift. ...

[Beilage:] Der Ruf, der Vogelschnell durch weite Länder flieht, *etc.*

95. L. 28. II. 85. Ich kann den Überbringer dieses HEn.

Döll, aus Gotha,[1] einen liebenswürdigen Künstler, und einen der gröſsten Bildhauer in Deutschland, nicht hierdurch gehen lassen, ohne Ihnen, bester Freund, tausend Dank für Ihre so feinen Verbesserungen meiner lezten Zueignung zu übersenden. Ich habe sie alle bis auf 2. Zeilen benützt, wovon ich Ihnen bey der nächsten Übersendung die Ursachen schreiben will, da ich Ihnen gern noch etwas von Döll sagen möchte. Der Herzog von Gotha hat ihn 8. Jahre lang in Italien arbeiten lassen, wo er selbst 3. Jahre in Rom eine Werkstatt eröffnet. Er ist derjenige, der unserm Winkelmann das dort aufgerichtete Monument verfertiget und viel schöne Sachen modelliret und in Marmor gehauen. Mich und unsern Zollikoffer hat er vor 2. Jahren, da er hier für Oesern an dem Monumente der Königin Mathilde arbeitete, sehr glücklich modelliret und itzt hat ihn der Graf v. Schmettau nach Berlin sich auf 3. Monate vom Herzog von Gotha erbeten. Er wünscht Sie und Ihren trefflichen Rode vorzüglich kennen zu lernen, und da er ein so guter Mann ist, habe ich seine Foderung zu billig gefunden, als daſs ich sie ihm verweigern konnte. ...

96. L. 4. V. 85. ... HEn. Rellstab habe ich zweymal gesehen. Wenn er aber unsre Künstler durch mich will kennen lernen, so muſs er auſser der Messe kommen: Doch braucht er mich auch dazu nicht: denn so viel ich ihrer nur kenne, sie mögen Hiller oder Bause heiſsen, so sind sie alle so menschenfreundlich, wie Ihr lieber Rode, daſs jeder Besuch des guten Mannes ihnen willkommen ist. Freylich hat unser lieber Bause seine vortreffliche Tochter verloren,[2] an Geist und Körper schön und voller Talente. Meine Henriette hatte mit einem andern jungen Frauenzimmer mit ihr und ihrer Schwester diesen Winter ein Kränzchen zusammen, und diese drangen mir beyliegendes äuſserst flüchtige Gedichte in ihrem Namen ab: da es den Begräbniſstag vertheilt seyn und mithin gleich gemacht und auch abgedruckt seyn muſste, so können Sie leicht auf die Zeit rechnen, die ich

---

[1] Friedrich Wilhelm Döll (1750—1816), von 1773 bis 1781 in Rom, dann Hofbildhauer und Professor in Gotha. Von ihm u. a. Lessings Denkmal in der Wolfenbüttler Bibliothek und Büsten von Mengs, Winckelmann und Keppler. Vgl. Beck, Ernst II., Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg. Gotha 1854, S. 241.

[2] Vgl. unten den 98. Brief.

darauf wenden konnte: o daſs ich nicht Ihre Feile dabey zu Hülfe rufen konnte! wenn es sich anders der Mühe verlohnt hätte! — Tausendmal dankt Ihnen der redliche Vater für Ihr Mitleid.

Den guten Abbt Blarer kannte ich schon, und seiner zu genieſsen, hatte ich kein ander Mittel, als daſs ich ihn ein paar mal zu Tische bat: Der Mann sollte in seiner Kirche wegen seiner philosophischen Denkungsart ein Heiliger werden.

Reich hat mir seine Schwürigkeiten bey Ihrem Briefe an ihn[1] schon in Weg geworfen. In der Messe ist er halb verwirrt und ungeachtet ich schon ein paarmal auf ihn Jagd gemacht, so habe ich ihn doch immer in Abrechnung mit seinen Buchhändlern gefunden. Mir würden Ihre Verbesserungen vortrefflich behagen. Welcher Logau indessen besser abgehen würde, ob der neue oder der alte, traue ich mir kaum zu sagen: Denn ich habe wohl auch schon die albernen Urtheile gehöret, daſs man einem alten Dichter seine Sprache lassen müsse, um das Charakteristische derselben beurtheilen zu können: aber unser Publikum macht es wie das Volk in der Fabel, der Vater mag auf den Esel reuten, oder ihn führen, nie macht ers ihm recht. Das schlimmste aber ist seine Kälte und sein Undank gegen seine alten ersten Dichter. Schon die Namen Opitz, Logau, Wernicke sind ihnen Popanze, vor denen sie laufen, indessen daſs die Franzosen und Engländer ihre ersten alten Dichter, unverbessert, und verbessert, alle Jahre wieder drucken, und ich denke oft, daſs es in Deutschland kaum der Mühe lohnt, sich Lorbeern zu sammeln, weil sie dieselben dem Dichter gemeiniglich mit ins Grab nehmen und da verfaulen lassen.

Ihr braver Abramson hat mir viel Ehre erwiesen und Sie noch mehr, durch Ihre herrliche Erfindung,[2] die sich allgemeinen

[1] Vom 11. IV. 85, worin es heiſst: „Jetzt bin ich bey der Vermehrung des Logau; denn verbessert ist er in dem vorigen Jahre schon ganz. ... Schreiben Sie mir nur, ob Sie es gegen die Ostermesse 1786 brauchen können. Ich kann es im Julius Ihnen schon völlig druckfertig zustellen." Diese zweite Ausgabe des zuerst 1759 mit Lessing herausgegebenen Logau erschien erst 1791.

[2] Eine Medaille, erfunden von Ramler, gezeichnet von Frisch. Auf der Vorderseite Weiſses Kopf, auf der Rückseite das Brustbild der Pallas, daneben ein Lorbeerbaum mit den Symbolen der Tragödie, Komödie und Lyrik, und der Umschrift: Latet sub Pallade mentor.

Beyfall erwirbt, ob sie gleich für mich beynahe zu rühmlich ist! Tausend Dank für diesen neuen Beweis Ihrer Freundschaft! Ich wünschte dem guten Künstler zum Besten, daſs er sie an das hiesige Intelligenz Comtoir in Commission etwa zur Michaelmesse schickte, da es diese nicht geschehen: vielleicht machten Aeltern ihren Kindern damit ChristGeschenke: Denn bei diesen glaube ich noch in dem besten Credit zu stehen. Die Bekanntmachung in der Gothaischen und Litteratur Zeitung und in den Hamburgischen würde ihm auch gute Dienste thun, weil diese am meisten gelesen werden.

H. Götze hat mir gesagt, daſs seines Vaters Gedichte[1] an Sie vor 8 Tagen abgegangen sind. Er ist spät hier angekommen. Noch habe ich sie nicht gelesen; so wie Nichts von der Messe: ich freue mich aber sehr darauf und bewahre sie für eine Frühlingskost in Stötteritz auf, wo ich mich in den ersten schönen Maytagen, die nicht kommen wollen, recht daran laben will. So haben wir doch diese Messe wenigstens etwas recht Vortreffliches in seiner Art, durch Ihre Fürsorge erhalten.

Ich finde im Meſsverzeichniſs den Schlaftrunk von Lessing.[2] Gewiſs ein von ihm erhaschter Plan, den ein Stümper ausgeführt....

97. L. 24. V. 86. *Empfehlungsbillet für* Mag. Schmidt, ein gelehrter, geschickter und in der Litteratur sehr bewanderter Mann. Er ist von Ulm, wo er auch bereits seine künftige Versorgung zu gewarten hat, und den Winter über hier bey unserm neuen Superintendent, dem D. Rosenmüller gewesen. ... Sie haben doch den 6ten Theil meiner Kindereyen, ich meyne den Briefwechsel erhalten? Unsers lieben Rode Anhang zu dem Verzeichnisse seiner radirten Blätter habe ich empfangen und in meine Bibliothek einrücken lassen. Izt übersetze ich ein Buch über die alten Jungfern, von dem Dichter Hayley,[3] welches mir viel Vergnügen macht. ...

---

[1] Vermischte Gedichte von Johann Nikolas Götz. Herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. III Theile. Mannheim 1785. Leider noch immer die einzige, völlig unzureichende Ausgabe dieses Dichters.

[2] Der Schlaftrunk .. zu Ende gebracht vom Verf. der Jugendgeschichte Karl und Sophie. Regensburg 1785. 8°.

[3] Ein philosophischer, historischer und moralischer Versuch über die alten Jungfern. Von einem Freunde der Schwesterschaft, aus dem Englischen. Leipzig 1786. III. 8°.

98. L. 12. IX. 86. Liebster, bester Freund, | Ich kann meinem Herzen unmöglich die Gewalt anthun, und ihm bey dem Glücke, das Ihnen wiederfahren ist,[1] es [!] nicht überströmen lassen, da es von Freude ganz voll ist. Ihr neuer König hat Sie mit einer ansehnlichen Pension begnadiget, eine Gnade, die Sie zwar längst tausendmal verdient hätten: aber wie viel Verdienste bleiben nicht unerkannt und unbelohnt? Diese erkannt und belohnt zu sehen, sie bey einem solchen Manne, einem Freunde, den man so liebt, wie ich Sie liebe, erkannt und belohnt zu sehen, das verdient wohl Dank und Freude, und seit langer Zeit habe ich keine freudigere Überraschung gehabt, als die mir die Zusendung dieser Nachricht gemacht. Auch kann ich Sie aufrichtig versichern, daſs ganz Leipzig daran Antheil nimmt und daſs Ihr König darüber mehr Lobsprüche eingeerndtet hat als wenn er schon die Hälfte der Lorbeern seines Vorfahren erhalten hätte. Jedes hält ihn nun für einen gerechten, Menschen liebenden König, der Verdienst kennt und ehrt, und sein Volk glücklich machen wird: und daſs er meinen Rammler liebt — was ist das vollends für mich für eine Süſsigkeit! Ich weiſs, daſs Geld in der Welt nicht glücklich macht, und daſs Sie keiner vermehrten Einkünfte bedurften, um der Weise und glückliche Mann zu seyn, der Sie sind: Aber, so wie es doch nicht zu verachten ist, ein gemächliches und sorgenloses Alter leben zu können; so ist der Triumpf noch schmeichelhafter, wenn wir auch vor der Welt der Ehre theilhaftig werden, die wir verdienen, und uns nicht mehr in die Classe der Tagelöhner herabgesetzt sehen. Gott lasse Sie Ihres Glücks lange genieſsen! O daſs Sie nicht 30 Jahre zurücke haben, so munterte

---

[1] Durch folgendes Kabinettsschreiben Friedrich Wilhelms II.:

„Hochgelahrter, Lieber, Getreuer. Eure bekannten Verdienste, um die Wiſsenschaften, haben Meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen können, und Euch Meinen Beyfall erworben. Zugleich habe Ich Euch aber auch Meinen *Estim* dadurch thätig bezeugen wollen, daſs Ich die *ordre* gestellt habe, daſs Ihr, alljährlich, aus der *General Domainen Caſse,* in den gewöhnlichen *terminen,* eine *Pension* von Achthundert Tal. ausgezahlt erhalten sollet. Ich bin Euer gnädiger

Berlin König

den 27ten August, 1786. [gez:] Fr. Wilh.

An den *Profeſsor Ramler* alhier.“

ich Sie noch auf, eine gute, Ihrer würdige Gattin aufzusuchen: denn auch des häuſslichen Glücks waren Sie mehr, als tausende wehrt. Indessen ist Ihnen Ihre Muse getreu und wirklich erstaune ich oft über die fleiſsigen Besuche, die sie Ihnen noch itzt abstattet: vielleicht eben darum, weil Sie ihr ihre Junggesellenschaft zum Opfer gebracht haben, da uns abgenützten Ehemänner, wenn wir gleich die keuschen Schwestern noch liebzukosen Lust hätten, diese kalt zurückweisen. ...

Ihre vortreffliche Elegie auf die liebe Bausin habe ich in dem Museo gelesen.[1] Jedermann glaubte darinne Rammlersche Poesie zu finden: nur machte uns der Umstand zweifelhaft, wie Sie zu der warmen Theilnehmung sollten gekommen seyn.[2] Nunmehr wird sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit gelesen werden: Denn da man in einem Journale nichts von Ihnen zulesen gewohnt gewesen ist, so hat man es auch dort nicht gesucht.

Da Oesers Familie, so wie ich diesen Sommer meistens auf dem Lande zugebracht, so haben wir keines das andere gesehen. Nun, da alles allmählich wieder in die Stadt kömmt, will ich die Mlle Oeserin nächstens besuchen, mich nach der überschickten Zeichnung erkundigen und Ihnen mit den ersten Meſsbuchhändlern getreue Rechenschaft davon geben.

Unser Bause sticht itzt Ihren König nach einem schönen Grafischen Bilde, das dem preuſs. Gesandten Hn. von Alvensleben in Dresden gehört. ...

Rode hatte einmal eine kleine Götterlehre zum Schulgebrauch für die Jugend aufgesetzt: ich wünschte sehr, daſs man davon eine Abschrift für Geld und gute Worte bekommen könnte, weil

---

[1] Elegie auf den Tod der Eudosia. Im Deutschen Museum, 1785, Dezember, S. 523—27.

[2] Ramler folgte der dringenden Bitte Friederike Oesers, die am 30. III. 85 schrieb: „Das liebste beste Mädchen, unsere liebe Friedericke Bause, hat uns der grausame Tod so plözlich geraubt, daſs wir uns noch wie betäubt anstaunen. Wir beweinen sie, wir besingen sie, aber immer nicht so, wie sie es verdient, und wie es unserm Herzen gnügt. Der beste Dichter, muſs das beste Mädchen betrauern! und ihr Unsterblichkeit geben! ... Sagen Sie theuerster Herr Profeſsor, das Teutschlands Töchtern, sagen Sie es ihnen, daſs man nicht nur so schön, sondern so gut, so fromm seyn muſs, um unserm Geschlechte ein Beyspiel zu seyn, und sie werden ihrem liebenswürdigen Lehrer, mit Dank, und Verehrung gehorchen."

ich sie gerne für meine kleinen Mädchen brauchen möchte, da ich für sie kein schickliches Handbuch zu der Absicht finde. ...

99. *Undat. [Ende 1786.]* Was für eine Freude haben Sie mir nicht mit Ihrem liebesvollem Briefe, so wie mit dem Geschenke der Inlagen gemacht! Sagen Sie ja nicht, daſs Ihre Muse altert. Wenn Ihre Ode[1] nicht in Dithyramben Ton gestimmet ist, so ist sie um so viel unvergleichlicher, da ihre sanften Töne ganz zu dem sanften Könige, der uns den Frieden erhalten soll passen, und dem Ohre durch ihre Harmonie so sehr schmeicheln, als dem Herzen, das in Ihre gefälligen Wünsche so gern einstimmt.

Unter allen den Liedern die ich auf Ihren groſsen verstorbenen König gelesen, hat mir Schubarts Gedichte[2] am besten gefallen, weil er die Hauptbegebenheiten aus seinem Leben kurz und meisterhaft zusammengestellt hat.

Tausend Dank für die Abschrift Ihrer Mythologie![3] O daſs ich auch Ihre Erklärungen und Zusätze dazu hätte, oder nur etwas von Ihrem Geiste, um meine Mädchen darinne unterrichten zu können. Versuchen will ich es. Inzwischen sorgen Sie nicht, daſs sie aus meinen Händen komme. Die Geschichte des Valvaise und Gustav Adolph will ich, so bald sich der Aufruhr der Messe geleget hat, abschreiben lassen: denn ich muſs das Buch erst aufsuchen und es geht mir mit dieser Art Büchern, wie Ihnen; sie wandern aus einer Hand in die Andere, und bleiben in einer ungewissenhaften endlich zurück: zum Glücke, daſs es noch der Verleger hat. Mittlerweile schicke ich Ihnen des *Hayley* Versuch über die alten Jungfern, den Sie Vossen abfodern müssen, wenn er Ihnen denselben nicht seinem Auftrag gemäſs selbst übergiebt. Das Buch hat mir den Sommer über, wo ich es meistens auf dem Lande übersetzt, manche angenehme

---

[1] Dankopfer für den Landesvater, eine Davidische Kantate. Berlin, 1787. bey Johann Friedrich Unger. [16 S.] 8°.

[2] Friedrich der Einzige. Ein Obelisk von Chr. Fr. D. Schubart auf Hohenasperg. Stuttgart 1786. 8°.

[3] Erst 1790 erschien „K. W. Ramlers kurzgefaſste Mythologie; oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. In zwey Theilen“. ... Berlin. Maurer. 8°. Noch 1869 in 7. Auflage wiederholt.

Stunde gemacht. Wollte der Himmel, ich hätte für die häufigen Verse, die darinne vorkommen, einen Übersetzer gehabt, wie den der uns im Zuschauer die fremden so schön wiedergegeben, daſs man sie für das Original hält. Immer war ich Willens einen alten Junggesellen unter meinen Freunden aufzufodern, daſs er mir eine Vorrede darzu machen sollte, und auf wen hätte die Wahl fallen können, als auf Sie? Aber ich wollte Sie nicht der Rache der alten Jungfern aussetzen: Denn diese können unmöglich einen alten Junggesellen gelassen ansehen, weil sie allezeit dabey denken können: „Du bist auch mit Schuld, daſs ich nicht entjungfert bin.“ ...

Die Mlle Oeserin hat mir gesagt, daſs sie Ihnen Ihre Entschuldigung und den Verlauf der Sache selbst schreiben würde. Sie hat mir alles erzählt und aufgetragen solches vorläufig zu thun. Aber die Meſsbesuche haben mir den Kopf so verwirrt, daſs ich mit Zuverläſsigkeit nicht ein Wort mehr von dem weiſs, was sie mir alles gesagt hat: doch war es viel Schönes für Sie und unsern lieben Rode.

Sie werden wohl thun, wenn Sie Selbstverleger Ihrer Gedichte werden wollen. Der Buchhändler bleibt Buchhändler und hält den Verfasser in einer demüthigenden Abhänglichkeit, wenn er noch so sehr sein Freund zu seyn scheint. Machte nicht das Detail der Versendungen und Ab- und Zurechnungen so viel Umstände, oder raubte so viel Zeit, so hätte ich es auch gethan: denn so geringhaltig meine Arbeit gegen die Ihrige ist, so weiſs ich doch, daſs ich die Hülsen von meiner Aussaat essen muſs, wenn jene die Körner genossen haben. ... Meinen Sohn habe ich auf 1. Jahr nach Göttingen geschickt. ...

100. L. 23. I. 87. ... Sie sind mit der Apologie der alten Jungfern[1] nicht zufrieden? aber, die alten Junggesellen würden gewiſs weit übler zu rechte kommen, wenn ich eine Lobrede auf sie schreiben sollte: Denn was könnte es anders, als Satyre vom Anfange bis zu Ende werden: selbst die Buhlerey mit den Musen, und wenn sie ihnen selbst solche göttliche Oden, wie einem gewissen Rammler eingäbe, würde die alten Hagestolzen nicht schützen: doch dieſs bleibt unter uns!

---

[1] Vgl. den 97. und 99. Brief.

Tausend Dank für die saubere Abschrift Ihres mythologischen Auszugs! Mit Begierde sehe ich dem groſsen Werke entgegen, zu dem uns selbst öffentliche Blätter Hoffnung machen.

Was sagt denn Nicolai zu den Geiſselstreichen, die ihm itzt von allen Seiten beygebracht werden? genug daſs er Handfest genug ist, sich zu wehren: sich beklagen darf er nicht, nach dem alten Sprüchelchen: *per quod quis peccat etc.*

Das Reich Ihres itzigen Monarchen scheint den deutschen Musen günstig, und welcher Patriot sollte sich nicht darüber freuen! ...

101. L. 24. III. 87. Der Überbringer dieses H. Mnioch, ein junger Dichter, aus Elbingen, der bisher in Jena studiret und mir von Herdern empfohlen worden, wünscht das Glück Sie kennen zu lernen. Die Proben, die er im Musäum, und mir auch schriftlich zu durchlesen gegeben, verrathen Talente: was mir aber an ihm das liebste ist, ist seine Bescheidenheit. Wir haben ihn hier zu seiner Unterstützung ein paar Declamationen halten lassen, die nicht übel ausgefallen sind, ob er sich gleich nicht für einen Deklamator von Profession ausgiebt: — Doch er mag Ihnen seine Schicksale selbst erzählen. ... Ich lese immer in Zeitungen und sehe es in der Berl. Monatschrift, wie thätig Ihre Muse ist. Dieſs versichert mich Ihrer Gesundheit an Seele und Leib. ... Unser Adelung, der sich Ihnen aufs freundschaftlichste empfiehlt, geht als Oberbibliothekar nach Dresden, eine Stelle die sehr einträglich ist, und die ich ihm der Ruhe wegen, längst gewünschet habe. ...

102. L. 18. V. 87. ... Der Himmel bewahre mich, daſs ich bey meinen alten Übersetzungen zumal von Romanen, die längst durch neue verdrängt sind, an eine Ausbesserung wieder denken sollte! Nein, (im Vertrauen zu Ihnen!) diese sehe ich bey mir immer als leichte Waare an, wo, wann sie verthan ist, die Mode sie durch etwas anders ersetzen muſs, wenn sie Abgang finden soll: Denn zu einer zwoten Auflage kömmt es nicht leicht, und geschäh es ja, so sind die Buchhändler solche etc. daſs sie lieber heimlich nachschieſsen, als dem Verfasser davon

[1] Vgl. Goedeke, G. R. II, 1098.

etwas entdecken, weil sie fürchten, daſs, wenn er ja das Werk wieder übergehen wollte, sie Ehrenthalber ihm etwas für seine Mühe anbieten müſsten. Julie Grenville [1] ist also von dem Übersetzer, so wie von den Lesern vergessen: nur gestern ward bey einer Tafel gesagt, daſs in dem Verzeichnisse der neuen Meſsbücher 109. Romane befindlich wären: wie kann man für diesen Gedrang an die alten kommen!

Was ich zu Ihrem so herrlich versifizirten Geſsner [2] sage? Fürs erste tausend Dank für das mir theure Geschenk. Dann das — was so viele von Rammlers Verehrern sagen: es ist schön, unvergleichlich: aber einem Reichen, der so reich ist, wie Er, würde man noch mehr danken, wenn er uns von seinen eignen Schätzen gäbe, als daſs er sich die Mühe nimmt, anderer Gold zu poliren. Freylich sieht man es nun noch lieber an, man wird aber doch nicht reicher. Das, was ich zu Ihrer Entschuldigung sage, ist, daſs Sie eine solche Arbeit vermuthlich zu einer Zeit übernehmen, wo Sie nicht Lust haben, über ihre eigene Casse zu gehen, weil es zu tief liegt, als daſs sie sich itzt bücken mögen; um aber doch etwas zu thun zu haben, machen Sie das cursirende Geld so schön, daſs man es nun als Schaustückchen aufhebt. So fülle ich die Zeit, wo mein Kopf nichts taugt, oder ich ihn nicht anstrengen mag, und doch mit der Feder gern spielen möchte, mit einer Übersetzung aus.

Ihren Martial [3] hat mir H. Reich gegeben und auch für dieſs wichtige Geschenk tausend Dank! ich mag wohl hin und wieder Übersetzungen von einem oder dem andern Dichter hier und da gelesen haben, und wo ich mich nicht irre, habe ich selbst manches übersetzt: aber wo diese Werkchen hingekommen sind, weiſs ich nicht: vielleicht, durch Ihre Ermunterung aufgefodert, setze ich mich einmal hin und schicke Ihnen ein paar Duzend, die ich dann Ihrer Feile überlasse.

---

[1] Julie Grenville, oder die Geschichte des menschlichen Herzens von Herrn Brooke. Aus dem Englischen. Leipzig 1775. III. 8°.

[2] Salomon Geſsners auserlesene Idyllen in Verse gebracht von K. W. Ramler. Berlin 1787. 8°.

[3] Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge, lateinisch und deutsch. Aus den poetischen Übersetzungen verschiedener Verfasser gesammelt von K. W. Ramler. Leipzig 1787. 8°.

Es ist mir sehr lieb, daſs H. Mnioch[1] fühlet, daſs es keine leichte Sache ist, an einer Bude zu stehen, und Zuschauer, oder Zuhörer zusammen zu trommeln, wo es mehr Schauspiele, und solche giebt, wo man nicht nur hören, sondern auch sehen soll. Auf seinem ersten Antrag sagte ich ihm hier auch Alles Glück ab, und nur dem Fürspruch des Mitleidens hatte ers zu danken, daſs sich einige meiner Freunde, die noch mehr Einfluſs, als ich haben, für ihn interessirten. Denn es ist bei uns in Leipzig *tout comme chez vous* und man möchte mit jedem Augenblicke ausrufen: „Potzhundert der Virtuosen und kein Ende!“ Seit einiger Zeit finden sich so gar bey uns die Italiänischen *Improvisatori* ein und sind seit kurzem ihrer 3. aufgetreten. Am wenigsten ist es für Leute unsers Gleichen eine Sache mit dem Hute umher zu gehen: denn jeder denkt, wenn er sich ja die Gewalt anthut, etwas hineinzuwerfen, daſs es unsertwegen geschieht.

Ihr Prolog, der in der lezten Berlinischen Monatschrift steht,[2] hat mir ganz ausnehmend gefallen und wenn ich ein groſser Herr wäre, müſste jeder Direktor meiner Schaubühnen und jeder Schauspieler, auf die goldnen Regeln, die darinne gegeben werden, schwören. ...

Nächster Tage lassen Sie Sich auch den 7ten [Theil des Briefwechsels des Kinderfreundes] geben: aber sagen Sie mir ja auch, als mein getreuster kritischer Mentor, wann ich aufhören soll, so bald das Ding geschmacklos und langweilig wird: Denn ich fühle itzt, daſs ich nicht ganz den rechten Weg gewählet habe, und ein ander Fahrzeug hätte wählen sollen. Izt kann ich mich nicht wieder herausfitzen, daſs das Ding die Form eines schicklichen Ganzen erhält, wenn ich nicht durch 50. Bände fortfahren will: so geht es, wenn man seinen Plan nicht recht überdenkt.

Hilf Himmel, welche Wust [!] von neuen Schriften, da mir noch so viel von den lezten Messen zu lesen übrig ist! Wollen Sie uns nicht einmal wieder in Leipzig besuchen, da Ihnen Ihr

---

[1] Vgl. Brief 101.

[2] Rede bey Eröffnung des neuen Nationaltheaters in Berlin. Den 4. Dezember, 1786. Berlin. MS. 1787, April, S. 309—316.

König eine Pension dazu giebt? Sie glauben nicht, wie mein Herz sich nach Ihnen sehnet! Wenigstens künftiges Jahr, da ist den 6ten Junius meine silberne Hochzeit, die sollen und müssen Sie mit begehen helfen. ...

103. L. 27. IV. 93. Freylich, liebster Freund, ist mir ein solcher Bote, wie der, der mir Ihren lezten Brief überbrachte lieber, als alle Staffetten und Meſsgelegenheiten. Was für eine süſse, liebenswürdige Frau, ist Fr. v. Bandemer,[1] und um wie viel Herzeinladender für mich, da sie eine so feurige Freundin von Ihnen ist! O wie viel hat sie mir von Ihnen erzählen müssen! Doch ist mir nichts interessanter gewesen, als die Nachricht von Ihrem fröhlichen, jugendlichen Alter und die schwarze Locke, die sie mir von Ihnen gezeigt, die noch die Scheitel eines jungen Apollo schmücken würde. Mit mir geht es nicht so gut: mein Haar verräth den Winter des Lebens und ich bin bisher immer ein Invalide gewesen, meine Hand zittert und es kostet Anstrengung, selbst einen Brief zukritzeln: gleichwohl sind Bacchus und Venus nie die Götter gewesen, denen ich in meiner Jugend geopfert habe. Aber dieſs muſs so seyn. Sie sind ein besserer Dichter und der Himmel giebt Ihnen Geist und Kraft, damit Sie ihre schwächern Zeitgenossen noch durch deren Früchte in ihrem Alter laben und ergötzen. Gott erhalte Sie noch lange dabey!

Wegen der Fr. v. B. Gedichte ist es keine Frage, daſs sie nicht ein Buchhändler unter den vorgeschlagenen Bedingungen annehmen sollte, und ich habe schon dieſsfalls mit unserm *Crusius* gesprochen, der sehr bereitwillig darzu ist: nur wünscht er die bestimmte Anzahl der Subscribenten vorher zu wissen; und dieſs wird vermuthlich nicht schwer seyn, da doch ein Termin fest gesetzt ist, wenn sie geschlossen wird. Auch mit Gräfen, dem Direktor der Weidmannischen Handlung habe ich Ihres Martials wegen gesprochen und er erwartet dieſsfalls Ihren nähern Antrag. Meinen Briefwechsel habe ich voriges Jahr zu Michael mit dem 12. Bande geschlossen und zugleich darinne im Namen meiner Muse von dem litterarischen Publico Abschied genommen....

---

[1] Vgl. Goedeke, G. R. II, 1099, wo jedoch mehrere ihrer Schriften fehlen. Auch sie gehört zu den „Opfern“ von Ramlers Verbesserungssucht.

Als ich den lezten Theil des Briefwechsels der Königin von Neapel schickte, legte ich beyfolgendes kleine Gedicht bey, das aber keine Menschenseele, als diese Fürstin und mein Buchdrucker gesehen, und mit meinem Willen auch Niemand sehen soll, als ein Freund, wie Sie, der Nachsicht mit meiner Schwachheit haben kann. Die Veranlassung war folgende.[1] Die Herzogin von Würtenberg hatte der Königin, die ihr ihr Vergnügen über den Kinderfreund welchen sie mit ihren Kindern fleiſsig läse, bezeigt, die Herzogin hatte ihr von dem Briefwechsel gesagt und ihr die ersten 10. Theile geschenkt. Ich erhielt darauf von der Königin einen sehr verbindlichen Brief, mit dem Verlangen ihr die Fortsetzung zu schicken: dieſs ist geschehen und ich konnte es nicht ohne ein kleines Kompliment thun. Für eine italiänische Königin, die hoffentlich keine groſse Kunstrichterin ist, mag, dachte ich eine solche Reimerey gut genug seyn: der Inhalt bezieht sich hauptsächlich auf ihren Brief.

Sie fragen nach unserm Theater: aber seit 2 Jahren bin ich nicht über die Schwelle desselbigen gekommen. Den Frühling und Sommer athme ich lieber die gesunde und freye Luft auf meinem Stötteritz ein und in Herbst und Wintertagen ist es mir zu kalt: im Grunde aber reizen mich auch die neuen Ritterspiele nicht, es mag nun mein veralteter Geschmack daran Schuld seyn, oder sie mögen wirklich nicht viel taugen. ...

104. L. 21. X. 94. Da itzt Ihre Berliner Buchhändler zurückgehen, so kann ich sie unmöglich ohne ein Wort der Liebe an Sie, mein innigstgeliebter Freund, von mir lassen. Noch bin ich Ihnen ohnedieſs meinen lebhaftesten Dank für die gütige Aufnahme schuldig, deren Sie meinen Sohn an Ostern bey seinem Besuche gewürdiget, und die er nicht genug rühmen können. Wie sehr würde ich ihn beneidet haben, wenn er nicht mein Sohn gewesen wäre und — manche gute Eigenschaften hätte. Er ist freylich kein Dichter: aber vielleicht desto besser, da die heutigen Dichter mir eben nicht alle gefallen wollen: übrigens ist er ein statistischer Autor, der brav in die Welt hinein schreibt und wenigstens seinen Weg fortgeht. Sie, liebster Freund, stehen nun, wie ich höre, allein an der Spitze Ihres Theaters und der

---

[1] Vgl. Selbstbiographie, S. 197 f.

miſsmuthige Engel, mit dessen üblen Laune, Widerspruch und Sonderbarkeiten Sie viel mögen zu kämpfen gehabt haben ist fort. Wie sehr wünsche ich Ihnen, wie sehr dem Theater Glück: Wenn es nun nicht gedeyet, so sind entweder die Schauspieler oder unser Wunderliches Publikum Schuld. O! daſs ich doch itzt unter Ihrem kritischen Auge meine dramatische Laufbahn anfangen möchte! Dann würde vielleicht etwas mehr, als mittelmäſsiges zum Vorscheine gekommen seyn und ich meine Muse überlebt haben, die Sie, wie ich durch die Hn. Itzig und Michel erfahren, so freundschaftlich wieder aus ihrem Schlummer erwecken wollen. Ich habe den Geschmack am Theater ganz verloren. Die Guckkasten Stücke und Ritterschauspiele eckeln mich an, und eine gute ital. *Opera puffa,* die alle halbe Jahre mit der deutschen Komödie hier wechselt, hat bey unserm Publico vollends alle Liebe für die lezte verdrängt, so daſs man nur aus Bedürfniſs die Zeit zu tödten, hineingeht. — Ans Schreiben denke ich itzt wenig, es müſsten denn kleine Tändeleyen seyn, die ich für einen Allmanachssammler hinwerfe: hier sind ein paar solche Pröbchen, die ich für unser voriges und dieſsjähriges Reichscontingent hin schrieb, um wenigstens zu sehen ob ich noch im Nothfall reimen könnte. Desto mehr lese ich itzt, wo mir mein Aufenthalt auf dem Lande den ganzen Sommer über viel Zeit läſst: und o wie fleiſsig ist da mein Rammler mein Begleiter, er den der Gott der Musen noch itzt so beseelt, daſs man gewiſs glaubt, er lüge sich alt, so wie die alten Matronen sich alt zu lügen pflegen. Werden wir bald den Pendant zu Wielands prächtiger Ausgabe von dessen Gedichten, der Ihrigen, wozu Sie uns Hoffnung machten, erhalten? Er war diesen Sommer einen Tag bey mir in Stötteritz, und erzählte mir, daſs er am Ende sein Leben und die Geschichte seines Geistes hinzuthun wolle. Vielleicht sollte das jeder Dichter thun, um nicht unzeitigen Biographen in die Hände zufallen, die unter wahren und falschen Nachrichten oft der Nachwelt von einer ganz schiefen Seite vorgestellt werden.

Noch ein Wort von Ihrer Freundin, der Fr. *v. Bandemer!* Sie schrieb mir schon im vorigen Jahre, daſs Sie ihre Schriften hier auf ihre eigne Kosten wolle drucken lassen, [und] den schönsten Druck und Papier, der zu haben sey, nebst den Preis für

eine bestimmte Anzahl von Exemplaren zuwissen verlange. Ich mittelte *Goeschen* aus, der den *Wieland* herausgiebt, eine eigene Druckerey angelegt hat und unstreitig den meisten Kopf unter unsern Buchhändlern hat, auch ein guter gefälliger Mann ist. Er hat darüber Briefe mit ihr gewechselt, Proben und Papier zugeschickt, und sie sind völlig eins gewesen. Da aber einige Berliner und Frankfurther Göschen Angst gemacht, dafs sie ihm vielleicht, die für ihre Umstände ziemlich hohe Summe, (mich däucht es waren 800 Thaler) bey der Auslieferung der Exemplare nicht möchte bezahlen können, so gern sie auch wollte, indem sie den gröfsten Theil der Pränumeration anticipiert habe, und davon lebe: so hat er ihr geschrieben, dafs er ihre Werke unverzüglich heraus drucken wolle, sie aber bitten müsse, wegen des grofsen Verlags auf holländisch und Schweitzer Papier etwa die Hälfte voraus zu bezahlen, oder ihm nur hier oder irgendwo eine sichere Anweisung zu geben. Hierauf hat er aber seit $^1/_2$ Jahre keine Antwort erhalten. Ich schreibe Ihnen diefs in gröfster Vertraulichkeit, da ich weifs, wie sehr sie sich für die liebenswürdige Frau interessiren: aber es ist freylich schwer für eine Person Gewähr zuleisten, deren Umstände man nicht genau kennt. ...

105. L. 22. XII. 94. „Der junge Graf *von Schönborn* aus Maynz nebst seinem Hofmeister, ein Katholischer Geistlicher, ein offener Kopf und frey denkender Mann“, *werden empfohlen.* ... Wie sehr freue ich mich, bester Freund, dafs Sie itzt an der Spitze des Berliner Theaters stehen[1] — *Aut nunc aut numquam* — und wie sehr schmeichelt es meinem kleinen Autorstolze, (wiewohl dieser bey mir ganz verloschen ist,) dafs Sie den vergessenen Dichter bey der dramatischen Welt in einiges Andenken bringen wollen. Man hat vormals auch hier einige von den kleinen Kinderspielen auf die Bühne gebracht, wo das von Ihnen angezeigte kleine Drama, ingleichen die Schlittenfarth,[2]

---

[1] Engel, seit 1787 mit v. Beyer und Ramler Direktor des Nationaltheaters, erhielt am 20. Juli 1794 seine Entlassung und Ramler teilte bis Ende 1796 (vgl. den 107. Brief) die Generaldirektion mit dem Geh. Rat v. Warsing. Vgl. Brachvogel, a. a. O. II, 350 ff.

[2] Die Schlittenfahrt, Kinderspiel in zwei Aufzügen. Leipzig 1777. 8°. Vgl. Goedeke, G. R. II, 1095.

wo ein Magister *Bibulus* vorkömmt, Vergnügen gemacht haben. Da sie mein Verleger besonders zusammen drucken lassen, will ich sie Ihnen schicken. Zu *Arcadien*, hat Hiller hier eine liebliche Musik gesetzt, die aber nicht bekannt ist, weil sie nicht gedruckt worden.

Der Frau *von Bandemer* habe ich auf ihren lezten Brief, — zu meiner Schande sey es gesagt — nicht geantwortet: sondern *Goeschen* gebeten, die Sache mit ihr auszumachen. Ihm kann ich es freylich nicht verdenken, daſs er nur einige Gewähr für eine ganz ansehnliche Summe seines Aufwands, ja nicht einmal irgend einige Pränumeration fodert, welches mehr ist, als irgend ein anderer thun wird, der von ihren Verhältnissen gar nichts weiſs. Ich habe aus den Correcturen ihrer Handschrift nur zu sehr gesehen, welch ein wahrer Freund Sie von der guten Frau sind! ...

106. L. 2. IV. 95. Ich kann doch unmöglich unsern Blankenburg nach Berlin gehen lassen, so sehr sich auch mein gichtbrüchiger Arm dem Schreiben widersetzt, ohne ihm ein paar Zeilen von Freundschaft an meinen besten Rammler mitzugeben! — O! wie beneide ich ihn um das Glück, Sie persönlich umarmen zu können! Doch er ist ja mein Freund und er wird mir wenigstens bey seiner Zurückkunft recht vieles von Ihnen sagen können, worüber ich mich freuen kann. Das Vorzüglichste wird die Nachricht seyn, daſs Sie den häſslich langen Winter bey einer jugendlichen Gesundheit überstanden haben. Ich bin noch so ziemlich leidlich bis hieher durchgekommen und bin schon zufrieden, daſs ich nur dann und wann ein Stubengefangener gewesen bin. Unsere poetischen Patriarchen haben sich überhaupt bisher recht gut gehalten: nur der alte Ebert hat den Winter nicht gut beschlossen.[1] Vor wenig Tagen schrieb mir Utz, daſs er sein 86. Jahr zurückgelegt habe, und schickt mir alle meine Briefe von 40 Jahren her in der edlen Absicht zurück, damit nicht, da er auſser einer alten Schwester keine Erben habe, ein eigennütziger Buchhändler, Miſsbrauch davon machen möge: und wie sehr habe ich ihm dafür gedankt! Ich würde dieſs ebenfalls thun, wenn ich es nicht meinem Sohne zur Pflicht

[1] Er starb am 19. März 1795.

machte, solches ebenfalls nach meinem Tode zuthun und einen grofsen Theil davon schon vernichtet hätte.

Ich wollte Ihnen für Ihr Theater eine kleine Comödie mitschicken: aber, vielleicht thue ich solches lieber durch die Post, weil ich Sie, Sie ganz allein, zum Vertrauten machen wollte, und ein Packetchen durch eine gelegentliche Bestellung schon die Frage des Überlieferers veranlassen möchte, was es enthält. ...

107. L. 20. VI. 97. Ihr lieber Brief fand mich schon auf dem Lande: sonst würde Ihnen ganz unfehlbar der Überbringer Ihres vortrefflichen Geschenks[1] bey seiner Zurückkunft meinen Herzinnigen Dank dafür eingehändiget haben. O! was hat mir diese Fabellese so wie den Meinigen für angenehme Stunden in meiner ländlichen Einsammkeit verschafft! Ja, sie hat mich selbst zum Fabeldichter gemacht, und ich habe auf meinen Spatziergängen ein Halb Dutzend Erzählungen hingefabelt, aus denen schon etwas werden könnte, wenn mein Rammler mit seiner kritischen Feile darüber käme. ...

Allerdings wünsche ich Ihnen Glück, dafs Sie der verdrüfslichen Theaterdirection los sind.[2] In Deutschland wird das Theater nie leicht einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichen, wo Schauspieler und Dichter so eigenwillige und verkehrte Geschöpfe sind, dafs sie auf die Stimme eines gelehrten und erfahrnen Kunstrichters nicht hören wollen. Als Lessing mir die ersten Bogen seiner Dramaturgie zuschickte, schrieb er mir:[3] „Meiner Absicht nach sollten diese Blätter hauptsächlich

---

[1] Fabeln und Erzählungen aus verschiedenen Dichtern, gesammelt von K. W. Ramler. Eine Fortsetzung der Fabellese. Berlin 1797. 8°.

[2] Ramler wurde der Direktion des Nationaltheaters durch folgendes eigenhändige Schreiben Friedrich Wilhelms II. enthoben:

„Besonders lieber Getreuer. Bey Eurem Alter und Gesundheitsumständen, mache Ich Mir ein Vergnügen Eurem sehr natürlichen Sehnen nach Ruhe zuvorzukommen, und Euch gnädigst hiemit zu erkennen zu geben, dafs Ihr, von jedem Antheil an die *Direction* des *National*-Schauspiels *dispensiret*, künftighin Eure Zeit, lediglich Eurer Gesundheit und Euren Lieblingsgeschäften widmen könnet. Ich lasse Euch aber zum Beweise Meiner Theilnahme und Achtung das ganze bisher bezogene Gehalt, und verbleibe Euer gnädiger König Fr. Wilh.

Berlin. d. 16ten *December* 1796.

[3] In einem verlornen Briefe, zwischen Juni und Oktober 1767 geschrieben, der auch in Nr. 24 angeführt wird.

der Kritik der Schauspieler gewiedmet seyn: ich sehe aber wohl, daſs mit diesem Volke nichts anzufangen ist: sie nehmen Privaterinnerungen übel, was würden sie bey einer öffentlichen Rüge thun: ich werde es also wohl die Autoren müssen entgelten lassen." Ich für meine Person bin seit 2. Jahren in kein Schauspiel gekommen: den Winter über ist es mir zu kalt, den Sommer liebe ich die freye Natur zusehr, und von den neuern Dramen die ich gelesen habe, sind wenige, von denen ich die Aufführung zusehen wünsche, die alten spielt man nicht mehr.

Meine Gesundheit ist noch leidlich genug und die Beschwerden des Alters trage ich mit Gelassenheit, da mein Geist ziemlich heiter ist. Ich lese viel und mehr, als ich verdauen kann, das heiſst, ohne mich groſs zu unterrichten, und blos zum Zeitvertreib. Gern schrieb ich mehr: denn Schreibseligkeit gehört mit zu meinen Fehlern; zu gutem Glück läſst es mir meine zitternde, schwerfällige Hand selten zu. Beckern in Dresden schicke ich bisweilen einen kleinen Roman in seine Erholungen,[1] und ich möchte wohl wissen, wenn Sie Sich die Mühe nehmen, diese Qvartalschrift zulesen, was Sie davon hielten?

Sie, liebster Freund, beweisen durch Arbeiten, nach dem Geiste und der Kraft, die Sie beseelen, daſs Sie noch viel zu jung und unreif für das Grab und viel zu thätig sind, als daſs Sie die jüngere Welt nicht unterrichten sollten. Glücklich würde sich Göschen schätzen, wenn er die Kinder Ihrer Muse ausstatten und bey der Welt einführen sollte: denn bey Wielands Gedichten[2] hat er erst gelernt, was ihnen noch zu mehrer Vollkommenheit fehlet und ich zweifle nicht, daſs die Klopstockischen Oden,[3] wovon ich bereits die ersten Bogen gesehen, noch weit reitzender ausfallen werden. Wie gern säh ich meinen Freund *Ramler* in seinen Händen! ...

---

[1] Erholungen. Herausgegeben von W. G. Becker. Erstes Bändchen, 1796. S. 91—139. „Leid und Freude. Eine Revolutionsscene in einem Familien-Schauspiele" und anderes mehr.

[2] C. M. Wielands Sämmtliche Werke. Leipzig 1794 ff. 4° und 8°.

[3] Klopstocks Werke. Erster bis Siebenter Band. Leipzig 1798 ff. 4°.

Friedrich Melchior Grimm,
der Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich.

Von

Richard Mahrenholtz.

(Vortrag, gehalten auf dem 3. Neuphilologen-Tage.)

Eine lange Zeit geglaubte Legende läſst Mme. de Staël ihre französischen Landsleute zuerst auf deutsche Dichtung und Philosophie hinweisen, während doch schon ein halbes Jahrhundert früher von Deutschland wie von Frankreich aus an der Einführung unserer Litteratur in die Pariser Salons gearbeitet wurde. Zuvörderst erwarb sich hier ein Mann, an dem die herkömmliche Auffassung nur die undeutsche, französische Richtung seines Wirkens hervorzuheben pflegt, bemerkenswerte Verdienste — Gottsched. Durch seine Beziehungen zu der in Berlin erscheinenden, später von dem litterarischen Freibeuter Formey nicht ungeschickt redigierten „Bibliothèque germanique" und sogar zum „Journal des Sçavans" in Paris, dem Mittelpunkt französischer Gelehrsamkeit und Kritik, gelang es ihm, eigenen und fremden Artikeln über die Hervorbringungen der deutschen Dichtung die Aufnahme in beiden Zeitschriften zu sichern. Später schrieb Nicolai, dessen gut deutsche Gesinnung und Schaffensthätigkeit gleichfalls oft übersehen wird, in französischen Zeitungen über die litterarischen Erscheinungen seines Vaterlandes, und nach dem ersten Erscheinen des von der Schweizer Schule vergötterten „Messias" hatte Bodmer den kühnen Gedanken, in französischen und italienischen Blättern für Klopstocks Ruhm zu wirken. So war der Boden nicht ganz ungeebnet für Friedrich Melchior Grimm, der im Jahre 1748 oder anfangs 1749 nach Paris sich begab, um dort für seine schriftstellerischen Pläne ein weiteres Arbeitsfeld zu suchen, als es die kleinstaatliche Zerrissenheit und

litterarische Ohnmacht des damaligen deutschen Reiches ihm gewähren konnte. Am 26. September 1723 in einem Regensburger Pfarrhause geboren, war Grimm von Jugend an in das klassische Altertum eingeführt und mit gründlichen Kenntnissen des Latein und Griechisch ausgerüstet worden, ehe er noch, etwa 1742, die Universität Leipzig bezog. Diese Studien sind ihm in der Folge für seine Beurteilung der französischen Dichtung sowohl wie der deutschen von grofsem Nutzen gewesen, und sie waren in jener Zeit keineswegs ein Gemeingut der Besten und Edelsten, wie das gewöhnlich angenommen wird. In der Pflege der griechischen und römischen Sprache, dem besten Erbteile des Humanismus, macht sich in katholischen Ländern schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Rückgang bemerkbar, der nicht zum mindesten eine Schuld des Monopoles ist, welches der Orden Jesu im höheren Schulunterricht sich erworben hatte. Wie alles, so wurde von den jesuitischen Lehrern auch das Studium der alten Sprachen in den Dienst der Ordenszwecke gestellt, das Latein daher nur in Disputationen und Stilübungen zu praktischer Verwendung dressiert, das Griechische fast ganz vernachlässigt. Kirchenlatein galt in der Wertschätzung mehr als die Sprache Sallusts und Ciceros, die spätere römische Litteratur wurde vor der des goldenen Zeitalters bevorzugt, schon um das „heidnische“ Altertum in der Meinung der Zöglinge zu gunsten der Kirchenschriftsteller herabdrücken zu können. So finden wir in dem Frankreich des 17. Jahrhunderts bedeutende Männer, wie Valentin Conrart, Sekretär der französischen Akademie, die Dichter Ph. Quinault und Jean-François Regnard, die des Griechischen völlig unkundig sind und ihr bifschen Latein wieder vergessen haben. Ähnlich mangelhaft war die klassische Vorbildung der Vorkämpfer der französischen Aufklärung. Voltaire, der die erste aller französischen Jesuitenanstalten, das Collége Louis le Grand in Paris, jahrelang besuchte, hat nach seinem eigenen Geständnis nur „Kirchenlatein plappern und ein bifschen Horaz lesen“, Griechisch aber so gut wie nicht erlernt. Als weltberühmter Schriftsteller bildete er den Plural von βασιλεὺς in βασιλοῖ um und wurde ob seiner Unwissenheit von einem seiner jesuitischen Feinde höhnisch verspottet. Jean-Jacques Rousseau erlernte die dürftigsten Anfänge des Griechischen erst im Man-

nesalter, der gelehrte d'Alembert that sich viel darauf zu gute, dafs ihn nicht einmal die gehäuften Schwierigkeiten der — unregelmäfsigen Zeitwörter in Verlegenheit brächten. In protestantischen Ländern stand es mit dem Sprachunterricht damals etwas besser, aber im ganzen schlecht genug. Das Latein nahm zwar einen Hauptteil der Lehrstunden ein, wurde aber mit ungehörigem und überflüssigem Lehrstoff angefüllt, dabei die spätere Litteratur weit mehr als die des letzten Jahrhunderts der römischen Republik betont und das Griechische ungebührlich vernachlässigt. Schlecht bezahlte, mit Arbeitslast überhäufte Lehrer, denen es aufserdem an einem tieferen Verständnis des klassischen Altertums und an höherer Geistesbildung fehlte, konnten zwar das Lateinsprechen und Lateinschreiben eindressieren, aber nimmermehr ihren Zöglingen eine lebendige Auffassung der Sprache und Litteratur oder wirkliche Begeisterung für klassische Studien einflöfsen. So wurde das Latein zwar die Sprache der Gelehrten, aber die Hochgestelltesten und Bedeutendsten sahen in dem Französisch die eigentliche Konversations- und Schriftsprache, die grofse Masse redete und schrieb in dem noch so wenig entwickelten und geläuterten Deutsch jener Zeit. Hinreichend bekannt ist ja das gespannte Verhältnis, in dem zwei von den grofsen Dichtern des 18. Jahrhunderts, Herder und Schiller, zu den alten Sprachen, besonders zur griechischen, standen; ebenso bekannt, dafs der gröfste aller preufsischen Herrscher, der nach seines Vaters strenger, mit dem Stocke überwachter Weisung „griechische und römische Scriptores nicht lesen sollte, denn die taugten gar nichts“, vom Griechischen überhaupt nichts, vom Latein so wenig verstand, dafs er römische Autoren nur aus französischen Übersetzungen kennen lernte. Wer, wie unser Lessing, in den alten Sprachen bewandert war, der hatte seine klassische Bildung an den beiden Sitzen der Philologie empfangen, welche sich vorteilhaft von den anderen Hochschulen Deutschlands unterschieden, in den sächsischen Fürstenschulen und auf der Universität Leipzig. Die letztere, welcher damals Ernesti, von seinen bedeutendsten Schülern als tiefer Kenner des klassischen Altertums gefeiert, erst später von der schöngeistigen Richtung der Heyneschen Schule als einseitiger Grammatiker herabgesetzt, die Hauptrichtung gab, hat auch Melchior Grimms Bildungsgang noch mehr

auf das Studium der alten Sprachen geführt, als es das Regensburger Gymnasium vermochte. Zugleich aber wurde er in Leipzig mit übertriebener Vorliebe für die einseitige Dichtkunst und Kritik Gottscheds erfüllt, den er schon von Regensburg aus in schwärmerischen Briefen gefeiert hatte. Wer will es dem jungen namenlosen Menschen, der von vornherein den schriftstellerischen Beruf ins Auge gefaſst hatte, verdenken, daſs er sich dem gefeierten Diktator des litterarischen Deutschland unterwürfig näherte, daſs seine Begeisterung für Gottsched aufs höchste stieg, als dieser seine Bearbeitung von Zieglers „asiatischer Banise“ den Musterdichtungen der „deutschen Schaubühne“ einreihte? Auch die unwürdigen Schmeicheleien seiner Briefe mögen dem überladenen Briefstil damaliger Zeit zu gute gerechnet werden. Aber der Gottschedianismus blieb der Krebsschaden seiner Auffassung der deutschen Litteratur, und da er bei seinem fast ununterbrochenen Aufenthalte in Paris die Schöpfungen Lessings, Goethes, Schillers nur oberflächlich kennen lernte, überhaupt in die Umwandlung der deutschen Dichtung und Kritik seit dem Sturze der Gottschedschen Schule nicht hinreichend eingeweiht wurde, so konnte er nur mit Gottscheds Augen sehen und muſste den Franzosen, die er mit Liebe für Deutschlands litterarische Thaten erfüllen wollte, ein ganz einseitig gefärbtes, nicht eben anmutendes Bild zeichnen. Im Oktober 1750 und Februar 1751 erschienen zwei Briefe Grimms über deutsche Litteratur in dem „Mercure français“, dem Centralpunkte der Pariser Kritik. Offenbar richtet sich Grimm gegen den herabsetzenden Tadel Mauvillons, der in seinen „Lettres françaises et germaniques“ der deutschen Litteratur jeden „esprit“ abgesprochen hatte, ist aber vorsichtig genug, seinen Gegner nicht zu nennen. Nicht ohne diplomatische Schlauheit weiſs er die eben erwachte Vorliebe der Franzosen für die englische Litteratur, besonders für den durch Voltaire etwas eingebürgerten Shakespeare, auszunutzen. Auch Englands Dichtung habe bis in die jüngste Zeit den gebildeten Franzosen als barbarisch und ungenieſsbar gegolten, jetzt, nachdem sie besser erkannt und gewürdigt werde, finde man an ihr Gefallen: ähnlich werde das Schicksal der deutschen Litteratur in Frankreich sein. Schon aus nationaler Dankbarkeit sollten die Franzosen sich mit den litterarischen Erscheinungen

des Nachbarlandes bekannt machen, in dem französische Sprache und Litteratur überaus geschätzt würden, in welchem die Schauspielhäuser kaum die Zuschauer faſsten, wenn Cid und Misanthrope gegeben würden, während in Paris die beiden Meisterwerke kaum zwanzig Personen herbeilockten. Aber, um der französischen Eitelkeit zu schmeicheln, muſs er den Abstand der deutschen Litteratur von der französischen noch gröſser erscheinen laſsen, als er in Wirklichkeit war. Darum spricht er seinen Landsleuten den „esprit créateur", ähnlich wie Mauvillon, ab und gesteht zu, daſs sein Vaterland wohl den Franzosen ebenbürtige Gelehrte, aber keine Redner und Dichter, wie Bossuet, Corneille, Molière u. s. w. habe. Dem zerrissenen deutschen Reiche fehlten die groſsen Centralpunkte des geistigen Lebens, namentlich eine Hauptstadt wie Paris, die Teilnahme der Fürsten und Groſsen belohne die deutschen Dichter nicht, vielleicht aber werde Preuſsens groſser Herrscher, an dessen Vaterlandsliebe Grimm einen warmen Appell richtet, der Mäcen deutscher Dichtung werden. Die deutschen Gelehrten kümmerten sich nur um die römische und griechische Litteratur, die Hochgeborenen redeten und schrieben nur französisch, wie hätte da die deutsche Dichtung gedeihen können? Es war im Jahre 1750, als Grimm dieses Urteil niederschrieb, noch waren die Lessing, Goethe, Schiller am Horizonte deutscher Poesie nicht erschienen, und von dem zündenden Beifall, den die Anfänge des „Messias" hervorgerufen hatten, wuſste Grimm, seit fast zwei Jahren seinem Vaterlande entfremdet und im Gottschedianismus stecken geblieben, wenig. Das muſs man sich vergegenwärtigen und zugleich den Rücksichten auf die Vorurteile französischer Ausschlieſslichkeit Rechnung tragen, um Grimms Urteile gerecht zu werden! Die Schilderung, welche dieser nun von dem Entwickelungsgange der deutschen Litteratur bis auf die unmittelbare Gegenwart giebt, ist freilich einseitig genug und nur der damaligen Unbekanntschaft mit den älteren Zeiten und dem kritischen Schema des Gottschedianers zu gute zu halten. Die mittelalterliche Dichtung bis zur Zeit des Humanismus wird kurz gestreift, und bei dem derzeitigen Stande der Forschung lieſs sich das kaum anders erwarten. Dagegen werden Luthers Verdienste um die deutsche Sprache und geistliche Liederdichtung warm gewürdigt, Hans

Sachs aber, die Meistersinger und so viele andere bedeutungsvolle Erscheinungen des 16. Jahrhunderts ungerechterweise herabgewürdigt. Der mit Pope — ganz im Sinne der willkürlichen, geschichtswidrigen Parallelen damaliger Kritik — verglichene Opitz ist nach Grimm der Vater deutscher Dichtung und der geistesverwandte Vorläufer des Mannes, in dem alle Ausstrahlungen deutscher Dichtung wie in einem Brennpunkte zusammenfallen — Gottscheds. Natürlich kommen die anderen Dichter der schlesischen Schulen bei Grimm ebenso schlecht fort wie in Gottscheds Kritik; von den Vorläufern des Leipziger Diktators werden nur Hofdichter, wie der mit Horaz verglichene Canitz gelobt. Nicht ohne Wärme wird dagegen der geniale, aber im abenteuerlichen Leben verwilderte Joh. Christ. Günther gewürdigt. Die Schweizer Schule ist nur ganz kurz erwähnt, auch auf Klopstock nur am Schlusse als hoffnunggebenden Dichter der Zukunft hingewiesen. Besonderes Lob erhalten natürlich diejenigen, welche entweder Anhänger Gottscheds waren oder in dem Gegensatze der Schweizer und Leipziger Schule eine neutrale Stellung einnahmen, wie Friedrich v. Hagedorn und Albrecht v. Haller. Dem Gottschedianer Grimm erscheint auch der saft- und kraftlose Gellert als bedeutender Dichter.

Wie Grimm selbst im Anfange des zweiten Briefes erwähnt, hat seine Schilderung der deutschen Dichtung ihm bei Franzosen wie bei Deutschen wenig Beifall eingetragen, indem die einen seine zu warme Vorliebe für das deutsche Wesen, die anderen seine wohlberechnete Schmeichelei der Franzosen mißfällig bemerkten. Vielleicht aber ist dieser Hinweis auf die undankbare Verkennung guter Absichten nur eine schriftstellerische Reklame Grimms, wenigstens ist aus den französischen und deutschen Zeitschriften jener Tage nicht zu ersehen, daß die beiden Briefe im „Mercure“ überhaupt besondere Beachtung gefunden hätten. Sie blieben daher ohne Fortsetzung, vielleicht zeigte sich die mit den Neigungen französischer Abonnenten rechnende Redaktion des „Mercure“ abgeneigt, weitere Artikel über deutsche Litteratur aufzunehmen.

Im Jahre 1754 begründete nun Grimm sein „Journal étranger“, eine zum Centralpunkt der Weltlitteratur, mit sorgsam berechneter Arbeitsteilung und peinlicher Ausscheidung alles Schlech-

ten — nur sagt Grimm nicht, wo das Schlechte vom Guten sich scheidet — bestimmte Zeitschrift. In den Jahrgängen des „Journal étranger“ ist übrigens die Litteratur unseres Vaterlandes nur dürftig bedacht, und der Beurteilung merkt man es an, daſs die Anfänge von Lessings weittragender Kritik spurlos an ihr vorübergegangen sind. So wird der Karschin Lobgedicht auf Friedrich d. Gr., dessen ästhetischen Wert der gefeierte Herrscher auf — zwei Thaler abschätzte, mit ungemeiner Übertreibung, aber doch im Geiste der noch wenig geläuterten Ästhetik damaliger Zeit gepriesen, und überhaupt ist Gottscheds, nicht Breitingers oder Lessings kritischer Maſsstab an alle Erscheinungen der deutschen Litteratur gelegt. Wir können aus den Urteilen des „Journal étranger“ keineswegs immer auf Grimms Autorschaft oder Zustimmung schlieſsen, denn das von ihm ins Leben gerufene Blatt trat in die zweite Stelle, seitdem die schon im Mai 1753 begonnene „Correspondance littéraire philosophique et critique“ ihn vollständig beschäftigte. Zwanzig Jahre lang hat er dieses Werk, das in halbmonatlichen handschriftlichen Berichten einem über Europa sich erstreckenden Kreise freigeistiger und groſsenteils freimaurerischer Fürsten und Groſsen die Kenntnis aller Erscheinungen des litterarischen und gesellschaftlichen Lebens Frankreichs übermitteln sollte, als Hauptredacteur und Hauptmitarbeiter fortgeführt; erst dann gab er, durch seine diplomatische Thätigkeit zu sehr in Anspruch genommen und öfters von Paris ferngehalten, die Leitung an seinen bisherigen Sekretär und Hilfsredacteur Meister, einen in Zürich geborenen Litteraten, ab. Wie weit er auch später Mitarbeiter blieb und wie weit namentlich die Urteile über deutsche Dichter ein Werk seiner Feder sind, das ist nicht leicht zu entscheiden und ebensowenig durch M. Tourneux, den verdienstvollen Herausgeber jener Korrespondenz, wie in Edm. Scherers Biographie Grimms endgültig festgestellt. Wir haben an anderer Stelle den Versuch gemacht, Grimms fernere Mitarbeit an dem Riesenwerke, welche durch seinen zweimaligen Aufenthalt an Katharinas II. Hofe und sonstige Geschäftsreisen in diplomatischen Aufträgen keineswegs unmöglich wurde, weiter auszudehnen, als das von Tourneux und Scherer zugegeben wird, in dieser Abhandlung können wir aber nur diejenigen Urteile über deutsche Litteratur

berücksichtigen, die vor 1773 geschrieben sind und sicher von ihm herrühren. Da zeigt sich denn doch, dafs Grimm in der Fremde, wo die unmittelbaren Beziehungen zu Gottsched aufhörten, sich von dem Einflusse seines Lehrers etwas befreit hat. Nicht als ob er, dem Erfolge allein Rechnung tragend, von Gottscheds Schule zu der Schweizer Richtung sich gewandt oder gar die Bedeutung Klopstocks, die Gröfse eines Lessing erkannt hätte! Zu fern war er seinem Vaterlande, in das ihn nur gelegentliche diplomatische Missionen zurückführten, um mit dem rüstigen Fortschritte der deutschen Dichtung und Kritik Schritt zu halten, ja sich nur auf dem Laufenden erhalten zu können. So erwähnt denn seine „Correspondance" von Lessings Werken nur die Sara Sampson und die Fabeln, beide mit sichtlicher Wärme, sogar nicht ohne Übertreibung würdigend, kurz wird auch Wielands Dichterthätigkeit gestreift. Meist aber sind es Geister zweiten Ranges, denen er, dem Zeitgeschmacke entsprechend, den Kranz der Unsterblichkeit reicht, wie Ramler, der „deutsche Horaz", Elias Schlegel, Zachariä, Moses Mendelssohn, vor allem aber der von ihm wie von den meisten Zeitgenossen in den Himmel gehobene Salomon Gefsner. Aus dem Lobe, das er letzterem spendet, darf man nicht auf seinen Übertritt zur Schweizer Richtung schliefsen, denn als treuen Anhänger Gottscheds seinem schlimmsten Widersacher gegenüber bekundet ihn die fortgesetzte Abneigung gegen Klopstock. Eine entschiedene Parteinahme für den Dichter des Messias hätte ihm ohnehin sein enges Verhältnis zu den Redacteuren und Mitarbeitern der Encyklopädie, mit denen er in Holbachs Salon gern über alles Kirchliche spottete, unmöglich gemacht, als Freidenker sowohl wie als Gottschedianer blieb ihm die Tiefe des christlichen Sängers verschlossen. Wenn er nun auch Gefsner und andere Dichter der Schweizer Schule mit den begeistert blickenden Augen des enthusiastischen Bodmer, nicht mit der finsteren Diktatormiene eines Gottsched ansah, so ist zwischen seiner Neigung und der kritiklosen Bewunderung des ganz der Schweizer Schule angehörenden Meister ein bemerkenswerter Unterschied. Der letztere widmete dem dahingeschiedenen Gefsner einen Nachruf, wie ihn in der „Correspondance" nur Voltaire und Diderot erhalten haben, während er Friedrichs d. Gr. Tod kaum erwähnt. Von solcher Begeisterung

hielt sich der Zögling Gottscheds natürlich fern. Aber wir dürfen den erfreulichen Umschwung seiner früher einseitig Gottschedschen Kritik um so weniger verkennen, als er in Paris zum Franzosen geworden war und sich schon aus Klugheitsrücksichten nicht gern als Deutschen bekannte.

Als später Friedrichs Schrift „De la littérature allemande“ erschien, in welcher zwar die grofse Zukunft deutscher Dichtung mit sicherem Scharfblick erkannt, aber die gegenwärtigen Vorkämpfer des deutschen Geistes, auch ein Lessing und Goethe, um so ungerechter der französischen Geschmacksrichtung des königlichen Verfassers zum Opfer gebracht wurden, sprach Grimm in einem Briefe an seine Gönnerin, Katharina II., bitter genug seinen Tadel aus. Eine völlig parteilose Würdigung des Verhältnisses Friedrichs d. Gr. zur deutschen Litteratur wäre Grimm unmöglich gewesen, auch wenn nicht persönliche Gründe die Abneigung gegen Friedrichs Franzosenverherrlichung geschärft hätten. Der grofse König hatte zwar früher seiner Bearbeitung der „asiatischen Banise“ warmes Lob gespendet und ihn huldvoll an seinem Hofe empfangen, aber in einem Privatbriefe sich desto offener über Grimms aufdringliches Strebertum ausgesprochen. Diese Äufserung, welche schwerlich ganz allein stand, blieb Grimm bei der damaligen Mifsachtung des Briefgeheimnisses kaum verborgen und berührte ihn an der schwächsten und empfindlichsten Stelle seines Charakters. Nun war er, wie Voltaire, vor Friedrichs d. Gr. scharfem Blick zu den schmeichelnden Huldigungen der russischen Herrscherin entflohen, hatte ihr seine Dienste als litterarischer Korrespondent und, woran seine eigenen Enthüllungen in dem „Mémoire historique pour l'Impératrice Catherine“ nicht zweifeln lassen, auch als politischer Berichterstatter zur Verfügung gestellt, und bei der gegenseitigen Abneigung, die zwischen Friedrich und Katharina, trotz des zeitweiligen Zusammengehens der preufsischen und russischen Politik, bestand, konnte ein scharfer Tadel des „Philosophen von Sanssouci“ in St. Petersburg nur angenehm berühren.

Das Urteil über die Schrift „De la littérature allemande“ kann uns nimmermehr über die Verwandtschaft zwischen Friedrichs d. Gr. und Grimms Stellung zur deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts täuschen. Beide haben sich als französische

Schriftsteller einen Namen gemacht, ihren Stil und ihre Anschauungsweise fast nach denselben Mustern gebildet und die deutsche Litteratur meist nur in den engen Grenzen kennen gelernt, welche die Gottschedsche Schule ihr zog. Die französische Erziehung des einen und die Hinwendung zur französischen Welt um des leichteren Emporkommens willen bei dem anderen, die Entfremdung von der vaterländischen Litteratur gerade zu der Zeit, wo sie den Höhepunkt dichterischen Schaffens erstieg, haben Friedrichs d. Gr. wie Grimms einseitige Überschätzung des französischen Geistes verschuldet. Aber Grimm war in mancher Hinsicht besser gestellt als sein königlicher Zeitgenosse. Dieser kannte die deutsche Sprache nur vom Bureau und Exerzierplatz her, mufste daher zu französischen Übersetzungen greifen, wenn er deutsche Dichterwerke ohne Mühe lesen wollte, zudem war sein litterarisches und ästhetisches Urteil oft von französischen Autoritäten beeinflufst. Die Welt des klassischen Altertums, aus der Deutschlands grofse Dichter die Vorbilder ihrer Kunsttheorien und Kunstschöpfungen nahmen, war ihm nur in der Form bekannt, welche Frankreichs Pseudo-Klassicismus ihr aufgezwungen hatte. Von zwei Hauptvorkämpfern der deutschen Dichtung, von Lessing und Goethe, war er aus persönlichen Gründen unangenehm berührt, und überhaupt zu sehr mit Staatsgeschäften und den Sorgen für Preufsens Zukunft beschäftigt, um noch in hohem Alter der vaterländischen Litteratur eingehendes, für ihn nicht müheloses Studium widmen zu können. Bei Grimm fehlten die Vorbedingungen einer richtigen Würdigung der deutschen Litteratur keineswegs, und wäre er in Deutschland geblieben, so hätte er sicher den bösen Feind des Gottschedianismus siegreich überwunden und sich Lessing, der ihm in manchen Eigentümlichkeiten gleicht, voll und ganz hingegeben. Auch so hat er die grofse Wandlung der deutschen Litteratur seit Klopstocks „Messias“ wenigstens geahnt und seine Landsleute nicht, wie Friedrich d. Gr., erst auf die Zukunft vertröstet.

Indirekt ist Grimm durch seinen Kampf gegen die französische Oper ein Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich geworden. Sein Brief über die „Omphale“, eine lyrische, in der Pariser Musikakademie 1752 aufgeführte Tragödie, und mehr noch seine witzige Kritik der nationalfranzösischen Musik in dem

„kleinen Propheten von Böhmischbroda“, dienten zuvörderst nur der italienischen Musikrichtung, aber sie halfen für Glucks bahnbrechende Schöpfungen den Weg bereiten. Falls die Berichte über Glucks Erfolge in der Seinestadt, wie sie die „Correspondance“ enthält, von Grimm selbst herrühren, so hat auch er, gerade wie sein Lehrer in der musikalischen Kritik, Jean-Jacques Rousseau, sich von Piccini zu Gluck fast bekehrt.

Grofse Hoffnungen versprach sich Grimm von seinem Eintreten für die deutsche Litteratur. Schon 1762 träumt er davon, dafs bald jeder Gebildete die deutsche Sprache (nach der von ihm übersetzten Sprachlehre Gottscheds) lernen werde. Diese Hoffnung hat sich zwar noch heute nicht erfüllt, aber sein Hinweis auf Deutschlands Litteratur ist nicht ohne Erfolg geblieben. Mit ihm zusammen wirkte Formey in seiner „Bibliothèque germanique“ und von Paris aus Frérons Jesuitenorgan, die „Année littéraire“, für die Einbürgerung deutscher Dichtung und Wissenschaft in Frankreich. Der hafserfüllte Gegensatz zur Aufklärung machte Fréron zu einem warmen Lobredner Hallers und Klopstocks, gerade wie die belgischen Ultramontanen unserer Tage, lediglich um die franzosenfreundlichen Liberalen zu ärgern, für die Verbreitung vlämischer Sprache und Litteratur thätig sind. An Übersetzungen und Bearbeitungen deutscher Dichterwerke fehlte es in den folgenden Jahrzehnten nicht. Namentlich Gefsner und Haller erfreuten sich augenscheinlicher Sympathie, auch Wieland kam die neu erwachte deutschtümliche Mode zu gute. Goethes „Götz“ und „Werther“ wurden in einer Zeit, die sich an Rousseaus politischen und dichterischen Idealen begeisterte und von den freiheitlichen Ideen der amerikanischen Republik berauscht war, auch in Frankreich begierig aufgegriffen und eifrig gelesen. Die aufgeregte Stimmung der französischen Revolutionsjahre fand in Schillers „Räubern“, die fast ein halb Dutzend mal übersetzt wurden, ihr laut wiederhallendes Orakel. Sie trugen dem „Mr. Gilles, auteur de Robert, chef des brigands“ (so lautete der Titel einer Übertragung) einen vom Minister Roland unterzeichneten Ehrenbürgerbrief ein, der erst in die Hände des Dichters gelangte, als Rolands Haupt längst auf der Guillotine gefallen war. Aus patriotischen Gründen ist 1802 auch die Jungfrau von Orleans ins Französische übertragen worden.

So hat Grimm uns auch in der Ferne Dienste erwiesen, um derentwillen wir seinen Gottschedianismus verzeihen, sein Franzosentum sogar entschuldigen wollen. Der Mme. de Staël, Victor Cousin, Adolphe Regnier und den anderen Vorkämpfern des deutschen Geistes jenseit der Vogesen hat er die Wege geebnet.

Deutschland hat diese Dankesschuld reichlich gesühnt, als es den von der französischen Revolution vertriebenen und geächteten Greis gastlich wieder aufnahm und ihm in dem friedlich stillen Gotha ein Asyl bereitete.

Der Gallant in Shakespeares London.

Von
Dr. Theodor Vatke.

Der Gallant ist dem Courtier (Vatke, Kulturbilder aus Alt-England, S. 176, 257) nahe verwandt, doch bezeichnet er im weiteren Sinne den Stutzer, den Elegant überhaupt. Er liebt es, von seinem Anzug zu sprechen und mit seinen Kleidern zu prunken:

„If you see one in a yellow taffeta doublet, cut upon carnation velure, a green hat, a blue pair of velvet hose, a gilt rapier, and an orange tawny pair of silk stockings, that's I ... *you shall see my wrought shirt hang out at my breeches.*" *(Antonio and Mellida* V, I, *by John Marston, A. D. 1602.)*

Das gestickte (wrought) shirt erwähnt ebenfalls Fastidious Brick in *Ben Jonson's Every Man out of his humour* IV, 5: I had on a gold cable hatband ... He making a reverse blow — falls upon my emboss'd girdle, I had thrown off the *hangers,* strikes off a skirt of a thick-laced satin doublet I had, lined with four taffatas, cuts off two panes embroidered with pearl, rends through the drawings-out of tissue, enters the linings ... *Carlo.* I wonder he speaks not of his *wrought shirt. Fast.* ... he rends me two pair of silk stockings ... I having bound up my wound with a piece *of my wrought shirt.* —

Das gestickte Hemd des Fungoso war zweifellos *holländisch,* vgl. *Fairholt* I, 304/5: Merry Drollery (1658).

> „There you may have a *Holland Smock*
> That's made without a gore."

Fairholt s. v. Linen: 'Cloth made of flax. It was not manufactured to any extent in this country before the time of *Charles II.* In the wardrobe accounts of Henry the following linen cloths occur frequently: VII. Brabant, linen, Bastaret etc.

Ganz ähnlich war die Tracht im zeitgenössischen Frankreich: Tallemant des Réaux raconte l'histoire d'un Pardaillan qui,

lorsqu'il était sur le point d'entrer chez quelqu'un, après l'édit de 1629, fermait les rideaux de son carrosse pour se charger de dentelles. La visite achevée, il les ôtait de la même façon.

Le pourpoint en taillade grande
D'où la *chemise de Hollande*
Renfloit en beaux bouillons neigeux
Comme petits flots escumeux.*

Die Beinkleider des Gallant. Middleton (Dram. Works, III, 11): 'Believe not these *great-breeched gallants*' (he refers to *trunk hose). Die trunk hosen* des *gallant* scheinen bald darauf auf den *citizen*** übergegangen zu sein. Bereits *1664* werden dieselben an dem '*grave citizen,* according to the manner' erwähnt: '*in trunk, stockings*' (s. oben). Ferner heifst es: 'In *former times, wide briches, ruffs, slash'd sleeves.' (The Beau in a Wood'* [1701] *Nares, Gloss. Pantaloon.)*

Der *gallant* verachtet den *shopkeeper* und macht seine Witze über denselben: We that are shopkeepers in good trade, are so pestered, that we can scarce pick out an hour for our morning's meditation; and howsoever we are all accounted dull, and common jesting stocks for your *gallants* there are some uf us do not deserve it. *Beaum. and Fletcher, The Woman Hater* III, 4. So verspottet der *courtier* die Sitten des *country people,* und umgekehrt.

Zum *gallant* gehört auch das *curled hair* des *courtier:* Some frounce their *curled heare* in *courtly guise. Spenser, F. Queene* I, IV, 14. — *Bulwer, in his Artificial Changeling,* 1654, — 'It is *now* held the *accomplished gallantry* of our youth, to *frizle their haire* like women, to speake with an *effeminate smal-*

* *Histoire du Costume en France par J. Quicherat, Paris 1876, p. 476.*

** *Citizen. Fairholt, ed. Dillon* I, 333: In the *Lord Mayor's* pageant for *1664,* one of the characters in an emblematic show was 'habited like a *grave citizen,* according to the *ancient manner, in trunk-hose, stockings ty'd cross above and below the knee, a sattin doublet, close coat gathered at the waist, a set ruffe about his neck,* ruff cuffs about his *wrist, a broad-brim'd hat, a large cypresse hat-band* (das *hat-band* war in Shakespeares Zeit Abzeichen der *gentry),* gold girdle and gloves hung thereon, rings on his fingers, and a seal ring on his thumb; a blew linsey-wolsey apron wrapt about his middle.' — Vgl. zu *Cross garter'd (Nares).* 'A fashion once prevailed for some time, of wearing the garters crossed on the leg. In Shakespeare's time the fashion was yet in credit, and Olivia's detestation of it arose, we may suppose, from thinking it coxcombical: He will come to her in *yellow stockings,* and 'tis a colour she abhorrs; and *cross-garter'd,* a fashion she detests.' *(Twelfth Night* II, 5.) — All *short-cloak'd knights,* and all *cross-garter'd gentlemen. Beaumont and Fletcher, The Woman Hater* I, 2.

*nesse of voice,** and in tendernesse of body to match them, and to bedeck themselves with most indecent trimming.' Dieses Kräuseln der Haare aber war bei dem *gallant* nicht erst um *1654* Mode geworden, es war diese Sitte vielmehr uralt, wenn wir auch *Chaucer* erst zum Belag hierfür anführen können.

How a gallant should behave himself in Paul's. (Thom. Dekker, Gull's Hornbook, 1609.) 'He that would strive to fashion his *legs* to Walk his silk stockings, and his proud gait to his *broad garters,* let him whiff down these observations ... where (in the middle line of Paul's), in view of all, you may publish your *suit* in what manner you affect most, either with the *slide of your cloak, from the one shoulder;* and then you must, as't were in anger suddenly snatch at the middle of the inside, if it be *taffeta* at the least; and so by that means your costly lining is betrayed, or else by the pretty advantage of compliment. But one note by the way do I especially woo you to, the neglect of which makes many of our gallants cheap and ordinary, that by no means you be seen above four turns; but in fifth make yourself away, either in some of *semster's shop,* the new tobacco office, or amongst the *booksellers,* where, *if you cannot read,* exercise your *smoke,* and inquire who has writ against this divine weed, &c. For this withdrawing yourself a little will much benefit your suit, which else by too long walking, would be stale to the whole spectators: but howsoever, if *Paul's jacks* be once up with their elbows, and quarrelling to strike eleven; as soon as ever the clock has parted them, and ended the fray with his hammer, let not the duke's gallery contain you any longer, but pass away apace in open view; in which departure, if by chance you either encounter, or aloof off throw your inquisitive eye upon any knight or squire, being your familiar, salute him not by his name of Sir such-a-one, or so; but call him Ned, or Jack &c. This will set off your estimation with great men; and if, though there be a dozen companies between you, 'tis the better, he call aloud to you, for that is most genteel, to know where he shall find you *at two o'clock;* tell him

* Diese *effeminate smalness of voice* entspricht dem höfischen Lispeln in Shakespeares England. Hamlet sagt zu Ophelia III, 1: you *amble* and you *lisp.* Und ebenso *Marston* (ed. Hall III, 11), *Eastward Hoe* I, 1: Pol. now you are in the lady-fashion you must doe all things light. Tread light, light, I, and fall so: that the *court-amble.* — Gir. Has the court nere a trot?

at such an *ordinary,* or such; and be sure to name those that are dearest and whither none but your gallants resort. After dinner you may appear again, having translated yourself out of your *English cloth cloak* into a light *Turkey grogram,* if you have that happiness of shifting; and then be seen, for a turn or two, to correct your teeth with some quill or silver instrument, and to cleanse your gums with a *wrought handkerchief.'*

Der *gallant der Shakespeareschen Zeit* erscheint bereits im Jahre *1646* als veraltet und lächerlich. Dies belegt *Fairholt, Costume in England* ed. Dillon (London 1885) vol. I, p. 305: „The very curious representation in the next page of a first-rate exquisite is copied from a very rare broadside, printed in 1646, and styled *'The Picture of an English Anticke, with a List of his ridiculous Habits and apish Gestures.'* The engraving is a well-executed copperplate, and the description beneath is a brief recapitulation of his costume: from which we learn that he wears a tall hat, with a bunch of ribbon on one side, and a feather on the other, his face spotted with patches, two love-locks, one on each side of his head, which hang upon his bosom, and are tied at the ends with silk ribbon in bows.* His beard on the upper lip encompassing his mouth; his band or collar edged with lace, and tied with band-strings, secured by a ring; a tight vest, partly open and *short in the skirts, between which and his breeches his shirt protruded.* His cloak was carried over his arm. His breeches were ornamented by 'many dozen of points at the knees, and above them, on either side, were two great bunches of ribbon of several colours'.“ **

* These *love-locks* continued long in fashion, and sometimes reached to the waist. They were bitterly denounced by the Puritans. *Prynne* wrote a book against them, which he entitled the *'Unloveliness of Love-locks'*; and *Hall,* in 1654, printed another *'On the Loathsomeness of Long Hair.'* The visit to England in 1606 of Christian IV. of Denmark, who wore a *love-lock* in consequence of suffering from the disease called *'Plica Polonica'*, doubtless set the fashion.

** In *Barry's 'Ram Alley'*, 1611, of a gallant it is said, 'His breeches must be plaited his knees all points.'

When Charles II. arrived in Jersey in 1649, all his habiliments were all purple; no embroidery of either gold or silver ornamented his doublet or hose, but on the left side of his cloak a silver star was attached. Across his chest he wore a purple scarf or ribbon, and a garter of the same colour, the ends of which hung down behind the leg. The Duke of York was attired in an entire suit of black, without any other ornament or decoration than the silver star displayed on his mantle. He also wore a purple scarf across his shoulders. — *Hoskins.*

Des Ms. Bodl. 779

jüngere Zusatzlegenden zur südlichen Legendensammlung.[1]

Mitgeteilt von

C. Horstmann.

Þe feste of corpus day cristy.

Þe hyȝe feste of goddus blood : þat late was I-founde,
good is to honoure : In euery a stounde:
ffor þorwȝ þat dere blood : we be bouȝt echon;
ȝif it ne hadde for vs be schad, : to helle we most ha gon.
bonefas þe fourþe, : þat pope was in rome, 5
of þis presyouse blood : gan to nyme ȝeme,
& for þe day nas I-hold : þat tyme in þe ȝer,
þe pope þouȝt it was good : þat it I-holde wer:
þerfore he leet cristene men : þorwȝ al cristindom
to honour þe feste : whan þe tyme com. 10
þe nexte þorsday it is : of þe trynyte,
whan þis ilke holy blood : schal honourid be.
ffor on scher-þorsday : me may entendy nouȝt
for to do þe seruise, : þou it were þo wrouȝt;
þilke day oure swete lord : it be-gan, I-wis; 15
but for seruise of þe passioun : þat þanne I-don is,
& for þe fest of ester, : & whit-sonetyd al-so,
þe fest of þat swete blood : raþer may nouȝt be do.
þerfore þe pope bonefas : þat þe fourþe clepid was,
of þis ilke sakrement : say þe noble cas; 20
gret wil he had : þat þis sacrement honourid were:
þerfore he þouȝt in rome : among his breþerin þere,
& grantid þat in stede of mede : þat in abbeyis grantid is,
gret pardon to cristinmen : þat þis feste honouriþ, I-wis,
þe nexte þorsday þat comyþ : after þe trinyte, 25
to alle cristene men : þat in cherche þanne wille be;
þer his seruise þat day : clenliche schal be do,
for þe holy apostlis : mad þer-of mende þo,
after þat þe holy gost : to hem was I-come
& in to preue orysonus : alle þey were nome: 30

9 l. heet?

---

[1] Vgl. Altengl. Leg. 1875, p. XXXV ff., und South Engl. Legendary 1887, p. XX (wo ein paar Heiligentage unrichtig aufgeführt sind). Ms. Bodl. ist die einzige Hs.

bred þey brek among hem : & drouȝ to mynde
þat bred þat crist brek : to bygge alle mankinde.
þerfore þilke holy fest : þo he þouȝte do,
&, so ȝe ofte haue herd, : ȝaf moche pardon þer-two.
ffor to hem þat comyþ at masse : he ȝaf an hondrid dayis, 35
& hem þat comyþ to matinus : he ȝaf þe same layis,
þat þey schold an hondrid dayis, : at matinus habbe,
& to euinsong an hondrid dayis : wit-outin eny gabbe,
to mydmorw, vndrin, & mydday, : non, & complin in hyȝ
ffor ech tyd fourty dayis : þe good man gan grantyȝ, 40
& to þe last euinsong : þe good man grantid al-so
an hondrid dayis of pardoun : who-so wold þedir go;
& after þe seueþe day : who-so herde þe seruise,
he grantid an hondrid dayis : to men þat were wyse.
ffayr was þe pardon þat þe pope : to man grantid þo! 45
I wene me ne schal grant : fayrere neuere-mo.
but mon moot in herte : þenk swyþe wel
þat pardon to hem þat beþ in dedly sinne : helpiþ no del.
þerfore mon moot ferst : let hym clene chryue
& afong penauns : for his wrecched lyue; 50
ellis pardon helpiþ nauȝt : to non forȝeuenesse,
nouþer her ne ellis-wher — : holychirche beriþ witnesse.
pardoun is of gret myȝt, : who-so wyte wold:
for beter is o day in purgatory : þan an hondrid pound of gold.
ffor who-so were to purgatory : for his sinne dyȝt, 55
& he hadde on erþe : pardon wonne aryȝt,
ech day of pardon : þat he hadde wonne here
schold aſclake his peyne : of on day þere.
þerfore I holde þat mon : more þan wood
þat ne wille purchase pardon : on erþe wit his good. — 60
of mony meñ me telleþ : þat beþ hard of mood,
þat nele nouȝt leue : þat it is goddus blood:
ffor Jewis & saraȝynus : & some þat cristin is
be-leueþ nouȝt þat it is : goddus blood I-wis.
þerfore good vs telliþ : sum-what of þe olde lawe, 65
to proue aȝen þe iewis : þe soþe of oure sawe.
for þey segge þat here lawe : betere þan oure is,
ffor þey han manna : þat comyþ fro heuin I-wis;
god of heuin it made : & to þe (e)rþe it sente
to þe iewis in desert, : þat wit good wille it hente; 70
þat was aungelus bred : þat men etin þo —
In þe sauter-book it is : I-write also.
for þe merakle þat god dede : to hem in þat tyme,
þey despysid cristindom : & nele neuere fyne.
but ȝif þey ondir-stood a-ryȝt : þis holy blode, 75
ffor al þat ilke manna : hem schold be wel gode.
for manna þat to hem com : nold nouȝt twey dayis laste,
but vp hem euere þat oþer day : it rotid faste;
ac þat flesch & þat blood : rotiþ neuere-mo.
þis me þinkiþ an answere : to seyȝe þe iewis two. 80
an oþer answere me myȝt segge : to hem, who-so wold:
who-so et of manna : þat he deyȝe schold
boþe in body & soule, : non I-sparid nas,
þat alle men wente to helle — : þis was an hard cas!
ȝif any Jewȝ wit-segge : þe soþe of þis sawe, 85
I woot he schal finde it write : In bokus of here lawe:

---

65 vs st. is we.

In Adamus lyf : he may finde þis,
I woot to soþe wel, : who-so it secheþ I-wis.
but þo crist hadde vs : wit his blood I-bouȝt,
þe gode men of here lawe : fro helle were brouȝt. 90
þerfore þey moot grante : þat here eldris beþ ȝit in helle
or wit þat holy blood bouȝt, : as I ȝow telle —
ffor þe knyȝtus þat kepte Jhesu : þo he in toumbe was,
toldin to þe iewis : þe soþe of þe cas.
wel myȝt þe iewis wit : treuly be þan, 95
who-so etiþ his flesch & blood treuliche : he is goddus man.
tak kep wheyþer is beter : þat flesch & þat blood
þat for mannus synnus : deyde on þe rood,
þan aungelus breed : þat manna clepid is.
ȝif þou take good kep, : þou myȝt vndirstond þis. 100
þat flesch & þat blood : god on erþe nom
þo he þouȝte bigge mon : þorwȝ þe cristindom;
þe prophetus of iewin lawe : longe to-fore it sede
þat god wold, to bigge mon, : on erþe tak manhede;
barlam it tolde : & so seyde ysayȝe, 105
Abacuk, eȝechiel, : & ek ieromyȝe —
þese beþ þe prophetus : þat of here kinde cam —
þat god for mannus synne : flesch on erþe nam.
of manhed & of godhed : man he made on:
but manna fro heuin : wel I woot þat þon. 110
crist made heuin : & al þat þer-inne is:
a party of heuin : manna is I-wis.
crist is herre þat is lord : & weldiþ alle þing
þan manna aungelus bred : þat is his ondirling —
ffor to alle mon-kin : moche wondir it were, 115
ȝif þe bred more mayster were : þan þe bakere.
þe Jewis þer-two dronke water : þat com of þe ston,
but hem gan þer-after þurste : swyþe sore anon.
by þat ston we ondirstondiþ, : þat þe water of com,
Jhesu crist, þat for vs here : flesch & blood nom. 120
of þat ston dauiþ wrot : in þe sauter-book,
þat þis is to segge, : who-so wole it look:
‚þe stoon þat þe bylderus : forsook, þo þey wrouȝt,
an heed-ston in an herne : is maked,' so hem þouȝt.
of þat ston com water : & blood meynd þer-with, 125
þat we vndirfongiþ : to don oure soule gryth.
but al þis þat þe Jewis had, : com in þestirnesse;
but we haue cristis oune blood : ryȝt in sooþnesse. [f. 174]
lyȝt is beter þan myst, : & soþ þan falsnesse,
cristus body þan manna, : as we scholle bere witnesse. — 130
O þing me may seyȝe, : who-so wold it wite:
„þou seyst it is cristus blood, : howȝ may I it wite?
for me þinkeþ for soþe : flesch non I se,
but me þinkiþ I-wis : bred þat it be;
win & water also : is in þe chalys, 135
blood me þinkeþ it is nauȝt, : ac I-lych it is."
þerfore I wile swere, : for goddus loue leue þis,
oþer for ryȝte soþe : þou leuist amys.
for wit mony ensaumplis : I may schewe þe
þat þou ondirstond : goddus flesch þat it be.[1] 140

---

105 Ms. se st. so. 110 þon st. ron? 113 Ms. þan st. þat. 119 Ms. but st. by. — [1] Hierauf sind v. 135—6 wiederholt (136 nouȝt; al st. ac).

vndirstond þe myȝt þat is : in monnus word
& þou myȝt þer-of vndirstond : þe ende & þe ord;
& more is þe vertewȝ : þat is of blessing
þan is þe strengþe : of any making:
ffor þorwȝ blessing : kinde is ofte forlore, 145
so we finde in moyses, : as I may telle fore.
Moyses hadde a ȝerd : & to þe ground it cast:
anon it worþ an addre : & gan to swype fast;
he cauȝte þe addre be þe tayl, : he nyste oþer won:
& in to kinde of þe ȝerd : þe addre tornyd anon. 150
here me may þe soþe : wite swyþe ryȝt
þat kinde þorwȝ þe prophete : tweyes les his myȝt.
þe watris of egipte : þey ronne as skylle was,
but þorwȝ þe prophete moyses : þer fil a uondir cas:
alle þe wateris of þe lond : be-com to red blood — 155
moche wondir hadde þe folk : þat þer by stood,
ffor in alle þe flodis : water nas þer non
þat any þing myȝte : his þyrst kele vppon.
at þe prophetus hest : þe blood a-wey gan go
& þe water þer-after : held his kind euere-mo. 160
Swyþe hard was be-set : þe folk of iesrael
wit þe egipsienus on þat on half, : so ȝe witeþ wel,
on þat oþer syde was þe se, : þat non ne myȝte go —
þe folk of egipte : hem dede moche wo:
Moyses nom þe ȝerd : þat he held in his hond, 165
& smot þe se þer-wit : & ȝhe in-two wond
& lefte a wey fayr I-nowȝ : men on to go & ryde,
& here-self ȝhe stood as a wal : in eyþer syde;
þo þe folk of iesrael : were alle ouer-gon,
þe se wente to-gedire : as ȝhe was er þon. 170
also þe water of iordan, : þou it be a-ȝen kinde,
tornid þe strem of þe water : toward þe welle to winde.
wel ȝe witeþ þat kinde : ne myȝt it be nouȝt
þat water schold ȝerne aȝen strem : to þe prophetus þouȝt,
oþer þat it scholde departe : men þer-on to gon 175
for þe strok of a ȝerd : þat þe prophete smot þon.
þe peple of israel : moche þirst com on;
moyses nom his ȝerde : & smot þe ston anon:
of þe ston þer com : stremus grete I-nowȝ —
who-so seyd it were þorwȝ kind, : me þinkeþ he seyd wouȝ. 180
Marath, a water in a contre, : sumtyme beter was,
þat nomon myȝte drinke þer-of. : þo moyses say þat cas,
a tre he nom quiklyche : & in to þe water cast,
& þer-þorwȝ al his beternesse : þe water les at þe last.
ech man may wel se : þat grace is wel more 185
þan kinde, for þorwȝ grace : kinde is ofte lore.
vndir elyȝe þe prophete : a man seruinge was
þat a day ouer a water hewȝ. : so it fel by cas,
of þe helue þe ax fel : to þe wateris ground.
þe mon was sory for þe lore : in þat ilke stound, 190
to elise he went : & scheuid hym þe dede,
& bad hym þat he schold : þer-of help & rede;
ffor þe water was wel dep, : he nyste what to do,
& for to haue an oþer ax : he nyst how come þer-two.
elyse nom a tre : & in to þe water dede: 195
& þe yrin gan to flete : anon in þat stede;

148 Ms. swyþe? 176 l. þeron. 180 beter = bitter. 185 Ms. mayn st. man.

þe mon nom his yrin : & to þe brigge it drowȝ,
& þo he it hadde : he was glad I-nowȝ.
who-so seyd þat þis þing : were I-do be kinde,
me wold þinke for soþ : he had lore his mynde; 200
ffor wel ȝe witeþ, kindely : Iren fletiþ nouȝt
but þorwȝ verteu of : cristus word I-touȝt,
but þorwȝ grace of þe prophete : & of his moche myȝt
& of elyȝe þat made fer : fro þe heuin alyȝt (!).
what scholle me segge of ihesu crist, : hou moche his grace is 205
þat made wit his word : heuin & erþ, I-wis?
þe prophetus wit speche : here werkus wrouȝt,
& Jhesu wit his oune word : al þin(g) to ende brouȝt.
who-so wole loke, : he may finde write
In þe newe lawe & þe old, : I do ȝowȝ to wite, 210
þat he seyd, al þing : þer-þorw makid is —
who-so leuiþ oþer-wise, : I woot he leueþ amys.
erþelich men ȝe se oft : of water make ale
& of malt — ȝe witiþ wel : þe soþe of þat tale;
lechis al-so of flourus : wateris makiþ I-lome, 215
& oþer þingus þat þer-to by-come;
Of linſed & of eyrin : & of oþer þing
men conne al day : oyle out bring:
why ne may nouȝt ihesu crist, : þat god & mon is,
of bred make his flesch : whan his wille is, 220
of win & water mak his blood : whan his wille is þer-two?
he þat made al þing of nouȝt : me þinkeþ he may don so.
torne on þing in to an oþer : me þinkeþ lyȝter it is
þan to make of nouȝt : alle þing, I-wis.
wel ȝe witiþ be kind : god worchiþ al-wey, 225
he doþ after his wille, : þe soþe segge I may:
ffor he þat made kinde, : may here wel vndo
oþer tornyt to an oþer, : whan erþelich men don so.
ȝif kynde ne hadde here myȝt : þat tyme I-lore
whan ihesu of mary on erþe : was for vs bore, 230
here maydinhood ne myȝte nouȝt : han sauid be;
þerfore he wrouȝt be wil, : as þinkeþ me.
ffor god ne myȝte on no wise : on erþe ben I-bore
of no woman þat wist : of any-maner hore;
ffor god in his kynde : is so feyr & clene 235
þat he ne may nouȝt wony : þer hore is I-sene.
þerfore to clene he brouȝt clene, : boþe þo in-fere,
& was bore of þe mayde : þat was of sinne skere.
þat flesch & þat blood : þat he of here took
Is sacrid on þe auter, : as seyþ þe holy book. 240
þorwȝ þe word þat þe prest : seyþ in þe masse
goddus body mad is — : leueþ þis more & lasse!
goddus word for soþe it is, : & þe prestus nauȝt:
„þis is my body, wher-þorwȝ mon schal : fro helle be brouȝt.
þis is my blod,“ he seyþ al-so, : „þat for man schal be schad,
to bringe man fro helle : þat þedir haþ be lad“ —
þorwȝ þese wordus : sykir makid is
godus flesch & his blood : vppon þe auter, I-wis.
Jhesu crist it witnessiþ : þat it ne may gabbe nauȝt:
he seyd „þis is my blood : þat for ȝowȝ is ſouȝt, 250

---

197 brigge st. brink. 201—204 sind verworren, im Ms. folgte 202 urspr. nach 204. 225 Ms. kinde kinde. 250 souȝt (?) aus bouȝt korr.

þis bred is my flesch : þat to mon I wole ȝeue;
þis he moot leue : þat in heuin wol leue."
Now god, þat for sinful mon : deydist (!) on þe rode,
grant vs so to vndirfong : his flesch & his blode
þat we moot alle after : þis lyf to heuin wende, 255
& þer-to haue þe blis : þat last wit-oute ende.
need it is to bidde, : for kindus it haþ two:
lyf it is to gode men, : to wikkid deþ & wo.
þerfore good were ech mon : hym be-þenke longe,
þat he were clene schriue : þat flesch to afonge; 260
ffor who-so is in dedly sinne : & ondirfongiþ þis,
seynt poul seyþ to soþe : þat he be-gylid is
of goddus flesch þat was spyled, : & his blood þat was schad.
wel auȝt of þis word : ech man be adrad;
ffor beter it is to lete : þan so for to take. 265
þerfore good is to ech mon : þerto hym redy make.
& god leue þat we moot : þer-to vs clensy so
þat we mowe þer-þorwȝ be sauid : fro pyne & fro wo. Amen.

(Rest der Seite und das folgende Blatt ist leer; dann folgt der Schluſs von Mathews und dann S. Frances.)

Seint fraunceys þe holi frere.[1] (4 October) [f. 177]

Þe valeye hatte spoletan : þer seint franceys was I-bore,
& þe toun Assisie, : so þe bok vs telleþ fore.
Aftir þat he was I-bore, : þe modir seyde anon,
„Syre, ich wele þat oure sone : ben I-cleped Jhon."
„be stille, dame," quaþ þe fadir, : „& haue þou þin pays! 5
ffor ich þe segge to soþe, : hote he chal franceys."
þo he was of seue ȝer elde, : þis child me set to lore.
swyþe ȝong he by-gan : to seruy goddus ore,
ffor he gan anon to faste : & hard lif to lede,
þat alle þat þer-of wiste : þer-of weren in drede. 10
& suþþe þo he of elde was, : þat he gan auȝt to wise,
his fadir him tok gret catel, : to vsin marchaundyse,
for he cholde ben burgeys, : boþe to buggen & sulle;
ac he þouȝt al an-oþer, : as so ic ȝou may telle.
he þouȝt myd erþeliche good : make his cheffare 15
þat he myȝt haue þe good : þat is ellus-whare,
þat hert ne myȝt be-þenche : no tonge telle ne may;
vppon þis ilke chaffare : he þouȝte nyȝt & day.
ȝif þer come eny por mon : þat bed him eny þing
for þe loue of Jhesu crist : þe hy heuen-king, 20
for lore ne for byȝete : he ne spared nouȝt
þat he ne ȝaf anon-ryȝt : þat þe oþer hadde by-souȝt.
In a tyme hit by-fille, : as god ȝaf þe cas,
þat aneue robe hym was I-dyȝt, : þat noble & ryche was.
so sone so he hadde hit him vppon, : a pore knyȝt he mette, 25
þat wit mylde wordus : wel swyþe fayr him grette.
swyþe wel he kneuȝ þat knyȝt, : & to him seyde þo:
„alas, syre, for goddus loue, : why gestou nouȝ so,
þat worþy were to weren : weden noble & ryche?
hit reueþ me þat ich I-se : þe gon so ruliche!" 30
þe knyȝt him answered : & seyde, „my leue broþer,
by oure lord Jhesu crist : Ich nabbe nouþe non oþer;

253 l. deyde. — [1] Der Text dieser und der folgenden Leg. weicht ganz von der Version der älteren Mss. (Laud 108, Ash. 43) ab. — 7 Ms. olde? 14 Ms. ic (so stets).

nabbe ic nouþe *fra*mde no kyn : þ*a*t of me haueþ pyte,
ne þ*a*t on*us* wole me helpe, : for soþe ich segge þe."
„Alas," q*ua*þ *fra*nceys þo, : „hit me *gre*ueþ wel sore"; 35
of he strepte his robe anon : wit-oute speche more,
& seyde, „for Jh*esu* *cristus* loue : þis robe ich ȝeue þe,
ffor hit wole bet*ere* þe be-come : þan hit wole me."
þe knyȝt hym þonked swyþe ȝerne, : & dede it on hym anon,
& *fra*nceys al naked : þenwardis gan gon. 40
for who-so nom al þe men : þat sitteþ her areue,
soche ȝift*us* for to ȝeue : he cholde I-finde wel feue.
A-nyȝt aft*er*, as he slep, : he seyȝ in his metinge
Jh*esu* *cri*st I-crouned sitte : as an hy kingge;
þat ilke sely robe : him þouȝt þat on him was 45
þat he ȝaf þe por*e* knyȝt : þat him mette by cas.
Jh*esu* *cri*st him þonked : of þilke ȝifte þo,
& so dede al þe companye : þat in heuene was so.
ȝut was *fra*nceys heþen : & þo he I-seyȝ al þis.
& þ*er*-of myȝt mony a mon : wondir habbe I-wis: 50
suþ his fadir & his modir : boþe I-*cri*stind wer*e*,
why hy soffred her*e* sone : so longe heþen þer*e*.
ffor, as ich ma(i) segge for soþe, : þe lawe soch was þo
þat me ne cholde noman : *cri*steny neu*er*-mo
but he couþe hy*m*-self I-wite : w*i*t-outen oþ*er* rede 55
what he dede to goodnesse : & what he dede to quede,
& þat noman þe encheson wer*e* : ȝif he him wolde spille,
but þ*a*t he al wrouȝte : aft*er* his ouen wille.
þerfor he gan draue þo : al *fra*m marchaundise
& let him-self to cristin, : & þo he dede as þe wyse! 60
& eu*er* on crist*us* passion : þe ȝonge *fra*nceys þouȝte,
þat þ*er* nas non erþelich catel : þat of his þouȝt him brouȝte.
on a tyme as he kneled : & in his bed*us* bad,
him þouȝt he sey Jh*esu* *cri*st : vppon þe rode I-sprad
In þe man*er* so he was : þo he mankin bouȝt; 65
þe strong pine þat he þoled : *fra*nceys sor*e* of-þouȝt.
Jh*esu* *cri*st seyde þo : wit word*us* swyþe stille:
„who-so wille foluen me : & seruen me to wille,
eche day his rode : to him he most take,
& þ*er*to himselue : clene he moot synne forsake; 70
his fadir & his modir : he moot for-sake also,
his wif & his childrin : he mot forsake þ*er*-to,
& also he mot forsake : his sostir & ek his broþ*er*,
clene he moot for me for-sake, : *fra*nceys, þ*er* nys non oþ*er*." 75
w*i*t þilke word Jh*esu* crist : his weye to heuene nom,
& *fra*nceys nyſ(t)e neu*er* : whar þ*a*t he by-com.
swyþe glad was *fra*nceys : þo of þ*a*t Ilke syȝt!
to fasting & to his orisonys : he haþ him al I-dyȝt;
þe chaffaryng of þis world : þat he I-vsed her, 80
he forsok for þe speche : þ*a*t he I-herde þer,
& euere-more, what-so he dede, : ȝede he vp or dou*n*,
eu*ere*-mor he þouȝt : vppo*n* his passiou*n*.

Seint *fra*nceys wente atyme : wel sone aft*er* þan
by an old chirche : of seint damyan; 85
al to-broke & forlete : was þ*a*t holy stede,
nouȝt-for-þan In he went : for to bidde his bede.

41 tilge for, 49 tilge &. 63 Ms. knelel. 79 her = er.

Anon to-fore þe holy croys : he sat a-doun a-kne, [f. 178]
& gan bidde stilleliche : his bedus in preuete.
him þou3t a uoys spek to him : adoun of þe rode,
& seyde, „franceys, dy3t myn hous“, : þrye wit mylde mode, 90
„þat to-broke & to-falle is, : so þou I-syxt I-wis.“
ffranceys in his herte anon : vndirstood al þis,
& þouȝt wit þe catel : þat him was by-take
don oure lordus heste : & þer a cherche to make.
vp he ros, þo he hadde : al I-don his bede, 95
& went him to a pore prest : þat woned in þat stede,
& a somme of catel : þat he hadde wit him þo
he bede þe prest myldeliche, : & þus him seyde to:
„haue, syre, þis catel, : þis cherche for to ryȝte,
& ic wole wit þe be : & helpe þe wit my myȝte.“ 100
þe prest seyde þo to him, : „sone, welcome artou to me!
wel ich it wole granty : þat þou wit me her be.
ac of alle þis catel : þat þou hast her I-brouȝt,
wite hit wel to soþe : þat ich ne kepe it ryȝt nouȝt,
ffor þy fadir & þy modir : myȝten er ouȝt longe 105
aspye þat ich hadde : of þy catel afonge,
& whan hit were I-spended, : also hit myȝt be
hy wolden þorwȝ pure lawe : axen hit al of me,
& so þey myȝten sone : vs boþe þan by-tray,
ffor wel I wot we nadden : wher-of hit to pay.“ 110
wel sory was franceys : þo he I-hurd þis,
& wente to a put-hole : þat he I-sey, I-wis:
þe moneye þat he bedde þe prest : he leyde þer ech del,
& wente ford in his weye : & lefte þer þe catel.
ofte me tolde his fadir : woche was his manere, 115
þorw oþer marchauns þat wente : in þe lond his I-fere;
wit wordus & wit þreting : he him chastid Ilome,
& rad him oþer þing to don : whan he to him come.
ac þo his fadir wiste : þe ryȝte soþe of þis,
he to-swal wit wraþþe : & warþ nyȝ wood, I-wis, 120
& swor he chold abigge : whan he him myȝt I-finde.
þerfore franceys drouȝ abak : & loted him wel be-hinde:
In an old dich he lay : dawis to & þre,
& þer nas man no wimman : þat him myȝt onus ise.
þe ferþe day he aros : & to toune wente. 125
þo þe fadir him I-seyȝ, : faste he him hente.
nas þer non of his frendus : þat wolde him bymene,
& þey he was for his fasting : boþe ieluȝ & lene,
alle men þat him I-seyȝ : wende þat he were madde
& þat he were out of his wit; : his kyn were of-dradde; 130
lytil & mochil him scornyd : þat ȝeden by þe weye.
ffranceys went him stille forþ : & þer-of nom non eye,
forþ he wente stille : so his speche were I-lore,
& ferde also deþ þe lombe : whan he is I-chore.
þe fadir þat him ladde : sory was I-nouȝ, 135
& hom to his house : viliche he him drouȝ;
& anon so he was : In to his hous I-come,
In to on of his chaumbris : his sone he haþ I-nome
& so faste he him bet : fram foot to þe croune
þat al a red blood eche leme : hy ornen al adoune; 140
hy þat stoden & I-herd : hadden wel gret pyte
þat enymon chold his sone : for ruþe so by-se.

103 Ms. castel. 108 al übschr.

seþþe he mad him don his cloþus, : & fayre him haþ I-tauȝte
þat he chold amendy him, : & god him haþarauȝte,
& seyde, „franceys, leue sone, : namore ne do þou so, 145
ac lerne begge & selle so : þou syxt oþer do:
& Ic þe wole finde I-nouȝ : al þat þe ned be,
ȝif þat þou wolt cacchen wit : & don al after me.“
„leue fadir,“ quaþ franceys, : „forsoþe þou dest amys
to take me eny erþeliche gode, : Ine louye hit nouȝt I-wis; 150
þerfor, whan ich I-se enymon : pouere be þe weye,
Ic him mote nedus ȝeue, : þey ich cholde deye.
& þerfore ich þe segge, : fadir, by goddus ore,
ȝif þou take me þin gode : þou ne sext hit neuer-more.“ —
wel ich wot þat þer nys non : among vs alle her 155
þat gladlich wolde tak his good : to eny soch spenser! —
þo þe fadir þis I-hurd, : he was wroþ & ek sory,
& reuliche he be-held his sone : þat lef stood him by;
In gret þouȝt he stood longe : & nyste what to do,
þer-after he seyde to his sone, : „to þe bysſchop we wolleþ go, 160
& ȝif þou wolt þou myȝt wel : tofore him me forsake
& suþþe to oþer þingus : þy soule wel by-take;
whan ich ne may in non wise, : sone, to chasty þe,
þou sey tofore þe bysſchop : what þin wille be.“
ffranceys was swyþe blyþe & glade : þo he I-hurd al þis, 165
& þouȝt on þe ferste word : þat god him seyde I-wis,
how he chold for his loue : forsake alle þinge,
fadir & modir, soster & broþir, : emperour & ek kinge;
nowȝ him þencheþ to soþe : þat he it may wel do,
þerfore al I-redy he is : to þe bysſchop forto go. 170

Þo hy come to þe bysſchop, : wit-outen more speche
of he stripte his cloþus al : & gan his fadir hem by-teche,
his brech & his cherte : he dede him of al-so
& by-tok al his fadir, : & naked he stood þo,
& seyde, „fadir, ich wene ic nabbe nouȝt of þyne, 175
for þou myȝt now hit ondirstonde : Ich nele nouȝt ben þin hyne;
to his seruyse onlyche : Ic wele be-take nouȝ me
þat me so dere abouȝt : vppon þe rode-tre,
for nele ic neuere her-after : on þe I-caste my triste,
ac al myn hope chal here-after be : on my lord Jhesu criste.“ 180
þe fadir ȝaf his cloþis : to þis bisſchop þo;
þe bysſchop bede franceys : þat he hem chold on-do.
franceys nom a curtil, : & swor by goddus ore
þat he nolde þer-of neuere-eft habbe namore.
his leue he tok & went him forþ : endelongus þe weye, 185
þis bysſchop & his him be-held, : he held forþ þe weye:
& þer þe world he forsoke, : franceys, ech a del,
so Jhesu crist himself : tofore him teyȝte wel.
to wildirnesse In wode he went, : þat was þer-besyde,
& þouȝt in goddus seruyse euere þer to abyde. 190
þere he was a whyle, : & ofte þeues I-mette,
þat him þretened to sle, : & he hem fayr grette,
& seyde, „whan ȝoure wille is, : al redy ich am þer-to;
now ȝe mowe ȝif ȝe wolliþ : ȝoure wil on me to do.“
Afterward þis franceys : sone him haþ by-þouȝt 195
þat he was wit senne : to lytel þer of-souȝt,

158 lef = lew pale. 169 Ms. I st. he.

& þouȝt, him were betere : in felachipe to be
& ondirling to feleschipe, : here workus for to I-se.
þerfore sone he him drouȝ : in to a meselrye,
wit boxomnesse & penaunce : his soule for to gye. 200
here veet he wolde wasche : whan þey were syke,
& here body echedel, : & alle here sorus to pyke;
out he drouȝ þe queture : manyatyme al-so,
& kuste þer-after here sorus : whan he hadde so I-do.
þer nys non amongis vs : þat myȝte don al þis, 205
þat me nolden segge : þat he ner buxum, I-wis!

Frauncey suþþe him by-þouȝt, : so ic telle can,
of þe olde cherche : of seint damyan,
þer oure lord from þe croys : in voys to his speche com ere
& bede him þat he cholde : þat ilke cherche arere. 210
for þedir he gan wende, : so he auȝt wel.
anon he fond in poynt hool : his catel euery del.
þer-uit he made þe cherche, : & wit begging al-so,
& bere him-self wel ofte : grete stonus þer-to;
& gode men him holpe, : so skylle was & ryȝte, 215
so þat in a whyle þe cherche was al dyȝte.
& suþþe he mad a cherche : of oure lady marye,
for þe voys of þe croys : þat he I-hurde her bryȝe;
& suþþe of seint peter : a cherche he wrouȝt þo —
Ic wot it was þe þridde, : & he ne makid namo. 220
In oure leuedy chirche þo he gan take reste;
to fasting & to orisonys : his wil was euer beste;
al he hated moche : þat him þouȝt proute,
& who-so were in chirche : selde he was wit-oute.
hit be-fil vppon a day : þat he I-hurde rede 225
wher oure lord tauȝt his apostlus : here lif to lede
& seyde, „siluir ne gold ne cholde ȝe habben non,
no staf in ȝoure honde, : aboute for to goon,"
no schon on ȝoure feet, : ȝif ȝe folue me,
ne to cirtlis neþe-mo : on ȝou ne cholle be. 230
& ȝif þou se in eny wise : nedful þin broþer,
þat þou ne chalt (lete) to bete his nede : to ȝiue him þat oþer.
ne tit þe purs ne cachel : þin mete þer-in to bere,
ac alle þin hope do on me : & ich þe wil were.
mete a-ȝeyn amorwe : ne chaltouȝ I-wite nouȝt, 235
for onliche vppon me : þou chalt cast al þin þouȝt;
for in myne warde : is alle þing þat is,
& ich ne may noman for-ȝete : þat me I-serueþ, I-wis."

Þo franceys I-herde þis, : he gan þenche aryȝt
þat he wolde þis heste holde : euer by al his myȝt: 240
a-wey he caste his staf, : & dede of his schon,
& ȝaf a-wey his cloþis : euerychon but on;
In stede of his gerdil : an harde corde he toke,
for he wolde holdin al : þe wryting of þilke boke.
ȝut him þouȝt þat þe corde : on him to nessche was: 245
þerfore gret knottin : þer-on he mad by cas.
þer-by me may wel ondirstonde, : so we findeþ ofte,
& þat he hateþ swyþe moche : to lede his lif softe.

---

212 l. in þe put-hole. 223 urspr. proude. 231—7 sind ungehörig. 233 cachel = sachel. 238 I vor serueþ durchstr.?

Men he preched & women : þat wolde to him come,
þat man ne may nouȝt payin god : but his wil be by-nome; 250
for ȝif þe flesch moot habbe : euermore his wille,
he wole wit-outen ende : in helle his soule aspylle.
þerfor man chal formest : clene his wil for-sake,
& suþ he may to bettere : him to penaunce take;
ffor noman ne may seruy : I-fere lordus two, 255
ȝif þat hy ben wiþerward, : & paye hem alle bo.
so hit fareþ, wetiþ hit wel, : by false world þis,
& þe seruyse of Jhesu crist : þat is king of blis:
ffor þe world is swyþe false, : & Jhesu crist is trewe;
who-so loueþ wel þis world, : Iwis he louyeþ a chrewe. 260
ffelawis he ondirfenc to him, : þat þo wit him were,
& alle frere menourus : he let hem clepe þere —
Mynor is an englich : „lasse" for to spelle —
for he wold þat noman : of hem ne cholde telle.
& for he wolde þat in þe worlde : nere non ordere lasse, 265
in his tyme nas non of hem : þat moste singen masse;
& for he nolde þat in þe world : hy nadde no dingnete,
þerfor he ne soffred non of his freris : prest for to be,
ac vndir þe frere prechourus : he mad hem to ben echon.
wel me myȝte be þan I-wite : þat he ne louede prite non! 270
þo hy weren to-gedere, : seue frerus hy were.
seint franceys þouȝt to long : þat hy were þere:
fforþe in to wildirnesse : wit hem he gan go,
for him þouȝt þat þey myȝt : þe bet god serue þo
In bedus & in fasting. : for he faste euermo, 275
To wite wheyþer his sinne were : al for-ȝeue him to —
for he was of his sinne : euere a-gast wel sore;
to wite whyþer hy weren for-ȝeue : he bedde euere-more.

Vppon a fryday it by-fil, : as he his bedus sede,
þat a voys com from heuene : & seyde, „naue þou no drede, 280
for Jhesu crist al-myȝty god : þe haþ forȝeue þin sinne;
& whyle þat þou biddist : for oþer of mankinne,
naue þou none drede : of sinne ne of dore,
ac fonde libbe clene lif : so þou hast I-don wel ȝore."
so longe hy hadde I-fere I-be, : ic woot wit-outen wene, 285
þat hy weren frere menoris : I-fere þrittene.
to seyn franceys I-fere : euerichon hy bede
þa(t) he maked hem a rule : here lif for to lede.
ffranceys þouȝt þat hit were : swyþe wel I-don;
& þerfore here reule : he gan to wryte anon. 290
ac him one ... þe reule nouȝt : wit-oute comfirment:
þerfore hy wente þer-wit : to þe pope Inofent.
Inofent þe þridde was : pope in rome þo,
þat here rule & here wille : al he granted to do.
ffor þe pope lay anyȝt : in þe borwȝ of rome 295
& slep in his bedde, : ar hy þedur come;
him mette þat seint peteris chirche, þat heued of al is,
was fallinge a-dounward : & foul to cheue I-wis,
ac franceys com anon-ryȝt : wit his freren .xıȷ.,
& ryȝten vp þe chirche : so fayr & wel hem-selue 300
þat þe pope þouȝt : for ryȝt soþe þere
þat hit nas so wel I-mad : tofore neuere ere.

254 l. þe bettere. 273 Ms. fforre. 283 dore st. hore? 291 Verb fehlt.

þis meting þe pope tolde, : so ich ȝou telle may,
to his cardinal*us* amorwe : anon þo hit was day.
ac þorwȝ godd*us* *gras* & *fra*nceys : so wel on he nom 306
þ*at* þe whyle þey tolden her-of : to-fore þe pope he com
& bede þe comferment. : þe pope him knew ful wel,
& anon him *gra*nted : his bidding eche del.
to *pre*chy lyf of penaunce : he *gra*nted him also,
for þer beþ swyþe fewe : þat drawe wolleþ þ*er*-to; 310
& more he be-het he wolde : him *gra*nte to his nede,
& to *pre*chy wey of penaunce : he bed him eu*er*e to spede.
Swyþe glad was *fra*nceys : þo he I-hurd al þis,
& wente to his contre : w*i*t his freris, I-wis.
& as þey wenten by þe weye : þey axed & sede 315
In what stede hit were best : here lyf to lede,
In toun oþ*er* in wildirnesse, : I-fere oþ*er* alon;
of þis ilke desputeson : adradde hy weren echon.
„breþerin," *qua*þ seint ffranceys, : „I ȝow rede þ*us*,
to fasting & to orisonys : to-nyȝt þ*at* we don vs, 320
& bidde we ȝerne to Jhe*su* *crist*: þ*at* hende is & fre,
þ*at* he vs sende to segge : what his wille be."
al þis hy *gra*nted anon, : boþe lest & meste,
for hy weren alle redy : for to don his heste.
At þe cokk*us* crowing : þese fre*rus* þouȝten echon 325
þ*at* þey seye Jhe*su* *crist* : vppon þe rode I-don,
& seyde þ*us*, „ic was I-pynyd : mann*us* soule to winne,
& to winne soul*us* to me : ne cholle ȝe noþing blinne:
& þ*at* ic wole for soþe : þorw-out alle þing
þ*at* by-syd*us* þe toun*us* : þat ben ȝoure wonying, 330
so þat ȝe mowen teche þe folk : & ek seruin me;
for manyman þorwȝ sinne : þorwȝ ȝowȝ chal abrouȝt be."
Glade were þis freris alle : for þat ilke tyding,
& w*i*t-oute þe tou*n* of assiȝie : hy gonne make here wonying.
hard lyf þey gon lede, : so þey hadde er I-do, 335
& gaderid to hem freris : euer þe leng þe mo.

Hit by-fil on a tyme : þ*at* *fra*nceys was by nyȝte
him-self alone *pre*ueliche : & bede to god al-myȝte;
þe freres weren in cherche : in here bed*us* echon:
þo seyȝ þey at þe dore : a way(n) al furie gon, 340
a clob of golde set þ*er*-inne : aman so hit were —
þe freres weren alle : wel ny ded for fere.
þriis hit ȝede aboute : & wente suþ In aȝen.
moche wondir þe fre*rus* hadde : what hit myȝt ben.
þa*n*ne seyde on of hem, : „Ic wene, ȝif Ic ne lyȝe, 345
þ*at* it was sen *fra*nceys : I-come vs for to aspyȝe,
for ȝif we don in chirche : as we auȝt to don."
„we leueþ wel þ*at* hit so be," : þe oþ*er* seyden son,
„ffor he chewed him to vs : in fourme of helie;
god him haþ I-formyd soch : to cheuen his mayst*rie*." 350
moche wondir þey hadden alle : þ*er*-aft*er* eu*er*-more,
& eny-þing to a-giltin him : þ*er*-fore hem drad ful sore.

A frere of þe ordre of þe croys : moris het by name,
man of good lyue he was : & ek of noble fame.
Also god him ȝaf *grace*, : he fil in gret langour, 355
so þat boþe nyȝt & day : him greued his dolour.

---

330 þat st. shal? 340 Ms. way. 341 clob = globus. 347 tilge for.

to sen franceys he sente aday : men þat to him sede
þat he þouȝte on frere morys : whan he his bedus bede.
„gentus," quaþ seint franceys, „so Ic chese : him to habbe in þouȝt."
anon he wente to an auter, : & for him haþ by-souȝt; 360
oyle he nome of a laumpe : þat al brennyng was
tofore oure leuedy auter, : so god ȝef þe cas,
croumen of bred þis goodman : mengen he gan þer-to,
& tok hit þe messageris : & fayre him seyde þo:
„bereþ þis to frere moris : þat ȝou sente to me, 365
& þorwȝ þe help of Jhesu crist : his hele hit chal be."
Er þe messagerus come : frere morys þouȝte ful longe,
& þat wit good wille : þe medecyn he ondirfonge.
wel good was þe medecyne : þat he ondirfon þere:
for in body & soule al-so : he worþ hol & fere. 370
he þonked ȝerne seint fraunceys : þat him serued so,
& suþþe wit good wille : to franceys he gan go.
Suþþe hard lif he gan lede : þorw franceys-his teching
& fonded boþe nyȝt & day : to paye heuene-king;
rawe grases was his mete, : & water was his drinke, 375
& ȝit ne moste þer-of I-nouȝ : in his body synke —
& þat was for he nolde to moche : loueye glotenye,
þat maked men I-lome : hem chende wit lecherye;
frere menour he was to his lyuus ende,
& a good soule to god : after his day he gan sende. — 380
In þe cyte of assiȝie : an holy prest þer was,
Siluestre men him cleped, : a good man by cas.
In his bed so he lay : & slep vppon anyȝt,
he þouȝt he sey out of þe west : come a greseliche wyȝt,
a dragon hym þouȝt it was, : grisloker ne myȝte be, 385
for al þe folk he þouȝt sle : & brenne al þe contre;
ffranceys him þouȝt by a whyle : and aȝen him gan go
& caste a croys out of his mouþ : & ouerecom þe dragon so;
þey þe dragon were kene, : him þouȝt in a stounde
þat franceys him hadde ouercome : & I-cast to grounde. 390
þryis is þis gode prest : I-mette þis meting,
& moche þouȝt, whan he a-woke, : vppon þis wondir þing.
by þe croys þat franceys caste : þis prest him ondirstode
þat seint franceys scholdin do : þe contreye wel moche gode;
þis holy predicaciun : þat comeþ out of his mouþe, [f. 181] 395
by est & be west hit was notful, : by norþe & ek be souþe.
þerfore by red of senfranceys : þe world he al forsok
& abyte of frere menour : wit good wille he tok,
& swyþe wel his ordre held : & wel lyued also;
ȝif he was goodman byfore, : wel beter he worþ þo. 400

Pansike was a man al-so : of þat ilke contre,
worldliche lif he leued, : wel beter myȝt be.
of senfranceys gret good he herde : tellen vppon a day,
þat he wold at on chapel : prechy of goddus lay —
þe castel of sen Seuerin : me cleped þe caste(l) þo; 405
fort I-here his predicacioun : moche folk þedir gan go.
pansike also þedir : wit oþer he gan wende,
fort I-here somþing : his lyf wit to amende.
ac þo he was þedir I-come, : he sey a wondir syȝt:
him þouȝt þat senfranceys was : wit to swerdus þorwȝ-pyȝt, 410

359 Ms. sentus; chese undeutlich. 364 l. hem. 387 l. by-þouȝt. 391 tilge is?

at þe heued went in þat on : & by-neþe it com out,
þat oþer went in at þe honde : & styked him þorwȝ-out.
by þe visage he ne myȝt : franceys I-knowe nouȝt,
ne I-se him for bryȝtnesse : þat on him was y-brouȝt;
ac by þe speche þat he herd : out of his body go, 415
wel he I-kneuȝ þe myrak(l)e : þat he I-sey þer þo,
& for þat he preched : so mech of goddus blood,
þe tokene of þe passyon : wel sone he ondirstood.
of þis fayre merakle : him gan to drede sore,
& þouȝt frere menor he wold be : þer-after euer-more; 420
long him þouȝt er he hadde : þe ordir ondirfonge.
þer-in he leued wel holy lyf : þer-after swyþe longe.
wel holy lyf to lede : he hadde swyþe gret chaunce,
& was þe forme minystre : of þe ordre of france;
þorw þe goodnesse of his lif : & redis þat he radde 425
mony mon in france : swyþe holy lif ladde;
so swyþe he preched of penaunce : in to al þe lond aboute
þat þe meste part of þe contre : to him gan aloute.
a name þer is of oure lord : þat nomon speke ne may:
þulke I-peynt wit dyuerce colourus : on þe rode he say; 430
nas þer non þat þilke name : þer-on I-se ne myȝte
but he & seint franceys, : ne sene þe sonne so bryȝte,
but he or sen franceys : to-fore it hadde I-tauȝt.
moche was þe grace þer : þat god hem haþ arauȝt! —
þe goodman pancik : a grace hadde þere 435
þat ȝif in þilke contre : enymon sek were,
he wold wryte þis holyname : al in his forheued:
& anon of al his euil : he cholde ben by-leued.
such grace þorw þis holyname : god him sente anon
þat whan hit was on hem so, : hole þey weren echon. 440
þis holyman pancike : hadde þo non hater
but onliche on cirtil, : & faste to bred & water;
ȝut of cold water : he nold drinke his fille,
lest his soule þorwȝ glotenye : scholde wende to helle;
of barliche, melwe & aschin : his bred me maked him þo, 445
& ȝut he nolde in his body : þer-of his fille do.
Ic wene men þat fastiþ : & wandreþ in þe strete,
hadden leuer whytebred : þat were I-maked of whete! —
In þis ilke maner : sen franceys leued also;
ac Ic ȝow may wel telle : whoche his bred was þo. 450
vppon þe swpen grounde : eche nyȝt he lay,
for none cloþus he nadde : but as he ȝede a-day;
oþer his bolstre was a tre : oþer it was a stoon —
nold he non oþer pele : to legge his heued vppon.
his curtil was of þe hardeste cloþ : þat he myȝt finde, 455
his gerdil was a cnotted corde : his body for to binde.
so hard lyf he ladde, : so þe bok it telleþ I-wis,
to ouercome his foman : þat deuel in helle is;
& leste his soule þorwȝ sinne : myȝte ben ouercome,
to hard lif & to orisonys : he him haþ I-nome. 460
swyþe redy man he was : his couent for to chaste;
to help hem whan hit nede was : I-redy he was an haste;
& to winne heuene : þer ioye is & gle,
sen franceys þorwȝ-out alle þing : aloued chastete.
þey senfranceys were : of ȝerus feble & olde, 465
ȝut he wolde in winter, : whan þe wedir wer colde,

431 Ms. me st. ne. 450 bred st. bed. 451 Ms. swpen, st. open?

whan his flesch him fondid, : late oþer raþe,
In snow oþer in iys : he him wolde baþe;
so he wolde his flesſchus lost : many a tyme a-quenche,
for þe deuel ne cholde : wit synne him a-chrenche. 470
vppon goddus passion : þe gode franceys þou3t so
þat euere he þou3t wepyng, : wher-so he chold go.
to ȝiue hem þat nede hadde : boþe fer & nere,
nolde he nouȝt sparye : þe cloþus of þe autere.
so moche in his orisonys : franceys was I-lome 475
þat he ne seyȝ noþer herde : what about him come;
bute he preched goddus name : oþer mete eten also,
euer-more at his bedis : sen franceys was þo,
so þat alle oþer þing : he for-ȝet I-wis.
ffor so doþ now wel feue men, : þerfore hy doþ amys! 480

()n a tyme a frere menour : preched of þe rode
at a chapitre general, : þere freres weren wel gode,
& of þe holy name he preched ek I-wis
þat Jhesus naȝarenus a-latin : I-cleped is.
þe stede þat he preched on : hat arelaten — 485
frerus þer were monye : & eke oþer men.
franceys was þat ilke tyme : fer out in on contre,
& þey of þis predycacion : swyþe wel wiste he.
ffor þat was wel I-sene: : for þere þe frere stode,
he I-seyȝ sen franceys : him þouȝt vppon þe rode, 490
his feet & his hondin : I-nayled weren þer-to;
alle þat were at þe predicacion : Iseyȝ him also;
vppon þe croys as he hing : he blessed hem echon,
& out of here syȝte : sen franceys wente anon.
„lo,“ quaþ Antoyne þo, : „hou franceys haþ in þouȝt 495
þat we habbeþ her I-do, : & ne forȝeteþ hit ryȝt nouȝt;
& for ȝe cholden I-leue : þat ich habbe I-seyd,
he ȝou haþ vppon þe croys : I-cheued þat ilke red:
& wel ich wot for þe loue : þat he haþ vs to
& for ic preched of þe croys : he him cheued so. 500
ffor at ones he chewed : to vs to þinge: [f. 182]
þe fourme of þe rode : & ek his louinge.“
Moche wist seint franceys : of goddus preuete,
wherþorw he myȝt I-lome : manye þingus I-se,
þey he nere nouȝt in þe stede : þat þey were I-do. 505
Ich wene nouþe in þis world : feue men fariþ so! —
ffrere menoris habbeþ a stede, : & ȝut hy habbeþ I-wis,
seint marye of portiumcula : þat stede I-cleped is.
sen franceys, to bidde his bedus, : þer-in was I-go,
þe freres wente to chapitre : so hy auȝt to do. 510
A frere hadde I-trespased : & for þat ilke sake
a disſiplyne he cholde habbe, : ac groccing he gan make,
& for he wolde his þonkis : þe disſiplyne bi-leue,
wit a frerus mantel : his body he gan by-weue;
for noþing þat þe freris myȝt : him prechy oþer do, 515
þe frere nolde for his gilt : þe disſplyne ondirfo.
þey franceys were alone : in his bedis I-wis,
ȝut he þorw þe holygost : I-seyȝ wel al þis;
an oþer frere he cleped : & þus him seyde to:
„ffecche me þat frere : þat nelle disſplyne ondirfo.“ 520

507 l. hadden. 513 Ms. disſiplyle.

Grimliche he seyde to him : þo he was I-brouȝt:
„sey me, leue broþer, : what hastou nouþe I-þouȝt?
I sey hou þe deuel : was on þy rig alyȝt
& hou he made þe holde : þy nekke bolt vpryȝt,
þat þou ne myȝtest for pride : dissiplyne ondirfonge. 525
for þou vs most forsake : ȝif þou art soch longe,
wel Ic woot he þe brouȝt : in to þat ilke trespas,
& þat þou haddist so mysdo : swyþe glad he was,
& him were leuere þat þou wer : body & soule I-chent
þan þou þorwȝ þy dissiplyne : com to amendement. 530
þer-fore, leue broþer, ȝif þou art cristus hyne,
þou most gon to chapetere : & take þin dyssiplyne."
þe frere after þis hest : to chapetere he gan goon
& gan him chryue of his trespas : to hem euery-chon,
he seyde he wolde of soche dedus : (cese) euer wit-outen fyne, 535
& bede hem pur charite : ȝeue hym his dissiplyne.
his penaunce to take : he kneled þo hem to.
a cat blakker þan eny pich : fram himward gan go —
sore he was of-chamed, : & so he auȝt wel!
þerfore he gan lete be : soche dedis echedel, 540
& euere-efte þe frere dede : so franceys him wolde rede,
& holy lyf & boxum : euere-eft he gan to lede.

Alueme me clepeþ an hille : in ferne contre,
þer wonyd seint franceys : whoche whyle hit myȝte be.
A good man þer woned ek : In þat ilke stede also 545
þat was mochil I-fonded : þorw flesschs lostis þo;
þe fonding of his flessche : greued him so sore
þat he nadde no reste : þer-of neuer-more.
& for þat he ne myȝte : þer-of habbe no pays,
fayn he wolde som orison : to habbe of sen franceys; 550
he hoped hit wolde him helpe, : ner hit neuer so lyte,
ȝif he wolde myd his honde : In parchemyn hit wryte.
ac he was a-schamed : so sore in his þouȝt
þat he ne myȝt of seint franceys : þis þing bidde nouȝt;
longe he was in wille : to bidde of him sum þing, 555
ac he ne myȝte for chame : hit bidde for no þing.
sen franceys wiste þe frerus wil, : & wiste what was to done,
& gan clepye þe frere : to him swyþe sone,
& seyde, „leue broþer, : wel ic wot þin wille,
& fayn ic wole þe helpe : þat þou ne chalt nouȝt spylle: 560
þerfore fecche me anon : Inke & parchemyn,
& Ic wole be my myȝt : to follen wille þyn."
so þat inke & parchemyn : to him was I-brouȝt;*
he him wrot an orison : þat an englisch is I-wrouȝt:
„swete lord Jhesu crist, : þat deydyst on þe rode 565
& bouȝtist mon from synne : wit þin swete blode,
þe fend þat is in helle : þou brouȝtist him adoun
& areuedist mankynne : wit þy swet passyoun:
lord, Ic þe bydde : for me & for mankynne,
þat þou wit þy passyoun : vs chelde al fram synne." 570
þo seynt franceys hadde I-wryte : al þis vppon a boke,
he hit ueld to-gydere : & to þe frere hit toke:
& þorwȝ þis ilke boke : his fondyng went away,
& he kepte wel þis bok : boþe nyȝt & day.

---

523 Ms. he st. I; his st. þy. 535 cese fehlt. 564—5 im Ms. umgesetzt.
568 l. areredist?

In dyuers syknes : fele men þat þo were, 575
þe frere þorw his holy bok : to hele brouȝt hem þere.

A woman þ*er* was su*m*tyme : in þilke selue londe
þat hadde to here I-spoused : a leþ*er* hosebonde;
he ne myȝt soffre : at chirche þat ȝe were
ne in non oþ*er* stede, : to don here preyere, 580
ac eu*er* he wold segge, : but ȝhe were at hom,
þat ȝhe were aboute : to don su*m* hordom.
ac þey hit was a good wif : & w*i*t-oute velenye,
& moche ȝhe louid to seruy : oure leuedy seynt marye;
ac here harde hosebonde : nolde I-leue here nouȝt, 585
& þat haþ þis good wif : ful mony a tyme a-bouȝt.
On a tyme to sen f*ra*nceys : ȝhe wente here to chryue,
& weping ȝhe him tolde : of here hard lyue;
ȝhe him by-souȝt sone : wit wel weping chere
þat he chold vppon here : þenche in his preyere 590
& bidde oure swete lord, : ȝif his wille were,
þat he amended here lif : in som sken*us* manere;
for ȝhe swor by Jh*esu* *crist* : sore weping þo
þat ȝhe ne myȝt alyue nouȝt : wel longe duren so.
„Dame," q*ua*þ seint f*ra*nceys, : „for godd*us* loue ben stille, 595
& Ic wole for þe bidde : myd wel good wille.
Ic hope, dame, þat Jh*esu* *crist* : of care chal þe vnbynde
& ȝeue bet*er* *grace*, : & þat þou chalt I-finde."
ffranceys for þis good wif : gan to biddin so
þat alle þe mann*us* hardnesse : to goodnesse by-com þo, 600
& þat he him amended ek : in alle sken*us* wyse,
& ȝaf his wif leue : to don godd*us* seruyse;
of al þat he hadde raþ*er* his wif mysdo
he him gan repenty : & penau*n*ce to ondirfo.
þe gode wif þonkid f*ra*nceys : mony a tyme & ofte, 605
for ȝhe fond here hosebonde : swyþe good & softe,
& tolde hou he hadde : amended al his manere. [f. 183]
„dame," q*ua*þ þo seint f*ra*nceys, : „Ic þe segge here —
þou myȝt wel, ȝif þou wolt, : nymen hit for soþe —
for in on day soþ I-wis : ȝe schollen deye boþe; 610
& þ*er*fore make ȝou I-redy : þe deþ to ondirfonge,
for ich ȝou segge to soþ I-wis : ȝe ne cholleþ nouȝ(t) libben longe."
& so hy deyden boþe to soþe : In þilke selue ȝere,
for ryȝt in one daye : þey deyden boþe I-fere;
þat on deyde amorwe, : þat oþ*er* deyde an eue, 615
& so hy go*n*nen boþe : þis wrecched lif byleue.

(Schlufs fehlt; der Rest der Seite ist leer.)

Seint fey þe holi virgine. (6. Oct.) [f. 183b]

Ich wot, in ferne contre, : so men me toldin to,
Is a swyþe noble toun, : I-cleped ageno;
*cri*stin men þ*er* were whyle, : & heþen men al-so,
& wel ic woot, of heþen men : þ*er* were wel þe mo.
In þat ilke tyme was emp*er*our : þat het dioclisian, 5
& his chef iustise : me cleped dacian;

580 Ms. no? 610 for st. þat.

vppon þe false lawe : þey be-leuedin alle boþe,
& wit *crist* & *cristene* men : hy were*n* swyþe wroþe.
ȝif þ*er* were eny *cristene* man : þat hy myȝt of-take,
þey wolde hem sone maky : Jh*esu* crist forsake; 10
nolde þey non spare : þat þey fyndin myȝte,
for ryches ne for kinne, : þat hy nolden so dyȝte.
In ageno, þe ryche cyte, : am(a)yde þer was I-bore,
fey was here ryȝte name, : so ic may tellen ȝou fore.
þulke name here wel by-fil, : for fey an englich is 15
„truþe" — so was þis mayde, : for swyþe treue I-wis;
for aft*er* þo þat ȝhe was : to Jh*esu* crist I-take,
neþ*er* for wele ne for wo : ȝhe nolde him forsake.
þat fey was a *cristin* woman, : me tolde to dacyan,
& anon he let sende : aft*er* þis holy weman. 20
anon he axed here name : þo ȝhe was forþ I-brouȝt,
& of what kynne ȝhe was I-come — : þat ȝhe gabbed hy*m* nouȝt! —
& on whom ȝhe by-leued : he axed here also.
þis mayde to þis þre þing*us* : him answerde þo:
„Syre," ȝhe seyde, „for soþe I-wis : Ic am on of þis tou*n*, 25
& Ic be-leue on Jh*esu* *crist* : & on his passion;
of þe beste men of þis tou*n* : for soþ ic am I-come,
& *cristus* loue ich habbe : aȝen here wil I-nome;
& fey is my name, : ic þe segge I-wis.
w(e)l þou myȝt myd my body : don what þy wil is." 30
„a-voy, fayre mayde, : an oþir þing þou sey!
þou choldist honoure oure god*us*, : for þy name is fey:
fey by-falleþ eu*er* to ben good & treue;
who-so honoureþ oure god*us*, : ne may him noþing rewe.
& þou seyst þat þou were : I-born in þis toune: 35
þ*er*fore skylle wol þat þou don : so men doþ vp & doune,
& honoury oure godd : þ*at* hende beþ & fre.
& ek for an oþ*er* þing, : for soþ ic segge þe:
Me seyþ me þou ert come : of swyþe gret parage;
þ*er*fore honoury oure god*us* : so doþ al þy lenage! 40
& fort honoury þe godd*us* : þ*at* an-hanged was,
me þinkeþ, fayre mayde fey, : þou dost gret trespas.
þ*er*for ich þe segge, : ȝif þou wolt don by me,
alle þe mayden*us* of þis tou*n* : honoury hy wolleþ þe."
„syre, god þe for-ȝilde," : þe mayde seyd him þo, 45
„þat þou woldist by þy myȝt : honoury me to mo!
by foure skylis þou hast I-*pro*ued : þat ic don nouȝ amys
þat ic honoury Jh*esu* *crist* : þat ic louy I-wis:
þ*at* on is, for ich hate fey, : & for my kyn þat oþ*er*,
þe þridde, for ich am her of þis tou*n* : I do as doþ nouþe oþ*er*, 50
þe verþe, for he an-hanged was : vppon þe rode-tre. [f. 184]
Ic þe wille answerie wel, : ȝif þou wolt I-here me.
ȝif ich honoury þyne god*us* : & let myne alone,
wel ic wot þat þilke skyll*us* : aȝein beþ eu*er*ychone.
þe forme is þ*at* ic hate feiþ, : þ*at* treuþ to seggen is, Iwis, 55
for treuþ wole & alle skylle : to louie þ*er* loue is:
& wite hit wel to soþe, : Jh*esu* *crist* I louye so
þat ic mote for treuþe : him louye eu*er*-mo.
þat oþ*er* skylle is of my kinne : þat þou hit toldist me.
to-maner kunne ic habbe, : for soþe ich segge þe: 60
þat on is on my soule, : þat oþ*er* in my body is;
& þe ky*n*ne of soule : wel noble hit is I-wis,

8 Ms. cristatene. 41 Ms. godd*us*. 42 Ms. feyr st. fey.

& þe kynne of body : I(s) wel sone I-do:
& þer-fore kunne of soule : Ic drawe me nouȝ to.
þe kunne of body is synne, : as pride & lecherye, 65
þat draueþ by here myȝte : men to velonye;
þe fendus of helle : beþ alle of þulke kunde —
þat wot euerich wis man : þat treuþ haþ in mende.
ac þe kende of soule : is of gret emprise,
for nyȝt & day to clennesse : man hit wole wise, 70
& swyþe sory hit is : whan man wole mysdo;
angelus þat beþ gode : þes kende hem drauiþ to,
& redeþ & wissiþ men : euer in here manere
þat hy fram synne & velany : witen hem clene & skere;
Jhesu crist of heuene : here lord & mayster is, 75
& þerfore ich him honoure, : & euere wille, I-wis.
þe þridde, ic am of þis toun : þou seydist whylere;
& swyþe lyȝt answere : Ich may þe ȝeue þere.
for þey al þe men of þis toun : wel ny doþ amys,
Ich wole me kepe fram mysdede, : for treuþ it wole, I-wis. 80
& ȝif þou wolt here mysdede : I-se, dacyan,
þou it myȝt I-here nouȝ : of a ſynful man.
tre oþer stonys beþ ȝoure godus, : oþer hy beþ metal —
ȝif þou lokist wel aboute : þus hit falleþ oueral;
þorwȝ menne honden hy beþ : fram here kende I-brouȝt: 85
þerfore me þinkeþ to soþe : þat hy ne beþ godus nouȝt,
for god maked alle þing : so his wille was,
& of noþing : he I-maked nas.
þerfore alle treuþe wole, : I-wis ich segge þe,
þat ic him honour : þat made al þing & me. 90
þenk þat þou seydist : my god anhanged was:
wel Ic woot þat þou seyst soþ; : ac nouȝt for his trepas,
ac for he wolde bigge man : fram þe deuelus pouer,
In wel chame-ful deþe : he deyde for vs an erþe her.
& who-so koudde to soþe : alle his workus I-se, 95
he cholde I-wite to soþe I-wis : þat þer nys no god but he.
& ȝif þou makist þy godus : soche workis to do,
Ich wole wit myn myȝt : honoure hem euer-mo."

„Ȝe, ȝe," quaþ dacian, : „al þis ne helpeþ nouȝt,
oþer þou most wit good wil : anon chaunge þy þouȝt 100
& honoure Dyane, þat clene mayde ȝit is,
oþer me chal myd torment : þy body chenden, I-wis."
to þat ilke worde : fey answerde anon:
„ȝoure godus & ȝoure godildes : deuelen beþ echon;
þerfore of þy torment : ne stondiþ me non eye, 105
for ic am for cristus loue : al redy for to deye."
to þis ilke worde : dacian seyde fy,
& vppon a gerdyre : he let here to rosty;
he bed me cholde here lemys : on foure half to-draue,
for to techen oþer : to speke aȝen þe lawe. 110
Salt me caste one here body : & drepte here wit smere;
ȝut to honoury Jhesu crist : ne myȝt ȝhe hit forbere.
Capraſim & prim & felician : wel gode men weren þer þre,
þat stodin þer bysyde : & gon al þis I-se,
& seyde, „þis holymayde : fey by-leueþ aryȝt, 115
& þerfore we vs takeþ : to Jhesu ful of myȝt;

95 Ms. kudde?

oþer goddus we forsakiþ, : I-falle what vs falle,
for alle hy beþ deuelen : in bour & ek in halle.«
  Dacian was swyþe wroþ : þo he I-hurde þis,
& het me cholde hem lede : to þe temple of mars, I-wis, 120
& but hy wolde sacrefyse : wel fayre þerto doon,
þat me cholde smyte of here heuedin : & ne spare nouȝt on.
  forþ hy wente I-fere : & to crist hem by-toke
& alle oþere false godus : clene hy forsoke;
here heuedis þe tormentourus of smeten : so hy hadden I-þouȝt, 125
þe soules wente to heuen : þat hy so dere abouȝt.
  þe seueþe day of octobre : þese goodmen þolid þis.
now Jhesu crist for here loue : vs grante heuen-blis. Amen.

Seint nicasie & his twey felawis.[1] (11. Oct.) [f. 186]
(Folgt auf S. Denis.)

Are þat seint denys was þus I-brouȝt of dawe,
nycasie was byſſchop þo : of cristen men lawe;
a prest he hadde myd him : þat was I-cleped quirin,
& a dekene also I-wis : þat het skuuiculin.
þo sendenys was aslawe, : of londe hy gonne fle, 5
nouȝt for doute of þe deþ, : so þe bok telleþ me,
ac for hy wolde to Jhesu crist : more folk to drawe
wit holy predicacioun, : er hy were I-brouȝt of dawe.
  In to a contre hy went : me clepeþ rothomage,
to prechen me(n) of Jhesu crist : in þat ilke langage. 10
In eueryche toun hy preched : þer þat hy myȝt come,
ne spared hy for noman : ne for þe emperour of rome;
& þey hy wisten þe hest : þat was by þilke dawe,
þat euerich a cristin man : wit sorwe cholde ben slawe,
ne for al þe heste : hy ne spared ryȝt nouȝt 15
þat hy ne fonded þat mannus soule : were to ioye I-brouȝt.
  sefcenye þe iustise : I-hurd of hem telle,
& gan wit his meyny : hem folwen wel snelle;
he ne folwid after but on lyte stounde,
so þat in a cheping : preching he hem founde: 20
nycasie his predycacioun : he nolde noþing hele,
ac proued þat Jhesu crist was god, : wit a swyþe fayr skele.
  wroþ was sufcennye : þo he I-hurd al þis,
& to al þe peple : þis word he seyde, I-wis:
„wel ȝe witiþ þat þe emperour : for þis þing is wroþ 25
& to-fore his baronage : he haþ I-swore his oþ
þat (ȝif) me findeþ enyman : þat be of þis emprise,
but he wole to oure godus : don his sacrefise,
þat me cholden (him) neme anon : & in to þe preson caste,
& but he wole chaungy his þouȝt : him slen at þe laste; 30
ac me þinkeþ for soþ : þat ic ȝou finde here
also hit were desiplis : of him for to lere.
  lokeþ þat hy ben I-nome : & to me I-brouȝt,
oþer ich wot þe emperour : þat ȝe ne dredeþ him nouȝt.
& ȝif ȝe findeþ wit him : eny of his meyne 35
þat ȝe ondirstondeþ wel : þat cristene men be,
lokeþ þat hy ben I-nome : in þat ilke stounde
& I-brouȝt tofore me : anon faste I-bounde.“

---

[1] cf. Act. SS. Boll. 11 Oct. p. 510 ff.; die Vita in Martene Thes. nov. anecd. 3. — 19 Ms. ſorwid; l. sewid? 33 hy st. he.

þe peple nom þis goodmen þo : & bounden hem wel faste —
hy ne dorst non oþer do, : so hy weren a-gaste; 40
me ferde wit hem as þey hy hadden : I-do gret trespas,
& brouȝt hem to þe house : þer þe iustise in was.
„buþ ȝe þilke tretourus," : quaþ þe iustise þo,
„þat preched of Jhesu crist : & techeþ þe folk mysdo?"
„þou lyist," quaþ nychasie, : „Ic þe segge, I-wis, 45
for þat þou haueste of þin fadir : þat þin fadir is;
we ne tauȝt neuer-mo : for to don amys,
for hit is þin fadir wone, : ful wel we witiþ, I-wis;
þe deuel haþ enuye : þat eny þing but he
scholde in eny londe god : I-cleped owher *be*. 50
þer-fore he haþ of ȝoure wit : ȝou I-mad so naked
þat ȝe cleped hem godus : þat myd ȝoure hondus beþ I-makid,
of metal oþer of ston : oþer hy beþ of tre,
þat in none wyse : goddis hy ne myȝten be..
ac ȝoure goddus beþ in eche londe fale: 55
so hit fariþ by kyngus : þat pleyeþ at þe nale,
oþer as somerus game : þat sone wolle be done,
to oþer þre men wole makye : by-twene mydmorw & none.
so hit faryþ be ȝoure godis, : for ȝe nabbeþ non,
ffor wel Ich wot to soþe I-wis, : deuelen hy beþ echon. 60
ac on god þer is : þat makeþ alle gode,
to bringen man to blisse : þat deyde on þe rode;
he is wit-oute be-ginnyng : & worþ wit-outen ende:
to him euerych wisman : his herte cholde wende."

„Wel, wel," quaþ þe iustise, : „Ic here þy wordus alle. 65
Ic rede þou don þe sacrefyse, : oþer foul þe wol be-falle,
for þe chal rewe þe tyme : þat þou were I-bore,
for wit strong turment : þou chalt ben for-lore."
„Iwis," quaþ nychasie þo, : „þou lyist haluendel;
Ic ne chal neuere ben for-lore, : for ic it wot ful wel; 70
þe tyme þat ich was I-bore : ne chal me neuer reue;
for to my lord al-one : Ich wolle ben so trewe
þat Ich wole wit good wille : for him þolye more [f. 187]
þan þou & al þin meyne : me conne don of sore.
& wyteþ wel to soþe : Ich habbe I-wilwid ȝore 75
þat þou me by-hotyst, : for Jhesu cristus lore.
þerfore þench anonryȝt : ȝif þou canst ouȝt don:
for to þolye martirdom : I-redy we beþ echon,
for wit oure deþe crist : him paye wolle;
þerfore to deyin for his loue : hit vs þencheþ *h*ele. 80
& þou chalt þolye torment : in þe pyne of helle,
whan we cholleþ in blisse : wit-outenende dwelle."
„ledeþ hem," quaþ þe iustise, : „þat hit ne be I-bleued,
half a myle out of þe toun : & smyteþ of here heued,
& lete þe bodyus ligge : as þey hy weren for-ȝete, 85
so þat wit wilde bestis : þey mowen ben I-frete."
vpp one grete water : me heueded hem alle þre,
& let þe bodyus ligge : þer in gret vilte.
þe bodyus gonnen aryse : at þe mydnyȝt,
& ouer þe gret water : þey gonnen hem dyȝt, 90
& euerych body nom his heued : by-twen his to honden.
þer þis bodyus wodin ouer : ford nas þer neuere er non.

---

50 **Ms.** but he st be. 54 **Ms.** godde? 80 **Ms.** hele oder wele? 85 **Ms.** bodyuus.

for nychasie wood first ouer, : wel ich woot hit is
I-cleped nychasie-is forde : in to þis day I-wis.

Pyentyne het a wif : þat woned þer be-syde. 95
In metyng nichasie com : to here in þilke tyde,
„pyentyne," he seyde, : „for moche þou louest me,
þerfore after my deþ I-come : Ic am to þe,
þat þou berye my body : & myne felawis to
þat weren for Jhesu cristus loue : ȝistirday to deþe I-do." 100
forþ he wente on his way : þer þat he was er.
þis wif a-wok of here sweuen : þo hit was day cler,
ȝhe wente forþ on here way : & beried hem anon.
þe fifte day of octobre : þis dede was I-doon.
nowȝ bidde we alle Jhesu crist : for loue of hem þre 105
þat he vs grante þe ioye : þat euere-more chal be,
& ȝeue vs space an erþe : oure synnus to beten here
þat we mowe in heuene-blis : euere to wonie þere. amen.

Seint calston[1] þe pope. (14. Oct.)

In þe lond of rome : I-bore was seint calston.
to swyþe gret goodnesse he drouȝ : in his ȝouþe anon:
& þat was wel I-sene : þo he him dyȝt to elde,
for to flesschs lustus : he drouȝ swyþe selde.
dometrie het his fadir, : þat him to goodnesse tauȝte. 5
calston wel him ondirstood : þat he in herte cauȝte;
moche he louid scole : & ondirstood his lore,
þer nas no child in his tyme : þat euer lerned more.
so at þe nende, : as god ȝaf þe cas,
þorw grant of þe cristindom : pope I-made he was. 10
ful wel he held his dingnete : & þe peple also,
& þorw his predycacioun : moche folk he wan þer-to.
palmatike þe portreue : & al his meyne
calston cristenyd himself, : & moche of þe contre.
simplex was a gret lord : & ek a senatour, 15
& swyþe wel he was by-loued : wit þe emperour;
nouȝt-for-þan sen calston : so him ondirnom
þat he at þe nende : him brouȝt to cristindom.
ffelyx was an heþen man : & hadde a sek wif,
þat in þe palesye hadde : longe wel hard lyf; 20
blande me cleped þe wif : by here ryȝte name.
ofte ȝhe herede of calston : & of his good fame:
ȝerne ȝhe bed felyx : þat he cholde sende
after þe pope calston. : so he dede at þe nende.
„pees ben her," þe pope seyde : þo he com hem to, 25
„seggeþ me anon-ryȝt : what ȝe wold habbe I-do;
& ȝif ic may in eny þing : þorwȝ Jhesu cristus myȝte,
Ic wille do, so þat ȝe : ȝoure hertus to him dyȝte."
„My wif is in þe paleȝye," : felyx seyde þo,
„& ȝif þou þorwȝ þy goddus helpe : here bringist of þis wo, 30
Ic wole forsake myne godus : þat nolleþ nouȝt helpen me,
& by-leue on Jhesu crist : & wirchyn after þe."
wit þat ilke worde : seint calston sat a-kne,
& seyde, „lord Jhesu crist, : nouþe ic bidde þe

[1] cf. Acta Callisti in Act. SS. Boll. 14 Oct. p. 439 ff. (die urspr. Acta sind jedoch untergegangen). Der engl. Text weicht hier, wie in den meisten Stücken, von den bekannten lat. Quellen bedeutend ab. — 21 Ms. syȝte.

þat þou þorwȝ my bone : þis woman nouþe arere, 35
so þat þin holyname be kud : here & ellus-where.“
„blande,“ seyde calston þo, : „of þin euil arys,
& honoure þat ilke god : þat euer was & is!
ȝif þat hit ben Jhesu crist : tellit vs by-vore,
so (þat) his holy name : I-blessed ben þer-fore.“ 40
Blande wit þat ilke word : aros, & seyde þus:
„I-blessed be god of heuene : þat is I-cleped Jhesus,
& haþ alle þingus to wille, : for he may dyȝt & dele.
þorwȝ his seruaunt to-fore ȝouȝ : I-sent he haþ me hele;
I-blessed moot he euer be : by-fore al þing þat is, 45
ffor of al my syknes nouþ : Ic am al hol I-wis.“
ffelyx was swyþe glad, : & blande ek, his wif,
& boþe hy gonne anon-ryȝt : to amendy here lif,
& gonnen of sen calste : cristindom ondirfonge,
for hem þouȝt þat heþen : þey hadden I-be to longe. 50
þo alysaundre þe iustyse : þat was wit þe emperour,
herden telle þat þis folke : to Jhesu deden honour,
wit messagerus anon-ryȝt : he hem gan of-sende;
& hy wit caledop þe preste : gonnen þedir wende.
& for þey nolde in none wyse : chaungy here þouȝt, 55
to mony an hard torment : he hem haþ I-brouȝt.
so þat he let smyten of : here heuedus at þe nende,
& here soulus alle : to heuen hy gonnen wende.

(C)alston rengned fyf ȝer : in his dingnete,
two monþus & twenty dayis, : so þe bok telleþ me. 60
prestus he made xvj, & dekenus þer-to foure,
& byſſchopus xix, : Jhesu crist to honoure.
he ordeyned þre saterdays : þat me cholde faste
þorwȝ-out al cristindom : þe whyle þe world I-laste,
for win & for oyle : & for whete also, 65
þat Jhesu king of blis : sente þrift þer-to.
Ic ne vonde neuere : whoche saterday(s) hit were;
& for oure leuedy-is loue : good is to faste al I-fere.
& þey alle þe heþen men : sore hit of-þouȝte,
a cherche be-syde þe water of tybre : þis holy pope him wrouȝte, 70
& þer he het singe masse : ofte & þat I-lome,
to manye cristene men : þat þedir to him come.
þe deuel haued wel gret enuie : þat calston so longe I-laste,
& made þat he was I-nome : & I-bounde wel faste.
tofore þe iustise alisaundre : sone he is I-brouȝt, 75
& acused of alle þing : þat he hadde euer I-wrouȝt.
„alas,“ quaþ þe iustise, : „why hastouȝ þus I-do?
nostow þat þe emperour : alle haþ I-hote vs to
þat ȝif we mowin of soche fey : enymon I-finde,
þat we cholleþ anon-ryȝt : let him faste binde; 80
& for he willyþ þat ech man : habbe myls & ore,
& bote þey wilwiþ, to fondy : to chaungen here lore;
& but we mowe in som wise : chaungen here þouȝt,
þe emperour wolle to strong deþ : þat hy ben I-brouȝt?
þerfore ich þe rede, : er þou ben I-chent, 85
do honour to oure godis : & com to amendement;
þan myȝtouȝ longe : libbe in good lyue,
& euer we helpen wolleþ : þat þou chalt wel þryue.“

39 Ms. by fore vore; fore auspunktiert.

„I-wis, syre,“ q*ua*þ calston, : „to þryue ic þouȝt wel ȝore,
& þ*er*fore ic for-sake ȝour*e* god*us* : & alle her*e* false lor*e*, 90
& drau me to Jh*es*u *crist*, : þe bet*er* þrift to haue.
do w*i*t my body what þou wilt, : for ic am *cristus* knaue.
for wel Ich wot þ*at* þou woldist fayn : *fra*m Jh*es*u *crist* me drawe;
ac ich nele for noþing : forsake *cristus* lawe.“
„I-wis,“ q*ua*þ þe iustise þo, : „Ich nele þe nouȝt by-*tra*ye; 95
for þou hast I-sayd so, : now me schal a-saye.
casteþ him anonryȝt : in to *pre*son grou*n*de,
& þ*er* he chal by-leue : one grete stou*n*de;
& ech day ic hote : w*i*t courgis þ*at* ȝe him bete,
& fonde ȝif ȝe mowe him make : *cristus* lawe forȝete.“ 100
Eche day tormentour*us* : his heste habbeþ I-do;
& whan hy him bete : þus hy seyden him to:
„calston, by-þenche þe bet : & clau*n*gy þy þouȝt!“
„I-wis,“ q*ua*þ sen calston, : „ȝe beþ aboute nouȝt;
alle þe pyne þ*at* ȝe me deþ : so swete me þinkeþ ȝitte 105
so eu*er* ȝit eny ȝong child : to souke his modir tette.“
eche day þis good man was I-beten : þe tyme of half a ȝer,
& þolid wel moche hongir : in þe *pre*son þer.
Moche wondir hadde þe iustise : þ*at* he leue(d) so,
& wende þ*at* by nyȝte : sommon com him to 110
& brouȝt him mete & drinke : þ*at* he to hadde nede;
& þ*er*fore þe iustise anon : het & for-bede
þ*at* nomon wer*e* so hardy : to come him to by nyȝte,
& þ*at* me cholde slen anon : ȝif eny me finde myȝte.

A knyȝt þ*er* was swyþe sek, : his name was p*ri*uat, 115
þ*at* þorwȝ meselrye : he was I-maked al mat;
his euil was so swyþe hard : & greued him so stronge
þat he hadde leu*er*e deye : þan so to libbe longe.
Also he set vppon a day, : þis knyȝt him by-þouȝte
how sen calston þ*er*-by-fore : mony a wondir wrouȝte: 120
& þey hit were forbode þat none : co*m* to him by nyȝte,
ȝit aboute myddenyȝt : þedir he gan him dyȝte.
In he com wel p*ri*uyliche, : þat þ*er*-of nyste non,
& myldeliche him sette a-kne : to-for*e* seint calston;
he seyde, „leue swete fadir, : haue m*er*cy of me 125
& help me þat ich hele habbe, : p*ur* seint charite!“
„Good man,“ q*ua*þ calston þo, : „ȝif þou wolt I-leue aryȝt,
hol & sounde þou chalt be : þorwȝ Jh*es*u *cristus* myȝt.“
„Ic wole,“ q*ua*þ p*ri*uat þo, : „I-leue on him þat I-bore was
of þe mayde marye : w*i*t-oute eny trespas, 130
þ*at* is Jh*es*u godd*us* sone; : to him ic wole me take
& *fra*m þis day forward : alle oþ*er* godd*us* forsake.“
wit þis word sen calston : him *cri*stenyd sone anon:
& hol he wax of al his euil : in flesch & fel & bon.
seint calston he þonked ȝerne, : & went forþ his way. 135
þe gayler(*us*) him cauȝt : ȝut er hit wer*e* lyȝt of day.
hy axeden anon-ryȝt : what he hadde þer I-do
& why he wolde be nyȝte : calston wenden to.
p*ri*uat answerde & seyde : „for ic dede aryȝte,
& he me haþ to hele : in þis nyȝt I-dyȝte. 140
þ*er*-for*e* ic by-leue : on seint calston-is lore
& forsake ȝour*e* god*us* : nouþe & eu*er*-mor*e*.“

109 Ms. leue. 136 Ms. gayler.

„ȝe, þef," quaþ a tormentour, : „hastouȝ cristindom?
þou were beter, be my hode, : þou haddist I-ben at hom!"
hy wit leden clobbus : þe knyȝt hy beten so 145
þat þe soule & þe body : departed þer a-to.

Caledep þe gode prest : come þe þridde nyȝte
& seyde to seint calston : also hit were in syȝte:
„loke, fadir, þat þou be : her-after stedefast,
for þy sete I-mad is : In þe ioy þat euer chal last. 150
þerfore oure lord bede : þat þou þe greyþy blyue,
for þou chalt to-morwe : partin out of þis lyue
In to þe blis of heuene, : for to him þou chal come
for þe harde pyne : þat þou hast ondirnome."
Amorwe com þe iaylerus : al wit-outen reste, 155
& þrewe him out at þe windouȝ : his nekke for to berste;
þer-oute stode schreuen : þat were swyþe wikke,
& teyden a gret ston : aboute calston-his nekke,
& þreuen him & þe ston : in a water-pitte,
& er þey þennus wenten : þe hole þey faste ditte. 160
þe þridde day afterward : þe body ded þey founde;
þer þey beried hym villiche : in an hole in þe grounde.
& þer lay þe body villiche : dayis seuene-tene.
seþþe com an holy prest, : aster, wit-oute wene;
þe clergye al wit him com : to don him þer socour, 165
& buried þer þis holy body : wit wel gret honour.
a cherche þey let make : þer þis body lay,
þat me clepeþ calston-his cherche : ȝit to þis ilke day.
holycherche was vij dayis : wit-outen heued þo,
for calston was here heued I-wis : þe whyle þat he myȝt go. 170
& þus he deyd in þis maner : as ȝe habbeþ I-hurde,
& bouȝt heuen-blis ful dere : & þer-of he nas by-cherde.
Nou Jhesus for seint calston-is loue : vs leue so don here
þe fend-is fonding to witstonde : & alle his I-fere,
& bring vs to þe Joye : þat euermore I-leste, 175
& þer-in to wonye : & maken þer oure feste. Amen.

Seint Vonefrede þe holi virgine. (3. Nov.)[1] [f. 189]

Vonefreda was an holy mayde, : so ich ondirstonde,
In þe tyme þo syre aleyn : was king of ingelonde.
þis ilke king was a good man : so god ȝef þe cas,
& þey his sone was a fool, : þilke tyme nas —
& þat men seþ wel ofte : also þinkeþ me, 5
þerfore wel is þe child þat may I-þe, : be fadir what he be.
þis holymayde lerned : here by-leue þo
wit a prest of þe contre : þat men cleped beuno.
þis mayde he tauȝt euer wel : to flen al lecherye
& to kepe here body clene : fram synne & fram folye; 10
& þe mayde him be-het : myd good wille þo
þat ȝhe wolde clene mayde : byleuen euere-mo.
In a tyme hit by-fil : þat *ȝhe dueld* al-one
atom after þat here frendus : to chirche weren agone:

---

147 l. Calepod. 164 Ms. after. — [1] Im J. 1391 setzte Erzbischof Thomas Arundel ihr Fest auf 3. Nov. fest; ihr Geburtstag ist 24. oder 22. Juni. Die Vita s. in Act. SS. Boll. 3 Nov. — 13 Ms. þe deuel st. ȝhe dueld.

þe kyngus sone com to here : in his rebaudye 15
& gan here bysechen faste : to don his lecherye.
þe mayde him answered : & seyde anonryȝt:
„Ic nam nouȝt, to ben þin hore, : nouþe I-dyȝt aryȝt;
Ic wole gon to boure : & come to þe anon,
& þan wit my body þy wil þou myȝt don“ — 20
for ȝhe wolde ascapye : þe mayde seyde al þis,
& for ȝhe nolde nouȝt habbe : wit him to don, I-wis.
þo ȝhe was wit-inne, : a dore ȝhe ondede anon,
& suþþe to-ward chirche : wel ȝerne ȝhe gan gon.
anon þo þis fool child : her-of þe soþe I-say, 25
þat he was by-gylid : þorwȝ þat fayre may,
after here wel quikliche : anon he gan to go,
& anon drouȝ out his swerd : þo he com here to,
& faste by þe cherche-dore : he smot of here heued;
& þus was þis holymayde : of here lyf byreued. 30
God cheued anon : þat þis dede nas nouȝt gode:
þerfore wit þe dede þis ȝong child : worþ þo wode;
In al his woodhede : he lefte tydus þre,
& suþþe he deyde sodeynliche, : so þe bok telleþ me;
þe deuel was þo I-redy : & body & soule nom, 35
so þat noman nyste : whodir þat he by-com.
In þe stede þat þe mayde : so byheuedid was,
a swyþe fayr welle : anon sprong by cas;
& sommen toldin suþþe : þat þer-by þo stode,
þat þer beþ in stonys : I-springed al wiþ blode. 40
þer nys (non) so queinte : noþer more ne lasse
þat mowe þe blodis dropis : fram þe stonys waſſche,
ac ech mon bereþ witnesse : þat hem vp nom,
þat hit is a tokene : of here martirdom.
þo þis holy prest beuno : I-hurd of al þis fare, 45
sore him of-þouȝt : þat he nadde I-ben þare;
& for þat hit nas nouȝt þe tyme : þat ȝhe cholde ben dede,
þerfore apredycacioun : to þe peple he haþ I-sede,
& in his predycacioun, : Ic wot, he seyde þis:
„hit ner nouȝt tyme þat þe mayde : ȝit partid fram vs, 50
ac kende wolde þat ȝhe cholde : her-after libbe longe
& wel seruy Jhesu crist, : mede to ondirfonge;
þerfore ich ȝou bidde : þat ȝe bidde wit me
to oure lord Jhesu crist, : þat is so hende & fre,
þat he vs sende to-day : aparty of his grace 55
& arere þis mayde : to lyue in þis place.“
þe heued to þis body : þis holy prest gan don:
& þorwȝ his loue & here : þat mayde aros anon.
euer þer-after aboute here nekke was : as þey hit were a þrede,
In tokenyng of þe marterdom : þat ȝhe was on so dede; 60
whytur þing ne myȝte be : þan þe þrede was.
þe peple seyde for Joye alle : Deo gracias. —
þorwȝ beuno-his rede : abyte suþþe ȝhe nom,
& ladde swyþe hard lif : & good nonne by-com.
Beuno in a tyme : to here seyde þo: 65
„wonfred, Jhesu crist it wole : þat we to party ato,
ffor in to an oþer contre : nede ic mot wende
& þere nedis to dwellin : to my lyues ende.
ech ȝer þou most sende : som presaunt, Ic þe telle;
& what þou wolt me sende : cast hit in þe welle — 70

72 Ms. & after. 41 non fehlt.

of þat þou dost þer-inne : ne drede þe ryȝt nouȝt
þat hit ne chal þorwȝ goddus grace : to me ben wel I-brouȝt.
& after þis .vij. ȝer : hennus þou chalt fare
& þy lyf-dayis enden, : Ic wot, ellus-whare.
& loke in þyne lyue : þat þou loue chastete! 75
for nedus ic moot henne, no leng ne may ic her be."

At þe welle þat I of spake : þe mayde þo him brouȝte,
& suþþe tornyd here aȝen : & a chesible him wrouȝte;
by here myȝt ȝhe hit made : boþe good & ryche —
þer nas in al þe londe : no chesible here I-lyche. 80
þo hit was I-redy þorw work of here honde,
In a whit mantel : þe chesible ȝhe it wonde;
ȝhe leyde hit in þe streme : þat ȝhe I-fonde þer,
& þorwȝ goddus grace : þe strem hit forþ ber
In to þat ilke selue stede : þat beuno woned þo, 85
& þey hit was fram þe welle : þritty myle & mo.
& þer me myȝte wel I-se : how good crist is,
& þat it was a merakle : echeman may wite, I-wis.
After þat þe .vij. ȝer : were I-brouȝt to ende,
nede moste wonefred : to oþer stede wende, 90
& for beuno þe holy prest : hit hadde I-seyd be-fore,
nede moste þese wordis : to soþe ben I-core;
þennus for to wende : ȝhe gan here dyȝte I-wis
In to a swyþe wilde stede : þat veterat I-cleped is.
boþe monkus & nonnus : þis mayde I-founde þo, 95
þat ladden good lyue & clene : so echman auȝt to do;
bulopius het þe abbot : þat here mayster was þere,
swyþe moche he dede his wille : his monkus for to lere.
a modir hadde þis abbot : þat him to man bare,
mayster of þe nonnus : Ic wot þat ȝhe was þare — 100
by here ryȝte name : me cleped here eusebie,
for moche ȝhe hatyed sinne : & loued cortesye;
þerfore women drouȝ to here : boþe fer & ner,
for in alle þe londe : ȝhe ne hadde no per.
þorwȝ red of þe abot : wonefred to here drouȝ; 105
eyþer of oþer-is felechipe : was þo glad I-nouȝ.
After þat euȝebye : partid of þis lyue,
wonefrede dwelled in here stede : ȝerus ten & fyue;
mek ȝhe was & of fayr speche : & swyþe mylde of mode,
& þorw here holy speche : ȝhe brouȝte mony to gode. 110
suþþe, þo god sente his grace, : to heuen ȝhe gan wende.
now Jhesu for þe loue of here : þedir vs bringe at oure ende.
Amen.

Seint illarion þe holy monk.[1] (21. Oct.)

Gaȝa is a nobble toun : In verre contre,
In þe lond of spayne hit is, : so men hit telleþ me;
for his gret nobleye : men hit knowiþ wide. [f. 191]
thebatha is þrop : viue myle þer-be-syde.
Illarion þe holy monke : In thebatha was I-bore; 5
al his kin was heþen, : so þe bok telleþ fore,

77 At st. To. 82 und 83 im Ms. umgesetzt. 97 Im lat. (Boll.) heifst der Abt Elerius, seine Mutter Theonia. — [1] Seine Vita (ed. in Act. SS. Boll. 21 Oct.) von Hieronymus ca. 390 geschrieben. — 1 Ms. Guȝa. 4 þrop þorp oppidum.

& þey *crist* him-self haþ : illarion I-core
& sent him *grace* þat he nas : to helle pyne I-lore.
ryȝt was þis good childe : of fals kende I-come
so is þe swete rose : of a charp þorn I-nome. 10
þo þis child of elde was : for to gon to scole,
w*i*t penaunſe & w*i*t fasting : his body he gan cole.
his frend*us* him sent : to Alisau*n*der to lore.
þo he herd of *cri*stindom, : he loued him eu*ere*-more,
so þat at þe nende : I-*cri*stened he was 15
& ladde swyþe holy lif, : so *crist* ȝef þe cas.
In þe tou*n* of Alisau*n*dre : he herde of *gra*mmory,
& whyle he was heþen : he fleyȝ al foly;
cherche he louid swyþe moche : þe whyle þat he was þere —
þ*er* were but fewe cristene men : þat fayr*er* hem bere. 20
Men þat comen fro egipte : tolde him I-lome
of an holyma*n* seint *An*tony, : wha*n* hy to him come.
so fast was Jh*esu* *crist* : at his herte I-steke
þat him nas noþing leu*ere* : þan I-her*e* of him speke.
In atyme þis ȝong man : so him ondirnome 25
þat he souȝt seint *An*tony : & wel to him come.
of many þing*us* hy speke, : þo hy come I-uere,
þat he dwelde to monþ*us* : cristindom to here;
so wel him lykid *cri*stindom : þat he lerned þo,
þat he was I-cristened þer : er he wold þe*n*ne go. 30
Glad was he for þis þing, : þe gode syr*e* anton;
gladder*e* was þe ȝonge mon : þat het illaryon.
þo he hadde w*i*t syr*e* antoyn : alytil whyle I-be,
fayr he nom his leue : to wende to his contre;
to monk*us* in felechipe : w*i*t him he gan take, 35
þat þey myȝten of Jh*esu* *crist* : to-gederis tal*us* make.
þo he com to his contr*e*, : him-selue he most rede:
for his frend*us* þat heþen wer*e* : al he fonde dede.
seluer he made of his londe, : & pans he gan him dyȝte,
& ȝaf hem to por*e* men : & holy cherche to ryȝte; 40
his breþeren he ȝaf her*e* del : þat hem by-falle wolde —
for he nolde þat noman : of him playne cholde.
now haþ þis illarion : so wondirliche I-wrouȝt
þat of alle his godis : he naþ I-leued him nouȝt.
Of non erþeliche gode : he him ne kept no-þing, 45
but þat seint antoyn him ȝaf : at his departing:
& þat was a sakken curtil, : & a pilche also,
& ablak froccke þ*er*-vppon : an-ouen him on to do,
& abok þat þe gospel*us* : were*n* vppon I-write —
þis him ȝaf sen Antoyn : In eu*er*iche wo to wite. 50
for þat he wited myd him, : ne wited he namor*e*,
& al he for-sok þe worlde : to habben godd*us* or*e*.
nys þ*er* non among*us* vs : ne of so mylde mode
þat wolde þat me hadde þ*us* : I-deled al his gode!

Þo he was of .xv. ȝer, : to wildirnesse he gan wende, 55
for him þouȝt folye hit was : among men þ*er* to ende,
& bet*er* him þouȝt by him-self : al-one for to be
þa*n* to libbe among mankinne : & I-se vanyte.
þ*er*fore he maked him an hole : in þe wildirnesse,
fyue feet it was hy : as þe bok bereþ witnesse, 60

20 Ms. fayre. 21 Ms. & tolde. 22 u. 26 Ms. Witony.

voure feet it was brode : so men hit tolde þo,
a lyte lengere þan his body, : Ic wot, hit was also;
for beter hit þouȝt a toumbe, : a dedmon In to ligge,
þan an hous to wonye in, : what-so me euer segge.
Ic wot þat meny monkus weren : leuere to liggen so stoute 65
þan to comen in soch an hous; : Ic not wheyþer hy ben proute?
Al his lif to penaunce : þis goodman haþ I-dyȝt:
.xv. nepus he et echday : & þat a-ȝen þe nyȝt,
& ȝif hy weren grete : hit wolde him rewe ful sore,
þerfore ofte lasse he et : to him-selue þan more; 70
þre ouncis water he drank : & nouȝt ellis þer-to.
Ic wene þat þer nys non of vs : þat myȝte nou libben so!
neuere-more he nolde ben I-chore, : to tellen Ic hit may,
but onus in þe ȝere : aȝens þe ester-day.
vppon a bed of rifſchen : oþer on þe bare grounde 75
his body he gan reste, : whan he slep astounde.
þe curtil þat illarion hadde : on his body onys,
nolde he neuere of him do : but whan he moste eftsonys
& don on an oþer newe, : þat him was I-ȝeue by cas,
& þe oþer al for-rotid : & al to-rent hit was. 80
his heued noþer his cloþis : he ne wifſche neuere-mo.
ac ȝif he of holywrit : eny þing I-hurd þo
þat he ondirstood wel : þorwȝ any skenus þinge,
ofte he bede his felawis : sum-what þeron him bringe.
his bedus he wolde bidde : wit gret deuosioun, 85
as þey god were to him : fram heuen alyȝt a-doun,
& in his bedus he ferde : for al þe world so
as þey god & he I-fere : speken boþe to.
from þe .xv. ȝer : in to on & twenty ȝere
Illar(i)on ladde soch lif : In wildirnesse þere. 90
& fram þe on & twenty ȝer : til þat six & twenty werin a-go,
drye bred, water & salt : þis goodman ete þo;
his bred was of barliche, : cleue & axen I-fere —
In so hard lyf & clene : me nyste neuer ere!
ffram .vj. & twenty ȝer : to þritty ȝer ful were I-come, 95
a lytil water-potage he ete, : wel lytil & þat nouȝt lome,
& seue *ouncis* he eet : of barli-bred þo,
& me ne moste in his potage : non oyle do.
suþþe he fond for fasting : þat his heued gan ake
& þe syȝt of his eyȝen : lyte & lyte gan slake: 100
for he wolde in þis world : god to seruen ȝit,
oyle he dede in his potage : to seruen him þe bet
& to comforty his lemis : þat alle scabbed so were;
fort he were of þre & fourty (!) ȝer : so he gan libbe þere.

Bred lyte & lytil siþþe : he gan to forsake, 105
so þat þre score & seuentene (!) ȝer : his lif gan of-take,
& after þat ilke tyme : his bred he forsoke,
þat he namore ne eet, : as vs telleþ þe boke;
wortin he eet myd melke : & salt þat me made þo,
.v. ouncis he wolde a day : In his body do — 110
ete nold he namore, : no drinke in þilke place,
& þus he leued .v. ȝer : þorw Jhesu cristus grace.
he ne eet no he ne drank : ne day ar eue
fort after þat þe sonne : gan here lyȝt by-leue,

---

95 Ms. xxvj. 97 Ms. woukus st. ounces. 106 so st. to. 109 l. mele?

þan he wolde ech day : make his mangeryȝe — 115
& þus he chastid his body : *fram* sinne & folyȝe.
þo he com to four & twenty (!) ȝer, : þis man þat was so wis,
he sent aft*er* his felawe : þat heet efficis, [f. 192]
Inke & parchemyne he bade : he chold w*i*t him bringe.
wondir hadde effecis : of þis ilk þinge, 120
þedir he went & brouȝt : p*ar*chemyn, wel ic wot.
þ*er*-on his owe testament : illarion him-self wrot:
he be-quaþ efesis his certil : & his mantel
& his *pilche* & his bok, : & seyde, „wite me wel!
for in þis ilke lyue : dwellen no leng I ne may, 125
for henn*us* ic chal far*e* : her*e*-aft*er* þe þridde day.
& lok wel, whan my soule : Is *fram* þe body agon,
þ*at* my body be I-beried : sone & þ*at* anon;
burie me anon-ryȝt, : for loue ic bidde þis,
& let erþe to erþ : al-so his kende is!“ 130
his lem*us* gonne a-steuie : þo þis was I-do,
& al manliche hete : *fram* him gan þo go;
w*i*t his tonge he heried god : & loked w*i*t his eye,
þe oþ*er* witt*us* weren a-gon : er he myȝte deye.
to his soule he seyde, : „soule, what eyleþ þe? 135
wherof art þou a-dradde : to lete þis wikkid contre?
go forþ out of þe body : & ne dred nouȝt, I-wis,
for wel ic wot, a meri stede : þe is I-mad, I-wis.
fourty & .xv. (!) ȝer : *cr*ist þou I-serued haste:
þ*er*for*e* wend out hardeliche : & ne be nouȝt a-gaste!“ 140
wit þis ilke word : his soule gan out wende
to þe blis of heuene, : þ*at* last w*i*t-outen ende.
Moche folk þedir com : þis buriinge for to don,
& buried þis holy body : so hy auȝten anon.
nyȝe morwenyng*us* þ*er* he lay : & alytel mor*e*. 145
þat he lay so longe þ*er* : efecis of-þouȝte sor*e*;
ff*ram* þilke stede þe holy body, : Ic wot, he remuyd, I-wis,
& buried him in a tou*n* : þ*at* rome (!) I-cleped is,
& let him þer*e* berie : w*i*t wel gret honour;
& mony mon of euil : þ*er* aþ I-haued socour. 150
now bidde we god for þe loue : of seint illarion,
þ*at* he vs *gra*unty þ*at* blis : þ*at* ending naueþ non. amen.

Seint crissaunt and dariȝe.[1] (25. Oct.)

Polim*us* was a nob(l)e man, : in Alisau*n*dr*e* I-bor*e*,
knyȝt he was & gret lord, : so ic may telle ȝou for*e*,
for he was heued & syr*e* : of alle þ*at* contr*e*;
worse man to *cr*istene men : non ne myȝte be.
Numerian me cleped þo : þe emp*er*our of rome: 5
he hadde mony a *cr*istene man : I-let slen w*i*t dome.
polimius seyde his frend*us* : þ*at* he wolde wende
& dwelle a whyle w*i*t þe emp*er*our : þ*at* was fr*e* & hende.
crisaunt, þ*at* was his ȝonge sone, : w*i*t him þo he tok,
for he chold at rome : lerny vppo*n* þe book. 10
swyþe glad was þe emp*er*our : þo he was I-come;
to his p*re*ue consayl : polimyus he haþ I-nome,

117 l. four score (Er wurde 80 Jahr alt). 118 lat. Hesychius. 124 Ms. mantel st. pilche. 128 Ms. ne be. 139 l. f. & twis xv (= 70)? 148 l. Majuma. — [1] Die Acta, griech. u. lat., s. in A. SS. Boll. p. 469 ff.; der engl. Text ruht jedoch auf ganz anderen Quellen. — 4 Ms. non worse ne m. b. 7 Ms. polinnius.

he him made his iustise : & ȝaf him dingnete,
& bed him next his syde : þ*at* he cholde be,
& by-gan to werche : mochil aft*er* his rede, 15
for he was in here lawe : of swyþe noble dede.
  Crissau*n*t, þ*at* was polimius sone, : to cole gan to go.
nas þ*er* non in al þe cole : þ*at* gan to lerny so,
ffor so kene was his wit : þ*at* al he haueþ I-cauȝt
þat eny mayst*er* in boke : þ*er*-in him haueþ I-tauȝt. 20
So wel he ondirstode al : þ*at* me spek wit steuene,
þat in alyte whyle he was mayster : of þe artes seuene.
ac, I-wis, of deuenyte : ne couþe he ryȝt nauȝt,
ffor he ne seyȝ neuer bok þ*er*-of, : no hit nas him I-tauȝt.
  Polimie loued wel crissaunt : for his gode lore, 25
& bouȝt him bok*us* I-nowe : for to lerny more.
so þ*at* *criſſ*aunt vppon a day : ȝide in chepinge:
a bok of oure gospel*us* : to sellen me gan bringe,
of Jh*es*u crist*us* word*us* : & oure leuedy also
Moche *me* hadde þ*er*-on I-write : & in þe bok I-do. 30
  Crisaunt þo he I-sey þe booke : & tok him in his honde,
of soche clergye ne sey he neu*er* : er in þilke londe.
þerfore he stood in þouȝt : & gan to syke, I-wis,
„a, mahou*n*de,“ seyde he, : „what clergi is al þis?“ —
þe ryȝte tix it was to soþe : of al deuinyte, 35
of pistlis & of gospel*us* : so þe bok telleþ me.
  Anon he bouȝt þis boke : & wit him hom it bar.
to noman he ne cheued hit : þ*at* he fond þar,
& him-self he stodiid wel : & was in gret þouȝt;
& for he nadde no teching, : al hit was for nouȝt. 40
& þey he seyde to him-selue : „bok*us* so derk as myste (!)“,
a steuen he herde to him speke : myd wel gret myȝte:
  „Crisau*n*t, þou hast I-haued ȝore : a bok of gret lore & gode:
to by-holdin ofte þ*er*-on : þin soule it chal don fode;
þ*er*fore ich rede þe, on þilke book : wel ofte þat þou rede, 45
for to knowleching of soþnes : forsoþe hit wole þe lede.
for ȝif þou hast lore of þestirnesse : er þis ondirſonge,
for to habbe lore of lyȝt : þe auȝte þenche wel longe.“
& to habbe a mayst*er* : he nyste to wite whare;
nyȝt & day he þouȝte : & was in swyþe gret care. 50
  a velawe *cr*isaunt hadde : þ*at* *cr*istin he was I-hudde,
his *cr*istindom for drede : wel selde hit was I-cudde,
for þe emp*erour* was so cruel : þ*at* ȝif he eny I-fou*n*de,
to deþe he cholde ben I-brouȝt : In a wel litil stou*n*de;
constantin het þis *cr*istinman, : & þouȝt nyȝt & day 55
of þe mornyng of *cr*isaunt : to wite þe ryȝte way.
  On a day he com him to : & þus he seyde þo:
„seye me, mayst*er* crisaunt, : why mornystou so?
Is it for þin le*m*mon : oþ*er* for eny oþ*er* þing?
y-wis, me greueþ sore : þat ic þe se mornyng.“ 60
  „be stille, leue coſtau*n*tin,“ : crisaunt seyde anon,
„wite hit wel for soþe : to le*m*mon wil nabbe Ic non.
a bok ich fond þis endirday : & Ich hit so bouȝt;
for ic nabbe þ*er*-on non ondirstonding : þ*er*fore ich am In soch þouȝt,
& ȝut alle þe worse me is, : for soþe ich segge þe, 65
þat ich knowe no mayst*er* : þat can hit teche to me.“

---

17 cole = scole. 30 Ms. he st. me. 35 tix = text. 38 Ms. for st. to. 41 þey st. þo? l. þe bok is. myste st. nyȝte?

„let me I-se,“ q*ua*þ costauntin, : „þ*at* ilke bok anon,
so þ*at* we mowe I-fer*e* : loke þ*er*-vppon;
oþ*er* red ne can ic non; : I-wis, my leue broþ*er*,
wel þou wost our*e* ayþ*er* : may speke þe bet for oþ*er*.“ 70
þo costau*n*tin I-seyȝ þe boke, : an honde he hit nom
& radde þ*er*-on & seyde, : „þis is of cristindom.“

„Cristindom, what is þ*at*?“ : crisaunt seyde þo,
„Ich not neu*er* what þou seyst, : how knowistou it so?
hastou I-lerned ouȝt þ*er*-of, : for loue sey me her, 75
for ich ne herde of *cris*tindom : speke neuer er.“
Costau*n*tin gan wepe : & seyde to him þis: [f. 193]
„Ic ne can vppon þis boke : noþing þe teche, I-wis,
& ȝut, þey ich couþe, : vnworþy ic wer*e* þ*er*-to;
hit moste ben a cristen prest : þat couþe soche ded*us* do.“ 80
„Cert*us*,“ q*ua*þ crisaunt þo, „þan canstou telle more
In woche wise ic myȝt best : comen to þis lore.“
costau*n*tin answerid, : „& ȝif þou wolt don by me,
to Jh*es*u *cri*st of heuene : þou most aboue*n* þe,
& alle-maner oþ*er* god*us* : clene þou most forsake 85
& þin body & þin soule : to Jh*es*u crist by-take;
wel ic woot to soþe : þis is þe by-ginnyng
how man chal best I-knowe : þe soþe of soch teching.“
Now haþ *cri*saunt to Jh*es*u crist : him by-take, I-wis.
þa*n* seyde costau*n*tin, : „an holi prest þer is 90
In þe hulle of nerui, : w*i*t car*e* faste I-bou*n*de,
& so wel he is I-hudde : þ*at* he is selde I-fou*n*de —
for dr*e*de of þe emp*er*our : he is I-hud so,
lest he were for cristindom : anon to deþe I-do.
bidde ȝerne to Jh*es*u *cri*st : by day & by nyȝt 95
þat he to carporye þe *pre*st : þe weye þe sende aryȝt.“

Now is *cri*ssaunt in gret þouȝt : & biddeþ nyȝt & day,
& to þe hil of nerui : himself he tok þe way.
vp & dou*n* he ȝede himself, : & þo þat he com þer*e*,
he wep & wrong his hondin : & made reuly ber*e*, 100
loude he *cri*de to Jh*es*u *cri*st : & bed w*i*t-outen mysse
to carporye þe holy *pre*st : þat he him cholde wisse.
carporye set in his selle : & I-hurde al þis,
blyþe he was, & ek a-gast : in his herte, I-wis,
for he nyste þe encheson : why me him cleped þer*e*; 105
vnneþe out of his selle : he ne dorste gon for fer*e*.
Naþeles to þis ȝongeman : out he went wel stille,
& axed him wel myldeliche : what wer*e* þo his wille.
„I-wis,“ q*ua*þ crissau*nt*, „to Jh*es*u *cri*st : myn herte is al I-nome,
þ*er*for*e* to speke w*i*t carporye þe *pre*st : hedir ic am I-come, 110
& ich þe bidde, leue syr*e*, : pur seint charite,
ȝif þou wost wher he is : þat þou him teche me.“
Carpor*e* nom þo *cri*ssaunt : & nolde no lenger dwelle,
& ladde him wel myldeliche : w*i*t him to his selle,
& nome, þo he þedir com, : his bok & gan him ondo, 115
& þe lawe of *cri*stindom : to *cri*ssau*nt* he tauȝt þo.
cr(i)ſſaunt so wel him ondirstood : his teching aplyȝt,
þat he was I-*cri*stened sone : aft*er* þe seueþe nyȝt.
& suþþe he dwellid w*i*t carpor*e* : monþ*us* folle þre,
& lernyd of *cri*st*us* manhede : & of þe trinyte; 120
so þ*at* þorwȝ þe clergye : þ*at* he hadde er,
& þorwȝ þe gret lore : þ*at* he I-fond þer,

he þouȝt in þe cristindom : þat he ne dradde nouȝt:
þerfore for to wenden hom : crisaunt him haþ I-þouȝt.
vayre he nom his leue : & gan him hom to wende, 125
for him þouȝt of cristindom : he ondirstood þan ende.
lytil wiste his frendus : whodir he was ago,
for þey wende to soþe : at scole þat he were þo;
þerfore þer nas non þat axed : wher he hadde I-be,
ac wende þat hy myȝt to-fore him : eche day I-se. 130
also þey seten afterward : in his compenye
& speke of many þingus : & of þe maumetrie,
crissaunt hem seyde, to soþe : here lawe nas noþing nauȝt,
& þat þer nas no god but on : þat al þing haþ I-wrouȝt,
& þilke god was Jhesu crist : þat deyde vppon þe rode. 135
ffful wroþ hy weren alle : þat he þis ondirstode,
& monye him wit-seyde : in disputicioun;
& þilke weren wit clergye : anon I-brouȝt adoun.
a man þat louid wel his fadir : anyȝt was at sopere
wit him, & of manye þingus : þere hy speken I-fere, 140
of here lawe & here godus : hy speken wordus bolde,
& ech mon In his wise : toldin what hy wolde.
Crisaunt seyde, „to soþe : ic may seggen þis
þat in al þe world : no god but on þer nys,
& þat (is) Jhesu crist al-one : þat makid alle þing, 145
by-ginnyng nad he neuere : ne chal habbe ending;
al þat is in heuene & erþe, : Ic woot forsoþe, he wrouȝte,
& man þo he was forlore : swyþe dere he hem bouȝte:
be-twene mankin & þe fend : to alegge þe strif,
vppon þe rode he deyde : & ȝaf þerfore his lif; 150
& aros to lyue : þer-after þe þridde day,
& þat he was almyȝty god : þerby me wite may.
& in þat ilke forme : þat he aros þo,
by-fore al his desiplis : to heuen he gan go.
þe tenþe day þer-after : so mayster good & hende 155
he gan to his desiplis : þe holy gost hem sende,
& hem tauȝt al þing : al þat hy cholden do,
& ek al-maner speche : he hem tauȝt also.
I ne herd neuere of god non : þat was so hend & fre,
& þerfore me þinkeþ to soþe : þer nys no god but he.“ 160
þis man sete swyþe stille : & þouȝt þo he herde þis,
& þouȝt him in his mode al-one : þat he seyde amys;
amorwe he wente to polimye : & gan to telle him fore
how crisaunt seyde him an eue, & þat he was for-lore,
& seyde, „ic wene his wit : makeþ him al sauage, 165
for he by-ginneþ to oure goddus : speken gret outrage,
& I not what wondir : he haueþ I-þouȝt nouȝ,
he seyþ þat þer nys no god but on : þat is I-cleped Jhesu;
& ȝif þis titlyng come : al to þe emperour,
noman ne may don him non help : ne nomaner socour; 170
for wel þou wost, þou & we : for euere cholden be chent,
ȝif þy sone were of-take, : & deye in gret torment.“
„let me al þer-myd I-worþe,“ : þe fadir seyde þo,
„Ic wole fonde þat ilke þouȝt : to maky him forgo.
& leuer me were for his dede : þat he deyde al-one, 175
þan ic lese my kende londe : & we ben I-chent echone.“
þerfore þo þis heþene man : fram him was I-went,
after crisaunt, his sone, : anon he haþ I-sent,

136 tilge he. 143 Ms. for ic. 178 Ms. & after.

& to him he seyde : þo he was þedire I-come:
„leue sone cresaunt, : hou hauistou on I-nome? 180
Ic not to what god me seyþ : þat þou art to I-take,
& oure godus dost despise : & hast hem al forsake."
„wite hit, fadir," quaþ cresaunt, : „þou settist me to clergye
& þorw þin help of þe seue ars : Ic habbe þe maystrie:
& ȝif þat ilke art nere : þat I lerned laste, 185
to þe pine of helle : for soþe ic were I-caste;
al þat ich euer lerned her, : who-so hit ondirstode,
wolde wel at þe laste ende : bring me of weyus gode.
for al hi seggeþ þat erþelich encheson : of hem-silue is:
ac on is of alle þinge : þe encheson, to soþe I-wis, 190
for he was euer ȝit by-fore, : & chal ben euermo.
sey me, leue swete fadir, : ȝif ȝoure goddus fareþ so;
ȝif þou myȝt eny soche : of ȝoure godus finde,
al my lore is I-cast a-wey : & myne bokus beþ blinde."

„Strippeþ þe þef," quaþ þe fadir, : „& beteþ him wel faste, 195
so þat of þat ilke wordus : for euer him a-gaste."
tormentourus him nome : & forþ him habbeþ I-brouȝt,
& to don his fadris heste : þey ne sparid ryȝt nouȝt;
& euer þe faster : þat þey him gonnen smyte,
he bede smyte harder : & seyde hy smyte to lyte. 200
þe tormentourus answered, : „ne greueþ hit þe nouȝt sore?"
„no, Iwis," quaþ crisaunt, : „ic auȝt þolye more,
for þilke tyme þat my god : on erþe was I-do
wel ic wot for myne loue : he was I-beten so,
þer nas no lyme on his body : þat nadden mony a wounde, 205
& ȝit may vppon my body : many an hol stede be founde."
þe tormentourus went : to his fadir þo,
& axed him of crisaunt : what hy cholden do,
ffor he nolde in none wise : to chaungen his mode.
„y-wis, I wene," quaþ þe fadir, : „þat þe þef ben wode; 210
& þerfore ic ȝou hote : in preson þat ȝe him caste,
& ech day fort eue : þat he þere faste;
& doþ him, ȝif ȝe conne, : so mochil of vilte,
of ech day þat he is þer : þat him þenche þre."
swyþe foul was þe preson : of þe wassing I-pult, 215
& worse he was I-seruid : þan þeuus þat haddin gilt;
he ne seyde wel ne wo, : ac soffrid al here wille.
þanne seyde a tormentour, : „leteþ him ben stille
eche day wit-oute mete : fort þat it ben eue,
þan chal he for hongur : alle his foly by-leue." 220
„wel, wel," quaþ crissaunt, : „ȝe spekeþ aboute nouȝte;
for my lord Jhesu crist : so dere me haueþ abouȝte,
for me he fast fourty dayis : & ne eet ryȝt nouȝte,
& ic finde þat ech day : me worþ mete I-brouȝte.
to ȝeue me so moche mete, : I-wis, hit were wouȝ, 225
for onus mete in þre dayis : I-wis hit were I-nouȝ."
Alle þat þis I-hurde : her-of hy hadden drede,
& wenten & tolde pollime : what crisaunt, his sone, sede.
„lord mahound," quaþ pollime, : „þou wost þat me is wo,
for ic not alyue : what ich chal wit him do! 230
ac ȝif þer were enymon : þat couþe me wisse & rede,
boþe gold & seluor : he chold habbe to mede."

---

181 Ms. good. 189 Ms. his st. hi. 206 Ms. me may.

þan com þer a man : & seyde to polimye:
„þou ne myȝt nouȝt of þin sone : þus habbe þe maystrie,
for cristen men hit seggeþ, : Ic wot to soþe I-wis, 235
þe more pyne þat men hem doþ : þe leuere hem to soþe is.
þerfore þou most cloþy þy sone : wit cloþus swyþe gode,
& don him in a fayr chaumbre : & speke wit him wit mode,
& ȝif him mete & drinke : þat ben so ryche & gode,
& bring to him maydenus : to chaungy his mode; 240
þorwȝ hoot mete & drinke : his flesch chal nede wrye
for to loue som of hem : & to don lecherye.
wit glotonye & lecherye : þus he worþ ouercome
& from his false lawe : eueriche del I-nome.“
Now haþ polimye I-don : al þing after his rede. 245
& wel ich wot he ne spedde : noþing in his nede,
& þey pollime seyde : to þe maydenus þo,
„bote ȝe chaungy his þouȝt : I chal ȝow wirche wo.
ac if eny of ȝow may : him drawe fro his lawe,
to him ȝhe chal I-spousid ben : & eke his owe felawe; 250
wel may here þan be, : weteþ hit to wisse,
for here ne chal lakky nouȝt : of þis wordus blisse.“
viue maydenus þer were : þo wit him I-don,
euerich seyde þat þ(e)y wolde : here myȝt don anon.
To crisaunt þey went : wit swyþe fayr semblaunt, 255
& he ne tornyd one his þouȝt : noþer taunt ne caunt.
on eche syde hy wenten : & gon him clippe & cisse
& in here wise þey maden moche blisse;
aweyward he tornyd his heued : & nolde hem nouȝt by-holde,
& sore he gan to syke, : his herte fil wel colde, 260
he crid to oure lord Jhesu crist : þat al þing myȝt dele & dyȝte:
„woche man in þis worlde : myȝten habbe þe myȝte
aȝens þus fele naddrin : forto stondin stille,
þat he ne moste in somtyme : to don al here wille?
for bote þou him helpe, : þat art of heuen king, 265
lyue & soule chold ben I-lore : þorw here foul stinging.
þerfore, leue swete lord, : ȝif hit þy wille be,
Ic bidde in þis batayle : þat þou þenche on me,
& ȝif me grace & myȝte : so hem to wit-stonde
þat my soule ne ben I-take : in my fomennus honde.“ 270
Of mete ne of drinke : noþing ne ginneþ he telle,
ac halt his as vndingne : þat is of so foul smelle;
& þe fayre cloþus : þat weren on him I-do,
he seyde swyþe foule : þat alle hy stonkin þo;
& þe maydenus alle : þat weren wit him þere, 275
he seyde myd here stinking : his deþ hy wolden arere;
þe clipping & þe cissing : þat þey dedin ech stounde,
him þouȝt in his soule : hit was a deþus wounde.
ac euer-more of Jhesu crist : he gan hem prechy þo,
wan (hy) in eny wyse : wille hadden þer-to. 280
On of þe viue maydenus : þat me cleped darie,
þorwȝ crisaunt-his preching : toward crist gan wrye,
& here wille him tolde : to him in preuyte.
„Jhesu crist,“ he seyde, „lord, I þonk it þe
þat on of þe naddrin : þat cholde me ouercome 285
þorw þin swete grace : is nouþe to þe I-nome.“
here he clupte & custe : & maked gret ioye Inouȝ.
euerich of þe oþer maydenus : þerfore wel smere louȝ,

239 tilge so. 254 Ms. þy. 282 Ms. þat þorwȝ. 285 Ms. of on.

for þey hopedin þat he wolde : sacrefise to make
& þat darie him hadde : wit lechery of-take; 291
þerfore þey hem lete : & to here wille go
& speke what þey wolde, : & let here wille to do.
& þerfore he here preched : & haueþ to cristindom I-cauȝt —
& alle þe oþer maydenus : nyste þer-of ȝut nauȝt.
a iustise þer com a day : þat het selerin; 295
to make hem honoury bacus, : þat is a god of win,
after þe maystris he went : & after crissaunt.
& he tofore selerin : wel myldeliche stant.
þo seyde þe iustise, : „ȝif ȝe wollyþ don by me,
ȝe moot honouri þis ilke god : þat is so hende & fre, 300
þat vs sendeþ mete & drinke : swyþe gret plente."
þan by-spak him crisaunt, : „syre, ic segge it þe, [f. 195]
Jhesu crist sendeþ alle þing : þat in þis world is,
& him ich wille honoury : for euermore, I-wis."
„& ic," quaþ darie, : „him to honouri also, 305
& alle oþer godus ic here forsake : now & euere-mo."
„a, þeuis," quaþ selerin, : „seggeþ ȝe nouþe þus?
now hit is wel I-sene : ȝe telleþ lytil of vs!
wel ich wot ȝe nolleþ nouȝt : to chaungy ȝoure þouȝte,
for ȝe habbeþ ȝoure goddus loue : swyþe dere abouȝte." 310
þerfore he het hem boþe : to strippen hem al nakid,
& for to beten here bodyis, : me haþ al blody I-makid.
eyþer seyde to oþer þus, : „þis is a swyþe merye gle!
nou Jhesu crist in heuene, : I-blessed euere þou be!"
Men þer stodin & women : & by-held al þis, 315
& seyde þat þe iustise : deden þer-of amys
þat he wolde so fayre bodyis : myd soch torment chende;
ac noman for þe emperour : ne dorste hem come hende.
celerin seyde þo, : „crissant, hou faristow?"
& he anon answered, : „wel ic fare now; 320
ffor wite hit wel to soþe, : þis me lykeþ bet
þan me dede in my ȝouþe : mylk of any tet."
celerin by-hel crisaunt : & chok on him his heued,
& seyde, „ich wene, þin clergye : þy wit þe haueþ be-reeued;
þou were I-set to cole : forto lernen gode, 325
& ic wene, þin lore : þe haueþ I-makid þus woode.
do & honoure oure godus : er þou ben an-hange!"
„I-wis, syre," quaþ cresaunt þo, : „þer-after me þinkeþ wel lange;
for myne god for oure loue : I-hangid was on a tre,
& þerfore ic wole for his loue : wel fayn an-hanged be." 330
þe tormentourus þo crisaunt toke : & honged him on a tre þo.
þe tre ne myȝte him nouȝt bere, : ac barst anon a-to,
þat boþe crisaunt & þe tren : fillin boþe to grounde;
& in al oþer þing : he was ȝit hol & sounde.
brondis me dedin to his sydus : his fel for to schrenche; 335
ac þey ne touchid his flesch nouȝt, : anon hy gon a-quenche.
& alle þat touched in harme : þat fayre mayde darye,
wel sone here lemus adryed, : þat loude hy gonnen to crye;
wit fot hy ne myȝt wawe : ne wit hondin ne-þe-mo,
noþer for al þis worlde : out of þat stede to go. 340
þe iustise him dradde wel sore : þo he I-sey al þis,
& anon to þe emperour : for dred he went, I-wis,
& axid him consayle anon : what him were to rede;
for neuere seþþe he was I-bore : he nadde so mochil drede.

---

291 l. lete be? 297 l. maydin? l. sent st. went. 299 Ms. he st. ȝe.

þe emp*er*our answerde : þe iustise þo anon: 345
„In an old diche : Ic wole þat hy ben don,
& let þrouȝ on hem ston*us* : so þat me*n* hem sle,
& so we mowe deliuerid : of þe chreuis be."
þe emp*er*our-is heste : me dede myd hem wel blyue,
& so þis to swete þing*us* : weren I-brouȝt of lyue. 350
now bidde we god for þe loue : of darie & *cri*saunt,
þat he vs helpe, wit senne : þat we ne ben I-chent,
& bring vs to þe ioye : þ*at* lesteþ euer-more,
þ*er* þat þis twey marter*us* beþ : þ*at* w*it* pyne abouȝt so sor*e*. amen.

Crispin and crifspinyan, twey holi m*a*rter*us*.[1] (25. Oct.)

[f. 197]

Moche harme Ich habbe I-told, : & mor*e* ic telle can,
by þe liþ*er* emp*er*our : þ*at* het maximian.
ffor þe deþ of *cri*stene men : þ*at* he let sle I-lome,
crispin & *cri*spinian : þey flouin out of rome.
suefis, wel ic wot, : me cleped þe cite 5
þ*at* þis goodmen wente to, : a whyle þ*er* to be.
& for hy noldin ben I-knowe : of what stede hy wer*e*,
sone for to sowy : anon hy lernyd þer*e*;
& ek for þ*at* hy wer*e*n *cri*stin, : so leþ*er* to hem me*n* were
þ*at* vnneþe any herberwe : hy myȝten habben þer*e*. 10
por*e* men schon hy made : myd wel good wille,
& tolde moche of *cri*stindom, : nouȝt opinliche ac stille.
þey it were *pre*uiliche, : I-hole ne myȝt it be
þat her*e* dedis neren I-kud : i*n* alle þe contr*e*.
a luþer iustise þ*er* was I-come : þat het ricioua*r*, 15
þ*at* *cri*stin men dede gret harme : þer*e* & ell*us*-whar.
he herde of *cri*spin & *cri*spinian : swyþe mochel telle,
& gan hem aft*er* sende : w*it* messager*us* wel snelle.
& boþe hy wer*e* of-take : in a lyte stou*n*de,
& I-brouȝt to rycioua*r* : wel swyþe faste I-bou*n*de. 20
rycioua*r* axed hem swyþe son : whanne hy þedir come,
for mochil he herde telle of hem : in þe lond of rome;
„& by my fey," he seyde, : „wel glad ic am ryȝt nouþe
þ*at* ic ȝou habbe of-take, : for ȝe me wer*e* oncouþe.
ffor nouþe ic wene þ*at* ȝe mote : honoury my god*us* echone, 25
oþ*er* ellis ȝe chollip forsoþe : to þe deþe gone;
for witeþ hit wel to soþe : þ*er* nys non oþ*er* þouȝte:
bote ȝe honour*e* our*e* god*us*, : to deþe ȝe worþ I-brouȝte."
Crispin seyde, „ȝour*e* god*us* : we scholleþ vain honoure
& bidde w*it* our*e* myȝte : þ*at* hy vs wel socour*e*. 30
& me þinkeþ to soþe : in myn herte I-wis
þ*at* in al þe worlde : none god but on þ*er* nys,
þ*at* is our*e* lord Jhesu *cri*st, : of alle lord*us* king,
p*r*ince he is of p*r*incis, : & lord of alle þing;
eu*er* he was & nou is : & eu*er*e-more chal be, 35
one god alwelding : & ek p*er*son*us* þre.
for eu*er* he was I-liche gode : & folle I-liche of myȝte;
& to sauy vs f*r*am senne : w(e)l loue he him alyȝte:
ffor as he was in heuene, : he hadde wel gret pyte
þat man cholde to pine : for synne I-dampnid be, 40

352 Ms. helpe þ*at* wit. — [1] vgl. die Acta in Act. SS. Boll. Oct. 25. — 5 l. Suessio, Soissons. 14 Ms. & st. i*n*. 15 lat. Rictiouarus. 34 Ms. p*r*ence. Vers 39 doppelt im Ms.

þerfore mannus kende he tok : fort biggin so
al mankunne-his giltus : of þat hy hadde I-do."
Riciouar seyde þo, : „þou most ȝut tellen me:
suþ þat þer is one godde : & ek personus þre,
canstou me ouȝt tellen : woch person hit was 45
þat wolde for þe loue of man : þole soch a cas?"
„ȝe, syre," quaþ crispinian, : „Ic wot hit was þe soþe (!),
for in him is al wisdom : & chal ben euer-more."
„ȝe," quaþ ricionar, : „Ich nele her-of namore.
doþ honour to oure godis : er hit chal ȝou rue sore!" 50
„Ic þe seyde," quaþ crispin, : „so ic habbe don ȝore;
for god ic wille honoure : nouþe & euer-more."
„scornystou me, gadeling?" : ricionar seyde þo;
„ledeþ hem by-fore iubyter : sacrefise to do;
& but he don sacrefise, : wit stauis þat ȝe hym bete, 55
þat ech man wene to soþe : þat hy here lyf lete!"
On þe godus þey spatte : þo þey come þer-to.
þe tormentourus habbeþ sone : his heste I-do.
„I-wis," quaþ þis holymen, : „for al hit is for nouȝt,
ȝe ne mowe nouȝt wit soche pyne : chaungy oure þouȝt." 60
to þe iustise hy wente : to wite what hy choldin do,
for me ne myȝte here þouȝt : for noþing chaungy so,
ne me ne myȝte þis holly men : to þe deþ bringe,
þey me hem euer bete, : for none skenus þinge;
for euer þe more me leyde: vppon hem boþe þere, 65
euere more hem þouȝte : þat þey þe gladder were.
anon him by-þouȝte : þe iustise ricionar
& seyde to þe tormentourus : þat were wit hem þar:
„to eyþer of hem a mylston : Ic hote ȝe binden faste,
& in þe water of oxiona : Ic hote þat ȝe hem caste, 70
& loke ȝif þe chrewis : wolleþ deyen so;
& but ȝif þat hy wollyþ, : an oþer me chal do."
þe tormentourus dede his heste : in þat ilke stounde.
an aungel com to hem anon : & haueþ hem onbounde,
& brouȝt hem quikliche : vp to drye grounde, 75
& made hem boþe hol & sounde : of alle here wounde.
„lo, folis," quaþ þis goodmen, : „þat ȝe dedin to pyne
Jhesu crist I-torned haþ : vs alle to medecyne,
to cheue to-fore ȝou alle : whoche his myȝt be;
for hol & sound ȝe mowen : I-se my felawe & me." 80
þe tormentourus I-sey al þis : & stode astonyd anon,
for þey nyste alyue : what þey myȝten don;
þey noldin I-leue for noþing : þat (hit) was cristus myȝte
þat þis to holy men : to soche hele dyȝte,
& to soþe hy wende : þat hit were wicchinge. 85
þerfore to rycionar : þey sente her-of tydinge.
Rycionar seat & þouȝte : þo he I-herde þis,
& suþþe he seyde to þe tormentourus, : „ȝe beþ falſs I-wis,
ȝe ne doþ nouȝt myn heste : also þencheþ me;
& þerfore ic wille wende : & þat soþe I-se." 90

Fayre me him gan dyȝte : & set him in chayer;
he bed me choldin bringe : þis gode men him ner,
& seyde to hem myldeliche : þo hy weren I-come: [f. 198]
„habbe ȝe ȝit of ȝoure hele : eny red I-nome?

47 l. sone? 48 Ms. wisdon. 54 Ms. him. 55 Ms. he; him. 59 tilge for.
65 Ms. we st. me. 70 lat. Axona (Aisne).

vor wetin hit wel to soþe, : but ȝe ben bet be-þouȝt, 95
to wel leþer deþ : ȝe worþ wel sone I-brouȝt."
„Certis," quaþ þis good men, : „soche red we habbeþ I-take,
þat we williþ ȝoure false godus : euermore forsake;
ffor oure deþ ne may be so leþer : an euen & ek amorwe
þat by-ginnyng it (n)is of ioye : & ende of oure sorwe." 100
þan of an oþer torment : þe iustise him þouȝt blyue,
& lete pikus to-bete : þorw here naylus dryue.
þey drof pykus þorw here nayle : in foot & in honde;
& euer þey þonkid Jhesu crist : as hy myȝten stonde.
& suþþe þe iustise lete : hem in preson do. 105
& anon amorwe : he let hem more pyn so:
for fram þe heued to þe foot : he let nyme a þonge
of þis gode mennus skynne — : for þis was pyne wel stronge!
brod hit was I-corue I-now, : nolde me hem nouȝt sparye;
þey bede gon deppor in þe flesch : & euer þe fel to warye, 110
& euer hy þonkid Jhesu crist : & ech on oþer louȝ,
& seyde eyþer to oþer, : „her is ioy I-nouȝ!"
picche & grece & oyle : he let mylte I-fere
& let þis goodmen don þer-in : so þat hit seþing were.
& hy hit blessed wit þe croys : þo hy come þer-ny, 115
& ȝedin þer-in baldeliche, : þat ech man I-sey.
& þer god scheued þe mytte : of þe holy rode:
for al þe tormentry : ne dede hy hem but gode.
„who," quaþ þe iustise þo, : „myȝt I-leue þis,
oþer segge þat it nere : strong wicche-craft, I-wis? 120
Mahound, þat art so gent & fre, : why neltouȝ me ondirſtonde
& distroye wicche-crafte, : þat hit ne don soch schonde?
ffor wel þou wost, ȝif it nere : for þe loue of þe,
we nolde in none wise : þus mankinne to by-se;
& for to sauin þin honour : & holdin vp þy ryȝte, 125
& oþer godus þat beþ wit þe, : þus hy beþ I-dyȝte.
þerfore chewe þat þou art god, : & techen þy power,
& ne lete nouȝt þis chreuin : vs alle ouer-come her!"

Þe iustise him be-þouȝte : þo he hadde þis I-sede,
& heet þat anon-ryȝt to seþe : a cetel ful of lede, 130
& þouȝt þis goodmen cholden : þer-in to ben I-do.
ac ich wene þe meste harme : com him-selue al to,
for he hit abouȝte : er hit were ouȝt lange:
a gret drope of hot lede : in his ey sprange,
þe led him berned faste : & dede him soche tormente 135
þat he deyde, & his soule : anon to helle wente.
glad was þe deuil þo : soche presaunt to haue!
now god ȝeue mochil mesauntir : to maystir & to knaue!
þe body in his torment : lep in to þe fure —
þat mony weren I-serued so, : þat mery it was to hure! 140
to maximian me sente, : þat was þe emperour,
þat ryciouar was ded þo : þat dede him gret honour,
& þe maner of his deþ : me him sente also.
þo þe emperour it wiste, : I-wis him was wel wo,
& seyde, „lord appolin, : hou may þis þing be? 145
Ic not wheyþer þou habbe forȝete : al þis lond & me?
a-wakeþ, ȝif ȝe slepeþ, : & ne forȝete me nouȝte,
& þencheþ what we habbiþ many a day : for ȝoure loue I-wrouȝte!

98 Ms forsawe. 100 Ms. is. 106 Ms. he le let. 107 u. 108 tilge for. 120 Ms. were st. nere. 121 Ms. ondirstonge, urspr. ondirfonge. 130 tilge þat.

ffor myn loue ne do ȝe nouȝt, : ac for ȝou-self ȝe mote,
for alle þis londe ȝe lesiþ : but ȝe don som bote; 150
whoche man cholde on erþe : of ȝou stonde drede,
whan to hin þat doþ ȝou chame : ȝe ne ȝildiþ no mede?"
„wendeþ hom," q*ua*þ þe emp*er*our, : „so quikke so ȝe mowe gon,
& smyteþ of he*re* heuedyn, : þ*er* nys non oþ*er* won;
& leteþ þe bodyus ligge : fort hy ben to-drawe: 155
& so me chal hem techen : to speke aȝen þe lawe."
fforþ wente þe tormentour*us* : þo hy I-herde þis:
þe eȝteþe calendr*e* of nouembre : his heste þey dedin I-wis.
cristene men wer*e* fele : for her*e* deþe wroþe,
& p*re*uiliche be nyȝte : buried hem boþe. 160
of on elde hy wer*en* : & of o myster al-so,
eyþ*er* of foure & fourty ȝer : þo hy were to deþe I-do.
to heuen-blis þey wente : out of þis ilke lyue.
Now Jh*es*u *crist* for her*e* loue : vs *gra*nte wel to þryue,
& bring vs to þe ioye : þ*er* þey wonyeþ inne, 165
& leue vs so an erþe to don : to heu*en*-blis a-winne. ame*n*.

Seint euarist þe pope.[1] (26. Oct.)

Euarist þe holy pope, : so ich ondirstonde,
was I-bor*e* by-syde Jer*usal*em : in þ*at* ilke londe;
al his kyn by-leued : al on þe gywerye —
so doþ ȝit manyon, : & þ*at* is gr*et* folye;
a whyle hit was a lawe : þ*at* god louid swyþe, 5
for þey cholde to Jh*es*u *crist* : myd her*e* herte ben blyþe,
bote ȝif hem of-þenche : þ*at* her*e* elderne habbeþ I-wrouȝt —
Jh*es*u, ȝif it þy wille be, : þ*er*-to hem *gra*nty þouȝt! —
Juda het þe pop*us* fadir : þ*at* ich tolde of er,
p*re*st he was of þe lawe : & man of gr*et* powe(r); 10
swyþe *gret gra*ce he hadde : to conne of clergye,
& of alle þe .vıȷ. ars : he hadde þe maystrye;
In bethelem he wonyd : þ*er* god was I-bore.
þo his sone I-bore was, : wel glad he was þ*er*-fore.
his sone he gan teche : clergye for to winne — 15
for who-so wille lerny gode : ȝong he mot by-ginne;
comeliche an englich, : Ich wot, me seyþ for-þy,
fo*l* hard it is to teche : an old hors aumbly. —
þe child lernyd wel I-nouȝ : þo he was to scole I-set,
& for his fadir was a clerke : he lerned wel þe bet. 20
þo he couþe his smale þing*us*, : he ȝede to heyer lor*e*,
& euer he was in wille : to lerny mor*e* & mor*e*;
& whan he eny þing I-hurde : þat touched to cristindom,
Euarist in his herte : swyþe fast hit nom,
& witid wel þat his fadir : nyste þ*er*-of ryȝt nouȝte; 25
vort he wer*e* at þe laste : to gr*et* clergy I-brouȝte.
Euarist & his fadir : sete & speke anyȝte
of manye þing*us* to-gedir, : so it is clerk*us* ryȝte;
of *cr*ist þe sone gan speke : & of his passioun.
þo þe fadir I-hurde þis, : his heued he hing adou*n*; 30
& þo þe sone hadde I-seyd : mochil of his wille,
þe fadir him het wel sterneliche : þ*at* he cholde ben stille.

[1] cf. Act. SS. Boll. 26 Oct., p. 799 ff.; Vita fehlt. — 5 Ms. & st. a. 6 l. for-þy? 15 Ms. for st. ful.

„why, syre?" quaþ þe sone, „þou wost wel, by þis nyȝte
clerkis wolle disputy : of fals & of ryȝte.
þat ilke crist is soþfast god, : ofte me telleþ me, 35
þerfore ic wolde þe soþe, : herof I-wite of þe;
for leuere ic hadde of my fadir : here ben ondirnome
þan ben of an oþer I-chent : & ek al ouercome."
þe fadir gan to gramye : þat was I-cleped Judas,
& disputed faste — : for oþer help þer nas. 40
so þat wit pur skylle : þe sone haþ ondirnome
þat he haþ iudas, his fadir, : al clene ouercome,
& wit pure clergye : him so fur I-brouȝt
þat anon amorwe : he ondirfeng follouȝt.
wel *he* myȝte hopye : to habben good endinge 45
whan he cristened his fadir : in his byginnynge!
& so he hadde for soþe, : for wit his prechinge
he gan swyþe moche folk : to Jhesu crist bringe.
ffor boþe he & his fadir : preched in ech syde —
þe los of here goodnesse : gan springe swyþe wyde. 50
Suþþe hy wenten I-fere : to þe lond of rome;
cristinmen were swyþe glade : þo þey þedir come.
his fadir drouȝ to good ending : sone after anon
& wente to þe ioye of heuene : wit-outen eny won.
þe pope þat was þilke tyme : gan ek to heuene wende: 55
þe cardinalus & þe clergye : hy gon anon to sende,
& gret conseyl þey nom : who cholde pope to be,
to wardin þe cristindom : & sauy þe dingnete.
alle hy weren at one : þorwȝ hope of Jhesu criste,
& sacrid *to* pope : þe gode euariste. 60

Now is euarist pope : & wardiþ cristindom.
more harder lyf þan he lad er : anon to him he nom:
he him beet ech day : twye oþer þryȝe.
whan his þouȝt him nom : to don eny folyȝe,
swyþe moche he wakid, : & prechid ek also, 65
& fasted ek swyþe moche : his flesch to werchen wo.
mylde he was in speche : cristinmen to chaste,
& ȝif he wiste þat eny mysdede : he hem wit-seyde an haste.
heþene men þat were him ny, : wel fayre he wolde hem wise
& cheuen hem by fayre skylis : þat nauȝt nas here seruise, 70
& biddin for hem ȝerne : amorwe & ek an eue
þat god hem sende grace : to come to ryȝt be-leue.
Giwes he wolde ek wit-neme : wit gret cortesyȝe,
& cheued hem by holy writ : þat here fey was gret folye.
to mancy him was swyþe loþ : for eny skenus þinge: 75
þerfore he tauȝt cristin : to hate mansinge;
for he seyde þat a cristinman : þat a-corsid were
were beter to ben on-bore : & þat he I-cristened nere.
þerfore cristin & heþen : & eke giues also
louedin wel þis goodman, : for hy hit auȝten do. 80
þrittene ȝer he was pope : & monþus elleuen
& twey dayis, þat to his stat : he hem held wel euen.
preſtis he makid .vıȷ., : & twey dekenus also,
& byſſchopus fyue : goddus wille for to do.
þis goodman hadde an vsage, : whan he prechy wolde, 85
þat þer .vıȷ. dekenus aboute : him to sittin cholde,

---

36 Ms. þe soþe I-wite. 43 fur aus ful korr. 45 Ms. for wel me myȝte. 58 Ms. cristindon. 60 Ms. þe st. to.

In tokenyng of þe ȝiftus : of .vij. maner grace
þat god sende to mankinne : fram his holy place;
In rome hit was longe I-holde : for a noble statut,
& ic wene in som stede : It is I-holdin ȝit. 90
Of rome was þe emperour : þat het dioclisian —
of him we habbeþ moche I-speke : & ȝit more ic can.
of þis pope euarist : to him sone me tolde,
& he him haþ anon of-sent : wit messagerus bolde.
anon to him he seyde : þo he him I-seyȝ: 95
„wheþer artou al wode : oþer þou art wel nyȝ?“
Euarist answerid, : „ic nam wod ryȝt nouȝt,
ac ich honoure Jhesu crist : þat dere me haueþ I-bouȝt.“
„Now ȝe seþ,“ quaþ þe emperour, : „his wit him is by-reued.
lediþ him out of þe toun : & smyteþ of his heued!“ 100
þe .vij. calendre of nouembre : þis heste was I-do,
& þo wente his soule to blisse : after alle his wo.
by seint peterus toumbe : þey beried þis holy manne.
& rome was þo wit-oute pope : .xix. dayis after þanne.
now bidde we alle Jhesu crist : for loue of euarist 105
þat he vs granty heuene : at oure soulus vprist,
& þat he bere oure erande : to god, oure alþer kinge,
þat to þe ioye of heuene : he vs alle bringe. amen.

Seint firmin þe byſſchop.[1] (25. Sept.) [f. 201 b]

Seint firmin þe biſſchop : was of holy lyf,
swyþe moche he hated : velenye & stryf.
honeste het anoble preste : þat in þe toun was:
to him he was to cole I-set : so god ȝef þe cas,
& he him tauȝt wit his myȝte : for to flen sinne, 5
& þat he cholde louye þe ryȝt fey : ne sparye for his kynne.
ffirmin wel him ondirstode : & þo (!) his maystris lore,
& louid holicherche wel : stable & euermore.
Glad was his fadir & his modir : þo þey hurde þis,
for þey leuedin on Jhesu crist : swyþe wel I-wis. 10
þo þat firmin was of elde : of eyȝtene ȝer roume,
his mayster him ladde aboute : myd felawis of þe toune
& tauȝte him þe manere : to schewe of cristus prechinge,
for he cholde þer-after : men to crist hem bringe.
þe raþer his mayster it dede : for he chaste was; 15
ne non þat loued more to vaste : in þilke inne non þer nas;
& for to ben at cherche : firmin loued also;
he nolde in none wise : to no folye go.
also he hatied wommen : þat wondir it was to þenche,
he seyde hit weren paunceris : mannus soule to chrenche. 20
wel was his mayster I-payid : in al his manere,
& wolde him sette to scole : gret clergye to lere,
as dialetike & decre : & eke astronomye.
firmin him answered, : „þy þouȝt is al folye,
for ich nele lerne noþing : foly for to werche, 25
but þing þat falliþ to lawe : of alle holycherche;
for ic wot, of clergye I-nouȝ : ech man may haue,
ȝif he habbe grace : his soule for to saue.“

---

91 þe st. þo. — [1] Von der Vita in Act. SS. Boll. Sept. 25, tom. VII, p. 53 ff. weicht der engl. Text vielfach ab. — 7 þo st. þorȝ, vgl. 32. 23 Ms. dialenke.

ffirmin lyte & lyte : þo by-gan to preche,
& whan his mayster were oute : by-gan men to teche. 30
þe folk swor & seyde : þat his preching was gode,
& þer firmin-his lore : beter hy ondir-stode;
alle þat him knewe : hadde of him deinte
& wondrid þat in so ȝong a body : so moche wit myȝt be.
a noble toun was be-syde : þat heet tolesan; 35
þe bisschop þer-of het honorat : so ic ȝou telle can;
ryȝt goodman he was of lyf : & gode mete-ȝeue also.
honest radde firmyn : to þe byſſchop for to go,
ffor he myȝte of þe byſſchop : moche good I-here [f. 202]
wherþorw of cherche seruiſe : wel moche he myȝt lere. 40
to habben lore of holicherche : firmin granted þis,
& of his fadir & his modir : he nome lewe I-wis —
ffor þey weren boþe : þilke tyme alyue
& hadde ioye & blisse : þat he wolde I-þryue.
honest wrot a writ : þo of firmin-his stat 45
& sent it wel fayre : to þe byſſchop honerat.
þe byſſchop hit ondirfeng : wit wel good wille,
& tauȝt firmin swyþe wel : boþe loud & stille.
al þat firmin of goodnesse herde : in his herte wel he cauȝte,
& whan he myȝt ha whyle : to oþer he it tauȝte. 50
wit þe byſſchop he him bar : so lef & so dere
þat he was prest I-makid : wit-inne þe þridde ȝere.
to more holy lyf he drouȝ : anon þer-after, firmine,
& fondid euer fram sinne : him kepy pure and fine:
for so moche he faste : & ek so moche he woke 55
& so moche penaunce : to his body he toke
to kepy þat hit ne cholde : towardus synne wryȝe,
þat hit was wel gret wondir : hou he hit myȝt duryȝe.
as þe byſſchop honorat : lay & slep be nyȝte,
an aungel cam fram heuene : & seyde to hym wel ryȝte: 60
„honorat, Jhesu crist : me haueþ I-sent to þe
to tellin þe somwhat : of þat his wille be.
of firmin-his seruise : he haþ ondirstonde,
þer nys non þat him payeþ bet : nouþe in al þis londe;
& for he be-ginneþ nyȝt & day : so wel on to take, 65
oure lord wille, wite hit wel, : þat þou him byſſchop make.
þer be-se þe tyme : whan hit may ben do,
for þis is nouþe þe message : þat ic come þe to.“
honorat was glad & blyþe, : & ellis wondir it were,
& gan to teche firmin : wel preueliche þo þere 70
þe seruise of byſſchop : þat he ne wiste nouȝt er,
& hou a byſſchop him cholde bere : þat hadde gret power;
þer nas noþing so preue : In byſſchopus seruise
þat he ne tauȝt to firmin, : & fayre gan him wise.
& suþþe he made him byſſchop : & ȝaf him gret honour 75
& makid him his soffragan : & in his stede prechour —
& þat was for he was feble : & man of gret elde,
& for him þouȝt þat he went : to prechy to selde.
Suþþe deyde honorat : so we chollip echon,
& firmin was in his stede : to bisschop I-chose anon. 80
Now geþ þe gode firmin : aboute to prechy faste,
& fondeþ Jhesu cristus sede : for to sowin faste;

---

29 Ms. lyte & lyte & lyte. 32 Ms. þeȝ st. þer, þorȝ. 35 Ms. toselan. 54 Ms. ā st. and. 58 l. dryȝe. 63 his überschr.

wel swyþe fast he preched : in eueriche a syde,
& ne spareþ for no þing, : what him euer be-tyde.
þerfore heþen men & ieuis : þey scornyd hym I-lome, 85
& seyde he cholde abuggin : whan eny iostise come.
ac for here þretenyng : ne ȝef he ryȝt nouȝte,
þat he ne dede to goodnes al : þat him fil in þouȝte.
wel ȝe witeþ þe fend haþ : euer-more enuye
to good men þat hem wit-drauiþ : fram sinne & folye; 90
& so he hadde to firmin : þat was his folle foo,
for he nolde in none wise : þe fendis wil to do;
þerfore þe heþen & þe geuis : here herte gan atende,
þat hy gonne to þe emperour : al for firmin sende.
dioclisyan me cleped : þe emperour al þo; 95
to chendin alle cristen men : gr(e)t wille he hadde so.
to him þey sentin by lettre : hou þey to grounde weren
I-brouȝt,
& how þey ne moste for firmine : honoure þe godus nouȝt,
& how he preched cristindome: in to alle þe londe
& defouled here godis : & dede hem chame & chonde; 100
þerfore þey bedin þe emperour : he chold hem ondirstonde
& send hem (a) iustise : to bringin hem of bonde.
þe emperour was ny wode : þo he I-hurde þis,
& þat it cholde amended be : his oþ he swor, I-wis;
seuerin þe iustise : þedir he haueþ I-sent 105
to bringe firmin of dawe : whan he were I-hent.
þey firmin hadde many foon, : frendus he hadde some,
þat him for to warny : beþ preuyliche I-come
& seyde, „firmin, þou mys-dest : to prechy aȝen þe lawe,
& þerfore we drediþ alle I-wis : lest þou worþ aslawe. 110
drawe þe nowþe, we rediþ, : in to oþer contre,
so þat in þis londe : þou ne founde be;
for witeþ wel to soþe, : ȝif þou ben of-take,
oþir þou moste þy cristindom : opinliche forsake
& to oure hy godus ek : sacrefise to don, 115
oþer wit pyne & torment : þe tit to deye anon.
for we þe nolliþ non harme : þey we þe habbeþ I-tauȝte,
& ȝif þe harm be-tydiþ, : firmin, ne wite vs nauȝte!"
ffirmyn answerde & seyde, : „to god ich am I-dyȝt,
he me helpe & rede : & ȝeue me strengþe & myȝt 120
for to don his wille & deye in his seruise;
for ic ne chal of þis contre : to flen in none wise."
wit þis ilke wordis : þe heþen beþ agon,
& firmin gan opinliche : of crist prechi anon.
seuerin þe iustise : I-hurd of þe prechinge, 125
& wit gret companye : þedir he gan þringe,
& seyde, „hayl, schrewe, : for now þou art of-take,
þou ne myȝt þy false lore : in none wise forsake.
„bindiþ him," he seyde þo, : „& bringeþ him wit me, 130
& ic him wol teche : to pleye an oþer gle!
wel ȝore he haþ I-rengned, : þerfore he is to blame,
þerfore he ne chal nomore : don oure godus chame."
ffaste þey him bounde anon : & ne spar(e)d nouȝt,
& him wit þe iustise : hyȝ him habbeþ I-brouȝt
to þe temple of appolin, : þat was þer-be-syde; 135
þe iustise & his companye : þer hy gon abyde.

105 lat. Sebastian.

„ffirmin,“ q*ua*þ þe iustise, : „o þing ic þe telle:
þou most don sacrefise to þere god*us* : anon — þ*at* þou ne dwelle! —
oþ*er* me chal quikliche : þy foule p*re*de alegge
& aft*er* to smyte of þin hed : myd scharpe swerd*us* egge.“ 140
„syre iustise,“ q*ua*þ firmin, : „þin wille þou myȝt do:
to Jh*es*u cr*ist* ich am I-take : & wol ben eu*er*-mo.“
„a, þef!“ q*ua*þ þe iustise : þo he I-herde þis,
„smyteþ of his heued anon, : his ende is nyȝ, I-wis;
ne chal he of Jh*es*u cr*ist* : p*re*chy neu*er*e-mo.“ 145
þe .viij. calendre of nouem*bre* : þis goodman deyde so.
nouȝ bidde we alle Jh*es*u cr*ist* : for loue of seint firmin,
þ*at* he vs chelde fram senne : & saue vs fr*am* helle pin. amen.

Seint Vital þe holy Marter.[1] (4. Nov.) [f. 203]

Vital was a noble mon : In þe lond of rome,
& hadde many bonde-men : þ*at* of him lond nome;
agricola het þ*at* on, : so ic herde telle:
he tornyd his lord Vital : to Jh*es*u swyþe snelle.
cristin hy weren p*re*uiliche — : oþ*er* ne dorst hy nouȝt, 5
for þe pyne þat hy seyȝ : to cristin men I-brouȝt.
On atyme so þey were (i-fere) : & speke of c*ri*stindom,
a knyȝt to spekin w*i*t v(i)tal : by cas þ*er* com;
þe knyȝt stood w*i*t-outen : a whyle & abode,
& herede hem speke of Jh*es*u c*ri*st : as he w*i*t-oute stode. 10
„A, mahound, þin ore!“ : he seyde, „hou geþ þis?
þe emp*er*our, be myn heued! : Ic wole it tellin, I-wis.
ne chal here foule cristindom : so longe ben I-hudde,
& þorw me to þe emp*er*our : hit chal ben wel I-cudde.“
Inne went he nouȝt þo : ac gan to wenden hom; 15
Moche he þouȝt on his wordis : þo he þedir com.
to þe emp*er*our he went : wel sone aft*er* þan,
& seyde, „syre, lest to me, : syre dioclisian!
for soþe of oþing : ic þe telle chal:
a traytour is nouȝ in þin londe : þ*at* is I-cleped vital, 20
& a traytour agricola is, : for he is v*i*tal-his bonde;
oure god*us* þey haueþ forsake : & don hem chame & chonde.
Noman it me tolde : to I-wite þis,
ac w*i*t myn oune eren : ic hit herde I-wis;
In one p*re*ue chau*m*bre : as þey weren I-fere, 25
Ic hem herde to Jh*es*u crist : maken here p*re*yere;
to oure god þey seyden : swyþe moche despit.
þerfore, syre, þou lete hem neme : w*i*t-outen eny respit!“
þe emp*er*our in wraþþe : hem let neme anon;
so þ*at* hy weren boþe : in hard p*re*son doon. 30
& as hy leyen in here bedis : þ*er* vppo*n* a nyȝte,
an au*n*gel com from heuene : þ*at* chon swyþe bryȝte;
byfore þis twey holymen : wel fayre he gan stonde
& cheued tweye croun*us* of golde : þ*at* he bar in his honde;

---

138 þere in þese korr. 146 l. octobre. — [1] cf. Ambros. exhort. ad virg. 1, 2 (geschr. 393 bei Einweihung der Kirche in Florenz, wohin die Reliquien von ihm gebracht waren). Eine eigene Vita ist nicht bekannt. In der Quelle ist Vital der Sklav, Agricola der Herr, in Bologna. — 13 Ms. cristindon. 21 Ms. vatal. 25 i-fere fehlt.

he seyde, „þis ilke crounus : ȝe cholleþ habbe at þe laste, 35
ȝif ȝe holdin ȝou to crist : & beþ of hert stedefaste;
a kingdom ȝe cholleþ haue : so hit falliþ þer-to,
þer nys non soch in al þe world, : þat lastiþ euer-mo;
no tonge ne may telle : ne herte ne may þenche
þe good þat me habbeþ þer : wit-outen any swenche; 40
here myrþe ne haueþ neuer ende : ac hit is euer newe.
þerfore habbeþ nouȝ good day : & beþ nouȝ good & trewe!"
wit (þat) ilke word anon : þe aungel wente a-weye.
& þis men weren forþ I-brouȝt : amorwe þo hit was daye.
þe emperour hem axid : hou þey hadden on I-take, 45
& for woche þing þey haddin : his goddus forsake;
he bad hem to torne here þouȝt : er hy werin I-chent,
for ellis þey choldin deye : wit sorwe & torment;
he swor þer nas no torment : I-vsid in his londe
vppon here flesch : þat þey ne choldin fonde, 50
but ȝif þey tornyd here þouȝt : & dede sacrefise
to her godus ful of myȝt, : þey weren so noble & wise.

(Hier fehlt ein Passus, mitten im Texte.)

wit þat ilke word : vital him set a-kne
& seyde, „lord Jhesu crist, : haue mercy on me!
help me, ȝif þin wille be, : þat ic ne ben I-chent, [f. 203 b] 55
& grante me þe croune : þat þou me hast I-sent,
and ondirfong myn soule : for ic ne may libbe namore,
for of þis gret torment : Ic am agast wel sore;
for wite hit wel, leue lord, : Ic ne may hit þolye nouȝt.
þerfore let me deye : þat ich ne chaungy my þouȝt." 60
wit þat ilke word : þe body fil to grounde,
& þe soule to heuene wente : in þat ilke stounde.
þo þe emperour I-sey : þat vital was ded so,
he tok agricola þe tormentourus : þat þey him choldin slo,
oþer to fondin in som wise : forto chaungy his þouȝt, 65
er þat he were : to chamful deþ I-brouȝt.
agricola in his tyme was : mete-ȝeue swyþe gode:
þe mayster of þe tormentourus : wel hit ondirstode
& seyde, „leue agricola, : þy pine we cholliþ delaye,
so þat in þin herte : al nyȝt þou myȝt asaye 70
& to oure almyȝty godus : don sacrefise to-morwe,
& so þou myȝt ascapye : fram pine & fram sorwe."
wit þat ilke word : in preson he was I-do;
þe nyȝt me him radde Ilome : þe sacrefyse to do.
amorwe he was forþ I-brouȝt, : & he here godus forsoke 75
& to oure lord Jhesu crist : clene he him be-toke.
þe tormentourus him tok, : þo he I-seyde so,
& vppon þe rode anon : þey him habbeþ I-do.
tormentorus him helpe : to his deþ Inowe,
wit oulus & wit crokus : his flesch hyȝ to-drowe. 80
as he hing on rode, he seyde, : „Jhesu ful of blisse,
grant me þin ioye, : þer-of þat I ne mysse,
& ondirfong my soule : ȝif hit þin wille be,
& forȝeue hem þis gilt : þat doþ me soch filte!"
wit þat ilke word : his soule to heuen wente. 85
þe tormentourus filliche : here bodyus boþe hyȝ chente
& buried hem among iewis : In þe erþe swyþe lowe,
so þat cristin men : þe bodyis ne cholden i-knowe.

---

39 Ms. ne? 88 i überschr.

& þer þey leyȝe wl villiche : Iburiid swyþe longe,
& no *cri*stin man it wiste : no ne myȝt hem ondir*fon*g*e*. 90
ambrosye þ*er* was suþþe : a byſſchop in þe stede,
þ*at* moche louede Jh*es*u *cri*st : & gode ded*us* he dede.
ag*ri*cola com to him on a tyme : & seyde to him þis:
„we ne beþ nouȝt for-ȝete : of Jh*es*u crist, I-wis,
& þey we her*e* in erþe : of þe for-ȝete be; 95
for hour*e* bodiis þou chalt honour, : I-wis, ic p*re*ye þe.
þerfor*e* wend to-morwe : anon so hit is day,
to fecchen Vital & me, : fayr ic þe pray,
& buriin vs in holicherche : as ryȝt hit is to done;
for vnkendeliche we beþ I-put, : a-ȝen our*e* *cri*stindome: 100
for in astede we beþ I-buriid : þ*at* cristin ne chold vs wite,
wit gr*e*t chr*e*udenesse of hem-selue, : & litil is her*e* byȝete.“
ambrosie wente sone anon : w*i*t his companye,
& þese twey bodyus wherin hy wer*e* : wel ȝerne he gan aspyȝe,
& toke hem vp p*re*uiliche : & beried hem in a cherche; 105
so as ag*ri*cola him bed er : al þ*us* he gan to wirche.
ffor þus vital & agricola : here lyu*us* hy g*on*nen ende,
nouȝ Jh*es*u for her*e* beyr*e* loue : g*ra*nte vs to heue*n* wende. amen.

---

90 Ms. ondirstonde aus ondirstonge korr. 95 & st. al. 104 l. where.

(Schlufs folgt.)

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze von Karl Biltz. 297 S. Potsdam, Aug. Stein, 1888.

Der Verfasser bietet in dem vorliegenden Bande eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen litterarhistorischen oder sprachwissenschaftlichen Inhalts, welche er in den jüngstverflossenen Jahren gehalten und veröffentlicht hat. Hier sind die Ergebnisse eingehender Forschung und reichen Wissens in gefälliger, zum Teil mit echtem Humor gewürzter Sprache niedergelegt; die anziehende Darstellung ist klar und verständlich. Manche Einzelheiten, insbesondere die scharfen Bemerkungen gegen die Verehrung und Bewunderung Shakespeares dürften freilich nicht auf ungeteilte Zustimmung rechnen; immerhin jedoch wird die Sammlung wegen ihrer Fülle an Belehrung und Anregung dem aufmerksamen Leser willkommen sein.

Wir wollen nur den Inhalt der einzelnen Stücke kurz andeuten:

1. *Zum Gedächtnis Heinrich von Kleists.* Rede, am 25. Nov. 1871 gehalten in der artistisch-litterarischen Gesellschaft zu Berlin. pag. 5—21. Mit warmer Begeisterung wird der eigenartige Entwickelungsgang des lange verkannten Dichters dargelegt, der selbst die Aufführung keines einzigen seiner Dramen erlebt hat. Von Kleists Dramen sagt der Verf.: „Es ist wahr, sie alle tragen nach Inhalt und Redeweise mehr oder weniger den Charakter jener Vereinsamung und Abgeschiedenheit von den Strömungen der Zeit an sich, welcher ihrem Dichter eigen war. In allen tritt dem herrschenden Idealismus und der Sentimentalität der damaligen Zeit ein Realismus entgegen, welcher im Bewufstsein seines Wertes und seiner Wahrheit jenem ihm entgegenstehenden Charakter der Zeit oft durch eine absichtliche Hervorkehrung des Harten und Unverhüllten zu trotzen, oder seiner zu spotten scheint." Aber „liebe, warmherzige Menschen mit Fleisch und Blut sind sie, die Kinder der Kleistschen Muse, die der menschlichen Teilnahme immerdar sicher sein werden, mögen sie auch etwas von den leidenden, eigensinnigen Zügen ihres Vaters an sich tragen."

2. *Die Statistik in der Dichtung.* pag. 22—32. Zuerst gedruckt in der Nordd. Allgem. Zeitung vom 7. Febr. 1879. Eine etwas ungewöhnliche, recht launige Besprechung Heysescher Novellen mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse, unter denen in jenen Erzählungen die Menschen geboren werden, sich verbinden, sterben.

3. Das ridentem dicere verum quid vetat? hat der Verf. wohl beherzigt, wenn er für eine gröfsere Beachtung und Würdigung des Lustspiels in der „Petition der Frau Komödie an die Herren Schillerpreisrichter. Verfafst am 5. Okt. 1878" eintritt. p. 33—42.

4. *Über den Berliner Shakespeare-Kultus* im allgemeinen und die Aufführung seiner (?) Königsdramen im königl. Schauspielhause im besonderen. Geschrieben im Nov. 1881. p. 43—58. Der Verf. hält für die gedeihliche Entwickelung unseres Dramas einen streng nationalen Standpunkt für notwendig, und sieht diesen durch Anleihen bei fremden Nationen, vor allem der englischen, gefährdet. In der praktischen Nutzanwendung gegen Shakespeare, dessen Dramen „nur durch äufsere Mittel und durch das Virtuosentum der darstellenden Künstler unserem modernen Gefühl erträglich gemacht wurden", können wir ihm nicht beipflichten.

5. *Über die gegenwärtige deutsche Jambentragödie im allgemeinen und Wilbrandts Kriemhilde im besonderen.* Aus der Nordd. Allgem. Zeitung vom 4. Jan. 1882. p. 59—75. Der Verf. verwirft jene als nicht zeitgemäfs und beurteilt diese als in Form und Inhalt für verfehlt.

6. *Über eine Modifikation in der gewöhnlichen Einteilung der deutschen Litteraturgeschichte.* p. 76—99. Die hier erörterten Vorschläge, welche eine innere organische Entwickelung der einzelnen Perioden bezwecken, wie sie W. Wackernagel für die althochdeutsche Zeit in seiner Litteraturgeschichte bereits gegeben hat, verdienen um so mehr Berücksichtigung, als sie wesentlich das Eindringen in das richtige Verständnis fördern.

7. *Die Urteile unserer neuhochdeutschen Klassiker über ihre mittelhochdeutschen Kollegen.* p. 99—128. Der Verf. weist zuvörderst nach, dafs Herder, Lessing, Goethe und Schiller die Poesie des Mittelalters nicht gerade hochgeschätzt haben und warnt vor der übertriebenen Lobpreisung jener Dichtungen.

8. *Über die gedruckte vorlutherische deutsche Bibelübersetzung.* p. 126 bis 159. Der Verf. wahrt das Verdienst der aus dem Ende des 14. oder den ersten Jahren des 15. Jhdts. herrührenden Übersetzung, welcher die Lexikographen geringe oder keine Beachtung schenken. Er weist das Verhältnis der vierzehn Auflagen derselben nach, welche übrigens Luther nicht gekannt hat. „Seine (Luthers) Übersetzung ist nichts anderes als der letzte, allerdings bewunderungswürdig vollendete Ausläufer einer durch Jahrhunderte hindurch stetig fortgesetzten Geistesarbeit, von der die besprochene gedruckte Bibelübersetzung die immerhin beachtenswerte letzte Etappe war."

9. *Wann ist Luthers Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott" gedichtet worden?* p. 160—179. Abdruck aus der N. Pr. Zeitung vom 2. April 1882. Der Verf. führt den Nachweis, dafs die Abfassung des Liedes in die Jahreswende von 1528 auf 1529 oder in den Anfang 1529 fallen mufs.

10. *Die neueste Schrift über die Zeit der Abfassung von Luthers Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott."* p. 180—207. Der Verf. rechtfertigt ausführlich seine Ansicht über die Abfassungszeit dieses Liedes gegen Linke, der ohne sicheren Anhalt dasselbe im Jahre 1525 entstehen läfst.

11. *Zur Berliner Gesangbuchfrage.* Nordd. Allg. Zeitung vom 10. Okt. 1869. p. 208—227. Wendet sich gegen die ungerechtfertigten Bedenken, welche der Prediger Thomas in einem Votum gegen die Form älterer Lieder ausgesprochen hatte.

12. *Über die Etymologie des Wortes Sorge.* p. 228—253. Dieser Vortrag ist, wie die unter 7. 8. und 10. aufgeführten, in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen gehalten worden. Geistvoll führt der Verf. aus, dafs der Stamm *sêr, (sêren)* nicht sowohl Schmerz, (schmerzen) bezeichnet, als vielmehr das Umschliefsen, den umschliefsenden Druck.

13. *Über das Wort und den Begriff Posse,* p. 254—272, ist ein Abdruck aus Archiv LXXIII, und 14. *Über den Entwurf eines neuen deutschen Glossars,* p. 273—297, ein Abdruck aus Band LXIX, Heft 2.

Wir schliefsen unsere kurze Anzeige mit dem Wunsche, dafs das Buch die Aufmerksamkeit finden möge, welche es durch seine Gründlichkeit und die frische, lebendige Darstellung in reichem Mafse verdient.

A.

Zur Reform der Orthographie. Blicke auf die Mängel der gegenwärtigen Rechtschreibung und Fingerzeige zur Beseitigung derselben. Von A. E. Rich. Bax. Danzig, F. Axt, 1888. 8. 60 Pf.

Die Schreibung soll vereinfacht, alle überflüssigen Buchstaben abgeschafft werden, so das c, ph, v, fs, die Kennzeichnung der Vokaldehnung (die Schrift hat sich nach der Sprache, nicht die Sprache nach der Schrift zu richten), das Doppel-Abc: der Verf. giebt dem deutschen den Vorzug, welches den Patriotismus fördere. Im ganzen ist also der Verf. für die möglichste Vereinfachung, und giebt seiner Hoffnung Ausdruck mit Huttens Motto: Bin unverzagt, ich hab's gewagt, und will des Ends erwarten.

Näheres und Weiteres zu unserem Weltspracheprojekt. Von Eugen A. Lauda. Berlin, Hennig, 1888. 32 S.

Der Verf. findet in dem Gedanken des Volapük Wahrheit, alles strebe danach, international zu werden; aber der Formenschematismus in dieser Kunstsprache sei starr und leblos. Kein einzelner Mensch sei berechtigt, die Dinge nach seiner Persönlichkeit zu taufen und zu verlangen, dafs die übrige Menschheit seinem Willen sich anschliefse. Die Wissenschaft ist sprachlich schon zum Teil international; sie wird nie durch das Volapük etwas anfangen können. Zweckmäfsiger wäre es, in Bezug auf den Wörtervorrat vom Latein auszugehen.

Der Weltsprachеschwindel. Von Dr. Karl Feyerabend. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1888. 1,20 Mk.

Der Verf. legt kräftig Verwahrung gegen das neumodische Weltsprachentum ein. In vorhistorischer Zeit schon ist eine Menge verschiedener Sprachen da; wo sich gröfsere politische Einheiten bildeten oder ein internationaler Verkehr sich anbahnte, errang sich eine bereits vorhandene Sprache ein grofses Gebiet, so die griechische, lateinische, französische, englische; es giebt aber auch in beschränktem Gebiete Kompromifssprachen, für die Vermittelung des Handelsverkehrs. Verschieden davon sind die absichtlich von Denkern für den internationalen Verkehr erfundenen Sprachen, als deren Urheber gewöhnlich Leibnitz genannt wird, der sich von einer so philosophisch angelegten Sprache neue Erkenntnis durch Kombination versprach. Zahlreiche Versuche zu einer Weltsprache und einer Allschrift sind seitdem gemacht, alle auf verschiedenen Wegen, alle unpraktisch. Da ist nun die neueste Erfindung, Schlägers Volapük, erschienen. Nachdem der Verf. dessen Eigentümlichkeit ausführlich auseinandergesetzt hat, kommt er zum Ergebnis, dafs in lautlichen Dingen Schläger ganz unerfahren ist, von Phonetik und Lautphysiologie nichts weifs, dafs er vergifst, dafs dieselben Silben von den verschiedenen Völkern verschieden ausgesprochen werden, dafs Schläger die Betonungsfrage nur scheinbar einfach gelöst hat, sein Gesetz vielmehr so mechanisch wie möglich ist, dafs die Formenlehre trotz ihres gerühmten Formenreichtums nichts taugt, weil sie nicht aus der Syntax hervorgegangen ist, die Syntax geradezu fehlt; weil es nicht möglich ist, bei den Eigentümlichkeiten der

verschiedenen Sprachen vorbeizukommen, so können unmöglich die Volapükisten der verschiedenen Nationen sich einigen, z. B. in dem Gebrauche der Kasus, der Präpositionen, der Modi. — Nach Schläger sind Versuche, auf Grundlage des Lateinischen die Weltsprache aufzubauen, hervorgetreten, so von Volck und Fuchs, 1882, noch ungenügender, die Erfinder sind über die Elementargrammatik nicht hinausgekommen. — Noch ungeniefsbarer ist die gegen Schläger feindlich auftretende Pasilingua von Steiner und Lenz, nach der blofs durch gleiche Wort- und Satzformen sich die verschiedenen Sprachen verständlich und einander ähnlich werden sollen. Über alle diese Versuche, so urteilt der Verf., läfst sich nur sagen, dafs eine so geschaffene Kunstsprache nur einen theoretischen, nimmer einen praktischen Wert haben kann. Ein praktisches Bedürfnis liegt nicht vor. Mit den drei grofsen Weltsprachen, Englisch, Französisch, Deutsch, kommt man in der civilisierten Welt fort, in der uncivilisierten wird Volapük wenig nützen, da mufs man sich zur Erlernung der Landessprache bequemen; die Kunstsprache führt uns in keine Art von Kultur und Geistesleben ein. Dafs die Einheit der Sprache Friedfertigkeit und Bruderliebe befördern werde, widerspricht allen geschichtlichen Voraussetzungen; die Weltsprache sieht vielmehr der rohen Gleichmacherei der französischen Revolution ähnlich. Dafs auch als Handelssprache das Volapük allgemeine Verbreitung finde, ist schon bei der Schwierigkeit desselben nicht wahrscheinlich. Vollends daran denken die Anhänger nicht, dafs die Sprache eine höhere Bedeutung hat, dafs sie ein Mittel des menschlichen Geistes ist, sich seiner selbst bewufst zu werden, dafs mit dem Fortschritte des Sprechens sich das Denken entwickelt; sowie das Volapük eingeführt würde, würden sich an ihm Spaltungen in Mundarten bemerkbar machen; alle Kunstsprachen werden des Lebens der Natursprachen entbehren und bald nur noch in den Tabellen der Geschichte ein Unterkommen finden.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann von Fallersleben mit Hendrik van Wijn. Nebst anderen Briefen zur deutschen Litteratur. Herausgegeben und erläutert von K. Th. Gaedertz. Bremen, Möller, 1888. 60 S. gr. 8. 1,80 Mk.

Die hier mitgeteilten Briefe fand der Herausgeber im Haag und in Leiden. Hendrik van Wijn (1740—1831) nimmt in der holländischen Gelehrtenwelt einen geachteten Platz ein. Mit ihm trat J. Grimm durch Vermittelung Tydemans 1810 in Verbindung wegen Mitteilung niederländischer Volksbücher, dann wegen der Litteratur zu Reineke Fuchs; er hatte die Freude, mehrere Jahre später eben jenes Fragment, welches van Wijn besafs, zu erhalten (1813). Der Reineke erschien erst viele Jahre später, aber jenes Fragment ist benutzt. — Die Briefe Hoffmanns von Fallersleben an Hendrik van Wijn geben wieder Zeugnis von dem unermüdlichen Fleifse und dem liebenswürdigen Charakter Hoffmanns. Sie sind eine höchst schätzenswerte Beigabe zu den von Reifferscheid veröffentlichten Briefen Hoffmanns an H. W. Tydeman. Schon als Student und Bibliothekassistent in Bonn 1820 hatte Hoffmann fleifsig holländische Volksliederbücher gesammelt, er suchte Mitarbeiter in Holland selbst anzuwerben, wandte sich unmittelbar an den Reichsarchivar van Wijn; von der Stadtbibliothek zu Trier, von Köln, wo H. Gast des Herrn v. Haxthausen war, dauerte der Briefwechsel fort; er machte Mitteilungen über das Gedicht auf Graf Wilhelm IV. von Holland. Später wurden beide persönlich bekannt. — Die zweite Mitteilung des vorliegenden Buches bezieht sich auf die Karschin und klärt uns auf über die tiefe persönliche Mifsstimmung, die Gleim 1771 brieflich gegen W. Heinse aussprach, deren Grund bisher

unbekannt war. Ein in Leiden aufbewahrter Brief der Karschin an Laurentius von Santen († 1798 als Kurator der Universität) von 1771 giebt diesen Aufschlufs. Niemand hatte mehr für die Karschin gethan als Gleim, ihre Zärtlichkeit aber quälte ihn, ironische Bemerkungen im Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi reizten die Dichterin, und sie rächte sich durch ein Spottgedicht. An eben denselben Santen sind ein paar kurze Briefe Klopstocks von Hamburg aus gerichtet, die sich auf Sammlung von Subskriptionen auf den Messias beziehen und den idealischen Sänger als praktischen Geschäftsmann vorführen. — Schliefslich beziehen sich auch ein paar Zeilen von Schiller und Goethe auf geschäftliche Angelegenheiten.

Goethes Egmont. Mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Ludwig Blume. Wien, Gräser, 1888. 25 Kr.

Die Ausgabe gehört zu Gräsers Schulausgaben klassischer Werke, redigiert von Prof. J. Neubauer, und nimmt unter diesen eine hervorragende Stelle ein. Der Text ist nach den besten gedruckten Quellen, besonders nach der Ausgabe von Schröer hergestellt. Die Anmerkungen sind knapp gefafst, enthalten aber alles Nötige. Im vierten Aufzug, in dem Gespräche zwischen Alba und Silva, fafst der Herausgeber die schwierige Stelle wie Zürn (s. oben S. 222), aber die Schwierigkeiten dieser Erklärung hebt er nicht hervor. Dem Texte geht eine ausführliche Einleitung voraus, die auf sorgfältigen Vorarbeiten beruht und von einer gründlichen Kenntnis der Goethe-Litteratur zeugt: 1. die Entstehung des Dramas, 2. und 3. die dramatische Idee und Einkleidung der dramatischen Idee. Man wird mit Vergnügen diesen Abschnitt lesen, sich aber fragen, ob er nicht über das Verständnis eines Schülers hinausreicht. Der vierte Abschnitt: der geschichtliche Stoff und seine Behandlung, bespricht sowohl die Personen, namentlich den Hauptholden, wie auch Ort und Zeit der Handlung. Sehr ausführlich ist darauf die Komposition des Dramas dargelegt, die hier gebotenen Dispositionen werden namentlich für den Schüler sehr fruchtbar sein, wie sie auch die früheren Charakteristiken vertiefen. Die beiden letzten Abschnitte zeigen ebenfalls die sorgfältige Umschau auf dem Gebiete der hierher gehörigen Litteratur. Es ist also das Buch als eine erfreuliche Erscheinung zu begrüfsen.

Heinrich von Kleists Hermannsschlacht. Ein Drama. Für Schule und Haus erklärt von L. Zürn, Professor am Gymnasium zu Rastatt. Leipzig, Wartig, 1888. 2 Mk.

Die Ausgabe ist mit grofser Liebe, mit Begeisterung veranstaltet; man sieht überall ein feines Eindringen, eine gute Bekanntschaft mit allem, was über Kleist geschrieben ist. Auf die ausführlichen Aufsätze von R. Weifsenfels über die französischen und antiken Elemente im Stil des Dichters im Archiv LXXX, 265—312, 369—416 konnte er nicht mehr Rücksicht nehmen, sie würden ihn veranlafst haben, noch tiefer in das Werk einzudringen. Zuerst ist der vollständige Text des Dramas mit erklärenden, mitunter zuviel erklärenden Anmerkungen gegeben. Hierzu sei bemerkt, dafs der gleich im Anfang auftretende Fürst Selgar im Personenverzeichnis übergangen ist; auch kann es nicht zweifelhaft sein (S. 4), dafs „die Scheitel“ sich auf die angeredete Person bezieht, also Singular ist; S. 27 zu „ratzenkahl“ statt rattenkahl konnte auf die Ableitung von radikal hingewiesen werden. Sehr umfangreich ist dann der Anhang. Zuerst die Analyse der einzelnen Auftritte und Akte nach

Form und Inhalt in Frageform; sie soll zur Vorbereitung dienen, führt den Schüler unzweifelhaft gründlich in das Drama ein, erregt aber durch ihre Ausführlichkeit das Bedenken, daſs sie von der Übersicht des Ganzen abzieht. Gut ist die Auseinandersetzung über die historische Grundlage; die auſserordentlich vielen Abweichungen von der Geschichte sind mit Recht dadurch erklärt, daſs das Drama Tendenzdichtung ist, aber nicht alle lassen sich damit rechtfertigen. Die ausführlichen, recht guten Bemerkungen über den Stil des Dramas lieſsen sich noch durch die angeführte Abhandlung von Weiſsenfels erweitern.

Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Von Joh. Volkelt, Prof. der Philosophie an der Universität zu Basel (jetzt zu Würzburg). Nördlingen, Beck, 1888.

Der Verf. ist ein begeisterter Verehrer des Dichters; er hat sich nicht bloſs in ihn hineingelebt, er ist auch mit der gesamten Grillparzer-Litteratur wohl vertraut. Das Buch aber durchzulesen, macht einige Mühe; einmal vermiſst man Präcision, der Verf. wiederholt sich oft, führt einfache Gedanken weit aus, so daſs man nach Lesung mehrerer Sätze sich sagen muſs, das lieſse sich ja in wenigen Worten zusammenfassen; anderseits ist die Sprache nicht einfach, der Verf. liebt neu gebildete, vornehm und tief klingende, nicht gefällige Ausdrücke, z. B. die Innenlebendigkeit des Dichters, ein Nichtseinsollendes, die vereinseitigt entstellten Erscheinungen des Menschlichen, das freie und sichere Ausgestalten umfassender kühner origineller Synthesen, die Unausgeglichenheit zwischen dem weichen zurückgezogenen Innern u. ä. — Er beschränkt sich lediglich darauf, Grillparzer als dramatischen, genauer als tragischen Dichter zu betrachten, ihn als Genius darzustellen, und zwar so, daſs er seine Gedichte nicht in chronologischer Folge, also nach dem Entwickelungsgange des Dichters, sondern nach bestimmten Kategorien untersucht. Er bekämpft manche entgegengesetzte Auffassung mit Geschick und Erfolg, muſs aber auch mit offenbarem Widerwillen manche Fehler zugestehen. Er hebt die einheitliche Kraft hervor, mit der G. den tragischen Kernpunkt durch die mannigfaltige Handlung hindurchführt, doch wenn der Dichter später auch die bunte Vielgestaltigkeit des Lebens uns vorführen will, wird in Shakespearescher Weise die strenge Einheit mehr gelockert. So zerfällt bei ihm das Tragische in das Tragische der typisch-menschlichen und der individuell-menschlichen Art, wie sich der Verf. ausdrückt, was Vischer das Tragische des sittlichen Konflikts und das Tragische der einfachen Schuld nennt. Volkelt zergliedert die Dramen „König Ottokar“ und „Ein treuer Diener seines Herrn“, die „Jüdin von Toledo“, in welchen beiden letzteren Gedichten, wie er in etwas schwerfälliger Art sagt, der Dichter uns hat vor Augen führen wollen, daſs das wirklich Geschehene sich nicht darauf einrichte, die Regelmäſsigkeit der Idee abzuspiegeln, sondern daſs es uns durch allerhand Launen überrasche; daſs in so vielen Gedichten Grillparzers die Helden dem weiblichen Geschlechte angehören, daſs in ihnen eine Zurückgezogenheit von Wollen und Handeln, eine Scheu vor dem specifisch Männlichen hervortritt, dafür findet der Verf. den Grund in Grillparzers eigener Natur. Es folgen die Dramen der typisch-menschlichen Natur: Sappho, die den Widerstreit zwischen ideal-strebender Kunst und naiv genieſsendem Leben vorführt, recht scharf, wie der Verf. sagt, besser als Goethes Tasso: denn Held Tasso besitze kein deutliches Bewuſstsein über die seinem Wesen anhaftende Schranke und kein klares Verlangen nach Ergänzung desselben; der principielle Gegensatz, um den es sich handelt, sei bei Grillparzer bedeutungsvoller gestaltet als bei Goethe. Das ist eine Ansicht, die von merkwürdigem Miſsverständnis

der Goetheschen Dichtung zeugt. Die Tragödie „Bruderzwist in Habsburg“ bezeichnet der Verf. als Zwiespalt des stillen Gemütes und des Ganges der Geschichte, „Libussa“ als das Gemüt in beschaulicher Einheit mit der Natur und die Kulturarbeit. In diesem Drama spreche sich die Grundstimmung des Dichters aus, nämlich „seine Scheu vor dem rationellen Fortschreiten der Kulturarbeit“. „Medea“ wird in ähnlicher Weise bezeichnet als Entwickelung der Menschlichkeit der ungebändigten Natur und der Menschlichkeit des schönen Maſses. In dem Drama „Der Traum ein Leben“ findet der Verf. besonders die scheue, unsichere Haltung des Dichters gegenüber dem Leben wieder, dem das Glück einzig in des Inneren stillem Frieden besteht; den Grundzug seines Wesens, das Miſstrauen gegen die Öffentlichkeit, seine Selbstverkleinerungssucht habe der Dichter nicht überwinden können, doch wieder habe sich damit ein starkes und hohes Streben, ein leidenschaftliches Fühlen verbunden, das habe das tragische Element in seinem Wesen gebildet. Diesem Wesen gemäſs seien ihm vor allem gelungen „lieblich eingeschränkte, halb unbewuſst webende, dabei vielumfassende weibliche Gemüter“, diesen halbdunklen mystischen Charakter, etwas Dämonisches, Unwiderstehliches habe die Liebe in seinen Tragödien, besonders in Hero und Esther. Einmal hat Grillparzer eine Schicksalstragödie gedichtet: gegen den Fluch des Schicksals, das sagt „die Ahnfrau“, kämpfen vergeblich die scheinbar freien Menschen; aber das Schicksal hat trotz aller Unvernunft doch mehr Einfachheit und Würde als bei Werner und Müllner. Daſs überhaupt in Grillparzers Werken die hohe und stille Trauer der Endlichkeit, das Geheimnis der Vergänglichkeit alles Irdischen sich ausspreche, das ist nach des Verf. Ansicht dasjenige, was ihn zu einem groſsen tragischen Dichter gemacht hat.

Herford. Hölscher.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Siebenter Band, N O P Q, bearbeitet von Dr. M. Lexer. Leipzig, S. Hirzel, 1889. VII und 2386 Sp.

Als vor nunmehr fast einem Decennium für das Deutsche Wörterbuch die Hilfe des auf dem Gebiete der deutschen Lexikographie und Dialektforschung vortrefflich bewährten Professors Math. Lexer gewonnen war, konnte der siebente Band des groſsen Unternehmens, welcher die Buchstaben N O P Q umfassen sollte, in Angriff genommen werden. Die erste Lieferung *(N bis Nachtigallstimme)* wurde im Augut 1881 versandt; Anfang 1885 war bereits die sechste, April 1887 die neunte, endlich Februar 1889 die zwölfte und letzte in den Händen der Abonnenten. So ist abermals ein stattlicher Band den bisher vollendeten hinzugefügt, der Stärke nach der dritte. Es liegen jetzt vor: Band I bis III; Band IV, erste Hälfte, erste Abteilung; von der zweiten Abteilung sieben Lieferungen — das heiſst von *A* bis *Genug*. Ferner Band IV, zweite Hälfte, V, VI, VII, VIII, Lief. 1, 2, 3 — das heiſst von *H* bis *Reich;* Bd. XII, Lief. 1 bis 2: *V* bis *Vergeben*. Es fehlen demnach noch das Stück von *genug* bis zum Schlusse des Buchstaben G, das seiner Vollendung durch Rud. Hildebrand harrt; von *Reich* an der Rest des Buchstaben R, an dem Moritz Heine arbeitet, die Buchstaben S T U, endlich der Schluſs von *Vergeben* an, welcher E. Wülcker anvertraut ist. Die letzte Lieferung aus der Feder Hildebrands *(Gemüt* bis *Gesang)* erschien im April 1886, aus Heynes *(Recht* bis *Reich)* im Mai 1887, aus Wülckers *(Verdammen* bis *Vergeben)* im Mai 1888. H. L.

Ramiro Barbaro di San Giorgio, Praktische Grammatik der italienischen Sprache. Leichtfaſslicher Leitfaden zur Erlernung derselben für Deutsche. Leipzig, 1888. VIII und 200 S.

Der Verfasser, „Docent der italienischen Litteratur an der Humboldt-Akademie und dem Viktoria-Lyceum in Berlin", hat von seiner Befähigung, ein solches Lehrbuch zu schreiben, eine sehr hohe Meinung. An Stelle des Vorwortes findet sich ein „Erklärung der Methode (An den Lehrer)" überschriebener Aufsatz, welcher anhebt: „Diese Grammatik ist das Ergebnis langjähriger praktischer Lehrthätigkeit und die Methode derselben hat vorzügliche Erfolge erzielt." Nun, es ist ja möglich, daſs die Persönlichkeit des Professors — S. 10 giebt er seinen Familiennamen in einem Lehrbeispiel „Mi scusi, signor di San Giorgio" — manchen in seinen Augen vorzüglichen Erfolg zu stande gebracht hat. Ob aber deshalb seine Methode für weitere Kreise und für ein Lehrbuch tauge, darf man bezweifeln. Insonderheit scheint mir ein Miſsgriff, daſs ein bedeutender Raum hier mit „fehlerhaften Exercitien" verbraucht ist, in welchen man alle erdenklichen Miſsgriffe der Lernenden, schön gedruckt, vorgehalten bekommt, um sie dann selbst, gewarnt, sicher vermeiden zu können. Die alte Lehrregel aber, das Falsche gar nicht, weder dem Ohr noch dem Auge vorzuhalten, stets nur das Richtige und Beste zu zeigen, ist doch nicht so leicht aufzugeben; man weiſs, wie gern das Gedächtnis ein zufällig ihm dargebotenes Bild, ohne Frage, ob es das beste, ob es gut und richtig sei, festhält. Also offenbare Böcke, Formfehler u. s. w. hier sauber vorzuführen, das heiſst Druck und Papier verschwenden.

Zur Methode des Verfassers gehört ferner ein unglückliches Verdrehen der hergebrachten vernünftigen Reihenfolge der grammatischen Gegenstände. Kann es z. B. etwas Verwegeneres geben, als zuerst (in Abschnitt 20) von der Höflichkeitsform, der Anrede in der 3. Sing. — Ella ha razione, Lei ha razione, ha razione = Sie haben recht — zu handeln und d a n n (Abschnitt 21) von den persönlichen Fürwörtern? Auf S. 91 wird gelehrt, es heiſst bei Angabe des Datums il 24, nicht il 24mo, und S. 93 werden erst die Zahlen gelehrt! Nicht besser als die Methode kommt der Lehrstoff bei dem Verf. weg. Er meint als Italiener alles zu besitzen, nur so aus dem Ärmel schütteln zu können und Diez, Blanc oder meine Sprachlehre nicht nötig zu haben. Da fehlt es denn nicht, daſs er, zumal bei der angedeuteten unnützen Raumverschwendung, in wichtigen Dingen oft dürftig, mehrfach verworren ist, und mitunter, man sollte es nicht glauben, auch Falsches giebt. Wie viele verunglückte Lehrbücher der italienischen Sprache weiſs auch dieses uns nicht zu sagen, was geschlossenes e o und was offenes ist; es hat viele und gute Beispiele für beides, aber w i e sich diese nun unterscheiden, wie sie verschieden klingen, das muſs uns der Lehrer sagen, das Buch enthält keine Silbe darüber. Verf. kennt nur andrò ohne e, doch die Promessi sposi haben in der allgemein gültigen Schulausgabe des Manzoni von 1840 stets anderò. Recht verworren ist es, von „g wenn die Silbe li folgt" (S. 2) zu reden, wenn es sich um gli als Zeichen für das geschmolzene l handelt. Ebenso wird über die persönlichen Fürwörter berichtet. „Die Pronominal-Partikeln verwandeln den Endlaut e des Fürwortes in i und lassen das o von voi wegfallen; me te voi — mi ti vi." Und nun noch das Allerbeste! „Ausgenommen davon ist die erste Person Plur., die auch n in c, noi in ci verwandelt." Schon früher habe ich daran erinnert, daſs es falsch ist, Signór Paolo zu betonen, da Signór durch den unmittelbar folgenden Titel oder Namen (vgl. S. 31 m. Ital. Sprachl., Hann. 1882) den Accent verliert; unser Verf. (S. 9) weiſs es auch nicht. Vado chiedendo, meint er, heiſse „ich frage jetzt", statt „ich frage fortwährend" (S. 65); zu si sta facendo merkt er an „im Begriff sein", und es muſs heiſsen „soeben thun, dabei

sein zu thun" (stare per fare heifst im Begriff sein zu thun, m. Sprachl. S. 131). Solche Mifsgriffe haben wohl ihre Erklärung darin, dafs der Verf. über die ihm geläufige Sprache zu wenig nachgedacht hat. So verhält es sich offenbar auch, wenn er die Endung *otto* schlechtweg für verkleinernd angiebt (S. 29), wenn *anzi* = *ed anche* gesetzt wird, während es „vielmehr, im Gegenteil", lateinisch „immo" ist (s. Sprachl. S. 147). „Vergelt" statt „vergilt" (S. 152) führt auf die Vermutung, wenn giacchè obschon (!) richtig unter den begründenden Bindewörtern steht (S. 164), so möchte es ein Versehen in der Handhabung des Deutschen sein, doch kann auch Schwäche oder Flüchtigkeit des Druckes an diesem „obschon" die Schuld haben. Wenn purchè S. 160 mit der Bedeutung „damit" und S. 172 unter den bedingenden Konjunktionen mit Konjunktiv und in einem Beispiel, wo es schlechthin mit „wenn" übersetzt wird, erscheint, so ist dem Verf. das Wesen dieses Bindewortes schwerlich mehr als halb klar geworden.

Friedenau. H. Buchholtz.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für deutsche Philologie, begründet von Julius Zacher. Zwanzigster Band. Halle, Waisenhaus, 1887, 1888.

Nach dem am 23. März 1887 erfolgten Ableben des Prof. Julius Zacher ging die Leitung der Zeitschrift an Prof. H. Gering und Prof. Konr. Zacher über; mit dem XXI. Bande begann eine neue Folge unter Gerings Leitung. Ein wohlgetroffenes Porträt Julius Zachers schmückt den XX. Band.

Abhandlungen: Die Waldenser und die deutsche Bibelübersetzung. Von Georg Ellinger. S. 1—37. Bestrebungen auf dem Gebiete der Luthergrammatik im 19. Jhdt. Von Joh. Luther. S. 37—49. Eine Quelle zu Schillers Braut von Messina. Von G. Kettner. S. 49—54 (weist hin auf Brydones Reise durch Sicilien und Malta u. s. w. Leipzig 1774). Quellenstudien zur Litteraturgeschichte des 18. Jhdts. Von J. Minor. S. 55—80. (I. Zur Hamburgischen Preisausschreibung. II. Schiller und Leisewitz. III. Die Räuber und Goethes Götz von Berlichingen. IV. Schiller und Shakespeare. V. Zu Schillers Spaziergang und Tiecks gestiefeltem Kater. VI. Zum Venuswagen. VII. Zu Goethe. VIII. Zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften.) Aus der Wittenberger Universitätsmatrikel 1560 bis 1660. Von Joh. Bolte. S. 80—88. Quelle und Schlufs des Vorauer Alexander. Von K. Kinzel. S. 88—97. Zur Litteratur des lat. Schauspiels des 16. Jhdts. Von Hugo Holstein. S. 97—108. Verbum und Nomen in Notkers de syllogismis, de partibus logicæ, de rhetorica arte, de musica. Von Joh. Kelle. S. 129—150. Ein Pasquill aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges. Von E. Matthias. S. 151—189. Über Aneinanderreihung der Strophen in der mhd. Lyrik. Von H. Giske. S. 189 bis 202. Zur Kritik des Nibelungenliedes VIII. Von Kettner. S. 202—225. Particip des Präteritums in passivischer Bedeutung mit *haben* statt mit *sein* verbunden. Von O. Erdmann. S. 226. Der Teufel in deutschen Geschlechtsnamen. Von K. G. Andresen. S. 227—230. Zur Domscene des Goetheschen Faust. Von G. Kettner. S. 230—232. Der Dramatiker Marcus Pfeffer. Von H. Holstein. S. 232—237. Das Gedicht von Joseph nach der Wiener und der Vorauer Hs. Von P. Piper. S. 257—289, 430—481. (Text.) Christian Reuter und seine Komödien. Von Ellinger. S. 290—324. Das Märchen von Hans Pfriem. Von Joh. Bolte. S. 325 bis 326. Schiller-Studien von G. Kettner. S. 336—345. (1. Das Berglied. 2. Thekla, eine Geisterstimme. 3. Talbots Monolog.) Ein unbekanntes

Drama von Leonhard Culmann, von H. Holstein. S. 346—349. Julius Zacher. Beitrag zur Geschichte der deutschen Philologie. Von K. Weinhold. S. 385—429. Simon Lemnius. Von H. Holstein. S. 481—487.

Miscellen: Lexikographisches von Birlinger. S. 238—247, 349—360, 487—494. Bericht über die Züricher Philologenversammlung. Von A. Bachmann. S. 495 u. s. w. Anzeigen und Beurteilungen. — Der Band schliefst mit einem *Aufruf zur Errichtung eines Grabdenkmals für Julius Zacher*. Zur Annahme von Geldbeiträgen ist der Administrator der Buchhandlung des Waisenhauses, Herr A. Schürmann, bereit.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde. XXXII. Jahrgang. Neue Reihe, XX. Jahrgang. Wien, Gerold, 1887.

Reinh. Bechstein, Anmerkungen zu Heinrichs von Freiberg Tristan. S. 1—48. (Hauptsächlich Handschriftenmaterial.) F. Pfaff, Die Handschrift des Reinolt von Montalban. S. 49—65. F. Grimme, Anklänge an das deutsche Volksepos in Ortsnamen. S. 65—72. (Nach den Sagenkreisen geordnet; manches recht fraglich.) F. Vetter, Lateinische und deutsche Verse und Formen aus einer Basler Hs. S. 72—77. Neuwirth, Die Zwettler Verdeutschung des Cato. S. 78—92 (Text). F. W. E. Roth, Ein nd. Gedicht des 15. Jhdts. über das Weltende. S. 93—97. (Text aus einer Darmstädter Papierhs.) G. Ehrismann, Paulinzeller Rennerbruchstücke. S. 97—98. (Varianten einer Hs. aus dem 14. Jh.) A. Jeitteles, Mitteilungen aus Grazer Handschriften. S. 99—116. (Legende vom heil. Ludwig von Toulouse.) F. Bech, Zu Kudrun, Zu Walther 25, 35 f. S. 116—120. (*Stelle* ist = *stelle des satelbogen:* am Sattel pflegt die *malhe* zu sitzen, dort ist sie festgeschnallt.) M. Ortner, Ulrich von Lichtenstein und Steinmar. S. 120—125. (Steinmar parodiert vielfach Ulrich.) K. von Amira, Zur Textgeschichte der Frostuthingsbók. S. 129—164. A. Nagele, Die Chronologie der Sprüche Walthers von der Vogelweide. S. 165—196, 257—297. Paul Walther, Zu Walther von der Vogelweide. S. 197—222, 299—330. F. Losch, Die mit dem Suffix ni gebildeten Verbalabstrakta im Gotischen. S. 223—245. K. Bartsch, Der Müttinger. S. 246—253. Roth, Mitteilungen aus Darmstädter Hss. S. 253—256. Altdeutsche Hs. der Bibl. zu Darmstadt. S. 333—351. K. Krüger, Otfried II, 4, 16. S. 297 f. R. Sprenger, Zu Kudrun. S. 330 f. C. Marold, Ahd. Glossen. 351—355. A. Jeitteles, Zur nhd. Syntax. S. 356—361. H. v. Wlislocki, Die Ragnar Lodbroksage in Siebenbürgen. S. 362—366. F. Grimme, Beiträge zur Geschichte der älteren Minnesänger. S. 367—373, 411—426. C. Marold, Otfrieds Beziehungen zu den biblischen Dichtungen des Juveneus etc. S. 385—411. H. Schnell, Zu den Münchener Bruchstücken von Marienlegenden. S. 427—432. von Wlislocki, Die Mäuseturmsage in Siebenbürgen. S. 432—451. S. Singer, Verzeichnis der in der erzbischöflichen Diöcesanbibliothek zu Erlau vorhandenen altd. Codices. S. 481 bis 487. Zum Willehalm Wolframs von Eschenbach. S. 490. K. Bartsch, Bruchstücke aus Strickers Karl. S. 488—490. Miscellen etc.

Miscellen.

Dumas fils über Victor Hugo.

Bei der Aufnahme Lecomte de Lisles in die Académie nach dem Tode des gröfsten Lyrikers unter den Zeitgenossen (31. März 1887) hatte Alexander Dumas fils die übliche Begrüfsungsrede zu halten, in welcher sowohl der Kandidat, als sein verstorbener Vorgänger gepriesen werden sollen. Die glanzvolle Rede, von welcher Krefsner in der Franco-Gallia (IV, 185 ff.) einen längeren Auszug bringt, war nicht frei von ironischen Pointen. Vor zwanzig Jahren kannte Dumas für den Verbannten bereits nicht mehr die allgemeine grenzenlose Ehrfurcht, wie folgende Zeilen aus der vom 10. April 1868 datierten Vorrede zu „le Fils Naturel" (16. Januar 1858) darthun:

Gloire à celui-là! S'il était resté sur le sol natal, s'il était à portée de nos coups, Dieu sait ce que nous lui jetterions à la face; mais la fortune, dans sa bizarrerie, en a décidé autrement. Il s'est constitué centre au milieu de l'Océan, les pieds sur un rocher, le front dans la nue. C'est trop loin et c'est trop haut! nos armes ne portent pas là. Patience! Il aura bien, un jour ou l'autre, son heure de négligence, d'oubli, de foi. Il sortira de ses brumes; il descendra de son piédestal; il s'aventurera sur les flots; il verra alors ce qui se passera! Ah! tu nous as imposé le respect, l'admiration, la distance! Ah! tu t'es fait victime! Ah! tu étais riche! Ah! tu ne travaillais que quand tu voulais et tu ne disais que ce qu'il te plaisait de dire! Ah! nous n'étions pas de ta taille! Ah! tu as été le géant Athos, tu as retourné une île anglaise, tu t'y es taillé une montagne et tu t'es planté au sommet, dieu, autel et prêtre, et tu redescends parmi les hommes! A notre tour! et rira bien qui rira le dernier. Meurs là-bas, je te le conseille, change-toi bien vite en statue:

> Couvrant cette ile de ton aile,
> Dans quelque attitude éternelle
> De génie et de majesté!

que ton Calvaire soit ton tombeau comme il a été ton temple! Après avoir été Athos, sois Encelade! c'est le seul moyen pour toi de remuer encore un peu la terre quand tu ne seras plus dessus, mais dessous. En attendant, veux-tu savoir la vérité, cette vérité vraie que ne savent jamais ni les émigrés ni les rois? Je vais te la dire... Non; j'aime mieux me taire, tu ne saurais plus m'écouter et tu ne pourrais plus me croire. Reste dans tes nuages et dans tes illusions. Que l'affaire se règle maintenant entre toi et Dieu, puisque tu as voulu le regarder en face. C'est à plus

simple que nous devons nos consolations, si nous avons encore le temps d'en offrir.

Diese sehr charakteristische Stelle scheint bis jetzt unbemerkt geblieben zu sein. Joseph Sarrazin.

Zum Andenken Thomsons.

Im Park zu Richmond, an der Stelle, wo man die schöne Aussicht auf das liebliche Themsethal hat, befindet sich eine einfache weifse Holztafel, welche in schwarzer Ölfarbe ein Gedicht zu Ehren des Dichters Thomson trägt, der bekanntlich in Richmond lebte und seine „Jahreszeiten" schrieb. Da mir nicht bekannt geworden, ob dies Gedicht irgendwo, und namentlich ob es in Deutschland schon gedruckt worden ist, so teile ich es hier mit. Thomson verdient es, dafs man seiner in Ehren gedenke, und sein mir unbekannter Lobredner hat sich, wie mir scheint, seiner Aufgabe in würdiger Weise entledigt; mit ganz besonderem Interesse liest man allerdings die Verse an Ort und Stelle. (Ich sah die Gedenktafel, wenn ich nicht irre, schon im Jahre 1861, abgeschrieben habe ich das Gedicht 1884.) M. Krummacher.

Lines on James Thomson, the Poet of Nature.

Ye who from London's smoke and turmoil fly
To seek a purer air and kinder sky,
Think of the Bard who dwelt in yonder dell,
Who sang so sweetly what he loved so well;
Think as ye gaze on these luxuriant bowers:
Here Thomson loved the sunshine and the flowers.
He who could paint in all their varied forms
April's young blooms, December's dreary storms,
By yon fair stream, which calmly flows along,
Pure as his life and lovely as his song,
There oft he roved. In yonder churchyard lies
All of the deathless Bard that ever dies.
For here his gentle spirit lingers still
In yon sweet vale — on this enchanted hill,
Flinging a holier int'rest o'er the grove,
Stirring the heart to poetry and love,
Bidding us prize the favorite scenes he trod,
And view in Nature's beauties, Nature's God.

Was heifst „bécarre"?

Zu den Neubildungen des argot boulevardier parisien gehört das Wort *bécarre*, das ebenso schnell entstanden ist und sich Geltung verschafft hat wie *Chic*, *Vlan* und *Pschutt*, mit welchen es fast gleiche Bedeutung hat.

Ein Mensch ist *bécarre*, wenn er sich abends von 1/2 7 Uhr ab in den Frack wirft und die feine Welt aufsucht. Der *bécarre* hat spitze Schuhe, eine enge Hose, eine weifse, weit offenstehende Weste. Er trägt nur *einen* Handschuh an der linken Hand und keine Schmucksachen. Der bécarre hat ein steifes, abgemessenes, pedantisches Wesen, seinen Körper hält er kerzengerade, sein Gesicht ist ernst, sein Typus ganz der eines Engländers. Ihn ziert ein hoher und steifer Halskragen, eine weifse Binde

mit kurzen Schleifen. Die Enden seines gestutzten Backenbartes ziehen sich bis zu den Ohrläppchen; er hat einen Schnurrbart, der Knebelbart ist ihm versagt. Der bécarre ifst kein Abendbrot, legt sich früh schlafen, um mit Tagesgrauen aufzustehen und nach dem Bois zu reiten. Lustig und mitteilsam sein ist nicht bécarre.

Die ausschliefsliche Beschäftigung mit sich selbst und lästige Schweigsamkeit sind die Hauptkennzeichen des bécarre. Bei Tisch ist es bécarre, wenn man sich um seine Tischnachbarinnen gar nicht kümmert, sie nicht bedient. Der junge bécarre verschmäht die Joppe und das Jackett; es ist viel, wenn er diese wenig vornehmen Kleidungsstücke des Vormittags anzieht. Von mittags zwölf Uhr ab sieht man ihn im kurzen, engen, zugeknöpften Überrock. Einen engen Überzieher tragen, unter welchem die Rockschöfse vorkommen, ist bécarre. Der bécarre hat gemeinhin einen Kahlkopf, auf welchem die unverschämtesten sich einen Scheitel zu machen versuchen. Der bécarre ist blasiert, Vergnügen findet er an nichts. Ist er berauscht, so ahmt er die Stimme Barons, des bécarrsten der Pariser Schauspieler, nach.

Une femme bécarre ist gleichbedeutend mit une femme pourrie de chic i. e. très bien mise oder une femme qui a beaucoup de distinction. — *Rigaud, Dict. d'argot moderne.* [Villatte, Parisismen, Berlin 1888, S. 22: *bécarre,* adj. int. (s/m. musik: Auflösungszeichen, Quadrat*) = chic, pschutt, v'lan; le monde du dernier ~ die ausgesuchteste Gesellschaft (Journ. amus. No. 1527); les vins les plus ~ die feinsten Weine. — Red.]

* Vgl. oben S. 97.

Fraustadt. Dr. Thiem.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Conrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. II. Jahrgang. 1887. (Berlin, 1888, Gärtner.) 144 u. 482 S. (darin Deutsch S. 1—43, Französisch S. 113—140, Englisch S. 141—153).
Wolfgang Golther, Die Sage von Tristan und Isolde. (München, Kaiser.)
Schmeding, Der Aufenthalt der Neuphilologen und das Studium moderner Sprachen im Auslande. 2. völlig umgearb. Aufl. (Berlin, Oppenheim.)
Verhandlungen der III. Versammlung des Vereins akademisch gebildeter Lehrer an den badischen Mittelschulen. (Karlsruhe, Bielefeld.) (Darin S. 7—31 der Vortrag des Prof. Gutersohn: Zur Frage des neusprachlichen Unterrichts.)
Wilh. Vietor, Phonetische Studien. Zeitschr. f. wissenschaftliche und praktische Phonetik. II. Bd. 1. Heft. (Marburg, Elwert.)
G. Völcker, Die Reform des höheren Schulwesens auf Grund der Ostendorfschen These: Der fremdsprachliche Unterricht ist mit dem Französischen zu beginnen. (Berlin, Springer.)
Weitzenböck, Zur Reform des Sprachunterrichts. Mit einem Anhang über die österreichische Realschule. (Wien, Gräser.)
F. v. Westenholz, Die Griseldissage in der Litteraturgeschichte. (Heidelberg, Groos.) (177 S.)

Deutsch.

Herm. Dunger, Die Sprachreinigung und ihre Gegner. (Dresden, Albanussche Buchdruckerei.)
Goethes Gespräche, herausgegeben von W. Freiherrn von Biedermann. (Leipzig, Biedermann.) 1. Lieferung.
W. Hauff, Das Bild des Kaisers. Edited with an Introduction, English Notes etc. by Karl Breul. (Cambridge, University Press.) (Pitt Press Series.)
F. Heinz, Die Lieder Neidharts von Reuenthal auf Grund von M. Haupts Herstellung zeitlich gruppiert u. s. w. (Leipzig, Hirzel.)
Friedr. Kluge, Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. (Strafsburg, Trübner.)
Ludw. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum 16. Jhdt. Beiträge zur Geschichte des deutschen Dramas. (Halle, Niemeyer.) (350 S.)
Herm. Welcker, Dialektgedichte. (Leipzig, Brockhaus.)

Englisch.

M. D. Berlitz, The Berlitz Method for teaching modern Languages. English Part. First Book. (Berlin, Cronbach.)

B. ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur. Zweiter Band: bis zur Thronbesteigung Elisabeths. Erste Hälfte. (Berlin, Oppenheim.)

A. Dammann, Englische Gedichte für den Schulgebrauch. (Berlin, Öhmigke.)

Rud. Degenhardt, Select Specimens of English Litterature. (Bremen, Heinsius.) (2. Aufl.)

Karl Th. Gaedertz, Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur. (Bremen, Müller.)

L. Morsbach, Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache. (Heilbronn, Henninger.) (188 S.)

W. Swoboda, John Heywood als Dramatiker. (Wien, Braumüller.) (Wiener Beiträge zur deutschen und englischen Philologie. III. 107 S.)

George Stormes Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische. Neu bearbeitet von W. Kasten. 3. berichtigte Aufl. (Hannover, Meyer.) (80 S.) 1 Mk.

K. Weifs, Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. (Leipzig, Fock in Com.)

O. Schultz, Sammlung englischer Gedichte. (Altenburg, Bonde.)

Thomas R. Price, The Construction and Types of Shakespeare's Verse as seen in the Othello. Press of the New Shakespeare Society. (London, Trübner.) 1 sh.

Französisch.

M. D. Berlitz, Méthode Berlitz pour l'enseignement des langues modernes. Partie française. (Berlin, Cronbach.)

A. Dammann, Französische Gedichte, für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt. (Berlin, Öhmigke.)

Duruy, Le Siècle de Louis XIV. Herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. (Berlin, Friedberg u. Mode.)

Em. Feichtinger, Abrifs der französischen Syntax. (Wien, Hölder.)

E. Hönncher, Fahrten nach Mond und Sonne. Studien insbesondere zur franz. Litteraturgeschichte des 17. Jhdts. (Oppeln u. Leipzig, Maske.)

Ad. Horning, Die ostfranzösischen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort. (Heilbronn, Henninger.)

J. P. Magnin und A. Dillmann, Elementarbuch der französischen Sprache. 2. Aufl. (Wiesbaden, Bischkopff.)

Aug. Scheler, Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. Troisième édition. (Bruxelles, Muquardt.)

Alf. Schulze, Der afrz. direkte Fragesatz. (Leipzig, Hirzel.)

L. Süpfle, Französ. Lesebuch f. d. unteren und mittleren Klassen der Gymnasien u. s. w. Neunte Auflage verbessert und vermehrt von Dr. A. Mauron. (Heidelberg, Groos.)

C. Töpel, Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. (Oppeln u. Leipzig, Maske.)

Eugen Wolter, Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. II. Teil. (Berlin, Gärtner.) (510 S.)

Andere romanische Sprachen.

L. Biadene, Morfologia del Sonetto nei secoli XIII e XIV. (Studj di Filologia Romanza publ. da Ernesto Monaci. Fasc. X.) (Roma, Lœscher.)

E. Günthner, Calderon und seine Werke. 2 Bde. (Freiburg i. B., Herder.)

C. M. Sauer und H. Runge, Kleine spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. Methode Gaspey-Otto-Sauer. (Heidelberg, Groos.)

Rud. Zenker, Die provençalische Tenzone. Eine litterarhistorische Abhandlung. (Leipzig, Vogel.) 2 Mk.

Des Ms. Bodl. 779
jüngere Zusatzlegenden zur südlichen Legendensammlung.

Mitgeteilt von
C. Horstmann.

(Schluſs.)

Seint oswin þe king þe holy marter.[1] (20. Aug.) [f. 208]

In som tyme weren in ingelonde : king*us* swyþe ryue,
for, so ich finde in bok I-wrete, : at on*us* þ*er* were*n* fyue,
& eu*er*ich hadde his kindom : & al his pouer to welde,
& moche werr*e* was hem betwene : & pes swyþe selde —
for ofte ȝe seþ þis I-wis, : p*ri*de, enuye & tresoun 5
sleþ wel many a gret lorde : & bringeþ hem adoun
& dryueþ hem of londe : & doþ hem wel gret wo —
for ofte to soþe hit is I-seye : þ*at* þey fareþ so.
for so was seint osewin : somtyme I-dreue by cas,
þat aft*er* edwin-is day þe king : þat of norþhombirlond was. 10
Edwin also, his fadir (em), was king of norþhombirlonde,
wel ȝong he was out I-driue : him to chame & chonde: (12. Oct.)
ffor ethilfrede (þat) þo : king of est-seþþe was,
him drof of londe in ȝouþe : þo he wel litil was;
his lond he sesid & his men, : his gold & ek his fe — 15
nede moste edwin þe ȝonge : þo of londe fle.
to þe king redwald he fley : þ*at* of þe marche (!) was þo
boþe lord & syr*e*, : & told him of his wo,
how ethilfred him hadde : out of londe I-dr*e*ue,
& bede þo þ*at* he him cholde : som seruise to ȝeue. 20
þe king hadde reuþe : of þ*at* þe child him tolde,
& toke him to maystris : þat him techy cholde
alle þing þat good wer*e* : so he ondirstode,
so hit be-fil to teche a child : þ*at* com of king*us* blode.
þe child he made ech day : byfor*e* him ben In halle, 25
por*e* & riche him louedin : þat him kneue*n* alle;
of stren*þ*, of cortesie : nadde he non per;
so þat in a lyte whyle : he worþ a good bacheler.
þo eþilfred I-hurde herof : þat was his fulle foo,
him þouȝt, but edwin wer*e* I-chent, : his hert wol berst a-two. 30

---

[1] Voraus geht S. Mergrete in vierzeiligen Strophen, bereits früher im Archiv abgedruckt. — Über Oswin vgl. Beda III, 14, 24, woraus die Vita in Ms. Jul. A X Cott. (gröſstenteils ed. für die Surtees Soc., Biogr. misc.) geschöpft ist; vermehrt durch Translatio und Miracula; sie ist zur Zeit Stephans von einem Mönche von Tynemouth verfaſst. — 10 tilge þat; l. þat king of. 11 em fehlt? 13 Ms. echilfrende. l. est-sexe?

a ryche present of hors, : of cloþus of seluir & ek of golde
he sente to þe king redewalde : & bed him þat he cholde
edwin to him sende : þat was his folle foo,
oþer in som wise : him let to deþe do.
Redewald þonkid þe messageris : wit wel fayr chere, 35
& seyde, „ȝe motin al nyȝt : wit me to dwellin here;
to-morwe ȝe cholleþ habbe answere : whan þat hit day Is."
glad weren þe m(e)ssagerus : þo þey I-herde þis.
oþer to slen or for to chende : þe childe he þouȝte þo,
ffor couetise of þe presaunt : þat me him brouȝt to. 40
Allas, wit-outin goddus wille : þat couetise was I-wrouȝt,
ffor many a gultles man : to deþe hit haueþ I-brouȝt!
for swyþe manye þer weren þo : of þe kingus wille
& raddin for his ryche present : edwin for to byſtille.
edwin wente to bedde : þo hit drouȝ to nyȝte — 45
bot if god him helpe, : wel wroþ men þ(e)nkeþ him dyȝte!
Nadde he but a whyle I-leye : alle wit-outen doute,
þat þer ne com a ȝong man : & clepid him þer oute;
& preue he was wit þe king : & wiste al his þouȝte;
of edwine he hadde reuþe : þat cholde to deþe ben I-brouȝte — 50
ffor þe king hadde I-sete longe : wit-outen eny fayle
wit men þat to edwinus deþ : gon him to consayle.
„Edwin," quaþ þis ȝonge mon, : „com out anon to me!"
„Ich am aredy," quaþ eduin, „lo me þer wit þe!"
þis ȝong man gan wepe : þo edwin to him com, 55
& myldeliche anonryȝt : by þe hond him nom,
„edwin," he seyde, „for soþ : ic habbe of þe pyte,
for þou art of body I-nouȝ : stalworþ, gent & fre;
& for we habbeþ so longe : to-gedir I-ben preue,
þerfore ich am hedir I-come : for to warny þe 60
þat þou hast gret nede : of þis lond to fle,
for r(e)dwald, my lord, : þencheþ þe to sle.
& wite hit wel to soþe : for hit of-reuiþ me
ȝif ic in eny wise : beter red couþe ȝeue to þe."
„wostouȝ euer," quaþ edwin, : „wherfore hit is?" 65
„ȝe," quaþ þe oþer, „for þe presaunt : þat ȝistirday com I-wis."
Edwin þo in þouȝte : a whyle stille stode,
& suþ he seyde to his felawe : þat was so trewe & gode:
„now god ful of myȝte, : felawe, forȝildin þe!
hard hit were to abyde : in þis lond ded to be, 70
& ek swyþe gret chame : hennus for to fle
whan þe king ne sede : neuer but god to me."

„A-byd," quaþ þis ȝong man, : „& in ic wole wende
& herkeny wheyþer god vs wole : beter tyding vs sende."
in to a chaumbir he com : al wit-outen wene, 75
& herde wher þe king her-of : gan speke wit þe quene
& here tolde word & ende : how hit choldin goo.
whan þe quene I-hurde þis, : here was swyþe woo,
& seyde, „leue swete syre, : hit is wel lite maystrye
to lete slen eny of þin sergauns : for any-maner enuye, 80
& nameliche þat ilke man : þat þou hast forþ I-brouȝte;
þer þat hy beþ treue I-now : ne mysdo hem nouȝte.
& wel þou wost, leue syre, : þo he com ferst to þe,
he þe tolde how eþilfred : him maked of londe fle;

39 chende st. sende? 43 Ms. þat st. þer. 52: Ms. þat gon. 63 for st. sor? 74 l. tydingus? 82 Ms. henn st. hem.

& þou him ondirfeng þo : to don him help & socour: 85
& for to brekin him forward : hit is gret deshonour,
bot þou fondist eny gilt; : ac þou ne findist now non,
for amonge alle þin men : trewer þer nys nouȝt on."
alle þis seyde þe quene : & swyþe mochil more.
so þat þe king here granted : to don after here lore, 90
& seyde, „me ne chal I-finde : neuer for no tresour
þat ich to him oþer to eny oþer mon : wol ben eny treytour,
& ic him wole helpe : his lond for to winne,
& finde him al þat him ned is : fort he ben þer-inne.
& for þou seist þat he naþ : of goodnesse no pere, 95
þan ich him wol louie : more þan ich dede ere."
þe whil þe king & þe quene : toldin I-fere of þis,
edwin seet & abode : his treue fere I-wis;
vppon a ston he sate : in þouȝt al-one in route
& loked est & weste : in ech syde aboute; 100
he lokid vp, he lokid doun : wit wel drery mode.
þo seyȝ he w(h)ere a fayr ȝong man : at his feet stode
& seyde to him, „what ertowȝ : þat sittist her alone
In þis tyme of þe nyȝt : þat men abed beþ echone?"
„what artow" quaþ edwin, : „þat spekest her to me? 105
go þy wey henne anon, : for loue ich bidde þe,
for of me & my þouȝt : nastouȝ nouȝt to done."
þe ȝonge man answerid : aȝen swyþe sone:
„edwyn, þou ne chalt : for me þe wreþþy nouȝte;
Ich wot why þou sittist her : & what þou hast I-þouȝte. 110
& ȝif þou wolt myn mede : sone me ȝildin aryȝt,
ic þe wole tidingus telle : gode & þat aplyȝt.
for on þing Ic þe telle : anone at þe frome:
for þou chalt alle þin foon : ful neuelich ouercome,
þou chalt ben king of gret honour : so ic þe telle may, 115
& þin honour chal wexin : her-after ech day;
richesse ne chal þe lake : her-after neuer-mo."
Edwin him answerde : & seyde to him þo:
„ȝif þou me holde þis forward : þat þou hast ondirnome,
euer, þe whil ich libbe, : þin man ich wil be-come, 120
alle þin wille ic wole don : wit-outen eny daunger."
& wit þat ilke worde : he com edwin ner,
his ryȝt hond he leyde : on edwins heued þo,
& seyde, „whan þer comeþ aman : & þus deþ þe to,
ondirstonde þe tokene : þat it comyþ fram me, 125
& do anon as þilke mon : wol wissin & redin þe."
& edwin wit good wille : granted him al þis.
wit þat word he nyste : wher þe oþer by-com, I-wis.
þo ondirstode edwin : wel þat ilke steuen
was in a warnynge I-sent : fram þe king of heuen. 130
nadde he but a whyle I-sete, : þat his fere ne com
& wit mylde wordus : wol fayre him ondir-nom.
edwin to him sede, : „I-herd þou ouȝt of me?"
þis oþer him answerde : & seyde, „parfey, ȝe.
for go now to þin bedde : & dred þe ryȝt nouȝt, 135
for þe quene þorw here wordis : haþ chaungid þe kingus þouȝt.
to-morwe þou chalt I-here : tellin of som þinge
þat clene of al þin care : wel sone hit chal þe bringe."
wit þilke word wel sone : þey partid atwo,
& þo edwin : gan to his reste go. 140

112 Ms. for ic. 129 Ms. ondirstodede.

amorw me cleped þe messagerus : þat weren wel auenaunt;
þe king (bed) hyȝ choldin þanke : here lord of his presaunt,
& seyde, „edwin me haþ I-seruid : & is boþe good & treue,
þerfore ȝif enymon him mysdede : hit wolde me sore reue;
& þulke day for soþe : chal he neuer I-se 145
þat Ich edwin by-trayȝe : for noþing þat may be;
ffor ic him wole helpe : to winne his kindom,
þat ȝoure lord ethilfred : wit treson him by-nom.“
wit þis word þese messagerus : drery gonne hom wende.
& þe king after edwin : wel louelich gan sende, 150
& seyde, „lo þis tresor her : ethil(f)red sent to me
ffor ic þe scholde to him sende : oþer þe lete sle;
& for þou hast in my seruise : euere so trewe I-be,
Ich þe ȝiue þis tresour, : take hit anon to þe!
ffor ic habbe I-conseylid : myd my quene, my wif, 155
& þorwȝ here bone ic granted : of þe to here þin lyf;
& ic þe habbe I-granted : þorw here bone also
þat ic ne chal, þe whylis ic libbe, : þe fayly neuer-mo,
& in to þin owin kindom : ic þe wole bringe.“
anon edwin fil akne : þo he I-hurd þis tydinge, 160
& seyde, „god ful of myȝt : ȝild þe quene & þe
of þe gret goodnesse : ȝe habbiþ I-þouȝt don me!
for me þinkeþ I ne myȝte : habbe namore blisse
þey ic hadde þe maystry of alle : þat in þe world nouȝ isse.
& ȝif ic byde þe day : þat ic king moot be, 165
Ich wole by my myȝte : hit wel ȝildin þe.“
Now haþ þe king redwald : al his ost of-sente;
vppon þe king ethilfred : anon hy beþ wente.
þo þe day com of batayle : þat þey hadden I-sette,
ethelfred & his men : weren so I-mette 170
wit redwald & his power, : þat in a lyte stounde
ethelfred was I-slawe : & his men I-brouȝt to grounde.
Edwin was I-mad king : in þat ilke londe,
& eþilfredis sone : he drof awey wit chonde;
for he ne fonde after noman : þat him wolde wit-stonde, 175
he entrid his oune eritage : þorwȝ grace of goddus sonde.
ffor moche was þe blisse : þat edwin hadde þo —
for wel is him alyue : þat haþ wele after wo!
ten ȝer he held him heþin : his kindom by cas,
& ofte him þouȝt by his skele : þat þilke fey nouȝt nas, 180
& wolde swyþe fawe : to beter ben I-brouȝte;
ac þer nas non þat wolde : of crist tellen ouȝte.
& as hit drouȝ to þe myddil : of þe elleueþe ȝere,
com pauline, an holy ermyte, : for to prechy þere;
& as þe king in euerwik : gan a gret feste holde 185
of erlus & of barouns, : of knyȝtus þat werin bolde,
paulin vppon þe kingus heued : his ryȝt hond he leyde,
& to-fore þe bachilrye : þese wordus seyde:
„þilke man þat dede þe þus : sente me to þe
& bed þe holdin forward : & don after me.“ 190
þe king him answered, : „ic knoue þe swyþe wel
of þat ilke tokin : þat þou me seyst ech del“
& suþþe he toldin sone : to alle his compenye
þe treson of ethelfred, : & of þe gret enuye,

---

148 Ms. echildred. 152 Ms. him st. þe. 159 Ms. kindon. 174 Ms. eþilfredis frendus sone. 177 tilge for? 193 Ms. to alle to alle.

& þe forward þat he made : in his gret wo 195
þo he wende to soþe : to deþe ben I-do;
„& al þing ic wol don : þat þis man me wol lere;
& ic ȝou bidde for myn loue : þat ȝe don so alle now here.“
alle þat him I-herid : granted his bone anon.
„Ich wole ȝow segge,“ quaþ paulin, : „what ȝe chollliþ
don : [f. 210] 200
Ic wole þat þou, syre king, : & alle þy kindom
for þe loue of Jhesu crist : afong cristindom.“
& so þey dedin alle, : ic wot to soþe I-wis,
In a water by-syde euerwike : þat glew Icleped is.
& þe king mad paulin : erchebyſſchop þo 205
of þe toun of euerwyke, : & ȝaf gret londe þer-to.
chast lyf he ladde : al wit-outen make,
ne (had) non eyr of his body : þat his eritage myȝt take.
.vij. ȝer he was cristene : in soch good lyue,
& suþþe he wente toward his ende : to heueneward blyue. 210
ffor he loued wit his myȝte : god & holicherche
& sauid pore men fram hem : þat harm hem wolle werche,
þerto hadde þe deuil : swyþe gret enuy I-take —
for so he haþ to ech goodman : þat wole him forsake.
Cedwal & pende, twey outlawis, : þer com of ferne londe 215
& fonde edwin preuyliche : in his orisonys stonde:
þey smetin of his heued : wit-outen Jugement
as þeuus & robbourus, : & þennys þey beþ I-went.
benicior, ethilfredis sone, : is þer-to nou I-come
& haþ his fadir kindom : anon þer ondirnome; 220
for kingus sone he was : & hadde þat lond wit ryȝte,
& for edwin þe king was ded : noman him werne myȝte.
ac in edwin-his parte : of his owin eritage
Ofrik me made king þer, : a man of gret parage.
Cedwald & pende wit gret pouer : com aȝen al bo 225
& slowin in þilke selue ȝer : þese kingus boþe-to.
þe men of þe londe made : ofrik-his sone fle —
oswine was his ryȝte name, : a child of gret bounte;
swyþe ferre men him brouȝte : in to oncouþe contre —
ffor ȝif he hadde atoom ben founde : aslawe he hadde be. 230
Cedwald & pende to habbe þe londe : wel ȝerne þey habbeþ
I-souȝte,
& for þey were heþin : al hit was for nouȝte:
for þe cristin kepten hem : in eche syde so
þat þey made hem at þe nende : out of þe londe go.
two ȝer was þe kingdom : I(n) swyþe harde fare, 235
wit-outen heued & king, : I-bounde in sorwe & care;
Oſwald, edwin-his sostirsone, : king þey made þo,
for oswin, here kende lord, : of londe was I-go.
ten ȝer rengnyd oſwald, : good man & treue I-now;
at þe laste þe king pende : wit treson him slow. 240

And þo com þe men of þe londe : & tok conseyl anon,
& sentin after oswin : so þey auȝten to doon;
þey him made here king, : for ryȝt þey hadde þer-to.
oswin by-com a noble man & ryche, : & swyþe large also,
& drow to alle goodnesse : so ich ȝow telle can, 245
þorw þe red of a byſſchop, : me clepid him syre aydan —

220 Ms. kindon. 224 l. Osrik. 230 Ms. attom?

Inn alle þe lond aboute : me nyste aydanus per
of holinesse ne of liue, : noþer a beter conseyler.
so moche haþ oswin þe king : by his red I-wrouȝt
þat he haþ al his kindom : in good pes I-brouȝt. 250
.vıȷ. ȝer he rengnyd in wele, : in ioye & ek in pes;
of alle goodnesse in his londe : gret plente þer wes,
of wisnesse & of myls I-nouȝ : euer forþ he drowȝ,
& to stronge men & onkeþe : large he was I-nowȝ.
þerfore of his goodnesse : his frendus weren wel proute, 255
& alle men him louede : þat woned þer-aboute.
bote his on kinnus-man : þat het king oſwy,
he hated moche þe king oswin, : & ic ȝou telle why:
for he was oswaldus broþer : þat raþer þer king was,
& desirid to habbe þe kingdom : ȝif he myȝt habbe by cas. 260
þerfore oswin-his goodnes : to him was swyþe wo;
for he wolde swyþe fayn : þat he were to deþe I-do.

Hit be-fil on a tyme : þat þe gode seint aydan
wente afote to prechin : so ic ȝou telle can.
þe gode king oswin þer-of : hadde gret pyte þo 265
þat þis gode holyman : scholde afote gon so:
he let fecche a noble hors, : & seyde, „ic ȝeue þis þe;
þou ryde þer-on & kep hit wel : for þe loue of me!“
þis holy byſſchop aydan : her-of was wel blyþe,
& for his fayre ȝifte : þonked þe king swyþe. 270
þe hors he rod forþ a whyle : so ich ȝou telle can:
so þat in þe wey : he mette a pore man,
& him bad an almesse : wit wel drery mode.
þe byſſchop him ȝaf þat hors : þat was so fayr & gode.
sum þat þer were : þey wondrid of þis þing 275
& tornyd aȝen hasteliche : & toldin hit þe king.
þo þe king hit wiste, : he was a-gramyd wel sore;
ac he ne seyde but lyte, : þey he þouȝt þe more.
ac þo þe holy byſſchop com : to þe king a-ȝe,
þe king seyde, „wher is þat hors : þat ic er ȝaf to þe?“ 280
þe byſſchof him answered, : „al-so mot ic leue,
to a pore man for goddus loue : þe hors ic habbe I-ȝeue.“
„Ic wene wel,“ quaþ þe king : wit-oute eny respiit,
„of me & my ȝifte : þat þou tellist despit;
by þe ȝifte hit is I-sene : also þencheþ me. 285
I-wiþ, me rueþ ȝif ic habbe : of-seruid so to þe.“
„be stille, syre, for goddus loue,“ : þe biſſchop seyde þo,
„Ic hit ȝaf for goddus loue : þat alle þing may do;
for more ic louie goddus sone : þat is of heuen king,
þan ich loue a marus sone : þat ne can no þing.“ 290
þe king anon after þis : his wey an honting nam;
& swyþe him gan repenty : þat he to him so cam,
to ondirneme þe byſſchop : of his goodnesse so;
for him þouȝt to soþe : þat he hadde mysdo.
þerfore, þo he hom com, : to þe byſſchop he him set a-kne 295
& seyde, „ich crye þe mercy, : my gilt for-ȝeue þou me!
Ic am a-knowe þat ic whyl-er : þe wit-nom amys.“
ffui blyþe was þe byſſchop : þo he I-hurde al þis!
þe byſſchop him tok vp by þe honde : & þe gilt for-ȝaf anon,
& ȝaf him penaunce þo : of þat he hadde mys-don. 300

247 Ms. aydannus. 253 of st. to? 286 so aus of korr. 290 Ms. amarus.
293 Ms. ondirnome.

& suþþe þey wenten to þe mete : & madin glade chere;
þe king gladid þe byſſchop : swyþe in his manere.
& þe byſſchop þouȝte moche : & ofte syȝte I-wys,
þey me makid aboute him : moche ioye & blys;
so moche þouȝte þe byſſchop : þat he gan to wepe sore. 305
a clerke þat hit I-sey : ne myȝte dwellin namore,
To þe byſſchop he seyde an ernys, : „for godd*us* loue tel me, [f. 211]
why þ*at* þou so mornys : & why þy weping be.“
„Certis,“ q*ua*þ þe byſſchop an yriſchs, : „Ic wepe for þis *k*ing,
þat neuen chal I-martrid be*n* : & drawe to his ending; 310
for þ*er* beþ men nouȝt worþy : þat (he) here king chal be.
& þ*er*fore ic wepe sore, I-wis, : & ich hit segge þe.“
þe clerk hit tolde aft*er*ward : to many in p*re*uyte,
þat nolde hi*t* nouȝt I-leue : fort hy hit myȝt se.
ac þo hit fil to þe tyme : þat þe king oswy, 315
þat euer hadde by his myȝte : I-ben oswin-his enemy,
he let asembly a gret ost — : a-corsid be eu*er* eneuye! —
to winne oswin-his kingdom : wit batayle & mays*trie*.
& oswin gan to gadry also : gr*et* ost in his syde,
þ*at* to libbe & to deye : w*it* him þey woldin abyde. 320
Oswin wente wit his ost : to wilſares-doune,
& w*it* him erl*us* & barouns : & lord*us* of many a tou*n*ne.
þe king let arenge his folk, : & sey þe cheualrye,
& wel him payde þo he syȝ : þe ſayr companye.
In his herte he be-gan : him to þenche anon 325
þat harm hit were to lete : þe ost*us* to-gedere gon,
for wel him þouȝte þ*er* cholde : many in þilke plawe,
mony in eyþ*er* syde : ben I-wou*n*ded & I-clawe,
& mony in lyf & soule : þ*er* cholde ben forlore;
good him þouȝte to w*it*-drawe : þe batayle þ*er*-fore. 330
& to his men he seyde, : „lesteneþ nouȝ to me!
ȝoure wil & ȝoure goodnes : swiþe wel Ic I-se,
þat ȝe beþ a-redey : w*it* me to ben alle dede,
& god it ȝou for-ȝilde : in ȝoure meste nede!
ac if it were ȝoure wille : to don be myne rede, 335
Ic hopy in þis batayle : we chollíþ þe bet spede.

Moche wondir it were, me þinkeþ, : among þus many men
but many hadde on eyþ*er* syde : boþe frende & ken,
& ȝif þe sone slouh þe fadir : for þe loue of me,
oþ*er* þe broþ*er* slouȝ þat oþ*er*, : me þinkeþ hit were gret pyte, 340
& for to winne al þe world : ic ne kepte hit nouȝt;
þa*n* ic hadde þis kingdom : al to dere I-bouȝt.
þ*er*fore ȝe cholleþ, lording*us* alle, : wendin hom a-ȝen,
& ic hote ȝou, to þe king oswy : þat ȝe trewe ben,
& doþ to him þe seruyse : þat him falliþ aryȝt! 345
nelle ic habbe noman w*it* me : (but) tondere my knyȝt,
for he me haþ I-seruid wel : bode day & nyȝt —
so dede tyfle, his fadir, : my fadir eu*er* by his myȝt.“
Alle þat þis I-herde : & him louid so,
wel sore þey gonne wepe, : for hem was swyþe wo, 350
& many ne myȝt longe : a word to him speke,
ac hem þouȝt for sorwe : here hert*us* wolde to-breke;

306 Ms. euerich st. a. 309 Ms. þing st. king. 313 hit aus his korr. 329 Ms. þat st. þer. 331 Ms. mem. 340 Ms. it hit. 346 Ms. condere. 347 Ms. me me; l. boþe.

monie fillin a-swowe : & mony gradde & syȝte,
& þus to him sede : þo þey speke myȝte:

„Alas, kende king I-core, : oswin, why seistouȝ so? 355
to libbin & to deyin : wit þe we williþ go;
for wel we wistin ȝore : þat oswi was þin fo,
& þerfore þou chalt ben a-wreke : & he to deþe I-do.
& ondirstonde, so we now doþ, : þat þou hast wit þe ryȝte,
& ne forsake þou vs neuere, : & don þin-self in fyȝte! 360
for we nete what to don : whan þou vs hast I-bleued,
we moot fare so a ded body : þat is wit-outen heued.“
„Doþ a-wey,“ quaþ oswin, : „ȝe spekeþ aboute nouȝte;
ffor ic nel neuer at þe reed : ben to manslauȝte.“
forþ fram hem þo he wente : wit his knyȝt wel stille, 365
& let echman in his weye : wendin to his wille.
& myldeliche he wente : to a knyȝtus maner,
nadde he noman myd him : but his knyȝt tonder;
hunwalde was þe erlus name, : oswyus man wit ryȝte:
þer hy gonne alyȝt anon : to dwellin þer al nyȝte. 370
humwald him answerde, : „wel-come mot ȝe be!
me þinkiþ swyþe gret honour : ȝe habbiþ I-cheued me;
for more ne myȝte ȝe chewin : þey ȝe were my broþer,
whan ȝe beþ to me hedir I-come : & forsake ech oþer.
wit me ȝe cholle dwellen her : whyle ȝoure wille be, 375
& ic ȝow wille finde Inow : to ȝoure wille plente;
& wite hit wel, syre oswin, : þat ic chil so kepe þe
þat noman alyue : chal wite wher þou be.“
Oswin him þonkid fayre : of his gode by-heste.
at þe soper men hem seruid : so hy weren at feste. 380
& þo þey hadde soupid : & werin to bedde y-gon,
hunwald to þe king osw(y) : gan to wende anon;
wel myldeliche he sede, : „þow lest to me, oswy!
at myn maner lyþ to-nyȝt : oswin, þin enemy;
& ȝif þou wilt don þy wille : & of him awreke be, 385
hom to myn hous sende : a compenye wit me,
& þer þey mowin for soþe : anon-ryȝt him finde;
& cheseþ wheyþer ȝe wolliþ him a-sle : oþer him binde.“
„homwald,“ quaþ oswy anon : „ic se þou louist me,
& ȝif ic se my tyme, : ic wole hit ȝilde þe.“ 390
Oswy let clepy his stewar(d) : þat het ethelwin —
swyþe ny he was I-sibbe : to þe king oswin —
he seyde, „wend wit hunwald : & nyme pouer wit þe,
& my foman oswin : ic hote þat ȝe sle,
& loke þat for noþing : þat hit ne be by-leued 395
þat þou anon to-morwe : ne bringe me his heued!“

„Syre, mercy,“ quaþ ethilwin, : „how chal ic hit do,
so ny so we beþ by sibbe — : þou wost þat hit is so.“
„Ic leue wel,“ quaþ oswy, „þey þou be my steward,
þat þou be boþe wikkid & fals : & in nede coward. 400
ac, be þe fey þat ic oue to god, : nouþe ic swerye þe:
bute þou bringe me his heued, : an-hangid þou chalt be.
ffor wel þou wost þat þou art : myne ouen lege-man,
& þerfore þou chalt holdin þin oþ : so ic þe telle can;
to libbin & to deyȝin : wit me þou chalt be, 405
oþer þou art a traytour : & so me chal proue þe.

353 Ms. greadde. 357 Ms. oswin. 369 Ms. oswynus. 386 Ms. wende : & a. 391 Ms. echelwin. 393 Ms. himwald. 405 Ms. deyȝen?

& þerfore þou most nedus : on oure arende wende
& bringe me his heuid, : ȝif þou ben trewe & hende;
& ȝif þou wende in þy wey : & as a traytour flee,
I-lore þou hast wif & childe, : golde, seluer & fee, 410
& þin-self þou most make : of my lond fleme.
& þerfore wende wit hunwalde : & to þin erand tak ȝeme;
to kinne ne to oþer loue : ne take þou ȝeme nouȝt
þat oswin, myn enemy, : ne be to deþe I-brouȝt!"
„alas," quaþ ethilwin, : „þat nede hic mot forþ gon 415
oþer ben I-chent for euer — : oþer help nys þer non.
ac of god ich take witnesse, : þat is on god & personus þre,
þat þis foule tresoun : is nouȝt I-long on me,
ac hit is al on homwald : þat is in place þisse.
now Jhesu awreke oswin, : þat is king ful of blisse!" 420
fforþ þey wentin I-fere þo : homwald & ethilwin,
wit gret companye, : & alle þretenyd oswin.
þo þey come to þe hous : þer oswin þe king lay,
þe sonne be-gan aryse : & hit was lyȝt of day.
þanne seyde ethilwhin, : „syre king, þou most aryse, 425
for we beþ to þe hedir I-sent : to sle þe in alle wise;
hunwald, þat fayr semblaunt : makid þe to-nyȝte,
to oswy þe haþ be-trayid, : þey hit ben vn-ryȝte."
„ȝif hit is soþ," quaþ oswin, : „I-wis hit reueþ me,
ffor ic nabbe (ȝou) noþing my(s)do : þat ȝe chollyþ me sle, 430
ne ȝoure lord oswy, : þat ic wot neuer-þe-mo.
þerfore let tonder, my knyȝt, : hennus alyue go."

„Alas, gentil king oswin," : quaþ tonder, „why seystou so?
I-wis, we wolliþ I-fere : deyin alle bo;
ne challe me neuer her-after : in courte at-wyte me 435
þat þou ben aslawe her : & I as a couard fle;
ac, also ich was in þe wele : to þe trewe of-take,
Ic nele in þin ending-day : neuere þe forsake."
wit þis ilke word : þey kistin hem I-fere,
þe holy king oswin : & his knyȝt tondere, 440
& wit good wille : went out to here foon;
þat smetin of here heuedin : wit charpe swerdus anon.
swyþe glad was oswy : þo he wiste þis;
& his quene was sory : & seyde he dede amys.
he let bere here bodyis : to tenemouþe anon — 445
þer was anoble cherche I-made : of lim & of ston:
here bodyis me beried þere : wit wel gret honour;
& suþþe mony man þorw hem : þer hadden socour.
.vj. hondrid & on and fyfty : þat he þolid martirdom
after þat Jhesu of his modir : flesch & blood for vs nom. 450
two heþen men þer com suþþe : ful of felonye,
Y(ng)ware & Vbbe were here namys, : wit here compenye,
hy destroydin al þe londe : & for-brende also
cherchis, housis & abbeyis : þat þey myȝten of-go;
seint edmond þe king þey slowe : þat very marter is. 455
so þat þe king oswin : was ny for-ȝete, I-wis —
for heþen were alle men : þat cherchis adoun þey þrowe.
.xxx. w(i)nter & more : þer nold noman crist I-knowe.
ac suþþe, þo god sent tyme, : þorw his holy grace
cristin men þer come : & woned in þe selue place; 460

---

407 Ms. areende. 415 Ms. hit. 419 Ms. his. 437 Ms. treewe. 449 þat st. þus? 452 Ms. Yware.

þe cherchus þey ryȝtin : þat er to-brokin were —
ac þo þe holy marter oswin : al þey for-ȝeten þere.
þo he hadde þer I-leye : an hondrid ȝer wel nyȝ,
a monke þat wonyd in þe stede, : þat was queinte & slyȝ,
moche he was in þilke stede — : edmonde was his name — 465
& alle men him louid : for his holy fame.
An holy byſſchop þer was ek : þo in a contre,
dacian was his ryȝte name : so þe bok tellip me;
tosty me cleped þe erle : þat welde þe contrey þo,
& þe contesse iuette : me clepid his wif also. 470
Of swyþe holy lyue : þis men weren echon:
þerfore god wold in here tyme : to oswin honour don.
as edmond on anyȝt : on his bed lay by cas
in þe selue cherche : þer oswin I-beriid was,
wel merye he fil aslepe : be-twene day & nyȝt. 475
him þouȝt þat a king : by him stood vpryȝt,
to him he seyde, „edmond, a-wake! : a-wak, edmond, nowȝ!"
& edmond him answerde, : „syre, who artowȝ?
Ic not neuere what þou ert : no what þy wille be."
þe oþer answerde sone, : „ic was lord of þis contre, 480
oswin was my ryȝt name, : for soþe ic segge þe;
hunwald me by-trayid : & slouȝ wit gret vilte.
for ic deyde for goddus loue : & wit-oute desert al-so,
god wille þat ich ben vp I-nome : & in chryne I-do.
þerfore wend to-morwe erliche : to þe byſſchop dacian 485
& seye þat to him þe sent : þe king oswin, þe good man,
& sey þat god wille þat he my body : out of þe erþe arere,
& bid him sende to þe erl tosty : & to Iuette, his fere,
þat þey come hasteliche : þis dede for to do;
for þe goodnesse of here lif : ic wole þat hit ben so." 490
a-morwe wente þis holy monk : as seint oswin him bade,
& tolde þis þe byſſchop, : þat was þerfore wel glade;
þe erl & his contesse : weren wel glade also.
so þat seint oswin was hasteliche : in to chryne I-do.
þanne seyde þe leuedy : to þe byſſchop dacian: 495
„Ic þe bidde, ȝeue me somþinge : of þis holy man!"
þe byſſchop granted here bone, : þat hit nas nouȝt be-leued,
& ȝaf here anon-ryȝt : an ere of his heued.
þey wond it In a fayr cloþ : & leyd it in þe fere.
Of a fayr merakle herof : ȝe mowin nouþe I-here: 500
whan þe fer was al I-brend : & to ayȝhin I-go,
þe ere me fonde hool & sounde, : & þe cloþ al-so.
þerfore þe leuedy hit honourid : & kept it for drurye,
& as a noble relike : hit dede in tresorye.

Roberd seþþe de moumbray : lord & syre was þere, 505
& let in honour of seint oswin : a pryerye þer a-rere;
blake monkus he dede þer : of seint Albonus þo,
& grete londus & rentus : him-self he ȝaf þer-to;
þere þey seruid Jhesu crist : boþe day & nyȝt.
now god for seint oswinus loue : vs grante to libbe aryȝt, 510
þat we after oure ending : mot to him come
& wende to þe ioye : þer þat he doþ wone. amen.

---

477 Ms. anowȝ mit durchstr. a. 482 Ms. himwald. 483 Ms. deserſt. 501 = aehin.

Seint ihon & seint poul, twey breþerin of rome.[1] (26. Juni)
[f. 216]

Ihon & poul breþerin were : in þe borwȝ of rome;
þe modir het costaunce : þorw whom hy to þis world come.
Julian þe leþer emperour : þat whylom cristin was
& suþþe forsok his cristindom : for worldus blisse, allas,
þis iulian in his ȝouþe : I-cudde moche of clergye, 5
& at þe ende he it forsok : & tornyd to eresye —
ffor wille to habben worldus gode : he forsok cristindome
& becom al pure heþin, : & emperour by-come.
of cristin men godus he nom : & made hem pore to be.
who-so speke to him þer-of, : he answerid by autorite: 10
„here god seyþ in here lawe, : ‚who-so wil my deſiple be,
he mot forsake al þat he haþ : & suþ to sewy me‘:
cristinmen godis ich take : I-wis for þat ilke sawe,
for þey choldin þe bettere : to holdin vp here lawe.“
ac þis nas non afeccioun : ac al a couetyse, 15
þorwȝ red of þe deuel : þat touȝt him þis enprise.
þis Jhon & ek poul : of whom ic toldin ere,
of þe beste men of rome : I-comen þey were.
Julian after hem sente : wit him for to be,
& sente to hem letteris : wit messagerus wel fre. 20
þis childrin answered þese messageris : & seyde to hem w(e)l sone:
þat þey nadde wit þe emperour : noþing for to done,
„& þerfore gret wel þe emperour : & seggeþ to him Iwis,
we nyllyþ nouȝt to him come, : for we ne beþ none of his.
for clerk he was, a cristene ek : & þat he haþ forsake, 25
& ek al cristin menne, : & to þe deuelis I-take;
& suþþe he haþ forsake : þe cristindom & vs,
we her him euer forsakiþ : & take vs to swete Jesus.“
þe messagerus to þe emperour : þey habbiþ I-told al þis,
hou þey nelleþ nouȝt to him come : for none þing I-wis, 30
„& þat is for þu haste : þy religion forsake
& to þe worldis honour : þou hast al þe be-take.“

Þe emperour gan to syke : & to hem seyde þo:
„Ic nabbe in falſs religioun : myne wille Ido,
ac, I-wis, ic ondirſ(t)onde : þat tyme was for-lore, 35
Ich me tornyd þo to þe world : Ic tellin ȝou wherfore:
ffor ic ne fond in clergye : but al idil þouȝte
& moche treson & tene : þat ne helpeþ nouȝte.
to knyȝtchipe ic me drouȝ : so ȝe mowin I-se,
þat me haþ I-wis I-brouȝt : to gret dingnete, 40
ffor wel ȝe witiþ ic wilde : al þis emperie
þorw strengþe of knyȝtchipe : & nouȝt þorwȝ clergye.
þerfore wendeþ ȝit aȝen : & biddeþ hem come to me,
þat þey mowe libbe in wele : & in iolifte,
for hit fil þat soche men : þat were of soche kinne 45
werin wit me in my paleys : & nouȝt hem holdin henne.
& suþþe ȝe mouȝ hem sege, : (ȝif) þey ne comyþ to me
& despisit myne heste : þat ne cholde despisid be,
Ic wole neme wreche on hem : þorw skylle & lawe
also ic cholde of myn foon, : & bringen hem of dawe.“ 50
þe messagerus beþ forþ I-went : & habbeþ I-told al þis,
þat þe emperour hem haþ I-hote : of swyþe mochil blis,

[1] cf. Vita in Act. SS. Boll. 26 Juni. — 11 Ms. eny st. my. 13 Ms. cristinuen. 14 Ms. vs st. up. 26 Ms. to to. 52 Ms. & st. þat.

so þat þey choldin wit good wille : to him comyn anon.
þe oþer answered þat þey nolde : neuer to him come ne go,
no to his paleys wende : noþer him honour to don 55
noþer him good wille, : but euer to ben his foon.
þe messagerus wente : & tolde þe emperour
how þey naddin nouȝt I-spedde : for alle here labour.
þan seyde þe emperour, : „Ic ȝeue hem dayis ten
ȝif þey wolliþ amenden hem, : for þan hit chal be sen; 60
& bot þey wolliþ be þilke tyme : come here to me,
þan ic may wit-outen blame : of hem awrekin be.“
sen Jhon & seint poul : nom þo here godus echon
& amongus pore men : þey deled to hem anon;
& gonne hem to Jhesu crist : In alle maner dyȝte 65
& dispisid day & nyȝt : þe emperourus myȝte.
þe elleueþe day þe emperour : senten torencian
wit an image of golde — : for he was a gentil man —
& þat þey choldin don honour : to þis Image of golde
& comen þerafter to þe emperour, : ȝif þat þey wolde. 70
þis goodmen hem answered anon, : þey nolde non onour do
to þat ilke image : no neuer to þe emperour go;
„& ȝif iulian is þy lord, : wit him haue pes & griþ
so auȝten euerich treue lordus-man : habben his lord wiþ;
& witeþ hit wel þat oure lord : is Jhesu crist al-one, 75
for oþer pes þan wit him : nolle we habbe none.“
Tirincian let diggy : a pit al in þe grounde,
& het castin þis good men : þer-in wel faste I-bounde.
seue dayis wit-oute mete : in þe pit þey were,
& suþþe at þe ende : þey were be-heuedid þere; 80
after þat me castin : þe erþe hem vppon,
so þat here bodyus neuer nere : I-foundin of nomon.

A werre by-fil þat ilke tyme, : so ofte doþ by cas,
be-twene þe king of percie : & þe emperour þat þo was:
& þedir wente þis iulian : so ryȝt was & lawe, 85
& as godus wille was : þer-in he was aslawe.
his soule wente to helle — : god wiste hit was ryȝte,
þat he hadde on erþe Ido : þat he þer finde myȝte!
þe empyre hem nom to rede : to chese hem an emperour
þat choldin ben here heued : & weldin al þe honour. 90
Innouimian he was I-hote : þat þo I-chose was.
for he was a good cristin man : so god ȝef þe cas,
holycherche he let ondo : þat er was faste Isteke,
& louid moche þe men : þat wolde of Jhesu crist speke.
seke men þat come : in to þe house þo 95
þer seint Jhon & seint poul : weren to deþe I-do,
anon þey haddin hele þorwȝ : Jhesu cristus myȝt.
þerfore men þat weren syke : þedir me gon hem dyȝt.
& men þat weren wode : & leyin I-bounde þere,
þorwȝ þe deuelis myȝte : þat þo in hem were 100
hy gonne to crie grislich : & cheuid wit gret soun
of seint Jhon & seint poul : þe holy passioun.
A ſone he hadde in þilke tyme, : þat ilke tirincian
þat let þis men don to deþe : & mony an oþer man;
wit þe fend he was I-chake : & þolid wel mochil wo. 105
In to þis hous he was I-brouȝt : þorw his frendus þo.

62 Ms. & þan. 64 tilge to. 67 l. Terencian. 69 þat st. bad. 91 l. Jouinian.

þe deuil þat in him was : wel loude grede gan:
„ȝoure orisonys me brennyþ : & makeþ me ful wan.“
Tirincian knelid & seyde, : „Jhesu ful of myȝte,
þat hast I-maked cristindom : to mankinne wel ryȝte, 110
wel þou wost þat ich : emperour (!) habbe I-be:
þerfore, leue lord, : mercy Ic crye þe,
for-ȝeue me myne mysdedus : & helpe sende my sone,
þorwȝ þe deuelis pouer : þat þus is me by-nome:
& ich wole her-after : for euer to seruy þe.“ 115
wit þis word þe deuil : awey he gan to fle.
tyrincian for þis dede : to him gret ioye he nome;
so þat he & ek his sone : afeng þo cristindome.
þe .vıȷ. calendre of Julie : þis cas fel, I-wis.
nowȝ Jhesu þorw here bonys : vs grante heuen-blis. amen.

Seint lion þe pope þe ȝonge. (28. Juni)

Þis lyon ‚þe ȝonge‘ : In holywrit I-cleped is,
In rome he was pope, : ic ot to soþe I-wis;
In cicile he was I-bore : so god ȝef þe cas,
poul, a good cristin man, : his fadir I-cleped was.
pope lyon was ten monþus : & ek .xvıȷ. dawes. 5
wel moche he him peynyd : to hold vp cristus lawes.
þe syxte cene he held I-wis : þat ferst was I-mad in rome;
wel moche was þe clergye : þat þedir by-fore him come.
þere weren I-dampnyd manyon, : Ic wot wit-outen fayle,
& for here ersye to deþe I-don : þorwȝ comyn consayle: 10
Matharus & cirus, : cergius & honorifius also,
pule, pire & petre, politronius : & ek mo,
steuen & ek symond : werin I-dampnid after þan —
þese weren þe clerkis : so ich ȝou tellin can,
þat aȝen þe wille : þey gonne speke þo 15
& seyde þat al myȝt was : in crist & namo.
þe pope lyon seyde : þat it nas nouȝt so,
ac in alle cristin workis (?) : þer were kendus to:
by þat on me ondirstant : þat he al man is,
& ek by þat oþer : þat he is god, I-wis — 20
þerby þe pope cheued men : boþe fer & nere,
þat Jhesu was boþe god & man : & nadde to him no pere.
þe oþer hit witseyde : euer wit alle here myȝte,
ac þe pope hem ouer-come : so he chold wit ryȝte.
þerfore þey weren I-dampnyd : & þorwȝ ryȝt I-slaue, 25
for þey weren aboute : to chende þe ryȝte lawe.
In his tyme also : þer fil a wondir cas,
vppon a cher-þorsday : forsoþe by-gon it was:
þe mone be-com as red as blood : & les his lyȝt also,
from þe tyme of euesong : fort kok-croue was I-do. 30
moche wondir hadde þis folk : þat I-seyȝ al þis,
for suþþe god deyde on þe rode : hit nas I-seye, I-wis.
þe .xvıȷ. daye it was : þat þis cas by-fille
In þe ginnyn(g) of þe monþe : me clepeþ auerille.
Prestis he makid nyne : & þer-to dekenus þre, 35
& byſſchopis .xxııȷ. & two (!) : so þe bok nouȝ telleþ me.

---

111 l. þe emperours man? 114 Ms. & þorwȝ. — 3 Ms. citule. 7 held aus made korr. 11 l. Macarius. 12 Pyrrhus; Polychronius. 14 Ms. werein. 15 Ms. by.le (ein Buchstabe ausradiert). 18 Ms. wolkis. 29 Ms. ar sed.

.xij. monþus & two & twenty dayis : after þat he was dede,
wel ic woot þat rome was : þo wit-outen hede.
þus sen lyon þe pope : his lyf he gan ende
& to þe blis of heuene : þer-after gan to wende. 40
Jhesu crist in heuene : vs grante þedir to go
to þe blis of paradis : þat lastiþ euer-mo. amen.

Seint marius & his vif & his to sonis.[1] (19. Jan.)

Marius was a good man, : fram capadosye I-come
wit his wif & his to sonys : to þe borw of rome;
Martha was his good wif : ic wot me cleped þo,
audifax & abacuk : his sonys hyȝten bo.
claudius was emperour : in þat ilke tyme. 5
þis folke comyn to rome : to se þe gret pyne
þat þe martiris soffrin : for Jhesu cristus lore.
þo þey hem I-seye : it greued hem wel sore;
about þey wentin echon : þorw-out al þe toun
& ȝef of here gode to hem : þat were þo in presoun. 10
for swyþe ryche þey were : & hadden moche moneye,
þat þey wit hem brouȝte : out of here contreye.
þerof þey partid aboute : to hem þat haued nede,
for þey hopid þerfore : In heuen to fong gret mede.
a water goþ in rome : þat tibre I-hotin is; 15
þerby to a fayr castel : þis folke comyn I-wis:
a man hy founden þere : þat me clepid quirine,
þat in preson for cristus loue : he þolid moche pyne;
In hongir & in oþer pyne : he þolid wel mochil wo,
þat wel ny his lyf-dawis : weren alle a-go. 20
Marius fond þis man : in sorwe & in care:
wit his wif & his childrin : he gan to dwellin þare;
Eyȝte dayis folle : he wiſſche his woundus echon
& his feet also ek : þat myd sorwe weren by-gon;
alle þat him nede was : þis goodman him founde, 25
& bed him neme good comfort : hit nolde dure but a stounde.
Claudius in þilke tyme : sente by his sonde
to eche cristene man þat were I-founde : owher in his londe,
þat hasteliche anon : þey weren to deþe I-brouȝt;
al his men he hyȝte : þat þey ne spared nouȝt. 30
By þe wey of salarye : cristinmen me fonde
þat were þedir I-sent : for to deluen sonde, [f. 218]
þere for to libbe here lif : In hongir & in hete
& wit swink & sorwe : to winnyn here mete.
CC. & fourty : to-gedir me fonde þere; 35
out of þe toun me ladde : hem euerichon I-fere,
me bonde hem to stokkes : & gonnyn to hem chete,
& so me hem made : echon here lif lete.
þo hy werin dede, : a fer me gan to make
& woldin hem forbrenne : for cristinmennus sake: 40
& marius & marta : þedir hy gonne to go,
audifax & abacuk : þedir comyn also:
to men þat hem holpe : þey ȝeuen wel god here,
& drou hem al faste : out al of þe fere;

[1] Die Acta in Act. SS. Boll. 19 Jan. weichen sehr ab. — 3 tilge was. 7 Ms. & þat; l. soffrid. 15 Ms. tobye. 28 tilge to; Ms. cristeme. 37 Ms. stokkes.

hem hi beriid quikliche : wel dep ondir molde, 45
þat þe heþin men to hem : come neuer ne cholde.
To *claudius* me tolde, : þat þe emperour was,
þat marius & his childrin : hadde I-don soch a cas.
„nemeþ hem quik," he seyde, : „& to me ȝe hem bringe:
of hem ich wele þat soþe I-wite : of þis ilke þinge. 50
& ȝif þey williþ honoury : mahound þat is so fre,
alle here grete trespas : chal for-ȝeue be."
wit þis ilke word : *me* nom hem alle foure
& brouȝt hem to þe emperour : þer he was in his toure.
he bed to hem honoury mahound ; : & þey seyde þat þey nolde, 55
þey he hem wolde ȝeue : an hondrid pound of golde.
To myſſian þe vecory : þey were be-take anon,
þat he hem cholde make : here sacrefise to don.
mysyan hem seyde, : „ȝe seme men of gret honour,
wite ȝe ouȝt of þe heste : þat to me sent þe emperour?" 60
audifax answerde, : „for we þe segge nay."
„for ich ȝou wolle," q*ua*þ myssian, : „tellen ȝou so ich may.
þe emperour haþ I-hote : alle men ondir his honde
þat þey honourid his mahound : þat I-founde were in his londe.
for of non oþer lawe, I wot, : ne kepeþ he no-þing, 65
& who-so aȝen hit witstant : he chal to gret pynyng.
& þerfore ich ȝou rede : þat ȝe don as þe wyse,
& þat ȝe wende to mahound : & don him sacrefise."
audyfax answerde þo, : „þis wisdom is al folye;
for him nol we honoury nouȝt — : wherto chold we lye?" 70
Missian in wraþþe : þus hem seyde to:
„telliþ me nouþe quikliche : ȝif ȝe seyin alle so."
Marius answerid, : „we þe cholliþ teche
þat þe word þat he seyþ : is oure alþer speche."
„toormentour*us*," q*ua*þ myssian, : „ȝe strippe hem alle anon 75
& beteþ hem wit stauis : þat hem ake ech bon!
ne do ȝe nouȝt þe woman ; : ac leteþ here be-syde be,
þat ȝhe mowe of hem : alle here sorwe I-se."
þis turmentour*us* hem bete : þat þey wery were;
þe oþer cridin to god Jhesu crist : as hy stodin þere. 80
& mycian het me cholde : hem hongy vppon a tre
& drawe here flesch myd crokis, : þat me myȝte here bon*us* Ise.
euere seyde martha, : „lok þat ȝe ben stedefaste!
for ich wot ȝoure pyne : ne chal nouȝt longe I-laste,
& in þe blisse of heuen, : þat ȝe mowin awinne, 85
wel merie vs chal þer þenche : whan we beþ þer-inne."
ȝut myssian let nemyn fer : & don to here syde:
& þe fer queinte anon, : ne myȝt hit þer abyde.
seþþe þey weren I-nome adoun : & gonnen for to stonde.
missian let of-smyte þo : of ech of hem here honde, 90
& seyde, „to dispise oure god*us* : þus me chal ȝou teche!
& but ȝe wollin ȝit ben I-war, : me chal don ȝou oþer wreche."
þo gonnen þis men : to singen alle þre:
„now Jhesu crist in heuene, : þy name I-blessed þou be,
þat in oure pyne : so wel vs ondirstode!" 95
martha nom anon-ryȝt : & smerid here wit þe blode;
& þo ȝhe haddin þus I-do : anon ȝhe fillin a-kne
& seyden, „oure lord Jhesu crist, : nouþe ich þonke þe

Nach 46 fehlt ein Passus? 47 Ms. dioclisian. 53 Ms. he st. me. 57 lat. Muscianus vicarius. 80 tilge god. 94 tilge þou. 98 Ms. þey st. ȝhe.

þat ic may be amyne sonus : & be myn hosebonde
I-sen stedfastnesse of goddus myȝt : her þorwȝ goddus sonde!" 100
Me bondin here armus to here nekkes : & ladden hem vp & doun,
& ladden hem fram strete to strete : þorw-out al þe toun;
þey seyden, „alle men beþ I-war : þat mowe þis þing I-se,
þat non ne ben so hardy : to don oure godus vilte!"
audifax answered : & seyde þus anon: 105
„þulke þat ȝe clepeþ ȝoure goddus : for deuelis beþ echon."
forþ me ladde þis þre men : þat so stedefast were,
amyle wit-oute þe toun; : & þo þey comyn þere,
þey smetin of here hedis; : þe bodyis fillin to grounde,
þe soulus wente to heuene : in þat ilke stounde. 110
Martha in a dep pit : anonryȝt me caste —
& soch was þe ending : þat þey haddin at þe laste.
ffelici(t)as, a good woman, : þedir com anon
& gaderid alle to-gederis : here bodius euerychon;
þe .xiiȷ. calendre of feueril : ȝhe buriid hem, I-wis. 115
þerfore ich woot wel here soulus : is brouȝt in mochil blis.
Now Jhesu þat is in heuene, : þou art so fre & hende,
grante vs þat we mote : alle þedir wende. amen.

Seint (s)illu(e)rin þe holy pope.[1] (20. Juni)

Illurin þe pope : þat holy marter is,
was I-bore in grece, : as þe bok vs telleþ Iwis;
O(r)mysda het his fadir, : man of gret lore.
þe pope ne rengnyd but lytil whyle, : .ix. monþus & namore.
Ic wot, þe enleue pope : þat he was þer þo; 5
& .xiiȷ. prestus he made : in al his tyme & na mo,
& ek .xv. dekenus : he makid to soþe I-wis,
& .xix. byſſchopis : þe pope sakrid wit-oute mys.
after his tyme rome nas, : who-so toldin euene,
wit-outen eny oþer pope : but dayus seuene. — 10
agapit het þe pope : þat er by-fore him was:
a patriark he founde : þorw his conseil by cas,
þat lete þe ryȝt beleue : & drouȝ to eresye —
þe patriarkus name : was I-clepid antyonye.
him þo castin out þorwȝ consayle : þe pope agapit, 15
ffor he þouȝt þat he dede : to cristindom despit;
al agapitus tyme : out he was I-holde,
þey þe emperour þerfore : ofte speke wordus bolde.
Menna he dede in his stede : þorwȝ his conseil, I-wis,
& manteyned him al þe tyme : ffram þe emperour & his. 20
þo þat agapit was ded : & siluerin was inne,
þe emperesse þouȝte bringe : aȝen anthonye wit ginne:
by Vigel þe dekene : to þe pope ȝhe sente sone
þat he cholde to here come : so he auȝt to done,
oþer don aȝen anthonye : in to his er stede 25
& aryȝte al þat wrong : þat agapit so mysdede.
þo þe pope þe lettere I-seyȝ, : he stood awhyle stille,
& seyde in his herte, : „worþe goddus wille!
Ic I-se hou it geþ : & þer-of nys non eþe,
þis letter is enchesoun : to bringe me to deþe." 30

---

106 tilge for. 116 l. soule. — [1] Über Silverius vgl. Act. SS. Boll. 20 Juni. — 14 antyonye in anthonye korr.; lat. Anthimus. 23 Ms. þey st. ȝhe.

To þe emp*eresse* he wrot aȝen : þ*at* he for no þing
ne myȝte noþ*er* ne wolde : mak soch a be-ginnyng:
„ffor a man þ*at* is opinliche : w*i*t fals be-leue of-take,
eu*er*-eft in holicherche : he chal ben for-sake,
& eu*er*-mor*e* ic wille : & wol don by my myȝte 35
so þ*at* hit be acordau*n*t : to skylle & to ryȝte."
ffor þ wente þe messager*us* : & tolde þe emp*er*esse þisse.
& þat ȝhe nas anon a-wr*e*ke, : ful wo her*e* was, I-wisse!
to beli(s)arye *ȝhe* sente a lett*er*e : þat was þo emp*er*our,
& seyde, „gentil lord, : þenche on þy gr*e*t honour, 40
s*e*che encheson to silluerin : þ*at* he disposid be,
oþ*er* wite hit wel to soþe : he wol be-t*ra*ye þe.
þou hast Vigil, þe erchedekene : & apocrisar,
þey habbeþ I-hurd of sillurin : boþe her & þar,
þey me habbeþ be-hote, : so ic hit segge to þe, 45
þat þey desireþ antonye : to bring to his stat aȝe."
þe emp*er*our answerde þo, : „þis heste ic wole do.
& of oþing ic ȝou warny, : myne leuedy, also:
who-so entyseþ to his deþ : wit any-maner enchiste,
he chal answer*e* for him : by-for*e* Jh*es*u c*ri*ste" — 50
he wist hit was for enuye, : for to habben wr*e*che,
& þat hit nas nouȝt þorwȝ him : so he woldin teche.

Up arese falce witnesse — : þat god ȝeue hem pine! —
„alle we auȝten to hate : þe pope sillurine:
for wel we witeþ þat lettris : he haþ sent by sonde 55
to þe king of gochor : to come in to þis londe,
& seyde ‚com to þe ȝate : þat asinarie I-cleped is' —
by-syde laterane : þ*at* ȝate ȝit stant I-wis —
‚so þou chalt neme þe tou*n* : & sle þe emp*er*our
& holdin to þy-selue : alle þe gr*e*t honour'." 60
for alle þ*at* ȝit þe emp*er*our : ne leued hem nouȝte;
& for fele witnesse ber*e*, : in dr*e*de he was I-brouȝte:
let*er*is he gan write : & aft*er* þe pope sente,
& to þe emp*er*esse him-self : þat ilke whyle he wente.
þo þey come to-ged*er*e, : ȝhe tolden þ*o* anon 65
þat ilke acusasion þat me tolde : siluerin vppon.
þe emp*er*esse answerde, : „for his treson w*i*t ryȝte [f. 226]
he auȝte wel ben vndo : wo-so hit do myȝte."
alle þ*at* þis I-hurde, : boþe mor*e* & lasse,
seyde þat þe pope ne auȝte neuere : þ*er*-for*e* singe masse. 70

Now god helpe siluerin : þat is pope in rome!
to þe court he is I-come : to stondin þ*er* to dome.
þe clergise me halt þ*er*-oute, : & in he is I-nome —
& feue frend*us* he fonde : þo he was in I-come!
þo he com to chau*m*br*e*, : me him in let; 75
he fond þe emp*er*our sitte : at þe emp*er*esse bedd*us* feet.
anto(n)yne þe emp*er*esse : þo ȝhe him I-say,
seyde to þe emp*er*our*e* nouþe, : „lord, to him þou speke, *I* pray!"
þe emp*er*our seyde þo, : „what habbe ic mysdo to þe,
siluerin, þat þou woldist : haue I-be-trayid me? 80

31 Ms. emp*er*our. 39 Ms. þey. emperour = patricius. 41 Ms. soche; l. deposid. 44 þey st. he (der Dichter faſst apocr. als Eigenname). 48 Ms. & myne. 56 l. gothes. 57 Ms. asmarie. 58 Ms. lacerane. 65 Ms. þe st. þo. 77 Ms. antoyne seyde to þe emp. (Antonina ist Belisars Gattin). 78 Ms. & st. I. 78—9 anders lat. 80 Ms. treayid.

good it is þat we alle : of þe ben I-war."
regionar þe sodekene wit þat word : his mantel awey bar,
he caste þe mantel on þe bedde : þer þe emperesse lay þo,
& a monk-his abyte : on þe pope he haþ I-do.
sexte, anoþer sodekene, : þo he I-seyȝ þis, 85
wentin to þe clergye : al leyȝinge I-wis,
„Ic ȝou segge, good men, : boþe alle & some,
þe popus dingnete is vndo : & amonk he is be-come."
alle þey gonne fle anon, : ne dorste þer non astonde;
for þis dede þey weptin þere : & wrongin here honde. 90
Juli, þat was an erchedekene, : vndirfeng him þo
& sent him in to exil : to trauayl & ek to wo.
he him fedde þer long : myd water & myd brede,
fort he were for sorwe : & for defaute dede.
þe .xıȷ. calendre of iulie : I-buried he was þo. 95
now god vs bringe to þe blis : þat he was in I-do. amen.

Seint paulin þe ermyte.[1] (10. al. 15. Januar.)

On a tyme rengned in rome : þe emperour decye,
þat to crist & cristindom : hadde so gret enuye
þat alle þe cristene men : þat he myȝt of-take
he let sle, but þey wolde : Jhesu crist forsake.
his baylin fond to ȝonge men : þat weren to crist I-fonge, 5
& anon me gan hem pyny : wit tormens swyþe stronge:
for þat on me stripte nakid : & wit hony him smerde
& set him to flyin & to waspis, : to pine him so harde;
naked he stood faste I-bounde : euer to a tre so,
fort þis foule wormys : him hadde to deþe I-do. 10
& for þat oþer nolde : Jhesu crist forsake,
be a fayr reuer : a bed me gan him make,
þer-inne me him leyde : bounde faste vpriȝte,
& dede wit him fool women : to habben of hem þe syȝte,
for he cholde torne his wille : to don lecherye. 15
ac þo he sey þat his flesch : gan to sinne wrye:
for he nadde nouȝt wher-wit : him-self to chaste þo —
so fast he was I-bounde — : his tonge he boot atwo
& spatte vppon þe folis : þat þo wit him were —
þus fram fool wille : him-self he chastid þere; 20
leuere he hadde þat his tonge : & his mouþ smerte sore
þan he were for sinne : I-dampnid for euer-more.
seþþe he deyde for cristus loue, : & his soule to heuen went.
paulin stood be-syde : & seyȝ al þis torment:
swyþe sore he was agast : of þe torment þat he syȝ, 25
& went anon in to desert, : for he ne dorste be þer-nyȝ.
& þer he wonyd forty (!) ȝer : al him-self alone,
þat he neuer noman I-sey : ne no bodiliche mone.
antoyne hym souȝte seþþe : In þe desert wel wide,
for he hadde gret loue : wit him for to abyde. 30
In þe desert he wente : one grete stounde,
so þat a for-chape best : at þe laste he founde —
half man & half hors : hit was, so tellin ic may;
wit his ryȝt honde : he tauȝte antoyne þe way.

---

82 lat. Joannes subdiaconus regionarius primæ regionis. 86 Ms. þe þe. 91 lat. Vigil st. Juli. — [1] nach der Vita Pauli erem. auctore Hieronymo (in A. SS. Boll. Jan. I, p. 604). — 5 baylin undeutlich. v. 10 u. 11 als ein Vers geschrieben.

• seþþe he mette an oþer best : al for-schape also, 35
his heued was be-twene his þeyis, : his choldris aboue I-do;
frut he bar (him) in a panyer — : hit was a loþliche þinge.
antoyne to him seyde, : „in þe name of heuen-kinge,
er þou gon hennys : tel me what þou be,
& what þou berist & what þou dest : here in þis ilke contre.“ 40
„God of wede,“ quaþ þis oþer, : „I-cleped ic am I-wis
ouer-al amongis heþenemen : þat beleueþ amys;
& for cristindom among men : so moche I-woxe it is,
In pes ic may here wonye, : for her non ȝit þer nys.“
wit þat ilke word : he nyste wher it be-com. 45
for to seche paulin : antoyne his wey he nom:
& suþþe, so god it wolde, : in a lyte stounde
stonding in his selle-dore : anton paulin I-founde.
þo paulin on antoyne : ferst his eye caste,
he went in to his selle : & chette his dore wel faste. 50
antoyne wente to þe dore : & sore he gan to wepe,
& seyde, „paulin, ondo þe dore!“ : paulin seyde, „I ne kepe.
fourty ȝer ic habbe ben her : ne com þer noman to me;
þerfore ne chaltouȝ come her-inne : fort ic wete what þou be.“

„Godd*us* sergaunt ic am,“ q*ua*þ antoyne, : „& loue crist by my myȝte. 55
Ich nele neuer fram þe go : noþer day ne nyȝte;
ac þat þou me in lete : Ic bidde pur charite,
for ich wole þe whyle ic libbe : here serue god & þe.“
In he let him þo anon : & þonked oure dryȝte
þat he him hadde aman I-sent : þat him comforty myȝte 60
& rede him & chryue him : whan hit were nede,
& bryng him an erþe : whan þat he were dede.
þo þat it was mete-tyme, : þey seyden here orisoun:
a whyte coluere fram heuene : to hem alyȝt adoun,
a cake he hem brouȝte : & leyde to-fore hem sone, 65
to so moche he brouȝte : so he was wont to done;
aȝen he fley to heuene, : þe swete messager.
wel were him þat euer was born : þat hadde soche a spencer,
þat wolde so treuliche him bringe : mete to þe mele!
antoyne seyde to paulin, : „þis bred þou most hit dele 70
& ȝif me þer-of to my parte : what þy wille be,
for ic nam nouȝt worþy : to etin þer-of wit þe.“
„ȝif þou nere,“ q*ua*þ paulin, „worþy, : hit nere nouȝt hidir I-brouȝt;
þerfore þou chalt hit delin : so ic habbe I-þouȝt.“
„nay I-wis,“ q*ua*þ antoyne, : „so ne chal hit nouȝt be, 75
for god me haþ hedir Isent : to seruen him & þe;
þerfore ich woot to soþe : hit were me auelenye
ȝif ich þe bred breke : & hadde þe maystrie,
& þerfore ich nele hit dele : I-wis neuer-mo.“
wit þat word þe coluere : com flen aȝen hem to, 80
þe bred he deled wel euene : & leyden hem be-twene —
þat þey were boþe wel wit god : þer hit was I-sene!
& þere þe leuedin I-fere : whyle godd*us* wille was,
& seþþe paulin deyde : & þorw lyonis I-beriid was by cas;
& antoyne nadde neuere man : I-seye on ereþe I-brouȝte 85
no nyste hou mann*us* pit : scholde ben I-wrouȝte.

39 Ms. hemys. 41 l. wode? lat. Satyrus vocor. 46 he überschr. 70—82 anders lat. 81 die folgenden Verse sind im Ms. durchstrichen.

paulin wente to heuene, : so ich ȝow telle fore,
an hondrid ȝer four-score & seuene : after þat Jhesu crist was bore.
Jhesu, for paulinus loue, : ȝif it ben þy wille,
cheldin vs fram þe foule fend : þat he vs nauȝt ne spille. amen. 90

Seint ciluestir þe holy pope.[1] (31. Dec.)

Anon þo þe emperour costauntin : hadde his falſe goddus forsake
& þorwȝ siluestris lore : hadde cristindom I-take,
þe iewis woldin, ȝif hy myȝten, : wit gret disputacioun
ciluester vndo, for to bringin : al cristindom a-doun.
þe emperour so granted, : who-so mayster were, 5
me choldin to his lawe : anon to tornyn þere;
& þorwȝ a comeune consayle : aday þ(e)r was I-set,
heþin, iewis & cristene men : þedir werin I-feet.
to heþin clerkus me ches : in stede of iustise,
craton & neophil þey hetin, : trewe men & wyse. 10
& for þer ne cholde contek be, : þe emperour seyde þo
þat þe whylis þat on speke : þer ne chold speke namo;
& ȝif hit be-fille so : þat on were ouercome,
he ne cholde to disputison : aȝen namore ben Inome.
siluestre & his clerkis : & alle þe iewis I-wis 15
wit wel good wille : anon granted al þis.
þo aros þer vp a iew : þat was wel wis & war,
me him clepid by his name : mayster abyatar.
he seyde, „þat cristindome is fals, : also þencheþ me,
for þey seggeþ in here lawe : þat þer beþ godus þre, 20
vadir & sone & holygost : þey seggeþ þat god is;
ȝif þat be þre personys, : þre godus þer beþ, I-wis,
& þat is fals, for in prophesyȝe : Ich hit I-finde sone:
‚loke,' seyþ god, ‚þat ic it am : & none nys but ic one'."

Siluestere him answered : wit wel mylde mode: 25
„þy prophesy is treue & good, : who-so hit ondirstode:
fadir & sone & holy gost, : þey hy be personis þre,
O god hyȝ beþ, I-wis, : þat ich may cheue wel þe.
þe sonne is hoot, & dryȝe, : & in syȝt wel clere:
þou myȝt I-sen to soþe : þat þre kendus beþ here, 30
& þey þer is on sonne — : we seþ wel hit is so:
for ȝif þou nome eny kende awey, : þe sonne wer al ondo.
þefore þe prophesyȝe is good, : ac þou leuist amysse."
Craton seyde anon-ryȝt, : „þe iew ouer-come isse."

And þo aros an oþer iew : þat was I-hote abram, 35
& to distroiin cristindom : þese wordus forþ he nam:

---

[1] Quelle bei Mombritius II, 283; (der griech. Text in Combefis Illustrium martyrum lecti triumphi, Paris 1560, p. 258—336, ist Übersetzung einer anderen älteren, kürzeren lat. Redaktion, und wieder von Simeon Metaphrastes [ed. in Surius, Lipomani] bearbeitet). Der Text bei Mombritius liegt der Leg. aurea und den deutschen Bearbeitungen: Trierer Bruchstücke (804 Verse, XII. Jahrhundert; ed. von M. Rödiger in Haupts Zeitschr. 1878, 22, p. 145 ff.) und dem bekannten Gedicht Konrads v. Würzburg zu Grunde. Der engl. Text ist stark gekürzt. — 10 M. Zenophilus. 14 Ms. cholde namore. 15 Ms. siluestre & his ciluestre & his clerkis. 18 Ms. abyacar. 35 Mombr. Jonas.

„by-þenche þe, ciluester," he seyde, : „in þy disputisoun,
þat god ȝaf his blessing : to sircumſiſion;
on abraham & on his kin : þe blessing by-gan,
& wel þou wost þer-wit-oute : I-saued ne worþ noman; 40
who-so wille I-saued be : he moot ligge adoun
cristindom, & ondirfonge : circumcifioun."
Quad siluestir, „þou be-ginnys : þy reson al amys,
for abraham I-blessed was : er þou seydist al þis
& he nas neuer I-sircumſisid — : þow wost þat hit was so — 45
& þat is a conclusion gret, & false : þat þou me seist to.
ac as ȝoure lawe er by-gan : in þe prophete abraham,
also hit token ende : þo Jhesu crist vleſſe nam,
soþfast god & soþfast man, : & bouȝte vs on þe rode
fram þe pyne of helle-pitte : al wit his swete blode; 50
his pes & his blessing : to alle men he ȝaf þo
þat woldin wit good wille : his seruise for to do.
& for abraham raþer : serued him aryȝt,
he him ȝaf his blessing, : þat þou Iknowe myȝt.
In tokene of þis blessing, : sircumsision by-gan, 55
& þer-þorw wit-outen desert : blessing ne may habbe noman."
þo seyde neophil : to þe emperour I-wis:
„makeþ þe iew gon sitte, : for he al ouercome is."

Anon vp sterte þe þridde : þat me cleped golye:
„for he seyþ þat god deyde : me þinkeþ þat he lyȝe: 60
god ne may in none wise : þolye pyne ne wo,
noþer sorwe no myseyse, : ne deþ ne-þe-mo,
for he is lyf & hele, : ioye & alle blisse;
for who seyþ þat he deyde, : I-wis he seyþ amysse."
siluestir him answerid : wel myldeliche & stille: 65
„þo þou seydist þat ic leyȝ : þou seydist þyne wille.
þat god was here on erþe I-bore : Ich telle þe, moun amyȝe,
abacuk & balaham : & oþer prophesyȝe,
of his deþ ieremye : in ȝoure lawe tolde
& manye oþer profetis : þat weren swyþe bolde. 70
þe bokis of ȝoure lawe : þou most forsakin, I-wis,
oþer nedis grantin : þat þis þing al soþ is."
„we seþ wel," quaþ þe emperour, : „þat þis is wel good resoun.
þerfore þou, syre golye, : let ben al þy disputisoun!"

Anna het þe ferþe iew : & he aros vp þo, 75
he seyde, „siluestre, of þin crist : moche þou seist vs to
& aleist autorites : þat beþ of oure lawe,
þat þe prophetis seydin : sumtyme be olde dawe;
þou seist þey seydin þat by þy crist, : preue þat hit is so!
& þan ich holdin me al ouer-come, : for ryȝt is þat ich do." 80
siluestir him answered : & seyde, „leue broþer,
ȝif þou seist þat he nys nouȝt, : þan þou most s(h)ewe som oþer.
& ȝif þou wost aryȝt, : tak kep to his dede:
for þey cholleþ bere witnes : of þat ich by him sede."
seint eline answerde þo : & seyde at þe frome: 85
„bot he mowe scheue anoþer, : he is al ouercome."

Eborech seyde, þe fifþe iew, : „Ich here a wondir cas:
þey seggeþ þat here crist : of daueþ kende was:

48 Ms. aleſſe. 59 M. Godolias. 64 l. forþi? 67 l. it telleþe. 75 M. Aunan. 82 l. he it. 87 M. Doech.

Daueþ was I-sircomsisid, : & here *crist* also,
for þe grete sinne : þat ferst was I-do. 90
ȝif me þorwȝ sircomsision : Is *fram* þilke sinne I-brouȝt,
me þinkeþ þat ȝoure cristindom : Is al I-makid for nouȝt,
oþer al oure lawe : for nouȝt I-maked is,
þat god him-self wit his hond : wrot to moyses, I-wis."
„Ich seyde," q*ua*þ siluest*er* þo, : „to þin fere abraham 95
þat in abraham þe olde : ȝoure lawe be-ginnyng nam [f. 228]
& last eu*er*, fort Jh*es*u *crist* : hedir an erþe cam
& in his oune body : *cris*tindom he ondir-nam.
he began in ȝoure lawe, : & þerof þ*ou* seydist aryȝte;
& suþþe he tok oure kende : þorw his swete myȝte, 100
to cheuen þat ȝoure lawe : noldin helpe nouȝte
to bringen mankende to heuene, : vort he were I-bouȝte.
ȝut he by-gan *cris*tindom : *an* oþ*er* þing to teche:
þ*at* ȝoure lawe to wi*m*men : ne may noþing areche —
for þou ne herdist neu*ere* : in cyte ne in toun 105
þat wy*m*men in ȝoure lawe : hadde circomſicioun;
þan þou most, me þinkeþ, : þis þing *gran*tin me:
þat wimme(n) beþ I-blessed : oþ*er* þat hy ne be.
ac Jh*es*u, þat alyȝte *fram* heuene : & hadde manhede here,
wolde þat men & women : alle I-saued were: 110
þ*er*fore he made *cris*tindom : þ*at* to boþe comyn is."
„syre siluestre," q*ua*þ craton, : „wel sciful is þy reson, I-wis."

Þo aros þe sixþe iew : þat me cleped thusy:
„of on þing ich wondir moche : & ich ȝou telle why:
he seyþ þat here Jh*es*u *crist* : was I-born of a mayde. 115
Ich wolde þat *he* þat prouede : þat he þ*er*-of soþ sayde!
for ech man may wel I-wite : þat haueþ eny mende,
þat ȝif amayde beren a child, : it were aȝen kende.
wyȝ ȝhe was wif & mayde : al boþe-to I-fere,
ȝif þou cheuist al þis aryȝt : ou*er*come ich am here." 120
siluestir answerde & seyde, : „eueriche man wot þis
þat noþing nys so clene & fayre : so god him-selue is:
& suþþe god wolde þorw his myȝte : an erþe ben I-bore,
a clene woman he moste habbe : þat werin w*i*t-outen hore;
oþ*er* hit were aȝen his kende : in here for to be. 125
þerfore his modir was mayde, : for soþ ich segge þe.
& who-so lokiþ to oþ*er* þin*gus* : þat god haþ I-wrouȝt,
him to ben I-bore of a mayde : vnkendelich nys it nouȝt:
adam he m*a*de of erþe : þat modir he nadde noon;
suþþe he made eue, his wif, : of his o rib-boon. 130
wel þou wost ȝhe hadde a fadir, : ac modir non þ*er* nas:
Jh*es*u w*i*t-oute erþelich fadir : an erþe I-bore was.
ȝhe was wif for þre skylis : þat him bere to man:
þ*at* me ne cholde no velenye : seggen here vppon;
& for to habben a fere : in to egipt to gon, 135
þat myȝte bere witnesse : of here dedis echon;
& for he wolde vnknoue be : to bigg vs wit his blode —
for ȝif þe iewis him hadde I-knowe, : nere þey neu*er* so wode,
þey noldin for al þe world : him habbe I-don on þe rode.
þis beþ þe skelis why ȝhe was wif, : who-so hem ondirstode." 140
„I-wis," q*ua*þ neophil þo, : „he has answerid aryȝt,
& þou sixt wel, syre thusy, : wit-segge him þ*ou* ne myȝt."

---

103 Ms. & st. an. 113 M. Chusi. 116 Ms. þe. 127 Ms. þinkus. 129 Ms. mede.

Vp aros beniamin : þat þe seueþe iew was:
„me þinkeþ þat here crist : for noþing god nas,
for þat he wold soffry : I-fondid for to be — 145
so men of here lawe : habbeþ I-told me —
& þe fendus companye : god hateþ in ech syde;
þerfore me þinkeþ wondir : how þe fend myȝt abyde
wit him eny stounde : him to fondy so.
answere me to þis resoun, : for ich nele namo.“ 150
siluestir him answered, : „þou myȝt I-sen al þis:
who-so wile hele a þyng : þat is I-don amys,
he moot hit wel ryȝte : in eueriche poynt,
& ȝif þer lakke eny poynt, : þe heler nys nouȝt queint.
for þus dede Jhesu crist, : lord of alle þing: 155
he soffrid to ben I-fondid : aȝens adamus fonding.
adam granted to þe fend : & was þorwȝ sinne I-nome;
Jhesu aȝen sinne stood, : þe fend was ouer-come.
to þat oþer demaunde : þat þou hast forþ I-brouȝt,
Ic answerde whil-er, : for he ne knew him nouȝt.“ 160
„I-wis,“ quaþ þe emperour, : „now þis is wel I-sede;
þat þe iew gon sitte, : me þinkeþ hit is rede.“

Vp aros þe eyȝthe : þat was I-cleped arthel:
„me þinkeþ,“ he seyde, „of many þing : þat siluester seyþ wel,
& wel we witeþ for soþe : þat god al-myȝty is 165
& naþ to noþing nede — : ech man wot wel þis.
why wolde god ben I-bore : & seþþe deyin so,
whan hit nas no nede : þat he hit choldin do?“
„I-wis,“ quaþ siluestir þo, : „þou seist a wel soþ þing,
god naþ to noþing nede : for he is al-myȝty king. 170
ac þey ech man woot wel, : þey he nabbe nede non,
for alle we habbeþ nede : to him euery-chon,
from heuen he alyȝte : to betin oure nede,
for ellis we choldin : eueri brennin in helle-glede.
& ȝif he wolde fillin his wille, : god moste ned do so, 175
for noþer man ne aungel : soche dede ne myȝt do.
for man was of þe kend : þat hadde þe hest I-broke;
þerfore in þe deuelis power : al man-kin was I-loke,
& was þerfore vnworþy : mankin for to bigge.
an aungel was to þis chaffare : to feble, ich þe segge: 180
ffor god in his godhede : hadde þe doom I-ȝeue
þat ech man for adamus sinne : to helle chold ben I-dreue.
þerfore nedis god moste : þat ilke dom vndo;
& soþfast man he moste be : þe deþ to-ondirfo.“
„lord,“ quaþ seint eline, : „þis is good resoun! 185
Ic hit ȝeue for dome : þat þis iew sitte adoun.“

Vp aros þe nyþe : þat was I-hote Jubal:
„aȝen wit his þouȝte : siluester moot & chal:
for ȝif he moot his wille haue, : distroye he wole spoushode,
þat crist him-self heet : me cholde holdin al abrode. 190
& me þinkeþ þat is fals : al þat he haueþ I-sede
by god, þat he I-fonded was, : I-pynyd & ek dede:
for he is myȝtful & wertewus : & soþfast lif also.
al þis is aȝen kende : but þer ben sonys to;

144 Ms. good. 163 M. Arohel. 172 tilge for. 174 l. euer. 186 Ms. quaþ in þat korr.

& ȝif þer beþ sonys to, : aȝen kende hit is, 195
for þan beþ þer foure personys : in his godhede, I-wis."
„be stille!" quaþ siluestir þo, : „for þou spekist aȝen ryȝt:
& þat by þy-selue : to soþe wite þou myȝt:
þou hast in þy-selue, : þou wost wel, kendus two,
of body & of soule — : ech man haueþ also. 200
so haþ Jhesu crist to kendus, : of god & of man.
In his manhede he þolid : alle þat ich tellen can;
þerfore, þey he hadde to kendus, : sone þer nas but on."
„Iwis," quaþ craton, „þis is soþ : & þat we seþ echon."

Vp aros thara, a iew, : þat þe tenþe was, 205
& seyde, „of skylis & autorites : þou tellist mony a cas:
Telle vs of his dedis : þat he haþ I-wrouȝt, [f. 229]
& so þou myȝt best proue þe skylle : þat þou hast forþ I-brouȝt."
„I-wis," quaþ siluestir, „Ich wole þe telle anon.
he was I-bore of a mayde, : & so nas neuer non. 210
þe holygost alyȝt on him : be þe flom iordan,
& beren vp witnesse : þat he was god & man.
In þe cane of g(a)lile : he tornyd water to wyne,
& fele men he helid of euelis : wit-oute medecyne;
vif þousend men he fedde : wit fif louis of brede 215
& wit þre viſſchis; a-rerid to lyue : mony þat weren dede.
he aros fram deþ to lyue : wel myȝtfulliche I-wis,
& seþþe he stey to heuene — wel many I-seyȝ al þis.
tel me, syre thara, : who myȝte do soch dede?"
„I-wis, noman but god," : neophil þo sede. 220

Vp aros þe enleueþe : þat hyȝte sylion,
& seyde to siluestre : þese wordis anon:
„Ic pose wel þat god & man : was ȝoure crist Jhesu,
ek he was al-myȝty king : so me þencheþ nouȝ:
for ȝif he were al-myȝty, : he myȝte oþer-wise habbe Ido 225
& deliuered his peple : fram pyne & fram wo,
so þat he nadde so chamfulliche : to deþe ben I-brouȝt.
wel lite maystri it were to him : to bringe þe fend to nouȝt;
so he myȝt alle : his pouer habbe I- nome,
þat he ne cholde habbe I-holdin : mankin in presone." 230
„Ech man ma wite," quaþ siluestir, : „þat haþ eny in-syȝt,
þat to wirche by maystrie : ofte hit is no ryȝt;
& god is euer ryȝtful : in his werkus alle,
he nele do no wrong to noþing, : what-so-euer by-falle.
for ryȝt wolde þat he bette : wit his pyne I-wis 235
alle þing þat adam dede : in paradis amys,
& adam in al his body : to sinne hadde delit,
þerfore crist in al his body : þolid pyne & despit."
„I-wis," quaþ þe quene þo, : „þis skylle is swyþe gode."
„þilke ieu is ouercome," : quaþ echmon þat þer stode. 240

Vp aros þe .xıȷ. : þat ȝamber me cleped I-wis:
„Ich can þorw a charme : þat swyþe queinte is
slee ech-maner best, : ȝif ich hit seyȝ in his ere —
for euerich þing chal deyin : þat hit may I-here."

---

216 l. & rerid. 218 Ms. nany. 222 Ms. wondris. 226 pyne in syne korr? 240 ieu über ausgestr. god. 241 M. Zambri.

„how lernydist þou þat charme,“ q*ua*þ siluestir, : „& ne herdist it nouȝt, 245
& so ofte þou dest it segge : lest þou to deþe ben I-brouȝt?“
þe iew anon answerde : „what is þat to þe?
her-by-syde is a bole wilde, : let him bring to me!
& þ*er* ich wole w*i*t myn charme : to-fore þis men echon
him bringe to þe deþe : in þilke place anon, 250
& þan ic wole bidde : for ȝour*e* cortesyȝe
þat ȝe me *gra*nte, so ryȝt is, : to habben þe maystrye.“
„O þing,“ q*ua*þ siluest*er*, : „Ic wole *gra*nty wel:
ȝif þou hit do þorw godd*us* myȝt : to ȝeue þe þe mayst*ri* echdel.
& ȝif þou wirchist þorwȝ þe fend, : þe ne tit maystry non, 255
for ich wole þorwȝ godd*us* myȝt : þyne werk*us* alle vndon.“
þa*n*ne seyde þe emp*er*our, : „siluest*er* spekeþ al ryȝte.
leteþ fecche þe bole anon, : to saye þe iew-is myȝte!“
sixty men anon-ryȝt : gon him aft*er* go,
& brouȝt him to-for*e* þe iew : myd moche chame & wo. 260
& þe iew þe charme seyde : al in his ere:
& anon he fil adou*n* ded : in þe place þere.
þo seyde þe iewis, : & werin swiþe proute:
„I-wis, siluest*er* is ou*er*come, : herof nys no doute!“
„syr*e* emp*er*our,“ q*ua*þ siluestre, : „now is þis bole dede, 265
& ondir-stondiþ vppon oþing : þat was er I-sede:
me chold asay wheyþ*er* he wrouȝt : þorw godd*us* myȝt alle þisse
& so to *gra*nty þe mayst*rie* — : þis was forward, I-wisse!“
„parfey,“ q*ua*þ þe emp*er*our, : „ic wole wel þat it be so.“
„ar*e*re þe bole to lyue aȝe,“ : q*ua*þ siluest*er* to him þo, 270
„oþ*er* ellis ich wole p*ro*ue : by skylle of our*e* lawe,
þorw þe fend*us* myȝte : þe bole þou hast aslawe.“
Ȝamber him answer*e*d, : „þ*er*-of nab ich no myȝte,
for þe uertu of my charme : nys nouȝt þerto I-dyȝte.“
„þan is hit on þe deuil-his half,“ : q*ua*þ siluest*er* þo, 275
„þin charme þat þou wirchist wit : & þat þou hast I-do.
for god seyþ in ȝour*e* boke, : alle ȝe hit mowe I-se:
‚Ichc habbe pouer to lyue ar*e*re : & ek pouer to sle‘.
ȝif þou hast pouer to sle : & nouȝt to lyue ar*e*re,
þy myȝt is f*ra*m god I-dyȝt : & is al ell*us*-where; 280
& ȝif þy myȝt is ell*us*-wher*e*, : oþ*er* stede nys þ*er* non,
bot þorw myȝt of þe deuil : þin werk*us* þou dest echon.“
þan seyde ȝamber, : „ar*e*re him ȝif þou myȝt,
þat me mowe to soþe I-se : þat þou I-leuist aryȝt!“
„for þe,“ q*ua*þ siluest*er*, „nel ich nouȝt do, : wite hit wel to-wisse, 285
ac ich wole by-for*e* al þis folk : þat is in place þisse,
so þat ȝe sen þat ȝour*e* laue : nys of none fame,
& honoury wit bet*er* wille : Jh*e*su *cristus* name.“

„Arys, bole!“ q*ua*þ siluest*er* þo, : „ic hote þe anon
In þe name of Jh*e*su *crist*, : & stonde stille as ston!“ . . . 290
þa*n* seyde þe emp*er*our, : „alle we I-seþ þis,
þat þe lawe of Jh*e*su *crist* : is of wel mochil pris.
I-blessed mot he eu*er* be : & his myȝt*us* alle,
& who-so spekeþ aȝen *cri*stindom : foule moot him by-falle!“
þe bole ȝede f*ra*m on to on : & be-com wel swyþe tame, 295
& alle men þat þis I-sey : þey heryid *cristus* name.

---

266 tilge &. 271 urspr. *prope*. Nach 290 fehlen Verse.

elein was I-*cri*stenyd : for þat opin syȝte,
& alle þ*at* þis I-sey : ful wel þey dedin & ryȝte
& by-leued on Jh*e*su *cri*st : þe whyle here lif I-leste,
& honourid him myd myȝt, : þe lest & ek þe meste. 300
þorw þe disputing of siluestir : þat so oft*e* hem hadde I-done (!)
& þorw þe meraklis þ*at* þey ofte I-seyȝen : many tou*r*ned to cristindome.
& siluest*er* þe holyman : went out of þis lyue
In to þe blis of heuene : þ*er* ioyis beþ ful riue.
now Jh*e*su for þe loue of him : vs lete her*e* don so 305
þat we mote aft*er* our*e* ending-day : streyȝt come him to
& þ*er* wonye w*i*t-oute*n* ende : to our*e* ryȝt eritage,
& for-ȝeue our*e* sinn*us* alle, : þ*at* we habbeþ I-don out*rage*. ame*n*.

Seint remigi þe holy bisſchop.[1] (1. Oct., al. 13. Jan.)

Þe holy byſſchop remygye : in *fr*ance was I-bor*e*.
a good whyle er he wer*e* be-ȝete : to *cri*st he was I-cor*e*.
for an au*n*gel come to an ermyte : þ*at* was out of þat contr*e* —
wel ich ot, þe ermyte was blinde, : & wel longe hadde I-be.
þe au*n*gel him bed, „go to cilicine : & telle her*e* wel blyue 5
þat ȝhe chal habben a child : in her*e* olde lyue.“
ſforþ wente (þe) ermyte : & tolde her*e* þo, [f. 229 b]
In her*e* olde lyue : what dede ȝhe cholde do.
cilisine answer*ed* þo, : „at godd*us* wille I-worþ al!
ac þese ilke word*us* : I-leue ic ne chal, 10
þ*at* ich chold a child ber*e*; : for myne dayis beþ ago,
ne to don soch ded*us* : ic ne þenche neu*er*-mo;
for to soche pley*us* : nabbe ic none haste,
& mony a day ich habbe I-be, : & ȝut ic þenke, chaste.“
þan seyde þe ermyte, : „ich rede þe leue aryȝt! 15
for þorw þe child*us* mylke : habbe ic chal my syȝt.“
þa*n* seyde cilicine, : & gan to syke sor*e*:
„al redy ic am to godd*us* wille : nouþe & eu*er*mor*e*.“
also god ȝaf *grace*, : nouȝt þ*er*-aft*er* ful longe
cilicine þe gode wif : w*i*t childe was by-vonge. 20
to her*e* com þe blinde ermyte : þo ȝhe deliuerid was:
& wit her*e* mylk hadde his syȝte : as god ȝef þe cas.
alle þey þonkid Jh*e*su *cri*st : þ*at* in þe place wer*e*,
& of þese two wondris : wel wide me spake þer*e*,
of þ*at* olde wif þ*at* was so : myd childe þo y-vonge, 25
& þ*at* þe ermyte hadde his syȝt : þat hadde be blind so longe.
þo þis child of elde was, : to scole me him dede.
to lerny wel fayr*e*, *gra*ce he hadde : anon in þe stede.
swyþe mylde he was of speche : & swyþe lite he louȝ,
alle pleyu*s* he forsoke : & to chirche him drouȝ, 30
glotenye he hated eu*er* : & to fasting toke,
& mest he loue(d) of al þing : to lokin on a boke.
þo remygy of elde was : of to & twenty ȝer,
þe byſſchop of ramense : drowȝ to deþe þer.
ac anon so he was ded : & I-buriid in molde, 35
þe clerk*us* come to-geder*e* : so þey w*i*t ryȝt cholde,

---

298 Ms. aryȝte in & ryȝte korr. 301 l. overcome. — [1] Das Gedicht giebt einen kurzen Auszug aus der Vita auctore Hincmaro episc. Remensi, in A. SS. Boll. Oct. 1. — 23 Ms. for alle.

a byſſchop for to chese : in Jh*e*su *cristus* name.
remygye þo was w*i*t hem, : þat was of good fame.
of on syde & of oþ*er* : þey speke swyþe faste;
so þ*at* remygye to byſſchop : alle þey chosin at þe laste, 40
& seyde, for ȝouþe me ne cholde : spar*e* þilke eliccioun.
remygy w*i*t wel drery cher*e* : fil a-knes adoun,
& seyde, „ic ne can nouȝt þ*er*-on : & onworþy ic am þ*er*-to.“
þey he wep & w*i*t-seyde, : ȝit he hit most ondirfo.
and nouþe ȝe chollIþ I-her*e* : of a wondir þing, 45
þ*at* by-fil to remygy : þe day of his sacring:
a leem of bryȝt fer*e* : of his heued aros,
þ*at* þ*er* nas non þ*at* hit I-sey : þ*at* sore þ*er*-of nagros,
& ondirstood þ*at* it was : to him f*ra*m heue*n* I-sent.
on him it leued fort he hadde : ondirfong þe sacr*e*ment; 50
& þo he hadde so I-do, : þe fer wente vp an hyȝ.
eche man I-þonkid god : þ*at* þis wondir I-syȝ.
for al his croune þouȝt I-noynt : þo þe fer was by-leued;
swett*er* smel ne m(i)ȝte be : þan com out of his heued.

Hit by-fil on a tyme : þat remygy I-herberuid was 55
at a good wyu*us* hous : as god ȝaf þ*at* cas;
& as god it wolde : her*e* win was al a-go.
þerfor*e* nyst þis good wif : for sorwe what to do.
eu*er* so ȝhe ȝede aboute, : swyþe sor*e* ȝhe syȝte;
ac þey ȝhe made to remygy : as glad semblaunt as ȝhe myȝte. 60
þo seint remygy þis ond(i)rȝat, : he seyde in p*re*uyte:
„tel me, dame, for *cristus* loue : what þing eyleþ þe,
& why artouȝ so sory : & why makistou soch far*e*?
god, þat is almyȝty king, : ma wel a-le*gg*en þy care.“
„lytil wondir, syr*e*, hit is : þey þ*at* ich ben ful wo, 65
for, I-wis, our*e* winys : hy beþ echon I-do,
& ic nabbe non oþ*er* þing : for to libben by.
for drede of gret hongir & ferst : ic make soche cry.“
þo hadde syr*e* remygye : of þis word gret pyte,
& seyde, „gawe in to þy seler*e* : þyne tonn*us* for to I-se!“ 70
fforþ þey wentin I-fer*e* : Into þe seler adoun.
remygye set a-dou*n* a-kne : & seyde his orisoun,
& suþþe he aroos & ȝede : & blessid þe tonn*us* on & on:
& of swyþe noble win : ful þey be-come echon.
þe wif be-held þe tonn*us* : hou þey orn ou*er* aboute; 75
he seyde, „dame, haue þis wiin : & libbe w*i*t-outen doute!
& serue god eu*er* aryȝt, : for he þe finde may
alle þing þat þou hast nede to, : by nyȝt & ek be day.“

(lodowein, þe king of f*ra*nce, : In þilke tyme heþ*en* was.
his wif, was a *cri*stin woman : so god ȝef þ*at* cas, 80
wel moche radde her*e* lard : *cri*stindom to ondirfo;
ac he nolde for noþing : þat ȝhe myȝten do.
almayn*us* in þilke tyme : vppon his lond come
& destroyedin his lond*us* : ofte & þ*at* I-lome,
his toun*us* þey for-brendin : & his men þey slowe. 85
þ*er*for*e* þe king was wel sory, : & oþ*er* men I-nowe.
to his wif he tolde þo : þat he moste sau*n*fayle
ben a-wr*e*ke of þe alemayn*us* : & slen hem w*i*t batayle:

---

48 Ms. nagros mit überschr. e. 64 Ms. a lengen. 70 = go we. 81 Ms. readde.

& euer þe quene him radde : whan he to here come,
þat he cholde in *cristus* name : afonge *cristindome*. 90
þe king to here answered : wel myldeliche þo:
„ȝif *crist* me helpe þat ich be : deliuerid of þis wo,
cristindome on his name : I-wis ic wole take
wit wel good wille, : nel ic hit nouȝt for-sake.“
þan seyde þe quene þo : & radde him aryȝte: 95
„loke þat þou ne triste nauȝt : to þin ouen myȝte,
ac echdel þou most triste : on his swete *grace*:
& þou chalt habbe þe maystrie : I-wis in þat ilke place.“
fforþ wente þe gode king : so he auȝt to done,
& hadde þorwȝ .goddus grace : þe maystri of his fone; 100
& hoom he com wit his men : & weren hool & sounde.
þe quene to him seyde : in þat ilke stounde:
„be-þenke þe, syre, what þou be-hyȝtist : Jhesu *crist* & me
or þou wentest to batayle, : I-*cristenyd* for to be
ȝif þou haddest þe maystrie; : & now þou it hast I-wis, 105
hold þy woord, ic þe rede, : for ellis þou dest amys.
for þey he be fol of *grace*, : wreche-ful he is also
to ech mon on erþe : þat wolle him mysdo.
þerfore holdin þy beheste, : oþer ellis at þe ende
In body & in soule, ic woot, : he þe wol a-chende.“ 110
þe king granted here anon : al þat ȝhe haueþ I-sede;
to wendin after remygye : wel hastely he bede,
his wil he him tolde : þo he was þedir I-come —
cristinmen þat þis I-herde : gret ioye þey habbeþ I-nome.
water he halwid & *cristenyd* : anon þe gode king. 115
& nouþe ȝe mowe I-here : a swyþe wondir þing: [f. 230]

Whan þe tyme com þat he cholde : wit oyle anoynt be,
remygy nyste wer þe crem was, : ne non he myȝt I-se.
þerfore vp to heuene : hys eyen wel sone he caste
& bed to god stilleliche : In his herte wel faste 120
þat he cholde þorw his *grace* : him som crem sende,
so þat he myȝte þis *cristindome* : aryȝt bringe to ende.
þo he hadde his bone I-bede, : a whit coluere com fle
& brouȝt an oyl-fat in here bele, : non rycher ne myȝt be;
þe oyleuat ȝhe tok : in remygyus honde — 125
alle men þat I-sey þis : þonkid *cristos* sonde.
remygy dede þo wit þe creme : þat he auȝt to done;
& suþþe he sente þe remenaunt : to ramence wel sone —
for þer hit is ȝit I-kept : wel nobeliche I-wis,
& kingus me anoynt þer-wit : whan eny I-crouned is. 130

Remygy þe gode byſſchop : hadde a kenus-man
þat was a swyþe noble clerk : so ich ȝou telle can,
for man he was of mochil pris — : genewald he heet þo;
chast he was & hadde ek : I-spousid a wif also.
remygy ofte com by him : so he went vp & doun, 135
& conseylid him for here chastete : to take religyoun.
þe good wif wente to nonnerye : & ladde clene lif þere,
& ienewald wente to on abbeye : to monkus þat þer were.
swyþe hard lif he ladde : þe whyl þat he þer wes.
so þat þorw remegyus reed : to byſſchop þey him chese, 140
of þe cyte of london : pyſſchop he was I-made,
& alle þat him I-knewe : for him þey weren wel glade.

94 Ms. willo. 126 Ms. *cristous*. 135 u. 136 him st. hem.

nowȝ is genewolde byſſchop : & seruiþ god aryȝt,
wel moche he hated sinne : þe day & ek þe nyȝt.
& þe nonne, his good wif, : moche ȝhe hated sinne also, 145
& to þe schreue of ienewold : wel ofte ȝhe wolde go.
þe fend, þat euer haþ enuye : to euerich gode dede,
was anoyed þat þey cholde : so holy lif to lede,
& gan entysy genewold : & his wif also;
so þat þey synnyd fleschliche : boþe to-gedir þo. 150

Hit by-ful þorwȝ goddus grace : nouȝt þer-after longe
þat þe wif þe a cnaue-child : by genewald was by-fonge.
þo þat child I-bore was, : to genewald me told hit sone.
he bed me chold it cristeny : so ryȝt hit was to done,
& bede me cholde clepye : þe childus name latro, 155
for here beyre sinne : þat in þefte was I-do.
latro is an englisch : ‚þef' I-cleped, I-wis,
& for he was in þefte by-ȝete : soch his name is.
Ofte hy comen to-gedir : more sinne for to do;
so þat þer was a douȝter by-ȝete : be-twene hem boþe-to. 160
lupa me het here name clepye, : for þis skylle I-wis:
for ȝhe was be-twene hem : so byȝeten amys.
lupa is ‚a wolf' I-cleped : for soþ in oure speche,
& þe fend is be-cleped wolf : mannus soule to be-ceche.
for þe fend entysid him : soche sinne for to do, 165
wolf he cleped his douȝter : for ske(le) hit was þerto.
now be-com þe biſſchop genewold : for his sinnus so wo,
þat he nyste alyue : what he myȝte do.
a messager he sente : after remygy swyþe,
þat he cholde to him come : to chriue him of his lyue; 170
ffor he nyste for chame : what he myȝte do.
þo remygy it wiste, : anon he com him two.
Genewold fil a-doun a-kne : & chrof him þer anon.
& remygye him let be-loke : in a wal of stoon.
a lytil dore þer was on, : þat remygy leet arere, 175
& þer wit him þe keyes, : lest eny man him out let þere
oþer his wif eftsonys : myȝt come him to,
to don fleschlich sinne : so þey hadden er I-do.
Remygy ordeyned his mete, : so ic ȝou telle may,
a pound of barliche-bred : to habben ech day, 180
& a drauȝt of cold water : he cholde habbe also —
wel lyte him auȝt to loste : lechery to do!
Genewold þer durid .vıȷ. ȝer : in þat ilke cas,
& bede so for his sinne : þat hit forȝeue was.
wel he myȝt I-wite : þat he hadde forȝeuenesse I-hent, 185
þorwȝ tyding of an aungel : þat to him was I-sent
& seyde, „genewold, þy sinne : al clene forȝeue is.
þerfore þou myȝt wende : out whan þy wille is."
Genewold him answerid, : „ic ne chal neuer-mo
out of þis chaumbir wende : ar remygy com me to; 190
& þey ic it wolde, Ic woot wel þat ich ne may,
for þe dore is ouer me I-loke : boþe nyȝtus & day."

„Nay," quaþ þe aungel þo, : „for nouþe hit is vndo,
& þou myȝt to þy wille : out of þis ilke stede go."
„alle goddus wille I-worþe!" : genewalde seyde þo, 195
„for her ich wol abyde : fort remygy com me to."

162 Ms. byȝeton? 163 Ms. lupas.

forþ wente þe aungel : on þe ryȝte way,
fort he come to remygye : þat in his bedus lay,
& seyde to remygy, „Jhesu crist : wole þat þou wende
& deliuere genewald, : for his lyf draueþ to ende, 200
& his sinnus him beþ forȝeue : þat he haþ I-don."
þo remygy I-herde al þis, : he þonked god anon,
& wente to ienewold : & fond þe dore ondo.
þo hy to-gedere come, : ful glad þey weren bo;
þey wenten to chirche : & deden goddus seruyse. 205
moche þey dwelden I-fere : þis men þat weren wise.
Genewold drouȝ to deþe : so we cholleþ echon,
& latro me made byſſchop : after him anon.
he lyued swyþe holy lif : to his lyues ende,
& loued god & his seruis : & to al goodnes gan wende. 210
þo þat þe nonne : þat his owe modir was,
I-herde telle þat genewold : dede was by cas,
to penaunce ȝhe here pitte : swyþe hard & stronge,
& went here in to wildirnesse : & þer leued ful longe;
so þat at þe laste : ȝhe went out of þis lyue 215
& wente to þe ioye of heuen : þer beþ festis ryue.
& þerfore ic ȝou warny : þat beþ I-bounde in sinne,
of wanhope þat ȝe ne ben I-take : for none worles winne,
þat god him nele for-ȝeue sone : þat crye him milce & ore;
for gladdere he is of a man : þat haþ a-gilt him sore, 220
þan he is of an hondred : þat beþ in gode lyue,
& he come to amendement, : man, mayde oþer wyue —
for holywrit spekeþ her-of, : gret comfort hit is to vs alle,
ech man to þenche þer-vppon : so what him euer befalle;
& þat þey ne to longe abyde : chrift to ondirfonge, 225
for in doing, perel is : þer-wit to abyden longe.
Now Jhesu, þat for al mankende : deþ þoled on þe rode,
haue mercy on þy hondywerk, : so þou hem ondirſtode
& brouȝtest hem of þe þraldome : þat þey were I-bounden Inne; [f. 231]
for-ȝeue vs oure mysdedis, : so ofte I-bounden in sinne, 230
& bringe vs to oure eritage : þat to vs alle is dyȝte,
& þer to wonye wit him : þat is oure alþer dryȝte. amen.

Seint anicet þe holy pope.[1] (17. April)

Seint anyſet þe holy man : þat somtyme pope was
In þe borwȝ of rome : so god him ȝef þe cas,
In cyre he was I-bore, : his fadir het Jon.
holyor man þan he was þo : nyste me nowher non.
ȝerus he leued (pope) nyne : & ek monþus þre, 5
þre dayis he leuede ek : so þe bok telleþ me.
Moche loued þis anyseth : god & holy cherche,
& strengþed him nyȝt & day : goddus wille to wirche;
cristin men wel swiþe : fram sinne he gan draue,
& tauȝten hem wit good wille : to holdin þe ryȝte lawe. 10
Als þe pope anycet : wente aboute þere,
he seyȝ clerkus & prestus : habben so long here
þat me ne myȝte I-knowe by hem : in none wise þo
wheyþer þey weren leued men : oþer hadde here ordre ondo;

---

206 Ms. dweldem. 214 hire in here korr. 216 Ms. þat þer. 219 Ms. & st. þat. 221—2 umzusetzen. — [1] Vita fehlt. — 5 pope fehlt. 14 l. do?

also him þouȝt here crounen : to lytil þey weren I-chore. 15
after alle his cardenalis : he gan to sende þerfore,
& ordeyned þat euerich clerke : þat wit ordre were
scholde ben so I-euesid : þat me myȝte I-se his here.
& ȝif ȝe wolliþ lerne : here crounus for to make,
þey moot lerne of monkus, : boþe whyte & blake. 20
þorwȝ conseyle of þe cardynalus : þe holyman anycete
vppon peyn of corsing : þis stat he holdin hete.
I ne segge it nouȝt be þilke : þat mowe leued be
& torne to þis worlde, : ȝif here wille by-se —
as beþ benettus & colites : þat mowin wit bygamye 25
oþer in oþer manere : to lesin here clergye;
ȝif þat þey ne ben a-singnyd : in chirch to eny seruyse,
he may him bet auyse: & ſſere in oþer wyse.
& ȝif he cholde seruy : to-fore god-his auter,
he moot let him euesy & chere : so ic ȝou tauȝten er. 30
& many clerkus þer beþ : þat nelleþ nouȝt don so,
for hy ne mowin for chame, : & þat is foul mysdo:
for who-so wille of his ordre : in herte take chame,
Ic woot in an oþer stede : him tit þolye grame.

Þis holy pope anycet : preched nyȝt & day 35
& strengþed him wel swyþe : to techen cristus lay.
þe maystris of þe temple come : to þe emperour —
rofin was his name — : & tolde þe deshonour
þat to þe godis was I-don : þorw þe pope anycet.
þerfore þe leþer emperour : him let anon fet; 40
& to him he seyde : whan he was forþ I-brouȝte:
„why despisist þou oure godus : & ne hem honourist nouȝte?
& ȝif þou wolt don by red, : þat þou ne ben I-chent,
þou most to hem ben boxum : & come to amendement.“
þe pope answerde myldeliche, : „Ich wolde swyþe fawe, 45
ȝif hit were cristus wille, : to amendemente drawe;
ac me þinkeþ in þy wordus : þat it amendement is none,
for wel ic woot to soþe : þat þer nys god but one;
& he me haþ I-maked : al heued of his cherche.
þerfore hit is a wondir to me : soch þing to wirche, 50
ȝif ich cholde my god forsake : & tak her to þyne —
for þat ne chal ich neuer do, : for wele ne for pyne.
My body is I-redy, lo, : do what þou wolt by me!
for ich nele to þin godus : neuer boxum be.“
„out, þef,“ quaþ þe emperour, : „habbe ich abede soch ende? 55
þou ne chalt neuer here-afterward : man alyue chende!
þou hast I-chent to manye : & I-drawe fram oure lawe:
þerfore in þis ilke day : þou chalt ben I-slawe.“
he cleped þo his tormentourus, : „ȝe ledeþ him out of toune,
& smyteþ of his hed anon : & bringeþ his lyf a-doune!“ 60
vorþ him ladde þese tormentourus : & habbeþ him aslawe —
þe .xij. calend(e)r of may : þey brouȝtin him of dawe. —
anycet maked by his lyue : prestus .xvij.,
& dekenes he made foure, : ic wot wit-outen wene,
byſſchopus he made nyne : to seruen god also, 65
er he wente to heuene : out of þis worldes wo.
Now bidde we to Jhesu crist : for loue of seint anyſcete
þat he vs bringe to heuene, : for þer is ioye swete. amen.

19 ȝe st. hy. 28 l. hy? Ms. let. 32 Ms. fooul. 38 Ruffin war Konsul.

Seint Sother þe holy pope.[1] (22. April)

Sother þe holy pope : in chau*m*payne was I-bor*e*,
of þe beste men of þe londe : ic woot he nom his mor*e*;
his fadir heet concors, : man of good fame.
sother louede lytil : any world*us* game;
also we redeþ in his lyf, : he louȝ swyþe selde; 5
whan he ne ȝede to scole : faste he wold gon to felde,
for he nolde his þonkis : worldis pley I-se —
þerfor*e* he wold afeld : him-self alone be.
& þorwȝ his fadir consayl : to rome anon he wente;
fo*l* glade was þe clergye : þ*at* þey him þer*e* I-hente. 10
wit hem he leuid wel good lyf : & lernyd wel ȝerne,
& to alle goodnesse : þis holyman gan torne.
so þat þe pope deyde : so god ȝef þ*at* cas,
& þorwȝ conseyl of þ*at* clergye : to pope I-chose he was. 15

Pope he lyued .ix. ȝer : & þre monþ*us* þ*er*-to
& also four*e* dayis ek, : as we I-findeþ so.
p*re*st*us* he made eyȝte, : & nyne deken*us* wise,
byſſchopus he maked þ*re* : to don godd*us* seruyse.
In his tyme þe clerke (!) : I-seyȝ of good lyue
wi*m*men in al þe lond : & nome conseyl blyue 20
ȝif wome*n* in holycherche : I-ordrid myȝte be,
for þe goodnesse þat me myȝte : In wome*n* I-se.
sother þe holy pope : him answered þ*er*-to:
„Gode women mowin wel : In r*e*ligion ben I-do,
ac I-crounyd w*i*t ordr*e* : ne chal be woman none, 25
for nomaner holylyf : þ*er* ne lyþ þ*er*-vppone.
ne þe cloþ*us* of þe aut*er* : ne cholle þey handly nouȝt,
bote þey ben parauentur*e* : to waſſchen he*m* I-brouȝt;
& ȝut ic hadde leuer*e*, : ȝif a dekene couþe,
þat he wiſſche þe cloþ*us*, : þan eny woman nouþe. 30
ȝut ne chal no wi*m*man : cast encence to þe auter.
& ȝif ȝe wolliþ wherfor*e* I-wite, : I wol ȝou seggen her:
god was (male) & made : þe order*us* eu*er*ychone,
& þ*er*for*e* he chal ben (male) : þ*at* chal þe werk*us* done.
ac þis ic wole *gra*ntin : wit-outin eny respit 35
þat wimman don alle þe werk*us* : þat may a colit;
& ȝut ich wole *gra*nten wel : þ*at* woman þe folk may p*re*che, [f. 182]
ȝif ȝhe ben of religiou*n*, : & her*e* sostris to teche.
& þey in none wise : ne can ich ȝit I-se
þat wi*m*men w*i*t ordr*e* : I-crounyd cholde be.“ 40
In to al þis lond : þis goodman gan wende
& fondid w*i*t his myȝte : þe maumet*us* to chende.
þo darie þe iustise : I-herde telle of þis,
his oþ he gan to swerye : In gr*e*t wraþþe, I-wis,
þat ȝif sother myȝte : owher ben I-founde, 45
he cholde for his lor*e* : þolye deþ*us* wou*n*de.
anon he sente knyȝt*us* : þat wer*e* of gr*e*t pouer,
to neme þis holypope : þ*at* me cleped sother.
þe knyȝt*us* him nome : & forþ þey him ladde,
& hyȝed swiþe baldeliche : as men þat nouȝt ne dradde. 50

---

[1] Vita (in v. 5 erwähnt) fehlt. — 10 Ms. for st. fol. 28 Ms. ben I-brouȝt, ben durchstr.? 30 Ms. wonan. 33 u. 34 male fehlt, der Raum ist leer gelassen. 38 Ms. & ȝif.

Whan he com be-fore þe iustyse, : darie him seyde to:
„sey, sother, what hastouȝ I-þouȝt, : what þenkistou to do?
wenystou chende oure godus : wit þin flatering,
& wit þin newe sawis : oure lawis to grounde bring?
þou ne chalt, ich swere þe : be mahound ful of myȝt, 55
ac þou hit chalt ful sore abigge : þat þou us dest onryȝt.
for hit is boþe lawe & skele : þat we oure godus werie,
so þat no soche fals trewaunt : ne schole hem aderie.
& þerfore ich þe rede : þou don hem sacrefise,
& let ben þy false lawis, : lest þe ful sore agrise!“ 60
Sother him answered : „þou myȝt don þy wille —
of my body pouer þou hast : & him to aspille;
for to þin falce godus : sacrefise nel ich do none,
for raþer ich wolde for-brenne : fel, flesch & bone.“
þe tormentourus habbeþ anon : al his heste I-don. 65
& so deyde his body : & his soule to heuen gan gon.
þo þe feer was wit-draue, : þe body I-founde was
hool wit-outen any wem — : nas þis a woundir cas?
þe tenþe calend(e)r of may, : ic wot, he deyde þo.
& rome was on & twenty dayis : wit-oute pope also; 70
& after þat anycet : was I-went to heuene,
rome was wit-oute pope : dayis but seuene.
& þus he ended his lyf : for Jhesu cristus loue.
now bidde we alle to him : þat is in heuene aboue,
þat he vs ȝeue grace here on erþe so do, 75
oure soulus fram sinne sauie : & after come him to. Amen.

— — —

Gay þe holy pope.[1] (22. April)

Gaye þe holy pope : þat goodman was & hende,
was of dyoclisianus, : þe emperourus, kende.
he was I-bore in a londe : me clepeþ dalmatyke,
of men þat louedin false godus : here soulus to byswyke;
Gaye was ek his fadir name, : & so me cleped his sone — 5
for so hit is I-lome : ȝit to men I-wone.
þo he was of elde, : to scole he was I-sette,
for he cholde in here lawe : here goddus hery bette.
childrin þer were wit him at rore (!) : þat were swyþe wyse,
þat louedin euer Jhesu crist : & ek his seruise. 10
In his lore þis holy child : lerned wel I-nouȝ,
& to þer cristin childrin : swyþe moche he drouȝ.
for he hem seyȝ In soch be-leue : moche wondir him þouȝte,
& for to tellin of Jhesu crist : ofte he hem besouȝte:
so þat þis good childrin : preched to him aryȝte 15
hou god by-gan þe world : þorwȝ his ouen myȝte
& howȝ he made sonne & mone : & al þing þat is,
& howȝ þe world was I-lore : þorwȝ mannus sinne I-wis,
& howȝ Jhesu goddus sone : oute of heuene alyȝte
& nom þe kende of man : wit þe fend to fyȝte, 20
how Jhesu þorw his swete wille : dyde vp-on þe rode
& bouȝte mannus soule : þorwȝ his swete blode,
how he aros to lyue : vp(-on) þe þridde day,
& how he stey in to heuene : þe childrin toldin gay,

76 Ms. þe st. him. — [1] Vita fehlt. Die Papstlegenden sind aus des Anastasius Liber Pontif. selbständig entwickelt. — 9 l. lore oder scole?

& of þe beleue al : þe childrin tolde þe kende. 25
Gay be day & be nyȝt : drou þis þing to mende,
& of *cristus* passiou*n* : swyþe moche he þouȝte,
þ*at* of þis world*us* blis : noþing him ne rouȝte.
ac in his herte *pre*ueliche : so wel he it wiste
þ*at* his fadir on al his lif : þ*er*-of noþing nystę. 30
Seþþe deyd his fadir so : as ic ȝou may telle,
& for his false be-leue : his soule went to helle.
aft*er*ward þis gay : be-þouȝt him wel I-nouȝ
& w*it* alle his myȝte : to cristindome he drouȝ:
so þat þorw godd*us* gr*a*ce : I-cristenyd he was, 35
& he w*it* al his myȝte : þonked godd*us* gras.
alle þing he solde : þat he on erþe hadde,
& ȝaf it for godd*us* loue, : & holy lif ladde.
seþþe he went to rome : to cristinme*n* þ*at* þ*er* wer*e* —
& glad wer*e* *cri*stene me*n* : þo þey seyȝ him þ*ere*. 40
so hit be-fil þorwȝ godd*us* gras : þat þe pope was ded,
& þ*er* was gay to pope I-chose : þorwȝ al come*n* red.
.xij. ȝer he was pope : & four*e* monþ*us* þ*er*-to
& in his baylye he lyued : .xij. dayis also.
he ordeyned þ*at* ech man : þat *pre*st wolde be, 45
scholde vndirfoug þe ordr*e*s : fro gr*e* to gr*e* —
wit-oute lope & defaute : þat þey I-taken wer*e*;
& ell*us* ne cholde noman be : to *pre*st I-ordeyned þer*e*.
he ordeyned þ*at* deken*us* cholde : *pre*chin þe newe lawe
as wel as *pre*st*us* cholde, : me*n* to goodnesse drawe; 50
þ*er*for*e* he sent aboute : þe deken*us* þat þ*er* wer*e*,
þat þey cholde w*it* her*e* myȝte : men to goodnesse ler*e*;
& ordeyned þ*at* ech cholde : dwellin I*n* his contr*e*,
þ*at* þey ne come to-geder*e* : for nouȝt þ*at* myȝte be,
but it wer*e* for nede : þat þey weren of-sent 55
to speken of þe *cri*stindom : þat it wer*e* wel I-hent.
*pre*st*us* he made, wel ic wot, : ful twenty & fyue,
& þ*er*-to deken*us* .viij., & fyue byſſchop*us* be his lyue.

Seþþe þe deuil his myȝte : cheued aboute faste,
& in to þe emp*er*our*us* herte : a leþ*er* þouȝt he caste. 60
hit was þe seconde costantin : þat was þo emp*er*our,
of þe berþ (!) of rome : he weld al þe honour.
aft*er* al his consayl : þilke tyme he gan sende
& seyde þat hit wer*e* wel I-doon : *cri*stin me*n* to chende. 65
al þe consayl was wel glad : þo þey I-herdin þis,
& seyde þat þis ilke þing : was wel be-þouȝt I-wis;
„what habbe we in þis lond : wit *cri*sten men to done?
al þat me may I-finde : ȝe heet hem neme sone,
for þey beþ false echon : & ne helpeþ nouȝt.
þerfor*e*, but þey come to mahoun, : let hem to deþe be
I-brouȝt!“ 70
Many messager*us* þ*er* were : anon forþ I-sent,
and cauȝte many *cri*stene men : & habbeþ hem I-chent. [f. 233]
þo was alle *cri*stene me*n* : þ*er*for*e* so sor*e* afryȝte
þ*at* ech man in his syde : dede him to flyȝte.
þorwȝ conseil of þe clergye, : tellin ich ȝou may, 75
In to a clif of an hille : fleyȝ þo þis gay.
Ic wot þ*at* he ne loted : þ*er*-inne no stounde
þat þe emp*er*our*us* messageris : nabbeþ him I-founde.

40 þere aus þedir come korr. 51 Ms. þo st. þe? 62 l. borȝ. 68 Ms. he heet.

anon þo þey him I-seyȝ, : þey seyde, „artou here?
woltow honoury mahound ȝit : & comen hedir nere?“ 80
gay answerde & seyde, : „mahound ic euer forsake,
& boþe my lif & soule : to Jhesu crist ic be-take.“
þo nome þey grete stonys : & leyde on ech a syde,
þat þe goodman cholde : nedus þer abyde.
þere deyde þis goodman : in honger & in wo, 85
þe teþe calend(e)r of may : ic wot hit was I-do.
Now Jhesu crist for þe loue : þat he loued seint gay,
þat he vs ȝeue his blessing : so wel so he may. Amen.

Seint emerinciane þe holy virgine.[1] (23. Jan.)

Seint anneys woned in rome : so ich ȝou toldin ere:
ȝhe hadde a fostirsostir : þat wit here woned þere,
emerencyane : me cleped þat mayde þo.
þo anneys was to deþe I-brouȝt, : ic wot þat here was wo!
to her toumbe ȝhe wente : & gan here by-mene; 5
so moche ȝhe wep for here loue : þat ȝhe wax blek & lene;
In so moche sorwe : here lif ȝhe gan to lede
þat hit is wel gret reuþe : In bok for to rede.
a day as ȝhe sat & wep, : ȝaraȝynus þer come
& scornyd swyþe þat mayde : so þey dedin I-lome, 10
& seyde, „þe were betere : In þe temple to be,
to honoury oure godus : þat beþ of gret poste,
þan in þis ilke wise : her al day to sitte
& wringe þyne honden : so þou were out of witte.
for wel þou wost to soþe : þat anneys is I-chent; 15
þerfore of þy weping : nys non amendement.“
aȝen þe leþer saraȝynus : þat mayde seyde þo:
„crist ȝe dede to deþe, : þerfore ȝe worþ wel wo!
moche good he ȝow dede : & þe gewis also,
ne myȝt ȝe neuer I-finde : þat he hadde ouȝt mysdo: 20
wit enuie ȝe him nome : & to deþe brouȝte
& for-ȝeten alle þe goodnesse : þat he to ȝou wrouȝte.
& þat ne þouȝt ȝoure elderin : nouȝt I-nouȝ to do,
ac alle þat on him I-leued : þey þouȝten to slen also,
& slouȝ wit here myȝt, : ne leued him nouȝt on. 25
þerfore þey wenten to helle, : & so ȝe chollin echon;
ffor þis mayde þat ȝe slowȝ : þat nadde noþing mysdo,
ȝoure soulus cholle to helle : & soffre þer moche wo,
& þer ȝe chollip sore abigge : þe dedis of ȝoure wikkid lyue
wit pinus & wit sorwe : þat beþ þer ful ryue — 30
for alle ȝe beþ chreuen : & euer ȝe habbeþ I-be;
for in wel mochil sorwe : ȝe habbeþ I-brouȝt me:
for þis ilke mayde : myn herte is wel wo.“
wit þat ilke word : emerincyane þey tok þo
& lad here wel villiche : fort ȝhe com out of toun; 35
þey striptin of here cloþis : vppon a fyle diggoun
& stanyd here myd stonus : & here to deþe brouȝte.
þerfore Ich ot to soþe : þat hy hit dere abouȝte!

For þer com a þonder-dent : fram heuen an hy þo
& slowȝ of þe heþen men : four hondrid & mo. 40
þey þat lefte on lyue : & ne deyde nouȝt,
þey gonne þo for drede : to cristindom torne here þouȝt:

87 tilge þat. — [1] Aus der Vita Agnetis (21. Jan.) selbständig entwickelt.

vive þousend þer were I-cristenyd : wit wel blyþe mode,
& euermore afterward : þey ladde lif wel gode.
ech man may wel ondirstonde : but if he be wode, 45
þat emerinciane I-cristened was : in here oune blode;
for ȝif þat mayd hadde I-leued : I-cristenyd ȝhe hadde I-be,
by þe wordus þat ȝhe spake, : for soþe so þencheþ me.

Of þre maner of cristindom : In bok ic finde I-write,
& here ic wole hit segge, : for ȝe hit choldin I-wite: 50
þe ferste maner cristindom : al-on In beleue is;
þat þer-þorwȝ many iewis : I-saued weren I-wis,
for þey leuedin þat goddus sone : scholde I-bore be
of þat mayde marye : þat was so hende & fre;
& þerfore þey drouin to god : & letin here folye, 55
& in here be-leue þey were I-cristenyd, : ich wot þat ich ne lyȝe.
Many aman, wel ic woot, : to blisse of heuen com,
as þe prophete ieromye, : þorwȝ þe oþer cristindom:
þey were aslawe for here treuþe : for þey nolde soffry þo,
bote þey hem wit-nome, : noman mysdo; 60
þerfore me hem toke : & to þe deþ me hem brouȝte —
weteþ þat þey were marteris, : for þey non harm ne þouȝte.

And þe þridde cristindom is : al in þe font-ston,
þorwȝ Jhesu cristus oune blood : þat we habbeþ echon;
þorwȝ þilke-maner cristindom : I-saued we cholle be, 65
ȝif we wolliþ goodnesse doon : & alle wikkednesse fle.
þorw þe seconde cristindom, : Ich woot mydeuiſſe,
þe maye emerinciane : wente to heuene-blisse.
here frendus nom here holy body : þo wit here myȝte
& beried hit be seint anneys — : hem þouȝt it was ryȝte, 70
for þey were fostrid : in here lyf boþe I-fere,
þat þey choldin in here deþe : ben I-beried in þat manere.
þe ȝaraȝynus weren of hem : so sore a-gast þo
þat þey ne dorste for noþing : here toumbus mysdo.
& þus ended here lif : emerinciane þat mayde, 75
& went to heuen ful I-wis : as ich ȝou habbe I-sayde.
Bidde we to Jhesu crist : for emerencianus loue,
þat he vs grantin þe blis : þat is in heuen aboue. amen.

Seint igin þe holy pope.[1] (11. Jan.)

Seint igin þe holy pope : in rome (!) was I-bore;
he ladde swyþe holy lif : so ich may ȝou telle fore.
his fadir was a noble clerk : & þey he was vncouþe,
þerfore ich ne can his name telle : forsoþe wit my mouþe.
Igin lernyd swyþe wel : þat he was to I-set, 5
þer nas in þilke tyme : noman þat lerned bet.
seþþe he went to attenus : þorwȝ his fadir rede,
& dede him to gret clergye : þe bet for to spede;
so wel he lernyd þer, : þis good child igin,
þat he couþe I-now of grw, : of ebrw & of latyin. 10
heþen he was þo ȝit : so ich hit finde I-write;
ac moche he desired euer : of cristindom to wite. [f. 234]

---

67 Ms. my deuiſſe. 69 Ms. nom þo. 72 Ms. & þat. — [1] Eine Vita Hygini (vgl. v. 41) fehlt; Anastasius enthält nur dürftige Notizen.

þerfore he went to rome : so god him ȝaf þat cas,
& ondirfeng cristindome : þo he I-come þedir was.
so holy lif he ladde : þat beter ne myȝte non be; 15
þerfore alle men him louede þo : þat him myȝte I-se.
so þat hit fil be chaunce : þat þe pope was ded:
þe bisschopus & þe oþer folk : þer-of tok to reed
& madin Igin pope : & heued of holycherche.
ȝerne gan þo þis holyman : goddus werke to werche. 20
wel moche he gan to preche : & folk to goodnesse lere;
& whan enyman mysdede : þat þo wit him were,
sore he wolde wepe : & bitter terus lete,
so hit were a ȝong child : þat were sore I-bete,
& sey hem he wolde myldeliche, : „why hastouȝ mysdo so? 25
nostow hit is aȝen þe lawe : synne for to do?
wel ich woot to soþe : þy soule worþ I-chent,
bote ȝif þou þe raþer come : to amendement.“
Talus he wolde hem telle : of holy mennus lyue
& þer-þorwȝ to amendement : hem drawe swyþe blyue. 30
moche he tauȝt of fasting : euer in his preching,
& seyde man myȝte þer-wit : wel moche to gode bring;
„for whanne þe body þorwȝ penaunce : Is to grounde I-brouȝt,
þanne ne may hit aȝen þe soule : þorwȝ sinne styȝe nouȝt.“
ten ȝer he was pope : & goddus werkus teyȝte, 35
& .vij. monþus þer-to : & also dawes eyȝte.
he ordeyned þat wit ech preste : þat chal singe in see
dekene, sodekene & colyt : at þe masse þey choldin be
& don here seruyse : so hit fil þer-to,
& nameliche vppon hy-dawis : he hyȝt me chold it do. 40
.xv. prestus he ordrid, : as ic finde In his lyue,
& bysschopus .vi. : & ek dekenus fyue,
to seruy holy cherche, : he ne maked na mo.
a prince þer was in þe londe, : prisce me het þo:
to þis ilke holy bysschop : he hadde gret enuye 45
& sente after him anon : wit a gret companye.
þo he was to him I-come, : he het him binde faste
& to stronge þeues : In to preson caste.
& þer lay þis holyman, : Ic wot, swyþe longe,
wit gret cold & hongir : I-pinyd swyþe stronge. 50
þe seueþe day of ieneuer, : so tellin ich ȝou may,
deyde þe holy pope Igin : in preson þer he lay.
rome was wit-oute pope : þre dayis þo.
& þus endid þis goodman : as ic ȝou toldin so.
Now, Jhesu, bring vs to þe ioye : þat he is I-brouȝt, 55
as þou wit þy fy(f) woundus : dere vs alle bouȝt. amen.

Melchiades þe holy pope.[1] (10. Dec., al. 9. u. 11. Jan., 2. Juli)

Melchiades þe pope : in Affer I-bore was,
of swyþe good cristin kende : so god ȝaf þe cas.
pope he was þre ȝer : & .vij. monþus also
In þe borwȝ of rome, : & .viij. dayus þer-to.
.vij. prestus he made : þat goodmen weren echon, 5
.v. dekenys & .xij. bysschopis, : goddus seruise to don,
& sent hem in to contres : aboute for to preche,
of Jhesu cristus lawe : þe peple for to teche.

51 l. eleueþe. — [1] vgl. Anastasius Lib. Pont. — 7 Ms. henn.

on a tyme hit be-fil : þat he het of-sende
þe clergye & oþer men, : þat gonne to him wende. 10
of many þingus þey speke : þo þey were I-come.
þo þat þey gonne of fasting-dayis : speken alle & some,
þo gan þis holy pope : þat heet melchiades
speke to-forn hem alle — : þe oþer weren in pes:

„Lordingus,“ he seyde, : „telle ich ȝou may 15
þat god haþ for man-kende : I-makid þe soneday
many a wondir werke. : for þe sone-day I-wis
erþe he maked & heuene : þat is so ful of blis;
also vppon þe soneday : he made sacrefyse,
boþe caym & abel, : ac nouȝt in one wyse — 20
ffor þat on was good : þat oþer nas nouȝt so.
& ȝut vppon þe soneday : more þer was I-do:
þe grete flood on erþe com : to drenche alle þing,
& also vppon þe soneday : (þe) chip tok resting
þat nowe & his ferin : þer-in weren I-do — 25
of alle þat were in erþe : alyue nere namo.

Abraham þe soneday : his sone haþ I-take
& wolde him habbe I-slawe : sacrefise to make:
God þorwȝ his myȝt : þer-to tok good kepe
& in stede of þe child : anon sente a chepe, 30
he het þat he ne cholde nouȝt : isaak mysdo;
In stede of þe ȝonge child : þe chep he slouȝ þo.
ȝut vppon a soneday, : as þe bok telleþ me,
Moyses brouȝte þe iewis : ouer þe rede see;
he tok moyses þe lawe : vppon a soneday, 35
& let rine bred & flesch : fram heuen, tellin ich may.

And þe soneday, wel ic wot, : Jhesu crist was bore,
to biggin vs out of helle : & men þat were for-lore.
& ek vppon þe soneday : he tornyd water to win —
þey þat þer-of dronke : þey founde hit good & fyn. 40
& he arerid to lyue ek : vppon þe soneday
laȝare, þat foure dayis : In his pit ded lay.
also þe soneday : to Jerusalem he rood —
þe honour þat me him ded : þe peple wot al abrood.

Fram deþ to lyue he aros : þe soneday wel ryȝte, 45
& sente þe holy gost to his desiplis : & on hem alle alyȝte.
In somme bokus me findeþ : who-so takeþ ȝeme,
þat god chal þe soneday : al þe world deme;
oure (lord) brouȝt his modir : in to heuen-blisse,
& seint Jhon þe vangelist, : ich woot wel myd-I-wisse. 50
þerfore ic hote þat noman : non ertheliche werk wirche,
bot goddus seruise don : & go to holy cherche;
ne vppon þe soneday : fasting non chal be,
for hit were aȝen þe lawe, : also þencheþ me,
þat man were in penaunce : & ek in fastinge 55
þilke day (þat) god vs brouȝt : al in gladinge.
þe þoresday also : god made his maunde
among his desiplis, : as þe bok telleþ me:

15 ff. Diese Rede ist offenbar selbständig entwickelt. 19 he st. hy. 25 l. noe.

he hem fedde in body : & ek in soule also,
for his flesch & his blode to hem he ȝaf & made þo — 60
of bred, of win & of water : he made þis wondir þing:
among his desiplis he made : þo his gestenyng.
oure flesch an holiþorsday : he ber to heuen an hy
& set him in his trone : to his fadir wel ny.
þerfore ich hote þe þorisday : men take glading, 65
& þat me ne asingne þat day : to no fasting,
but hit falle by cours : þorwȝ chaunging of þe ȝere
þat eny vigil ben by cas : newe I-founde þere: [f. 235]
þan þat me faste wel : so ich soffre may,
for þe loue of þe seint, : nouȝt for skylle of þe day." 70
alle þat þer weren : habbeþ I-granted þis.
for þoresday & soneday : heþen men fastiþ I-wis;
& for þey nolde hem be I-lych : in þat ilke þinge,
þerfore he haþ forbode : þat ilkedayis fastinge.

A iustise was on þilke tyme : þat me cleped rufin: 75
he let neme melchiades : & dede him wel moche pyn;
þe verþe Ide of decembre : he leet him sle also,
& ich ne finde nouȝt to soþe hou : he was to deþe I-do.
þo rome was wit-oute pope : dayis twenty & .vij.,
after þat melchiades : was I-went to heuene. 80
for euer me haþ gret enuye : to men þat beþ gode,
as me hadde to Jhesu crist : þat deyde for vs on rode;
for euer þe wikkid fend : eggeþ man to don mysse,
whan þey ben in good lyue, : þer-of hem bringin to wisse.
now bidde we god almyȝty king : þat after oure ending 85
to þe ioy þat lasteþ euer : oure soulus (he) þedir bring. amen.

Seint damas þe pope.[1] (11. Dec.)

Seint damas þe pope : was I-bore in spayne.
þe whil he was a ȝong child : he liste nouȝt to playne,
for he him strengþed moche : to ben of good fame —
so dede his fadir him by-fore, : antoyne was his name.
þo he was to pope I-chose : so god him ȝef þat cas, 5
an oþer also was I-chose, : corsin I-cleped þo was.
boþe þey weren godmen : & holimen also;
& for þer ne may be pope : but on neuer mo,
& for damas was stalworþe : & redy of speche,
þe maystri of holy cherche : me gan him by-teche; 10
Corsin þey made byſſchop, : ic segge wit-oute fayle,
of þe cyte of appoline : þorwȝ comyn consayle.
twey cherchus damas made : wel noble in þe cyte:
þat on be-syde þe teatre : ȝut me may I-se,
þe oþer cherche he made : so be-syde þe wey 15
I-cleped was adriatine : by þat ilke day.
& ȝut he haluid þe stede : in þat cite, þere
seint peter & seint poul : I-fere I-beried were.
damas was þo pope in rome : ful eyȝtene ȝer
& eyȝte monþus & ten dayis : þe dingnete he ber. 20

59 Ms. in body In body. 69 Ms. ich þe. ich = ech. 81—84 ungehörig. —
[1] vgl. Anastasius Lib. Pont. — 6 al. Ursinus. 12 l. neapoli. 16 Ms. adriaime, lat. ad viam Ardeatinam. 18 Ms. I I fere.

prestus he made þritty : & twelf dekenys þer-to,
byſſchopus he made .lx. : on abite for to go
fram contre to contre : leuede men to wise
þat þey cholden here lif leden : in goddus seruise.
two dekenus in þulke tyme : were in þe cherche I-do, 25
concord & calixt : men hem cleped þo:
to þis pope damas : þey hadde gret enuye
& gonne him defame : of opin lecherye —
wel ich wot þat hit was : þorw þe entysement
of þe deuel of helle, : to maken hem I-chent. 30
wel sory was þe pope : for þe sclaundre & þe cry,
& þouȝt in woche wise : he myȝt him porgy.
anon he leet ofsende : al after þe clergye
& after erlus & barouns : swyþe gret companye.
þo þey were to-gedir I-come, : þe pope aros alone 35
& seyde, „leue breþerin, : I-herkeneþ me echone!
Calixt & concord : þat ȝe mowȝ here I-se,
of a foul lecherie : þey habbeþ defamed me.
þerfore ic habbe ȝou of-sent, : þat ȝe me cholde wise
hou ic myȝt I-porged be, : to saue þe fraunchise 40
þat ech pope haþ I-had : þat was by-fore me —
for loþ me were in any wise : alese þe dingnete.“

And þer þorw comyn conseyl : aperȝid him I-wis,
wit eyȝte & fourty byſſchopis : þat weren of mochil pris.
out of cherche me drof : þe false dekenus two, 45
& þouȝt þat þey cholde : to deþe ben I-do.
damase hadde reuþe of hem : & ne soffred hit nouȝt
þat þey for here trecherye : were to deþe I-brouȝt;
ac wel he soffrid þat þey weren : out of þe chirche I-dreue,
In myseyse & in care : þer-after for to liue. 50
þo ordeyned damase : to segge fer & ner
at matenus & at þe tydis : salmus of þe sauter,
& at euesong & at complin : þat me hit choldin do,
vppon þe peyne of corsinge : þe pope he he(t) hit þo.
& in to al holichirche : ful wel ȝe witeþ I-wis 55
þat þilke statut oueral : ȝit I-holdin is.
þe þridde calendir (!) of decembir : out of world þisse
damas wente, out of þis lif : in to heuen-blisse.
þritti dayis was rome : wit-oute pope þo.
& þus endid þe lif : of damas þe pope so. 60
now preye we to Jhesu crist : þat is so fre & hende,
whan we partiþ of þis world : let oure soulus to heuene wende.
amen.

Seint saturnin and cicin, twey holy marterus.[1] (29. Nov.)

A prest somtyme was in rome : me cleped saturnyne,
þat hadde wit him a dekene : þat was I-hote cysine;
gode men þey were boþe : & wel holi lif ladde.
þe emperour maximyan : þer-to gret enuy hadde:
þer-fore he hem dempned, : so ich ȝou telle may, 5
þat þey choldin delue : boþe grauel & clay.
þere þey serued Jhesu crist : wit wil & wit þouȝte.
þerfore þey were eft-sonys I-nome : & to-fore þe emperour I-brouȝte.

32 Ms. spergy. 54 Ms. he he het. 57 l. Idc. — [1] cf. Acta S. Marcelli papae (Act. SS. Boll. 16. Januar).

þe emperour het þo anon : In preson to do saturnyne,
& bringe him to-fore þe dekene : þat het sysine. 10
& to him he seyde anon : þo he was I-come:
„felawe, þou most tellen vs : þin name at þe frome."
þe dekene him answerid, : „þe name þat is myn
Is among cristenemen : I-cleped sysin.
Jhesu cristus þral ic am, : & wol ben euer-mo, 15
Ich wol loue & serue alle hem : þat on him I-leueþ also."
þe emperour answerde, : „þer-of haue þy pes!
sysin, þou most don sacrefise : to oure god ercules
& do to him sacrefise : so þou ouȝtist to dô,
oþer ich wole for-brenne : þy flesch in sorwe & wo." 20
þo þis emperour hadde I-seyd : alle þese wordus þere,
sysin þo for gladnesse : gan to leyȝe wel smere,
& seyde, „I-wis, syre emperour, : þou ne myȝt me paye no bet,
for habbe þis ilke þing : I desirid euer ȝit,
to ben for Jhesu cristus loue : I-brouȝt of lif-dawe; 25
þerfore ich am swyþe glad : for him to ben I-claue —
& ellis ic were vnkende, : for he deyde for me.
þerfore þou myȝt, syre emperour, : don what þy wille be;
I-chose ic habbe to Jhesu crist, : to him ic wole holde." [f. 236]
þe emperour seyde, „lo, þis þef : spekeþ wordis bolde! 30
to ladioce, þe port-reue, : þefore he chal ben I-take,
þat he him caste in preson : to make his lemys ake."
ladioce him ondirfeng : & bond him swyþe faste,
& suþe in to preson dep : wel harde he him caste.
approprian me cleped : him þat was iayler, 35
þat him pinyd, & oþer mo : þat weren in preson þer.
ladioce him after sente : after dayis seuene.
wit þe sonde þer comeþ þo : a swyþe fayr lyȝt fram heuene,
In þe lyȝt þer com a vois : þat seyde wit-oute fayle:
„comeþ to me, my blessid childrin, : þat libbiþ in trauayle, 40
& ondirfongeþ mede : of þe heuene-king,
heuene þat he made to ȝowȝ : er þe worldus be-ginnyng."

Sore him gan of-drede : þo approprian, (2. Febr.)
& to-fore sysinus feet : akne he fel after þan
& seyde, „ich þe bidde, cisin, : pur seint charite, 45
þat þou ne tarie no lenger : þat þou ne cristeny me."
water he nom þo anon : & cristenyd ap(p)roprian þo.
þo laydioce Iherde þis, : his herte was wel wo,
& after ap(p)roprian anon : wel sone he haueþ I-sent;
& seyde, „me telleþ to soþe : þat þou þe haft I-chent: 50
þou hast forsake mahound : & oure godus alle,
for, wit hit wel, ȝif hit be soþ, : ful euel þe wol be-falle.
þerfore don be red : ryȝt as ic þe wise,
& sitte akne wit good wille : & don hem sacrefise!"
„ȝe, ȝe," quaþ approprian, : „Ich wot ful wel anon 55
þat þey be deue & doumbe : & deuelin euerychon.
þerfore ic here forsake : boþe hem & þe,
& to Jhesu crist of heuene : ich be-take me."
þo seyde ladyoce, : „þat hit ne be by-leued,
& ledeþ him quik out of þe toun : & smyteþ of his heued!" 60
þe tormentourus him nome : & ladde him forþ þo,
& here lordus heste : anon habbeþ I-do —

11 Ms. I co come. 35 al. Apronian.

wikked was þe lord : & wikkid ek þe meyne!
þey þe body were ded, : þe *soule* to heuen gan fle.
Erþe me brouȝt to erþe : so hit was skille & ryȝte, 65
ac al of þe holi soule : nadde þey no myȝte.
seþþe laydioce het : þat cisine weren forþ I-brouȝt,
& seyde to him anon-ryȝt, : „hastou I-chaunged þy þouȝt?"
sysin him answerde : & seyde, „syre, nay,
for þer nys þing on erþe : þat my þouȝt chaunge may. 70
Ich þe haue al of my wille : before I-seyd þe ende,
þat ich wole wit Jhesu crist : euer-more al wende."
„a, fy! foule stronge þef," : ladioce seyde þo,
„ȝit þou chalt eft-sonys : In preson ben Ido,
for ich wole þat ech man I-wite : þat ich am hende & fre, 75
to loke ȝif men of here folye : amended hy wol be.
& ȝut ic rede þat þou þe ȝit betir by-þenche,
oþer me chal þin folys : myd p(i)nus þe aquenche."
wit þat ilke word : sysin was þo I-do
In to preson, þer satornyne : was wit oþer mo. 80
ech of hem I-knewȝ oþer wel : in þat ilke syþe,
& weren for here compenye : boþe glad & blyþe.
faste þey gonne here felawis : to preche cristus lawe
& wit here myȝt : þat folk to gode drawe.
vol to & fourty dayis : þey þere were, 85
& tornyd many to cristindom : þat come hem to I-here.
By-fore þe prince ladioce : me brouȝt hem after þat stounde;
swiþe lene þey weren & wan, : wit cheynus faste I-bounde.
a swiþe gret Image of bras : forþ þer was I-brouȝt,
& ladioce hem þo seyde, : „doþ after myn þouȝt: 90
honoureþ þis emage : & beþ him lef & dere!"
Saturnyn answerde þo : as ȝe cholleþ I-here:

„God þat ȝef alle þing : to his wille ro & reste,
Ic him bidde for his myȝt : þat þis god here to-berste."
witþ þat ilke word, : so ich ȝou telle may, 95
þe god of bras al to-drof : so hit were of clay.
papie & maure : twey knyȝtus weren I-wis, (29. Jan.)
þat stodin þer be-syde : & I-seyȝ al þis:
þennus þey wente preueliche : & afeng cristindom.
þe tyding of þis þing anon : to ladioce com: 100
& anon he hyȝte his men : þat me cholde hem take,
& smyten of here heuedis : for Jhesu cristus sake.
& þus maure & papye : þoledin martirdom —
wel ic wot þat eyþer soule : þe wey to heuene nom.
saturnyn & cisin : nouȝt þer-after longe 105
he let to twey postus : hem by þe armus an-honge,
wit stauis & wit courgis : he let hem bete so faste,
þat alle þat hit I-seye : I-wondrid þer-of wel vaste
þat euer tweye bodyis : myȝten euer-mo
here in þis ilke lyue : to þolie so moche wo. 110
ffur he leet leggen : to here sydus alle be-gon:
& þorwȝ Jhesu cristus grace : þe fer a-queinte anon.
ladioche seyde to þe tormentourus, : „ȝif ȝe loueþ me,
smyteþ of here heuedin : þat ic it mowe I-se!"
þe þridde calendre of desembre : here heuedin were of I-smete, 115
& here soulus wente to heuene, : ech man may wel wite.

64 Ms. body st. soule. 74 Ms. for ȝit. lin. 79 Ms. cisin : sysin.

Jhon þe prest & trason : deden as þe wise,
hy beriedin here holy bodyus : & dedin þe seruise.
Now Jhesu crist, al-myȝty god, : for here boþer loue
bring vs to þe blisse : þat is in heuen aboue. amen. 120

Þe holy pope inocent.[1] (28. Juli)

Þe holi pope Innofent, : so god ȝaf þe cas,
In þe lond of abdane, : ic woot, I-bore he was;
his fadir was a noble man, : boþe fayr & gent,
& among þe peple : I-cleped innocent.
þis holi pope rengned : in his dingnete 5
to monþus & ten dayis : & þer-to ȝeris þre (!).
prestus he made .xxx., : & dekenus þrittene,
& ek byſſchopus .v., : Ich woot wit-outen wene.
a good wif was þilke tyme, : vestine was here name,
wel moche ȝhe louid Jhesu crist : & was of good fame: 10
ffor to seruin Jhesu crist : wel moche was here þouȝte,
& anoble cherche þerfore : ȝhe haueþ I-wrouȝte.
Seint ge(r)ueys & prothase : þey weren I-beried þere,
þerfore in þe honour of hem : þe werk ȝhe let arere.
þo þis werk I-redy was, : anon ȝhe haþ I-sent 15
messagerus wel fayre : after þe pope Inofent.
Inocent com to here : wel myldeliche þo
& halwid þe chirche : so he auȝt to do;
leopard & vrsin : prestus þey weren bo,
þat at þilke tyme : holpin him þer-to; 20
lybyan þe dekene : was also wit hem þere — [f. 237]
þis ike foure goodmen : at þe halwing were.
vestine, þe gode wif, : maked fayre offringe
& fond al þat nede was : to þat ilke þinge.
Innocent nom leue : & homward him gan dyȝte. 25
a cherche he fond be þe weye : & þer he alyȝte —
þe cherche was of seint anneys : þat he alyȝte to.
ac he ne fond no prest : þat here kepte þo.
þerfore he was sory : so we findeþ I-write,
& leopard & paulin : he sette here to wyte. 30

In a tyme he of-sent : moche of þe clergye,
a cene for to holde : wit a gret compenye.
þedir come byſſchopus : & oþer men also,
abotus & prioris, : so þey auȝten to do.
pelagye & celestin : þedir weren I-come þo; 35
alle þey were good cristenemen : bote þis ilke two.
of many þingus þey speke : as þey to-gedir were,
& nameliche of on þing : þat ich wol tellin here:
wheþer a child þat were by-ȝete : of a cristene man
& I-bore in spoushode : of a cristene woman, 40
scholde be lawe of cristindom : þer-after I-cristenyd be?
Inocent þe pope : answered & seyde, „ȝe,
for ned hit is þat ech soule : ben wasche in cristus blode,
þat vs dere bouȝte wit his deþ : for vs vppon þe rode.“
pelagine & celestin : þer-to seyde, „nay, 45
þan were hit twyȝe I-cristenyd : aȝen cristin lay:

---

[1] cf. Anast. Lib. Pont. — 2 l. Albane. 6 al. xv. 8 al. liiij. 9 Ms. bestime. 14 Ms. work? 20 Ms. hem.

for c*ri*stin was alle þe kinne : of whom þe child come.
þ*er*fore ech wisman wot hit haþ : I-nowȝ of c*ri*stindome;
& good is þ*at* me let be : heraft*er* soch folye,
to cristene childrin tweye, : for hit is eresye." 50

Inosent þo seyde, : „lording*us*, ȝe hereþ þis!
ac Ic wole p*ro*ue : þ*at* þey seggeþ amys
& þ*at* here ondirstonding : þ*at* it is worse þa*n* nauȝt,
by skylle & ek autorite : þ*at* þey beþ be-cauȝt.
of adam*us* sinn*us* witeþ : þ*at* we were foule echon 55
& in sinne by-ȝete — : for oþ*er* nas þer non.
daueþ þe p*ro*phete : þ*er*-of bereþ wittnesse, I-wis,
In a vers he techeþ vs : buxomnesse þorwȝ þis:
‚lo, I-wis' he seyþ : ‚In buxu*m*nesse ic am,
& in filþe of sennes : my modir me ondir-nam'. 60
þis þing ne seyd he nouȝt : by him-self alone,
ac, wel ic wot, he seyde hit : by vs eu*er*ychone.
& ȝif we beþ in sinne I-bore, : we moot I-waſſche be
þorwȝ help of þe c*ri*stindom, : þey oþ*er* seyden ȝe.
ȝit ic wole p*ro*uy : þ*at* it is eresyȝe, 65
þ*at* þe cristene child nys nouȝt I-c*ri*stened twyȝe.
Jh*es*u c*ri*st of heuene, : þ*at* ful of goodnesse is,
þo he for vs alyȝte : in to world þis,
wit him he brouȝt to ech man : to wite oure c*ri*stindom,
þo he oure kende : of his modir nom. 70
þ*er* nys noþing so holy : ne noþing so clene
so is þe fadir in heuene, : Ich woot w*i*t-outen wene;
his modir was wel clene : þ*at* cholde him ond(i)rfo,
& ellis he ne myȝte : nouȝt alyȝte þer-to;
& Jh*es*u was him-selue : clennest of alle þing: 75
& ȝut he afeng c*ri*stindom, : to ȝeue vs teching
þ*at* we moste nede : alle I-c*ri*stenyd be;
for who-so ne leueþ þis nouȝt : I-dampned he chal be."
alle þ*at* þ*er* weren : answerid him anon
& seyde, „syr*e* Inocent, I-wis : þ*at* is ful wel I-doon!" 80
pelagie & *cel*estin : þey alle dampnid þo
& from here velechipe : anon hem makid go.
þo seyde inocent : to hem þat sete & stode:
„lording*us*, þo Jh*es*u c*ri*st : bouȝt vs on þe rode,
ȝe habbeþ I-hurd howȝ he was : in his tou*m*be I-do: 85
alle þe apostlis hert*us* : weren wel sore þo,
þ*at* þey fastin echone & wep : alle þilke sat*er*day:
þ*er*fore me þinkeþ it were gode : þ*at* me*n* of oure lay
to faste & ben In penau*n*ce : boþe lest & meste,
& þ*at* þey for-beren flesch — : for hit chal ben myn heste. 90
Ic nele hem nouȝt for-hote : þat hy ben in vastinge,
bote þ*at* þey for-bere flesch : Ich hote þorwȝ alle þinge."
& þ*at* þer werin : habbiþ I-gra*n*ted al þis;
so þ*at* me be-leueþ flesch : þe sat*er*day I-wis.
þe seconde calendir of augost : he gan henn*us* wende. 95
& Jh*es*u c*ri*st g*ra*nty vs alle, : þat is so fre & hende,
to come to þe ioye : þat he is in Idyȝt,
for þe loue of innocent, : so wel so þou myȝt (!). ame*n*.

---

54 beþ durchstrichen? 56 l. oþer help? 81 Ms. bestin. 93 & st. alle.

Seint felix (III) þe holy pope.[1] (25. Febr.)
(483—492.)

Felix was I-bore in rome : sumtyme be olde dawe;
his fadir heet felix ek, : a man of þe olde lawe.
þe sone lernyd so clergye : so god ȝef þe cas,
þat he at þe ende : pope of rome was;
& þey his fad(i)r was a prest : & ek an holy man, 5
felix, his sone, me made pope : þer-after nauȝt-for-þan.
ffor pope he was eyȝte ȝer, : Ic woot wit-outen wene,
& elleue monþus : & dayis eyȝtene.
eyȝtene prestus he made, : & þer-to dekenus fyue,
& on & twenty byſſchopis : þe whyle he was alyue. 10
a cherche he made in rome : wit-outen eny respit
by-syde seint vincentus (!) cherche, : of seint agapit.
peter þat of alisaundre : somtyme byſſchop was,
was I-dampnyd & exilid : for e(re)sye, as ryȝt was.
to þe pope me tolde : þat he was I-cleped aȝe 15
& I-maked aȝen skylle : aȝen to his dingnete,
& by þe byſſchop achatie : me seyde hit was I-do
þat of costauntin-noble : held þe byſſchopriche þo.
þo þe pope be-gan seþ : herof ondirstonde,
defencor, his conseyller (!), : þedir he sent by sonde, 20
to a-corsi peter & achasie : þat hadden I-do þis chonde,
& to sesy þe byſſchopriche : in to þe popus honde.
defencor a-ȝens his wille : forþ went at þe laste,
& out of here byſſchoprichis : þe twey byſſchopus he caste.
þorwȝ conseil of alle þe court : þis þing was I-do. 25
þre ȝer leuedin þese byſſchopus : In care, sorwe & wo.
Ȝenon, þat was emperour, : sente þorw his mercye
& by-souȝt þe pope felix : for þe byſſchop achacie,
& bed he cholde him for-ȝeue : þat ilke foul meschaunce
& grante him griþ, þat he moste : þerfore to don penaunce. 30
þe pope granted anon : þe emperouris preyere
so þat peter & achacie : ne dwelde nouȝt I-fere;
ac ȝif þey were I-fere : I-foundin alle bo, [f. 238]
þat he nolde his preyere : granty neuer-mo.
Messene & vitale : forþ he sente þo, 35
twey holy byſſchopis, : þis dede for to do:
ȝif þey founde þat þis oþer : boþe to-geder were,
þey choldin hem holdin acorsid : as þey weren ere.
þey þese byſſchopus holy were, : treson hem haþ I-chent,
so þat þey ne dede nouȝt : þe popus comaundement. 40
to-fore alle þe folle peple : þer-of þey weren of-take
& I-cast out of here dingnete : for þat ilke sake.
messene of þe dede : him gan to repenty
& wit sorwe of herte : cride him mercy.
of him me hadde reuþe : & forȝaf him þat wronge 45
& set him a penaunce : boþe hard & stronge.
þe penaunce he ondirfeng, : þey him þerfore smerte,
& dede hit wel myldeliche : wit wel good herte.
Odewarde was king of grece (!) : & wered kingus ringe
In þe tyme of þe pope : þat dede al þis ilke þinge. 50

---

[1] vgl. Anast. Lib. Pont.; der Schluſs v. 51 ff. ist aus Felix II (355—8) angeschmolzen. — 12 An. Laurentii. 18 Ms. me held. 38 Ms. were nere.

costau*n*tin, his owe sone, : was in rome þo;
he leuid in eresye moche — : & þ*at* was moche mys-do,
& for he was a gr*e*t lord : þe mor*e* was his folye —
for to cheue*n* his falce be-leue, : he let him *cri*steny twye.
eusebye me clepede him : þat tauȝte þat centence — 55
he was þ*at* ilke tyme : bisschop of medyence.

And þo felix it herde telle, : I-wis him was wel wo,
& cheued him opinliche : þat he hadde mysdo.
Constantin wit gret pouer : to him com at þe laste
& out of his dingnete : wel wrongfulliche him caste. 60
& þo gan felix wonye : in a lytil stage
þat he let makin er : vppon his eritage.
& þey he wer*e* out of dingnete I-cast, : nespar*e*d he þ*er*for*e* nouȝt
þat he ne seyde opinliche : þ*at* constau*n*tin hadde mys-wrouȝt.
a iustise he procurid : for þ*at* ilke sake, 65
þat was I-hote t(e)odor*e*; : felix he het to take.
þe ferþe calendr*e* (!) of noue*m*br*e* : forþ he was I-brouȝt,
& þo me smot of his heued, : ne spar*e*d þey him ryȝt nouȝt.
& þer lay þe holy body : vnberiid wel villiche,
fort þe þridde cal*en*dr*e* of decembr*e* : com in, tr*e*wliche: 70
& clerk*us* come by nyȝte : wel pr*e*uyliche þ*er*-to
& beried him wit soch honour : so þey myȝten do.
& þus he ended his lif : in þis world here,
& aft*er* to heue*n* went : wit-outen eny demor*e*.
Now bidde we god & seint felix : þat he vs *gra*ce sende, 75
þat we aft*er* our*e* ending-day : mot to heue*n* wende. ame*n*.

Seint cimplice and faustine.[1] (29. Juli)

Twey emp*er*our*us* in som tyme : was in þe lond of rome
þat slouin many a cristinman : þorw wel wilful dome:
dioclisian & maximian : were*n* her*e* nam*us* þo;
moche folk of cristindome : þey chenten þorwȝ pyne & wo,
for þe fend was I-chote : so faste in her*e* þouȝte 5
þat þey ne myȝte of Jh*es*u *cri*st : I-her*e* to speke nouȝte;
for al was her*e* wille : I-tornyd to fals lay.
twey gode cristene men : þey aspyid vppon a day:
Simplyse het þat on, : & þat oþer faustyne;
he hem hyȝte to neme anon : & don hem strong pyne. 10
anon þis me*n* weren I-nome : & to þe emp*er*our I-brouȝt,
& he to hem seyde, : „what habbe ȝe I-þouȝt?
fort to despise our*e* laue : & our*e* god also?
for soþe, we nelleþ soffry : þat noman so ne do!
Er þat ȝe so mote, : ȝif þat ȝe ben wyse: 15
to our*e* god Juby*ter* : to-day don sacrefise,
& we wolleþ for ȝour*e* loue : don sacrefise also;
& so ȝe mowe ȝour*e* lif : fr*a*m pine sauy bo.“
ffaustin þo stood stille : & ne answer*e*(d) nouȝt.
„Syre emp*er*our,“ *qua*þ cimplise, : „to ȝou we beþ I-brouȝt 20
to ben at ȝour*e* wille : In skylle & in ryȝt;
we wolliþ ben I-r*e*dy : by day & be nyȝt.

---

51 ff. vgl. Anast. Felix II (29 Juli). 56 An. episc. Nicomediensis. 61 ff. anders Anast. 67 An. Ide. 70 Ms. calerdre. 74 Ms. demere? — [1] Vgl. die kurzen Acta bei Mombritius u. A. SS. Boll. 29. Juli. Der engl. Text weicht vielfach ab und ist ausgeführter. — 18 Ms. be st. bo. 21 Ms. Iin.

ac o þing weteþ to soþe, : ȝe þreteneþ vs vit pyne:
ffor soþe, we ne dredeþ þe nouȝt : ne non of ȝoure hyne,
ne ȝoure tormentinge : ne drede we ner-þe-mo, 25
namore þan we dredeþ þe : þe worþ of a slo.
ac we dredeþ þe pyne : þat lastiþ euermore,
In body & in soule — : for þat is oure meste fere.
& of ȝoure sacrefise : ne let we nouȝt eþe,
for we wolliþ for cristus loue : wel fain þolye deþe. 30
& nowȝ ȝe witeþ to soþe : al what is oure wille:
we nolliþ lete Jhesu crist, : þey ȝe oure bodiis spille."
dioclisian gan to leyȝe : & seyde to faustin þo:
„woltou holde þe falſ lawe : & been to deþe I-do?"
faustin answered & seyde, : „oure laue nys falſ nouȝt, 35
for we leueþ on Jhesu crist : þat vs so dere abouȝt.
vor he is stok ne stoon, : ne gold ne siluer he nys,
ac goddus sone of heuen : we witeþ he is, I-wis;
to beggen man fro sinne : ful lowe he alyȝte
& deyde in his man-hede : þorw his swete myȝte. 40
whan he þorw his myȝt : wolde for vs deye,
for to deye for his loue : ne stondiþ vs non eye."

„A, foule stinkende þeuis," : þe emperour seyde þo,
„ȝe chollíþ for oure cristus loue : deyin alle bo."
anon he leet þe tormentourus : to smyten of here heued: 45
& so was here holy lif : fram þe body reued;
þe soulus wente to heuene, : þe bodyus fillin to grounde.
þe tormentourus nome gret stonys : & to þe bodyus bounde;
In to þe water of tibre, : þat dep & brood is,
þey caste þe bodyus þo : afterward I-wis. 50
Jhesu þorwȝ his myȝt : nolde hem þere lete
& made þat þe bodyis : gonne aboue flete.
b(e)atrich, here soster, : ȝide a day for here loue
weping by þe water, : & sey hem fleten aboue:
ȝhe went to criſpe & Jhon, : þat to prestus were, (18. Aug.) 55
& beried hem in here ouen welde (!) : In fayre manere.
þe prestus, þo þey hadde I-do, : beden here good day
& wenten homward preuylich : by þe ryȝte way.
beatrich sore wepinge : adoun be þe toumbe lay
for loue of here breþerin, : here song was welaway. 60
lucrecie, a fals bedil, : wel ofte þerforþ gan go,
& I-seyȝe beatrix sitte : þer at þe toumbe so.
to here he ȝede a tyme : & nom here be þe gore,
& seyde, „seyȝ me, wimman, : why wepistou so sore?"
„ffor myne breþerin," ȝhe seyde, : „myn herte is so wo, [f. 239] 65
þat ic ne may weping : forleten neuer-mo;
for cristus loue þey were I-slawe, : crist ich hem be-take
& my body & my soule, : ich nele hem nouȝt forsake."
„arys, woman," he seyde þo, : „þou most come wit me,
& don honour to oure godus, : ȝif hit þy wille be. 70
a whyle þou hast I-wope here, : ich wole þe teche pleyȝe;
& but þou honoury oure godus, : for soþ þou chalt deyȝe."

„Lo, ich am al redy," : beatrich seyde þo,
„vor to myn breþerin : þan ich may go.
ffor cristin womman ich am : & sacrefise ic wole bringe 75
to Jhesu crist of heuene : & to non oþer þinge."

44 l. ȝoure. 56 lat. in Sexto Philippi. 59 Ms. he.

wit þat ilke worde : beatrich þey bounde faste,
& ladde here in to preson : & þer-in here caste.
by nyȝt he slow here myd his swerd : & in þe strete þreu here þo,
& to his bedde he wente : þo he hadde þus I-do. 80
lucine, a fayr mayde, : fond þe body þere,
& beriid it in þe feld : þere here breþerin were.
lucresie went to þe hous : þer-after þe þridde day
þer þis holy men woned, : so ich ȝou telle may:
þer he fonde a ȝong child : in a wommanus barme; 85
þat him gan to warny : anon of his harme —
& ȝut þe child was nouȝt : but seue wokin old;
ȝit hit gan to speke wit him : wit speche swyþe bold:
„lucrecie," it seyde, „herkene now to me!
þou hast aslaue beatriche, : þerfore by-war þe! 90
for þou ne chalt to soþe : it no lenger astonde,
for sone þou worst Itake : in þy foon honde."
þo þe child hadde I-ended : þe wordus þat he sede,
lucrecy þorwȝ þe deuel : anon he gan awede;
& so he dwellid for wode : þre tidis of þe day, 95
& deyde & wente to helle, : so ich ȝou tellin may —
& þer he fond þe drinke, : I-wis, so ich trowe,
þat he hadde to him-self : þer-by-fore I-browe!
þe þridde calendir of decembre (!) : þese martiris deyde, I-wis.
nowȝ Jhesu crist for here loue : vs grante heuen-blis 100
& bringe vs to þe ioye : þer þat hy beþ inne,
& þat we mote oure ryȝt eritage : wit ryȝt to oure soulus awinne.
amen.

Seint Abdon and ceint cemen, twey holy Marteris.[1] (30. Juli)

Seint abdon & seint cemen : twey breþerin were
In þe lond of cordulie, : & weren kingus þere;
cristin men þey were : & wel heldin here lay,
& seruedin wel Jhesu crist : so ich ȝou telle may.
þer-of hadde þe deuel enuye : þat hateþ alle goodnesse, 5
& maden þat heþen men hadde enuye : of here holynesse:
To þe emperour decie þey wente : & gret playnt gonne make
how abdon & semen : hadde here godus forsake,
& seyde, „ondirstondeþ, syre, : it is ȝoure deshonour
þat þey despisit þe godis : þat doþ ȝou alle socour; 10
& but ȝe ben þer-of I-war : & do amendement,
ȝe mowe awayntin alle : þat oure godus ben I-chent:
for wel we it ondirstondiþ : al wit-outen oþe,
for hit is litil wondir : þey hy ben alle wroþe."
„wel ȝe witeþ," quaþ þe emperour, : „þat ich mot don by rede, 15
& ich nyste nouȝt of þe þing : þat ȝe to me sede.
ȝif ȝe mowe a-foue þat þing : þat ȝe to me þus tolde,
what-so ȝe me redeþ, I-wis, : ich hit wille holde."
„syre," þey answered þo, : „but þis þing soþ be,
þou don by vs þy wille : & lete vs alle sle. 20

---

81 Ms. lucresine. 83 Ms. lucrecine. 91 Ms. longer? — [1] Der engl. Text weicht vielfach ab von den kürzeren Acta bei Mombritius u. A. SS. Boll.; ähnlicher ist Ado Martyrol. — 1 l. Sennen. 7 Ms. deue; Ms. a st. &. 12 Ms. awayntin = waymentin? 17 = a-vow.

& þ*er*for*e* we þe redeþ : þat hy ben quik of-sent,
to don sacr*e*fise : oþ*er* stonde to iugement."
„I-wis," q*ua*þ decie þo, : „ich wolde it wer*e* I-do,
þat þey were*n* quik of-sent : þat þey me come to.
& ȝif þey speke of Jh*es*u *cri*st : to ȝou in eny stou*n*de, 25
nemeþ hem w*i*t strengþ : & doþ ȝe hem faste binde!"
þen þey went anon-ryȝt : & nom þis goodme*n* þo,
& habbeþ hem be þe weye : wel moche chame I-do.
wel fa*y*r*e* þey come to þe emp*er*our : so hit was wel ryȝte,
& salued him in fayr manere : wiþ alle her*e* myȝte. 30
þe emp*er*our spek grimliche : & seyde to hem þo:
„belamyes, why habbe ȝe our*e* god*us* : so moche chame I-do?
þorw men of rome ȝe beþ I-nome : & I-brouȝt to our*e* honde
to ondirfonge ȝour*e* dome : wit chame & ek wit chonde:
takeþ kep, ich ȝou r*e*de, : & comeþ to amendeme*n*t, 35
er ȝe ben to pyne I-brouȝt : & al to-gedir I-chent."

Abdon þo answerde : & seyde, „god ȝilde it þe
þat þou hast so wel I-radde : myne felawe & me!
for to amenden it wer*e* good : who-so wiste howȝ,
& fyȝtin w*i*t þe deuel, : for nede we mot nowȝ. 40
& þey þe batayle be stronge, : ȝit*e* nele we nouȝt fle,
for þorwȝ Jh*es*u *cristus* helpe : we hopyiþ mayster to be."
Q*ua*d þe emp*er*our, „what is þe batayle : þat ȝe beþ to I-dyȝte?"
„syr*e*," þo seyde semen, : „it falliþ to godd*us* knyȝte
stifliche for to stonde : & ne fle neuer-mo 45
f*ra*m his lord*us* ryȝte, : f*ra*m wele ne fro wo;
for mor*e* manchipe it is : in feld for to deye
þan to libbe in sinn*us* : vndir chr*e*uis eye.
& þe ryȝt of Jh*es*u *cri*st : vs haþ I-tauȝt so
þat we ne dood sacr*e*fise : to deuelin neu*er*-mo; 50
for chr*e*uin þey beþ alle, : & her*e* sergauns echon.
þ*er*-fore we nolliþ to hem : sacr*e*fise do non."

„Avoy, syre!" q*ua*þ þe emp*er*our, : „þan bechreuestou me?
for ich hem louie & don honour, : þat alle me*n* mow I-se."
„for soþe, syre," q*ua*þ abdon : „& þat me reuþ sor*e*, 55
Ich hadde leuer þou leuedst : on Jh*es*u *cristus* lor*e*."
„out, þeues," q*ua*þ þe emp*er*our, : „þe deuel ȝou an-honge,
for nouþe ich se þat ȝour*e* lif : llesteþ al to longe.
„nymeþ hem," he seyde þo, : „& bindeþ hem so faste
þat þey of her*e* liuis : ben wel sore a-gaste; 60
& casteþ hem in to p*re*son : & leteþ hem þer*e* to be,
vort ȝe habben heste : to bringen hem to me!"
anon wer*e* þis goodme*n* : in to p*re*son I-brouȝt.
& þa*n* bespak him seme*n* : & ne spared ryȝt nouȝt:
„leue swete broþ*er*, : me þincheþ it, I-wis, 65
In þe loue of Jh*es*u *cri*st : nou be-ginnyþ our*e* blis;
for me þinkeþ þat Jh*es*u *cri*st : on vs he haþ I-þouȝt.
þ*er*for*e* we to bidde to him : þat alle þing haþ wrouȝt,
þat we mote hardy be : to endin þis batayle,
& for doute of no deþ : þat we nouȝt ne fayle." 70
vour*e* monþ*us* þey dweldin : in þat p*re*son þo
& nome*n* concayl : what hy myȝte do.

46 l. for wele ne for. 55 l. rueþ.

þe vifþe calendre of august : decie him sette in trone,
& after Abdon & semen : he sente swyþe sone. [f. 240]
þo þey weren forþ I-brouȝt, : he seyde to his consayle: 75
„alle ȝe witeþ, lordingus, : forsoþe wit-outen fayle,
þat þorw help of oure godus : oure fomen come to honde,
þey þat þey were riche, proude & stronge : by water & by londe:
þese to þat ȝe I-seþ : wit cheynus I-þounde her stonde,
þat oure godus & me despisit : wit chame & wit chonde, 80
& wit gold & seluer bo, : wit stonus & riche ringe
þey beþ aparayled so richeliche : þat of vs ne telleþ no þinge."
alle þat hem I-seye : wel sore þey gonne to drede —
god hem sente þere : so mochil of fayrhede;
& many grete lordingus : þer kneled to hem adoun 85
& bedin þat þey cholde : be-leue on mahoun,
so þat hy myȝten libbe : & habben so gret honour
& be lef & dere : wit decie þe emperour.
semen him answered, : „aboute nouȝt it is,
for ich & myne broþer : cristin we beþ, I-wis; 90
In oure herte cristus loue : is so fast I-do
þat we ne mowe it letin : for nouȝt þat man may do;
for him we wolliþ honoury : hou-so hit euer fare.
þis oþer godus beþ deuelin, : god hem ȝiue care!"
Decie þo for wraþþe : gan to grinte & grede, 95
& cleped valerie, þe iustise, : & þus to him sede:
„þese tweye þeuis tak : to þe, ȝif þou conne,
& mak hem don sacrefise : to þe god of þe sonne;
& ȝif þe nolliþ doon sacrifise : to oure godus of þe lawe,
þou lete hem myd wilde bestus : anon to ben to-drawe!" 100
To-fore þe god of þe sonne : me hem haþ I-brouȝt.
Abdon seyde, „þis is a god : wit mannus hondus I-wrouȝt;
þerfore, I-wis, it were : boþe chame & reuþe
ȝif we him honourid : & brekin oure treuþe;"
vppon him þey spatte : & seyde, „valerie, lo, 105
nouþe þou sixt woche honour : we wolliþ to hem do!
we honoureþ Jhesu crist : þat made alle þing."
„out, out," quaþ valerye þo, : „þis is a strong speting!"

Vit ledin clobbus anon : he leet hem þo bete;
þe clobbus made in here flesch : woundus swyþe grete. 110
to hem he let go twey lyonys : þat hem to-drauen cholde.
þe lyonys be-com tame anon : & hem harmy nolde;
aboute hem wel myldeliche : þey ȝeden on þe grounde
& softe þey gonne to like : here blody wounde.
seþþe he leet foure beris : to þis goodmen go. 115
þey be-com swyþe tame : þo þey hem I-sey also;
aboute hem þey leyin : so echman I-seyȝ,
& kepte þat noman ne moste : come hem nyȝ;
& seþþe Abdon & semen : bedin wit good wille
þat þey cholde aryse : & go mylde & stille, 120
so þat þey ne cholde : no man mys-don:
þe bestis]aresin & ȝeden forþ : & ne dwelde þer nouȝt on.
valarie heet me cholde : in þat ilke stede
for to smyte of here heuedin; : & also me dede.
here soulus wente to heuene : þat ech man may I-wite; 125
In þe temple to-fore here godis : here heuedis were of I-smete.

---

76 Ms. londingus. 89 l. hem. 91 Ms. cristus loue is loue.

vnberied lay þe bodyis : þere dayis þre:
quirin, a dekene, be nyȝte : he gan þedir te
& beriid here bodyis, : so fayre & so couþe.
& Jhesu crist for here loue : vs granten alle nouþe 130
þat we mote so libbe : here in world þisse
þat we moot alle come : in to heuen-riche blisse. amen.

Seint ierman þe holy bisschop.[1] (31. Juli)

Seint ierman þe holy man : in anticiodence was I-bore,
In þe toun of indegen (!), : of swyþe nobil more.
to lettrure he was I-set : þorw his frenden rede,
& þer-in he began : swyþe wel to spede.
Inouȝ he gan to lerne, : ac euer he þouȝte þo 5
how he myȝte his soule : best to chelde fram wo;
þerfore he gan lerne : þo in alle wise
forto rede & singe : in holycherc(h)us seruise.
nolde he wit no felachepe : for no-maner ginne
come to non pleye : þat eny foly was inne. 10
wel moche he gan to hatye : eche-maner tauerne,
vor him þouȝte in soule : as fur it wolde berne.
þo he hadde his ȝong lif : in scole wel I-ladde,
his maystris & his felawis : wit him weren gladde;
ech man þat him I-knew : speke gode by his myȝte 15
& gonnene him to honowrin : boþe day & nyȝte.
& þey him made toun-clerke : þo hit tyme was.
alle aȝen his wille : In þat ofise he was —
his þonkis he nolde nouȝt : soch ofise ondirfo,
for þat him was swyþe looþ : eny man mysdo; 20
& nouȝt-for-þan he was : in þat ofise wel longe.
þer nas noman þat myȝte of him : to playny but wit wronge;
& þerfore him louid so : alle men I-liche
þat weren in þe toune, : boþe pore & riche.
so hit be-fil, as god wolde, : þat þe byſſchop was dede. 25
& leued men & clerkus : þer-of tok here rede;
so moche þey louedyn alle : þe gode clerk ierman
þat þey him to byſſchop ches, : so ich ȝo tellin can.
& þer-fore þey sente : anon to þe kinge —
& noþing nyste german : of þis ilke þinge. 30
þo þe king wiste þis, : anon he haþ I-sent
after ierman þe clerk; : & he to him is went.
vayre he sat adoun a-kne : & honoured þe king.
þe king him tok be þe hond : & was glad of his comyng,
& seyde, „come hedir, ierman, : for þou chalt sitte by me, 35
& ich þe wil telle : a þing in preuyte.
þou hast longe I-be my clerk : at hom at indegen,
& nouþe þou chal ben byſſchop þere, : forsoþe wit-outen wen;
for ic þe habbe þer-to I-chose, : non oþer ne may it be,
& þer-fore ic þe granty : þerof þe dingnete.“ 40
„alas,“ quaþ ierman, : „lord syre, hou goþ þis?
I-wis, me þinkeþ þe byſſchopriche : þou hast I-set amys,
for in soch ofise : noþing ich ne can.
þerfore ic bidde pur charite, : þou chese anoþer man,

---

[1] Auszug aus der Vita Germani auct. Constantio presb. (in A. SS. Boll. 31 Juli, p. 201). — 2 lat. Autisiodorensis oppidi indigena fuit. 25 er hiefs Amator.

þat hit can & mowe bet : þat ilke ofis do." 45
„German, anon be stille!" : þe king seyde þo,
ffor by þe treuþe ich habbe to god, : & þat þou chalt to me,
In þat ilke bisſchopriche : non oþer ne chal hit be!
for hit is goddus wille : þat þou it ben, I-wis.
þerfore, ȝif þou hit wit-segge, : þou dost þer-of amys." 50
German þo answered : & seyde þe king to:
„nowȝ Jhesu crist me granty : grace wel to do!"
to þe erchebyſſchop he wente : so god ȝaf þe cas,
& was I-sacred byſſchop : so ryȝt & laue was.
& anewe lif to lede : anon he by-gan; 55
þey he hadde good lif I-ledde : & clene byuore þan,
his lif he gan amende : & by al his myȝte
he drowȝ þe folk to gode : by day & be nyȝte.
þerfore he wente ech day : to diuers stede to preche;
& moche him loued þat folk : so he gan hem teche, 60
& of his predicacioun : hem stode wel gret eye:
for he hem cheued be skylle : þat soule ne myȝt nouȝt deye,
& alle þilke þat wikkid were : þey cholde soffry wo
In þe pyne of helle : þat lasteþ euer-mo.
Of þis ilke pyne : hem dradde swyþe sore, 65
& drowin hem from sinne : euer þe leng þe more.

Hit by-fil on a tyme : þis goodman wente to preche
in þe lond of bretayne : so god him gan to teche.
pore men he mette a day : þat bedin almesse ȝerne.
to on of his dekenys : þis goodman gan him torne, 70
& seyde to him, „telle me nouþe : for þy cortesye,
how moche moneye we habbeþ : in oure tresorye."
þe dekene him answered, : „for soþe ich segge þe,
Ich nabbe in myne warde : but besauns þre."
„ȝif hem," quaþ þe byſſchop, : „to þe pore men echon!" 75
„ȝe," þouȝt þe dekene, : „þan þer ne leueþ neuer on,
& ich not what my lord : her-after haueþ to don:
þerfore ich wole ȝeue þe two : & leue wit me þat on."
& so he dede anon-ryȝt, : hem he ȝaf þe two,
& kepte wit him þe þridde — : & þat was mys I-do! 80
wel wiste þo german : al þe dekenys wille,
& þey forþ in his wey : he rod swyþe stille.
þo he hadde a whyle I-rede, : he lokid him by-syde:
& many men he seye : swyþe after him ryde.
þo seyde seint ierman, : „þis men we mot abyde, 85
Ic wot þey wolde speke wit vs, : tyde what be-tyde."
aȝen he tornyd his palfray : þat he þo by-strode,
& aȝen þese men : wel myldeliche he rode.
& alle þey alyȝte : þo þey him mette,
& wit wel fayre wordus : myldeliche him grette. 90
þe byſſchop to hem seyde, : „ȝe moot tellin me
In þe name of Jhesu crist : what ȝoure wille be!"
þese oþer gonne to wepe : & to him seyde anon:
„oure lord is mesel become, : & his men echon.
þerfore we habbeþ on of hem : hedir to þe I-brouȝt, 95
þat þou bidde to god for him : þat alþing haþ I-wrouȝt;
for we hopeþ alle I-wis : þat god wol sone
hele him of his euil : þorw þin holy bone."

95 ff. anders lat.

anon þis holy byſſchop : of his hors alyȝte,
& by-souȝte to Jh*esu* *crist* : to cheuen þer his myȝte; 100
& af*ter* he ȝaf þis sekman : his blessing anon:
þe sek man aros him vp : & hol he gan gon.
echon þey were*n* blyþe : for þ*at* ilke dede,
& two hondrid besauns : ano*n* þey gan him bede.
„Takeþ hem þe dekene!“ : þe byſſchop seyde þo, 105
„& he may to soþe I-se : þat he haþ mysdo:
ffor ȝif he habbe I-do : as ich him habbe I-bede,
he hadde þre hondrid besauns : I-brouȝt in to þis stede.“
þ*er*fore noman ne habbe : wanhope of godd*us* myȝt,
for he may whan his wille is : I-now to vs eu*er* dyȝt. 110
þe dekene anon fil akne : & m*er*cy him gan crye,
& seint iermayn him for-ȝaf : þo al his folye.
wit hem he wente to here lord : by þe wey wel ryȝte,
& helid him & his meyne : þorwȝ godd*us* swete myȝte.
swyþe glad þ(e)y were*n*, : alle þat him myȝt I-se, 115
& honowred him moche : In al þ*at* contre.

Vppon an oþ*er* tyme : so he aboute wende,
In a goodmann*us* hous : anyȝt he alende.
þe goodmann*us* douȝt*ur* was doumb : & longe hadde I-be —
a swyþe fayr mayde it was : elles vppon to se; 120
þe fadir & þe modir : þ*at* here hadde forþ I-brouȝt,
werin swyþe sory : for ȝhe ne spek nouȝt.
anon aft*er* soper, : so ich ȝou telle can,
seint german axid myldeliche : al of þe goodman:
„hauestou eny douȝt*er*?“ : þe oþ*er* seyde þo, „ȝe.“ 125
„why ne moot ȝhe,“ he seyde, : „come be-for*e* me?
Is her*e* any harm I-do : oþer her*e* lemys beþ syke?
som word ȝe may I-her*e* : þat may ȝou alle I-like.“
þe goodman fel akne : & to him seyde þo:
„Ic not, leue swete syr*e*, : what ȝe cholde her*e* do; 130
her*e* tonge is þorwȝ godd*us* *grace* : nouþe so fast I-steke
þ*at* ȝhe neu*er* her-by-fore : a word ne myȝte speke.“
þe byſſchop him answer*e*d, : „goodman, be now stille!
I-leuestou, of alle þing : þ*at* god may don his wille?“
wel swyþe sor*e* wepinge : þe goodman seyde, „ȝe.“ 135
„bring þan,“ q*ua*þ þe byſſchop, : „þy douȝt*er* be-fore me.“
þe goodman aros him vp : & ne dwellyd nouȝt,
& haþ anon his douȝt*er* : to-for*e* þe byſſchop brouȝt.
þan seyde seint ierman : to alle þe meyne:
„biddeþ nouþe eu*er*ichon : w*i*t me on ȝour*e* kne 140
þ*at* he vs sende *grace* : þorwȝ his myls & his or*e*,
þ*at* þis mayde moot be : deliuerid of her*e* sor*e*!“
þo german aros : out of his orisoun,
& he made þo anon : her*e* sitte akne adoun,
& w*i*t holy oyle : he anoynt alle her*e* face 145
& by-souȝte wel ȝerne : Jh*esu* *cristus* grace;
& suþþe he made in a coppe : wit him sopp*us* þre:
þ*at* on he ȝaf þe mayde : þat þey alle myȝt I-se.
& ȝhe it et & made a singne : for to habbe*n* more.
„þou most speke,“ q*ua*þ þe byſſchop, : „raþ*er*, be my gor*e*!
ȝif þou wolt habbe þis mete, : forsoþe ic segge þe,
þou hit most bidde : of me pur charite.“

108 he st. hy.

„ȝif me,“ *qua*þ ȝhe, „pur charite : of þis mete more!“
& aft*er*ward redeliche : ȝhe spak for eu*er*-more.
þe fadir & þe modir : made þo glad chere, 155
& þonkid Jh*es*u *cri*st & him : ech in his manere.
moche me doutid seint german : & honourid him also
for þe fayre meraklis (!) : þat god for him gan do;
moche ioye þ*er* was : þo in þe ferede,
& alle þey gonnyn þe more : þo god louie & drede. — 160
as seint ierman rood by þe wey, : so hit by-fil a day
þat he com be a tou*m*be : þer a byſſchop lay —
somtyme me clepid him : þe byſſchop cassy.
a-doun he alyȝte & bed for him : to Jh*es*u *cri*st mercy;
seþþe he seyde, þat his men : I-herdin hit echon: 165
„cassy, what destou here? : telle hit me a-non!“
„here ic ligge & reste,“ : q*ua*þ þe dede þo, [f. 241]
„vort it goddiswille be : þat ich henn*us* go.“
„how reſtiſtou, broþ*er*, : þou most telle me!“
þe dede answerde, „ic reste in pes : also þou myȝt se.“ 170
„þ*er* moot þou reste in pes,“ : q*ua*þ seint ierman, „longe,
& seþþe at þe ende : godd*us* m*er*cy afonge.
þat þey moot of sinne : here lif so ame*n*de,
now bidde we for *cri*stene men : þat god hem *gra*ce sende.“
forþ wente seint ierman : in alle þe contre 175
& preched swyþe ȝerne : of þe *cri*stiente.
þre hondred ȝer he was byſſchop : in þis world here,
& suþþe he wente to heuene : þ*er* lyȝt & ioy is clere.
Now bidde we alle to Jh*es*u *cri*st : for loue of seint Jermayn,
þat he bringe vs to þe ioye : þ*er* þat he is in. ame*n*.[1]

[1] Die später im Ms. noch folgende Legende von Barlaam und Josaphat (27. Nov.) habe ich bereits in den Altengl. Leg. 1875 ediert.

Die hier gedruckten Legenden, welche im Sinne und Stile der älteren Sammlung gedichtet sind, erscheinen ebenso als freie Bearbeitungen der Quellen: sie zeigen sich entweder aus dürftigen Quellen selbständig entwickelt und ausgeführt, oder aus längeren ausgezogen, ersteres z. B. bei den Papstlegenden, die auf des Anastasius Liber Pontif. beruhen. Wie weit der Dichter noch unbekannte Quellen und Vorarbeitungen benutzt habe, ist schwer auszumachen; meines Erachtens rührt die Bearbeitung von ihm selbst her. — Sprachlich ist besonders die Verbreitung der Endung *-es* auf den Singular des Indikativ wie des Konjunktiv, des Präs. wie des Prät. (z. B. ic habben, ic toldin), auch des Imperativ, auffällig; ebenso der Gebrauch von to vor dem Infinitiv nach den Hilfsverben.

Der Konjunktiv im Französischen.

Ein Beitrag zur historischen Syntax der französischen Sprache.

Von

Dr. A. Gille.

(Halle a. S.)

Die Arbeit ist eine historisch-syntaktische. Sie soll, den Gebrauch des Konjunktivs durch die Geschichte der französischen Sprache hindurch verfolgend, denselben feststellen und erklären, um daraus abzuleiten, wie der heutige Gebrauch sich entwickelt hat. Die Arbeit ermöglicht demnach eine zweifache Haupteinteilung: Man kann entweder nach gröfseren zeitlichen Perioden fortschreiten und innerhalb jeder einzelnen das syntaktische Einteilungsprincip anwenden; oder man macht die syntaktischen Kategorien zu Hauptabschnitten und führt jeden solchen Abschnitt durch die Geschichte der französischen Sprache durch. Wir folgen der ersten Methode wegen des Vorteils, dafs sie ein abgeschlossenes Bild einer bestimmten Sprachperiode mit ihren charakteristischen Zügen giebt.

Was die zeitliche Einteilung nach Perioden der Sprachgeschichte anlangt, so ist es vollkommen richtig, was Benoist, „Syntaxe française entre Palsgrave et Vaugelas“ 1877 Préambule, sagt:

„Les changements que subit une langue ne sont point l'œuvre d'un jour ou d'une année; c'est peu à peu, et par un mouvement insensible, que les constructions font place à d'autres constructions, que certaines phrases vieillissent et que d'autres tournures leur succèdent et se développent. Tout cela est lent, et l'arbre conserve longtemps des feuilles jaunies à côté de ses feuilles jeunes et vertes.“ Nichtsdestoweniger giebt es gewisse Eigentümlichkeiten, welche die Werke eines oder mehrerer Jahrhunderte gegenüber denen anderer Zeiten charakterisieren — vgl. die Zusammenstellung derselben auf S. 463—464 —, welche uns berechtigen, von Perioden der Sprach-

geschichte zu reden. Schwierig ist es wegen der von Benoist richtig hervorgehobenen allmählichen Veränderung aller sprachlichen Erscheinungen, bestimmte Grenzpunkte dieser Zeitabschnitte zu fixieren. Für den Anfang der ersten Periode sind die Eide als ältestes französisches Sprachdenkmal von selbst gegeben; schwieriger ist schon die Grenzregulierung zwischen der ersten und zweiten Periode. Wir haben das Rolandslied als Grenze der ersten Periode hingestellt, weil es in seiner Syntax noch die charakteristischen Eigentümlichkeiten der früheren Denkmäler, besonders bezüglich der Einleitung mit que und der Konditionalsätze zeigt, ohne von der freieren Modalverwendung der zweiten Periode Gebrauch zu machen. Als Vertreter der ersten Periode haben wir herangezogen: 1) Cantilène de Ste. Eulalie, nach Bartsch, Chrest.[4] p. 5 u. 6; abbr. Eul. 2) La Passion du Christ, Romania II, 295; abbr. Pass. 3) Vie de Saint Léger, Rom. I, 273; abbr. Lég. 4) Vie de Saint Alexis ed. G. Paris 1872; abbr. Alex. 5) Karls des Grofsen Reise ed. Koschwitz 1880; abbr. Charl. Die Eide sind citiert nach Bartsch, Chrest.[4] p. 3 u. 4; das Rolandslied nach der Ausgabe von Léon Gautier 1883: abbr. Rol.

An den Anfang der zweiten Periode haben wir dann den Comput gestellt, weil er schon einige Haupteigentümlichkeiten derselben zeigt, wie die Einleitung des unabhängigen Konjunktivs durch que, freiere Modalverwendung in Temporalsätzen und indikativische Konstruktion der Konditionalsätze. Wir haben dazu benutzt die Ausgabe: Li Cumpoz Philipe de Thaün ed. Mall., Strafsb. 1873; abbr. Cump. Bei der Feststellung des Konjunktiv-Gebrauchs dieser Periode leisteten wesentliche Dienste die trefflichen Arbeiten von Bischoff, Der Konjunktiv bei Chrestien, Halle, und von Haase über Joinville (Progr. Küstrin 1882). Chrestiens Werke sind citiert (nach Bischoff):

Lyon: Li Chevaliers au Lyon ed. L. Holland 1880.
R. Charr. Roman de la Charrette ed. Tarbé.
Percev.: Conte del Graal. ed. Potvin.
G. d'Angl.: Guillaume d'Angleterre.

Joinville ed. N. de Wailly 1874 ist citiert: Joinv. Ferner sind benutzt worden die Dissertationen von 1) Kowalski: Konj. bei Wace, Göttingen 1882; 2) Wolff: Zur Syntax des Verbs bei Adenet le Roi, Kiel 1884; 3) Schulze-Veltrup: Syntaktischer Gebrauch des Konj. in Li Chevaliers as devs espees, Münster 1885. Die betreffenden Citate sind:

Rou: Le roman de Rou ed. Dr. Andresen 1877—79.
Brut: Brut ed. Le Rou de Lincy 1836.
Nich.: St. Nicholas ed. N. Delius 1850.
Marg.: La vie de Ste. Marguerite ed. Jolly 1879.
Cl.: Li Romans de Cleomades ed. A. v. Hasselt 1865/66.
Og.: Les Enfances Ogier ed. A. Scheler 1874.
Berte: Li Romanz de Berte aux grans piés ed. A. Scheler 1874.
Buev. Bueves de Commarchis ed. id.
Chev. II esp.: Chevaliers as devs espees ed. W. Förster.

Aufserdem sind folgende Ausgaben unter den bezüglichen Citaten als Material herbeigezogen worden:

Auc. et Nic.: Aucassin et Nicolete ed. H. Suchier 1881.
Œd.: La légende d'Œdipe ed. Constans.
Villeh.: Villehardouin ed. N. de Wailly 1872.
Prov.: Guiot de Provins ed. Wolfart et San Marte.
J. de Cond.: Jean de Condé ed. A. Scheler 1866.
Cap.: Hugues Capet ed. De la Grange 1864.
Bertr. Guescl.: Chronique de Bertrand du Guesclin par Cuvelier ed. Charrière.
Froiss.: Chroniques (Œuvres de Froissart) ed. Kervyn de Lettenhove.

An die Grenze zwischen der zweiten und dritten Periode haben wir Froissart und George Chastellain gestellt, denn jener gebraucht im Gegensatz zu letzterem selten que zur Einleitung eines unabhängigen Konjunktivs, wendet quidier noch sehr viel an und scheint kein Beispiel von comme mit dem Konjunktiv zu haben. Der letztere Schriftsteller ist citiert:

Chr. Chast.: Œuvres de Georges Chastellain ed. K. de Lettenhove. Brux. 1863.

Aufserdem ist herangezogen worden:

C. N. N.: Cent Nouvelles Nouvelles ed. Th. Wright. Paris 1851.
Comm.: Commines in Choix de chroniques et mémoires ed. Buchon 1876.
Vill. G. T.: Villon, Grand Testament ed. Prompsault 1832.

Für das 16. Jahrhundert haben wir uns einfach auf die eingehenden Untersuchungen Weifsgerbers in „Konjunktiv bei den französischen Prosaikern des 16. Jahrhunderts“, Dissert. und Fort-

setzung derselben in Zs. f. nfrz. Spr. u. Litt. Bd. VIII, Heft 7, berufen können.

Die dritte Periode haben wir mit Garnier abgeschlossen, obwohl derselbe schon vielfach modernen Charakter hat, so bezüglich der Verba der Gemütsbewegung und des Fürchtens, um die letzte Periode mit den auch für die Sprache bahnbrechenden Klassikern zu beginnen. Für Garnier haben wir die Arbeit von Haase in Französ. Studien V, 1 zu Grunde gelegt.

Für die letzte Periode boten auch die Untersuchungen von List über Voiture in Franz. Stud. I und von Haase über Pascal in Zs. f. nfrz. Spr. u. Litt. IV, S. 95 ff. manches Material. Für die Neuzeit durfte wohl mit Recht auf die Grammatiken von Mätzner und von Lücking als Autoritäten hingewiesen werden.*

Ist somit durch die Haupteinteilung dem Historischen der Aufgabe Rechnung getragen worden, so mufs nun in der Einteilung innerhalb jeder Periode das Syntaktische berücksichtigt werden, d. h. man mufs das Wesen des Konjunktivs zum Einteilungsprincip machen. Welches ist dies Wesen des Konjunktivs? Die Sprache ist, so sagt H. Steinthal in seiner „Grammatik, Logik und Psychologie“ (Berlin 1855) S. 358, die Erscheinung des Gedankens. Durch die Modi hat der Redende Mittel in der Hand, die Beschaffenheit dieses Gedankens zu kennzeichnen. Um die Übereinstimmung seines Gedankens mit der Welt des aufser ihm Bestehenden zu betonen, benutzt der Redende den Indikativ. Will er aber betonen, dafs sein Gedanke wesentlich nur Gedanke ist, gleichviel ob er reales Fundament hat oder nicht, so gebraucht er den Konjunktiv. Darum steht dieser Modus hauptsächlich zum Ausdruck des Wunsches und der Ungewifsheit, nach welchen Kategorien wir ihn behandeln. Aus dem subjektiven Charakter dieses Modus folgt, dafs kaum zwei Schriftsteller derselben Zeit ganz miteinander in der Anwendung desselben übereinstimmen werden. Ja, in ein und demselben Schriftsteller finden sich bei äufserlich ganz gleicher Form der Sätze verschiedene Modalkonstruktionen.

Alles, was soeben über das Wesen des Konjunktivs gesagt worden ist, gilt auch für das Französische. Die Sachlage ist nämlich

* Die anderen benutzten Arbeiten finden sich im Folgenden angegeben.



nicht etwa so, dafs das Französische seine Konstruktionen einfach vom Lateinischen ererbt hätte, sondern aus der Vermischung der verschiedenen Nationalitäten entstand ein jugendlich lebenskräftiger Sprachgeist, der aus sich selbst heraus sich entwickelte. Gerade die Syntax aber und in dieser nicht am wenigsten die Moduslehre ist der deutlichste Ausdruck dieses Geistes. Andererseits macht sich allerdings doch bisweilen der Charakter des Französischen als einer Tochtersprache geltend: indem sie manche Konjunktion, statt sie aus eigenen Mitteln zu schaffen, vom Lateinischen ererbt, geht auch die mit derselben verbundene Konstruktion auf sie über. So kann man vielleicht manche Erscheinungen des Französischen erklären, die dem sonstigen Sprachgebrauch zu widersprechen scheinen. Als Beispiel kann man die Temporal- und Konditionalsätze anführen.

Erste Periode.

9. bis 11. Jahrhundert.

A. *Konjunktiv als Ausdruck des Wunsches oder der Absicht.*

Für das Wesen des Konjunktivs macht es dabei keinen Unterschied, ob derselbe im Haupt- oder Nebensatz vorkommt. Der Übersichtlichkeit wegen müssen aber doch die grammatischen Kategorien herangezogen werden.

1. Im Hauptsatz. Der Gebrauch des unabhängigen Konjunktivs — unabhängig insofern, als der Sinn des Sprechenden nicht besonders durch ein Verb, wie „ich wünsche" etc., ausgedrückt ist — ist in den ältesten französischen Denkmälern fast noch ausgedehnter als im Lateinischen. Er findet sich auch in allen Personen und ohne einleitende Konjunktion; hauptsächlich allerdings kommt er im Präsens vor, seltener im Imperfektum, um einen unerfüllten Wunsch zu bezeichnen.

Besonders häufig zeigt sich dieser Konjunktiv in den Epen, wo die volkstümliche Lebendigkeit oft in Begrüfsungen, Segenswünschen, Flüchen oder Selbstverwünschungen sich Luft macht.

Pass. 60d: sobre noz sia toz li pechez. Lég. 40 c. Alex. 74 e.
Rol. 3757: Fel seie, se jo l' ceil!
Ib. 1958: Paiens, mal aies tu!
Ib. 698, 2711—13 etc.

Der Konj. Impf. wird in diesen und den folgenden Zeiten bis ins 13. Jahrh. bisweilen mit „quare" eingeleitet, das wie im Lat. nur den Sinn einer überleitenden Partikel zu haben scheint:

Alex. 46 ab: E deus, dist il, quer oüsse un serjant quil me guardast.*

Wenn der Wunsch sich an eine bestimmte Person richtet, um dieselbe zu einer Handlung aufzufordern, erhalten wir den sogen. Coni. iussivus. Derselbe folgt in seiner Konstruktion dem eben behandelten, nur daſs er, wie in seiner Natur liegt, nicht im Imperfekt stehen kann.

Pass. 127 cd: dontre nos lez, facam lo ben, gurpissem mund et som peccad. Alex. 125 a: aiuns.

In den meisten Fällen ist in der 1. u. 2. Pl. nicht zu unterscheiden, ob Ind. oder Konj. gemeint ist, da i erst viel später — als regelmäſsiger Teil der Endung erst seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts — in den Konjunktiv eindrang (vgl. Willenberg, R. St. III, 416 ff.).

Fragm. (Bartsch 8, 12): aiest cherté inter vos.

Ib. 8, 13: seietst unanimes.

Ib. 8, 10: ne aiet nïuls male voluntatem.

Rol. 424. Ib. 589: Une bataille lur i rendent ci[illegible]imes.

Bestimmte, oft angewandte Formen dieses Konjunktivs lassen sogar den Imperativ der betr. Verba nicht aufkommen. Es kommt bei diesen Verben allerdings noch hinzu, daſs ein eigentlicher Imperativ von ihnen schwerer zu denken ist:

aies, aiez; soies, soiez; saces, saciez.

II. Im Nebensatze. Ist das Verb, welches den Begriff des Wollens enthält, ausgedrückt, so hat man einen Fall des sogen. abhängigen Konjunktivs. Seine grammatische Abhängigkeit wird schon in den ältesten Zeiten in der überwiegenden Anzahl der Fälle durch „que" ausgedrückt, wenn auch die parataktische Anordnung der Sätze noch häufig ist im Vergleich zur späteren Zeit (vgl. Riecke, Konstr. d. Nebensätze im Oxf. Texte des afrz. Rolandsliedes. Diss. Münster 1884).

Es dürfte hier am Platze sein, etwas auf die Entstehung dieses que, welches das lat. ut ganz verdrängt hat, einzugehen, besonders, weil diese Entwickelung auch lehrt, daſs der französische Gebrauch

---

* Vgl. Diez, Gramm. III[2], S. 206.

des Konjunktivs nicht unmittelbar auf den lateinischen zurückgeführt werden darf: zunächst wird schon seit dem 2. Jahrh. p. Chr. der Acc. c. Inf. nach den verbis sentiendi et dicendi oft ersetzt durch quod, anfangs gewöhnlich c. Konj., später öfter c. Ind. (vgl. Dräger, Hist. Syntax II, S. 230 ff.). Die Verben des Wünschens und Befehlens haben aber nie quod nach sich; sie zeigen vielmehr bisweilen den Inf. oder Acc. c. Inf. nach sich. So bleibt im allgemeinen die Konstruktion während der folgenden Jahrhunderte: Quod, wofür auch quia und quoniam eintreten, bleibt herrschende Konjunktion nach den verbis sentiendi et dicendi, während nach den Verben des Wollens ut immer mehr einem die Absicht ausdrückenden Infinitiv weichen mufs (vgl. Rönsch, Itala u. Vulgata S. 400, 427, 447; Koffmane, Gesch. des Kirchenlateins S. 130 u. 124; Sittl, Die lokalen Verschiedenheiten der lat. Spr. S. 110—111). Wie der Gebrauch des quod auch in Gallien sich immer weiter ausbreitete, erhellt z. B. aus der „Historia Apollonii Regis Tyri" und dem „De Constantino Magno eiusque matre Helena libellus", die beide höchst wahrscheinlich in Gallien entstanden sind (vgl. Thielmann, Spr. d. lat Apollonius-Romans. Progr. d. Gymn. in Speier 1881). Hier wird quod bereits mehr als ut zur Einleitung der Konsekutivsätze verwandt und zwar je nach dem Sinn c. Ind. oder c. Konj.:

Const. 3, 30: tantam verecundiam concepit quod ... decrevit

(quod zehnmal, ut fünfmal). Sogar zur Einleitung von Finalsätzen, allerdings nach Verben, die den Begriff des Mitteilens enthalten, dient quod:

Const. 2, 18: dicite domino, quod ipsam — non dimittat.

Für die formelle Entstehung der Konjunktion que ist noch wichtig, dafs quod zunächst als Pron. rel. sich im Vulgärlatein oft durch quid ersetzt findet, dann aber, dafs die Lex Galica in der Pariser Hs. stets quid hat (Sittl a. a. O. S. 61 u. 62). Unter dem Einflufs dieser Form besonders hat sich dann das französische que lautlich entwickelt.

Allerdings bleibt damit das que nach den eigentlichen Verben des Wollens noch dunkel, und man wird sich zu seiner Erklärung wohl auf die auch in der Syntax so mächtige Analogie berufen müssen.

Durch die überwiegende Mehrzahl der Fälle, wo sonst que zur Einleitung eines Nebensatzes stand, drang que auch hier ein.

1) Die hierhergehörenden Verben aus den ältesten Texten sind: cumander, mander, dire, escrier (Rol. 1964), voleir, aveir (en) talant, controver (Lég. 9 d—f.), querre, estre prez, atendre, orer, rover, prier, deprier (Eul. 26—29), conjurer (Pass. 45 bc), enorter, conforter (Eul. 13—14), semondre, conseillier (Eul. 6), prendre conseill, loder, reclamer, cunsentir, otrier, duner, faire, aidier, jugier (Rol. 309), garder, metre gardes (Pass. 90 d), torner (Alex. 98 cd), defendre (que — ne) (Rol. 3438), ne s' poet garder (que — ne) (Rol. 9), mielz voeill, mielz me vient, plus me plaist, est mielz, ainz ferai (Rol. 321—2).*

Anm.: Hierher gehört auch lui ert tart aus
Alex. 13 e: Mais lui ert tart qued il s'en fust alez,
denn wenn auch grammatisch der Nebensatz im Subjektverhältnis steht, psychologisch ist er Objekt.

1 a) Eine merkwürdige hierhergehörige Gruppe von Verben bilden die des Fürchtens. Indem man das Eintreten einer Sache fürchtet, prädominiert im Bewufstsein der Wunsch, die Sache möchte nicht geschehen. Beim Ausdruck vermischen sich nun diese beiden im Bewufstsein vorhandenen Vorstellungsweisen. Diese Erklärung würde eine Art von „Kontamination" ergeben (Paul, Principien der Sprachgeschichte², S. 132). So erklärt sich sowohl Konjunktiv als auch Negation nach diesen Verben, die sich beide seit den ältesten Zeiten finden.

Solche im Altfranzösischen vorkommende Verben sind: craindre, douter, avoir peur, faire peur, voir peril.

Alex. 12 e: molt criem que ne t'en perde.

Ib. 40 de: se redotet de ses parenz, qued il nel reconoissent e de l'honor del siecle ne l'encombrent.

Das „ne" fehlt in der einzigen Stelle des Rol., wo craindre vorkommt:

Rol. 257: Jo me crendreie que vus vus meslisiez.

2. Subjektsätze. Der Ausdruck der Absicht, des Wunsches kann auch im Verhältnis des Subjekts zu einem unpersönlichen Urteil stehen. Dieses Urteil enthält dann gewöhnlich entweder eine Billigung oder Mifsbilligung jener Absicht. Darum mufs man wohl auch cantumps als Form des Konj. auffassen in:

Lég. 1 ef: et or es temps et si est biens que nos cantumps de sant Lettgier.

---

* Über das Ausfallen des einen que nach den Verben mit komparativem Sinn vgl. besonders Breitinger in Herrigs Archiv Bd. XLV, S. 236 ff., und Mätzner, Syntax II, S. 216.

Pass. 38 cd (melz ti fura).

Rol. 359: Mielz est suls moerge.

Rol. 58—59. Ib. 44—46 (asez est mielz).

3. Eigentümlich, aber doch seinem Wesen völlig entsprechend steht der Konjunktiv in indirekten Fragen zur Bezeichnung der Absicht. Dieser Gebrauch baut sich nicht auf dem Lateinischen auf, so nahe es auch liegen mag, dies anzunehmen. Der Konjunktiv, der im klassischen und nachklassischen Latein fast obligatorisch war (Dräger, Hist. Synt. II[2], S. 473 ff.), wurde im vulgären Latein oft durch den Indikativ ersetzt, ohne daſs ein bestimmtes Princip erkennbar wäre (Rönsch a. a. O. S. 428—29; Sittl a. a. O. S. 134; Koffmane a. a. O. S. 130). Dieser Modus ist auch im allgemeinen derjenige der indirekten Frage im Altfranzösischen. Der Konjunktiv steht aber in dem oben angegebenen Sinne. Oft liegt dieser Sinn in dem Verb des regierenden Satzes offen ausgesprochen vor:

Rol. 630—631: Si nus aidiez de Rollant le marchis, Par quel mesure le poüssum hunir.

4. Klar tritt auch der Charakter des Konjunktivs als Modus des Unsicheren, des nur Vorgestellten zu Tage in den Relativsätzen.

Zunächst sind diejenigen Relativsätze hier auszuschlieſsen, die nicht in den Zusammenhang des Hauptgedankens hineingehören, sondern den Charakter eingeschobener, unabhängiger Sätze haben und demnach auch wie solche konstruiert werden (vgl. Joinv. 35: conte de Bretaigne que Diex gart). Es bleiben dann noch diejenigen übrig, welche einen im Hauptsatz liegenden Begriff genau zu determinieren oder einzuschränken bestimmt sind. Unter diesen kann man in Bezug auf den Modus wieder zwei Arten unterscheiden:

a) Die durch den Relativsatz ausgedrückte Eigenschaft oder Handlung ist eine gewünschte. Der Modus ist alsdann der Konjunktiv.

Alex. 5 e.

Lég. 37 ef: Quatre homnes i tramist armez, Qui lui alassent decoller.

Diese Modalkonstruktion hat sich bis heute nie im Laufe der Zeit geändert.

Anm.: Hierher gehört auch die schwer zu erklärende Wendung: ne guarder l'hore que, die sich bis zu Ende des 13. Jahrh. noch zeigt:

Alex. 61 e: Ne guardent l'hore que terre les enclodet.

In betreff der Deutung dieser Wendung vgl. La vie de St. Alexis ed. Paris

et Pannier 1872, S. 188. Wir schliefsen uns der Erklärung von Perle an in „Die Negation im Altfranzösischen“ (Zs. f. rom. Phil. II, 9).

b) Der Hauptsatz enthält einen Wunsch oder eine Absicht. Der Relativsatz, welcher den Begriff, in Bezug auf den der Wunsch oder die Absicht ausgesprochen wird, einschränkt, wird mit in die Sphäre des Unsicheren gezogen oder nicht, so dafs er entweder im Konjunktiv steht oder nicht.

Pass. 96cd: usque vengues qui, sens pecat, per toz solses comuna lei.

Rol. 3559: Trestut seit fel ki n'i fierget ad espleit! aber

Ib. 2062: Tut par seit fel ki ne 's vait envaïr. Cf. ib. 1107, 2144 etc.

Diese Art einer attractio modorum hat sich durch alle Zeiten bis heute erhalten. Vgl. Lücking, Gr. § 318, 2.

5. Die Temporalsätze dienen dazu, durch Angabe der Zeit die Handlung eines Satzes genau zu umgrenzen. Wird die Handlung des Temporalsatzes nicht als sicher eintretend, sondern nur als gewünscht oder beabsichtigt hingestellt, so tritt das dieselbe ausdrückende Verb in den Konjunktiv. Derselbe kann also nur eintreten nach den Konjunktionen, welche eine dem Hauptsatze nachfolgende oder höchstens gleichzeitige Handlung bezeichnen. Doch mufs bemerkt werden, dafs gerade die Temporalsätze schon in den ältesten Zeiten den Charakter der Modi nicht so streng auseinander halten wie die anderen Sätze. Dies hat seinen Grund wohl darin, dafs dieselben mit der lateinischen Form auch die lateinische Konstruktion übernahmen.

a) Die Konjunktionen, welche in den ältesten Denkmälern nach den obigen Principien den Konjunktiv als Modus des Wunsches zeigen, sind: usque und jusque. Auch im mittelalterlichen Latein findet sich usque als temporale Konjunktion (vgl. Koffmane, Gesch. d. Kirchenlateins 1879, S. 131).

Pass. 96cd (vgl. S. 437).

Alex. 58b: ne la volt demostrer, nel reconnoissent usque il s'en seit alez.

Rol. 1837—8 etc.

In der Erzählung zur Einführung von Thatsachen dient besonders entroque, das also gewöhnlich den Ind. nach sich hat:

Lég. 32b; ib. 37b: Creidre ne l' pout entroque l' vit.

Diese Konjunktion geht nach Diez zurück auf intro usque; aus ihr entstand tresque, das sich zuerst im Rolandliede zeigt:

Rol. 162: La noit demurent tresque vint à l' jur cler, ib. 3849.

Charl. 57, aber auch tresque c. Konj.:

Charl. 463—4: N'en iert mais receuz par nul hume carnel Tresk'il seit pleine hanste de tere desterez.

b) Diejenigen Konjunktionen, welche Form und Konstruktion vom Lateinischen (antequam) ererbt haben und daher auch da den Konj. haben, wo der Sinn eher den Indikativ erforderte, sind: ainz que, ainçois que.* Die Anwendung des Konj. nach antequam zeigt sich schon bei Livius und nimmt dann immer mehr zu, bis sie im Mittelalter zur Regel wird:

Livius 5, 33: Ducentis annis antequam Clusium oppugnarent urbemque Romam caperent, in Italiam Galli descenderunt.

De Constantino Magno lib. 6, 15 (ed. E. Heydenreich, Leipzig 1879): ipse (i. e. pater) de hac vita sublatus fore dicitur, antequam ego natus essem.

Pass. 49ab: Anz que la noit lo jalz cantes, terce vez Petre lo neiet.

Alex. 92ab: Ainz que nez fusses si 'n fui molt anguissose.

Rol. 689 etc. enceisque: Rol. 810—11, ib. 3480.

6. Finalsätze. Adverbialsätze, die den Hauptsatz dadurch näher bestimmen, dafs sie die Absicht oder den Wunsch angeben, welches das Ziel der Handlung des Hauptsatzes bildet, treten naturgemäfs in das Gebiet des Konjunktivs. In den ältesten Zeiten werden solche Sätze gewöhnlich eingeleitet mit que (wie schon quid im Mittellatein: S. 429). Man wies aber auch oft durch eine Verbindung von Präposition und Demonstrativpronomen im Hauptsatz auf den folgenden Finalsatz hin. Indem nun durch einen Vorgang der Gliederungsverschiebung (vgl. Paul, Principien S. 250 ff.) diese Teile mit zur Konjunktion traten, entstanden die französischen Finalkonjunktionen. So entstand z. B. seit dem 13. Jahrh. die Wendung afin que (Joinv. 714; Bertr. Guescl. 23; ib. 1304, 1343 etc.). In den ältesten Zeiten finden sich neben que noch:

pour ce que, pour que, par ce que, par que.

Der eben beschriebene Vorgang zeigt sich schon in

* Hier geht also que nicht auf quid, sondern auf quam zurück.

Pass. 50 cd: per cio laissed deus se neier que de nos aiet pieted.

Ib. 22 ab: Trenta deners dunc li en promesdrent, son bon sennior que lo tradisse.

Ib. 126 cd. Alex. 78 de.

Rol. 622—3. Ib. 1004: Sunent mil graisle pur ço que plus bel seit. Ib. 3981.

Diese Auffassung und Konstruktion verändert sich nie in der Geschichte der französischen Sprache. Vgl. Mätzner, Gr.[3] S. 371.

B. Der Konjunktiv als Ausdruck der Ungewifsheit.

I. Conjunctivus concessivus.

Klar tragen diejenigen Konjunktive den Charakter des Unbestimmten zur Schau, welche zur Einräumung irgend einer Behauptung dienen. Der Redende kümmert sich gar nicht um die Richtigkeit einer Thatsache oder einer Handlung, sondern überläfst dem Hörenden ganz, sich dieselbe nach seinem Belieben vorzustellen.

1. Pass. 84 cd: ja l' vedes ela si morir, el resurdra.

Sehr oft findet sich dieser Konjunktiv in der formelhaften Wendung „voeillet ou non“:

Alex. 116 d, 120 b. Rol. 959, 1419, 1626, 2043.

Um den hohen Grad einer Eigenschaft einzuräumen, steht „tant“

Charl. 455: tant seit forz e membrez. Ib. 476.

2. Derselbe konzessive Konjunktiv zeigt sich auch in Relativsätzen, wenn dieselben einen Begriff im weitesten Umfange zugeben sollen. Am meisten finden sich dieselben in der lebhaften Erzählung der Volksepen.

Bemerkenswert wegen der späteren Entwickelung ist der Fall, wo ein Relativsatz sich auf ein mit der Präposition por eingeleitetes Substantiv bezieht:

Alex. 33 c—e: por amistet ne d'ami ne d'amie ne por honors qui lui fussent tramises n'en volt torner. Rol. 458.

Rol. 2740: Carles ne dutet hume qui seit vivant.

Besonders findet sich dieser Fall im zweiten Teil eines Vergleichs der Ungleichheit:

Alex. 42 b: si fait ma medre plus que femme qui vivet.

Wie sehr der Modus den Sinn bestimmt, erhellt aus

Rol. 1573: Plus est isnels que n'est oisels ki volet,

wo der Relativsatz nur die Stelle eines Adjektivs vertritt: „schneller als ein fliegender Vogel."

Hierher gehören auch die von den Grammatikern so genannten Konzessivsätze, welche sich nicht auf einen bestimmten Substantivbegriff beziehen, sondern beliebig einen Personen-, Sachen-, Ort-, Zeit- oder Methodenbegriff verallgemeinern.* Dazu dienen folgende Verbindungen: 1) Qui que, 2) Que que, 3) Quoi que, 4) Quel que, 5) Où que, 6) Comment que. Auch im Mittellatein finden sich die Konzessivpartikeln quicunque, quamquam etc. oft mit dem Konjunktiv (vgl. Dräger, H. S. I, 524 ff., II, 767).

Rol. 1546: ki que l' blasmt ne le lot.
Ib. 1592, 1912, 3363—4; ib. 1279. Alex. 101 c.
Rol. 3827—8 (que que).
Ib. 592—3 (quel que seit).
Alex. 17 e: ou que il seit.
Rol. 3522: cument que.

Ausnahmen: Doch hat hier schon in der ältesten Zeit die Sprache dem Redenden die Freiheit der Auffassung gelassen: will er das wirkliche Eintreten einer Handlung betonen, so setzt er den Indikativ. Diese objektive Auffassung herrscht allgemein vor bei „quant que". Besonders findet sich derselbe auch, wenn das Verb des Konzessivsatzes verbunden ist mit dem modalen Hilfsverb posse.

Rol. 1198: Voit le ferir li Quens quanque il pout. Ib. 2298.
Alex. 19 d: larges almosnes ... donet as povres ou qu'il les pot trover.
Ib. 45 d: tot te dorrai, bons hom, quant que m'as quis.
Charl. 627: tuz les gas li cuntat, quant ke il en oït.

3. Auch Temporalsätze finden sich bisweilen in konzessiver Auffassung, wenn sie beginnen mit „tant cum":

Rol. 544: „Ço n'iert" dist Guenes, „tant cum vivet sis nies."
Ib. 557, 1802, dagegen vgl. ib. 2126.

Diese Verbindung erhält sich nur bis zum 14. Jahrh.:

Chev. II esp. 11334. Joinv. 694.

Froiss. scheint in diesem Falle stets den Indikativ zu haben:

III, 2: il serviroit le roy englès à V° armures de fier tant qu'il seroit en l'empire.

---

* Vgl. Johannſsen, Ausdruck des Konzessivverhältnisses im Afrz. Diss.

II. Konjunktiv der Ungewifsheit in engerem Sinne.

Es bleiben nun noch die Fälle übrig, wo der Konjunktiv ohne irgend einen Nebensinn des Wunsches oder der Einräumung dazu dient, eine Handlung oder Thatsache als unsicher hinzustellen. Dahin ist als Unterabteilung auch der Gebrauch des Konjunktivs zur Bezeichnung einer Handlung oder Thatsache zu rechnen, die gar nicht in der Welt aufser uns existiert (Konjunktiv der Irrealität). Eben weil eine solche Handlung, als nur in der Vorstellung des Redenden vorhanden, keinen sicheren Boden hat, ist der Konjunktiv der geeignete Modus zu ihrer Darstellung. Da der Konjunktiv der Ungewifsheit und der Nichtwirklichkeit oft ineinander übergehen — wie z. B. bei cuidier —, scheint es besser, beide nicht zu trennen.

1. Im Hauptsatz steht besonders der Konj. Impf. a) um in mildernder, potentieller Weise eine Handlung als unbestimmt hinzustellen, oder b) um die Nichterfüllung derselben auszudrücken.

Ad a) So steht als Ausdruck der Potentialität:

Alex. 10d: mais de cel plait ne volsist il nient.

Dahin gehört auch der Relativsatz:

Pass. 77cd: tu nos perdone celz pecaz qu'e nos vedest tua pietad.

Ad b) Als Konjunktiv der Irrealität steht besonders der Konj. Impf. von devoir:

Alex. 64c: iceste chose nos doüses noncier. Ib. 124e.

Vgl. ib. 84cd: E d'icel bien qui toz doust tons estre ...

Rol. 455: Vus l' doüssiez esculter e oïr.

Ib. 355. Cump. 2355.

Rol. 349—50: La veïssiez tanz chevaliers plorer, ki tuit li dient ...
Ib. 1622 etc.

2. Objektsätze. a) Die Verben der Wahrnehmung haben naturgemäfs in den ihnen folgenden Objektsätzen den Indikativ. Sind sie aber bedingt gebraucht, so wird auch das Objekt mit in das Bereich des nur Möglichen gezogen; daher in dem abhängigen Satz der Konjunktiv. Naturgemäfs steht der Konjunktiv nach einem negativen Ausdruck der Wahrnehmung, um die Realität des Nichtwahrgenommenen als unsicher hinzustellen.

Alex. 99e: s'il veit que jo lui serve.

Diese Auffassung und die entsprechende Konstruktion haben sich bis heute nicht geändert. Vgl. Mätzner, Gr.[3] S. 364.

b) Die Verben des Denkens haben auch, insofern sie eine Unsicherheit hinsichtlich des Gedachten zulassen, den Konj. nach sich. Die in den ältesten Zeiten vorkommenden hierhergehörenden Verben sind: cuidier,* penser und croire, während saveir (Rol. 3413) und sungier (Rol. 719, 726) den Ind. haben.

cuidier: Rol. 3723—4: Cuidet li reis qu'ele se seit pasmee.

penser: Pass. 53d; ib. 110cd: zo pensent il que entre els le spiritus aparegues.

ne cuider: Rol. 1665—6, 1848.

ne croire: Pass. 110b.

c) Nach den positiv gebrauchten Verben des Sagens wird seit den ältesten Zeiten das Mitgeteilte als objektiv richtig dargestellt, d. h. der Indikativ gesetzt. Aber jeder Ausdruck mit dem Sinne „Nichtsagen", d. h. „unentschieden, unsicher lassen", hat konsequenterweise den Konj. nach sich:

Rol. 1959: Iço ne di Carles n'i ait perdut; etc.

3. Auch in den Subjektsätzen zeigen sich dieselben Principien:

a) Eine schwankende Konstruktion entsprechend der doppelten Auffassung zeigt sich nach dem Ausdruck „mei est vis".

c. Konj.: Alex. 108d: Ço lor est vis que tiengent Deu medisme (Konj. der Irrealität).

c. Ind.: Rol. 659: Mei est vis que trop targe.

Im letzteren Falle ist „scheinen" mehr = „Erscheinen einer wirklich vorhandenen Thatsache".

b) Nach den verneinten oder bedingten unpersönlichen Ausdrücken des Geschehens steht im Subjektsatz der Konj., weil das Eintreten der Handlung ungewifs, ja sogar ans Irreale grenzend ist.

Rol. 3913: Il ne poet estre qu'il seient desevret.

4. Zur Bezeichnung der Ungewifsheit einer Handlung steht der Konj. auch in den indirekten Fragesätzen, wenn der Hauptsatz negativ, fragend oder hypothetisch gebraucht ist.

---

* cuidier hat zwei Bedeutungen:

1) glauben = sich einbilden, daher auch = wähnen, oft auch im Gegensatz zu savoir gebraucht. Vgl. Tobler, Vrai Aniel S. 25, 104.

2) besorgt sein (wie auch lat. cogitare).

Hier kommt nur die erste Bedeutung in Betracht.

Alex. 27 cd: ne sai le leu ne ne sai la contrede ou t'alge querre. Ib. 95 a—e.

Rol. 1982: or ne sai jo que face.

Doch findet sich auch hier schon statt dessen häufiger der Ind. Fut.:

Rol. 735: il ne sevent li quels d'els la vientrat.

(So sechsmal c. Ind. gegen jene eine Stelle c. Konj.) Hier wird also das Siegen als ein sicher eintretendes Faktum hingestellt und nur die Person des Siegers in Zweifel gezogen.

5. Wenn ein Relativsatz sich auf ein Glied eines bedingt oder konzessiv gebrauchten Satzes bezieht, so wird die durch ihn ausgedrückte Handlung auch ungewifs: daher der Konj. in demselben.

Rol. 3669: S'or i ad cel ki Carlun cuntrediet. Ib. 3834.

Ib. 391: Seit ki l'ociet.

Sehr eigentümlich erscheint bei der sonstigen Konsequenz im Gebrauch der Modi der Gebrauch des Ind. in einem solchen Satze:

Rol. 119: S'est ki l' demandet . . . (Sollte hier nicht besser demant zu lesen sein?).

Ib. 577: se est ki mei en creit, wo der Ind. vielleicht der Assonanz wegen steht.

b) Ein Konjunktiv der Irrealität, wie wir ihn oben (S. 436) besprochen haben, findet sich in den Relativsätzen, die zur Bestimmung eines Substantivbegriffes dienen, dessen objektive Realität durch eine Negation oder sonstwie verneint ist:

Pass. 22 d.

Lég. 6 ab: Ne fud nuls om del son jouvent qui mieldre fust donc a ciels tiemps. Ib. 23 ef.

Rol. 18—19, 2903.

Hierher gehört, wenn auch nicht der syntaktischen Beziehung nach, so doch nach Sinn und Modalgebrauch die von Paul (Principien[2] S. 112) angeführte Konstruktion ἀπὸ κοινοῦ, wo zu einem Subjekt zwei Prädikate ohne Verbindung gesetzt sind.

Rol. 1442: Suz ciel n'ad rei plus en ait de meillurs. Ib. 1782.

Ib. 1482: Cel n'en i ad Munjoie ne demant. Ib. 653.

Pass. 96 ab. Alex. 112 ab.

In den ältesten Zeiten aber schon empfand das Sprachgefühl das zweite Prädikat als das untergeordnete, wie sich das aus dem Setzen von que vor dasselbe zeigt:

Rol. 982: Pierre n'i ad que tute ne seit neire. Ib. 915, 1003.

6. Ebenso steht als Ausdruck der Irrealität der Konjunktiv in Konsekutivsätzen, wenn dadurch, daſs der Hauptsatz verneint ist, die Folge eine imaginäre ist. Auch hier findet sich in den ältesten Zeiten die Folge unmittelbar, d. h. ohne Konjunktion angeschlossen:

Alex. 55e: Ne pot muder ne seit aparissant. Rol. 859.

Rol. 459: Jo ne lerreie por tut l'or que Deus fist Que jo ne li die. Ib. 893.

Ib. 1992—3: Ne loinz ne près ne poet vedeir si cler Que reconnoisse nisun hume mortel. Alex. 93d.

7. Nicht so konsequent folgen die Konditionalsätze den Principien für den Gebrauch des Konjunktivs.*

a) Zur Angabe einer Handlung, deren Eintreten als möglich angenommen wird, also unentschieden bleibt, steht der Konj. Präs., die daraus sicher entspringende Folge wird im Hauptsatz im Futur gegeben, oder im Konjunktiv der Aufforderung.

Eide: salvarai eo ... in o quid il mi altresi fazet.

Rol. 2682—4: S'en ma mercit ne se culzt à mes pièz E ne guerpisset la lei de chrestiens, Jo li toldrai la curune de l' chief.

Lois (Bartsch[4] 51, 34): e si alquens vienged apref pur clamer la cose, duinst wage.

Hierher gehören auch die mit mais que eingeleiteten Sätze mit dem Konjunktiv; ursprünglich bezeichnet derselbe einen Wunsch, dessen Erfüllung aber Bedingung ist für das Eintreten der im Hauptsatz ausgedrückten Handlung:

Rol. 234: Saveir i ad, mais qu'il seit entenduz.

Charl. 485: „voluntiers,“ dist li coens, „mais que Carles l'otreit.“ Ib. 491.

Lois (Bartsch[4] 51, 24).

Im Gegensatz zu diesen, dem sonstigen Gebrauch des Konjunktivs entsprechenden Beispielen finden sich aber viele mit dem Indikativ im Bedingungssatze. Inwieweit auch hier mit der lateinischen Form die lateinische Auffassung sich vererbt hat, dürfte schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls aber stimmt die lateinische Konstruktion in der klassischen und nachklassischen Zeit sehr mit dieser altfran-

---

* Über die Konditionalsätze im Afrz. vgl. besonders J. Klapperich in Franz. Studien III, 4.

zösischen überein; auch dort überwiegt bei weitem der Ind. Präs. im Nebensatz (Dräger, Hist. Synt. II[2], 702). Der Charakter der Annahme geht ganz verloren und das hypothetische Satzgefüge dient nur dazu, eine Folgerung auszudrücken. Dies zeigen schon die Eide, so der zweite Eid (Bartsch[4] 4, 15—20).

Rol. 788: Deus me cunfundet, se la geste en desment* etc.

Charl. 488, 516 etc.

Werden aber die Bedingungen weiter fortgesetzt, so werden die folgenden nicht durch si eingeleitet, nehmen aber den Konjunktiv an. Dies kann nur dazu dienen, die obige Auffassung zu bestätigen: Im zweiten Teil der Bedingung, der von der Form „si" nicht mehr beeinflufst wird, tritt der Charakter der Annahme klar zu Tage.

Lois (Bartsch[4], 49, 39): se alquens est apeled de larrecin u de roberie, e il seit plevi de venir a justice, e il s'en fuie ... Ib. 51, 39; 52, 5; 52, 33—34; 52, 44.

b) Konsequenter ist der Gebrauch des Konjunktivs in den Konditionalsätzen durchgeführt, welche etwas annehmen, das als nicht seiend hingestellt werden soll. Da die Folgerung daraus auch nur fingiert sein kann, so tritt auch sie in den Konjunktiv. Das ursprüngliche Tempus für diesen Fall der Irrealität (sumptio ficti) ist der Konj. Impf., der seiner zeitlichen Bedeutung nach hier aber sowohl Impf. als Plusquampf. wiedergeben kann.**

Für diesen Gebrauch finden sich in den ältesten Denkmälern sehr viele Beispiele:

Alex. 41 b, 84 e, 90 c. Rol. 1717 etc. etc.

Doch findet sich auch der Tempuscharakter genauer gewahrt; wenigstens im Hauptsatz:

Alex. 98 e (impf. du subj. — plusquepf. du subj.).

Überhaupt zeigt der Hauptsatz gröfsere Freiheit der Konstruktion. Analog dem ersten Fall (sumptio dandi):

Konj. Präs. — Fut.

findet sich hier ein Fut. Impf. im Hauptsatz, um eine nach Erfüllung der Bedingung sicher eingetretene Handlung zu bezeichnen.

Den Übergang zeigt sehr gut die Stelle:

---

* Vgl. Liv. 22, 53, 11: si sciens fallo, tum me Juppiter pessimo leto afficiat. (Dräger, H. S. II[2], 739.)

** Vgl. über diesen Austausch der Zeiten im ganzen Mittellatein: Rönsch, Itala u. Vulgata S. 431; bes. Sittl a. a. O. S. 132.

Alex. 46 ab: quer oüsse un serjant quil me guardast: jo l'en fereie franc.

Im Hauptsatz des hypothetischen Gefüges findet sich das Impf. Fut.: Rol. 1804—5; ib. 240.

Gormund 426 (Bartsch, Chr. S. 26): „Allas“ dist il, „veir dist li sorz, Si jeo venisse en icest ost Que jeo sereie u pris u morz.“

Anm.: Nach „comme si“ tritt natürlich keine Änderung der obigen Konstruktion ein, da die Auffassung dieselbe bleibt: Alex. 29 c.

Hierher gehören auch nach Sinn und Konstruktion Sätze, die formell als Relativsätze zu bezeichnen sind:

Rol. 1181—2: Ki dunc oïst Munjoie demander, De vasselage li poüst remembrer. Ib. 1970—2, 3483—8; ib. 240.*

In lebhaften Schilderungen kann in diesem Falle sogar der Hauptsatz ganz unterdrückt werden, weil er aus Ton und Ausdruck leicht erraten werden konnte:

Rol. 1341: Ki lui veïst l'un jeter mort sur l'altre, Le sanc tut cler gesir par cele place! Ib. 1680—1, 3473—4.

Veränderungen in der zweiten Periode.

12. bis 14. Jahrhundert.

A. I. Der Konjunktiv tritt jetzt gerade so wie früher zur Bezeichnung des Wunsches auf, nur mit dem Unterschiede, daſs er vom Anfang des 12. Jahrh. an auch in Hauptsätzen durch que eingeleitet erscheint. Es mag hier wohl eine Analogiebildung vorliegen. Es liegt im Wesen aller Sprachentwickelung, daſs die Parataxis allmählich in eine Hypotaxis übergeht (Paul a. a. O. S. 123). So auch im Französischen. Die früher oft vorkommende parataktische Gliederung der Sätze wurde ganz verdrängt von der hypotaktischen, indem die Nebensätze mit que eingeleitet wurden. Der Konjunktiv erschien also in beinahe allen Nebensätzen mit „que“. So übertrug man leicht diese Konjunktion auch in den Hauptsatz, und um so leichter, als sie dem Wunsche eine vollere Ausdrucksform, daher gröſsere Wucht verlieh, was man früher durch Partikeln wie or und kar schon versucht hatte zu erreichen.

* Dieser hypothetische Gebrauch der Rel.-Pron. (qui = si quis) erhält sich bis ins 18. Jahrh. Vgl. Littré, Dict. s. v. qui No. 16: „C'est dommage que cette tournure vive et légère tombe en désuétude.“



Cump. zeigt zuerst que zur Einleitung eines unabhängigen Konjunktivs in der formelhaften Wendung: que bien l'entendes

(Cump. 3242; 3412, 3420 etc.),

die sich neben bien l'entendes

(Cump. 3246, 3514, 3522, 3526 etc.)

findet.

Rou III, 6258: E se io l'ai, que Deu l'otreit.

R. Charr. 79, 15: Que Dex te doint joie et honor.

Froiss. III, 459: Ma chière dame, que Dieu vous commande jusques au revenir!

Daneben gehen die Fälle ohne „que“, und zwar in der ganzen Periode in bei weitem überwiegender Anzahl (Wace hat ca. 93 Proz., Chrestien ca. 92 Proz., Bertran du Guesclin ca. 85 Proz. aller Beispiele ohne que).

Anm. 1: Von jetzt ab und innerhalb dieser Periode finden sich auch mar, mal, a mal ëur, malement mit dem Konj. Präs. u. Impf. im Sinne eines verneinenden Wunsches. Über die Entwickelung dieser Konstruktion vgl. Gaspary in Zs. f. rom. Phil. VII, 573 ff.

Rou II, 6587: Malement devinast de mei Qui ne sout deviner de sei.
Lyon 5254 etc.

Anm. 2: Eine andere sehr merkwürdige Anwendung dieses Konjunktivs findet sich während dieser ganzen Zeit nach der hypothetischen Konjunktion „se“, um die Wahrheit des Hauptsatzes zu beteuern. Soll dies geschehen, so mufs die Bedingung unter allen Umständen erfüllt sein, also der Wunsch wirklich etwas für den Redenden Wünschenswertes enthalten:

Rou II. 670: „Gentilz ber,“ dist li reis, „se deus me beneie, Tuz sui prez“, i. e.: „wenn es mein Wunsch ist, dafs Gott mich segne“, was ja immer der Fall ist.
Erec 5860 („se je soie salx“).
R. Charr. 54, 10.
Prov. 1733: Vaillant sont, se Dex me sequeure.
Cap. 5555: se m'arme soit sauvée.*

In den Aufforderungssätzen tritt eine Änderung gegen früher nur insofern ein, als eine Aufforderung an eine Mehrheit von Personen, zu denen der Redende selbst mit gehört, gewöhnlich in den Indikativ tritt. Auf diese Weise wird die Handlung, zu der wir selbst uns bestimmen wollen, als sicher eintretend hingestellt. Ausgenommen sind die Formen aions und soions, welche dank ihren Schwesterformen aiez und soiez schon zu eingewurzelt im Sprach-

* Über die anderen Erklärungen dieser Konstruktion vgl. 1) Bischoff, Konj. bei Chrestien S. 10; 2) Mätzner, Syntax § 343 β; 3) Constans, Légende d'Œdipe p. LXI (er verweist auf Horaz, Oden I, 3: Sic te diva potens Cypri, ... regat)!

gefühl waren, als daſs sie durch diese neue Auffassungsweise hätten verdrängt werden können:

Rou III, 7181.

Percev. 1181: Une maison faisons ci faire (so 21 mal).

Nur selten bricht die alte Anschauungsweise noch durch, wie:

Erec 4680: façons tost une biere.

Joinv. 850: façons lire le romant.

II. 1. Auf dem Gebiet des abhängigen Konjunktivs ist zu konstatieren, daſs das Wesen desselben doch nicht mehr so klar und fest aufgefaſst ist als früher. Es entstehen eine Menge neuer, meist zusammengesetzter Wendungen, bei denen das Moment des Wunsches zurücktritt hinter der Vorstellung, daſs das Gewünschte sicher eintreffen wird, daher denn der Nebensatz neben dem Konj., der sich immer noch in überwiegender Anzahl erhält, auch Ind., besonders Futurum resp. Impf. Fut. aufweist. Abgesehen von den Verben des Bestimmens, wie

commander, establir (Cump. 2007—8. Brut 8172),
ordonner (Froiss. II, 96),
consillier (Froiss. III, 64),
en conseil doner (Brut. 2938),
avoir conseil (Froiss. II, 72: III, 22),
acorder (Joinv. 220, dagegen vgl. Froiss. II, 140. III, 95),
plaire (Lyon 3449),
estre consillié (Froiss. III, 380),

bei denen die Vorstellung des Sichereintretens ja noch eher gerechtfertigt ist, gehören hierher:

En pensé ot et en talent (Brut 11645).
A gré li vint et a plaisir (ib. 7309).
avoir talent (Rou III, 9690. Lyon 2229).
talens m'est pris (G. d'Angl. 171, 1).
volantez me vient (Lyon 553).
avoir entention. Froiss. III, 47: avoit entention que l'endemain ... il se combateroit.

Zu einer reinen Phrase mit der Bedeutung „il arriva“ sinkt allmählich die Wendung herab „Dieu voulut“:

Cleom. 10626: Diex le vot k'ainsi avint

(vgl. Marot ed. Mötjens. La Haye 1700, I, 76 u. Larivey, Le Morfondu III, 3).

Anm. Wenn sich im 14. Jahrh. Beispiele finden wie:
Cap. 331: et volt qu'i fu pendus.
Ren. le Contref. (Bartsch[4] 417, 20): voulsissent que il fut honnys,
so sind diese nicht als abweichende Modalkonstruktionen aufzufassen, sondern vielmehr der schwankenden Orthographie jener Zeiten zuzuschreiben.

In Nebensätzen, die eine Aufforderung enthalten, tritt in dieser Periode oft, auch wenn der Begriff der Aufforderung im Hauptsatz klar ausgedrückt ist, das Verb in den Indikativ. Dieser Indikativ ist zu erklären als Imperativ (Tobler, Ztschr. f. rom. Phil. I, 14). Es liegt also in diesen Beispielen wieder ein Fall von Kontamination vor: Vermischung der abhängigen Konstruktion, die eigentlich den Konjunktiv verlangte und die auch die gebräuchliche war, mit der unabhängigen im Imperativ.

Besonders häufige Imperative sind dites und faites, vielleicht weil sie auch sonst sehr oft imperativisch verwandt wurden.

Marg. 157.

Percev. 3176: Por Dieu vos proi. Que vus ne me tenés por vil.

Œd. 10984—5: Une autre fois vos engardés Que ne faites tel jugement.

Villeh. 43, 337. Og. 2128. Cl. 5707.

Joinv. 454: nous vous commandons que vous le dites.

Ib. 429; ib. 24.

So auch noch im 15. Jahrh. bei Charles d'Orléans (vgl. R. Studien V, 500 ff.).

1 a. Es zeigt sich auch bei den Verben des Fürchtens eine sehr abgeschwächte Auffassung ihrer ursprünglichen Bedeutung. Sie sinken bisweilen nur um der Assonanz und des Reimes willen, aber auch sonst schon zu bloſsen Verben der Gemütsbewegung herab und haben dann die Sache, die als faktisch vorhandene Ursache der Furcht hingestellt wird, im Indikativ:

Rou III, 8887: Co diseient e co cremeient, Que li Normant pres les siueient. Ib. 7001; ib. II, 1921 etc.

Joinv. 589: je doutai que c'estoit uns Assacis et pourroit occire le roy.

2. In den Subjektsätzen bleibt die Auffassung sich treu. Nach den unpersönlichen Ausdrücken, die eine Handlung als eine erwünschte und erstrebenswerte oder deren Gegenteil bezeichnen, steht nach wie vor der Konjunktiv. Zu den alten kommen jetzt noch besonders folgende neue hinzu:

ç'est vilanie (Cump. 125), ço est grant folie (Cump. 2641—2),

droiz est, coustume est, il est contre raison, viltage est (Brut. 2129), il avient = il est avenant, il afiert, il m'est besoigne, il est mestiers, und seit dem 14. Jahrh.: il faut (Bertr. Guescl. 275; Froiss. II, 357).

Wenn aber diese oder ähnliche Ausdrücke dazu dienen, Billigung resp. Mifsbilligung einer vorliegenden Thatsache auszudrücken, die also als Grund dient, so steht naturgemäfs der Indikativ.

G. d'Angl. 85, 2: peciés est, que je suis vive.

Vrai Aniel 136—7: drois est que compere Le mal li om. Ib. 196.

In diesem letzteren Falle wird auch öfter die zu beurteilende Thatsache mit quant eingeleitet. Abgesehen davon, dafs viele der obigen Wendungen verschwinden und andere an ihre Stelle treten, erleidet die Auffassung und Konstruktion betreffs der Modi in den folgenden Zeiten nie eine Änderung.

3. Auf dem Gebiet der Fragesätze herrscht die alte Auffassung noch vor, doch macht sich allmählich das Bestreben geltend, das Eintreten der beabsichtigten Handlung nicht in Zweifel zu ziehen, sondern das Fragewort zum alleinigen Träger der Unentschiedenheit zu machen. Diese Auffassung hat im 14. Jahrh. schon das Übergewicht erreicht.

12. Jahrh.: Cump. 311—12: Mais or demusterrum Que seit nuit par raisun.

Ib. 637: Que seit meis demustrums Par mult brieves raisuns. Ib. 3469.

Dagegen Ib. 421—2: E or demusterruns Pur quei li jum unt nuns. Ib. 705 ff.; 1196. Lyon 3517 etc.

Og. 738; ib. 2487: s'est conseilliés comment . . . etc.

13. Jahrh.: Joinv. 475: et lour pria a touz que il meissent consoil, comment il issisent dou servaige. Ib. 511, 524, 644, 717, 749.

Dagegen Joinv. 58: et se traveilloit comment il les metteroit.

14. Jahrh.: Cap. 820: estez vous avizée Comment nous soit response en ce jour d'ui donnée.

Froiss. XI, 238: (il) a mis toute la paine et entente qu'il a peü, comment il peüst porter grant dommaige au roiaulme de Honguerie.

Dagegen Froiss. II, 31: pour avoir conseil et bon avis comment il ordonneroit de le besoingne . . . Ib. II, 84; II, 96; III, 46; III, 49.

Wiewohl die Konstruktion mit dem Konjunktiv immer seltener wird, hält sie sich doch noch bis in das 16. Jahrh.:

Larivey, Le Fidelle II, 7: Vous n'avez que chercher qui je sois.

4. Temporalsätze. Nach den Konjunktionen, die auch schon in früheren Zeiten eine doppelte Auffassung zuliefsen und zu denen seit dem 12. Jahrh. besonders noch tant que (jusques à tant que) hinzukommt, zeigt sich jetzt oft eine freiere Modalverwendung. Besonders verdrängt das Impf. Fut. häufiger den Konjunktiv der beabsichtigten Handlung.

13. Jahrh.: Joinv. 104: il ne seroit jamais ... jusques à tant que il se verroit vengiez.

14. Jahrh.: Bertr. Guescl. 1071—3: Et là jura li ducs ... Que jamais la cité ne monsterroit talon, Jusqu'à tant qu'il avoit mis dedens son penon.

Froiss. III, 111: Et institua là son oncle ... à estre baux de Haynnau et gouverner le pays ... jusques à tant qu'il seroit revenus ...

Ib. III, 458: et que chil l'atendesissent sus les camps tant qu'il venroit etc. etc.

5. In der zweiten Gruppe der Temporalkonjunktionen macht sich auch eine freiere Verwendung der Modi bemerkbar, insofern als der Ind. Fut. oder Perf. def. gesetzt wird, um das sichere Eintreten einer Handlung zu bezeichnen.

Cump. 2172: Ne ja fin ne prendrat Devant ço qu'il vendrat Al jurn.

Ib. 1509: Nostre Sire esguardat Ainz que le munt furmat.

Sonst hat Cump. stets Konj. nach Ainz que und Anceis que: 194; 2156; 2492; 3410.

G. d'Angl. 61, 25: Je ne porrai venir ancois Que jou venrai, je vos promet.

Chev. II esp. 6925: ne ne se moura, Ce dist, deuant k'il li aura Otroie.

Berte 2035. Og. 1456 etc.

B. I. Auf dem Gebiete des konzessiven Konjunktivs macht sich im Princip keine Änderung merklich; aber die Anwendung desselben wird eine viel reichere, als sie früher war. Daher eine grofse Anzahl teils unabhängiger, teils eingeleiteter Wendungen bei allen

Schriftstellern dieser Periode sich finden. Besonders liebt die Sprache immer scharfe Gegenüberstellung der eingeräumten Fälle.

12. Jahrh.: Rois III, 20, 17 (cit. Johanßen, „Ausdr. d. Konzessivverhältnisses im Afrz.", Diss., S. 42): U il viengent pur pais u pur bataille, vifs les prenez et touz liez les me menez.

Brut 580: ou voille, ou non.

Erec 182: Ou fust a tort ou fust a dreit.

13. Jahrh.: Chev. II esp. 5990: u il me plaise u il me griet.

Joinv. 662: soit à tort, soit à droit.

Auch hier ist die Einleitung des Konjunktivs durch que schon eingedrungen:

Ren. de Montauban 308, 13 (Johannßen S. 44): Que Renans weille u non cele part est tornés.

Neben tant dient jetzt auch tout zur Einräumung des hohen Grades einer Eigenschaft:

Og. 725: Tous soiez joenes, si estes vous ja tes ... Ib. 2454.

Ursprünglich zum Zweck temporaler Einräumung, später allgemeiner wird verwendet encore:

Cl. 3553: encor soit il et biaus et gens. Ib. 4090.

2. Konzessiv ist auch der seit dem Anfang des 12. Jahrh. sich zeigende Gebrauch des Konjunktivs in den indirekten Fragen aufzufassen, wo der Hauptsatz den Gedanken ausdrückt, daß jemandem das Eintreten dieser oder jener Handlung gleichgültig ist; dies thut vor allem die Wendung „moi ne caut":

Cump. 115: Mei ne chalt que fols die.

Brut 12368: Ne lor caleit comment alast ...

Rou III, 8930. Percev. 8572.

Auc. et Nic. XXVII: Moi ne caut u nous aillons.

Og. 5642.

Diese Auffassung erhält sich, wenn auch unter anderen Formen (il m'est indifferent: Mont III, 8, S. 721; c'estoit tout un: Calv. 3, 8, 44) bis auf die heutige Zeit, wo der Hauptsatz die Wendung enthält: il n'importe, vgl. Lücking, Gramm. S. 233.

Dieser konzessive Konjunktiv konnte leicht auch in einen von der obigen Wendung abhängigen Konjunktionalsatz eindringen. Davon citiert P. Busse, Der Konj. im altfrz. Volksepos, Diss., Kiel 1886, S. 42, zwei Beispiele:

Monge 433 ff.: Ne li caut gaires que on vende le blé.

Man darf also dieser Beispiele wegen noch nicht die Behauptung aufstellen, dafs das Altfranzösische nach Ausdrücken des Affekts zur Angabe des Grundes desselben auch den Konjunktiv verwandt habe.

3. Auch das Gebiet der Relativsätze, die durch ihren einräumenden Sinn das Bereich des Begriffs, worauf sie sich beziehen, in die Sphäre des Unsicheren hinein erweitern, hat sehr zugenommen. Zuerst ist da zu erwähnen der konzessive Gebrauch der Relativsätze, die sich auf ein mit der Präposition por (oder par) eingeleitetes Substantiv beziehen (vgl. dagegen Mätzner, Syntax I, 134). Diese Relativsätze finden sich von jetzt ab viel freier verwendet als in der ältesten Zeit; allmählich kann sogar für das Substantiv ein Adjektiv eintreten, so dafs das que den Charakter des Relativpronomens verliert.

12. Jahrh.: Lyon 5677: Et je ne me desfandrai plus, Ne ja ne releverai sus De ci por force que je aie.

13. Jahrh.: Villeh. XLVI, 254; ib. XIII, 63. Chev. II esp. 1925. Joinv. 536.

14. Jahrh.: Froiss. II, 99.

Diese Konstruktion hat sich — ganz abgesehen von pour peu que — bis jetzt mit Adjektiven wenigstens noch erhalten (vgl. Mätzner, Gr.[3] S. 368 u. 563).

Im 12. Jahrh. zeigt sich auch zuerst der konzessive Gebrauch des Konj. in Relativsätzen, die einen Superlativ-Begriff bestimmen. Aber gerade hier ist der Auffassung des Sprechenden der weiteste Spielraum gelassen, so dafs ebenso oft der Indikativ vorkommt. Besonders gebräuchlich ist derselbe bei pouvoir und savoir (vgl. Bischoff, Chrestien S. 96—97). Allmählich aber gewinnt, wo es überhaupt möglich ist, die konzessive Auffassung und mit ihr der Konjunktiv mehr die Oberhand, ein Gebrauch, der heute noch der herrschende ist (Mätzner, Gr.[3] 369—370).

12. Jahrh.: Wace hat noch überall den Indikativ.

Erec 1868: Dous chasteax lor avoit promis, Les meillors et les mieuz assis. Et ces, qui moins dotassent guerre, Qui fussent en tote sa terre etc. Bei Chrestien überwiegt sonst auch noch der Gebrauch des Indikativs. Villeh. V, 25.

13. Jahrh.: Chev. II esp. 7614. Cl. 90. Og. 2118 etc.

Joinv. 597: li premiers autels qui onques fust fais.

14. Jahrh.: Bertr. Guescl. 220; ib. 1020; aber Froiss. II, 85: sour le plus petit maigre et chétif cheval qu'il pot trouver. Ib. II, 356.

Für das Schwanken noch im 15. Jahrh. ist bezeichnend:

Chron. Chast. I, 51: les plus amères complaintes qui oncques oyes furent, ne qui jamais partissent de fille de roy.

Chastellain zieht sonst den Konjunktiv vor, ebenso auch im allgemeinen die Schriftsteller des 16. Jahrh. Über das 16. Jahrh. vgl. Weifsgerber, Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. VIII, 7, S. 303—304.

4. Auf derselben Auffassung beruht der konzessive Gebrauch des Konjunktivs im zweiten Teil des Vergleichs einer Ungleichheit (Modalsätze, vgl. Horning, Ztschr. f. rom. Phil. V, 386 ff.). Der Inhalt dieses zweiten Teils wird in seinem vollen Umfange eingeräumt, damit der diesen noch übertreffende Inhalt dadurch um so bedeutender erscheint. Natürlich findet sich auch hier der Indikativ als Modus der einfach berichtenden Darstellung häufig genug, was nach Horning in den Texten des westlichen Frankreichs Regel ist.

12. Jahrh.: Rou II, 3295: N'en out graignur pitie qu'il eussent de tors.

13. Jahrh.: Villeh. XII, 56.

Auc. et Nic. 14, 16: Mais je vous aim plus que vous ne faciés mi.

Buev. de Comm. 98.

Beide Modi in

Berte 1276: La char avoit plus blanche que ne soit blanche laine, Et les cheveus plus blons que oncques n'ot Elaine.

14. Jahrh.: Jean de Cond. I, 89—90 etc.

Cap. 41—42: (Que) plus leur doy, ce croy, .VI. fiez. voire X. Que je n'aie vaillant.

Lehrreich für die Willkür der Auffassung ist auch:

Froiss. II, 356: li rois d'Englterre est plus proçains voirement un degré de la couronne de France et de l'iretage que ne soit Phelippes de Valois et plus chier auerions ce proufit pour nostre fil ... que nous ne ferions pour Phelippe de Valois.

Es ist nur eine Äufserung desselben Sprachgeistes, wenn sich dieser Modus auch in Vergleichen der Gleichheit, wenn auch hier seltener, findet.

12. Jahrh.: Rou I, 456.

13. Jahrh.: Joinv. 813: un home si vieil come home poist estre.

14. Jahrh.: Jeh. de Cond. I, 340.

In den eigentlichen sogen. Konzessivsätzen ist keine Änderung hinsichtlich der Konstruktion von derjenigen der ersten Periode (vgl. S. 433 u. 434) eingetreten.

II. 1. Der potentielle Konjunktiv in Hauptsätzen ist immer noch das Gewöhnliche; daneben aber findet sich bisweilen schon das Impf. Fut. in gleicher Bedeutung. Diese Erscheinung, dafs dies Tempus immer mehr Modalcharakter annimmt, ist im wesentlichen eine Bildung nach Analogie der hypothetischen Satzgefüge, bei denen das Impf. Fut. seit dem 11. Jahrh. in schnell zunehmender Zahl den Konj. Impf. im Hauptsatze ersetzte (vgl. S. 456).

Bertr. Guescl. 255: Or n'oseroie aler où vos pères seroit.

Dagegen ib. 261: Bien vousist que; ib. 1108: Je voudroie qu'il fust.

Froiss. III, 9: Je ne vous poroie pas racompter tous les assaux.

Das Schwanken der Konstruktion zeigen folgende zwei nahe beieinander stehende Stellen gut:

Froiss. III, 455: ...; mès deuissiés faire feste et joie.

Ib. III, 456: ..., vous devriés toujours faire bonne chière.

2. a) Hinsichtlich der Konstruktion der Verben des Denkens bleibt die Sprache sich nicht ganz konsequent. Es ist nur cuidier, das dank seiner eigentümlichen Bedeutung den Konjunktiv bevorzugt, während die anderen, den Sinn der Unbestimmtheit hintansetzend, sich mehr der rein objektiven Darstellungsweise zuwenden.

Hier nur einige Beispiele, die das Schwanken der Auffassung zeigen:

Cl. 15544: Lors pense que il soit perdus, Ou que il ne set revenir.

Froiss. II, 295: si quida bien que li hiraux li dist vérité et qu'il fuissent là venu par voie de veu.

Ib. III, 45 (quider zweimal c. conj.); III, 48 (quidoit bien c. conj.).

b) Ist dagegen irgend ein Verb der Vorstellung (oder des Wissens) bedingt oder verneint gebraucht, so ist der Konjunktiv als Ausdruck der Unsicherheit oder auch der Irrealität des Vorgestellten der reguläre Modus. Beispiele dafür finden sich zu allen Zeiten in Menge. Hierher gehören auch die Verben, die an sich schon einen Begriff der Unsicherheit oder der Negation ausdrücken, wie douter (R. Charr. 106, 23), desesperer (Lyon 5095), oublier (G. d'Angl. 169, 9; Og. 2463).

c) Zu den verneinten Verben des Sagens tritt noch hinzu celer (Og. 7559) und nier. Ist das Sagen nur ein angenommenes, wie dann, wenn das Verbum dicendi im Vorder- oder Nachsatz eines hypothetischen Satzgefüges steht, so wird auch das, was unter dieser Annahme gesagt worden wäre, mit in den Gedankenkreis eines nur Möglichen gezogen und tritt daher in den Konjunktiv.

Rou III, 9068: Mais se il li eust aidie ... Dit fust que par le roi l'eust. Og. 5933 etc.

Selten findet sich hier eine rein objektive Darstellung wie

Og. 3736: Qui ... Bien peüst dire qu'il erent noble et fier.

Dahin gehört der Fall, wo das verbum declarandi im Konj. steht und so auch das Gesagte mit in diesen Bereich gezogen wird (attractio modorum).

Brut 3829: Por ce que l'on dire peust Que pres d'iloc cite m'eust. Percev. 6778.

Aber auch sonst steht bisweilen nach positivem Verb der Konjunktiv, um die Irrealität des Ausgesagten zu betonen:

Rou I, 585: Chascuns kil veit, dist qu'il seit mort.

Sind die verba sentiendi et declarandi mit negativem Sinn wiederum negiert, so erhalten sie einen positiven Sinn und müſsten logischerweise den Indikativ fordern. Es zeigt sich hier aber, wie die Macht der Gewohnheit, nach diesen Verben sonst den Konjunktiv zu setzen, den Sieg davon trug über die Logik, da man öfter den Konjunktiv in diesem Falle findet, was allmählich Regel ward.

a) Bei douter:

Chev. II esp. 2393: Et sot bien ne point ne doutoit Ke cil cheuaus par uoir estoit Son neueu ...

Dagegen: Lyon 6611: Dame, de ce ne dot ge rien, Que vos ne li puissiez molt bien Sa pes faire.

b) Brut 4226; Rou III, 3473 (ne pas celer c. Ind.)

R. Charr. 109, 30: Ja por moi ne sera noié, Que je ne l'en sé point de gré.

c. Konj.: Lyon 1761: Viax tu donc, fet ele, noier Que par toi ne soit morz mes sire?

Anm.: Das merkwürdige, jetzt allgemeine Gesetz, daſs in einem vorangestellten Objektsatze eines verbum dicendi der Konjunktiv eintritt, scheint im 13. Jahrh. zuerst ein Beispiel aufzuweisen:

Joinv. 805: Que pechiez soit ordure, ce tesmoigne li paiens.

Man kann vielleicht als Grund dafür anführen, daſs der Inhalt des Nebensatzes, da seine Auffassung nicht von vornherein durch einen vorangehenden Verbalbegriff bestimmt ist, zunächst schwankend ausgedrückt wird.

Lidforss (Observations sur l'usage syntaxique de Ronsard etc. Lund 1865, S. 48 ff.) weist zur Erklärung auf denselben Gebrauch im Mittelhochdeutschen hin.

3. Es ist nur ein Zuwachs an Ausdrucksmitteln, nicht aber eine eigentliche Änderung der Auffassung, wenn von einer scheinbaren Handlung berichtet wird nach Ausdrücken wie „faire semblant“

und „monstrer semblant“ = so thun als ob. Der Konjunktiv steht zum Ausdruck von etwas Unentschiedenem.

12. Jahrh.: Brut 9035: Semblant fist que mult l'en pesast. Erec 6037.

13. Jahrh.: Berte 1796.

14. Jahrh.: Bertr. Guescl. 887: en faisant le samblant Que pour ceulx du chastel nous aillons travillant.

„faire semblant“ c. Ind. heiſst geradezu: etwas Thatsächliches zeigen (durch sein Benehmen).

3. a) Subjektsätze. Hieran schlieſsen sich nach Sinn und Konstruktion die schon aus der ersten Periode bekannten Fälle an, wo das Scheinen einer Sache berichtet wird, die Realität also völlig unsicher bleibt. Die Mehrzahl dieser Fälle hat konsequenterweise den Konjunktiv, daneben aber findet sich häufig genug der Indikativ. Abgesehen von den neuen Wendungen liegt also auch hier eigentlich keine Änderung der ersten Periode gegenüber vor.

Erec 1152: Bien i pert, qu'il s'est combatuz.

Og. 288: Quar bien li samble trop en a demoré.

Froiss. III, 49: ..., car il leur sambloit que celle cevauchie estoit parfaite.

Man kann beobachten, wie diese letzte Auffassung besonders überwiegt, sobald die Person, der etwas scheint, mit ausgedrückt ist; d. h. nach den Ausdrücken moi est vis, ce m'est avis, il me semble.

So bleibt Auffassung und Konstruktion bis auf die heutige Zeit, doch läſst sich für keine Zeit der Gebrauch bestimmt fixieren.

b) Zur Angabe einer nicht eintretenden Handlung steht im allgemeinen in dieser Periode wie in den früheren und wie in allen späteren der Konjunktiv der Ungewiſsheit resp. Irrealität neben dem Indikativ als Modus der sicheren Darstellung (Mätzner S. 361).

Eine merkwürdige Ausnahme bietet sich seit dem 12. Jahrh. nach einer Wendung wie „peu s'en faut que“. Man findet nämlich in dieser ganzen Periode danach den Indikativ:

12. Jahrh.: Brut 1161: poi se fali Que desoz soi ne l'abati.

Zur Erklärung dieser eigentümlichen Konstruktion wird man sich wohl auf die Kontamination berufen können, indem man Vermischung zweier Darstellungsweisen annimmt:

Es fehlte wenig, daſs er ihn zu Boden warf (was den Konjunktiv verlangt hätte), und: Er warf ihn nicht zu Boden.

13. Jahrh.: Villeh. LXV, 293.

Ähnlich: Joinv. 306: a pou se ala, que il ne nous afondrerent en l'yeaue.

Dagegen Chev. II esp. 6674: Peu s'en faut k'il ne lui estuisse A pasmer.

Noch Garnier (ed. Förster) VI, 774 hat:

Combien s'en est fallu que ie n'ay veu descendre sur vous, mes deux enfans, vn carnager esclandre.*

Der Konjunktiv ist aber doch seit dem 16. Jahrh. vorherrschend. Vgl. Weifsgerber, Zs. f. nfrz. Spr. u. Litt. VIII, 7, S. 282.

4. In den indirekten Fragesätzen unsicheren Inhalts zeigt sich jetzt der Indikativ schon viel mehr in Verwendung als früher. Schon bei Chrestien stehen nur 25 Proz. derartiger Sätze im Konjunktiv.

Og. 1438: ne sai que plus vous die.

Berte 104: ne sèvent quel part puissent.

Joinv. 14: il ne véoient pas comment la neiz peust soufrir les cos des ondes.

Cap. p. 32: Dame roïne, estez-vous avizée Comment nous soit response en ce jour d'ui donnée?

In Froissart scheint nur der Indikativ in solcher indirekten Frage zu stehen (II, 67; II, 129; II, 478 etc.).

5. Hinsichtlich der Relativsätze tritt, abgesehen davon, dafs die oben (p. 438) erwähnte Konstruktion *ἀπὸ κοινοῦ* logischeren Konstruktionen Platz machen mufs, in dieser wie in den späteren Perioden keine Änderung ein. Auch die neuen Ausdrucksweisen, welche die fortschreitende Entwickelung der Sprache erzeugt, werden aus dem alten Geiste heraus geboren; so besonders die Wendungen:

que je puisse, que je sache, que je oïsse, que moi soveigne u. a.

Diese Relativsätze dienen dazu, den Inhalt einer Aussage zu beschränken auf das, was man selbst kann, weifs, hörte etc. Ist nun der Inhalt der Aussage ein negativer, so wird durch eine Art von Ideenassociation auch der Begriff des Könnens etc. in den Bereich

---

* Vgl. die Wendung pur poi que:

Rol. 3608: Carles cancelet, pur poi qu'il n'est caüt, wegen eines Wenigen (nur) ist er nicht gefallen.

Gorm. (Bartsch 24, 31): a bien petit qued il ne chiet.

Villon G. T. 26, 8: A peu que le cueur ne me fend.

des Unsicheren resp. Irrealen gezogen, daher denn der Konjunktiv. Vgl. Tobler in Zs. f. rom. Phil. II, 560 ff. Der Indikativ ist also an seiner Stelle in

Rou I, 444 ff.: Lungement parut en Angou ... Li gaz e la destruction Que Hasteins fist, que nus savum.

Aber

Rou II, 2207: Unkes n'en demanda trieves, que l'um oïst.

Lyon 5784. R. Charr. 122, 10: La, ou je puisse, ne me verra ja nule espie.

Chev. II esp. 821 (dont ele se membrast).

Joinv. 594: que je oïsse.

Diese Konstruktion hat sich durch alle Zeiten hindurch erhalten. Von gebräuchlichen Wendungen allerdings findet sich nur noch que je sache und qu'il me souvienne. Vgl. Lücking, Frz. Gr. § 316, S. 240.

6. Auch auf dem Gebiete der Konsekutivsätze ist eine Erweiterung insofern zu verzeichnen, daſs das Verb derselben auch dann, wenn sie die Folge einer hypothetischen Annahme oder einer Frage mit unsicherem Sinne angeben, naturgemäſs in den Konjunktiv der Unsicherheit tritt:

Cump. 2113: Se itant feïssum Que nus nel cuntissum Vendreit... Ib. 3498 ff., 139 ff.

Percev. 2836: Se vos en venés au desus, Qu'envers vos ne se puisse plus Deffendre ...

Ib. 2419: Et ma coupe coment ot il? Aime le tant u prise chil, Qu'il li ait de son gre rendue?

Solche Beispiele finden sich in allen Schriftstellern aller folgenden Zeiten.

Anm.: Um auszudrücken, daſs eine Handlung, welche die Handlung des Hauptsatzes begleiten könnte, nicht eingetroffen ist, wird seit dieser Zeit, wiewohl noch selten, die Konjunktion „sans que" angewandt und zwar c. Coni.:

Lyon 3817: Joie por lor oste enorer Font, sans ce, que talent en aient.

Ist aber die begleitende Handlung schon verneint ausgedrückt, oder leitet überhaupt sans que ein festes Faktum ein, so steht natürlich der Ind.:

Nich. 266: Senz ceo que mustrez ne lor fu Ne ne l'eurent ainceis veü.
Rou III, 6569. Lyon 4574; ib. 2123.
Joinv. 388: sanz ce que nulz ne l'en prioit.

Folgende Konstruktion entwickelt sich erst im Laufe dieser Periode:

7. Kausalsätze haben dann den Konjunktiv, wenn ein Grund zurückgewiesen wird mit Hilfe einer vor die Kausalkonjunktion

gesetzten Negation. Der Inhalt desselben ist dann nämlich entweder unsicher gelassen oder er wird als entschieden irreal hingestellt, doch ist in dieser ganzen Periode diese Konstruktion noch sehr selten.

Cl. 1998: Je nel di pas pour ce, sachiez, k'assez vaillans gens ne soiez.

8. Auf dem Gebiet der **Konditionalsätze** hat für die sumptio dandi der Indikativ, der ja schon früher das Übergewicht hatte, den Konjunktiv immer mehr, aber doch noch nicht völlig verdrängt (Cump. 2303—5). Für die sumptio ficti erhält sich die alte Konstruktion impf. du subj. — impf. du subj. in starker Anzahl während der ganzen Periode weiter. Daneben aber tritt auf und nimmt an Gebrauch schnell zu die der sumptio dandi analog gebildete Konstruktion: impf. de l'ind. — impf. du fut. Zuerst scheint wieder Cump. diese Konstruktion zu haben:

Cump. 315: E tuz tens durereit (i. e. Nuit) Se li soleilz n'esteit. Ib. 2531, 2559.

Chrestien hat in der sumptio ficti im vollständigen Satzgefüge nach si schon ca. 36 Proz. aller Beispiele mit dem Indikativ, Chev. II esp. ca. 50 Proz., Hugues Capet und Froissart ca. 60 Proz.

Werden aber die Bedingungen fortgesetzt, so bleibt die alte Auffassung bestehen, d. h. die folgenden Bedingungen treten in den Konjunktiv, der allerdings von dieser Periode ab entsprechend dem sonstigen Gebrauch öfter durch „que" eingeleitet erscheint. In dieser Periode überwiegt aber noch die Fortsetzung der Bedingung ohne „que" und in zweiter Linie kommt die Wiederholung der Konjunktion si. Über den Unterschied dieser Konstruktionen vgl. die Erklärung Toblers bei Bischoff a. a. O. S. 124.

Veränderungen in der dritten Periode.

15. und 16. Jahrhundert.

A. I. In den Wunsch- und noch mehr in den Aufforderungssätzen dringt „que" als einleitende Konjunktion immer weiter vor; doch ist gerade hierbei der subjektiven Neigung großer Spielraum gelassen. Während z. B. im Test. Pathelin vom Anfang des 15. Jahrh. nur zwei Beispiele mit „que" sich finden: 548 Que Dieu luy soit misericors, und ib. 297* (cit. Muret in Herr. Arch. Bd. 39, S. 97), hat der

* Das dritte Beispiel mit que, das Muret citiert: Test. P. 144, rechne ich nicht hierher. Vgl. S. 457, sub B.



gegen 1454 zu schreiben anfangende Chronist Georges Chastellain in der Mehrzahl der unabhängigen Wunschsätze ein „que“: I, 52: que maudite soit l'heure de ma naissance, ny que engendrée fusse (ebenso I, 29; I, 48; I, 52 u. a. Dagegen I, 47; I, 61).

Für das 16. Jahrh. zeigt sich keine Änderung in dieser Hinsicht. Vgl. Weifsgerber, Diss., Giefsen 1886, S. 1—10. Garnier hat nach Haase (Frz. St. V, 1, S. 48 ff.) 161 Beispiele mit que, 55 ohne que. Auch in der Folgezeit ist die Einleitung des Konjunktivs durch que stets das Überwiegende gewesen. Vgl. Lücking, Frz. Gr. S. 234.

II. 1. Hinsichtlich des abhängigen Konjunktivs zeigt sich weder in dieser noch in einer späteren Periode eine principielle Änderung der alten Auffassung.

1 a. Im Laufe dieser Periode aber geht die Abschwächung des alten Begriffs des Fürchtens als eines Wunsch-Begriffs immer weiter vor sich.

Chr. Chast. I, 29: et si tost qu'il avoit féru, pouvoit doubter qu'il le reseroit. Vgl. ib. I, 31.

Montaigne (cit. Glauning in Herr. Arch. Bd. 49): Je crains que c'est un traistre.

Weifsgerber, Diss. S. 20, führt ca. 17 Proz. der Beispiele c. Ind. auf, wobei allerdings auch diejenigen mitgezählt sind, bei denen das Fut. resp. Impf. Fut. infolge der hypothetischen Auffassung des Nebensatzes steht, wie

Heptameron 140, VI, 57: craignant que, si elle s'en appercevoit, je perdrois le moien de souvent la frequenter.

2. Hinsichtlich der Temporalsätze ist die in der vorigen Periode geltende Freiheit wieder verschwunden:

a) jusques a ce que und jusques a tant que haben ganz wie in der ersten Periode den Indikativ oder Konjunktiv nach sich.

c. Konj.: C. N. N. I, 3: l'entrée du prinsault luy fut refusée jusques ad ce qu'il nommast son parain. Ib. I, 61.

c. Ind.: Ib. I, 47; I, 48; I, 73: faisoit des choses merveilleuses ... jusques ad ce que Dieu plus ne vouloit ...

Jean Marot V, 121 (cit. Littré s. v. Jusque; vgl. Glauning, Synt. Stud. zu Marot).

b) ains que — bei Rabelais schon selten, bei Montaigne nicht mehr vorhanden; vgl. Glauning in Herr. Arch. Bd. 49 —, avant que, devant que, paravant que (Comm. ed. Buchon 2, 4), premier que

(Chr. Chast. I, 47) mit dem Konjunktiv. In der Konstruktion dieser Sätze ändert sich bis in die Neuzeit nichts. Vgl. Mätzner, Gr. S. 365.

B. Auch in dieser Periode ist das Gebiet des konzessiven Konjunktivs ein sehr umfangreiches. Die Einleitung desselben durch „que" hat jetzt auch hier grofse Fortschritte gemacht.

15. Jahrh.: Test. Path. 144: Qui sçaura Trouver, que ce soit çà ou là, Que j'aye une fois de bon vin?

Ohne que: Villon, G. T. 47, 3: Vaille que vaille.

Hier ist auch der Relativsatz konzessiv:

Mag er immerhin wert sein, soviel er nur immer wert sein mag.

Ebenso

Chr. Chast. I, 80: Fist qui pust ou laissast qui voulsist.

16. Jahrh.: Marot 129: Et qu'ainsi soit ...

Larivey, La Constance I, 1.* Ib. III, 7: qu'il soit vray.

Vgl. Weifsgerber, Diss. S. 10—11. Auch diese Konstruktion bleibt bis in die Neuzeit dieselbe. Vgl. Mätzner, Gr. S. 359.

Hinsichtlich der eigentlichen Konzessivsätze läfst sich für das 15. und 16. Jahrh. noch weniger eine Regel für den Modalgebrauch fixieren als früher. Im allgemeinen überwiegt, zumal im 16. Jahrh., die konzessive Auffassung, d. h. die Konstruktion mit dem Konjunktiv über die einfach berichtende Darstellung mit dem Indikativ.

Konj.: Chr. Chast. I, 58: combien que délibéré y soye e conclu. Ib. I, 65.

Ib. I, 88: comment que fust.

Comm. (ed. Buchon) I, 8: pour excuse qu'en sçust faire.

Ib. 4, 10: pour quelque bruit qu'il y eût.

Vgl. Weifsgerber, Zs. VIII, 7, S. 307—312.

Ind.: Chr. Chast. I, 56: quoy qu'il avoit appris. Ib. I, 58.

Comm. 7, 15: encore qu'il peut bien i avoir d'autres fautes.

Rabelais III, 38 (cit. Schäffer in Herr. Arch. Bd. 35): quelque fille il vouldra choisir.

Anm.: Nach non obstant que, das seit dem Anfang des 15. Jahrh. als Konjunktion auftritt, herrscht im 15. Jahrh. noch keine konzessive Auffassung; es wird die gegensätzliche Thatsache einfach berichtet:

Chr. Chast. I, 28: nonobstant qu'elles son espouventables à attendre.

Comm. (ed. B.) 3, 6: en estois bien assuré, non obstant que je ne sçavois bien le contraire. Ib. 3, 9.

---

* Vgl. Vogels in Rom. Stud. V, 445 ff.

II. 1. Bezüglich des potentiellen Konjunktivs streiten sich noch immer Konjunktiv und Impf. Fut. um die Herrschaft (vgl. Chr. Chast. I, 58 u. 59). Eine Neuerung allerdings ist seit dem Anfang des 16. Jahrh. eingetreten: Um in bescheidener Weise das eigene Wissen oder Können unbestimmter auszudrücken, setzt man den Konj. Präs. von savoir und pouvoir. Dieser Gebrauch ist wahrscheinlich mit hervorgerufen durch das schon in der vorigen Periode so häufige Auftreten der Formeln que je sache, que je puisse (vgl. S. 455). Beispiele hat Weifsgerber, Diss. S. 12.

2. Im 15. Jahrh. setzt sich zunächst die alte Tendenz des Schwankens hinsichtlich der Verba des Vorstellens (auch cuider) noch fort; dieselbe ist durchaus noch nicht fester geworden.

Chr. Chast. I, 22: Sy croy sûrement, ... certes que vray soit glorieux martir. Ib. I, 63.

Ib. I, 80: cuidans qu'il fust favorable aux acteurs et que faveur plus fust cause.

Ib. I, 92: pensans que nous ayons tout oublyé.

c. Ind.: Ib. I, 30: car fermement croy, et bien y a paru, que le bon prince s'en mit au droit ploy.

Comm. II, 13, S. 57, 1: et croy qu'il n'y mourut point deux cens personnes en tout, que tout le reste ne fuist, ou se cachast aux églises.

Ib.: et croy qu'il y avoit quarante mille hommes.

Im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. nimmt die Anwendung von cuider in seiner ursprünglichen Bedeutung allmählich ab — vgl. Haase, Frz. Stud. V, 1, S. 52: cuider = penser —. Diese Bedeutung wird nun von anderen Verben wie songer, estimer, penser u. a. mit übernommen. So kommt es, dafs in dieser Periode der Konjunktiv nach diesen Verben häufiger ist als früher. Vgl. Weifsgerber, Zs. VIII, 7, S. 289—292.

3. Der Konjunktiv der Ungewifsheit im indirekten Fragesatze findet sich noch im 15. und 16. Jahrh.: er scheint erst vom Ende des 16. Jahrh. an zu verschwinden.

Maistre P. Patelin (ed. Génin) S. 31: Et ne pouvois sçavoir comment nous en peussons avoir.

Cf. Weifsgerber, Zs. VIII, 7, S. 293—294.

4. Auf dem Gebiet der Adverbialsätze sind wenig Veränderungen zu verzeichnen.

a) Die in der vorigen Periode entstandene Konstruktion der abwehrenden Kausalsätze findet sich in dieser Periode etwas häufiger:

Chr. Chast. I, 93: non pas qu'il besoingnast à ses gens.

Calv. 3, 2, 27 (cit. Grofse in Herr. Arch. Bd. 61): Car les iniques ne craignent point Dieu, pource qu'ils ayent crainte ... mais pource qu'ils sevent.

So hat sich diese Konstruktion noch bis heute erhalten. Vgl. Mätzner, Gr. S. 366.

b) Eine der merkwürdigsten Veränderungen ist der sowohl temporale als kausale Gebrauch von comme mit dem Konjunktiv. Zwar finden sich dafür schon in einigen früheren Denkmälern Beispiele (vgl. Diez III [2], 333), aber dann fast nur in Bearbeitungen nach dem Lateinischen. Man wird auch den Gebrauch des 15. und 16. Jahrh., der dem Sprachgeist so sehr zuwider ist, erklären müssen als entstanden durch den Einflufs der wiedererwachenden gelehrten Studien. Warum sollte nicht auch die Syntax wie die Lautlehre ihre constructions savantes haben?

15. Jahrh.: Christ. de Pisan (Bartsch [4] 445, 3): comme tel orgueil puist estre prejudiciable ...

Ib. 445, 17: comme oisiveté soit cause ...

Chastellain hat den Konjunktiv in dem Traité de Troyes:

Comme, par accordance finale et paix perpétuelle, soient huy faites et jurées en cette nostre ville de Troyes ...

Sonst zieht Chastellain den Indikativ vor: I, 1. 16. 18. 40 etc.

Enguerrand de Monstrelet (ed. Buchon), Prol.: Comme doncques assez soit convenable et digne occupation, que...

Comm. I, 5, p. 16: comme tous eussent soupé et qu'il y avoit largement gens.

Der Wechsel des Modus im letzten Satz weist auch darauf hin, dafs der Konjunktiv nur bewirkt ist durch die Form der regierenden Konjunktion, nicht durch eine besondere Auffassung. Im 16. Jahrh. ist diese Auffassung ganz gewöhnlich. Vgl. Benoist a. a. O. S. 90 ff.

Malherbe, Lettres à divers 107: Comme quelques-uns le priassent de se retirer, il leur répondit.

Selbst Racine zeigt diese Konstruktion noch in seinen Jugendübersetzungen:

Mesnard V, 526: Un jour, comme ce même orateur haranguât publiquement.

5. Bedingungssätze. Merkwürdigerweise findet sich sogar noch im Anfang des 15. Jahrh. der Konj. Präs. im Bedingungssatze:

Chr. Chast. II, 153: Si ... je les (i. e. les yeus) réduise sur les Espagnes après et que je mette en compte ... Ib. II, 154.

Sonst ist allerdings aus dieser ganzen Periode kein weiteres Beispiel dafür zu finden. Der Coni. Impf. zum Ausdruck der sumptio ficti wird immer seltener, erhält sich aber noch bis ins 16. Jahrh. Garnier hat kein Beispiel mehr davon (Haase, Frz. Stud. V, 1, 44). Vgl. Vogels S. 489; Weiſsgerber, Zs. VIII, 7, 321. Besonders beliebt erscheint dafür im 16. Jahrh. der Konj. Plusquampf. Vgl. Weiſsgerber, Zs. VIII, 7, S. 316—318. Es ist eine Eigentümlichkeit dieser Periode, daſs si öfter durch quand ersetzt wird:

Comm. (cit. Tönnies): Quant le dict duc eust voulu, le ville n'eust peu ...

Ib.: Quant nos gens eussent combattü, ils n'eussent ...

Für das 16. Jahrh. vgl. Weiſsgerber, Zs. VIII, 7, S. 337—339.

Die hypothetischen Sätze werden bisweilen ersetzt durch einen mit „que" eingeleiteten Konjunktiv der Annahme, wie in der heutigen Grammatik auch noch:

Calv. 709, IV, 7: Que le pape maintenant presche, on le reputeroit pour un monstre.

Vgl. Weiſsgerber, Diss. S. 13.

Was übrigens die Anreihung der Bedingungssätze betrifft, so nimmt die Anfügung des zweiten Bedingungssatzes ohne Konjunktion und im Konjunktiv immer mehr ab, so daſs sie im 16. Jahrh. schon der seltenste Fall geworden ist. Vgl. Weiſsgerber, Zs. VIII, 7, S. 339 bis 342.

Veränderungen in der vierten Periode.

17. Jahrhundert bis jetzt.

A. I. Auf dem Gebiet des abhängigen Konjunktivs zeigt sich insofern innerhalb dieser Periode eine Änderung, als erst seit der Mitte des 17. Jahrh. nach den Verben des Fürchtens der Konjunktiv der alleinherrschende Modus geworden ist. Dies ist mit zuzuschreiben dem Umstande, daſs auch nach den Verben der Affekte, zu denen sich craindre etc. gesellt hatten, der Konjunktiv jetzt eintritt (vgl. S. 462).

Interessant ist es zu sehen, wie beim Übergange die alte Konstruktion noch eine Zeit lang neben der neuen fortlebt: Schon bei

Garnier scheint ein Indikativ nicht mehr vorzukommen (Haase, Frz. Stud. V, 1, 51); doch hat Voiture noch den Indikativ:

Voit. I, 304, 26: j'ay peur qu'il m'arrivera.

Ib. I, 337, 22: je crains que nous ne trouverons plus desormais qu'en vous. (Vgl. Mätzner, Gr. S. 363.)

2. Auf dem Gebiet der indirekten Fragesätze hat jetzt der Indikativ den Konjunktiv überall völlig verdrängt, sowohl in denen mit erstrebtem als auch in denen mit unsicher gelassenem Inhalt. Vgl. Mätzner, Gr. S. 357.

3. Die Temporalsätze ziehen in dieser Periode den Konjunktiv vor. Um jedoch die objektive Realität einer Sache zu betonen, hat jusqu'à ce que meistens den Indikativ. Vgl. Mätzner, Gr. S. 365.

B. Hinsichtlich der konzessiven Nebensätze setzt sich die Freiheit der Auffassung des 15. u. 16. Jahrh. noch bis in die Mitte des 17. Jahrh. hinein fort. Vgl. List, Synt. Stud. über Voiture in Frz. Stud. I; Haase, Syntax Pascals in Zs. f. nfrz. Spr. u. Litt. IV, 95 ff.

Charakteristisch für die Auffassung des konzessiven Konjunktivs in diesen Sätzen ist das Urteil des Malherbe (ed. Lalanne) im Commentaire sur Des Portes IV, S. 319 über dessen: bien qu'enfin vous fussiez le triomphe des Dieux. Malherbe sagt:

Fussiez est mal pour fûtes. Fussiez s'entend d'une chose douteuse; fûtes, d'une certaine.*

Seit der Mitte des 17. Jahrh. aber beansprucht der Konjunktiv entschieden den Vorrang. Ménage, Observations sur la langue française, Paris 1672, S. 159, stellt den Gebrauch des Subjonctif in diesem Falle als Regel auf. Vgl. Mätzner, Gr. S. 368 u. 369.

II. Von dem Konjunktiv der unsicheren Behauptung in Hauptsätzen hat sich nur die urbane Wendung behauptet: je ne sache pas (Mätzner, Gr. S. 358). Dieser Ausdruck wurde in seiner Weiterexistenz wesentlich gestützt durch den beschränkenden, auch formelhaften Relativsatz „que je sache" (vgl. S. 455 u. 458), der sich auch allein von allen ähnlichen Wendungen rettete.

2. Nach den Verben des Vorstellens hat sich sehr allmählich eine Wandlung zur Bevorzugung der objektiven Darstellung

---

* Vgl. Holfeld, Sprache des François de Malherbe, Göttingen 1875.

und damit des Indikativs, wie sie heute üblich ist, vollzogen. Die Klassiker haben noch oft den Konjunktiv:

Corn. Mél. IV, 1. Le Ment. I, 4. Cinna IV, 4. Mol. Éc. des maris II, 8. Dép. am. I, 2: Mar. forcé sc. VI etc. Rac. vgl. Mesnard VIII, p. XCIV.

Abgesehen natürlich von der verneinten, fragenden oder bedingten Verwendung des Hauptsatzes, nach welcher der Konjunktiv als Modus des unsicher Vorgestellten sich findet, zeigt der moderne Gebrauch den Konjunktiv nur, um die Irrealität des Vorgestellten zu betonen. Andererseits steht nach negativen Verben der Indikativ als Modus der Gewifsheit.

Rev. d. d. M. 1869, p. 563: Si vous avez jamais pu douter que le visage de l'homme est le parfait miroir de son âme ...

(cit. Bertram in „Beiträge zur Feststellung des gegenwärtigen Sprachgebrauchs" in Herr. Arch. Bd. 47).

Rev. d. d. M. 1868, p. 1005: Il (Götze) ignorait que Lessing ... avoit employé ses veilles à explorer les contrées perdues.

(cit. id.) Vgl. Mätzner a. a. O. S. 364.

3. Sehr merkwürdig erscheint, vorwiegend erst seit dem Anfang des 17. Jahrh., obwohl das 16. Jahrh. schon Beispiele dafür bietet (vgl. Weifsgerber a. a. O. S. 273—279), und bei Garnier der Konjunktiv sogar schon weit überwiegt (vgl. Haase, Frz. Stud. V, 1, 51), der Konjunktiv nach den Verben der Gemütsbewegung, persönlichen wie unpersönlichen. Während früher der Grund des Affektes gewöhnlicher in einem mit quant, si, por ce que, que etc. eingeleiteten Satze gleichwertig neben dem Ausdruck der Freude, der Trauer oder des Erstaunens stand, tritt jetzt dieser letztere Begriff so in den Vordergrund, dafs der Grund der Erregung nur als subjektive Vorstellung, deren objektive Realität unentschieden gelassen wird, hinzugefügt ist. Soll die Realität der Ursache betont werden, so wird gewöhnlich darauf als auf ein Faktum durch ein vorangehendes „ce" hingewiesen. Der Modus ist dann naturgemäfs der Indikativ. Diese Auffassung ist vielleicht mit durch die lat. Konstruktion hervorgerufen (gaudeo quod, c. Ind. und c. Konj.). Die französischen Klassiker schliefsen sich noch manchmal der älteren Auffassung an. Vgl. Génin, Lexique comparé de la langue de Molière p. 165. Mesnard, Racine t. VIII, p. XCIII. Der Grammatiker Bouhours (Remarques, 200) fordert bereits den Konj. nach s'étonner. Vgl. Mätzner, Gr. S. 363.

4. In den Adverbialsätzen tritt keine grofse Änderung ein. Zu bemerken ist nur, dafs von der unnatürlichen Konstruktion von comme mit dem Konjunktiv sich nur eine formelhafte Wendung erhalten hat: comme ainsi soit que ..., die sich schon im 15. Jahrh. in Cent Nouvelles Nouvelles (I, p. XXI) findet. Sonst ist die Sprache wieder zur richtigen Auffassung des Sinnes dieser Konjunktion zurückgekehrt.

Anm.: Nach sans que steht, gleichviel ob die abgewehrte Handlung bejaht oder verneint ausgedrückt ist, der Konjunktiv. Vgl. Mätzner, Gr. S. 370. Garnier hat noch zweimal den Indikativ: G. VII, 1411; ib. VII, 1436. Sogar Molière noch L'Étourdi I, 9.

5. Auf dem Gebiet der hypothetischen Satzgefüge ist die Konstruktion: impf. du subj. — impf. du subj., die sich bis Marot (45) und Rabelais (cit. Schäffer I, 5; II. 14; IV, 35) fortgesetzt hatte, ganz verschwunden und hat der schon früher häufigeren impf. de l'ind. — impf. du fut. Platz gemacht.

Nur das plusqueparf. du subj. hat sich nicht verdrängen lassen, vielleicht, weil die Formen eût und fût zu oft angewandt waren und darum zu fest im Leben der Sprache hafteten, eine Annahme, die noch unterstützt wird durch die Erscheinung, dafs auch nach comme si und que si diese Formen sich erhalten haben, obwohl die moderne Sprache sonst, entsprechend der Konstruktion der hypothetischen Sätze, danach den Indikativ setzt. Vgl. Mätzner, Gr. S. 366.

Anm.: In Bezug auf die Weiterführung der Bedingungssätze sei hingewiesen auf die Bemerkung des Vaugelas (Remarques sur la langue française, ed. Chassang, Paris 1880) I, 137:

> Observe que, bien qu'on puisse répéter le si, la manière la plus naturelle est de se servir de que,

eine Bemerkung, die auch für die heutige Zeit noch gilt.

Charakteristische Eigentümlichkeiten der ersten Periode.

1) Der Konjunktiv im Hauptsatz — sowohl der des Wunsches als der der Ungewifsheit — erscheint nicht mit que eingeleitet.

2) Der Konj. herrscht im Konditionalsatz.

Gemeinsame char. Eigentümlichkeiten der ersten und zweiten Periode.

Der Konj. wird konzessiv in Temporalsätzen gebraucht.

Gem. char. Eigentümlichkeiten der ersten, zweiten und dritten Periode.

1) Der Konj. Impf. steht potentiell im Hauptsatz.

2) Der Konj. kann stehen in indirekten Fragen mit erstrebtem oder unsicherem Inhalt.

Char. Eigentümlichkeiten der zweiten Periode.

1) que dient bisweilen zur Einleitung des Konj. im Hauptsatze.

2) Die Modi werden nach den Verben des Wünschens freier verwandt; nach Verben der Aufforderung besonders ersetzt oft der Imperativ den Konj.

3) Auch in Temporalsätzen werden die Modi freier verwandt.

4) Der Konj. steht oft in Modalsätzen.

5) peu s'en faut que regiert den Indikativ.

6) Der Indikativ verdrängt den Konj. in Konditionalsätzen.

Gem. char. Eigentümlichkeiten der zweiten und dritten Periode.

Die Verben des Fürchtens regieren oft den Indikativ.

Gem. char. Eigentümlichkeiten der zweiten, dritten und vierten Periode.

Die Relativsätze nach einem Superlativ erhalten infolge konzessiver Auffassung den Konj.

Char. Eigentümlichkeiten der dritten Periode.

1) que dient in der Mehrzahl der Fälle zur Einleitung des unabhängigen Konj.

2) comme regiert oft den Konj.

Gem. char. Eigentümlichkeiten der dritten und vierten Periode.

Zum Ausdruck der Potenzialität steht bisweilen sogar der Konj. Präs.: je sache, je puisse.

Char. Eigentümlichkeiten der vierten Periode.

1) Die Verba des Fürchtens regieren den Konj.

2) Die Verba des Vorstellens haben gewöhnlich den Indikativ.

3) Die Verba der Gemütsbewegung regieren den Konj.

4) Der Konj. ist mit Ausnahme des Konj. Plusqupf. aus den Konditionalsätzen verschwunden.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 15. Januar 1889.

Herr Rauch spricht über Ibsens Gesellschaftsdramen. Er giebt zunächst eine eingehende Darstellung des Lebensganges des seit längeren Jahren in München wohnenden Dichters, der ihm auf einer Reise in Tirol auch persönlich bekannt geworden ist. Nachdem er darauf die anderen Werke des Dichters flüchtig berührt hatte, ging er näher auf die dem Gesellschaftsleben der Gegenwart entnommenen Dramen ein, indem er ihren Inhalt und die ihnen zu Grunde liegenden Ideen besprach. Mit dem Drama „Die Gespenster“ brach der Redner ab. Die Fortsetzung und eine Würdigung des Dichters im allgemeinen behielt er sich für einen späteren Vortrag vor.

Herr Direktor Schulze tritt wieder in die Gesellschaft ein; Herr Pedro de Mugica hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung am 29. Januar 1889.

Der stellvertretende Vorsitzende gedenkt des herben Verlustes, den die Gesellschaft durch den Tod ihres Begründers und beständigen Vorsitzenden, des Herrn Professor Dr. Ludwig Herrig, erlitten hat. Zu Ehren des Abgeschiedenen erheben sich die Anwesenden von den Sitzen. Seinem Andenken die nächste Versammlung der Gesellschaft zu weihen, wird im weiteren Verlaufe der Sitzung beschlossen. Die Rede bei dieser Feier übernimmt Herr I. Schmidt.

Auch Herr Zermelo ist der Gesellschaft durch den Tod entrissen worden. Nachdem der stellvertretende Vorsitzende seiner in ehrenden Worten gedacht, erheben sich auch zu seinem Andenken die Anwesenden.

Herr Zupitza giebt zwei Beiträge zur mittelenglischen Litteraturgeschichte:

1) In Horstmanns Altenglischen Legenden (Neue Folge, 1881) S. 499 ff. ist eine Marienlegende aus der Auchinleck-Handschrift ab-

gedruckt. Leider ist der Anfang verloren gegangen, in dem erzählt worden sein mufs, dafs ein Clerk die Jungfrau Maria anflehte, sie mit leiblichen Augen sehen zu dürfen. Sie läfst ihm nun, und zwar, wie das folgende zeigt, mitten in der Nacht, durch einen Engel sagen, dafs er, wenn sein Wunsch in Erfüllung gehe, dann zeitlebens (in diesem Sinne ist v. 20 zu ergänzen; vgl. v. 123) blind sein müsse. Der Clerk denkt sich, dafs er ja ein Auge zumachen und so retten könne: mit diesem werde er dann immer noch seinen Lebensunterhalt verdienen. So wiederholt er denn dem Engel gegenüber seine Bitte. Dieser verschwindet, erscheint aber bald zum zweitenmal bei dem Clerk mit der Nachricht, dafs er die Jungfrau Maria sofort erblicken solle. Sie kommt, von einer musizierenden Engelschar begleitet, und der Clerk sieht sie in voller Schönheit, aber, wie er sich vorgenommen, nur mit einem Auge. Am nächsten Morgen ist er aber deshalb sehr ärgerlich auf sich: er fürchtet, dafs ihm Maria dies übel genommen haben müsse. Er bittet sie, sich ihm noch einmal zu zeigen: dann wolle er gern sein Leben lang ganz blind sein. In der folgenden Nacht kann er vor Herzeleid keinen Schlaf finden. Da kommt Maria abermals, wieder von Engeln begleitet. Sie erklärt, dafs sie ihm verzeihe, giebt ihm aber zu bedenken, dafs es ihm, wenn er vollständig erblinde, sehr schlecht gehen werde. Er erwidert, dafs er gern leiden wolle, wenn sie ihm nur dereinst einen Platz im Himmel gewähre. Sie verspricht ihm das und kehrt in den Himmel zurück. Der Clerk ist aber am nächsten Morgen wieder im vollen Besitze seines Augenlichts. — Soviel der Vortragende weifs, ist noch nicht darauf hingewiesen worden, dafs sich dieselbe Geschichte in lateinischer Fassung in Herolts *Promptuarium discipuli de miraculis gloriose Marie* findet unter der Überschrift: *Quidam vidit pulcritudinem Marie et perdidit vnum oculum. Exemplum LXXIX.* Der Anfang lautet hier: *Quidam clericus parisius beatissime virgini multum deuotus qui* [wohl zu streichen] *ardenti animo diu desiderabat videre pulcritudinem virginis Marie. Post multa tempora angelus domini ex parte Marie destinatus salutauit clericum ei dicens.* Hier teilt der Engel gleich das erste Mal (eine Angabe über die Tageszeit ist nicht vorhanden) dem Klerikus mit: *'Domina mea, Maria, ... exaudiuit orationem tuam et mandat tibi, quod tali die et hora veniet ad te, et videbis eam.'* Den Entschlufs, nur ein Auge zu opfern, fafst er erst, nachdem er dem Engel erklärt: *'Libenter volo perdere lumen, vt ipsam semel videre merear.'* Von irgendwelcher Begleitung der Jungfrau Maria ist bei Herolt nicht die Rede. Nachdem sich der Klerikus zuerst nur mit einem Auge an ihrer Schönheit geweidet, will er sie auch mit dem zweiten geniefsen: da verschwindet sie aber gerade (*cum postea manum deponeret, vt eam ambobus oculis inspiceret, beata virgo disparuit, et eam ultro non vidit*). Nun macht er sich wegen seines Benehmens Vorwürfe. Es heifst dann: *cumque* diu *beatam*

virginem Mariam exorasset, ut eam videre posset iterato. Auch ihr zweiter Besuch wird durch einen Engel angemeldet, der, nachdem der Klerikus versichert, daſs er, falls er tausend Augen hätte, sie alle verlieren wollte, wenn er die Jungfrau ein zweites Mal ordentlich sehen könnte, ihm mitteilt: *'Ipsa clementissima domina mandat tibi, quod videbis eam, et superstitem oculum non amittes et insuper recuperabis oculum perditum.'* Die Darstellung in dem englischen Gedicht, nach welchem der Clerk erst am Morgen zu seiner groſsen Überraschung merkt, daſs er seine volle Sehkraft wiederhabe, ist weit wirkungsvoller. Die Bitte um einen sicheren Platz im Himmel, die der Clerk in dem Gedichte ausspricht, fehlt in der lateinischen Fassung. Es heiſst hier nur: *quod non multo tempore post totum sic fuit factum, et beata virgo Maria apparens ei videndam se exhibuit et amissum oculum ei restituit.* Es scheint, daſs die Quelle Herolts eine andere war als die, aus welcher der englische Dichter geschöpft hat.

2) In den *Reliquiæ antiquæ edd. Wright and Halliwell 1, 4 f.* hat der letztere ein Gedicht mit dem Anfang *'The fals fox camme unto owre croft'* veröffentlicht, dem er die folgende Bemerkung vorausschickt: *'From the University Library, MS. Ee 1, 12, containing an English metrical version of the Psalms, said in the MS. to have been written in A. D. 1342, on vellum, but the MS. itself evidently belongs to the 15th century.'* Aber den Hauptinhalt dieser Hs. bildet nicht eine englische metrische Übersetzung der Psalmen, sondern eine Sammlung geistlicher Lieder in englischer Sprache. Was ferner die Jahreszahl 1342 anlangt, so ist diese erst durch die Rasur eines *C* und eines *L* hergestellt worden: ursprünglich hat 1492 dagestanden, was schon in dem Katalog der Hss. richtig bemerkt ist. Die Jahreszahl findet sich am Schluſs der Liedersammlung vor dem Gedicht, das Halliwell abgedruckt hat: *Explicit liber ympnorum et canticorum, quem composuit Frater Jacobus Ryman ordinis Minorum ad laudem omnipotentis dei et sanctissime matris eius marie omniumque sanctorum Anno domini Millesimo CCCC^mo LXXXXII°.* Das erste *C* und das *L* sind offenbar ausradiert worden, um die Hs. älter erscheinen zu lassen. Die *ympni* und *cantica* des Jacobus Ryman, dem noch keine Litteraturgeschichte ein Plätzchen eingeräumt hat, sind zum Teil Übersetzungen lateinischer Originale. Zu diesen gehört das folgende Gedicht.

Conditor alme syderum,
Eterna lux credencium,
Christe, redemptor omnium,
Exaudi preces supplicum.

Holy maker of sterres bright,
Of feithefull men eternall light,
Crist, that ayene mankynde hast bought,
Here oure prayers of buxum thought.

Having rewth, this worlde shulde be spilte 5
Thurgh the perell of dedly gilte,
Thou savedest fro grete doloure
To the gilty geving socoure.

This worlde drawing nyghe vnto nyght,
As spowse of bowre, thou came outright
Fro the clausure moost clenly dight
Of moder Mary, virgyne bright;

To whose grete myght, as it is right,
On knees boweth euery wight:
Alle heuenly and erthily thinge 15
Knowlege them meke to thy beknyng.

O holy lorde, we beseche the,
Of alle this worlde that juge shall be:
Terme of oure lyfe defende vs froo
The darte of the false fende, oure foo. 20

Lawde and *honoure, joye and vertue*
To god and to his sonne Jhesue,
Also vnto the holigoost,
Bothe thre and *one, of myghtis moost.*

Dem englischen Dichter hat das lateinische Lied in der überarbeiteten Gestalt vorgelegen: vgl. Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Freiburg i. B. 1883, I 50 in den Anmerkungen. Die zweite Strophe stimmt zu der Fassung *Qui condolens interitu Mortis perire seculum Salvasti mundum languidum Donans reis remedium*, während dieselbe ursprünglich lautete *Qui condolens hominibus Mortis subiectis legibus Factus homo restituis Vitam in tuo sanguine.* Auch die vierte Strophe setzt voraus *Cuius forti potentiæ Genu curvantur omnia: Cœlestia, terrestria Fatentur nutu subdita,* nicht aber *Cuius forti potentiæ Genu flectatur omnium Cœlestium, terrestrium Nec non et infernalium.* Endlich geben Vv. 19 f. wieder *Conserva nos in tempore Hostis a telo perfidi,* während der ältere Text statt des zweiten dieser Verse hat *Quamdiu sumus advenæ.* Allein dem englischen Text fehlt ebenso, wie Mones Hs. A und dem römischen Brevier, die interpolierte Strophe, welche sich sonst hinter V. 16 der jüngeren Fassung findet (vgl. auch Roth, Lateinische Hymnen des Mittelalters, Augsburg 1888, S. 9): *Occasum sol custodiens, Luna pallorem retinens, Candor in astris relucens Certos observat limites.*

• So finden sich ferner übersetzt *Verbum supernum prodiens; Vox clara, ecce, intonat; A solis ortus cardine* u. s. w. Selbständig scheint z. B. das folgende Lied auf Heinrich VI.:

O good Herry the sixte by name
Bothe of Inglond, ye, and *of Fraunce,*
A kyng thou were of royall fame
And of full worthy gouernaunce,
Full of mercy, without vengeaunce; 5
Wherfore in blisse the king of grace
Hath grauntid the a joyefull place.

A king thou were of grete renowne
And of vertue more excellent,
XXXIX. yere weryng crowne 10
By grace of god omnipotent,
Euer in mercy permanent;
Wherefore in blisse the king of grace
Hath graunted the a joyefull place.

As a true knyght, both day and *nyght* 15
Oure savyoure thou diddest honoure
With hert and *myende, with wille* and *myght,*
In helth, in welthe and *in doloure,*
Euir at nede graunting socoure;
Wherfore in blisse the king of grace 20
Hath graunted the a joyefull place.

As scripture seith, blessed they[1] *be,*
That mercyfull be in worde and dede:
For they shall fyende of Criest so fre
Mercy also in tyme of nede. 25
This vertu ay in the did sprede;
Wherefore in blisse the king of grace
Hath graunted the a joyefull place.

A prince thou were meke and *benigne,*
Pacient in aduersite; 30
Wherefore thou hast a crowne condigne
In blisse of alle felicite,
Where joy hath perpetuite;
In the whiche blisse the king of grace
Hath grauntid the a ioyfull place. 35

---

[1] *thou* Hs.

In thy gesture thou were like Jobe,
Stedfast of feith and *myelde of mode,*
Not prowde of vesture ne of roobe
Ne auarous of worldely goode
Ne sumptuous of carnall foode; 40
Wherefore in blisse the king of grace
Hath graunted the a ioyefull place.

At Wyndesore, thy place natyf,
Almyghty god in blisse aboue
Both vnto man, to chield and *wyf* 45
Now dothe grete thyngis for thy loue,
As patently the dede doth proue;
Wherfore in blis the king of grace
Hath grauntid the a joyfull place.

The vertue of thy lyfe so clere, 50
The whiche was had as riche treasure,
Bothe ferre and *nere now dothe appere*
To yonge and *olde in due measure;*
Wherefore to Criest thou do thy cure,
That he will graunte vs of his grace 55
In blisse with the to haue a place.

Die Gedichte Rymans zeigen keinen besonderen Schwung, auch fehlt es ihnen an Tiefe der Empfindung; indessen ist ihnen eine gewisse Formgewandtheit nicht abzusprechen. Sie verdienen gewiſs eine Ausgabe, die der Vortragende sich vorbehält.

Herr Koch bespricht den von Förster in Vollmöllers Neudrucken jüngst herausgegebenen Tretté de la Grammere von Meigret. Über das Leben des Verfassers sind nur spärliche Nachrichten überliefert, die bis zum Jahre 1558 reichen. Er entfaltete eine reiche litterarische Thätigkeit, die sich indessen meist auf Übersetzung griechischer und lateinischer Schriftsteller beschränkte. In seinem Tretté folgt er Donat und Priscian, giebt aber auch eine Reihe eigener Beobachtungen, so daſs sein Werk als die Grundlage für die französische Grammatik zu betrachten ist. Besonders gut hat er die Theorie des Satzaccents entwickelt. Die Accente und die Cédille hat er eingeführt. Redner schlieſst mit dem Wunsche, daſs die von Meigret angebahnte phonetische Schreibweise uns endlich bald beschieden sein möge.

Herr Lamprecht spricht Meigret die Erfindung der Accente ab und weist sie dem älteren G. Tory aus Bourges zu. Auch hätten die Bestrebungen Meigrets bald der Vergessenheit anheimfallen müssen, da man mit seiner Orthographie nichts hätte anfangen können.

Herr Koch meint, daſs man aus Meigrets Buche die Aussprache des 16. Jahrhunderts leichter als aus irgend einem anderen erlernen könne.

Herr Wätzoldt findet, daſs eine phonetische Orthographie sich schwer bei einer Sprache einführen lasse, deren Laute noch nicht feststehen. Mit dem Wandel der Laute müsse dann auch die Orthographie wechseln.

Herr Koch erwidert, daſs jedes Jahrzehnt Änderungen in der Orthographie bringe. Man könne solche also auch mit dem Lautwandel einführen. Doch liege ein weiteres Eingehen hierauf dem Thema zu fern.

Herr Bouvier berichtet in französischer Sprache über un cahier du précepteur Wieland. Das Heft stammt aus dem Jahre 1758.

Geschrieben ist es von Hans Konrad Ott in Zürich, dem Schüler Wielands. Es enthält Abhandlungen, die Wieland seinem Schüler zu diktieren pflegte, so eine Ermunterung, die Zeit wohl anzuwenden, über den Vorzug der Vergnügungen des Geistes vor den sinnlichen, über die Malerkunst und ihr Verhältnis zur Bildhauerei. Die Aufsätze scheinen sämtlich von Wieland zu stammen, der gerade in jener Zeit sehr produktiv war. Einen feststehenden Plan scheint er dabei nicht gehabt zu haben; sie sind der Form nach ganz deutlich improvisiert.

Herr Pedro de Mugica wird in die Gesellschaft aufgenommen. Die Ergänzung des Vorstandes wird für die zweitnächste Sitzung festgesetzt.

Sitzung am 12. Februar 1889.

Herr I. Schmidt hält einen Vortrag zum Andenken L. Herrigs (abgedruckt Arch. LXXXII, I—XXIV).

Herr Penner hat sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 26. Februar 1889.

Der stellvertretende Vorsitzende macht der Gesellschaft Mitteilung von dem Tode des korrespondierenden Mitgliedes Herrn Brockerhoff in Rheydt, zu dessen Ehren sich die Versammelten von den Sitzen erheben.

Herr Rödiger spricht über den Rhythmus des angelsächsischen Allitterationsverses. Er erkennt den grofsen Fortschritt an, welchen die Sieverssehen Untersuchungen für die Erkenntnis des bezeichneten Verses bedeuten, glaubt aber nicht wie Sievers auf einen Rhythmus in ihm und im germanischen Verse verzichten zu müssen. Die Sieversschen Typen könnten bestehen bleiben, nur bedürften sie anderer Deutung.

Herr Zupitza stimmt dem Vortragenden bei, soweit er sich gegen Sievers negativ verhalte; doch sei ihm unsicher, ob auf Rödigers Weise das geistige Band gefunden werde, da er die Einheit dabei vermisse.

Herr Rödiger erwidert, dafs die Länge der Verszeile gleichgültig sei; auch in strophischen Gedichten kämen verschieden lange Verszeilen vor. Die überlangen Schwellzeilen der vorklassischen mittelhochdeutschen wie der angelsächsischen Litteratur seien eine auf Erregung des Dichters zurückzuführende Licenz, die sich besonders bei Betrachtungen und Beschreibungen zeige, weswegen die Schwellverse gewöhnlich gruppenweise vorkämen.

Herr Penner wird in die Gesellschaft aufgenommen. Zum Eintritt hat sich Herr Dr. Max Schmidt gemeldet.

Zum Vorsitzenden der Gesellschaft wird Herr Prof. Zupitza, in das dadurch frei gewordene Amt des stellvertretenden Vorsitzenden Herr Direktor Wätzoldt gewählt.

Sitzung am 12. März 1889.

Herr Lamprecht spricht über Lubarsch, Deklamation und Rhythmus der französischen Verse. Oppeln 1888. XI u. 50 S. gr. 8. Die Broschüre, gerichtet gegen „Sonnenburg, Wie sind die französischen Verse zu lesen?" zerfällt in drei Abschnitte, deren erster über die Verschiedenheit des Vortrags epischer, lyrischer und dramatischer Gedichte handelt. Der zweite, wichtigste, berichtet über Unterredungen, welche der Verfasser mit Legouvé, de Banville und Leconte de Lisle über dasselbe Thema gehabt hat. Aus ihnen gewinnen wir eine ziemlich grofse Anzahl für den Vortrag von Versen beachtenswerter Regeln. Der dritte berichtigt eine Anzahl von Sonnenburg aufgestellter Behauptungen. — Wenn auch die Form der Broschüre Mängel zeigt, wenn auch manche Regeln nicht klar genug hervorgehoben und aus ihrer Vergleichung keine Resultate gezogen sind, so ist sie doch als belehrend und anregend zu empfehlen. Die ausführliche Recension Lamprechts steht Deutsche Litteraturzeitung 1889, S. 272.

Herr Marelle zeigt an Versen aus Hernani, dafs man beim Enjambement auch den Reim genügend für das Ohr des Hörenden zur Geltung bringen kann. Er macht ferner aufmerksam darauf, dafs der Poésie populaire das Enjambement fremd sei.

Herr Tobler spricht über Monacis Bemühungen, einen zuverlässigen Text für die Divina commedia zu gewinnen. Monaci hat die 65 in Rom aufbewahrten Mss. an 60 Stellen, aber leider nur für das Inferno, verglichen. Fahre man auf diese Weise bei den übrigen der mehr als 500 vorhandenen Mss. fort, so werde man allmählich zu einer Klassifikation derselben gelangen und die die Kräfte eines einzelnen übersteigende Arbeit der Vergleichung sämtlicher Mss. werde erleichtert werden. Redner fordert auf, im Anschlufs an Monaci zunächst die acht in Berlin befindlichen Mss. zu vergleichen.

Derselbe bespricht die von Torraca, Livorno 1888, herausgegebenen Poemetti mitologici. Das erste derselben ist das Ninfale fiesolano des Boccaccio, das der Herausgeber, sogar ohne Angabe des Verfassers, einfach nach der Ausgabe des Mollini abgedruckt hat, während er aus den Mss., deren eines sich in Berlin befindet, einen vielfach besseren Text hätte gewinnen können. Das zweite in dem Büchlein enthaltene Gedicht ist das Driadeo d'amore, von dem sich, wie Torraca sagt, eine kritische Ausgabe nicht verlohne. Er druckt es deshalb aus einer Handschrift ab, während allein in Rom und Florenz noch acht andere vorhanden sind. So ist es nicht zu verwundern, dafs viele Stellen dunkel bleiben. Das früher dem

Luigi Pulci zugeschriebene Gedicht ist wahrscheinlich ein Werk seines Bruders Luca Pulci und wohl kurz nach dem Tode des Cosimo 1464 verfafst. Eine Eigentümlichkeit des Reimes findet sich in den Schlufsstrophen der vier Gesänge, indem in Zeile 1, 3, 5 und ebenso in Zeile 2, 4, 6 dieselben Wörter im Reime stehen, die dann auch in Zeile 7 und 8 aufserhalb des Reimes vorkommen.

Herr Buchholtz findet bei dem letzten Punkte einen Anklang an die Sestinen bei Dante, den auch Herr Tobler anerkennt; doch meint letzterer, dafs die gleichen Wörter im Reime bei den Sestinen leichter zu ertragen seien. Herr Michaelis I. weist auf ähnliche Reimspielereien bei Kuhlmann, Herr Rödiger auf ebensolche bei Hartmann von Aue hin.

Herr Tanger berichtet über die Besprechung, die seine Ausgabe von Dickens' Christmas Carol in der holländischen Zeitschrift Taalstudie erfahren hat. Da die Herausgeber der Zeitschrift eine Erwiderung seinerseits aufzunehmen sich geweigert hätten, so lege er dieselbe der Gesellschaft vor. Der vorgerückten Zeit wegen konnte der Redner zunächst nur die wenigen Punkte anführen, in denen er die Kritik ten Bruggencates als berechtigt anerkennt.

Herr M. Schmidt wird in die Gesellschaft aufgenommen; zum Eintritt haben sich die Herren Dr. Kabisch und Krüger gemeldet.

Sitzung am 27. März 1889.

Herr Tanger brachte den weitaus gröfsten Teil seiner Erwiderung auf Herrn ten Bruggencates Kritik seiner Ausgabe des Christmas Carol zur Kenntnis der Gesellschaft. — Die Erwiderung wird im Archiv gedruckt werden. — Bei der vorgerückten Zeit war eine eingehende Diskussion nicht möglich.

Die Herren Kabisch und Krüger werden in die Gesellschaft aufgenommen; zum Eintritt hat sich Herr Dr. Otto gemeldet.

Zu Dickens' Christmas Carol.

Eine Gegenkritik.

Im ersten Heft des 10. Jahrganges der holländischen Zeitschrift „Taalstudie“ hat Herr ten Bruggencate aus Leeuwarden eine lange, äufserst abfällige Kritik meiner für Tauchnitz' „Students' Series“ veranstalteten Ausgabe des Christmas Carol veröffentlicht. Da sie meiner Ansicht nach in den allermeisten Punkten ungerechtfertigt ist, so schrieb ich eine ausführliche „Erwiderung“ und ersuchte die Herausgeber der Zeitschrift (Herrn Baale, Herrn ten Bruggencate und Herrn Schwippert) um Aufnahme derselben in ihre Zeitschrift. Es kam darauf ein abschläglicher Bescheid, weil 1) die nächste Lieferung schon fertig sei; 2) weil meine Erwiderung zu lang sei, 3) weil sie „des assertions contestables“ enthalte. Dafür aber schlug man Herrn Prof. Dr. Hoppe als Schiedsrichter vor. Ich antwortete: 1) Auch mit einer Veröffentlichung in der folgenden Nummer der Zeitschrift würde ich zufrieden sein. 2) Die Länge könne bei einer Antwort auf eine 8½ Grofs-Oktavseiten füllende Kritik nicht ins Gewicht fallen. 3) Die event. Anfechtbarkeit gewisser Punkte in meiner Erwiderung sei kein Hindernis, da Herrn ten Bruggencates Kritik noch viel mehr Anfechtbares enthielte und doch aufgenommen sei. 4) Auf das Arbitrium des Herrn Prof. Hoppe könne ich mich nicht einlassen, nicht etwa, weil ich denselben nicht als eine der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete des modernen Englisch anerkenne, auch nicht, weil ich mich vor seiner Entscheidung fürchte, sondern einmal, weil ich gelegentlich in meiner Ausgabe auch einer Ansicht des Herrn Prof. Hoppe entgegengetreten bin (er müfste in diesem Falle also Partei und Richter sein), und dann besonders, weil man auf einen öffentlich erfolgten Angriff entweder ganz schweigt oder öffentlich antwortet. Für den Fall erneuter Abweisung bat ich um Rücksendung meines Manuskripts. Nach einigen Tagen traf dasselbe denn auch ein, begleitet von einer brieflichen, „The Editors of ‚Taalstudie‘“ unterzeichneten Mitteilung und einer langen Entgegnung von Herrn ten Bruggencate.

In dem Schreiben der Herausgeber wird die erneute Abweisung motiviert: 1) Because many of his remarks are worthless, *in the opinion of the editor for the English division of 'Taalstudie'* (d. h. also mit nackten Worten, in der Meinung des Herrn ten Bruggencate, meines Gegners, der ganz ungeniert als Partei und Richter fungiert!); 2) Because they never insert any paper which has not been written in the language of which it treats; 3) Because there is not room enough for such a lengthy paper as Dr. T.'s, containing as it does, many incorrect statements.“ Ganz neu war mir, dafs ich hätte englisch antworten müssen. Ich hatte allerdings

geschwankt, ob ich deutsch, ob ich englisch schreiben sollte, überlegte mir aber, daſs ich als Deutscher keinen Grund habe, mich einer fremden Sprache für eine anerkanntermaſsen polyglotte Zeitschrift zu bedienen.

Es versteht sich von selbst, daſs, wenn die deutsche Abfassung das einzige Hindernis für den Abdruck meiner Erwiderung gewesen wäre, ich sie gern englisch umgeschrieben hätte, aber sie wäre dadurch ja nicht kürzer und „in the opinion of the editor for the English division" jedenfalls auch nicht weniger anfechtbar geworden.

Ich muſs also auf anderem Wege an die Öffentlichkeit appellieren, habe aber geglaubt, das Verhalten der Herausgeber der „Taalstudie" ebenfalls bekannt machen zu sollen, damit man in Zukunft wisse, wessen man sich seitens jener Herren zu gewärtigen hat.

Was nun Herrn ten Bruggencates Entgegnung betrifft, so giebt er mir, wenn meist auch nur zögernd, in einigen Punkten recht; in einer Reihe von anderen Punkten findet er nunmehr die Fragen „of no consequence" und möchte sich damit aus der Affaire ziehen. Meist aber verharrt er schroff bei seiner Ansicht und wirft mir Rechthaberei vor. Ich habe aber, wie sich zeigen wird, in drei Punkten in meiner Erwiderung ihm recht gegeben und anerkannt, daſs er in einigen anderen wenigstens Annehmbares vorgebracht hat; ob ich hätte weitere Konzessionen machen müssen, das mögen die Fachgenossen entscheiden, wenn sie die Kritik und meine Erwiderung geprüft haben. Auf eins aber möchte ich noch hinweisen: Herr ten Bruggencate hat mehrfach Anstoſs an meinen Anmerkungen genommen, weil er irrtümlicher- oder willkürlicherweise keinen Unterschied zwischen einfach „übersetzenden" und „umschreibend-erläuternden" Anmerkungen macht. Deutschen Lesern meiner deutschen Anmerkungen würden solche Verwechselungen schwerlich passiert sein.

Gern wäre ich gleich auch auf die einzelnen Ausführungen in der „Entgegnung" des Herrn ten Bruggencate genauer eingegangen und hätte manches daraus citiert; leider aber hat er mir in seiner Antwort auf meine diesbezügliche Anfrage die Erlaubnis dazu verweigert: er sei gezwungen gewesen, seine Entgegnung in groſser Eile anzufertigen, da ich so schnell mein Manuskript zurückverlangt hätte. Herr ten Bruggencate hatte meines Erachtens nach allgemeinem Brauch überhaupt gar keine Veranlassung, solche nur für meinen Privatgebrauch bestimmte Entgegnung zu Papier zu bringen. Er hätte ruhig abwarten sollen, was ich auf seine Kritik veröffentlichen würde, und hätte alsdann in aller Ruhe seine Entgegnung ausarbeiten können. — Ich lasse nun meine Erwiderung folgen. Nachträgliche Zusätze, die also Herrn ten Bruggencate noch nicht vorgelegen haben, sind deutlich durch jedesmalige Vorsetzung von „— Zusatz" kenntlich gemacht.

Erwiderung.

Auf Herrn ten Bruggencates Recension erlaube ich mir Folgendes zu erwidern:

„Die Erkenntnis, daſs in einer auch für die Schule bestimmten Sammlung, wie ‚The Students' Series for School, College, and Home', auf die Dauer das herrliche ‚Christmas Carol' nicht zu entbehren sei, war die Veranlassung, den bereits vorhandenen Ausgaben diese neue hinzuzufügen." So beginnt die Vorrede zu meiner Ausgabe, die ich im Auftrage der verehrlichen Verlagsbuchhandlung besorgt habe. Hätte der Herr Recensent die Vorrede aufmerksam gelesen, so wären ihm vielleicht auch die Schluſsworte derselben aufgefallen: „Möchte diese Ausgabe ihren Vorgängerinnen sich würdig anreihen und auch an ihrem Teile etwas zu einer immer vertiefteren Kenntnis des liebenswürdigen Dichters beitragen." Es geht daraus hervor, daſs ich einerseits die Ausgabe nicht unternommen habe, um

viel Neues zu Tage zu fördern, andererseits, dafs es mir nicht eingefallen ist, meine Vorgänger überflüssig machen zu wollen. Meine Ausgabe sollte billigerweise als das beurteilt werden, was sie sein will, nicht als das, was man willkürlich von ihr zu verlangen beliebt. Herr ten Bruggencate scheint nun von dem Grundsatze auszugehen, dafs, wenn brauchbare Ausgaben eines Werkes vorhanden sind, neue Ausgaben nur veranstaltet werden sollten, wenn dadurch die früheren vollständig aus dem Felde geschlagen würden. Dies ist jedoch ein unhaltbarer Standpunkt, der für Verleger und Autoren eine entschieden zurückzuweisende Beschränkung der persönlichen Freiheit, für das ganze litterarische Leben einen unerträglichen, weil unnatürlichen Zwang bedeuten würde. Jede wissenschaftliche Arbeit, selbst wenn sie sich mit einem schon wer weifs wie oft behandelten Gegenstande befafst, hat ihre Existenzberechtigung und begründeten Anspruch auf Achtung, wenn der Verfasser bei der Berücksichtigung oder Benutzung voraufgegangener Leistungen ehrlich verfährt, d. h. kein Plagiat begeht, den Stoff noch einmal selbständig und mit Aufbietung seines besten Wissens und Könnens durcharbeitet, und den Vorgängern gegenüber sein eigenes Urteil nicht in die Tasche steckt. Eines Plagiats hat mich Herr ten Bruggencate nicht anklagen können; jede Seite meiner Arbeit liefert dem, der sehen will, Beweise meiner Selbständigkeit; nirgends bin ich einer Schwierigkeit aus dem Wege gegangen, und trotzdem spricht Herr ten Bruggencate meiner Ausgabe die Existenzberechtigung ab und versagt ihr die Achtung, die jede ehrliche und ernste Arbeit beanspruchen darf. — So viel über die einleitenden Bemerkungen des Herrn Recensenten.

Sehen wir uns nun den speciellen Teil seiner Kritik, mit anderen Worten das erschreckend lange Register von Begehungs- und Unterlassungssünden an, die mir zur Last gelegt werden (acht volle Seiten hat Herr ten Bruggencate anzufüllen gewufst!), so gestehe ich gern, dafs in drei Fällen Herr ten Bruggencate recht hat; in einigen anderen bringt er wenigstens Annehmbares vor; in allen übrigen Fällen jedoch hat er meines Erachtens so weit vorbeigeschossen, dafs man in seinem eigenen Interesse wünschen möchte, er hätte seine Recension nie geschrieben. Herr ten Bruggencate ist nämlich, um es kurz zu sagen, weder im Deutschen noch im Englischen (trotzdem er sich offenbar auf seine Kenntnis des letzteren viel zu gute thut) genügend „up to the mark", um ein kompetentes Urteil über ein von einem Deutschen kommentiertes englisches Werk abgeben zu können. Das klingt hart, aber wer da glaubt, wie Herr ten Bruggencate, dafs der Satz: „Wenn du mich um einen Groschen mehr fragtest und daraus eine offene (streitige) Frage machtest, möchte es mich gereuen, dafs ich so mild gewesen" (zu p. 110, 4 m. Ausg.), idiomatisches modernes Deutsch sei, beweist, dafs er nicht qualifiziert ist, über deutsch geschriebene Anmerkungen zu urteilen; und wer, wie Herr ten Bruggencate, zu meiner Übersetzung der Stelle im Chr. C.: „we knew that we were helping ourselves = dafs wir zulangten, oder: nahmen was wir fanden," die lakonische Bemerkung machen kann: Nonsense!, beweist, dafs es ihm nicht an Aplomb, wohl aber an dem richtigen Verständnis ganz landläufiger englischer Redensarten, mithin an der Befähigung fehlt, englische Texte zu verstehen oder gar zu erklären.

Dafs diese beiden nicht die einzigen Fälle sind, wo Herr ten Bruggencate eine mangelhafte Kenntnis des Deutschen sowohl als des Englischen verrät, wird sich aus dem Folgenden ergeben, wo ich nunmehr die einzelnen Bemerkungen des Herrn Recensenten über meine Anmerkungen der Reihe nach durchgehen werde. Dabei soll ein vorangestelltes A andeuten, dafs ich mich der Ansicht des Herrn ten Bruggencate anschliefse, ein B, dafs seine Kenntnis des Deutschen nicht ausreichte, ein C, dafs seine Kenntnis des Englischen mangelhaft war, ein D endlich, dafs aus

diesem oder jenem anderen Grunde der Herr Recensent sich als unzuverlässig erwies.

Herr ten Bruggencate möchte mir einen Vorwurf daraus machen, daſs ich das „shall" in Dickens' Vorrede (the Ghost of an Idea, which *shall* not put my readers out of humour) unerklärt gelassen habe. Eine Erklärung war überflüssig. Mit der Bedeutung „soll", die der deutsche Schüler kennt, wird man der Stelle durchaus gerecht.

A (Seite 2, Anm. 2 meiner Ausgabe.) In seiner Bemerkung über „marl" (Marley) hat der Herr Recensent recht.

B (2, 5) „Cut up" wird gewöhnlich mit „tief oder aufs tiefste betrübt" übersetzt (nicht mit „untröstlich", wie Herr ten Bruggencate will). Ich habe diese etwas stärkere Übersetzung absichtlich vermieden aus Rücksicht auf den Text, wo es heiſst: „*dreadfully* cut up." Geben wir dies mit „schrecklich betrübt" wieder, so haben wir eine Übersetzung, an der nur ein Übelwollender etwas auszusetzen finden kann. Es gar mit „kaput", noch dazu in der ganz unbekannten Bedeutung „untröstlich" zu übersetzen, wie Herr ten Bruggencate vorschlägt, wäre in Unterrichtsstunden in Deutschland durchaus unzulässig.

C (3, 1) „to take a stroll" ist für jeden, der mit dem „recent German" vertraut ist, durch „umherbummeln" zutreffend übersetzt. Beide Ausdrücke sind slangartig angehaucht.

C D (3, 2) Wie mit „stroll" für „walk" verhält es sich, glaube ich, mit „turning out" statt des einfachen „going out". Meine Anmerkung lautet: „turning out = going out oder venturing out (sich herauswagend, Schmidt)." Die letzte Wiedergabe verdient den Vorzug, denn sie ist, wie „turning out", etwas gewürzter als das einfache „ausgehen", sie läſst also den leisen Anflug von Slang nicht ganz verloren gehen. — Wenn nun Herr ten Bruggencate einfach bemerkt, daſs *turning out* nicht *venturing out* = sich herauswagend bedeute, so muſs man eine falsche Vorstellung von der Fassung meiner Anmerkung gewinnen, da das von mir vorangestellte „going" fortgelassen ist. Dies ist nicht der einzige Fall, wo Herr ten Bruggencate sich eine ungenaue Wiedergabe meiner Erklärung hat zu schulden kommen lassen. — Zusatz. Aus meiner Anmerkung geht hervor, daſs ich weder *going out* noch *venturing out* für sich als genaue Äquivalente für *turning out* halte, sonst hätte ich nur eine Umschreibung zu geben brauchen. Ich glaube ferner, daſs sich dieser englische Ausdruck, wie unzählige andere, überhaupt nicht ganz genau deutsch wiedergeben läſst, daſs aber im Deutschen „sich herauswagen" oft in sehr ähnlicher Bedeutung gebraucht wird. Hervorheben will ich noch, daſs im Texte „rashly" vor turning out steht, und daſs mir dieses *rashly* erst recht die Umschreibung „venturing out" zu unterstützen scheint.

(3, 4) „Literally to astonish his son's weak mind." Herr ten Bruggencate will, um von seiner langen Bemerkung hier nur die Quintessenz zu geben, das Adverb nur auf den Infinitiv beziehen, während ich in meiner Erklärung es den ganzen Satz bestimmen lasse und diese Auffassung hinreichend begründe. Herr ten Bruggencate wird jedenfalls zugeben müssen, daſs meine Erklärung nicht sprachwidrig ist; mögen alsdann andere entscheiden, ob der Herr Recensent recht hat oder ich.

C (4, 1) „a tight-fisted hand at the grindstone." Trotz Herrn „Stoffel's paper, Taalstudie VIII", ist meine Erklärung „geiziger Geschäftsmann" zu halten. Baumann, Londinismen, sagt (s. v. grindstone): „[Wetzstein] ermüdende, erschöpfende Arbeit: we were kept with our noses to the grindstone (Greenwood), wir muſsten ohne Unterbrechung arbeiten." Ich erinnere ferner daran, daſs „to grind" die Slangbedeutung „angestrengt arbeiten" hat. Ich habe also nicht unüberlegt *grindstone* mit Arbeit, Geschäft umschrieben. Da auſserdem dadurch ein ganz passender Sinn erzielt wird, so vermag ich nicht einzusehen,



warum Herr ten Bruggencate sagt, ich sei hier „all abroad". Er scheint ein „faible" für starke Ausdrücke zu haben. — Zusatz. Es handelt sich hier doch höchstens um eine von der seinigen abweichende, aber gleichberechtigte, weil wohlbegründete Ansicht, die man in weniger schroffer Weise ablehnen sollte, wenn sie einem nicht behagt.

A (4, 2) „Self-contained." Bei nochmaliger Prüfung schliefse ich mich der Ansicht des Herrn ten Bruggencate an: self-contained = in sich abgeschlossen.

B D (4, 7) „to thaw." Ich habe nicht einfach behauptet, wie man aus Herrn ten Bruggencates Worten schliefsen mufs, dafs „to thaw" wärmer machen heifse, sage vielmehr: „to thaw (eigentlich tauen), hier = wärmer machen"; und dafs diese letztere Bedeutung, ohne sachlich unzutreffend zu sein, für die Übersetzung durchaus pafst, beweist der Text, wo *to thaw* durch *one degree* näher bestimmt ist. Solche Freiheit durfte sich Dickens wohl nehmen; im Deutschen aber läfst sich tauen absolut nicht durch „um einen Grad" näher bestimmen, und deshalb mufs *to thaw* anders übersetzt werden.

C (5, 5) „to edge one's way" übersetze ich mit Thiergen: „sich an der Seite vorbeidrücken." Webster (s. v. to edge, v. i.) sagt: „to move sideways; to move *gradually*, as, edge along this way." Jedenfalls spricht dies mehr für Thiergen und mich, als für Herrn ten Bruggencate, der von „Scrooge's knife-like *cutting through* the crowd" spricht, weil er in *edge* eine Anspielung auf ein Messer findet. Daran, dafs Scrooge sich gewaltsam einen Weg durch die Menge bahnt, ist bei der Schilderung, die uns Dickens von seinem Naturell giebt, nicht zu denken. Hier hätte Herr ten Bruggencate gründlicher sein müssen. Und dabei sagt er von mir: „Dr. Tanger *pretends* to explain the word to edge."

C (5, 6) „nuts" ist und bleibt vulgär. Das von Herrn ten Bruggencate gebrachte Citat aus der „Academy" beweist doch nur, dafs man es für nötig hielt, bei dem Gebrauche des Wortes in ernster Litteratur in Parenthese eine humoristische Entschuldigung hinzuzufügen.

C (6, 3) Herr ten Bruggencate mag sich glücklich schätzen, wenn er den eigentlichen „brown fog" nicht aus persönlicher Erfahrung kennt. Warum schüttet er übrigens seine Zornesschale nicht über Dickens' Haupt aus, der sich, obgleich Herr ten Bruggencate nur etwas von „gelbem" fog wissen will, erdreistet, im Texte von „palpable *brown* air" zu sprechen? Dafs ein leichterer „fog" schmutzig gelb erscheinen kann, will ich nicht leugnen; nur dachte Dickens hier nicht an einen solchen.

D (6, 4) „That nature ... was brewing on a large scale." Während die Natur von Herrn ten Bruggencate hier recht prosaisch und wörtlich als „Brewer" personifiziert gefafst wird, erkläre ich in meiner Anmerkung: „(man hätte glauben können,) die Natur hätte etwas Grofses in Arbeit." An dem hierbei nötigen Hinweis darauf, dafs *to brew* oft bildlich für planen, vorbereiten, in Arbeit haben gebraucht wird, habe ich es nicht fehlen lassen. Den Einwand des Herrn Recensenten: „that this translation entirely loses sight of and ignores the vapour or *mist*, which attends the work of *Nature*", begreife ich nicht; gerade aus dem vielen Dampf oder *fog* schliefsen wir ja, dafs in der Werkstätte der Natur Grofses in Arbeit ist. Herr ten Bruggencate hat also kein Glück, mir hier eine Oberflächlichkeit nachzuweisen, wohl aber glaube ich ihm wieder etwas mehr Gewissenhaftigkeit im Citieren anempfehlen zu müssen. Er sagt: „As if nature were brewing on a large scale = als ob die Natur etwas Grofses in Arbeit hätte, *says* Dr. T.", während aus dem Obigen sich ein anderer Wortlaut des Textes sowohl als auch meiner Anmerkung ergiebt. — Zusatz. Ich will der entgegenstehenden Ansicht, nach der die Natur wörtlich als „Brewer" personifiziert gedacht ist, ihre Berechtigung nicht absprechen, behaupte aber, dafs die meinige ebenfalls zu recht-

fertigen ist. Die Frage ist nur, ist es unzulässig, die Stelle freier aufzufassen, wie ich es thue?

C (7, 1) „Again“ (to smoke again). Über dieses *again* sind für mich die Akten noch keineswegs so geschlossen, wie sie es für Herrn ten Bruggencate zu sein scheinen, der mit seinem dreisten „again *never* means infolgedessen“ (davon) die Sache zu erledigen vermeint. Aus Hoppes Supplement-Lex. (2. Aufl. s. v. again) sei hier angeführt: Gs. St. III, 1: a familiarity that made my blood freeze again. Sollen wir hier auch *again* als Intensitätsadverb zu freeze gelten lassen? Noch deutlicher ist (ib. M. M. W. II, 1): I turned up the whites of my eyne, till the strings awmost cracked again. Wäre *again* hier etwa = intensely, so würde durch das voraufgehende *awmost* (almost) eine Absurdität entstehen, die hoffentlich auch Herrn ten Bruggencate nicht entgehen wird. Versucht man es aber mit der von mir verfochtenen Bedeutung infolgedessen, davon, die doch aus der Grundbedeutung von again (angelsächs. ongegn) sich mit Leichtigkeit ergiebt, so schwindet jede Schwierigkeit. Übrigens citiert Hoppe (l. c.) selber aus Ogilvies Imperial Dictionary: „There is an idiomatic use of the word in such phrases as, he struck it till it rung again, implying energy on the part of the *subject* or *actor*, and *reciprocal action* or *return* on that of the *object*.“ Mit dieser Auffassung deckt sich die meinige durchaus. So viel über Herrn ten Bruggencates „*never*“. — Wenn nun Hoppe *again* durchgehends in solchen Fällen als Intensitätswort auffaſst, so glaube ich, daſs er aus der Ogilvieschen Bemerkung nicht den richtigen Schluſs gezogen hat. In unserem Falle äuſserte sich die „energy“ of the *subject* in Freds „rapid walking“, wobei die Lungen gehörig angestrengt wurden; ihre „reciprocal action“ (return) zeigt sich in dem dampfenden Atem des jungen Mannes. — Zusatz. Ich verweise Herrn ten Bruggencate ferner auf Murrays New Dictionary s. v. again 2, und dort besonders auf das, was unter c) bemerkt wird: „from echo [again], extended to creak, crack, thrill, shake, reel, dance, ache, shine, gleam, wink, etc., to express sympathetic *response to action*, indicating the intensity of the *action itself*.“ Murray sagt nicht, indicating the intensity of the response to action, sondern „the intensity of the *action itself*.“ Das deckt sich genau mit der Auffassung Ogilvies, wie sie sich in seiner vorhin aus Hoppes S.-L. citierten Äuſserung ergab; und damit deckt sich auch die Erklärung, die ich in meiner Anmerkung zu dem *again* gebe. Intensität liegt wohl überall vor, wo sich dieses *again* zeigt, aber nicht an der Stelle, wo man, auch in England, sie häufig annimmt, nämlich an der durch again qualifizierten Thätigkeit oder besser Rückäuſserung, sondern an der anderen, die Murray mit *action itself*, im Gegensatze zu der „response to action“ bezeichnet. Und nun vergleiche man noch einige andere Beispiele aus Hoppes reichhaltiger Sammlung: D. C. S. p. 191: he grinned his approval of the jest, until his white teeth shone again. D. B. L. p. 180: Let it (the fire) shine upon the holly until it winces again. D. B. L. p. 186: [the dahlias,] which bobbed again, as the heavy drops of wet dripped off them; und St. Tr. V, ch. 14: they should be thrashed ad putorem usque = till they stink again. Man werfe nicht ein, daſs, wenn so viele Engländer selber dies again als Intensitätsadverb auffassen, wir doch lieber auch ein Gleiches thun sollten. Ganz landläufige Redensarten werden oft verkehrt verstanden. Wie viele Deutsche z. B. wissen, daſs in „Kind und Kegel“ Kegel so viel heiſst wie Bastard?

B (7, 2) [He] followed it up with „Humbug“. Ich übersetze in der Anmerkung frei: „(er) vervollständigte es.“ Daſs *to follow* folgen heiſst, wissen unsere Schüler; da aber die nächstliegende Übersetzung des obigen Ausdrucks (er lieſs darauf „Humbug“ folgen) hier nicht brauchbar ist, so empfahl sich eine freiere, wie die oben gegebene, oder auch etwa: „er setzte hinzu.“ Als Nichtdeutscher freilich konnte Herr ten Bruggencate

schwer ermessen, was mich zu der Anmerkung veranlafst haben konnte. — Zusatz. Herr ten Bruggencate wirft mir vor, dafs ich „to follow up" nicht als dem „prize-fighters' Slang" entlehnt erklärt habe. Meine Anmerkung bringt nichts Falsches, und im übrigen bin ich auch jetzt noch nicht sicher, ob die englische Sprache ihr „to follow up" den prize-fighters, oder ob die letzteren dies ihrer Muttersprache entlehnt haben und in einem speciellen Sinne verwenden. Ich hatte also keinen Grund, etwas Unsicheres in meine Anmerkung aufzunehmen.

C D (8, 4) „Dead against you." Dafs in „dead blue", welches ich mit *dead drunk* beiläufig als Beleg für *dead against* anführe, *dead* wirklich die Entschiedenheit andeuten soll, dafs *a dead blue* also ein entschiedenes, kräftiges, ungemischtes, ungebrochenes Blau bezeichnet, wird Herr ten Bruggencate aus Flügels grofsem, demnächst in neuer Auflage erscheinenden Wörterbuch ersehen können. Ich führe daraus nur ein Beispiel an: his hair in early youth a *dead black*" (J. Brown, Horæ 72) = ein tiefes Schwarz. — Zusatz. Dead white heifst ebenfalls rein weifs oder kreideweifs.

D (8, 6) „With a stake of holly through his heart." Dafs ich nicht, gleich den meisten anderen Herausgebern, in meiner Anmerkung auf die mittelalterliche Sitte hinweise, Selbstmördern einen „stake" durchs Herz zu treiben und sie so am Kreuzwege zu begraben, möchte Herr ten Bruggencate mir zum Vorwurf machen. Die Hinweisung ist von mir absichtlich fortgelassen worden, denn es handelt sich im Texte, den Herr ten Bruggencate beim Lesen meiner Anmerkungen nicht gründlich genug berücksichtigt hat, keineswegs um Selbstmörder. Wenn nun ein Hinweis darauf auch nicht geschadet hätte, so war er doch nicht nötig, denn was im übrigen zum Verständnis der Stelle, wie sie thatsächlich bei Dickens steht, erforderlich ist, findet der Leser in meiner Anmerkung.

(9, 3) In „to come round" (again) ist durch ein Versehen in meiner Anmerkung die Klammer um *again* fortgeblieben; *again* selbst ist jedoch absichtlich hinzugesetzt worden, da es in der Umgangssprache in dieser Redensart fast nie fehlt.

B (9, 5) „Bound on other journeys" übersetze ich mit Rücksicht auf den Zusammenhang durch: „Mit anderen Reisezielen", und setze in Klammern hinzu: (eigentlich: zu anderen Reisen verpflichtet, auf anderen Reisen befindlich). Wüfste Herr ten Bruggencate etwas mehr Deutsch, so hätte er an dieser Anmerkung keinen Anstofs genommen. Geradezu erheiternd wirkt seine Frage unter: 2ndly: How can *verpflichtet zu* ever mean *befindlich auf?* Er hätte beispielsweise zu 22, 2, wo ich zu „a very *low* fire indeed" die von ihm nicht beanstandete Anmerkung mache: „heruntergebrannt, dürftig", ebenso geistreich fragen können: How can *heruntergebrannt* ever mean *dürftig?!* — Zusatz. Aber Herr ten Bruggencate stöfst sich besonders an dem *on*, statt des sonst üblichen *to* oder *for* hinter bound. Die letzteren Präpositionen stehen aber meines Erachtens deshalb hier nicht, weil das Ziel, der Bestimmungsort, nicht präcise angegeben ist; das on zeigt uns also blofs das „auf der Reise Befindlichsein" an, gerade so wie in den von Herrn ten Bruggencate noch angeführten Beispielen: bound on dangerous errands, on an expedition, on adventures. Dafs aber in allen solchen Fällen mit bound sich jetzt die Vorstellung der Bestimmung, des Verpflichtetseins verbindet (ganz gleich, ob andere, ob wir selbst uns die Verpflichtung auferlegen), scheint mir aufser Erage zu stehen. Ich sehe also nicht ein, was Herr ten Bruggencate in meiner Anmerkung Falsches entdecken will.

C (11, 1) In der Phrase „to be a party to something" möchte Herr ten Bruggencate *anything* statt *something* lesen. Ich werde mich hüten, ihm diesen Anfängerfehler nachzumachen.

C (11, 3) „To *bid* one the greetings of the season" soll kein Englisch sein, meint Herr ten Bruggencate. Er lese in Flügels grofsem Wörterbuch s. v. bid: 1) bieten (einen Grufs etc.); ib.: to bid one joy, to bid one good morning, to bid (od. give) one the time (compliment) of the day. Das dürfte genügen. Allerdings sagt Herr ten Bruggencate: „to bid *any* one etc. is not English." Ich gebe ihm zu, dafs kein Engländer hier *any* gebrauchen würde; nur stammt dies *any* nicht von mir, sondern von Herrn ten Bruggencate her!

? (11, 4) „I'll retire to Bedlam." Ich zweifle, ob Dickens bei dieser Äufserung von Scrooge gemeint hat, dafs Scrooge nach Bedlam gehen wolle, weil dort im Vergleich zu allen übrigen verrückten Menschen die Vernünftigen sitzen. Dieser Gedanke liegt keineswegs so nahe, als dafs man alsdann nicht im Texte eine weitere Erklärung desselben erwarten müfste. Eine solche findet sich jedoch nicht. Ich glaube also nach wie vor, dafs Scrooge nach Bedlam will, weil ihm alle um ihn her verrückt erscheinen, mithin auch er an sich selber irre wird.

C (14, 1) Ich bin Herrn ten Bruggencate für die freundliche Belehrung und die grofse Neuigkeit, dafs man Fackeln nicht blofs bei starkem Nebel, sondern „bei grofser Dunkelheit in general" gebraucht, sehr verbunden. Mancher wird mit mir bisher geglaubt und in London auch gefunden haben, dafs es gegen Dunkelheit dort wie anderwärts Gas- und elektrisches Licht giebt. Herr ten Bruggencate scheint andere Beobachtungen gemacht zu haben. — Dafs im übrigen *link* auch in der vorliegenden Verwendung jetzt weniger gebräuchlich ist als *torch*, halte ich auf Grund eigener Erfahrung aufrecht.

D (16, 2) Herr ten Bruggencate meint, ich hätte das veraltete God *rest* you *merry* erklären sollen. Im Texte steht: God *bless* you merry gentleman. Das *rest you merry* findet sich nur als Illustration in meiner Anmerkung. Der Herr Recensent verlangt also mit anderen Worten, ich solle noch Anmerkungen zu meinen Anmerkungen schreiben! Und so fort in dulce infinitum?

C (18, 2) „Up a yard." Von vielen Londoner Strafsen zweigen sich Sackgassen ab, die bald mews, bald courts, bald *yards* genannt werden. Vgl. übrigens S. 5, Anm. 2 meiner Ausgabe. Abgesehen hiervon kann an dieser Stelle *yard* nicht „Hof" in dem gewöhnlichen Sinne bedeuten, sonst würde, ehe man auf den „Hof" gelangt, der Hausflur oder Thorweg eines an der Strafse stehenden Vorderhauses zu durchschreiten sein. Davon steht bei Dickens nichts. Scrooge geht die Gasse, an deren Ende (*up* the yard) sein Wohnhaus steht, die dadurch also als *cul de sac* sich darstellt, hinauf und gelangt schliefslich an seine Hausthür, an der sich der famose „knocker" befindet. Wenn nun diese Thür von Dickens selber (p. 126 meiner Ausg.) *street*-door genannt wird, so mufs Scrooges Haus doch an einer Art Strafse, nicht auf einem allseitig umschlossenen Hofraum stehen. Diese mews, courts oder yards sind fast immer sehr eng, und so kann es denn wunderlich erscheinen, dafs sich am Ende einer so schmalen Sackgasse ein so riesiges Gebäude findet. — Übrigens will ich gar nicht behaupten, dafs *yard* als Strafsenbezeichnung jetzt noch immer Sackgasse bedeuten müsse. George's Yard, Lombard Street, London EC z. B. führt (gewifs infolge eines Durchbruchs) aus Lombard Street hindurch nach Cornhill. — Ehe also Herr ten Bruggencate sich über meine Anmerkung hermachte, hätte er gut gethan, sich besser zu informieren.

B (22, 1) „Fire-guard" übersetze ich, ebenso wie es Flügel in seinem grofsen Wb. thut, ganz richtig mit „Feuergitter". Wenn nun Herr ten Bruggencate ferner meint, es diene „nie" dazu, das Herausfallen von Kohlen zu verhindern, sondern um das Umherfliegen von „sparks" zu verhüten, so ist das leere Wortklauberei. Herr ten Bruggencate meint

offenbar, wie ich, das Feuergitter diene zum Schutz gegen Feuersgefahr. Bei hoch aufgetürmten Kaminfeuern können sehr wohl ohne das Gitter brennende Kohlen über den Kaminvorsetzer hinweg auf den Fuſsboden fallen; öfter noch kommt es vor, daſs durch kleine Explosionen brennende Kohlenstücke (nicht bloſs „sparks") ins Zimmer geschleudert werden. Gegen beides bietet das Gitter trefflichen Schutz; es müſste aber sehr dicht geflochten sein, wenn nicht einmal kleine, übrigens wenig gefährliche „sparks" hindurchfliegen könnten. — Zusatz. Im übrigen ist nicht klar, was wir uns bei einem gewöhnlichen Kamin unter Herrn ten Bruggencates „brazier" denken sollen. Meint er vielleicht „grate"? Es kann nicht die Rede davon sein, daſs diese Schutzgitter „*on the top* of the brazier" gestellt werden; sie werden vielmehr vor dem Feuer angebracht, und zwar meist mit Haken an den Querstäben (iron bars) der Kamine befestigt. Herausfallende Kohlenstücke können alsdann immer nur auf den eisernen „fender", nie ins Zimmer rollen. — Wb. erklärt: „a framework of iron wire, to be placed *in front of* a fire-place; a fender."

D (22, 4) Herrn ten Bruggencates Bemerkung: „*designed* has not the meaning of *gezeichnet*, but of: dazu *bestimmt*, die Bibel zu illustrieren," verdient besonders festgenagelt zu werden. Meine Anmerkung lautet wörtlich: „designed ... Scriptures, frei etwa: mit bildlichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte." Kein Wort von designed = gezeichnet! Es wird also meine Anmerkung erst entstellt und gefälscht, und dann bekämpft! Fürwahr ein Verfahren, welches mit *unfair* noch sehr gelinde bezeichnet ist.

C (24, 3) Daſs „deed", wie ich erkläre, Kaufsurkunde bedeuten kann, findet man im kleinsten Schulwörterbuch. Um den Erklärungsversuch *deed* hier = „simply: Act, Actus", d. h. also That, in abstraktem Sinne, beneide ich Herrn ten Bruggencate nicht. Handelt es sich doch bei *Marley's chain* um lauter konkrete Gegenstände: cash-boxes, keys, padlocks, ledgers, heavy purses wrought in steel! Wie allerliebst müſsten sich nun einige „Thaten" dazwischen ausgenommen haben! — Zusatz. Hätte Herr ten Bruggencate in seiner Kritik statt *Act (Actus)* etwa Acte oder Aktenstück (pl. Akten) geschrieben, so könnte man annehmen, daſs auch er unter *deed* sich etwas Konkretes vorgestellt hätte; an der Thatsache aber, daſs wir bei ihm schwarz auf weiſs Act (Actus) lesen, ist nicht zu rütteln.

B D (30, 5) „Flowery" eigentlich blumenreich = pathetisch. — Hier möchte Herr ten Bruggencate das Wort „flowery" als „metaphorical", verblümt, verstehen. Abgesehen davon, daſs verblümt etwas ganz anderes ist als *metaphorical*, kann man von den Reden Marleys, in denen sich nur eine zweifellos bildliche Wendung findet (nämlich p. 30 meiner Ausg.: the dealings of my trade were but a *drop of water* in the comprehensive *ocean* of my business) nicht behaupten, wie das Herr ten Bruggencate ganz ungeniert thut, daſs „Marley had been *very metaphorical*". Wohl aber waren die Reden des Geistes immer eindringlicher, ernster und pathetischer geworden. Meine Erklärung scheint mir also ganz den Thatsachen zu entsprechen.

C (31, 3) „Thankee" soll nach Herrn ten Bruggencate nicht aus *thank ye*, sondern aus *thank thee* zusammengezogen sein! Er setzt selber hinzu: „*Harkee* and *Lookee*, however, seem to be contractions from the verb and the nominative *ye*." Bis Herr ten Bruggencate seine Beweise beibringt, bleibe ich bei meiner Ansicht. — Zusatz. Erinnern aber will ich noch an Good-bye.

(33, 2) Scrooge wollte „Humbug!" sagen, wurde aber plötzlich nachdenklich und blieb bei der ersten Silbe stecken. Die erste Silbe ist „hum", und diese bildet zugleich den bekannten englischen Ausruf bei verlegenem Sinnen. Auf diesen von Herrn ten Bruggencate nicht empfun-

denen Doppelsinn in *hum* glaubte ich den Schüler hinweisen zu sollen, da ich ihn für einen von Dickens beabsichtigten hielt und noch halte.

C (34, 1) „ferret“ bedeutet im Slang eine Art Wucherer. Da Herr ten Bruggencate sich nach meiner „authority“ hierfür erkundigt, so verweise ich ihn wiederum auf Flügels treffliches grofses Wörterbuch. Übrigens führt auch Köhlers Dictionary diese Bedeutung an. — Zusatz. Flügel führt sogar auch das Verb to ferret in dem der Slangbedeutung des Substantivs entsprechenden Sinne betrügen, pressen an.

D (36, 2) In seiner Bemerkung zu „supernatural medium“ passiert dem Herrn ten Bruggencate das Malheur, dafs er das „optische Medium“ mit dem „Dunstkreise“ (Atmosphäre) des Geistes verwechselt, der z. B. p. 26 m. Ausg. erwähnt wird: „There was something very awful, too, in the spectre's being provided with an infernal atmosphere of its own.“ Von solcher Specialatmosphäre kann man wohl mit Herrn ten Bruggencate sagen, „it attends the ghost“, von einem Medium nicht. Auch hier also vermag Herr ten Bruggencate meiner Anmerkung nichts anzuhaben.

C (41, 6) Der Gedanke in dem fraglichen Abschnitt ist dieser: the large house had kept nothing of its ancient state *outside*. Dickens fährt fort: nor was it more retentive of its ancient state, *within*, und ich erkläre in meiner Anmerkung: „nor ... retentive of ..., etwas gesucht für: nor had it kept more of ...,“ d. h. more of its ancient state *within* than it had kept *outside*. Das Englisch in meiner Anmerkung ist ganz korrekt und „natural“, wie mir aus englischem Munde versichert wird; (Zusatz. Allerdings mufs man sich die Mühe geben, die durch die Auslassungspunkte angedeuteten Worte zu ergänzen.) wenn also Herr ten Bruggencate meint, ich hätte schreiben müssen: nor had it *retained any*, or *any more*, so irrt er sich wieder einmal. Hoffentlich ist ihm nicht unbekannt, dafs *to keep* auch die Bedeutung des gewählteren *to retain* haben kann?

C (42, 2) „*plain* deal forms“ bedeutet und kann hier weiter nichts heifsen als: unangestrichene Bänke aus Fichtenholz. Bei Schulbänken handelt es sich (wenigstens in England und Deutschland) nur darum, ob sie angestrichen sind oder nicht, keineswegs aber darum, ob Verzierungen oder Schnörkel daran sind. Wenn aber die holländische Schuljugend auf verzierten, mit Schnörkeln u. dgl. versehenen Schulbänken sitzt, so wird man das allerdings als mildernden Umstand dafür gelten lassen können, dafs Herr ten Bruggencate diesen Ausdruck bei Dickens mifsverstanden hat.

C (42, 4) „*Latent* echo, hier etwa: schüchtern, leise (eigentl. versteckt).“ Auch diese Anmerkung findet keine Gnade bei Herrn ten Bruggencate, welcher vorschlägt: „ein schlafendes Echo“, welches noch dazu „durch die Stimmen der Kinder“ geweckt werden soll. Schade nur, dafs diese „Kinder“, ohne welche allerdings das Echo wohl ungestört weiter schlafen würde, nicht dem Dickensschen Texte, sondern ausschliefslich der Phantasie des Herrn Recensenten entstammen. — Wieder ein eklatanter Beweis, dafs Herr ten Bruggencate sich bei seinem „Kritisieren“ nicht einmal die Mühe gegeben hat, meine Anmerkungen im Zusammenhange mit dem Texte zu prüfen.

B (44, 1) „expending all the earnestness of his nature“ (on such subjects) übersetze ich kurz und frei: sich ereifern. Dafs Herr ten Bruggencate sich ereifern nur, oder vorwiegend, in der Bedeutung *to get angry* kennt, macht meine Anmerkung nicht falsch. Oder möchte er auch „deutsch“ besser können als die Deutschen selber?

C (46, 1) „One *dear* night.“ Es ist falsch, dies mit Herrn ten Bruggencate durch „eines schönen Abends“ übersetzen zu wollen. Das würde englisch sein: one *fine* evening od. night. Cf. Flügels grofses Wb., s. v. fine. *Dear* hat den in meiner Anmerkung gegebenen Sinn.

B (46, 5) Die Stimmung des Schulmeisters gegen den jungen Scrooge ist eine gemischte, wie schon der Ausdruck „ferocious condescension“ zeigt. Er mufs zu dem Besuch und also auch zu Scrooge einigermafsen freundlich sein und kann doch seinen Ärger nicht ganz unterdrücken (a terrible voice in the hall cried ...; he *glared* at young Scrooge). Wenn man aus eigener Erfahrung weifs, was der Abgang eines *Boarder's* in solchen Privatinstituten zu bedeuten hat, wird man nicht mit Herrn ten Bruggencate behaupten, dafs die Annahme, der Schulmeister sei wegen der bevorstehenden Verminderung seiner Einnahme ärgerlich, „an den Haaren herbeigezogen“ oder gar „a mare's nest“ sei. Herr ten Bruggencate hat doch wohl „an den Haaren“ etc. gemeint, als er in seinem Deutsch schrieb „mit den Haren“?

B (58, 3) „You think not = du meinst also nicht?“ Scrooge will auf die voraufgegangene Frage keine klare Antwort geben. Er antwortet also ausweichend. Das geht aus meiner Anmerkung für jeden Deutschen oder des Deutschen genügend Mächtigen deutlich hervor. Die Bemerkung des Herrn ten Bruggencate dokumentiert also wieder nur seine Unfähigkeit, über deutsch geschriebene Anmerkungen zu urteilen.

(58, 5) „For the love of him you once were.“ Um den Schülern das Verständnis zu erleichtern, weise ich sie an, für die Übersetzung sich ein *who* vor *you* zu ergänzen. Es hat mir ganz fern gelegen, behaupten zu wollen, dafs *who* hier eigentlich fehle oder stehen müsse. Die knappe Fassung meiner Anmerkung hat wohl dieses Mifsverständnis bei dem Herrn Recensenten hervorgerufen. Im übrigen behaupte ich mit Recht, dafs Auslassungen des relativen Nominativs, aufser nach *here is*, *there is*, nicht gewöhnlich sind. Fälle wie der obige lassen sich wohl in beliebiger Zahl ad hoc konstruieren, sind aber in der alltäglichen Sprache ziemlich ungewöhnlich und erfordern demnach in Schulausgaben eine Anmerkung. — Zusatz. Hätte mir der Herr Recensent eine unvorsichtige oder undeutliche Fassung meiner Anmerkung vorgeworfen, so hätte ich mir das gefallen lassen müssen; ich möchte mir aber keinesfalls Dinge andichten lassen, an die ich nicht im entferntesten gedacht habe. Seite 99, Anm. 8 sage ich auch, „man ergänze sich dahinter“ etc., und niemand wird das so mifsverstehen, als sollten gerade die dort gegebenen Worte als fehlend hingestellt werden. Nur auf den Sinn sollte der Schüler hingewiesen werden.

C D (59, 1) „Pinioned him in both his arms.“ Hätte der Herr Recensent ein Wörterbuch befragt, so würde er sich wohl gehütet haben, meine Anmerkung „packte ihn fest an (oder bei) den Armen“ anzugreifen; so aber haben ihn seine mangelhafte Kenntnis des Englischen und seine Oberflächlichkeit dahin geführt, to pinion mit „umklammern“ zu übersetzen. — Zusatz. Webster: pinion, v. t. 1. to bind or confine the wings of; to confine by binding the wings. 3. to restrain by binding the arm or arms to the body. 4. to confine; to shackle, to chain. Also keine Spur von: in die Arme schliefsen!

(61, 2) Meine Anmerkung zu „fictitious turkey“ scheint Herr ten Bruggencate nur zum Zweck der Verlängerung meines vermeintlichen Sündenregisters zum Gegenstande einer Bemerkung gemacht zu haben. Sagt er doch selbst: „the matter is of no consequence.“ Da er sachlich nichts daran aussetzen kann, so läuft seine Bemerkung wiederum auf leere Wortklauberei hinaus.

D (69, 2) „Pot-bellied baskets ..., shaped like the waistcoats of jolly old gentlemen.“ Ich fasse und erkläre *waistcoat* als scherzhaft gebraucht für *waist* (Leib, Bauch), denn die Westen der Dickbäuche haben bekanntlich nur dann Ähnlichkeit mit dickbäuchigen Körben, wenn sie von den Bäuchen ausgefüllt sind. Was Herr ten Bruggencate daran auszusetzen findet, ist schier unbegreiflich. Und wenn er hier gar an *capacious* in

dem Sinne von bequem (im Gegensatze zu *tight*) denkt, so versteht er die Stelle gründlich falsch.

C (70, 1) „to a fish." Herr ten Bruggencate irrt sich wieder, wenn er diesen Ausdruck mit „as if reduced to a fish" erklärt. *To a man* heifst eigentlich nur: alle bis zum letzten Manne, nicht einmal der letzte ausgenommen; alle wie einer oder ausnahmslos sind freiere Übersetzungen mit derselben Bedeutung. Wenn ferner Herr ten Bruggencate leugnet, „to a fish" sei eine scherzhafte Nachbildung von *to a man*, so möge er hierüber Engländer befragen, wie ich es vorher gethan habe.

D (70, 7) Was die Bemerkung des Herrn ten Bruggencate über *sour* und *tart* bezwecken soll, vermag ich nicht einzusehen; meine Anmerkung wenigstens gab keinen Anlafs dazu, und doch mufs jeder, der jene Bemerkung liest, zu dem Glauben kommen, dafs ich mir in betreff des synonymischen Unterschiedes der beiden Wörter etwas habe zu schulden kommen lassen. Wieder also zeigt sich Herr ten Bruggencate hier unzuverlässig.

(75, 2) „collars." Wenn Herr ten Bruggencate behauptet, der Plural *collars* (hier und p. 83, 6 m. Ausg.) erkläre sich ebenso wie *tongs* und *scissors*, so ist das noch nicht erwiesen, da letztere Wörter bekanntlich nur Plurale sind, während dies von *collar* nicht gilt. Den Plural halte ich hier vielmehr für einen von Dickens als scherzhaft beabsichtigten, um so mehr, als sich (p. 74 m. Ausg.) findet: „his monstrous shirt *collar*", im Singular — was freilich dem Herrn Recensenten entgangen zu sein scheint. Im übrigen erinnere ich daran, dafs in familiärer Sprache z. B. gesagt wird: He looks (is) all *hats*, all *overcoats*, wenn jemand einen zu grofsen Hut oder Überzieher trägt — was mir ein ganz willkommenes Licht auf obigen Plural zu werfen scheint. — Zusatz. An und für sich ist Herrn ten Bruggencates Versuch, diesen Plural von *collar* aus der Zweiteiligkeit der alten Vatermörder zu erklären, nicht übel; ich würde mich seiner Ansicht sogar gern anschliefsen, wenn ich in den Wörterbüchern eine Spur davon entdecken könnte, auch wenn mir nur noch ein zweifelloser Beleg dafür aus der Litteratur beigebracht würde. Bis dahin aber scheint mir Herrn ten Bruggencates Auffassung der Stelle noch recht zweifelhaft zu sein.*

B C (76, 2) „Rampant, hier = ausgelassen, lustig." An dieser Anmerkung etwas zu ändern, habe ich nicht die geringste Veranlassung. Wollten wir mit Herrn ten Bruggencate „sich bäumend" übersetzen, so entstände ein ganz wunderlicher Sinn im Deutschen; und falls der Herr Recensent eine „authority" für meine Übersetzung wünscht, bin ich wieder in der glücklichen Lage, ihn auf Flügels grofses Wb. verweisen zu können. — Zusatz. Noch beweiskräftiger aber scheinen mir die im Texte dem rampant voraufgehenden Zeilen zu sein.

A (83, 2) Herr ten Bruggencate hat recht: *twopence* spricht man nicht tŏpence, sondern gewöhnlich tŭpence aus, obgleich auch andere Aussprachen gehört werden.

B (87, 7) Herr ten Bruggencate irrt sich, glaube ich, wenn er meint, dafs das deutsche: sie wünschten sich „mit ihrer Kanne Grog" ein fröhliches Weihnachtsfest, dem englischen „*in* their can of grog" gleichkäme. Ganz genau läfst sich das Englische hier schwerlich deutsch wiedergeben; doch kommt bei dem wahren Sinne näher als mit. Da nun aber z. B. „bei einem Glase Wein" gewöhnlich „*over* a glass of wine" heifst, so glaube ich auch jetzt noch, bei dieser Gelegenheit mit Recht auf dieses üblichere „over" hingewiesen zu haben.

---

* Herr Professor Napier, Oxford, hat mir inzwischen geschrieben, dafs er meine Auffassung des Plurals „collars" teilt.



B C (89, 4) „Bless those women." Ich erkläre: „etwa, die nichtsnutzigen Frauen." Herr ten Bruggencate hat offenbar nicht bedacht, dafs man im Deutschen wie auch in anderen Sprachen sehr oft, um seine Freude, Zärtlichkeit, Bewunderung etc. scheinbar zu verstecken, in der That aber nur, um sie desto stärker hervortreten zu lassen, tadelnde Ausdrücke, ja geradezu Schimpfworte anwendet. Dieser ganz gewöhnliche rhetorische Kniff liegt auch hier vor, und kein Deutscher brauchte besonders darauf hingewiesen zu werden. Der Engländer verwendet zu gleichem Zwecke sehr gern sein „bless". Auch dies scheint dem Herrn Recensenten unbekannt zu sein.

B (92, 2) „In good temper = in aller Freundschaft." „No! meint Herr ten Bruggencate: *good-humouredly.*" Thatsächlich meinen wir beide wohl dasselbe, nur hat Herr ten Bruggencate das wieder nicht bemerken können, da er des Deutschen zu wenig mächtig ist.

C (92, 4) „to shake" übersetze ich durch „wankend machen" (nämlich in seinen verkehrten Ansichten). Herr ten Bruggencate fafst es als „rühren". Ich fürchte, es wird ihm schwer werden, hierfür schlagende Belege zu finden.

D (93, 2) Da „the sexton's spade" bildlich und nicht wörtlich zu nehmen ist, so habe ich auch „with his own hands" figürlich fassen zu müssen geglaubt, „etwa: aus freiem Antriebe, von selbst". Herr ten Bruggencate scheint diese Ausdrücke wörtlich verstehen zu wollen; vielleicht hat er die Freundlichkeit, uns alsdann zu erklären, wie man die „kindnesses of life" eventuell unter „Mithilfe des Totengräberspatens" kultivieren kann.

D (93, 3) Nicht als Übersetzung, sondern ganz klar als beiläufige Erläuterung stehen in meiner Anmerkung die Worte; „Scrooge ist ja erst durch Marleys Geist dahin gebracht worden, jene ‚kindnesses' zu schätzen." In seiner Oberflächlichkeit glaubte Herr ten Bruggencate, ich wollte to *cultivate* mit schätzen wiedergeben, und fiel deshalb sofort auch hierüber her, dabei ganz übersehend, dafs an dieser Stelle, d. h. in Stave III, Scrooge noch gar nicht nach den sich bei ihm jetzt erst allmählich entwickelnden besseren Grundsätzen handeln kann; wohl aber fängt er nach und nach an, die „kindnesses of life" zu schätzen.

B (98, 2) „*For the flesh* there is upon it." Ich erkläre: „nach dem (wenigen) Fleische, welches daran ist (zu urteilen)," während Herr ten Bruggencate *for* schlechthin als „wegen = on account of" übersetzt. Die Bedeutung „wegen" würde für Deutsche aber die Zweideutigkeit zulassen: man sieht Fleisch auf dem Fufse, er ist also fleischig, deshalb „a claw". Dickens jedoch will offenbar sagen: Man sieht so gut wie gar kein Fleisch auf dem abgemagerten Fufse, deshalb kann man ihn „a claw" nennen. Und dieser Sinn geht, ohne die Möglichkeit eines Mifsverständnisses übrig zu lassen, aus meiner Anmerkung hervor. Hätte Dickens *little* vor *flesh* gesetzt, so wäre wegen genügend gewesen.

D (99, 4) Nur Übelwollen oder Krittelsucht konnte Herrn ten Bruggencate veranlassen, meine Anmerkung zu beanstanden. Dafs ich ebenso wie er an die Redensart „to appeal from A to B" gedacht habe, geht daraus zur Genüge hervor, dafs ich das zu ergänzende *to me* (dem *to B* entsprechend) in Parenthese durch „(an mich)" andeute. Das juristische Fremdwort „appellieren" habe ich absichtlich vermieden.

C (99, 9) „Deny it!" Aus der Rede des Geistes geht hervor, dafs er warnt und droht. Er warnt Scrooge vor der Unwissenheit, weil sie *doomed* sei, wofern nicht noch beizeiten das Merkmal des *Doom* auf ihrer Stirn durch mehr Aufklärung ausgelöscht wird; er wendet sich dann zornig gegen die schuldbeladene Stadt und ruft ihr zu: Deny it! Hierzu rate ich, sich ein „if you can!" zu ergänzen. Der Geist meint: *but you cannot!* Er fährt fort: „Slander those who tell it ye," und wir haben

uns wieder dazu zu denken: but slandering will not excuse you, or confute them. Das Schlufswort „And bide the end!" allein hätte Herrn ten Bruggencate genügen können, um ihm zu zeigen, dafs der Geist warnend und drohend, nicht auffordernd der Stadt gegenübersteht. Die ganze Stelle ist freilich nicht leicht, deshalb wollen wir Herrn ten Bruggencate keinen zu schweren Vorwurf daraus machen, dafs er nichts mit ihr anzufangen gewufst hat. — Zusatz. Die Stelle scheint mir in der That so schwer und dunkel, dafs ich es mir durchaus nicht sehr zu Herzen nehmen würde, wenn mir bewiesen würde, dafs ich sie ebenfalls noch nicht richtig erfafst habe.

D (103, 4) „excrescence ... nose." Ob ich recht hatte, in betreff des Mannes mit dem Auswuchs auf der Nase, den ich, wie Herr ten Bruggencate selbst zugiebt, ganz richtig mit „Schlemmer" bezeichne, beiläufig an „Trunkenbolde" zu erinnern, darüber möge der Herr Recensent sich bei einem Arzte erkundigen. Protestieren aber mufs ich wieder einmal gegen die zweideutige Fassung der Bemerkung des Herrn ten Bruggencate, die dem Leser der „Taalstudie" ein falsches Bild von meiner Anmerkung geben mufs. Freilich, ohne diese Zweideutigkeit hätte jeder sofort die Nichtigkeit seiner ganzen Bemerkung erkannt.

B (103, 4—5) In „But I must be fed, *if I make one*" hätte, so meint Herr ten Bruggencate, der Bedingungssatz erklärt werden sollen. Nötig war das nicht, denn ähnliche Redensarten mit „machen" sind im Deutschen gar nicht selten: den dritten Mann „machen", er „machte" den Begleiter, den Liebenswürdigen etc., was freilich dem Herrn Recensenten nicht bekannt zu sein scheint.

B D (107, 2) „Let the charwoman alone to be the first" etc. Die Scheuerfrau sagt (allerdings von sich selber! — als ob es etwas Unerhörtes wäre, dafs Leute von sich in der dritten Person sprechen!): „Möge denn (meinetwegen) die Scheuerfrau die erste sein." Herr ten Bruggencate hat wiederum nur, weil er des Deutschen nicht mächtig genug ist, den Sinn meiner Anmerkung mifsverstanden. Im übrigen irrt er sich, glaube ich, wenn er meint, dafs an dieser Stelle „let the charwoman alone" bedeute: „lafst sie nur unbehelligt, sie wird's schon fertig bringen." Sie schlägt ihren diebischen Genossen vor, sie sollten in der Reihenfolge ihres Erscheinens auch ihre Bündel öffnen, und da sie selbst die erste war, so will sie (not afraid for them to see it, p. 109 m. Ausg.) ihr Vertrauen in die Diskretion der beiden anderen dadurch beweisen, dafs sie ihr Bündel zuerst öffnen will. Wie man etwas anderes aus dem Texte herauslesen kann, ist mir schwer begreiflich, besonders wenn man beachtet, was p. 109 f. m. Ausg. weiter gesagt wird: „But the gallantry of her friends would not allow of this (nämlich, dafs die Scheuerfrau den Anfang machte); and the man in faded black, *mounting the breach first,* produced *his* plunder." Unmöglich kann Herr ten Bruggencate den Dickensschen Text gründlich gelesen haben, sonst hätte er nimmer von einem „Fertigbringen" an dieser Stelle sprechen können.

C (108, 3) „*Every person has* a right to take care of *themselves*" nenne ich einen Verstofs gegen die Grammatik. Herr ten Bruggencate hält es für „simply recent English". Allerdings hört man derartige Konstruktionen häufig genug, aber man hört noch viel häufiger „it is *me*" statt des korrekten „it is *I*". Herr ten Bruggencate wird dies freilich vielleicht auch für „simply recent English" erklären; aber die englischen Grammatiker? Es versteht sich von selbst, dafs diese Sorte von „recent English" auf unseren Schulen nicht gelehrt wird und nicht zu lehren ist. — Zusatz. Herr ten Bruggencate thäte besser, Mr. Henry Sweet uns nicht als Muster-Stilisten hinzustellen. Sweet ist viel zu sehr absichtlicher Neuerer in seiner Sprache, um als guter Stilist gelten zu können. Schreibt er doch z. B. (Sounds and Forms of Spoken Swedish, p. 9): In loud

declamation or shouting, in which the mouth is naturally opened *widelier* ...! Wer das schreibt, mag, wie Sweet es ist, ein grofser Philologe sein, er ist aber kein Musterschriftsteller.

C (108, 4) Nach dem eben citierten Satze fährt die Scheuerfrau fort: „He (d. h. Scrooge) always *did*," und die *laundress* bekräftigt dies mit: „No man more *so*." Hierzu bemerke ich: „Etwas gewagt für: no man *did* so (nämlich *take care of himself*) more than he." Herr ten Bruggencate findet meine Worte: etwas gewagt „simply köstlich", scheint also wirklich keine Ahnung davon zu haben, was an dem englischen Ausdruck auffallend, kühn oder gewagt ist. Da er aus jeder guten Grammatik des Englischen die erforderliche Aufklärung über den Gebrauch dieses „*so*" schöpfen kann, so brauche ich sie ihm hier nicht zu geben.

D (109, 5) Im Gottesurteil erlitt nach altem Glauben der Schuldige die gerechte Strafe. Ich übersetze deshalb frei *judgment* mit „gerechte Strafe" und glaube durchaus den richtigen Sinn der Stelle damit zu treffen. Herrn ten Bruggencates Bemerkung läuft also wieder einmal auf leere Wortklauberei hinaus.

C (109, 8) Herr ten Bruggencate verwechselt das einfache *to speak* mit *to speak out*, wie der Text liest. Dafs ein Unterschied zwischen *to speak plain* und *to speak plainly* besteht, ist bekannt. Unbekannt jedoch ist Herrn ten Bruggencate offenbar, dafs es in korrektem Englisch nur heifsen kann: to speak out *plainly*.

C (109, 9) „I'm not afraid for them to see it." Mir lag daran, dem Schüler hier bei der Übersetzung zu helfen und ihn vor dem Gedanken zu bewahren, als stände etwa *for them* auffälligerweise statt *of them*, welches ihm nach *afraid* geläufig ist. „For them to see it" übersetze ich also: „wegen des Umstandes, dafs sie es sehen", und glaube nach wie vor, damit den wahren Sinn des Ausdruckes wiedergegeben zu haben. Diese meine Erklärung pafst auch vollkommen für die anderen Beispiele, welche Herr ten Bruggencate anführt: You would have been ... pleased for me to love you ...; I shall be really glad for you to see her. Mit Unrecht aber rechnet Herr ten Bruggencate zu dieser Erscheinung auch Beispiele wie: He is much too good for you to offend him; oder gar: There is nothing so rare as for a man to ride his hobby without molestation, da in solchen Fällen *for* einfach dem deutschen für gleichzusetzen ist und keinerlei kausalen Beigeschmack hat.

C (109, 10) „helping ourselves" — bereits zu Anfang erwähnt.

B (110, 4) Herr ten Bruggencate versucht, mir eine Lektion im Deutschen zu geben. — Ebenfalls schon zu Anfang erwähnt. — Zusatz. Herr ten Bruggencate weifs wohl nicht, dafs im Deutschen sehr häufig nach „wenn" das Præsens Indicativi in konditionalem Sinne gebraucht wird?

C D (117, 2) „*be done*, familiär häufig statt *have done*." So lautet in Wirklichkeit meine Anmerkung. Herr ten Bruggencate aber dreht die Sache anders herum: „Dr. T. *wants us to read ‚have done'*." Das klingt, als schlüge ich eine Textänderung vor. Wieder erweist sich Herr ten Bruggencate als ein unglaubwürdiger Berichterstatter. Auf seinen Vorschlag, wie die ganze Stelle zu verstehen sei, hier einzugehen, nämlich, dafs nicht die Frauen, sondern die Kleider mit dem „*they* would be done" gemeint seien, halte ich nicht für der Mühe wert.

(120, 4) „the growth of vegetation's death, not life." *Growth* kann hier nur Produkt bedeuten, womit eben *grass* und *weed* gemeint sind. Herr ten Bruggencate scheint im übrigen gar nicht zu bemerken, was dem „student" an dieser Stelle sachlich und sprachlich auffallen mufs. Sachlich fällt auf, dafs *grass* und *weed*, die doch sicher zur lebenden Vegetation gehören, hier willkürlich von Dickens davon ausgenommen werden; sprachlich, dafs dichterisch *vegetation's death* für abgestorbene Vegetation, *vegetation's life* für die lebende gesagt wird. Dies ist in meiner

Anmerkung erklärt und es genügt meines Erachtens zum Verständnis der Stelle, wie sie bei Dickens thatsächlich steht, wenn auch nicht, wie sie sich in den Gedanken des Herrn Recensenten zu malen scheint.

D (122, 4) Der Geist verrät endlich durch das Zittern seiner Hand, dafs die ergreifenden Bitten des Scrooge ihn nicht ganz fühllos lassen. Scrooge, der dies bemerkt, ruft aus: „Your *nature* intercedes for me." Ich erkläre: „hier etwa = Gefühl." Herr ten Bruggencate versteht aber *nature* als *good-nature!* Aus dem Zucken der Hand kann man wohl auf eine Regung des Gefühls, nicht aber gleich auf *good-nature* schliefsen!

D (123, 8) Auf die letzte und armseligste unter all seinen zahlreichen „kritischen" Bemerkungen einzugehen, mufs ich mir versagen, da es mir schwer werden würde, dabei den nötigen Ernst zu bewahren.

Ich kann endlich zum Schlusse kommen. In drei Punkten habe ich Herrn ten Bruggencate recht geben können. In 19 Fällen dagegen habe ich ihm nachgewiesen, dafs er nur mangelhaft deutsch kann, in 32 Fällen, dafs er im Englischen nicht hinreichend sattelfest ist, in 21 Fällen endlich, dafs er ein unzuverlässiger Berichterstatter ist. Man wird nun wissen, was man davon zu halten hat, wenn Herr ten Bruggencate sich erkühnt zu sagen, dafs in meiner Ausgabe „*too many* incorrect statements" geboten werden; man wird jetzt auch beurteilen können, in wessen Gesellschaft man sich „*on more dangerous ground*" befindet, in der des Herrn ten Bruggencate oder in der meinigen. — Zusatz. Herr ten Bruggencate wird sich hiermit nicht zufrieden geben; hat er mir doch schon in seinem neulichen Briefe angekündigt, dafs er einen Auszug aus meiner Erwiderung und seine Entgegnung in den „Taalstudie" veröffentlichen, den betreffenden Artikel auch besonders abziehen lassen und an verschiedene Autoritäten in Deutschland, sowie an die Herausgeber der neusprachlichen Zeitschriften versenden wird.* Nun, für mich ist die Sache erledigt; wenn er noch mehr Zeit und Mühe auf diese Fragen verwenden will, kann ihn niemand hindern; nur möge er nicht erwarten, dafs ich mich hierüber mit ihm auf weitere Polemik einlasse.

* Das ist inzwischen bereits geschehen, und zwar ohne dafs Herr ten Bruggencate, welcher sonderbare Vorstellungen von litterarischem Anstand zu haben scheint, mich um Erlaubnis zur Veröffentlichung der betreffenden Stellen meines Manuskripts gebeten hätte. So handelt der Mann, der kurz zuvor mir die nachgesuchte Erlaubnis versagte, seine als Manuskript in meinen Händen befindliche „Entgegnung" öffentlich zu besprechen. Noch ehe also meine „Gegenkritik" erschien, hat Herr ten Bruggencate schon versucht, sie „tot" zu machen!

Berlin, Februar 1889. Dr. G. Tanger.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

W. Wilmanns, Untersuchungen zur mittelhochdeutschen Metrik. Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur, Heft 4. Bonn, Weber, 1888. 196 S. 8.

Der Anhang S. 132—194 und aufser ihm beträchtliche Teile der Untersuchungen S. 5—131 enthalten die Materialiensammlung, auf welche sich die Erörterungen stützen, so dafs für die eigentliche Abhandlung nur ein geringerer Raum übrigbleibt. Da aber auch diese Abhandlung überwiegend erörternd und abwägend zu Werke geht, bereitet eine kurze Wiedergabe des Inhalts Schwierigkeiten.

Das Buch besteht aus drei Abhandlungen.

I. Der daktylische Rhythmus im Minnesang (S. 5—78, § 1—60). In Anlehnung an die ähnlich benannte Untersuchung von Weifsenfels (Halle 1886) und mit dem von diesem benutzten Material wird nach dem Ursprung des daktylischen Verses von vier und drei Hebungen gesucht und das Verhältnis desselben zu den jambisch-trochäischen Versen erörtert. Als Vater des deutschen viertaktigen daktylischen Verses betrachtet Verfasser den romanischen Zehnsilber, wie auch Bartsch annahm.

II. Kürnbergs Weise (S. 81—90, § 61—65). Der romanische Zehnsilber ist auch der Grofsvater des Nibelungenverses: sein Vater ist eine deutsche daktylische Langzeile von sieben Hebungen. Die Verwandten der Nibelungenstrophe müssen nicht notwendig ihre Nachkommen sein, sondern können, wie sie, von dieser daktylischen Langzeile abstammen. Ein solcher Verwandter, die sog. Kürnbergstrophe, entstand um 1190, „wo der daktylische Rhythmus die Modeform des Minneliedes gewesen zu sein scheint“. Dafs diese auch von Rittern gedichteten Lieder einen viel urwüchsigeren Ton anschlagen als die höfischen Lieder älterer Dichter, wie des Hausen, erklärt sich daraus, dafs es zwei Arten Ritter gab: vornehme Leute, wie Hausen, dichteten nach romanischem Vorbilde höfische Lieder — das ritterliche Ingesinde, das nur zur Bedienung und Sicherheit gehalten wurde, ahmte diese vornehme Poesie nach und dichtete Kürnbergslieder.

III. Gebrauch der Wörter mit kurzer Stammsilbe bei den Minnesängern (S. 93—131, § 66—96). Einsilbig, als stumpfe Reime, werden die Stämme auf *r m g h b* viel häufiger verwendet als die auf *t s l d n* auslautenden. Die zugehörigen Endungen sind *e et en*, sehr selten *ent el er em*. Der Gebrauch solcher zweisilbiger Wörter als stumpf im Reime ist in der Blütezeit allgemein, verschwindet aber allmählich ganz. — Im Inneren des Verses ist es ähnlich, doch meidet die Lyrik hier die zweisilbigen Worte mit einsilbiger Aussprache. — Ferner behandelt dieser Aufsatz die Verwendung mehrsilbiger Worte mit kurzer Stammsilbe.

Ein Schlufswort giebt einige allgemeinere Bemerkungen besonders über die Geschichte der Vortragsweise. Aus dieser und aus dem Ver-

hältnis der Dichtung zur Musik werden die Grundsätze hergeleitet, nach denen in den vorliegenden Aufsätzen und in anderen ähnlicher Richtung die Metrik behandelt wird.

Bekanntlich wissen wir von der Musik und der Vortragsweise der älteren Minnesänger gar nichts: überliefert ist nur der Text. Was über Musik und Vortragsweise behauptet wird, stützt sich doch nur auf Schlüsse, die aus diesem Texte gezogen sind. Wendet man diese Schlüsse wieder als Beweise für den Text an, so bewegt sich die Beweisführung im Kreise; Zirkelschlüsse gelten aber in der Logik nichts. Das wird auch offenbar von denen anerkannt, welche den Versuch machen, unabhängig von den alten Texten Anhaltspunkte für ihre Skandierung im noch lebendigen Volks- und Kinderliede zu finden: dies soll die wahre Quelle der Erkenntnis für die altdeutsche Metrik sein. Wir wollen diese Frage, die doch wieder eine neue petitio principii und unbewiesene Voraussetzung enthält, hier zunächst nicht erledigen, sondern die neue Metrik selbst zum Worte kommen lassen. Da soll in dem Blücherliede betont werden

Was blásen die Trompéten Husáren heráus.

Messen wir von den entsprechenden Versen der übrigen Strophen einige nach demselben Schema, also zu vier Hebungen:

2. O scháuet wie ihm léuchten die Aúgen so klár.
5. Bei Lü'tzen auf der Aúe er híelt solchen Stráufs.
8. Bei Léipzig auf dem Pláne, o hérrliche Schlácht.

Ich habe von ein Dutzend Personen von genügender Bildung, doch ohne metrische Gelehrsamkeit, diese Verse lesen lassen und übereinstimmend nur folgende Betonung gehört:

O scháuet wíe ihm léuchten | die Augen so klar.
Bei Lü'tzen áuf der Aúe | er hielt solchen Straufs.
Bei Léipzig áuf dem Pláne | o herrliche Schlacht.

Der erste Versteil ist zweifellos jambisch gemessen; aber auch der zweite mufs so betont werden, weil es unwahrscheinlich ist, dafs innerhalb einer Zeile der Rhythmus wechselt. Eine Schwierigkeit erwächst freilich in dem Umstande, dafs die jambische Messung die Annahme der Synkope einer Senkung erfordert: die Aúgen só klár. Dafs aber dies, und nicht die daktylische Messung die Meinung des Dichters war, geht aus folgenden Gründen hervor:

1) In allen neun Strophen ist der erste Versteil der ersten wie der zweiten Zeile ganz rein jambisch gebaut; die daktylische Messung mutet an jeder dieser Stellen der Zunge Unmögliches zu, nämlich d r e i s i l b i g e Senkungen.

2) Die im zweiten Versteil beider Zeilen auftretende Schwierigkeit (Synkope der Senkung) erklärt sich aus der Absicht des Dichters, hier durch die harte Betonung den Hauptgedanken stark hervorzuheben; es sind Hinkverse.

3) Für einen Teil dieser Verse giebt es, meines Wissens vom Dichter herrührende, Varianten, welche auch im zweiten Versteil den glatten jambischen Rhythmus herstellen, nämlich

{ er hielt solchen Straufs	{ o herrliche Schlacht
{ da híelt er sólchen Stráufs	{ o schö'ne Éhrenschlácht.

4) Der dritte und vierte Vers jeder Strophe sind zweifellos daktylisch; aber in diesen Versen kommen nie solche greuliche Betonungen vor, wie sie die daktylische Messung der ersten und zweiten Zeile jeder Strophe zumutet: der dritte und vierte Vers enthalten nur glatte Daktylen.

Diese dritten und vierten Verse sind offenbar die Ursache gewesen für die falsche Lesung der ersten und zweiten.

Wenn nun Hinz oder Kunz „Was blásen die Trompéten“ oder „Da bräch er den Franzósen“ skandierte, so wäre kein Grund vorhanden, den Leuten ihr Vergnügen zu stören; aber es ist Eduard S i e v e r s (Paul-

Braune, Beiträge 13, 128), welcher auf solche Betonungen sein metrisches System stützt. Sind nach seinen Grundsätzen diese Verse des Blücherliedes viertaktig, so ist das System falsch. Sievers hebt aber (S. 165) es als ein Zeugnis für die Richtigkeit seiner Ansichten hervor, dafs er mit Wilmanns in den Resultaten übereinstimme, und davon, dafs Wilmanns dem widersprochen habe, ist mir nichts bekannt.

Es kam mir darauf an, in einem Falle der jungmetrischen Wissenschaft einen Irrtum nachzuweisen und darauf das Urteil zu stützen, dafs wir alle Ursache haben, derselben vorläufig mit Zweifeln zu begegnen und ihr auf jeden Fall das Recht abzusprechen, Verschiebungen in der Litteraturgeschichte vorzunehmen, also etwa den Morungen in das 13. Jahrhundert und die sog. Kürnbergslieder als Nachahmungen höfischer Gedichte hinter den Hausen zu setzen (Weifsenfels S. 158. Wilmans S. 73. 120. 89). — Von den drei Abteilungen in Wilmanns' Buche bietet die dritte offenbar sehr lehrreiche Beobachtungen; die erste wird wohl noch manchen Anfechtungen unterworfen sein; die dritte aber, über den Kürnberg, enthält schwerlich etwas, was als sicherer Besitz der Wissenschaft betrachtet werden kann.

Berlin. E. Henrici.

Karl Theodor Gaedertz, Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Litteratur. Mit der ersten authentischen inneren Ansicht des Schwan-Theaters in London und Nachbildung von Lucas Cranachs Pyramus und Thisbe. Bremen, C. Ed. Müller, 1888. VIII u. 79 S. 8.

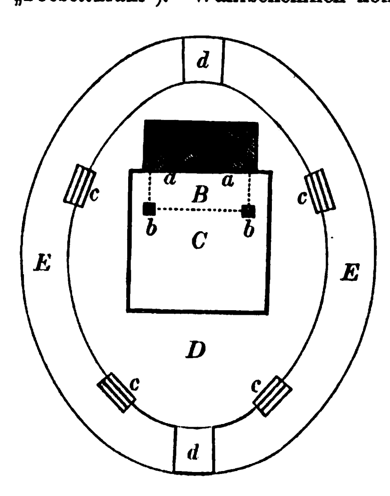
Den Anlafs zur Veröffentlichung des hübsch ausgestatteten Büchleins gab dem Verfasser ein glücklicher Fund auf der Utrechter Universitätsbibliothek. In den Excerpten des Utrechter Juristen Arend van Buchell (1565—1641) ist eine Federzeichnung des Londoner Schwantheaters *(vulgo te theatre off te cyn)* enthalten, welche Buchell seinem Jugendfreunde und Landsmanne Johannes de Witt verdankte. Dieser gelehrte Kunstfreund war 1565 zu Utrecht geboren, studierte seit 1583 unter Justus Lipsius zu Leiden und unternahm dann verschiedene Reisen, auf denen er allerlei Material zur Archäologie und Litteratur, besonders zu einem leider untergegangenen Konkurrenzunternehmen zu Karel Manders *Schilderboek* (1604), betitelt *„Cœlum Pictorium"*, sammelte. 1608 ward er Kanonikus zu St. Marien in Utrecht, 1611 ging er nach Paris, 1620 nach Italien und starb 1622 zu Rom (oder Venedig). Die Londoner Reise, auf der er das Schwantheater besuchte und skizzierte, setzt Gaedertz wohl mit Recht ins Jahr 1596, da in den von Buchell kopierten Bemerkungen de Witts das Schwantheater das beste und geräumigste *(prestantissimum et amplissimum)* genannt und weder das im November 1596 umgebaute Blackfriars-Theater noch der Globus erwähnt wird.

Vom Inneren des altenglischen Theaters — Aufsenansichten sind mehrere erhalten — besafsen wir bisher nur eine das Theater *Red Bull* darstellende Abbildung aus dem Jahre 1662,* die jedoch manches unklar läfst. Aus de Witts Zeichnung aber vermögen wir uns eine ziemlich deutliche Vorstellung zu machen, wie eine Londoner Bühne zu Shakespeares Zeit aussah. Zu besserer Veranschaulichung rekonstruiere ich aus der perspektivischen Ansicht der Bühne und des Zuschauerraumes in einer flüchtigen Skizze den Grundrifs des Gebäudes.

* Wiederholt bei R. Genée, Shakespeare. Sein Leben und seine Werke, 1872, S. 77.



Das Schwantheater war kein blofser Holzbau, sondern wenigstens teilweise aus Flintsteinen erbaut und enthielt nicht weniger als 3000 Sitzplätze. In einem ovalen Hofe erhebt sich das durch die Beischrift „*Mimorum ædes*“ gekennzeichnete Haus der Schauspieler *(A)*, aus welchem zwei Thüren *(aa)* auf die Bühne führen. Oberhalb derselben befindet sich eine mit Leuten besetzte Galerie, wohl der Platz für die Musikanten und unbeschäftigten Schauspieler. Das turmähnlich emporsteigende zweite Stockwerk wird von einer weithin sichtbaren Fahne mit dem Bilde eines Schwans gekrönt. Die etwa 1½ Meter über dem Boden befindliche Bühne zerfällt in zwei Teile, einen überdachten *(B)* und einen unbedeckten *(C*, „Proscænium“). Wahrscheinlich konnten beide durch einen Vorhang getrennt werden, welcher zwischen den beiden hölzernen, marmorähnlich angestrichenen Säulen niederging, von denen das Dach getragen wird *(bb)*. Auf dem vorderen Teile *C*, der eigentlichen Bühne, sind drei Schauspieler sichtbar: zwei Frauen, von denen eine auf einer Bank sitzt, und ein auf sie zueilender Bote. Der Zuschauerraum besteht aus dem gleichfalls unbedeckten Parterre *D* („*Planities siue arena*“ betitelt, ground, yard) und dem ovalen, aufsen vielleicht achteckigen (wie beim späteren Globetheater) Galeriegebäude *(E)*. Das letztere enthält drei von Säulen getragene Stockwerke: *Orchestra** (= Parkettlogen), *Sedilia* (erster Rang) und *Porticus* (zweiter Rang); darüber ein Dach *(Tectum)*. Stufen („*Ingressus*“, *cc)* führen aus der Arena zu der Orchestra. Die auf de Witts Zeichnung nicht sichtbaren Haupteingänge *(dd)* sind von mir hinzugefügt worden. Es könnte scheinen, als wiese die ovale Form auf einen Zusammenhang mit den römischen Amphitheatern und den in Italien längst wohlbeachteten Vorschriften Vitruvs hin; aus der mittelalterlichen Bühne hat sich schwerlich diese Gestalt des Theaters selbständig entwickelt. Um noch auf einige Einzelheiten hinzuweisen, sei zu S. 4[2] an Immermanns Rekonstruktion der Shakespearebühne bei Max Koch, Shakespeare [1885] S. 263 erinnert. S. 6, Z. 12 ist hinter *dispari* ein Wort wie *specie* oder *forma* einzuschalten. S. 7 wird „*ob illitum marmoreum colorem*“ übersetzt: „wegen der wie mit Marmorstrichen überzogenen [!] Farbe.“



Im Gegensatz zu dem interessanten ersten Teile ist der übrige Inhalt des Buches ziemlich unbedeutend und wohl auch nur als Füllsel zu betrachten. S. 19—32 wird unter der Überschrift „Zum Zwischenspiel im Sommernachtstraum“ eine ganz in der Luft schwebende Hypothese entwickelt. Weil in einem 1526 bei G. Rhau in Wittenberg erschienenen Buche eine die Geschichte von Pyramus und Thisbe darstellende Titelbordüre aus Cranachs Schule vorkommt und diese in einem 1553 gedruckten Verlagswerke von R. Tottel in London nachgebildet wird, soll Shakespeare [!] die ovidische Fabel aus einer verlorenen englischen Übersetzung eines verlorenen deutschen Buches über Pyramus und Thisbe

* Offenbar irrt Gaedertz, wenn er S. 14 die Inschrift „*Orchestra*“ auf den Raum „unten rechts und links zunächst der Bühne“, d. h. das Parterre bezieht.

kennen gelernt haben. — S. 33—48 wird eine Abschrift des Abschnittes „Stratford-on-Avon“ in W. Irvings Sketch Book beschrieben, welche James Saunders mit Tuschzeichnungen und Anmerkungen versehen hat. — Ein Artikel „Zu Cohns Shakespeare in Germany“ (S. 76—79) weist in einer Singekomödie des zweiten Teiles der „Englischen Komödien“ vom Jahre 1630 Reminiscenzen aus Gabr. Rollenhagens Amantes amentes nach.

Berlin. J. Bolte.

Kleine italienische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht von Karl Marquard Sauer. Vierte (Titel-)Auflage. Heidelberg, Jul. Groos, 1888. VII u. 208 S.

Das Büchlein, ein Auszug aus der weitverbreiteten „Italienischen Konversationsgrammatik“ desselben Verfassers, verfolgt „vorwiegend praktische Zwecke“. Über 59 Lektionen verteilt, deren jede aufserdem eine kleine Anzahl Vokabeln sowie eine Aufgabe zum Übersetzen aus dem Italienischen ins Deutsche und umgekehrt enthält, bringt es die Formenlehre und wenigstens das Notdürftigste aus der Syntax in, wie anzuerkennen ist, klarer und fafslicher Darstellung. Im „Anhang“ sind eine „Kleine Wörtersammlung“, einige „Leichte Redensarten und Gespräche“ und endlich zwei Dutzend „Leichte Lesestücke“ zusammengestellt.

Störend ist, dafs der Verfasser sich nicht von der alten Unsitte hat freimachen wollen, das Deutsche, der Übersetzung zuliebe, zu entstellen, und Sätze zu bringen wie folgenden: Ich war gewesen vorgestern in dem Theater, und gestern ich war gewesen im Konzerte (S. 37). Ist das Buch, nach dem Vorwort, auch für diejenigen bestimmt, „deren grammatische Kenntnisse eine gewisse Höhe nicht übersteigen“, so wird es unter den Italienisch Lernenden in Deutschland doch kaum jemand geben, der eine kurze Darstellung der Lehre von der Anordnung der Satzteile im Italienischen nicht zu verstehen vermöchte. Eine solche fehlt aber gänzlich. Völlig unzulänglich ist der einleitende Abschnitt über die Aussprache, was bei einem, auch für den Selbstunterricht bestimmten Buche doppelt bedauert werden mufs. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wird über das offene und geschlossene E buchstäblich nichts weiter gesagt als (S. 2): E hat bald den Laut des deutschen e in dem Worte geh, bald nähert sich die Aussprache dem ä, z. B. in der dritten Silbe des Wortes *desiderio*.

Berlin. E. Pariselle.

Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Mit zahlreichen Textproben aus hervorragenden Werken von Augier, Dumas, Sardou und Pailleron. Von Dr. Joseph Sarrazin. Stuttgart, Frommann, 1888. VIII u. 325 S. 8.

„Gebildeten Lesern Ideengehalt und Tendenz der wichtigsten zeitgenössischen Bühnenwerke der Franzosen zu übermitteln, das allmähliche Entstehen des ‚Salondramas‘ aus bescheidenen Anfängen zu zeigen, ist der Zweck dieses Buches“ (Vorwort S. VII). Es besteht im wesentlichen aus vier, wie der Verfasser selbst sagt, „anspruchlosen“, aber mit Sachkenntnis und gutem Urteil entworfenen Skizzen der vier auf dem Titel genannten Dramatiker. Als Ergänzung zu den landläufigen populären Litteraturgeschichten, die gerade in Bezug auf das Theater der neuesten Zeit meist recht kümmerlich geraten sind, kann dieser Teil von Sarrazins Arbeit nur willkommen geheifsen werden. Weniger gilt dies von dem einleitenden Abschnitt: „Die Vorläufer des socialen und Sittendramas.“

Auf den 45 Seiten, auf denen das bürgerliche Drama von Diderot und Beaumarchais, das Drama der Romantiker, die École du bon Sens, sowie Scribe und Konsorten abgehandelt werden, wird selbst der „gebildete Leser“, der etwa nur Engel und Bornhak kennt, nicht viel Neues finden.

Berlin. E. Pariselle.

Novo Diccionario da lingua portugueza e allemã enriquezido com os termos technicos do comercio e da industria, das sciencias e das artes e da linguagem familiar por H. Michaelis, em duas partes, Parte segunda: Allemão-portuguez. Leipzig, Brockhaus, 1889. Neues Wörterbuch der portugiesischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache von H. Michaelis. In zwei Teilen, zweiter Teil: Deutsch-Portugiesisch. Leipzig, Brockhaus, 1889. VI und 573 S.

Dem 1887 erschienenen, seiner Zeit hier empfohlenen ersten Teile von H. Michaelis' portugiesischem Wörterbuche ist nun der zweite, in Anlage und Trefflichkeit ähnliche gefolgt. Mit Verweisung auf jene Anzeige und auf die des deutschen Teiles von dem italienischen Wörterbuche derselben Verfasserin gebe ich hier nur einige kurze Bemerkungen. Der große Reichtum des vorliegenden gegenüber den Wörterbüchern von Bösche[2] (1876) und von Wollheim da Fonseca[3] (1883, 1877) ist deutlich, mag man es nur von außen sehen oder irgendwelche Seite überblicken. Ich habe von ungefähr den Abschnitt „Geld“, und zwar nur den zweiten Teil von Geld-eswert bis zu Ende vor mir, und finde, daß er das erste der genannten um 9, das zweite um 27 einzelne Angaben übertrifft. Mir fällt das Wörtchen „daran“ in die Augen: auf 18½ Zeilen in knappem Ausdruck welch eine Fülle von Einzelheiten beider Sprachen! Wollheim hat hier 15, Bösche 3½ Zeilen. „Ob“ als Präposition (= über) haben diese Wörterbücher alle drei nicht. Sehr viel ist auch in dem vorliegenden Bande für die verschiedensten Teile des menschlichen Könnens und Wissens geleistet, wie es ja der Titel verheißt. Versteht sich, es ist nicht leicht, hier auch nur annähernd die verschiedenen Frager zufrieden zu stellen. Solei kennen die beiden anderen Wörterbücher nicht und das vorliegende giebt an: „ovo cocido em agua salgada“; es müßte wohl heißen: o. c. conservado em a. s., denn nach dem Kochen ist es noch wie jedes andere gekochte Ei, es wird nun aber, das hartgesottene, etwas geklopft, so daß die Schale ganz brüchig und rissig ist, und so wird es dann bis zum Genuß in Salzwasser aufbewahrt. Sojabohne (soia hispida) kennen alle drei nicht. Unter „Schwarzwurzel“ oder „Schwarzwurz“ findet man nur bei Wollheim das beliebte Gemüse escorcioneira, man muß es bei den anderen beiden unter „Skorzonere“ suchen. Das „Mörlein“, eine Art Burgunderrebe, kennen alle drei nicht. Das Vorzeichen in der Musik kennt Bösche nicht, Fonseca giebt antesigno, unsere Verfasserin armadura, clavel. Den Namen Joachim auf der ersten Silbe zu betonen statt auf dem a dürfte trotz „Jochimken“ nicht richtig sein. Wir bekommen hier nämlich wieder in sehr dankenswerter Weise die deutschen Wörter alle mit Betonungszeichen, was das Buch Ausländern ebenfalls vor den beiden anderen wertvoll machen muß.

Friedenau, März 1889. H. Buchholtz.

Bibliographischer Anzeiger.

Deutsch.

K. G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie. 5. verbesserte und stark vermehrte Auflage. (Heilbronn, Henninger.) 430 S. 5,50 M.

J. Bayard und M. Plate, Cours gradué de langue allemande. I. Cours élémentaire. 210 S. (Dresden, Ehlermann.)

G. Carel, Voltaire und Goethe als Dramatiker. Programm der Sophienschule zu Berlin. 38 S.

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Aufl. Umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon. (Leipzig, Grieben.) 941 S.

Herders Briefe an Joh. Georg Hamann. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann. (Berlin, Gärtner.) VI u. 284 S. 6 M.

F. Kern, Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. (Berlin, Nicolai.) 128 S.

B. Maydorn, Hilfsbücher f. d. deutschen Unterricht u. f. d. selbst. Beschäftigung mit den deutschen Klassikern. (Ratibor, Simmich.) 77 S.

P. Nerrlich, Zu Jean Paul. Programm des Askanischen Gymnasiums zu Berlin. [Progr. Nr. 50.] 24 S.

Max. Schmitz, Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. (Neuwied u. Berlin, Heuser.) 65 S. 1,50 M.

G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1. Teil. (Berlin, Gäfsner.) VIII u. 190 S. 4,50 M.

Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte. Unter Mitwirkung von Erich Schmidt und Bernhard Suphan herausgegeben von Bernh. Seuffert. I. Bd., 3. u. 4. Heft. (Weimar, Böhlau.) 530 S.

G. Zöpfel, Die höfische Dorfpoesie. Eine Untersuchung über Neithard von Reuenthal und seinen Einfluſs auf den altdeutschen Minnesang. (Wien, Seidel.) 74 S. 2 M.

Englisch.

J. Döll, Neues Lehrbuch der englischen Sprache. Erster Teil: Lese-, Schreib- und Sprechschule. (Karlsruhe, Reiff.) XVI u. 200 S.

R. Dressel, Bilder aus der englischen Geschichte zum Übersetzen ins Englische. (Halle, Gesenius.) 235 S.

E. Gosse, A History of eighteenth Century Literature (1660—1780). (London, Macmillan.) 410 S.

O. Hahn, Zur Verbal- u. Nominalflexion bei den schottischen Dichtern. (John Barbour. Robert Burns.) III. Programm der Viktoriaschule zu Berlin. 26 S.

Karl Müllenhoff, Beovulf. Untersuchungen über das ags. Epos und die älteste Geschichte der altgerm. Seevölker. (Berlin, Weidmann.) 165 S.

E. Nader und A. Würzner, Elementarbuch der englischen Sprache. (Wien, Hölder.) 133 S. 68 kr.

H. Plate, Lehrbuch der englischen Sprache. I. Vorstufe. 2. verbesserte Auflage. 160 S. II. Grammatik für Oberklassen. 38. neu bearbeitete Auflage. 336 S. (Dresden, Ehlermann.)

J. Pünjer und F. F. Hodgkinson, Lehr- u. Lesebuch der englischen Sprache. (Hannover, Meyer.) VIII u. 272 S. 2,20 M.

J. Schipper, Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt. Zweiter Teil: Neuenglische Metrik. Zweite Hälfte: Strophenbau. (Bonn, Straufs.) 1064 S. 11 M.
G. Schleich, Über das Verhältnis der mittelengl. Romanze Ywain and Gawain zu ihrer afrz. Quelle. Programm des Andreas-Realgymnasiums zu Berlin. [Progr. Nr. 91.] 32 S.
G. Wack, Über das Verhältnis von König Ælfreds Übersetzung der Cura pastoralis zum Original. (Kolberg, Warnke.) 58 S. 1,20 M.

Französisch.

Joh. Bauer und Th. Link, Französische Konversationsübungen für den Schul- u. Privatgebrauch. Erster Teil. 228 S. (München, Oldenbourg.)
L. Bertrand, Sur les idiomes et les dialectes de la France. (Stuttgart, Gerschel.) 42 S. 1,20 M.
Lady Blennerhasset, Frau v. Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung u. s. w. Dritter Band. (Berlin, Paetel.) 569 S. 9 M.
O. Börner, Hilfsbuch für den französ. Unterricht in Schule und Haus. (Dresden, Ehlermann.) 155 S.
G. Bounin: La Soltane, Trauerspiel von Gabriel Bounin. Paris 1641. Neudruck besorgt von E. Stengel und J. Venema. Mit einer litterarischen Einleitung von Joh. Venema. Ausgaben u. Abhandlungen etc. Heft 81. (Marburg, Elwert.) 64 S.
G. Dreyling, Die Ausdrucksweise der übertriebenen Verkleinerung im afrz. Karlsepos. Ausgaben u. Abhandlungen etc. Heft 82. (Marburg, Elwert.) 167 S.
Friedr. Koldewey, Französische Synonymik für Schulen. 3. Auflage. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 219 S.
Rich. Mahrenholtz, Jean-Jacques Rousseau. Leben, Geistesentwickelung und Hauptwerke. (Leipzig, Renger.) VI u. 176 S. 4 M.
Gio. Meli, Lehrgang d. frz. Syntax. (Zürich, Cäsar Schmidt.) 164 S. 1,60 M.
K. Meurer, Französisches Lesebuch. Erster Teil, für Quarta, Unter- u. Obertertia. 2. Aufl. (Leipzig, Fues.) 204 S. 1,60 M.
W. Niederstadt, Alter und Heimat der afrz. Chanson de geste Doon de Maience, sowie das Verhältnis der beiden Teile derselben zueinander. (Diss. von Greifswald.) 54 S.
Fr. Scholle, Die afrz. und altnordischen Überlieferungen des Rolandsliedes und der Wert der Oxforder Handschrift. Programm des Falk-Realgymnasiums zu Berlin. [Progr. Nr. 93.] 24 S.
Anna Sommer, Traité de lecture explicative et raisonnée. Précédé d'une lettre-préface et de la théorie de la lecture par Mme J. Thénard. (Copenhague, Hoest.) 100 S.

Italienisch.

A. Baragiola, Italienische Übungsbibliothek. VII. Goethes italienische Reise. 3. Heft. (Dresden, Ehlermann.) 198 S.
A. Bossola, La flessione verbale nella lingua italiana; saggio di grammatica comparata. (Torino.) 83 S.
Giosuè Carducci, Opere. Volume I. (Discorsi letterari e storici.) (Bologna, Zanichelli.) 448 S.
L. Goldschmidt, Die Doktrin der Liebe bei den italienischen Lyrikern des 13. Jahrh. (Breslau, Köbner.) 1,50 M.
Gio. Meli, Grundrifs der ital. Grammatik. (Leipzig, Brockhaus.) 157 S.

Slavische Sprachen.

Osk. Asboth, Kurze russische Grammatik. (Leipzig, Brockhaus.) 145 S. 1,60 M.



